DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1923
4. Jahrgang
1. Halbjahr

* STEFAN GROSSMANN * HERAUSGEBER *

DAS TAGEBUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 6. JANUAR 1923

INHALT

Einzelverkaufspreis M. 200.—
Kr. 2200.— Kč. 1.25

JAHRGANG IV HEFT 1 * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND *

* ERNST ROWOHLT VERLAG *

DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

4. Jahrgang / 1. Halbjahr

1923

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

Kunst, Philosophie, Literatur, Wissenschaft:

Briefe, Betrachtungen, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Januarwoche

In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, hat die Pariser Konferenz erst begonnen, noch nichts „verlautbart". Aber ein Bild des mutmaßlichen Verlaufs gibt die Art, in der die regierungsnahe Presse Frankreichs öffentliche Meinung vorbereitete. Der „Matin" bringt in jeder Nummer, rechts neben dem Blatt-Titel, einige lapidare Sätze zum Thema des Tages. Wir verzeichnen folgende Rufe übers Pflaster. 20. Dezember: „Man wartet mit der Entscheidung auf Amerika's Stellungnahme. Hätte man 1914 gewartet, so wäre Frankreich heute preußisch!" 21. Dezember: „Die Schulden konvertieren? Die Steuern erhöhen? Oder Reparationen erhalten?" 23. Dezember: „Herr Stinnes kauft in allen Ländern. Wenn er ein klein wenig an Frankreich zahlte! . . ." 24. Dezember: „Die deutsche Industrie muß ausreichende Garantien leisten. Nicht nur im Inland, auch im Ausland hat sie enorme Devisenbestände." Und so fort: — die entschiedenste Stimmungsverhetzung. Wer da noch hoffen kann, der Fechter Poincaré wolle wirklich jene Politik der Konzilianz treiben, von der er nach London sprach, ist ein beneidenswerter Optimist.

Herr v. Knilling, Bayerns gegenwärtig sozusagen Verantwortlicher, hat zur Jahreswende eine „Mahnung an das deutsche Volk" erlassen, in der er ganz besonders empfahl: „Fort mit der Zwietracht, Parteisucht und Nörgelsucht! Zurück zur deutschen Einigkeit, zur deutschen Schlichtheit und Einfachheit, zu deutschem Pflichtbewußtsein, zu ernstem, stillem, unwiderstehlichem deutschen Wollen!" Wie sah es um dieselbe Zeit in Herrn v. Knillings nächster Nachbarschaft aus? Um diese Zeit hat die Zeitschrift „Heimatland" die Behauptung aufgestellt, die Reichsregierung habe sich in einem Geheimschreiben an die französische Regierung gewandt und sie zu gemeinsamer Bekämpfung der nationalsozialistischen Gefahr aufgefordert. Berlin dementierte. Was tat München? Nachdem die Sage (nicht aber das Dementi) schon ihren Weg durch die ganze Presse gemacht hatte: — nach vier Wochen ein klein bischen Rüge in der Tante Staatszeitung. Weiter: Im selben „Heimatland" veröffentlichen die „Vaterländischen Verbände" ein offenes Schreiben an Herrn v. Knilling, eine einzige Besudelung des Leipziger Gerichtshofs. Sie erklären, daß sie ihren Mitgliedern das Erscheinen vor diesem Revolutionstribunal verbieten, weil es für einen deutschen

Mann entwürdigend sei, sich vor Hoch- und Landesverrätern zu verantworten. Replik v. Knillings? Kein Tönchen bisher! Kein Staatsanwalt wird beauftragt, so offene Aufreizung zum Widerstand gegen geltendes Recht ein bischen in Augenschein zu nehmen. Weiter: Am 16. Dezember wendet sich Herr Hitler in öffentlicher Versammlung sogar schon gegen das bayerische Parlament. Die Landtagsabgeordneten nennt er „immune Lumpen", preist die Diktatur und prophezeit, seine Nationalsozialisten würden, auch als Minderheit, den anderen schon noch ihren Willen aufzwingen. Wenn ein Kommunist in öffentlicher Rede solch verfassungswidrige Appelle losgelassen hätte! Hier? Kein Knilling regt sich im Wind! Weiter: in derselben Versammlung predigt das Hitler: „Jeder muß sich ein Notizbuch anlegen, in das die politischen Gegner einzutragen sind, damit am Tage des Sieges Rache genommen werden kann." Glatte Aufforderung zum Mord, zur Lynchjustiz? Beileibe, da schritte die Regierung doch ein! Weiter: am 20. Dezember setzt das Nationaltheater Korngolds Oper „Die tote Stadt" an. Abends um ½6 Uhr wird die Vorstellung plötzlich abgesagt: — Hitler's Mannen haben, weil der Komponist Jude ist, mit Skandalen gedroht. Hier aber, — das Nationaltheater ist selbst ja ein staatliches Institut —, hier wenigstens hat man doch die Zähne gezeigt? Keine Spur, man hat sich verbeugt und gehorcht. Daß ferner — immer in denselben zwei Wochen, — Arbeiter, Ausländer und jüdische Studenten auf offener Straße mißhandelt, das rituelle Speisehaus gestürmt, eine Versammlung des Friedensvereins, in der Professor Quidde sprach, gesprengt, die Anwesenden mit Gummiknüppeln, Gläsern und Stühlen bearbeitet wurden, — das zählt man nach so viel Kampf gegen die Zwietracht und Parteisucht, nach so viel Förderung deutscher Einigkeit, deutscher Schlichtheit und deutschen Pflichtbewußtseins überhaupt nicht mehr. Herr Schweyer, Innenminister des Ordnungsstaates Bayern, des Landes der Autorität und starken Regierung, — Herr Schweyer hat kürzlich erklärt, gegen das Hitler könne man überhaupt nicht an, sonst habe man tags darauf die Revolution. Da hat's nun, endlich einmal, geschnappt! Was predigt Knilling dem deutschen Volk? „Raffe Dich, allen Schwierigkeiten, allen Gefahren zum Trotze, zu neuem Leben und erneuter Kraft und zu neuerwachtem Willen auf!"? Das sollte er zunächst doch selber vormachen!

Beitrag zur Psychologie des deutschnationalen Studenten: Bei der Gerhart Hauptmann-Feier in der Berliner Universität fehlten die Vertreter der Studentenschaft. Nun hat ihr Sprecher, der Student Hoeß, einen Brief an die „Frankfurter Zeitung" geschrieben, worin er diese beschämende Haltung der jungen Herren hinter dreierlei Vorwänden zu entschuldigen versucht: Erstens sei der „Hochschulring deutscher Art" an dem Fernbleiben

nicht schuld, weil die Sache nur die organisierte „Studentenschaft der Berliner Universität“ angegangen sei, diese sei aber offiziell nicht geladen worden. Zweitens aber sei Hauptmann zu einer „parteipolitisch abgestempelten Persönlichkeit herabgewürdigt worden“. Die Feier habe „nachträglich das Ablehnen der Studentenschaft voll gerechtfertigt“. Drittens sei die Feier eine Privatveranstaltung des Verlages S. Fischer gewesen. — Die Zuschrift des jungen Herrn offenbart die innere Natur der edeln Jünglinge. Hoch ausgebildet der Sinn für formale Korrektheit! Die Einladung war nicht ganz richtig adressiert, die Feier war privat, die Einladung nicht offiziell. Und der bläuäugig-blonde Jüngling fühlt nicht, wie jämmerlich diese tadellose Formkorrektheit ist. Studenten hatten neue Gelegenheit, dem größten Dichter Deutschlands zuzujubeln! Und sie traten zusammen, besahen die Einladung, stellten fest, daß die Studentenschaft selbst nicht offiziell eingeladen war, putzten die Brillen, wischten sich die Nasen ab und schnarrten: „Bedauere sehr. Formfehler. Müssen Beteiligung absagen.“ Eine Versammlung von pensionierten Geheimräten hätte nicht blutloser, nicht unbeteiligter, nicht greisenhafter entscheiden können. Und dann die Genugtuung, „nachträglich voll gerechtfertigt“. Wer waren denn die Festredner? Ist Professor Petersen ein alter Kommunist? Gehört Felix Holländer zum Vorstand der Sozialdemokratie? Ist Röthe eingeschriebenes Mitglied der Demokratenpartei? Aber Löbe, der Präsident des Reichstages hatte gewagt, Hauptmann als den Dichter der Mühseligen und Beladenen zu rühmen, ist das nicht parteipolitische Herabwürdigung? . . . Liest man diesen Brief des deutschen Studenten Hoefs, so weht einem die kalte Luft einer gewissenhaften Seele an. Ein trotziges „Justement nicht!“ hätte bloß herzhafte Stupidität erkennen lassen, — dies Advokatengerede junger Leute ist widerwärtiger als trotziger Stumpfsinn. Sie haben nicht einmal den Mut zu ihrer Beschränktheit!

Anschluß oder Abschluß? Auf einen Neujahrsglückwunsch Eberts, worin von dem „österreichischen Brudervolk“ die Rede war, antwortete Michael Hainisch, der Präsident der deutschösterreichischen Republik, in einem konventionellen Telegramm: „Bitte meine innigsten Wünsche für Ihre und Deutschlands Wohlfahrt zu genehmigen. (Genehmigen . . .) Hoffe zuversichtlich Besserung der Lage Ihrer Heimat (Ihrer Heimat . . .) im kommenden Jahr.“ Nichts vom Brudervolk. Deine Heimat ist nicht meine Heimat. In den Tagen, da die Österreicher Kredite brauchten, klangen die Liebeserklärungen feuriger. Ein Skeptiker meinte schon damals bei den rechtzeitig geäußerten Beteuerungen, auf den wirklichen Willen dieser Schlaumeier passe eine besondere Variation des Gambetta-Wortes: „Immer davon reden, nie daran denken.“ Aber Herrn Hainischs Kühle ist nicht die Temperatur der Österreicher. Diese kalte Pfiffigkeit wird korrigiert werden!

GEGEN DIE VIELZUVIELEN IN DEN PARLAMENTEN

Siehe die Beiträge zum selben Thema in den Heften 51 u. 52 des abgeschlossenen Jahrgangs.

HUGO SIMON, preuß. Finanzminister a. D.

Ich halte den Vorschlag des Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Dominicus, die deutschen Parlamente auf die Hälfte ihrer Mitglieder zu reduzieren, als vorübergehende Maßnahme für eine durchaus beachtenswerte Anregung.

In dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der deutschen Parlamente würde ich keinerlei Benachteiligung des Staatsbürgers darin erblicken, wenn die Zahl der Parlamentsmitglieder soweit wie nur möglich verringert wird. Ich glaube allerdings auch nicht, daß es ein Mittel zu qualitativer Arbeit ist oder ein Mittel, geistig besonders wertvolle Menschen für den Parlamentarismus in seinem jetzigen Zustande zu gewinnen. Außergewöhnliche Zeiten erfordern außergewöhnliche Mittel, und die Parlamente sind vielleicht ein Hemmnis dafür, der Entwicklung die Bahn zu schaffen, die sie sich mit naturgemäßer Notwendigkeit schaffen muß. Aber es ist weder die Stunde da für einen, in dieser Richtung fließenden, starken und gesunden und seines schöpferischen Wertes sich selbst bewußten Parlamentarismus, noch für einen sicher von vielen gewollten D i k t a t o r, der sich als Vollstrecker des Volkswillens manifestiert, und der dann auch von der Weltbühne abtritt und abtreten muß und abtreten wird, wenn seine Zeit erfüllt ist. In unreifen Köpfen mag ein Diktator als ein Mann erscheinen, der das Maul aufreißt und schimpft. Ein Diktator, der der Vollstrecker einer sittlichen Kraft ist, wird die Wiedergeburt eines auf einer starken Gemeinschaft, wurzelnden demokratischen Parlamentarismus mit sich bringen.

Dr. AUGUST MÜLLER,
Staatsekretär a. D., Universitätsprofessor

Ich trage Bedenken, die Zahl der Parlamentarier in der gleichen Weise zu beurteilen, wie die Zahl der sonstigen Beamten, an die man gewöhnlich denkt, wenn aus Gründen größerer Sparsamkeit eine Verminderung der Beamtenzahl gefordert wird. Die Parlamente und politischen Parteien sind durch die Einführung des parlamentarischen Systems gewissermaßen zu einem Organ der Staatsverwaltung und Staatsregierung geworden, während die übrigen Beamten lediglich Organe der Exekutive darstellen. Daß wir in Deutschland eine so große Zahl von Parlamentariern haben, ist ausschließlich historisch zu erklären. Jeder Gliedstaat, oder, wie man heute recht mißverständlich sagt, jedes „Land", braucht nun einmal in einem Bundesstaate eine repräsentative Versammlung. Da wir den Weg zum zentralisierten Staat weder einschlagen wollten, noch konnten, bleibt nichts anderes übrig, als die einzelstaatlichen Par-

lamentarier als unvermeidliches Ergebnis dieser Entwicklung mit in Kauf zu nehmen. Ob die Zahl der Parlamentarier in den einzelnen Ländern zu groß ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Man muß da die Einzelheiten der Entwicklung in den Einzelstaaten sehr genau kennen, um darüber ein Urteil zu besitzen. Für den Reichstag und den Preußischen Landtag möchte ich verneinen, daß die Zahl der Parlamentarier hier übermäßig groß ist. Natürlich könnte man sich vorstellen, daß diese Parlamente um 50 bis 100 Köpfe kleiner sind, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß die Qualität der Parlamentarier verbessert würde. Man darf auch die Zahl der Parlamentarier nicht zu klein werden lassen, weil der Zusammenhang zwischen Wählern und Gewählten, der durch das bestehende Proportional-Wahlrecht an sich schon in einem bedenklichen Maße gestört wird, eine noch größere Lockerung erfahren müßte, wenn eine erhebliche Verkleinerung der Zahl der Abgeordneten stattfinden würde. Man darf eben nicht vergessen, daß im parlamentarischen Regiment die Abgeordneten ganz andere Aufgaben zu erfüllen haben, wie im früheren Obrigkeitsstaate. Wenn diese Aufgaben noch nicht in wünschenswerter Weise erledigt werden, so darf man sich dadurch nicht dazu verleiten lassen, Forderungen aufzustellen, die das Kind mit dem Bade ausschütten. Selbstverständlich wird in manchem Einzelparlament und auch in den Zentralparlamenten eine Reduzierung der Abgeordnetenziffer möglich sein. Aber im großen und ganzen glaube ich, daß nennenswerte Reduzierungen der Abgeordnetenzahl nur durch Verschwinden ganzer Parlamente infolge des Aufgehens kleinerer Staaten in größere möglich wären.

Finanziell spielt übrigens die Frage keine sehr große Rolle. Die Abgeordnetendiäten sind, gemessen an der Geldentwertung, sehr gering. Der demokratische Staat ist nun einmal nicht so billig zu verwalten, wie etwa das frühere halb autokratische Preußen, und zum demokratischen Staate gehören Vertretungskörper der verschiedensten Art, deren Verringerung lediglich aus Sparsamkeitsrücksichten nicht erstrebt werden sollte. Bevor man dazu schreitet, wäre viel richtiger die Aufhebung der Diäten. Das würde auch insofern wohltätig wirken, als die übermäßige Länge der Parlamentstagungen dadurch verkürzt würde. Ich möchte jedoch, um nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich betonen, daß ich die Aufhebung der Diäten nur dann als ein kleineres Übel betrachten würde, wenn Sparsamkeitsgründe die Alternative stellten: entweder Verringerung der Abgeordnetenzahl oder Aufhebung der Diäten.

Viel wichtiger als die Zahl der Abgeordneten ist die Hebung des geistigen Niveaus der Parlamente. Solange aber das Proportionalwahlsystem mit gebundenen Listen herrscht, wird jede Hoffnung darauf, daß es gelingen könnte, die Parlamente auf ein höheres geistiges Niveau zu heben, eitel sein. Wohl verstanden: gegen die *demokratische Grundlage* des Wahlrechts wende ich mich

nicht. Ein Wahlrecht, das, wie das unserige, die Zusammensetzung des Parlaments abhängig macht von den Entscheidungen der Parteisekretäre, muß aber mit Naturnotwendigkeit zur Auslese der Mittelmäßigen und zur Beherrschung der Parlamente durch Parteiangestellte führen. Ich würde es für viel wichtiger halten, das Augenmerk auf dieses Hauptübel unseres gesamten politischen Lebens zu richten, als die nebensächliche Frage der Zahl der Parlamentarier als eine Hauptfrage zu behandeln. Das bestehende Proportional-Wahlrecht ist der Todfeind selbständiger politischer Persönlichkeiten, ohne die das parlamentarische Regiment seine Aufgaben nicht erfüllen kann. Deswegen ist die Voraussetzung einer befriedigenden Funktion des parlamentarischen Regiments und einer Hebung des geistigen Niveaus der Parlamente eine radikale Beseitigung des Proportional-Wahlrechts und Übergang zu einer Wahlmethode, die die Entscheidung über die Zusammensetzung des Parlaments den Händen der Parteibürokratie entwindet und sie in die Hände der Wähler legt, in die sie gehört.

THOMAS WEHRLIN

DER VERFALL DER DEUTSCHEN PRESSE

Wer ein deutsche Zeitungsblatt aus dem Winter 1913/14 mit einer Nummer derselben Zeitung aus dem Winter 1922-23 vergleicht, merkt sofort den rapiden Verfall des deutschen Zeitungswesens. Es erschreckt nicht nur die äußere Dürftigkeit der Zeitung, die innere Ärmlichkeit ist noch viel erschreckender. Ich muß immer lachen, wenn ich jetzt irgendeinen Schafskopf von Theaterkritiker über den Verfall der Theater-Ensembles klagen höre. O du grundgütige Einfalt, — und der Zerfall des Redaktionsensembles macht dir gar keine Kopfschmerzen?

Der geistige Verfall der deutschen Zeitungen offenbart sich in zwei Richtungen.

Erstens auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens. Es steht nichts drin in den deutschen Zeitungen. Der Leser erfährt die wichtisgten Dinge nicht mehr. Das hat seinen Hauptgrund in dem Mangel an Telegrammen und Berichten aus dem Ausland. Das Schicksal Europas wird jetzt in New York und vielleicht auch in London entschieden. Außer der „Frankfurter Zeitung" (die als Einzige verhältnismäßig undemoliert dasteht) hat keine deutsche Zeitung einen ausführlich informierenden Korrespondenten-Dienst, namentlich fehlt er aus den Vereinigten Staaten. Ja, selbst in London, wo bis 1914 doch immerhin ein halbes Hundert deutscher Journalisten lebten, sind zurzeit nicht drei zureichende deutsche Presse-Vertreter, die Frankfurterin auch hier wieder rühmliche

Ausnahme. Die Zeitungen wenden ein, die Kosten der Auslandsberichte seien unerschwinglich. Das ist nur bedingt richtig. Es ist nicht einzusehen, warum das System der associated press, nämlich der gemeinsamen Tatsachen-Berichterstattung, in Amerika anwendbar ist und von den Schnorrern der deutschen Zeitungswelt stets verschmäht werden soll. Stupide Eigenbrödelei verhindert es, daß wir wenigstens drei oder vier fähige deutsche Korrespondenten in New York und London sitzen haben, durch welche die vollkommene Provinzisolierung Deutschlands durchbrochen würde. So schlimm geht es den deutschen Zeitungsfabrikanten in Berlin, Hamburg, Leipzig, Dresden, Breslau durchaus nicht, daß sie nicht gemeinsam einen musterhaften Nachrichtendienst einrichten könnten. Im übrigen würde hier eine große Aufgabe für das Wolffbüro frei, für die amtliche Nachrichtenagentur. Aber man weiß, daß diese klägliche Zeitungsbeamtenstelle nicht einmal dem schlichten Inlandsdienst gewachsen ist, geschweige denn schwierigeren fachlichen Aufgaben. Was haben die Regierungen getan, um dieser Unfähigkeit zu steuern? Was die Zeitungsherausgeber? Was die Journalisten? Nichts, nichts, nichts. Auch ohne großen Nachrichtendienst gäbe es ein einfaches System, dieses Abgeschnitten-Sein von der Welt zu korrigieren. Die großen Zeitungen brauchten nur die wichtigsten amerikanischen und englischen Zeitungen und Magazine zu halten und einen tüchtigen, gebildeten Journalisten damit zu betrauen, das Notwendige daraus zu übersetzen. Nicht einmal das geschieht. Auch nicht in den großstädtischen Zeitungen, in den sogenannten Weltblättern. Wenn in Deutschland eine Zeitung einen Chefredakteur besitzt, der den „Temps" liest, so ist sie auf dies bißchen Französisch schon außerordentlich stolz und hält sich deshalb schon für ein Weltblatt. Gewiß, es fehlt an journalistischen Talenten. Sie sind wie weggewischt. Aber wer soll denn — bei der Knickerigkeit der großen Verleger — den hoffnungslosen Beruf des Redaktionsproletariers ergreifen? In dieser Hinsicht trifft den alten Rudolf Mosse ein schlimmer Vorwurf noch ins Grab. Er hat als mächtigster Verleger die unwürdige Bezahlung des ständigen Redakteurs in ein System gebracht, das durch die gelegentliche glänzende Bezahlung von berühmten Outsidern korrigiert wurde. Die Zeitung mit dem besten Inseratengeschäft zahlt noch heute die miserabelsten Gehälter und Honorare; und so sind Mosses Erben mitschuldig an der Proletarisierung des deutschen Journalistenstandes und damit am Aussterben des Nachwuchses.

Für den Mangel an Material, will sagen an Nachrichten, kann die Presse immerhin einige triftige Entschuldigungen anführen. Der zweite und entscheidende Mangel ist weder durch Papierknappheit, noch durch Devisenmangel zu begründen. Es handelt sich um den Verfall des journalistischen Talentes. In allen Redaktionen fehlt es schon am Selbstverständlichsten. Es gibt keine Reporter! Unmög-

lich, in einer deutschen Zeitung den kurzen Bericht über eine Gerichtsverhandlung zu lesen. Es gibt in ganz Deutschland keine Zeitung, die imstande wäre, aus dem überquellenden Material der Strafgerichte lesbaren Zeitungsstoff zu machen. Ein Berliner Tageblatt, das sich entschlösse, täglich Bilder aus der deutschen Justizpraxis zu geben, würde damit spannenderen Inhalt gewinnen, als in den stupiden Romanfortsetzungen, die trotz der Papiernot monatelang durch die Spalten geschleppt werden, von keinem Zurechnungsfähigen gelesen. Freilich dünken sich deutsche Literaten zu gut zum Justizbeobachter, -schilderer und -kritiker. Der Ruhm, allwöchentlich drei oder fünf vertrottelte Theaterstücke mit ebenso vertrottelten Kliché-Redensarten zu bedenken (wenn man hier von bedenken reden darf) scheint ihnen lockender. Wahrscheinlich hätten wir eine bessere Justiz, wenn wir eine halbwegs zureichende Justizberichterstattung hätten. Aber die Fähigkeit, einen verwickelten Sachverhalt schlicht darzustellen und das sozial oder psychologisch Anmerkenswerte, welches durchaus nicht immer das Urteil sein muß, herauszuheben, ist unter deutschen Journalisten nicht verbreitet. Und wer ist denn imstande, den Inhalt einer Parlamentssitzung mit der nötigen Abstufung der Wichtigkeiten und mit einem Anflug von Humor oder Pathos wiederzugeben? Es fehlt an der Fähigkeit zur klaren Berichterstattung. Der deutsche Journalist ist ein träger Handwerker geworden. Er überläßt das Feld, das er selbst beackern soll, den Korrespondenzen. Er begnügt sich mit geistlosem Redigieren und hat die Fähigkeit der selbständigen Darstellung allmählich ganz verloren. Reichstag? — wo sind die Berichte der Parteikorrespondenz! Gerichtssaal? — was bringt die Kriminalkorrespondenz? Ja, sogar ein spannender Perlendiebstahl wird immer von der Polizeikorrespondenz geholt. Der Redakteur ist nichts als ein mit Schere und Manuskript wütender Zensor der Korrespondenzen. Diese Technik der Zeitungsmache, dank welcher der Journalist die wichtigste Fähigkeit — die Verarbeitung des eignen Eindrucks — verlernt, hat die deutsche Presse ganz uniform und ganz unlesbar gemacht.

Während so die eigentliche journalistische Aufgabe, die Berichterstattung, systematisch verwahrlost wird, bemüht man sich durch allerlei Aufputz die Armseligkeit der Zeitung zu drapieren. Dreierlei Dekorationsmethode: 1. Der Leitartikel. 2. Die Kunstkritik. 3. Die Plauderei. Über den deutschen Leitartikel ist nichts zu sagen nötig. Für die Auslandspolitik fehlt ihm das Material, die Auslandsmeldung, die Auslandszeitung, meistens auch das primitivste außenpolitische Wissen. Bei einem plötzlichen Examen der Leitartikler — schon der Gedanke eines solchen Examens erzeugt Redaktionspaniken — würde sich herausstellen, daß 90 vom Hundert der Leitartikler nicht einmal die Hauptstücke des Vertrages von Versailles kennen. Für den innerpolitischen Leitartikel kommt man mit den

zwanzig Klichéwendungen aus, die Parteivorstand oder Verleger als eisernen Bestand der Redaktion angeschafft haben. Der zweite Aufputz ist das Kunstgeschmuse: Theater-, Musik-, Kunstkritik. Sie wird ohne Laune, begreiflicherweise ohne Laune, entweder von schlecht bezahlten alten Herren oder von eitlen Wirrköpfen der jüngeren Generation besorgt. Das Publikum, ehedem innerlich beteiligt, ist stumpf geworden und liest über das leere Gerede hinweg. Dann ist noch, daß Gott erbarm, ein fröhlicher Plauderer in der Zeitung. (Glücksfälle wie der erquickende Victor Auburtin, übrigens auch miserabel entlohnt, sind Ausnahmen.) Aber man sehe sich an, was so im „Lokalanzeiger", in Hamburger Blättern, in München plaudert, und man wird die Entstehung des Begriffes „Boche" langsam zu begreifen beginnen. Die deutsche Zeitung ist nie so talentverlassen gewesen wie jetzt. Es fehlt aller Elan des Journalisten aus Passion, jede Angriffsfreude, jedes innere Erlebnis. Ein trostloses Redaktionsbeamtentum nimmt den Zeitungen das Blut, die Schlagkraft, den Einfall. Die abscheulichen fetten Lettern sollen dann ersetzen, was der deutschen Zeitung an innerer Leidenschaft fehlt.

Freilich, der Fisch stinkt vom Kopfe. Die Zeitungen gehören entweder einem Verleger oder einer Partei. Die Parteivorstände haben sich bisher als die allerstumpfesten Unternehmer erwiesen. Man sieht es an der sozialdemokratischen Presse, welche die langweiligste und ledernste, nachrichtenärmste und klichéreichste in Deutschland ist. Nur noch übertroffen von der grauen Sandigkeit der „Roten Fahne", der kein Volkston, kein urwüchsiges Wort je gelingt. Stumpfes Redaktionsbeamtentum hat auch dort den Typus Wilhelm Liebknecht, des Journalisten aus Passion, ersetzt. Und die Verleger? Herr Stinnes hat eine große Zeitung gegründet. Es hätte ein imponierendes Blatt werden können. Und es wurde ein schlechter, unübersichtlicher Jahrmarkt, mit talentlosen Mitarbeitern, talentlosen Arrangeuren. Ein Blatt, das aus lauter „Ecken" besteht, Rätselecke, Exportecke, Schachecke, Schiffahrtsecke. Altdeutsch möbliert. Ohne Schwung, ohne Witz und nicht einmal informierend. „Ein großer Aufwand schmählich ward vertan."

Zeitungen lassen sich aber nicht einrichten wie Warenhäuser. Zum Journalismus gehört Passion. Daran fehlt es allenthalben. Das große Feuer ist erloschen, links und rechts. So kam der jähe Verfall der deutschen Presse. Vielleicht ist dieser Verfall ein Gewinn? Vielleicht ist der Deutsche zur Musik bestimmt, nicht zum täglichen Lärm der Tagespresse?

Ich besuchte den Eremiten und fragte ihn ohne lange Faxen: „Wie werde ich glücklich?"

Er scheuchte ein Schwalbenpärchen aus seinem Vollbart, das dort nistete, und sprach: „Indem du den Wunsch, glücklich zu sein, aufgibst."

„Das geht über meine Kräfte," sagte ich.

Der ehrwürdige Greis lächelte. „Oh, mein Sohn, das ist das Einfachste von der Welt. Wünschest du, ewig zu leben? Nein. Wünschest du dir Marschall Foch zu sein oder Lady Astor? Nein. Du wünschest dir das nicht, weil kein vernünftiges Wesen Wünsche hegt, die es als unerfüllbar erkennt. Es handelt sich also nur darum, einzusehen, daß du nicht glücklich werden kannst, damit du auch aufhörst, gücklich sein zu wollen. Siehe, das ist aller Weisheit A und O: Ziele als unerreichbar zu erkennen und sich Mühsal der Wege hin zu sparen."

Ich warf ein: „So? Was ist's dann mit den Idealen?"

Er antwortete: „Gerade wer sie im Busen hegt, muß meine Lehre anerkennen. Wer das Vollkommene ahnt, kann das Mittelmäßige nicht erstrebenswert finden. Grade ihm schafft das Wissen um die Vergeblichkeit alles Tuns — denn unter dem Ideal kann es ein besserer Mensch nicht geben — die lieblichste ethische Rechtfertigung, nichts zu tun. Bist du noch nie einer Frau nachgegangen und hast, wie sie sich umwandte, mit süß-schmerzlichem Behagen gemerkt, daß sie häßlich? Und du also aller Plackereien ledig, die du sonst als Mann, Erotiker, Ästhet hättest auf dich nehmen müssen? Nun siehe: die Unerreichbarkeit ist der erlösende Schönheitsfehler des Schönen — gebenedeit sei er! — der unsere Seele von der Pflicht, ihm nachzujagen, befreit. In meiner Jugend wollte ich Musiker werden. Bald erkannte ich, daß ich auf diesem Gebiet zum ewigen Dilettantismus verurteilt sei. Ich ließ die Musik. Es erging mir in gleicher Weise mit den anderen Künsten, mit fremden Sprachen, mit Geld-Verdienen, mit sportlichen Übungen, mit hunderterlei Dingen, die in Summa das Leben ausmachen. Überall stieß ich auf die eiserne Mauer, über die es kein Hinüberkommen gab. Anfangs tat das weh, später hatte ich immer ein Gefühl größter Erleichterung, wenn die eiserne Mauer am Horizont auftauchte und mich legitimierte, umzukehren. Ich lernte, alles, was ich nicht verstand und wozu mir die verpflichtende Begabung fehlte, als Aktivpost in meine Glücksbilanz zu buchen. Immer mehr Notwendigkeiten und Pressungen schwanden so aus meiner Seele, ich wurde immer leichter, freier, heiterer. Eines Tages entdeckte ich in mir, zu meiner großen Bestürzung, Talente für's Schachspiel. Sittlicher Imperativ, Meister zur werden, drohte. Dem Himmel sei Dank . . . es war blinder Alarm. Nach zwei Partien mit dem Weltmeister Hugo Frisch konnte ich beglückt feststellen, daß ich es auch auf

diesem Gebiet zu nichts Rechtem bringen würde. Noch quälte mich Bildungshunger. Ein Besuch in der Bibliothek des Britischen Museums befreite mich von ihm. Ich sah die unendliche Fülle der Bücher — wer könnte auch nur einen Bruchteil des zu Lesenden lesen, des zu Lernenden lernen? — und las nie eine Zeile mehr. Den größten Sprung zur Seligkeit aber machte ich, als mir die Sinnlosigkeit dens Denkens aufging, als ich erkannte, daß der Weg zu den Geheimnissen des Seins unendlich und das geringe Stück von ihm, das auch in angestrengtester Arbeit zu durchdenken wäre, eine, wie die Mathematiker das nennen, „zu vernachlässigende Größe" sei. Seither denke ich nicht mehr — wie du ja meinen Reden schon entnommen haben wirst. Fragst du also: Wie fange ich es an, um glücklich zu werden?, so kann ich dir nur antworten: Indem du erkennst, daß du es niemals sein wirst. Das ist das Klügste, und dabei wirst du dich am wohlsten befinden. Denken ist aller Übel Anfang und aller Zwecklosigkeiten Inbegriff. Ein Mensch, der denkt, scheint mir eine Arbeit zu leisten wie einer, der mit einem Patzen Lehm einen eisernen Nagel in die Wand treiben will. Noch übler sind freilich Menschen mit Religion dran, die ihr ganzes Leben lang unter dem schweren seelischen Druck stehen, Gott „wohlgefällig" sein zu wollen. Rechtzeitig zu verspüren, daß man bei ihm unter allen Umständen durchfallen muß — ein Großteil der Menschheit glaubt deshalb, wie du ja weist, an Seelenwanderung, also gewissermaßen an ein Repetieren der Klasse unter einem andern Lehrer —, erleichtert außerordentlich die Daseins-Last."

Ich fragte: Und wie, du Abgeklärter, ist das mit den Trieben? Die unabhängig vom Gehirn sich geltend machen?

„Die Triebe, deren du nicht Herr werden kannst" — erwiderte mit feinem Lächeln der Eremit, „die mußt du dir umdeuten, so zwar, daß aus deinen Zwängen freie Entschlüsse werden und deine Leiden sich als sinnvolle, lohnende Geschäftsspesen darstellen. Das lernt sich rasch. (Es ist ja alles, alles, glaube das einem alten, erfahrenen Einsiedler, Dialektik!) Wenn du zum Beispiel viel geprügelt wirst, im physischen oder im moralischen Sinn, mußt du dir einreden, du seist Masochist und brauchtest aus höchster innerer Notwendigkeit Prügel. In diesem Punkt kann dir die Psychoanalyse, die dir deine Ängste als Wünsche und deine Albdrücken als Wunscherfüllungen deutet, ungemeine Dienste leisten. Mir hat sie, wie ich bei dieser Gelegenheit erwähnen will, in anderer Beziehung das Leben sehr verschönt und erleichtert. Durch mein Alter und schon vorher durch meine abschreckende Häßlichkeit war ich von den Freuden des Geschlechts so ziemlich ausgeschlossen und es blieb größtenteils meiner Phantasie überlassen, mir da imaginativen Ersatz zu schaffen. Das ermüdete sehr und erzeugte Kopfschmerzen . . . bis ich das Glück hatte, die psychoanalytische Symbollehre kennen zu lernen. Seither bin ich dauernd im glücklichsten sexuellen

Rauschzustand. Die Natur selbst braut mir den Trank. Die Welt ist ein aufgeschlagenes pornographisches Buch, unerschöpflich amüsant. (Ich habe allerdings, wie ich Dir gestehe, eine starke Schwein-Componente in meinem Menschentum.) Alles Konvexe ist ein Symbol für männlich, alles Konkave ein Symbol für weiblich, und wie bringt gar erst das Plane, das ja vollzogene Vereinigung von Konvex und Konkav darstellt, mein Blut in Wallung! Eine Tischplatte regt mich mehr auf, als vielleicht dich die Anita Berber. Überdies . . ."

Ich hatte von dem törichten, senilen Geschwätz genug, brach die Unterredung ab und gab dem Orakel fünfzig tschechische Kronen.

Er sagte höflich: „Wir haben neuntausendfache Taxe bitte."

Diese Habgier eines so abgeklärten und beruhigten Philosophen erbitterte mich und ich fragte ihn — indes das Schwalbenpärchen wieder sein Nest im Vollbart des Eremiten bezog, und ein Häschen, herangesprungen, aus seiner Tasche Krumen knabberte —, ob er sich mit den Tieren des Waldes verstünde.

„Sehr gut," lächelte er.

„Also da verstehen Sie doch etwas!", rief ich, „da haben Sie doch eine Begabung, die auf das höchste zu entwickeln Ihre verdammte sittliche Pflicht ist."

Ich merkte zu meiner Freude, wie der Eremit, aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, erblaßte, kehrte ihm den Rücken und überließ den alten Kerl wohlverdienter Bestürzung und Unruhe.

WILHELM MICHEL

DIE BEIDEN BERGE

Oswald Spengler bringt den zweiten Band seines „Untergang" heraus. Ein zeitgemäßer Mensch, ein zeitgemäßes Buch; dies in allem schlechten und in allem guten Sinn. Der Wurf, der getan wird, ist ohne Frage bedeutend, der Zusammenhang mit wichtigen Gedanken und Problemen der Gegenwart springt ins Auge. Zugleich sind die Einseitigkeiten so grotesk, der Fanatismus des Grundgedankens so offensichtlich verbohrt, daß mit ihrem Nachweis der Mensch und das Buch unmöglich widerlegt sein können. Grade, daß das Anziehende und das Abstoßende hier so lächerlich greifbar im Vordergrund stehen, deutet auf Hintergrund. Ein Buch, das seine Schwächen so zynisch zeigt wie der II. Band „Untergang", muß einen andern historischen Beruf haben als den skandalösen Erfolg und die handfeste Abwehr, denen sein erster Teil begegnet ist.

Spengler scheint dazu ausersehen, das Eigengesetzliche, Einmalige und Unvergleichliche alles Lebens mit starknervigen Beweisführungen darzustellen. Das ditalistisch Begonnene (denn er hat viele Ahnen) muß er auf die Spitze treiben und die Kunde von der Verkörperung dem Zeitalter mit der Nilpferdpeitsche wieder einbläuen. Er ist mehr Fortsetzender als Beginnender, mehr Aussprecher als Arzt. Er ist eine jener Erscheinungen, die den Lieblingsgedanken eines Zeitalters so hemmungslos ins Wort jagen, daß

der eine Teil der Zeitgenossen stürmisch der Bestätigung zujubelt, während der andere Teil sich schaudernd davon ab- und einem Kommenden zuwendet.

Beweger und Angreifer solcher Art töten ihren Gedanken ebensosehr als sie ihn fördern. Das Janusköpfige ist ihre Gestalt.

Spengler erfüllt eine sehr wichtige Aufgabe. Man soll sich nicht darüber täuschen: Der Lebenskultus und im Zusammenhang damit der neue Relativismus sind nicht deshalb in unsere Welt gesprungen, um alsbald wieder durch geschriebenen Unmut beiseite geschoben zu werden. Die ewige Weisheit wälzt uns die Probleme Stück für Stück zu, damit wir sie mit Fiebern, Ausschlägen und Herzklopfen kräftig durchleben. Nur was wir durchleiden, können wir hinter uns bringen. Nur ausgewirkte Gifte machen seuchenfest. Spengler tut Dienst, indem er sich und uns kopfüber ins Relativistische stürzt. Man tut gut daran, ihn ernst zu nehmen und die wertvollen Teilwahrheiten, die er von seinem Standpunkt aus wahrnimmt, achtsam zu prüfen. Denn das organische Eigenwesen der Kulturabläufe, die tellurischen Bestandteile der Völkergestalten, die Funktionen bestimmter Gebilde — dies alles sieht er klar und gut. Alles was im Weltprozeß Materie ist, fällt in seinen Blick; unter seinen Erkenntnissen und Prägungen ist Vieles, das uns so bald nicht wieder verloren gehen darf.

Zuleich aber stößt der Relativismus bei ihm mit solcher Tollheit in den luftleeren Raum, daß das Atmende ihn verlassen muß, just in dem Augenblick, wo sein höchster Triumpf erstritten scheint. Allem was im Weltprozeß Geist ist, begegnet Spengler mit einer inquisitorischen Wut. Indem Spengler die ewige Berechtigung des relativistischen Denkens enthüllt, zeigt er zugleich auch seine Gefahren und, was mehr ist, seine objektive Unfähigkeit, das Ganze der Welt und der Geschichte umfassend nachzudenken.

„Das Dasein kann des Wachseins, das Leben des Denkens entbehren, nicht umgekehrt.“ Daraus folgert er den Vorrang des „Lebens“ und die Ermächtigung, das Geschehen ausschließlich mittels des „Blutes“ zu konstruieren. Das bedeutet: Spengler, der erbitterste Zensor aller Ideologie, stürzt blind in die sinnloseste aller Ideologieen, in die des Tellurischen. Denn daß das „Leben“ des Denkens entbehren könne, gilt wahrscheinlich für Infusorien. Für den Menschen und sein Leben gilt es so wenig, daß allen Ernstes die Umkehrung richtig ist: Der Mensch kann des Lebens, nicht aber des Denkens, er kann des Daseins, nicht aber des Geistes entbehren. Hier schlägt schon die Etymologie (Mensch, manas, mens usw.) der relativistischen Wiedertäuferei stumm und nachdrücklich auf die Finger.

Damit knackt und kracht es in allen Sparren des Spengler'schen Gebäudes. Unrettbar bricht sein Anspruch zusammen, Schöpfergedanken gedacht zu haben; denn diese laufen doch wohl immer auf die Verknotung von Geist und Materie hinaus.

Spengler ist ein Verdienst, eine Zerstörung und eine Gefahr. Denn abgesehen von seiner denkerischen Geltung: in der Geschehenswelt werden sich viele wilden Kräfte, viele Renegaten und Verzweifelte des Geistes, viele tellurisch Besessene an ihn hängen. Alles Geistfeindliche der deutschen Gegenwart wird aus ihm Ermutigung schöpfen. Was Recht! Was Liebe, Geist oder Gott! Schäume und Träume, Blutegel, Entleerer der Adern und Stumpfer der Waffen. Was Freiheit, Frieden und Menschenrechte, was Wahrheit und Ideal, was Religion und Philosophie! Vehikel zum Fellachenzustand, Hämlingskünste, Attentate gegen die formende Kraft. Was Demokratie und Republik! Herrschaft ist der Kern des Staats, Gewalt nur gibt Gestalt. Und alle Derwische der entgeisteten Muskelübung, die uns mit ihrer tüchtigen „Realpolitik" unter die Messer sämtlicher Imperialismen der Welt geliefert haben, werden aus diesen Sprüchen Aneiferung zu neuen Taten herauslesen.

Deshalb muß neben Spengler wie ein Pfahl in die Erde gerammt werden: Eine barbarische Halbwahrheit sitzt hier mit geraubter Krone auf dem Thron, der nur der ganzen Wahrheit gebührt. Der Geschichte wird das Hirn ausgeblasen, aus Recht, Staat, Volk, aus allen Bildungen des Lebens wird der Geist herausgeschnitten und der traurige Wirrwarr von Freß- und Begattungsgelüsten, der dann noch bleibt, als die „eigentliche Geschichte", als das „wirkliche Leben" ausgegeben. Diesen Wahn festzunageln, ist die Aufgabe der Stunde. Denn er ist tödlicher als jede Ideologie von oben.

Faßt Spengler alle Teilwahrheiten, die von dem „sehr hohen Berg" Math. IV, 8 zu sichten sind, so hat René Schickele den Rundblick von einer andern Höhe. Sein letztes Buch heißt „Wir wollen nicht sterben". Er schildert, wie ein Europäer deutscher Prägung, doch auf entzückende Weise gallisch erhellt, Städte, Menschen und Ereignisse durchreist, unter sich die Erde, die er geschöpflich liebt, über ihm ein Glanz, ein Stern, ein Glaube: das Ideal. Von außen gesehen ist das Buch eine Sammlung kleinerer Einzeldinge, die Schickele 1919 bis 1921 geschrieben hat. Von innen gesehen macht es fühlbar, wie die Melodie eines in vielen Wanderungen ablaufenden Lebens den Orgelgrundton eines geistigen Glaubens, einer Entschlossenheit zu Liebe und Frieden umspielt, umklingt. Die Wanderungen dieses Lebens (es sind oft wirkliche Reisen) führten in der genannten Zeit an vielen Einzeldingen vorbei. Wir kommen an der Revolution vorüber, wir streifen Paris, die „Clarté", Berlin und den Hartmannsweilerkopf. Dostojewski, Barbusse, Vildrac, Léon Wert, Georges Duhamel tauchen auf, auch viele deutsche Gestalten, die Helfer an Schickeles „Weißen Blättern", dieser schönsten, schwungvollsten, klingendsten Zeitschrift der letzten Jahrzehnte.

Dinge, die bei Schickele sofort ins Auge fallen, sind ein schweifendes, wanderndes, besitzloses Wesen, hochgezüchtetes politisches Temperament, eine Sprache, die jeder elementaren Regung und

Musik voll ist bis zum Rand. Ich liebe in Schickele das glückhafte, absichtslose Vagantentum, das ihn überall und nirgends zuhause sein läßt, ewig im Aufbruch, ein Abenteurer der Idee, ein irrender Ritter aller guten und herzlichen Dinge, Wanderprediger eines ewigen Christentums, das sich noch nicht völlig von einem paradiesischen Heidentum abgelöst hat. Ein wahrhaft freier, kühner, transparenter Mensch, allen finsteren Brünsten entronnen, ein wirklicher Illuminat, ein Horcher und Seher mit einem Äußeren von reichem, romantischem Ornament, innen einfach wie das klare Sonnenlicht. Kein Wiedertäufer und erhitzter Schwärmer; beileibe nicht; sondern nüchtern wie ein guter heller Vormittag, bestimmt wie ein redlicher Kaufmann, wenn schon sein Temperament klingt und summt von hundert federnden Spannungen. Das sommerliche Singen seiner Sprache liebe ich, ihr Strömen und ihren figurenreichen Schmuck, ihr tierhaftes Umspielen der Probleme, ihr vollkommen bewegtes und wendiges Wesen; Ausdruck eines Gemüts von hohem Barometerstand und glücklichem, wüchsigem Klima. Selbst wo sie sich dämpft zu einem melodiösen Journalismus, bewahrt sie ihre wohlgeborene Anmut, weht sie mit tausend Wimpeln und Flaggen im Weltwind, ein geschöpfliches, freudiges Ding, ein Winken zur Idee hinüber, das auch den ärgsten Zweifel zum Glauben verführen kann.

Sozialist, Pazifist — diese Benennungen gehören zu ihm. Nie stand er wo anders als unter diesen guten Fahnen. Und wenn ich von hier einen Blick zu Spengler hinüberwerfe, so wird mir eine andere Seite seiner Beschränktheit klar. Vor Spengler erledigt sich ein Schickele automatisch als „Ideologe". Wenn aber selbst die geistigen Menschen aufhören, an den „Geist" zu glauben — wer in aller Welt soll es dann überhaupt noch tun? Wir sollen doch einander helfen, der eine soll denken und lieben, was der andere nicht denken und lieben kann. Auch ich kann mich keinen Pazifisten im strengen Wortsinne nennen. Aber ich habe Sinn für die große Arbeitsteilung unter Menschen und glaube, daß die Zielverkünder so wichtig sind wie die Wegebahner. Schickele eifert gegen jede Gewalt; mir scheint nicht jede Gewalt entbehrlich; aber was Schickele sagt, ist trotzdem wahr, es ist die ewige Sonntagswahrheit, ohne die unsere Werktage ein wüstes, bösartiges Handgemenge wären. Schickele glaubt an geformte Menschenzustände von vollkommener Freiwilligkeit; an die völlige Durchsüßung aller Menschen mit dem Geist des Friedens; an das reibungslose Nebeneinander vieler Charaktere und Strebungen, sei es *in* den Völkern, sei es zwischen ihnen. Ich glaube an diese Dinge nicht, nur an einen unendlichen Fortschritt zu ihnen hin. Und dennoch ist Schickeles Glaube wahr, recht und gut als Gegensatz gegen die wollüstige Bejahung des Fressens und Gefressenwerdens, als Aufrichtung eines eschatologischen Ziels, als Wegweiser und Ansporn. Es ist ein Glaube an das Gottes- und Himmelreich, nur verirdischt, zu uns herabgebogen; es ist Religion, eine Religion guter, europäischer Art, tausendmal

höher als alle Religionen des Hasses und des ewigen Kriegs. Schickele stellt einmal zur Wahl: Haß im Dienst der Liebe oder Entwaffnung des Hasses durch die Liebe? Seine Entscheidung fällt für das letztere. Ich würde sagen, daß Haß und Liebe keine Kategorien zur Behandlung politischer Fragen sind, daß jede Gestaltung menschlicher Dinge eine Frage der Form, der schöpferischen Kraft ist. Dann würde ich hinzufügen, daß Form auf lebendigen Spannungen beruht, daß sie ausgewogene Feindschaften voraussetzt, daß also allgemeine Freiwilligkeit für sie kein Misterium ist; daß aber Formkraft letzten Endes höchste Liebeskraft ist, die auch die dunklen Kräfte, auch den Haß, der Form dienstbar macht. Und so käme auch ich, wennschon auf wichtigem Umweg, bei der „Entwaffnung des Hasses durch die Liebe“ an.

Doch das sind nur lederne Einzelheiten, und an ihnen ist nicht zu messen, was die Leistung des Buches ist: die entzückende, namenreiche Dialektik, seine westliche Auflehnung gegen die dumpfen Besessenheiten, sein zornloser, klarer Mozartgeist, seine funkelnden Ironieen, seine verschwenderische Fülle an Liebe und Leben. Sein Ruf „Wir wollen nicht sterben!“ ist nicht eine feige Anklammerung an ein ideenloses Dasein; es ist der Aufruf, die Kostbarkeit und die Möglichkeiten des Lebens zu erkennen; es ist der Ruf eines Menschen, der schon im Mittel- und Herzpunkt des Lebens wohnt und keines Todes mehr bedarf, um dort anzukommen. Schickele sieht von seiner Höhe aus alle Wahrheiten der Geisthälfte, die Wahrheiten eines uneingestandenen Christentums, Spengler von der seinen aber alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Er hat im Geist auf Satans Spuren (der ja nicht umsonst der „Fürst dieser Welt“ heißt) diese Höhe erstiegen. Schickele aber ist auf vielen Wanderungen, absichtslos und schlendernd, im Geist auf jenen andern Hügel am See geraten. Er hatte keine Landkarte bei sich und keinen Führer, er sah sich nur um, er fand, daß der Rundblick immer noch lohnend war, und von ihm hat er erzählt.

RUDOLF LEONHARD

ANKUNFT

Steh auf, und schlage Deine Welt in Scherben!
Brich auf, und wirf Dich täglich neu ins Meer.
Dir ist gegeben, jeden Tag zu sterben —
Dich trägt die Erde und Dich hebt das Meer,
Du hebst Dich zu den Sternen über Schären.

So schlage täglich Deine Welt in Scherben,
um täglich aus den Trümmern und den Schwären
aufbrechend, Reisender, vom Ende her
zum Trug der Erde und zum Flug ins Meer
Dich und die Welt einander zu gebären!

Diese Verse sind einem neuen Band „Die Insel“, Gedichte einer „italienischen Reise“, entnommen. Der Verlag „Die Schmiede“, Berlin, gibt ihn heraus.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Januarwoche

Als die Landwirtschaft während der letzten Jahre ihre Vorkriegshypotheken fast durchweg zurückzahlte, — natürlich in vielfach entwertetem Papiergeld —, als auch der städtische Grundbesitz, wenn er die Mittel dazu hatte (was allerdings seltener war), sich auf diese billige Weise seiner Lasten entledigte, ist nicht viel Aufhebens von der Sache gemacht worden. Niemand wird behaupten können, daß irgendeine Bewegung zu Gunsten der armen Gläubiger entfesselt worden sei, — obwohl Hypotheken seit jeher ja bevorzugte Anlageobjekte gerade des schutzbedürftigen kleinen Mittelstandes waren, und noch mehr die Pfandbriefe der Hypothekenbanken, deren Fundierung wieder in Hypotheken besteht. Mit Jahresschluß hat nun unvermutet auch eine ganze Reihe von Industrieunternehmen die wesentlich gleiche Manipulation vorgenommen; Vorkriegsobligationen, in gutem Geld bezahlt, sind dutzendweise, — selbst von Unternehmungen wie der Hapag, dem Lloyd, der Bismarckhütte, dem Eschweiler Bergwerksverein, der Dortmunder Union — gekündigt worden, werden jetzt also mit schlechtem Geld eingelöst werden; und obwohl diese Papiere sicher viel weniger Kleinleute-Anlagen sind wie Hypotheken, trat jetzt doch jene Erscheinung ein, die man „Erregung in breiten Schichten" nennt. Die Erregung ist objektiv berechtigt. In der Tat verlieren die Obligationäre fast alles, und die Rigorosität, mit der durchweg glanzvoll florierende Unternehmungen die rechtliche Unanfechtbarkeit solcher Transaktion dazu benutzen, ihre alten Gläubiger, ohne Not, gegen einen Pfifferling zu expropriieren, ist alles andere als imposant. Aber subjektiv ist die Lage doch etwas anders. Der Verlust besteht nicht nur in dem Eintausch schlechten Geldes gegen gutes, — das wäre nur unter der Voraussetzung so, daß der Börsenkurs der Obligationen, wie etwa bei Staatspapieren, seit 1914 ungefähr stagnant geblieben wäre. Aber es hat auch in diesen Typen die Börsenhausse ihr Werk verrichtet, die Kurse sind auf 2000 und mehr hochgetrieben worden (— immer in jener berüchtigten Sachwerthysterie, die sich eines Tages so furchtbar rächen muß! —), so daß jetzt, da klar wird, daß diese Stücke an den Sachwerten überhaupt keinen Anteil haben, zu dem verdeckten Verlust durch minderwertige Rückzahlung auch noch der offene Verlust durch tausendprozentige Kursrückgänge tritt. Und diesen Verlusten gegenüber ist wirklich kein Mitleid am Platze! Wer vom Taumel so erfaßt ist, daß er es nicht mehr für notwendig hält, sich über die einfachsten Rechtsverhältnisse des beorderten Papiers zu informieren, wer draufloskauft, sich in Sachwertteilhaberschaft hineinphantasiert und es nicht der Mühe wert

findet, zu prüfen, ob er nicht heute, morgen, übermorgen ohne jeden Sachwertanteil ausgezahlt werden kann, — kurz und gut: wer wie ein Roulettespieler in's Blaue hinein spekuliert, der kann sich schließlich nicht beklagen, wenn er Nieten zieht.

Ueberdies scheint wenigstens eines der Unternehmen, denen in der Obligationsanfrage ein nicht übermäßiges loyales Verhalten angekreidet werden muß, die Scharte durch ein außerordentlich begrüßenswertes Vorgehen auf anderem Gebiet auswetzen zu wollen. Die Hapag nämlich, so wird berichtet, soll im Begriffe stehen, eine auf Goldmark lautende und zum jeweiligen Goldkurs verzins- und amortisierbare Anleihe aufzulegen. Sie kann sich das leisten, weil auch ihre Einnahmen zumeist in Dollars, Pfunden und Gulden bestehen. Sie wird auch, wenn der Markkurs sich einmal bessert, Vorteile von ihrem Vorgehen haben. Schreitet die Entwertung aber fort, so läuft sie offenbar viel größeres Risiko als bei einer einfachen Papiermarkanleihe; und dieses Risiko, besser gesagt: diesen Verzicht auf fernere Entwertungsgewinne, nimmt sie auf sich. Es mutet fast wie ein Bekenntnis an: Wir glauben jetzt an die Besserung der Mark! Solche Bekenntnisse sind selten und verdienen Dank. Dank verdient aber überhaupt jeder Schritt, der die Zahl der wertbeständigen Anlagepapiere in Deutschland vermehrt. Woran wir kranken, das ist gerade der Mangel an solchen Papieren, und eben als Gegenwirkung gegen diesen Zustand wird seit Monaten die wertbeständige Reichs-Goldanleihe verlangt, die uns auch versprochen, schließlich aber, mut- und ideenlos, nicht gegeben wurde. Da ist doppelt zu begrüßen, wenn wenigstens, im engeren Rahmen seiner Potenz, dieser oder jener große privatwirtschaftliche Organismus in die Bresche springt. Hoffentlich kann vor der Emission aber noch eine Änderung des Aktienrechtes erwirkt werden. Es ist darin bestimmt, daß, ganz anders als etwa in Amerika, nur Aktien von mindestens 1000 Mark Nennwert ausgegeben werden dürfen. 1000 Mark? Papier oder Gold? Aktien à 1000 Papiermark sind erlaubt. Hoffentlich gelingt es, auch Stücke à 10 Goldmark, das sind 20 000 Papiermark, durchzusetzen. Denn Aktien à 1000 Goldmark, 2 Millionen Papiermark, — das wäre nur ein Symposium für die Allergrößten.

Ein Reichsgerichtsurteil hat vor einigen Tagen einer ganz besonders üblen Ausbeutungsspezialität unserer verworrenen Preisverhältnisse Halt geboten. Der Fall betraf einen Lieferungsauftrag, der, wie das mit Recht heute üblich ist, „freibleibend" abgeschlossen war. Aber es ging mit „Freibleibend"-Lieferungen in letzter Zeit so, daß die freibleibend-Klausel nicht nur auf den Preis, sondern auch auf die Lieferfrist bezogen wurde. Wenn z. B. deutsche Ordres mit ausländischen, in Valuta bezahlten, konkurier-

ten, so wurde ganz üblicherweise die Ausführung der deutschen wochen- und monatelang hinter den ausländischen zurückgestellt. Obwohl der Fabrikant schon wochen- und monatelang Ware, die dem deutschen Bezieher hätte geliefert werden können, fertiggestellt hatte, führte er doch zunächst einmal die Auslandsordres aus (auch wenn sie jüngeren Datums waren) und überraschte den deutschen Kunden dann plötzlich mit einer Lieferung, deren Preis inzwischen schwindelnde Höhe erreicht hatte. Unter Aktenzeichen II 802/21 — der Wichtigkeit halber sei es festgehalten, — hat das Reichsgericht jetzt entschieden, daß es einer Lieferfirma nicht erlaubt ist, die vertragliche Frist ohne zwingende sachliche Gründe zu überschreiten; denn andernfalls stehe es, bei gleichzeitig vereinbarten gleitenden Preisen, ja in ihrer Macht, „den ihr günstigsten Zeitpunkt der Lieferung zu wählen und so nach Belieben auf Kosten des Beziehers zu spekulieren“. Insbesondere sei solches Verhalten rechtswidrig, wenn dem Lieferanten Ware eigentlich zur Verfügung stand, wenn er es aber vorzog, sie „anderweitig zu höheren Preisen zu verkaufen“. Der Unfug, der hier endlich als Unfug gekennzeichnet ward, ist vom Klein- bis zum Großhandel aller Art so gang und gäbe geworden, es litt unter ihm so sehr das ganze Land, von der Hausfrau, die Kohle bestellte, bis zum Fabrikanten, der Stabeisen beorderte, daß die Entscheidung wie eine Erlösung wirkt, — vorausgesetzt, daß sich die Käuferschaft auch entschließt, praktische Konsequenzen aus ihr zu ziehen.

Zeitungsnachricht: „Die deutsche Warte, das Organ der Bodenreform, ist vor einiger Zeit von Stinnes gekauft und von ihm nun wieder an den Verlag Scherl weiter verkauft worden. Die Zeitschrift wird vom 1. Januar an in der Redaktion des „Tag“ hergestellt und als Beilage dieses Blattes vertrieben werden.“ Damit ist glücklich der letzte in Deutschland noch bestehende Unterschlupf einer sozialen Reformbewegung größten Ranges, der Bewegung gegen das Bodenmonopol und die Grundrente, ausgeräuchert worden. Was schon Adam Smith, der klassischste Klassiker, der Vater aller Nationalökonomik, nur mit Kopfschütteln erörterte, was Stuart Mill, Bücher, Wagner und zwanzig andere — ganz zu schweigen von den Sozialisten, — als gröblichsten Schaden unseres Wirtschaftssystems charakterisierten, das darf den Deutschen von heute nicht einmal mehr als Problem interessieren. Heimlich, still und leise wird das Blatt an eine Zentrale ausgesprochenster Großgrundpolitik verschoben, an eine intime Freundin des „Schutzverbandes für Grundbesitz“, die gewißlich keine Reform mehr propagieren lassen wird. So fallen, eines nach dem anderen, wie vom Baume unabhängiger Politik, auch vom Baume unabhängigen Geistes, die Blätter ausgedörrt zu Boden!

GLOSSEN

PRAGER PRESSE

Oft haben mir tschechische Freunde erzählt, die Verwilderung, Pöbelhaftigkeit und Skrupellosigkeit der politischen Diskussion der Tschechen untereinander spotte jeder Beschreibung. Nun kann ich's bestätigen. Zwar habe ich die ärgsten Schmähartikel nicht lesen können, die eine losgekoppelte Preßmeute in Prag gegen mich zusammengebellt hat — wer tschechisch schreibt, verzichtet vorläufig noch auf die europäischen Leser — aber die zionistischen Jünglinge der äußerlich deutschen „Prager Presse" haben einige Proben aus der publizistischen Gesindestube der tschechischen Regierung übersetzt und Herr Camill Hoffmann, einstmals deutscher Schriftsteller, jetzt Oberregisseur des tschechischen Zeitungstheaters, war so freundlich, mir ein Exemplar einer in der Prager Staatsdruckerei gedruckten, unter Verantwortung eines Ministerialbeamten herausgegebenen, offiziösen Korrespondenz zuzusenden, in welcher die Verleumdung fabriksweise — zum Abdruck in der ausgehaltenen Presse — hergestellt wird. Darin wird unter anderem angedeutet, meine durchaus sanfte Glosse über Herbert Eulenbergs verunglückten Ausflug in die Sprachenpolitik der Tschechen sei auf Wunsch oder nach dem Wissen irgendeines Hintermannes des „T.-B." geschrieben worden. Diese ehemals in Wien, jetzt in Prag so gehorsamen Artikelschreiber können sich natürlich nicht vorstellen, daß ein Aufsatz frei und selbständig dem Kopfe seines Verfassers entspringen könne. Die Hofmänner des tschechischen Chauvins müssen immer einen Auftraggeber suchen. Aber das „Tage-Buch" — das übrigens ausschließliches Eigentum derer ist, die an ihm arbeiten — hat von keiner Partei und von keinem Einzelnen je Weisungen oder Winke empfangen, ein Zustand, in den sich ein armer subalterner Kopf, der ein Menschenalter in Wien, Berlin oder Dresden gedienert hat und nun zu jeder Regierungshandlung in Prag Claqueure anwerben und selbst mit verbrauchten Händen und verbrauchtem Geist mitklatschen muß, schwer hineindenken kann.

Doch die Prager Meute irrt, wenn sie durch schrilles Gebell mich einzuschüchtern glaubt. Ich polemisiere mit der ganzen tschechischen Presse sehr gern, weil ich der Notwendigkeit und Möglichkeit enthoben bin, ihre Antworten zu lesen. Der „Venkov" ließ durch die zionistischen Jünglinge der „Prager Presse" fragen, warum ich von einem vor mehreren Tagen erschienenen Schmähartikel noch keine Notiz genommen und den Verfasser noch nicht verklagt habe. Ich lachte herzlich, als ich das las. Ich verrate den Jünglingen, daß ich mir das Gebell des „Venkov" bis heute nicht habe übersetzen lassen, und es geniert mich nicht im Geringsten, wenn ich dort auf die Stufe meines Namensvetters, des Lustmörders Großmann, gestellt werde. (Morgen wird es in der „Prager Presse" heißen: „Großmann, der übrigens nach seiner eigenen Angabe ein Vetter des geisteskranken Lustmörders Großmann ist.") Klagen? Mit deutscher Mark einen Milionenvorschuß an einen Prager Rechtsanwalt leisten, um dann vor Gericht in einer unverständlichen Sprache

zu verhandeln? Der Einfall ist selbst für die zionistischen Jünglinge der „Prager Presse" zu dumm.

Obwohl ich sachlich im Recht bin, habe ich kein Bedürfnis, mit der „Prager Presse" zu polemisieren. Es ist ein Größenwahn der Jüngels, wenn sie sich „meine Gegner" nennen. Ich suche mir aus, wem ich die Ehre einer Diskussion gönne. Aber wenn Herr Camill Hoffmann mich fragt, ob ich denn meine Bemerkungen über die Unterdrückung der deutschen Sprache in der Tschechoslowakei aufrecht halten will, so darf ich ihm im Hinblick auf seine jahrzehntelange Tätigkeit als guter deutscher Journalist die Antwort nicht verweigern. Statt jeder langwierigen theoretischen Auseinandersetzung verweise ich ihn auf die soeben veröffentlichte Aufforderung der tschechischen Regierung, ergangen an die rein deutsche Stadt Reichenberg, worin der Magistrat von R. aufgefordert wird, doppelsprachige Straßentafeln anzubringen, deutsche und tschechische, trotzdem Reichenberg uralter und unveränderter deutscher Besitz ist. Dagegen darf Rudolf Mosse auf seiner Prager Filiale nur eine tschechische Firmatafel aushängen, und das „Deutsche Haus" darf nicht einmal durch ein kleines Schildchen Landsleuten seine Existenz verraten. Von den städtischen Straßentafeln in Prag gar nicht zu reden. Und in der Stadt Brno — so ist das alte Brünn auf den tschechischen Eisenbahnfahrplänen genannt — müssen Gäste der deutschen Intelligenz, die selbst nach tschechischen Einverleibungsmethoden noch 24 % der Brünner Bevölkerung ausmacht, ratlos über Straßen und Plätze irren, die nur tschechisch benannt sind. Ich würde aus diesen Straßentafelkonflikten kein Wesen machen, wenn Eulenberg in seiner Ahnungslosigkeit nicht französische Orientierungstafeln vorgeschlagen hätte. Und wenn diese Straßentafelpolitik nicht ein Symptom wäre, das Symptom eines entsetzlich chauvinistischen, dummen und brutalen Systems, das mir unter Franzosen, unter Deutschen gerade so widerwärtig und lächerlich scheint wie unter Tschechen.

Aber die Tschechen sind die naivsten Chauvins. Vor ein paar Tagen hat es im Wiener Gemeinderat eine drollige Szene gegeben. Ein Tschechischnationaler war gegen einen Deutschnationalen aufgetreten. Der sozialistische Bürgermeister entzog beiden das Wort. Da protestierte der Tschechischnationale, daß sein Nationalismus auf die Stufe des deutschen Nationalismus gestellt werde. Der Nationalismus der Deutschen sei unehrlich, während der tschechische Nationalismus eine ungemein edle Angelegenheit sei... Die Wiener Stadtherren müssen lange geschmunzelt haben. Die Tschechen sind von neidenswerter

Naivität, das gibt ihnen ein gutes Gewissen, auch wenn ihre Unterdrückungspolitik nur e i n e Rechtfertigung hat: den maßlosen Appetit dieses jungen Volkes. Wir Deutsche, zum Laster der Objektivität von Natur aus geneigt, bewundern auch eine so außerordentliche Gefräßigkeit — nur gerade dann müssen selbst die Deutschen ein Recht zum Protest haben, wenn sie selbst verschlungen werden sollen.

Ich spreche hier von den echten Tschechen, nicht von jenen Wahltschechen, die nur deshalb so knallige Nationalfarben umbinden, damit der Zuschauer vergesse, wie brav sie ein Menschenl'ang die schwarzgelbe oder die schwarzweißrote Schärpe getragen haben. Diese imitierten Tschechen haben mich überfallen. Aber ich warte gelassen, bis die Meute ausgebellt hat und gehe meinen Weg als guter Europäer weiter. Es wird sich schon unter den echten Tschechen ein kluger Minister finden, der die Losgelassenen zurückpfeift.

Stefan Großmann.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

I.

Herr Martens

Ich habe in einem Prozesse, den der beleidigte Schriftsteller Martens gegen mich führte, verloren, wie man sagt, und wie ich sagen muß, denn ich habe eine Menge Geld, zwei Anwälte, die Gerichtskosten und weiß Gott was sonst noch zu bezahlen. Ich schrieb meinem Anwalt, er möge im Fall meiner Verurteilung dazu sehen, daß ich nicht mit Geld bestraft werde, das ich gerade nur in dem Maße mir erwerbe, daß es mich vor dem Verhungern bewahrt. Er möge dazu sehen, schrieb ich ihm, daß ich mit Gefängnis bestraft werde. Ich hätte es gern erleben wollen, vierzehn Tage darüber nachzudenken, daß ich vierzehn Tage eingesperrt bin, weil ich den Schriftsteller Martens so wörtlich genommen habe, wie er genommen sein wollte. Er hat unter dem Titel „Schonungslose Lebenschronik" seine Person vor die Öffentlichkeit gestellt, daß sie urteile, wie er sei. Wie aber Klage und Prozeß zeigen, hat er gefunden, es sei genug, daß er schonungslos gegen mich gewesen sei, als er seine diversen Onanismen einbekannte. Und er duldete nicht, daß man eine schonungslose Meinung über ihn äußerte. Ein Mann drängt sich mit gänzlich unverlangten unappetitlichen Intimitäten in meine Gesellschaft: ich lasse ihn hinauswerfen, und er verklagt mich wegen Hausfriedensbruch. Und er gewinnt seinen Handel. Einer berichtet, wie er ein Mädchen, das nichts von ihm wissen wollte, dennoch zu Fall brachte mit Hilfe eines pornographischen Schriftchens, das er dem Mädchen, dem 17 jährigen, zu lesen gab. Ich äußere über solches Tun mein Misfallen und habe damit die Ehre des ingeniösen Verführers beleidigt und werde bestraft. Ein Richter und zwei Schöffen haben so erkannt. Ich erklärte mich zahlungsunfähig. Von mir geforderte 30 000 M. berauben mich der Nahrung für vierzehn Tage. Ich ersuche um eine vierzehntägige Gefängnisstrafe wegen Beleidigung des

Herrn Martens, der mich schonungslos zur Kenntnisnahme seines Lebens zwang, das ich bei Gott nicht geführt und bei allen Göttern nicht mitgeteilt haben möchte.

Franz Blei.

2.

Presse und Geistesarbeit

Ihre Ankündigung, die Autorenhonorare im Verhältnis zur Geldentwertung zu erhöhen, muß auch bei den nicht unmittelbar Interessierten begeistertes Echo finden. Das Eis ist gebrochen, zum erstenmal wagte es ein Verlag öffentlich auszusprechen, daß die Bezahlung der freien Schriftsteller, über deren Not die Zeitungen sich so christlich vernehmen lassen, „menschenunwürdig" ist, eine Kulturschande für die deutsche Presse. Der Schriftsteller war bisher verurteilt, machtlos seiner Verelendung zuzusehen: die Presse, die immer das öffentliche Gewissen spielt, die im Namen der Kultur, als Wächter der geistigen Arbeit alles beurteilen und beaufsichtigen will: dieselbe Presse sperrt sich nur dem Elend der Schriftsteller. Dieselbe Presse, die im Leitartikel das Unternehmertum angreift, beweist die schlimmste Manchestergesinnung im inneren Betrieb: sie beutet den Schriftsteller aus, weil er unorganisierbar und wehrlos ist (denn er allein hat kein Sprachrohr zur Öffentlichkeit). Ja, sie bedroht sogar den, der ihr zu sagen wagt, daß er bei diesen Honoraren verhungert. Ein beliebtes Mittel, auf das fast alle Journalisten noch hereinfallen, ist die Drohung: „das Feuilleton überhaupt fallen zu lassen", „alle Arbeiten im eigenen Hause zu besorgen", den freien Schriftsteller, der zu mucken wagt, also als unnützen Ballast fortzuschmeißen. Die deutsche Presse sollte wahrlich nicht Mittel benutzen, die den Garmanisten verführen könnten, das Wort Er-pressung in bedenklichen Zusammenhang mit ihr zu bringen.

Der Arbeiter hat Macht. Wir Schriftsteller haben keine. Vor dem Schriftsteller haben die Verleger nicht nur keine Angst; sie haben auch keine S c h a m! Es sollte mich nicht wundern, wenn sie die Wenigen, die den Mut haben, einmal die Wahrheit zu sagen, mit Entlassung bestraften — um dann mit freierem Gewissen den Huldigungen auf Empfängen und Pressebällen entgegenzusehen und um mit einer in der deutschen Geschichte geradezu beispiellosen Tartüfferie ihre freien Feuilletonspalten mit Klageliedern über die „Not der geistigen Arbeiter" aufzufüllen.

Otto Zarek.

3.

Rüstung für die Deflation

Als langjähriger Abonnent Ihrer Zeitschrift lese ich diese und als Kaufmann Ihre wirtschaftlichen Abhandlungen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. In Nr. 51 („Deflationsgespenster" von Leopold Schwarzschild) sind nun von Ihnen Gedanken zum Ausdruck gebracht worden, denen ich nur voll und ganz beipflichten kann. Es wird Sie interessieren, dazu zu erfahren, daß die Berliner Damenwäsche-, Schürzen- und Weißwaren-Fabrikanten.

sowie die Fabrikanten der Damen-Konfektion schon versucht haben, Ihre Anschauungen in die Tat umzusetzen.

Wir verkaufen seit einiger Zeit unter folgender Kondition: für je 10 Proz. Steigerung des Dollars erfolgen 5 Proz. Aufschlag. Dabei gehen wir davon aus, daß im Verkaufspreis rund 50 Proz. Rohstoffe enthalten sind, während die übrigen 50 Proz. in Papiermark zu berechnende Unkosten, Löhne und Gewinne darstellen. Bei etwaigem Fallen des Dollars findet in gleicher Weise natürlich aber auch ein Abschlag satt. Eine bestimmte Dollarbasis dient als Norm.



Leider glauben viele meiner Berufskollegen aber noch immer, daß sie bei solchem Abschlag, da sie ja zu weit höherem Preis eingekauft haben, Geld verlören. Wir Befürworter der geschilderten Regelung wiederum sind der gleichen Ansicht wie Sie: daß der Verlust nur scheinbar wäre. Denn wir sind in der Tat nicht ärmer geworden, da wir uns mit dem Steigen der Mark das gleiche Quantum Ware wieder kaufen können und die notwendige Substanz erhalten bleibt. Es hat sich aus dieser Gegensätzlichkeit der Meinungen nun ein Konflikt (Einkaufssperre) herausgebildet; denn gerade in den maßgebenden Detaillistenkreisen, also nicht unter den Fabrikanten, hat unsere These schroffe Ablehnung erfahren. Die Detaillisten versteifen sich darauf, nur zu festem Preise zu kaufen, höchstens einen begrenzten Aufschlag zu bewilligen, und übersehen dabei nicht nur, daß der Fabrikant unter solchen Konditionen leicht zugrunde gerichtet werden kann, sondern auch, daß, wenn die Kurve einmal umbiegt, sie selbst, die Detaillisten, die Leidtragenden sein werden.

Auf die Dauer allerdings, davon bin ich überzeugt, wird dieser Widerstand als falsch erkannt werden, und die Idee, die Sie auseinandergesetzt haben, wird sich durchsetzen, da nur so der Kaufmann die Möglichkeit haben wird, in der Deflationszeit, die ja einmal kommen muß, seinen Betrieb weiterzuführen.

Georg Heilborn.

ANEKDOTE

Der passende Schluß

Willi Handl war einmal Redakteur der Prager „Bohemia". Er trug's jahrelang mit Geduld. Eines Abends kommt der Metteur auf sein Zimmer und meldet: „Herr Handl, der Leitartikel soll bis an den Schluß der Seite reichen. Es fehlen aber noch zwei Zeilen." Handl nahm dem Metteur die Korrekturbogen aus der Hand und schrieb, ohne auch nur zu fragen, wovon der Leitartikel heute handle, mit den Worten: „Jetzt wird es passen", den Schlußsatz des Artikels auf den Bürstenabzug: „Es lebe das deutsche Volk in Böhmen!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 52):

Diesem Heft liegt erneut die Zahlkarte für's erste Quartal 1923 bei (Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840).

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

KANDINSKY

KLEINE WELTEN

ZWÖLF ORIGINAL-GRAPHIKEN



Folio (Mappengröße 34,5×46 cm). Vier Seiten Titel und Einleitung. Vier Radierungen, vier Holzschnitte (zwei davon mehrfarbig), vier farbige Lithographien, vom Küntsler signiert, in Passepartout. Gedruckt in einer einmaligen numerierten Auflage vom Staatlichen Bauhaus in Weimar. Einbände nach Entwürfen des Künstlers.
Ausgabe A (Nr. 1-30) auf Japan in Ganzpergamentmappe
Ausgabe B (Nr. 31-230) auf Bütten in Halbledermappe

Kandinsky gehört heute längst zu den anerkannten Meistern des Expressionismus und seine abstrakte Kunst hat einen bedeutenden Kreis von Liebhabern. Nach einer langen Reihe von Jahren tritt Kandinsky hier mit einem neuen originalgraphischen Werk vor die Oeffentlichkeit. Es zeigt, daß der Meister seinem Prinzip treu geblieben ist und seine Ideen noch strenger und bestimmter formuliert. Bei dem großen Interesse für russische Kunst dürfte die kleine Auflage rasch vergriffen sein, umsomehr als originalgraphische Werke erster russischer Künstler der jüngsten Kunstrichtung kaum am Markt sind

Die jeweils gültigen Preise erfahren Sie in jeder Buchhandlung.

DER PROPYLÄEN-VERLAG · BERLIN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Januarwoche

Wie? hören wir fragen, während im Westen unserem eigenen Volke Unsagbares geschieht, während das Schwert des Marschall Foch in Deutschlands industriellen Lebensnerv vorstößt, während die Mark in höllische Abgründe stürzt, der Versailler Vertrag zusammenkracht, und niemand noch weiß, wie unsere nächste, unmittelbarste Gegenwart, geschweige unsere Zukunft sich gestalten soll —: in dieser Zeit wendet Ihr, Schwärmer, Euren Blick nach Osten und tischt uns höchst inaktuelle Betrachtungen auf? Gerade darum, antworten wir! Gerade jetzt, jetzt muß es sein! Denn alle Hoffnung auf den Westen war Schaum. Drei Jahre lang haben wir nach England gestarrt. Aber Lloyd George, der noch erklärte, ein Vormarsch Frankreichs ins Ruhrgebiet würde den Bruch des Bündnisses bedeuten, — Lloyd George ward abgelöst von Bonar Law, und Bonar Laws These war nur mehr: England werde zwar nicht mitmarschieren, die Entente aber bestehe herzlich fort, Großbritannien desinteressiere sich. Nachdem dieser Bonar Law ans Ruder gelangt war, — der Konservative, parteimäßig auf Frankreich Eingestellte, — nachdem überdies in Italien die Völkischen die Macht an sich gerissen hatten, vollzog auch die deutsche Politik wieder eine Schwenkung. Jetzt stellte sie ihre Sache auf die Vereinigten Staaten. Die Kanzlerschaft Cunos ward ausgesprochen unter der Firmendevise Hamburg-Amerika ersonnen, und noch niemals hat ein deutscher Minister so offensichtlich unter der Suggestion Amerikas gestanden, noch niemals jedes Wort so nach der Seele Washingtons abgezielt, wie dieser homo novus, als dessen Legitimation zur Kanzlerschaft uns vom ersten Tage an fast ausschließlich seine „guten Beziehungen in Amerika" genannt wurden. Was aber ist aus der Freundschaft zum braven Harding, zum klug-kühlen Hughes geworden? Was aus den Interventionen, die eine hoffnungslos unpolitische, kindliche, wunschgläubige Presse dem deutschen Volke Tag für Tag ankündigte? Ein großes Maß von Wunderglauben gehört dazu, von der weitest entfernten Macht, der wenigst exportbedürftigen Macht, der wenigst betroffenen und wenigst eingreiffähigen Macht (deren Rücken überdies gegenüber dem Frankreich offenbar immer intimer verbündeten asiatischen Großstaat zu wahren ist) — von dieser Macht noch mehr zu erwarten als folgenlose Kundgebungen und — nun ja, moralische Ausstrahlungen, die aber erst in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren volle Bedeutung gewinnen mögen. In dieser Lage bleibt nur eine Tür offen, durch die, vielleicht, ein Lichtstrahl fallen kann. Es ziemt uns nicht, und ist unmöglich, mit dem selbstbewußten Griff

des Eindringlings sie aufzustoßen. Aber ebenso wenig können wir es uns leisten, der Meinung so vieler Tollblinder folgend, ihr hochmütig oder furchtsam einfach den Rücken zuzukehren. Den schmalen Spalt, den geographische Nähe, Schicksalsgemeinschaft und Austauschmöglichkeit auf vielen Gebieten nach so bangen Jahren des Kampfes, der Schmähung, des Mißverständnisses schon öffnete, — diesen schmalen Spalt behutsam, würdig, achtungsvoll zu weiten, ist Deutschlands schicksalhafte Aufgabe, ist seine einzige große Perspektive. Nie sollte das klarer sein, als in diesen Tagen zerschmetterndster Eruption im Westen.

Von der Verlotterung der Attentäter war hier wiederholt die Rede. Der dumme Junge Techow fabelte, er sei durch Todesdrohung gezwungen worden. Die Harden-Attentäter logen, sie wollten nur Denkzettel geben, und im übrigen erklärte Herr Weichardt (um so höflich zu bleiben wie der Vorsitzende), er „ziehe die Tat mit der Versicherung des Bedauerns zurück“. Damit vergleiche man die Haltung des Präsidentenmörders in Warschau. Der Pole Niewiedomski trat vor die Richter und erklärte: „Ich bin schuldig, ich verlange schwerste Strafe. Ich will den Tod und keine Schonung.“ Der Berichter der „Frankfurter Zeitung“ (die als einziges deutsches Blatt den ergreifenden Prozeß schildern ließ) schreibt dazu: „Jetzt kam das Mitleid von allen Wänden zu diesem kalten, faltigen Mann.“ Ein Attentäter, aber kein gedungener. Ein Attentäter, aber ein Mann, der mit seinem eigenen Blut bezahlen will. Ein Attentäter, der keine feigen Ausreden stammelt. Freilich ein Pole. Im blonden Volk der Siegfriede hat noch kein politischer Mörder so aufrechten Hauptes sein Urteil und Schicksal gefordert.

Die Münchener Polizei hat gegen das „Tage-Buch“ die Dementierspritze losgelassen. Der Brief des Amerikaners (in Heft 1 veröffentlicht) müsse erfunden sein. Warum? Weil der auf seine jüdische Körperlichkeit hin untersuchte Amerikaner sich doch unbedingt bei der Münchener Polizei beschwert hätte! O du verkahrte Welt. Welcher Fremde hat denn noch so kindliches Vertrauen zu der Münchener Polizei? Sind denn nicht gerade damals eine Reihe von Amerikanern grundlos mit Ausweisung aus München bedroht worden, so z. B. Wilsons Sekretär Mr. Tumulty? Sind nicht Amerikaner, die in München Bilder kauften, gezwungen worden, Hals über Kopf abzureisen? Sind in der Nacht, in welcher der Briefschreiber angefallen wurde, nicht auch andere Leute in der Georgenstraße von übermütigen Hitlerbanden behelligt worden? (Siehe „Münchener Post“ Nr. 293.) Hat die Münchener Polizei die Gassenjungen bestraft, die Marteau's Konzert störten? Hat die Münchener Polizei die vaterländischen Lausbuben festgenommen, die in die jüdische Volksküche eindrangen und aus lauter Nationalgefühl die jüdischen Sparbüchsen stahlen? Sind die Attentäter auf Auer und

Gareis nicht längst erwischt? Hat Herr Erhart nicht auf der Münchener Polizei seinen falschen Paß bekommen? . . . . Und an diese Behörde soll sich ein nicht verkahrter, vollsinniger Fremder mit einer Beschwerde wenden? Schad' um die Briefmarke!

Die Bayern haben einen Justizminister. Er heißt Franz Gürtner und hat für die „Münchener Neuesten Nachrichten" einen Neujahrsspruch geschrieben. Wörtlich: „Europa wird eines Tages einsehen: Wer das Recht beugt, den beugt das Recht." Man legt das Blatt aus der Hand. Starr vor Staunen. Kann ein Justizminister deutlicher sein? Ist eine vernichtendere Äußerung über den Fechenbachprozeß abgegeben worden? Ist die Schande der bayerischen Volksgerichte drohender zu stigmatisieren? Sieht der Nachfolger des Dr. Roth ein, daß Bayern wegen der langsamen Hinrichtung Fechenbachs sich vor Europa rechtfertigen muß? . . . Ach, dann nimmt man das Zeitungsblatt wieder auf und stellt fest, daß der verantwortliche Leiter der bayerischen Justizmaschine bloß „einen Neujahrsgruß an die Pfalz" senden wollte. Für die Pfalz ist Herr Gürtner ein Europäer und ein Ethiker. Und für Bayern?

Es gibt noch (oder schon) heroische Parlamentarier. Ein Mitglied der Majorität des Landtages von Ober-Österreich hat den Antrag auf Verringerung der Zahl der Abgeordneten eingebracht. Begründung: Der Abbau soll oben, bei der konstitutionellen Volksvertretung, begonnen werden. Parlamentsstatisten, die freiwillig Harakiri machen? Wollen Preußen, die Sachsen, die Bayern hinter den Oberösterreichern schmählich zurückstehen?

ABONNEMENTSFONDS DES „T.-B."
FÜR GEISTIGE ARBEITER

Die letzte Abonnementspreiserhöhung des „T.-B.", so sehr sie von den Verhältnissen erzwungen war, hat es einer Reihe von treuen Lesern aus den geistigen Berufen — Aerzten, Anwälten, Schriftstellern, kaufmännischen Angestellten, Beamten, Lehrern usw. —, deren Einkommen der Teuerung nicht gefolgt ist, unmöglich gemacht, den Bezug fortzusetzen.

Von ihnen allen hörten wir, wie sehr sie das Blatt, das ihnen nahegekommen war und vielfache Anregung für sie bedeutete, vermissen würden.

Uns wiederum war grade der Ausfall aus dieser noch immer wertvollsten Leserschicht in moralischer Hinsicht besonders schmerzlich.

Wir haben darum einen Fonds ins Leben gerufen, der es ermöglichen wird, einer gewissen Anzahl unserer alten Leser aus den geistigen Berufen, soweit ihnen ihr Einkommensverhältnis den Fortbezug in dieser Uebergangszeit verbieten, das Blatt zunächst kostenlos zuzustellen. Von einem Freunde sind uns zu diesem Zwecke zunächst 100000 Mark zur Verfügung gestellt worden, wir hoffen aber, schon in den nächsten Tagen noch weitere Beiträge verzeichnen zu können.

Wir unsererseits haben uns entschlossen, auf jedes durch diesen Fonds ermöglichte Freiabonnement aus eigenen Mitteln je 500 Mark zuzuschiessen. *Verlag und Redaktion des „Tage-Buchs".*



T s c h i t s c h e r i n, gezeichnet von H e i n r i c h M a j e r.

CHRIST. RAKOWSKY
Mitgl. d. Rates d. Volkskommissare

ZWISCHEN RUHRGEBIET UND DARDANELLEN

Während dieses meines nur zweitägigen Berliner Aufenthaltes, überlastet von Geschäften, ist es mir leider nicht möglich, mich über die Fragen, die zwischen Rußland und Deutschland, zwischen Rußland und der übrigen Welt gegenwärtig schweben, so ausführlich zu äußern, wie ich es Ihren Lesern gegenüber gerne getan hätte. Auch muß ich es mir versagen, Ihrem Wunsche gemäß auf wirtschaftliche Dinge näher einzugehen. Wiewohl die Ansichten der Sowjetregierung über den gegenwärtigen und zukünftigen wirtschaftlichen Verkehr mit dem Ausland, insbesondere auch mit Deutschland, kein Geheimnis sind — mancher meiner Regierungskollegen hat schon in der Öffentlichkeit und gewiß in engerem Kreis ausführlich darüber gesprochen —, möchte ich als Politiker doch nicht eigene Meinungen äußern.

Als Politiker scheint es mir, daß man in Deutschland jetzt besonders interessiert an dem Verhältnis ist, das sich nach Abbruch der Pariser Konferenz und nach Ankündigung des französischen Vormarsches ins Ruhrgebiet zwischen den Regierungen Frankreichs und Englands herausbilden wird. In dieser Hinsicht scheint mir, daß trotz aller Meinungsverschiedenheiten Frankreich und England noch immer viel inniger verbunden und viel stärker aufeinander angewiesen sind als man meist glaubt. Auch in Lausanne hat sich das wieder gezeigt. Schroff einander entgegengesetzt waren die Interessen dort eigentlich nur in der Meerengenfrage. Aber gerade dies schwierige Problem scheint inzwischen der Lösung schon am nächsten gebracht, und zwar im großen Ganzen zugunsten Englands. Die anderen Probleme sind noch nicht so genau durchgesprochen, besonders die Frage Mossul, die Kapitulationen und die türkische Schuld. Da aber die weiter gediehenen Besprechungen, über die Minoritäten und die Abgrenzung Ostthraziens, mit dem Fortgang der Konferenz sich ebenfalls aussichtsreich entwickelt haben, glaube ich nicht, daß gerade in den Ostfragen von unüberbrückbaren Differenzen Englands und Frankreichs gesprochen werden kann. Insbesondere halte ich es für falsch, eine Rückwirkung der Meinungsverschiedenheiten in der Reparationsfrage, oder der französischen Aktion im Ruhrgebiet auf den Fortgang der Arbeiten in Lausanne zu erwarten, ebenso wie ich es für falsch halten würde, aus Meinungsverschiedenheiten, die in Lausanne herrschen oder sich dort noch ergeben können, etwa eine Versteifung der englischen Haltung in bezug auf die Reparationen und die Durchführung des Versailler Vertrags zu gewärtigen.

Was diese letzteren Fragen, die Deutschland natürlich am nächsten liegen, überhaupt anbelangt, so scheint mir vor allem, daß man bei Ihnen nicht ganz begründete Hoffnungen auf Amerika setzt. Meiner Ansicht nach ist es sehr zweifelhaft, ob sich Amerika zu

irgendwelchem Eingreifen entschließen wird. Wenn es aber sogar geschieht, so wird es sich sicher nur um ganz platonische Kundgebungen handeln.

Und Rußland? Nun, ich glaube nicht erst darauf hinweisen zu müssen, daß unsere Mittel zu etwaiger Intervention keinesfalls dem Grade unserer Sympathie kongruent sind. Unser Wunsch, das Ruhrgebiet unbesetzt und das Reparationsproblem konfliktlos und friedlich gelöst zu sehen, steht hoffentlich außer Zweifel. Hätten wir diplomatische Beziehungen zu den Westmächten, insbesondere zu Frankreich, so würden wir sie in vollem Umfang in diesem Sinne ausnützen. Unglücklicherweise bestehen solche Beziehungen nicht.

Ich habe von der Möglichkeit anderer Interventionen reden hören. Namentlich habe ich gehört, daß gewisse europäische Neutrale — namentlich wird von Schweden gesprochen — den Völkerbund zur Intervention aufrufen wollten. Aber ich muß sagen: das erscheint mir sehr problematisch. Bei der Stellung, die Rußland dem Völkerbund gegenüber einnimmt — wir haben ihn bekanntlich nie anerkannt —, werden Sie diese Skepsis begreiflich finden. —

Das ist alles, was ich augenblicklich sagen möchte. Wenn wir Bolschewiken auch Gegner der Talleyrand'schen Maxime sind, daß die Sprache dazu da sei, Gedanken zu verbergen, sind wir, immerhin, doch nicht der Ansicht, daß die Schrift dazu da sei, jeden Gedanken zu offenbaren.

Dr. AUGUST MÜLLER,
Staatssekretär a. D.

DEUTSCH-RUSSISCHE WIRTSCHAFTSKOLLABORATION

Zu den Dingen, über die in Deutschland mehr geredet als gehandelt wird, gehört auch der Wiederaufbau der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland. Das Interesse an russischen Fragen ist groß. Es bestehen eine Reihe von Organisationen, Zeitschriften und Büros, die sich die Förderung dieser Beziehungen angelegen sein lassen. Aber was tatsächlich geschaffen wurde, entspricht dem Aufwand an propagandistischer, literarischer und politischer Tätigkeit doch wohl eigentlich nicht. Man muß aber anerkennen, daß es weniger Mangel an Verständnis, als sachliche Schwierigkeiten sind, die bisher wie ein Reif auf den Blütenträumen der deutsch-russischen Zusammenarbeit gewirkt haben.

Auf deutscher Seite wird die Schar derer, die warten wollen, bis das Bolschewistenregiment in Rußland verschwunden ist, ehe sie mit Rußland arbeiten wollen, immer kleiner. Vor zwei Jahren und noch vor einem Jahre übten die ewigen Prophezeiungen der Emigranten über den bevorstehenden Zusammenbruch des Bolschewismus noch einen unverkennbaren Einfluß auf manche Wirtschaftskreise aus. Aber Propheten, die immer falsch prophezeien, gelten

schließlich nicht nur in ihrem Heimatlande, sondern auch in der Fremde nicht mehr viel. In der Tat wird es allmählich auch naiven Seelen immer klarer, daß die Bolschewisten von Tag zu Tag fester im Sattel sitzen, es gibt keine bürgerliche Gruppe, die imstande wäre, sie von der Macht zu verdrängen. Die Bauern sind eine führerlose, unzusammenhängende Masse, ungeeignet zu organisierter politischer Aktion. Außerdem haben sie gar keinen Grund, sich gegen die Bolschewisten zu erklären, denn sie verdanken ihnen das, was ihr Herz am meisten begehrt: Land, den bisher dem Großgrundbesitz gehörenden Boden. Durch die neueste Agrargesetzgebung sind auch die Nutzungsrechte der Landbevölkerung in einer sie zweifellos befriedigenden Weise geregelt worden. Zuguterletzt haben die Machthaber in Moskau, sehr kluge und vorausblickende Herren, durch die Ausweisung und Inhaftierung der Intellektuellen, die mit dem Gedanken liebäugelten, die Bauern politisch zu organisieren, die Landbevölkerung ihrer Führer beraubt. Von dieser Seite droht also gegenwärtig und sicherlich auch für die nächste Zeit den Bolschewisten keine Gefahr.

Das wirtschaftliche Evangelium des Kommunismus wird heute in Rußland nicht mehr gepredigt und erst recht nicht mehr ausgeübt. Etwas schamhaft redet man heute vom „Kriegskommunismus", so ähnlich wie wir von der Kriegswirtschaft reden, womit zum Ausdruck gebracht sein soll, daß das kommunistische Experiment nicht grundsätzlichen Überzeugungen entsprungen, sondern durch den Zwang der Verhältnisse dem russischen Volke aufgenötigt worden sei. Es ist zwecklos, zu prüfen, ob das richtig oder falsch ist. Entscheidend ist die Tatsache, daß die „neue ökonomische Politik" vom Frühjahr 1921 an in ganz bewußter und folgerichtiger wirtschaftlicher und gesetzgeberischer Arbeit den Kommunismus durch den „Staatskapitalismus" ersetzte. Dadurch wurde in den paar Städten des Landes die Befriedigung des Lebensbedarfes erleichtert; Privatwirtschaft und Privatinitiative, Profitmöglichkeiten und Privateigentum sind wieder als Impulse des Wirtschaftslebens eingeschaltet worden und sie haben zweifellos eine gewisse Wendung zum Besseren in der russischen Wirtschaft mit sich gebracht. Sehr klug und überlegen, wie die bolschewistische Politik nun einmal ist, versteht sie es, ihre Wirtschaftspolitik zwischen kommunistischen Wünschen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten hindurchzusteuern und dabei doch einen entschiedenen Kurs nach Stärkung der Privatwirtschaft einzuhalten. Nimmt man dazu die kommunistische Außenpolitik, deren glänzende Führung selbst von den unversöhnlichsten Anhängern der entschwundenen russischen Herrlichkeiten anerkannt wird, so hat man Gründe genug, die die Erwartung rechtfertigen, daß Lenin und die Seinen die unbestrittenen Herren Rußlands sind und fürs erste bleiben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Formen und Methoden, mit denen die Bolschewisten ihre Herrschaft ausüben, sonderlich sympathisch seien. Der Westeuropäer hat das Recht zu einer sehr kritischen Beurteilung des politischen bolschewistischen Systems. Aber russische Dinge mißt man falsch, wenn man westeuropäische Maßstäbe anlegt. Asien den Asiaten! Das ist das Merkwort, das der Europäer nicht vergessen sollte, wenn er über russische Dinge zu urteilen hat. Betrachtet man Rußland als eine asiatische Angelegenheit, so versteht und verzeiht man die, sagen wir einmal: Eigenarten des bolschewistischen Systems. Das ist auch der einzige Standpunkt, von dem man zu einer richtigen Beurteilung und Behandlung der kommunistischen Propagandatätigkeit in Westeuropa gelangt. Wenn wir die Russen nach ihrer politischen Facon selig werden lassen, dann können wir auch verlangen, daß sie uns von den Sendboten der Weltrevolution befreien. Den Einwand, es handele sich doch hierbei um die Angelegenheiten der kommunistischen Internationale, brauchen wir nicht so wörtlich zu nehmen. Eine Vereinigung, die in Moskau eines der größten Hotels mit ihrem Stab besetzt hat und bei ihren zahlreichen Veranstaltungen sich stets der Mitwirkung der höchsten Funktionäre des regierenden Bolschewismus erfreut, kann nach Lage der Verhältnisse in Rußland nicht als eine private Vereinigung betrachtet werden, für deren Tun die Bolschewisten keine Verantwortung trügen. Im übrigen gibt es einen ganz hübschen Beweis für das enge Zusammenwirken von politischem Bolschewismus und dritter kommunistischer Internationale. Im Jahre 1921 war eine Kommission unter dem Vorsitz des Herrn Larin damit betraut worden, die Zahl der Beamten, Angestellten und Arbeiter zu reduzieren. Nach dem veröffentlichten Bericht mußten innerhalb 6 Monaten 7 481 000 Arbeiter und Angestellte — nebenbei: eine hübsche Illustration zur kommunistischen Wirtschaft — auf 4 571 000 verringert werden. In dem Bericht der Larin-Kommission werden nun zwischen den von der Verringerung betroffenen 18 Kommissariaten auch die Kommunistische Partei und die Gewerkschaften mit der Selbstverständlichkeit aufgeführt, die aus der Identität des Parteikommunismus mit dem politischen Bolschewismus entspringt. Man behaupte also nicht mehr, daß die bolschewistische Regierung selbst gar keine Verantwortung dafür tragen könne, wenn in unserem Lande kommunistische Provokateure die Schwierigkeiten vermehren, die wir sowieso in Hülle und Fülle haben. Wir denken nicht daran, uns in innerpolitische russische Dinge einzumischen, aber es ist endlich an der Zeit, daß hier die Gegenseitigkeit gewährt wird.

Geschieht dieses, dann ist eine der Voraussetzungen erfüllt, von deren Erfüllung das deutsch-russische Zusammenarbeiten berührt wird. Natürlich ist das nicht das einzige, und auch nicht das Haupt-

hindernis, das dem Deutschen entgegentritt, der in Rußland ein wirtschaftliches Betätigungsfeld sucht. Schwerer wiegt die vollkommene Entwertung der russischen Valuta, der Zustand der Transportmittel, das Fehlen wichtiger Nahrungsmittel und Rohstoffe, der Mangel an Rechtsschutz und die eigenartige Gestaltung des russischen Außenhandels. Alles dieses zusammengenommen, macht das russische Geschäft risikoreich und verleidet manchem die Lust zur Tätigkeit in Rußland. Sind nun diese Hindernisse wirklich so groß, daß man vor ihnen kapitulieren muß?

Daß das nicht der Fall ist, beweist ja schon die eine Tatsache, daß eine Anzahl Firmen in Rußland arbeiten. In der Tat scheint man in manchen Kreisen dazu zu neigen, die Schwierigkeiten der Arbeit in Rußland zu überschätzen. Daß die Transportverhältnisse schlecht sind, ist unbestreitbar, aber die Hauptlinien können benutzt werden. Zeit hat man genug in Rußland und wenn man nicht schnell fahren kann, so fährt man eben langsam. Sowjetrubel haben mehr Kuriositätswert als Tauschwert. In Rußland selbst kann man aber für Sowjetrubel bekommen, was man wünscht, wenn man nur genug davon besitzt, und im Außenhandel werden als Gegenleistung von den Russen entweder Waren oder Gold oder höherwertige Valuten bezahlt. Gegen die Rechtszustände in Rußland sind erhebliche Bedenken gerechtfertigt. Man kann sich aber schützen durch entsprechende Schiedsgerichtsklauseln in den abzuschließenden Verträgen und außerdem hat die vor einigen Wochen vorgenommene Ausdehnung des Rapallovertrages auf solche russische Territorien, die bisher noch nicht unter der Wirkung des Vertrages standen, einen Ausweg gezeigt, der am Ende auch in Sowjetrußland gangbar ist. Im Gegensatz zum eigentlichen Rapallovertrag befindet sich nämlich im Zusatzabkommen die Bestimmung, daß Streitfragen aus abgeschlossenen Verträgen nach den Gesetzen des Staates behandelt werden sollen, in dem sie abgeschlossen wurden; sie unterliegen auch der Gerichtsbarkeit dieses Staates. Es wird sich also darum handeln, solche Verträge nicht in Rußland, sondern in Deutschland abzuschließen, dann sind sie rechtlich in einer Weise geschützt, die alle Bedenken zerstreut. Es wäre sehr erwünscht, das gleiche Zugeständnis auch von Sowjetrußland zu erhalten, weil es das Hauptbedenken zerstörte, das heute noch gegen die wirtschaftliche Betätigung Deutscher in Rußland geltend gemacht werden kann.

Das wirtschaftliche Zusammenarbeiten zwischen Deutschland und Rußland kann sich in zweifacher Form vollziehen. Handelt es sich um in Rußland selbst vorzunehmende Arbeiten, so ist eine Konzession einzuholen, die vertraglich festgelegt wird. Diese Konzessionsverträge enthalten keine unbilligen Forderungen. Da die russischen Behörden bei allen Konzessionsfragen, an deren Erledigung in positivem Sinne ihnen gelegen ist, weitgehendes Ent-

gegenkommen zu erweisen pflegen, ist der Abschluß von Konzessionsverträgen nicht schwer, wenn nichts Unbilliges von deutscher Seite verlangt wird. Leider hat der Zusammenbruch der deutschen Währung manche hoffnungsvollen Pläne im Keime erstickt. In der Hauptsache ist es darauf zurückzuführen, daß nur wenige solcher Konzessionen erworben und noch weniger ausgeführt worden sind. Eine zweite Form des Zusammenarbeitens ist die Bildung gemischter Gesellschaften, die immer dann erforderlich sind, wenn Im- und Exporte in Frage stehen. Die Russen halten aus Gründen, die auch von deutscher Seite anerkannt werden müssen, daran fest, daß ein vollkommen freier Ein- und Ausfuhrhandel vorerst noch nicht durchgeführt werden kann. Das von ihnen angewandte System besteht darin, daß gemischte Gesellschaften gegründet werden, bei denen den deutschen Interessenten als Partner der russische Staat gegenüber tritt. Bei Verträgen dieser Art sind größere Schwierigkeiten zu überwinden, als bei den vorerwähnten Konzessionsverträgen. Daß sie nicht unüberwindlich sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß eine Anzahl Unternehmungen, die laut solchen Verträgen aufgebaut sind, befriedigend funktionieren. Nachteilig wirkt allerdings der Umstand, daß das russische System den deutschen Kaufmann vom russischen Markt fernhält und ihn daran hindert, die Konjunktur auszunutzen, persönliche und sachliche Kenntnisse zu verwerten und eine Preisbildung zu erstreben, die nicht nur dem russischen, sondern auch dem deutschen Interesse gerecht wird. Man darf aber nicht verkennen, daß es sich hier um Übergangsmaßnahmen handelt. Die straffe Zentralisation des russischen Außenhandels im Kommissariat für Außenhandel ist in der letzten Zeit durchlöchert worden. Das erwähnte Kommissariat hat jetzt nur noch die regiminellen und verwaltungsmäßigen Aufgaben zu erfüllen. Den eigentlichen Austausch erledigt ein anderes Organ, der „Gostork“ oder staatliche Handel. Der „Gostork“ soll nach kaufmännischen Grundsätzen, wie ein großes, kaufmännisches Geschäft, das Monopol des Ein- und Ausfuhrhandels ausführen. Es ist wahrscheinlich, daß die Gründung dieses Unternehmens mit der Zeit zu einer Erleichterung der Handelsgeschäfte mit Rußland führen wird. Es kommt hinzu, daß das von ihm ausgeübte Monopol in der letzten Zeit auch in anderer Hinsicht gemildert worden ist. Die großen Trusts, die das russische Wirtschaftsleben hervorgebracht hat, haben das Recht erhalten, ihre Außenhandelsgeschäfte selbständig zu machen. Der Centrosojus, die Zentrale für russische Genossenschaften, hat gleichfalls eigene Handelsvertretungen und ebenso sind vom Obersten Volkswirtschaftsrat ausländische Vertretungen eingerichtet worden. Geschäfte kleinerer Art können zwischen deutschen und russischen Kontrahenten auf Grund von Lizenzen direkt abgeschlossen werden, wobei allerdings das

Außenhandelskommissariat die Lizenzerteilung von Bedingungen abhängig zu machen pflegt.

So hat es ganz den Anschein, als wenn auch die straffe Zentralisation des Außenhandels allmählich in elastischere Form übergeführt werden sollte. Das entspräche ganz dem bisherigen Verlauf der „neuen ökonomischen Politik". Von deutscher Seite aus würde man wahrscheinlich diesen Prozeß beschleunigen, wenn man möglichst regen Gebrauch von der Möglichkeit, mit Rußland zu arbeiten, machen würde. An Vorbildern fehlt es nicht. Es gibt eine Handelsgesellschaft für die Ausfuhr von tierischen Rohprodukten, eine Ausfuhrgesellschaft für Metalle und Mineralien, eine Transportgesellschaft, eine Luftverkehrsgesellschaft und eine Gesellschaft zur Hilfeleistung für die Wolgakolonisten. Bei all diesen Gesellschaften arbeitet der russische Staat mit deutschen Kapitalisten zusammen. Neuerdings ist von Otto Wolf eine Handelsaktiengesellschaft gegründet worden, mit einem Kapital von 300 000 Goldrubel und einem Kredit von 7,5 Millionen Goldrubel an die russische Regierung. Das ist die erste große Handelskonzession Rußlands an eine deutsche Firma. Krupp ist nach monatelangen Verhandlungen über eine landwirtschaftliche Konzession im Gebiet der Donkosaken mit den Bolschewisten einig geworden; britisches und deutsches Kapital arbeiten hier zusammen. Eine andere russo-europäische Industrie- und Handelsgesellschaft, die mit 10 Millionen Kapital arbeitet, ist gegründet worden unter vorwiegender Beteiligung deutscher Kapitalisten. In hervorragendem Maße ist auch deutsches Kapital an der Deutschen Zentralexportgenossenschaft beteiligt, die unter Anlehnung an ältere russische Beziehungen in Rußland großzügig arbeiten will. Allerhand Pläne auf Heranziehung deutschen Kapitals bei der Gründung von Banken in Rußland werden zurzeit erörtert. Es scheint überhaupt, als wenn die Periode der Untätigkeit, des Abwartens und des ergebnislosen Verhandelns, die den ganzen Sommer über geherrscht hat, erfreulicherweise abgelöst worden sei durch eine Periode g r ö ß e r e r A k t i v i t ä t d e r d e u t s c h e n F i n a n z w e l t u n d d e r d e u t s c h e n I n d u s t r i e. Das ist in höchstem Maße erfreulich, denn es entspricht dem deutschen und dem russischen Interesse. Vorhandene Schwierigkeiten werden umso eher aus dem Wege geräumt werden, je mehr man in Rußland und Deutschland zu praktischer Betätigung drängt. Die allgemein wirtschaftliche und politische Bedeutung eines innigen Zusammenarbeitens der deutschen mit der russischen Volkswirtschaft ist aber so offen zu Tage liegend, daß es hierüber weiterer Erörterungen nicht bedarf. An der Westgrenze unserer Heimat zerstören die französischen Amokläufer, getrieben von imperialistischem Größenwahn, Rachsucht, Furcht und Habgier die Voraussetzungen für einen Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte und ein erfolgreiches Zusammenarbeiten beider Nachbarn bei der

Lösung des europäischen Problems. Was könnte es da für die deutsche Wirtschaft und Politik Wichtigeres geben, als hilfreiche Dienste bei der Schaffung der Basis im Osten Europas zu leisten, von der aus dereinst der Hebel wirksam werden kann, der das von Frankreich zerstörte Gleichgewicht zwischen den europäischen Mächten wieder herstellt!

STEFAN GROSSMANN

RUSSISCH-DEUTSCHE VEREINIGUNG

Vor drei Jahren konnten Deutsche und Russen nur zusammentreffen, wenn sie vorher ihre Weltanschauungsprogramme verglichen und gleichlautend gefunden hatten. Die Bolschewiki empfingen bloß den gleichgläubigen Bruder aus Berlin N und wir schlossen bloß den Emigranten ans bürgerliche Herz; je mehr Greuel er berichtete, um so inniger war er an unseren Busen gedrückt. Damals geschahen die kuriosen Experimente, daß Ludendorffs Generäle von kommunistischen Predigern bearbeitet wurden und des Obersten Bauer Emissäre die deutschen Schwärmer zu überlisten trachteten.

Inzwischen sind wir alle, Deutsche wie Russen, bescheidener geworden. Die Sowjetleute verkehren nicht mehr nur mit Klara Zetkin und Thalheimer, sie haben (ohne innere Beschädigung, scheint's) mit Krupp und Rathenau, mit Otto Wolff und Stinnes umzugehen gelernt. Umgekehrt sehen wir nicht mehr in jedem Sowjetkommissär einen Bülowschen Schnorrer und Verschwörer, die Hände der Trotzky und Kamenew sind ebenso rein gewaschen wie die anderer regierender Herren und unsere Neigung zu richterlicher Pose gegen die nun schon fünf Jahre lang Rußland beherrschenden Männer ist ziemlich zusammengeschrumpft. Das Bedürfnis, das Reich der anderen noch unserem Willen zu ordnen, ist unter zurechnungsfähigen Russen und Deutschen so ziemlich ausgerottet. Nationen sind Realitäten.

In Deutschland lebt jetzt fast eine halbe Million Russen.

Ist es nicht töricht, daß wir aneinander vorübergehen? Zwei Welten ohne Brücke, zwei streng abgegrenzte Reiche. Russen bleiben Russen — auch auf dem Neppski-Prospekt in Berlin W, wir Deutsche leben an unseren Stammtischen. Wir wissen, daß die Russen vorzügliche Schauspieler haben, ausgezeichnete Tänzer, farbenfreudige Maler, diskutierwütige Studenten, vorzügliche Köche und sehr hübsche, weiche, schmiegsame Frauen. Aber die Begegnungen der Deutschen mit den Russen beschränken sich auf Zusammenkünfte im Omnibus, in der Untergrundbahn, in der Theatergarderobe. Werden wir das in zwanzig Jahren nicht bereuen? An wie viel Basarows und Karamasows, an wie viel Oblomows und Onegins sind wir vorbeigegangen? Wie viele Anna Kareninas haben wir

übersehen? Wie viel merkwürdige, bedeutende und tiefe Tschechow-Naturen sind in unserer Nähe gewesen und wir haben sie versäumt.

Aus solchen Erwägungen ist fast gleichzeitig in einem deutschen und in einem russischen Kreise der Wunsch lebendig geworden, ein Territorium zu schaffen, in dem wir uns kennen lernen. Die Brücke, von der deutschen in die russische Welt, soll geschlagen werden.

Eine solche deutsch-russische Vereinigung könnte sich begnügen, eine unnötige gesellschaftliche Grenze niederzureißen und die Freude aneinander zu ermöglichen: Wir wollen uns sehen, wir wollen uns sprechen, wir wollen .. ja, wir wollen natürlich auch Aufgaben lösen, die aus der Verständigung zweier Kulturen erwachsen, wir wollen uns, in Gottesnamen, ein Programm geben.

Aber wir wollen den Mund nicht zu voll nehmen. Um Gotteswillen kein Bündnis! Wir wollen einen gemütlichen, geschlossenen Klub gründen, der weder Eberts, noch Lenins Segen braucht. Unnötig, daß die Entente sogleich vor uns erzittert.

Aber es gibt mancherlei Unterhaltungsthemen für uns.

Wir könnten in unserer russisch-deutschen Vereinigung eine Ecke einrichten, in der deutsche Wirtschaftsführer sich mit sachkundigen Russen unterhalten.

In einer anderen Ecke gibt es russische Pädagogen, die mit deutschen Schultheoretikern sprechen möchten. An einigen interessanten Experimenten fehlt es in Rußland nicht und in Deutschland, dem Lehrerland, auch nicht.

Deutsche Techniker, in Rußland sehnsuchtsvoll betrachtet, könnten sich in einer anderen Ecke über Arbeitsmöglichkeiten in Rußland unterhalten.

Russische Künstler, von Stanislawski bis Tschelitschew, haben uns immer interessiert, und da wir in Berlin doch noch immer das beste europäische Theater haben, wäre eine Aussprache mit Viertel, Lubitsch, Berger immer noch nützlich.

Und wenn diese Vereinigung keinen anderen Sinn hätte als daß wir Deutsche von Zeit zu Zeit die Russen ihre Volkslieder singen hörten, so wäre die neue Vereinigung existenzberechtigt.

Keine Massenorganisation. Keine Vorbereitungen zur Zerschmetterung Frankreichs. Keine Aufteilung Polens. Bloß eine zwanglose, frohe Verständigungsstelle von einigen Dutzend intelligenten Russen und Deutschen.

Ein junger gesunder Keim soll in die Erde gelegt werden. (In den nächsten Tagen.)

Und in 10 Jahren wollen wir sehen, wie hoch der Baum gewachsen ist.

STEFAN GRÜNBERG

KONGRESS DER DRITTEN INTERNATIONALE

Moskau, nach dem Kongreßschluß, Dezember.

Anfang Novmber kam man zusammen. Wiedersehen nach einem Jahr. Man läuft tagelang winkend herum. Im Vestibul eines Hotels tauscht man Eindrücke aus. „Welche Etappe!" ruft einer aus, „Wie hat sich Moskau während dieses einen Jahres verändert!"

Dann fährt man im Extrazug nach Petersburg. Paraden. Helme und Lanzen. Erste Begrüßungsreden flammen von Tribünen auf. Man legt Kränze auf Gräber ruhmreicher Revolutionskämpfer. Besucht Fabriken, fährt auf geschmückten Automobilen durch aufbrechende, rot beflaggte Straßen.

*

Moskauer Parade. Genosse Trotzky gibt Festvorstellung. Eine prachtvolle Armee, gut gekleidet und ausgerüstet. In der Luft kreisen Militärflugzeuge. Der Vorbeimarsch dauert zwei Stunden. Die ausländischen Journalisten wittern Bluff. Sie werden in den Fesselballon gebeten. Von oben herab übersehen sie das Schauspiel. Die Rote Armee legt sich wie eine Schlange um Moskau. Die Straßen der Stadt sind gedrängt voll. Hunderte von Organisationen, Fabriken, Schulen und kommunistische „Zellen". Kinder fahren in geschmückten Kutschen durch die Stadt. „Kinder sind Blumen der Revolution", schreit eine Überschrift. Überhaupt die Überschriften, es ist zum Verzweifeln! Und so überall: kein schönes Bild, keine Konzertnummer ohne Kommentar. Die Wirkung wird verpfuscht, unwiderruflich. Glaubt denn jemand mit Ernst daran, die Entwicklung bewege sich in Schienen von Zitaten?

Bleibt ein Bild schäumender Farbe.

Das Ausland sieht bestenfalls die Zeichnung. Oder tastet die Grenzen ab. Lächerlich. Ein deutscher Kommunist sagt mir: „Ich bin als Kommunist nach Rußland gekommen, gehe als Militarist weg." So sehen Ausländer dieses Rußland! Das neue Rußland? Nein, nur Rahmen und Überschrift.

*

Überall Tabellen, statistisches Material. Was sagt mir die Demonstration der Zahl? Stampfende Millionen. Ich will die Einheit sehen. Die neue Einheit. Wird doch alles Künftige von ihr abgeleitet.

Diese neue Einheit ist das Volk.

Unvergleichbares Bild, wie wenn die Seeflut die Dünen bespült. Welches Schauspiel! Das Moskauer Volk marschiert über den Krassnyj-Platz! Einer Klippe gleich ragt der Kreml aus der Brandung.

Abends, bevor man sich noch im Kreml versammelt, findet der Festakt im Großen Theater statt. Auch ein völlig ungeeigneter Ort. Kaiserprunk, Gold und Kronleuchter. Das kaiserliche Wappen wird von einem roten Schild verdeckt. Unnütze Maskierung. Sichel und Hammer wirken hier völlig deplaziert. Ebenso wie das Porträt von Karl Marx im Prunksaal des Kreml.

Man marschiert ins Theater. Es ist überfüllt. Brockdorff-Rantzau, der Tags zuvor seine freundschaftliche Gesinnung bekundet, verbeugt sich in seiner Loge. Er repräsentiert Deutschland. Unten brodelt die Menge, die sich selbst repräsentiert. Das Bild eines diplomatischen Vertreters wird schnell verdaut. Die russische Diplomatie dämmert in den Grüften einer Proszeniumsloge. Sie tritt nicht hervor, hat hier nichts zu repräsentieren. Sie ist ein vom heißen Atem des russischen Volkes an's Spiegelglas der Geschichte hingeworfener Schleier.

Die Internationale. Man singt stehend das Lied. Kamenew, Moskaus Stadtpräsident, eröffnet die Sitzung. Spricht langsam lange Sätze, deren Rauchschwaden ihm der Beifall in's Gesicht zurückschlägt.

Sinowjews Stimme, wie eine Kindertrompete: „Die parteilosen Massen werden für uns gewonnen." Beifall. Er sieht wie ein Struwwelpeter aus und hat die runden Arme einer marokkanischen Tänzerin. Kalinin verliest die Botschaft einer Gruppe von Bergwerksarbeitern. Kalinin ist das russische Staatsoberhaupt. Theoretisch. Wie der Begriff des Staates in Rußland. Staat ist die Partei. Wenn Sinowjew spricht, Sinowjew, der rote Papst des Komitees, horcht man hin wie auf eine Regierungserklärung. Spricht Kalinin, nimmt man es hin wie eine notwendige Formalität. Und doch ist Kalinin repräsentativ. Kalinin geht mit langen Schritten und vorgeneigtem Körper um den Tisch, spricht schüchtern vor sich hin; sein weicher und doch eindringlicher Tonfall, der Tonfall eines kleinen Dorfschullehrers hat die typisch russische, ruhige Beharrlichkeit. Er weckt Sympathien, er war Arbeiter, man erkennt es an seinen Bewegungen. Dieser unagitatorische, ehrliche und sanfte Mensch spricht von Arbeitern, und man weiß, daß er ihr Schicksal nicht nur intellektuell reflektiert, wie viele seiner Parteigenossen. Er fuhr vor Jahren als Schaffner in der Moskauer Straßenbahn. Rief: „Palutschaitie Biliety", drängte sich durch, lächelte, zog den Riemen. Das weiß man und deshalb hat man ihn gern. „Er ist einer der Unseren," sagen die Arbeiter. Das ist ein Ehrentitel, der nicht vielen im neuen Rußland zuerkannt wird. Kalinins Gestalt wird von keiner Feder persönlichen Ehrgeizes geschnellt. Kalinin hat den warmen Atem des russischen Volkes; seine revolutionäre Frömmigkeit.

*

Beinah macht die Versammlung im Kreml denselben Eindruck.

Lenin wird mit fieberhafter Spannung erwartet. Und als er auf die Tribüne tritt, löst sich diese Spannung in einen stürmischen, nicht enden wollenden Beifall. Seine kleine, gedrungene Gestalt schießt an das Rednerpult.

Lenin spricht. Er spricht eher schwerfällig als geistreich. Aber unglaublich, welche Strecken er in der Rede zurücklegt. Schritt für Schritt stampfend, wie hinter einem Pflug. Sein schmales Auge, dessen Braue höher ist, wie die des andern, streift die aufgebrochene Scholle. Der Blick umflort sich dunkler, schweift in die Felder. Und mit einem Ruck seiner breiten Schultern wirft er den Pflug zurück.

Trotzky ist anders. Seine Rede geht mehr auf unmittelbare Wirkung aus. Seine Stimme hat einen metallenen Klang. Er ist schneller, obwohl auch er mit dem Satze ringt. Er läuft streckenweis wie ein Marathonläufer. Dann erklettert er aber Aussichtstürme, um den zurückgelegten Weg zu überschauen. Und da kann es geschehen, daß ein Langsamerer ihn einholt.

Lenin hat Humor, Trotzky Witz.

Lenin sagt: „Uns fehlt Eure „höhere Bildung". Wir müssen Schreiben und Lesen lernen. Dann begreifen wir wenigstens, was wir gelesen. Ihr aber (er meint die ausländischen Genossen), ihr könnt lesen und schreiben und dennoch habt ihr letztes Jahr Programme unterschrieben, ohne sie zu verstehen. Denn diese Programme waren in russischer Sprache aufgesetzt, und wer sie auch von euch verstanden, der mußte doch wissen, daß sie bei euch nicht anzuwenden sind. Das ist eure Bildung. Wir machen Fehler, das Ausland macht sie auch. Aber wir machen unsere Fehler systematisch, während das Ausland sie ganz unsystematisch macht. Aus systematischen Fehlern kann man lernen, aber nicht aus systemlosen."

Er macht sich über seine Kameraden lustig, die unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit seine eignen Programme unterschrieben. Er macht es, ohne Eitelkeit, wie der Hypnotiseur, der seine Patienten aufweckt und ihnen mitteilt, daß das, was er ihnen als Gebäck zu essen empfahl, rohe Kartoffeln waren. Und von seinem Humor angesteckt lacht man über die eignen Fehler.

Trotzky regt nicht zur Selbstironie an. Er macht sich einfach lustig. Seine Rede hat Pointen, die wie Blitze treffen. Der von ihnen Getroffene stürzt aber nieder. — Was er während des Kongresses gesprochen, kann man kurz zusammenfassen: wirtschaftliche Dezentralisation, politische Zentralisation.

Die neue ökonomische Politik darf nicht auf die reine Politik übergreifen. Ich sehe aber in allen Moskauer Ämtern feiste, selbstbewußte „Nep"-Männer auftauchen. Und nicht nur sie, mit ihnen ihre Methoden, ihre wirtschaftliche Geilheit, Rücksichtslosigkeit.

Der Kampf zwischen Politik und Wirtschaft ist nicht ohne Pikanterie. Aber, „wir haben die politische Macht ergriffen, um sie fest in der Hand zu halten. Unsere Machtmittel — Armee, Diktatur des Proletariats — sind Garantien."

Das rote Rußland ringt mit einer Boa constrictor — der neuen ökonomischen Politik. Die einzelnen Phasen dieses Kampfes zu verfolgen, würde zu weit führen. Aber eins kann man schon heute sagen: was Lenin in seiner Eröffnungsrede empfahl, hieß Staatskapitalismus. Zugleich aber stellte Trotzky fest, daß staatskapitalistische Methoden sich bislang nicht bewährt hätten. „Es fehlt uns an einwandfreiem, statistischem Material, um individuelle Bedürfnisse und Mittel zu deren Befriedigung festzustellen. Früher entsprach jede Zweigbahn, die einer privaten Kapitalistengruppe angehörte, den Bedürfnissen der Bevölkerung, die sie bediente. Wir haben die Bahnen verstaatlicht, das ganze System zentralisiert und wir haben dadurch die Fühlung mit der Bevölkerung verloren." Staatskapitalismus oder rationelle Wirtschaft?, so stellt sich die Frage.

*

Aber der Kongreß hatte vornehmlich einen politischen Zweck. Die wirtschaftlichen Probleme wurden nur berührt, um den ausländischen Missionen Waffen in die Hand zu geben, mit denen sie den Angriffen ihrer bourgeoisen Presse auf dem wirtschaftlichen Gebiet wenigstens theoretisch begegnen könnten. Aber diese Waffen haben einen zweifelhaften Wert. Wichtiger sind die aufgestellten politischen Wegweiser: weitere Konzentrierung der revolutionären Kräfte, Ausscheiden aller unzuverlässigen Elemente, vor allem der Freimaurer. Aber wie Lenin schon sagte, die entscheidende Schlacht wird auf dem wirtschaftlichen Gebiet geschlagen. „Gelingt es uns, unsere Wirtschaft, und vor allem unsere Schwerindustrie aufzubauen, die uns vom Ausland unabhängig macht, so haben wir gesiegt." Das ist schon eine alte Leier. Aber, daß der geniale Führer der russischen Revolution immer noch auf ihr zu spielen gezwungen ist, beweist das eine: vorläufig ist es Rußland unmöglich, neue Losungen aufzustellen. Man ist daran, das eroberte Gebiet einzurichten. Und dies scheint mir zu bestätigen, daß der Durchbruch der bourgeoisen Front im ersten Elan zu weit vorgetragen wurde. Rußland kämpft jetzt seine Marne-Schlacht durch. Im Frühlicht der Ereignisse zeichnet sich schon deutlich die feindliche Front ab. Hinter Stacheldraht und Minentrichtern des Weltimperialismus, hinter Wolken von Giftgasen des Faszismus, sieht man die Gruppierung von feindlichen Sturmtruppen. Und dieser gefährlichste aller Feinde ist: „Bürgerlicher Liberalismus". Das ist, nach den Worten von Trotzky, die letzte Reserve der Konterrevolution. Den Angriff in sein Herz zu tragen und mit allen Mitteln an seiner Zersetzung zu arbeiten, ist das nächste Ziel des revolutionären Strategen.

Der Oberstleutnant Isjumoff saß am Fenster, sog den Bernstein seiner Wasserpfeife und guckte durch das von Fliegen beschmutzte Fenster auf die Straße. Der Rauch strömte weichbetäubend in seine Brust; auf der Tischplatte stand eine Tasse mit dickem Kaffeegrund, in dem Fliegen krochen. Ganz hinten im Café auf einer mit Wachstuch bezogenen Bank schnarchte ein fetter Grieche. Die Straße hinter dem bestaubten Fenster war hellerleuchtet von der weißen Mittagssonne. Auf den alten Steinfließen des Dammes lagen Abfälle von Gemüsen und Fischdärme herum. Die Hunde schliefen. An der Ecke, dicht an die Wand gelehnt, schlummerte mit weit aufgerissenem Mund ein Stiefelputzer vor einem kupfernen Kasten, der widerlich glänzte. Schräg hinter einem Fenster, ebenso bestaubt und von Fliegen beschmutzt, schnitt ein schwindsüchtiger Friseur einem kupferroten fetten Kerl die Haare. Sein ganzes Gesicht, sein Hals und das Tuch waren voll abgeschnittener Haare. Man mußte wirklich vor Langerweile ganz verrückt werden, um sich bei solcher Hitze das Haar schneiden zu lassen.

Zwischen Holzhäuschen, an den Steinklumpen des zerfallenen Ufers standen Boote; das durchsichtige Wasser unter ihnen war wie Luft — grünblau. Auf dem Boden rosteten Blechbüchsen von Konserven, und Fasern von Schimmel bewegten sich.

Der Oberstleutnant Isjumoff saß, ohne die Schweißtropfen abzuwischen — sie standen auf seiner Stirn, auf seiner fleischigen Nase. Und auf der anderen Seite der leeren Straße, hinter dem Fenster, schnitt und schnitt der schwindsüchtige Friseur. Der Oberstleutnant Isjumoff fühlte, wie ihn unter seinem eigenen feuchten Hemd die abgeschnittenen Haare stachen.

„Schuft, verfluchter Kephal, Schmierfratze" — dachte er über den Friseur, mit schweren trüben Gedanken und sog an der Pfeife, — die röchelte und blubberte. Der Hund auf der Straße gähnte und schnappte nach einer Fliege. In dieser Stunde schien das Städtchen auf der Insel wie ausgestorben. „Ach, wie langweilig, Gott vergib mir . . . wenn man nur jemandem die Faust in die Fratze schlagen könnte, zerfetzen . . und in das zerschlagene Gesicht reinspucken . . ." In der trüben Erinnerung des Oberstleutnants standen verschiedene Fratzen, die er gerne zerschlagen hätte. Aber es waren derer so viele, daß der Schweiß ihm ins Gesicht kam. und er ertrank in dem ihm verhaßten Abgrund von menschlichen Fratzen, Fressen und Schnauzen.

Zu derselben Zeit kam ein großer junger Mensch in weißer Matrosenbluse und Glocken-Hose die Straße entlang. Unter der zerdrückten Seemütze fielen die schwarzglänzenden welligen Haare schräg in die Stirn. Sein jugendliches rasiertes Gesicht war sehr blaß und frauenhaft schön, und nur die große starke Nase verlieh ihm Männlichkeit und Frechheit. Er schritt ungeschickt, die Hände in den Taschen seiner schwarzen Hose.

Der Oberstleutnant Isjumoff schlug mit seinen Nägeln gegen die Scheibe. Der Junge blieb stehen und drehte sich um. Der Oberstleutnant, mit den Augen zwinkernd, wobei seine Lider sich in gutmütigste Falten legten. zeigte mit dem Finger auf die Tasse und sagte: „Ssandi, komm' rein, ich spendiere!" Der Jüngling nickte in der Richtung des Meeres und verschwand in der Gasse. Auf dem Gesicht des Oberstleutnants zeigte sich eine schlaue und hinterlistige Lebhaftigkeit; er schmiß die Piaster auf den Tisch, ging auf die wie ein Ofen glühende heiße Straße und folgte dem

Ssandi, oder wie er in der Evakuations-Liste genannt war: Alexander Kasakoff, 26 Jahre alt, Beschäftigung — Literat, 1914 zum Militär eingezogen, 1916 verschüttet, 1917 entlassen, 1918 in Kiew ohne bestimmte Beschäftigung gelebt und mit dem Dampfer „Kaukasus“ aus Odessa evakuiert.

Ssandi kam zum offenen Strand, bog zu den langen, auf Pfählen aufgebauten Holzstegen und am äußersten Ende derselben, welches über dem blauen, durchsichtigen Wasser schwebte, legte er sich mit dem Bauch auf die heißen Bretter, die Beine weit auseinander, die Wangen in die Fäuste gestützt, und es schien, als wenn er sich so für lange einrichte, zu liegen, und in die sonnige blendende Straße der blauen Wüste des Marmara-Meeres zu blicken.

„Das ist aber ein Witz, der Teufel hol' sie“, — sagte der Oberstl. J. auf den Stym zu Ssandi herantretend, setzte sich abseits von ihm und zog die Beine an sich heran. „Eine widerliche Natur ist hier, sage ich Ihnen. Da schreien die — Süden, Süden, aber von den Wanzen, glaube ich, schreien die nicht. Ach, ja! Neulich zog ich mein Schnupftuch aus der Tasche, drin — eine Wanze, ziehe mein Etui raus — eine Wanze! Auf dieser Insel fallen die Wanzen von der Decke. Byzanz, verflucht sei es, — Wanzen und Schwindler. Na, na, und wieviel russisches Blut ist für dieses Byzanz vergossen worden. Mit einem Worte — wiederum diese russische Dummheit! Da kam Oleg, nagelte ein Schild an, — nu schön, alles in Ordnung. Nein, ohne Konstantinopel können wir nicht leben, den doppelköpfigen Adler brachten sie mit. Diesen Adler kennen wir, der Hundsfott, der kriecht unter meinem Kragen.“ Der Oberstleutnant zerquetschte eine Wanze, wischte den Finger an der Hose ab und roch dann an ihm. „Ach Rußland, Rußland. Sie glauben wohl, ich bin Monarchist? Unter uns gesagt, nicht alle natürlich dürfen das wissen, ich bin Sozialist. Der Marx, wissen Sie, gefällt mir entschieden. Ich bin von Natur ein Kulturträger.“

Ssandi antwortete und bewegte sich nicht. Aus seinem geplatzten Stiefel schaute die schmutzige Ferse heraus. Der Oberstleunant spuckte ins Wasser.

„Gestern hat man eine Pute zu Grabe getragen, ein Griechin. Ich ging zugucken. Ganz vorne trugen Jungens hölzerne, gefärbte Amors, sangen und quietschten; hinter ihnen der Pope, eine widerliche schwarze Fratze; hätte ich einen solchen irgend auf der Losowa getroffen, — im Abort, ich würde ihn gestoßen haben. Hinter dem Popen trug man die Verstorbene, — mit dem Kopf nach oben, sie selbst in neuen Stiefeln. Der Sarg flach wie ein Kasten. Die Leiche geschminkt, modern frisiert, der Kopf wackelt. Pfui, ein fürchterliches Gesindel . . . Der Wind weht und die Röcke fliegen . . . haben Sie schon so etwas gesehen?“

Ohne sich umzudrehen zuckte Ssandi mit den Schultern. Der Oberstleutnant steckte sich eine Zigarette an und zerrieb das angebrannte Streichholz zwischen den Fingern.

„Heute früh gab man im Zeughaus abgezogene Katzen aus, — sagte er ruhig, den früheren Bürgern des russischen Kaiserreichs gaben die Verbündeten Katzen, — freßt! Der Oberst Lichoscherstoff sagt, es wären australische Kaninchen; meiner Meinung nach sind's Katzen. Schon gut, wir werden uns deren noch erinnern. Drei Jahre haben wir euch gerettet, und jetzt sollen wir Katzen fressen. Gut: und Büchsenfleisch, dieses Affenfleisch eines australischen menschenähnlichen Affen. Ach, verfluchte Seele.

dieses Affen wird noch die Entente nicht nur einmal gedenken. Ich, wissen Sie, — hier sprach der Oberstleutnant leiser, — ich glaube, daß wir uns nicht an die Entente halten müssen. Ah, wie? Ihr Schriftsteller habt einen viel weiteren Horizont, verstehen Sie, an wen sollen wir uns halten?

Ssandi blickte ins Meer. Der Oberstleutnant lachte plötzlich hell auf. „Neulich im Offiziersheim liege ich und lese irgendeine Broschüre. Ich weiß sogar den Titel nicht, das Titelblatt war weg. Da kommt Oberst Tjetkin auf mich zu, guckt was ich lese, reißt mir das Buch aus der Hand und schreit: „Du, sagte er, wo hast du das her? . . . . Du, sagte er, bist ein Bolschewik, Hundsfott. Das bin ich, ein Bolschewik, ha, ha, ha! Und da fängt eine richtige Untersuchung an, woher ich das Buch habe? Vom Fenster genommen. Wer hat's aufs Fenster gelegt? Es ist nämlich nicht der erste Fall, daß man Broschüren mit Agitationsinhalt unterschiebt . . . Da fingen wir an, uns aller Zivilpersonen zu erinnern — auf wen kann der Verdacht fallen? 650 Seelen sind von diesem Etappengesindel mit uns mitgekommen. Der Oberleutnant Moskalew nannte sogar Sie. Ich sagte, aber meine Herren Ofiziere, man kann doch nicht so einfach reinhauen, wer es auch sein mag, aber Ssandi, der Literat, der ehrlichste Mensch . . . Ich muß Sie aber warnen, — wütend sind unsere Kerle auf Sie, besonders aber Oberleutnant Moskalow . . , Verschüttet, 2 Wunden in die Brust, ein Bein von einem Splitter zerfetzt, Frau in Jekaterinoslow erschossen, selbst — nach Erschießung aus dem gemeinsamen Grab entwischt . . . . im Schlaf schreit er, springt auf, das Blut dringt ihm zum Halse . . . . so, ich sage bloß dazu, daß, wenn Sie etwas im Koffer liegen haben . . . . Mein Liebster, ich weiß, daß Sie nichts haben, aber, als Literat haben Sie doch sicher irgendwelche Blättchen zur Erinnerung mitgenommen . . . .“ Der Oberstleutnant seufzte ein paar mal, schwieg und lachte wieder leise auf: „Ich bin ein Bolschewik, wie gefällt's? Nein, ich bin ein Suchender. Ich suche die Wahrheit . . . . interessiere mich für das und jenes . . . . na, na,“ — er schüttelte mit dem Kopf und warf den Stummel in das Meer. „Wo ist die Wahrheit?, sagen Sie mir bitte . . . . wo ist sie, die russische Wahrheit? . . . . Ob wirklich bei den Roten? . . . . Es ist so beleidigend. Andererseits, sehen Sie, sitzen wir hier auf der Insel und futtern aus einem Kessel; vielleicht ist das auch so notwendig. Wie denkt man bei Ihnen in den literarischen Kreisen darüber? — Das ist nämlich sehr wichtig . . . . Übrigens, aus Ihren literarischen Sitten, — da erzählte man mir neulich eine fürcherliche Geschichte. Du mein Lieber! Was es auch sein mag, aber die Jugend hat doch schwer gelitten an diesem russischen Verfall. Sie haben wahrscheinlich gehört von Werotschka Lukaschewitsch? Eine Schauspielerin aus ihrem literarischen Kabaret. Merkwürdig, daß sie davon nichts gehört haben. Ein gutes Mädchen war's. Da sitzt Du abends auf Deinem Zimmer, auf der Straße schießt man, irgend ein Krawall, mit einem Worte: die russische Wirklichkeit . . . und da plötzlich steht vor Deinen Augen das leckere Schnäuzchen dieses blonden Mädchens. Ich, wie Sie ahnen, zähle nicht zu den hübschen, im Gegenteil, ich bin sehr bescheiden, aber ich muß doch gestehen, es war ein Abend, an dem ich mich an Werotschkas Gutmütigkeit vergriff. Ach, Mädelchen, Mädelchen! . . . Da kriegt sie mit einem Male einen Schatz aus Ihren Kumpanen . . : Es war zur Zeit, als die Bolschewisten wieder Kiew besetzten, und sie nach Rostow flüchtete . . . . Da fing die Werotschka mit diesem Dichter 'ne Liebe an. Und dieser Schuft siedelte zu ihr ins Zimmer über und lehrte sie Cocain riechen. Selbst tat er vom frühen

Morgen bis zum späten Abend nichts. Die Fratze glatt, Lackstiefel an den Beinen. Werotschka schuftete für ihn, schauspielerte, in den Theatern, Konzerten, Kabarets, alles natürlich mit Hilfe des Cocains. Sie wurde mager, die Augen fielen ein, der Hundsfott ist aber für sie alles. Einmal hatte man ihn sogar für diese Lackschuhe beinahe erschossen, — sie rettete ihn: — sie lag zu Füßen des Tschekisten usw. Plötzlich kommt sie eines Morgens zu einer Schauspielerin, ihrer Freundin, hereingestürzt. Leichenblaß, schüttelt sich wie im Fieber, kann kaum ein Wort sprechen, legte sich aufs Sofa, zog die Decke über den Kopf. Was ist geschehen? Ich, sagt sie, gehe nicht mehr nach Hause, kann den nicht mehr sehen! Was ist denn los? Leben ist für mich jetzt zwecklos . . . Hat er Dich beleidigt? Nein, nein, nein, — viel schlimmer, das fürchterlichste... und so hat sie auch nichts verraten. Ihre Freundin beruhigte sie mit vieler Mühe ein bischen, lief zu ihrem Schatz, hieß ihn für eine Nacht weggehen und brachte Werotschka nach Hause. Nächsten Morgen fand man Werotschka auf dem Sessel vor dem Spiegel, das Gesicht so schräg zerschnitten, der Hals aufgeschnitten, unter der Brust ein deutsches Bajonett, die Selbstmordwaffe. Der Arzt konstatierte: Das Bild ist klar, die Selbstmörderin hat so viel Cocain gerochen, daß sie ganz steif wurde und schnitt sich anscheinend zuerst aus Neugierde, nachher wurde ihr alles so widerlich, daß sie sich an das Herz ranmachte: Das Bajonett stützte sie im Spiegeltisch — auf dem Tisch blieb eine Spur — und stach. Da haben Sie die Stimmung der zeitgenössischen Jugend: Cocainisten und Cocainistinnen...

Ihr Schatz aber, der Literat, der Hundsfott, dieser Cocainist, der wartete sogar das Begräbnis nicht ab, und heftete sich den roten Stern an, — genierte sich nicht mehr.... Man erzählt, im Kiewer Tscheka wird er sehr geschätzt.... Haben Sie ihn nicht gekannt, Ssandi?"

Auch auf diese Frage blieb Ssandi die Antwort schuldig, bewegte sich nicht, gab kein Zeichen von sich, was schon als Fehler anzunehmen war. Der Oberstleutnant streckte sich, erstarrte und guckte ihm in den Nacken, in diesen ausrasierten, von der Sonne verbrannten und schmutzigen Nacken. Eine gläserne Welle schlich lautlos über den Meeresspiegel, erreichte die Stege, leckte die Pfähle und zerschlug sich an dem körnigen Sand mit leisem Geräusch. Der Oberstleutnant legte sich ganz flach auf den Steg und hob die Hand vor die Augen. „Gut wäre jetzt eine kalte Suppe mit Lachs," sagte er, „mit Wodka und grüner Zwiebel, mit saftigem Kwass.*) Ich liebe im Essen die Poesie! Ihr Jungen habt keine Ahnung davon.... Für Euch gibt's nur Revolution, babylonische Wirren: zerschlagen, anzünden, den Rauch bis zum Himmel . . . bei Euch allen sind die Augen wahnsinnig, — das ganze Auge nur eine Pupille . . . ohne Cocain könnt Ihr nicht leben. Mit Ihren 26 Jahren sind Sie ein Greis! . . . . Ssandi, wollen Sie 40 Piaster für Cocain, he? . . . ."

Ssandi zuckte schnell mit den Schultern, aber der Oberstleutnant merkte nichts.

„Sie haben keinen Geschmack fürs Leben, das ist die Ursache. Da ist nicht das Blut dran schuld, wir haben alle dieses Blut gerochen. . . . . Nicht das Blut hat Euch den Geschmack verdorben, aber daß Ihr noch alle Puppen seid, der Kopf ist bei Euch geschwollen und eine Phantasie besitzt ihr wie im Fieber, deshalb habt Ihr keinen Geschmack, kein Gefühl, eine

*) Kwass — russisches Getränk, eine Art Bier.

kalte Schnauze habt Ihr .... Es ist keine leichte Sache, Revolutionen hervorzurufen, für so eine Sache muß man ein ganzes Geschlecht speziell vorbereiten. So, so, Schade ich habe eine Nummer des „Südrussischen Rotgardisten“ mit Ihren Gedichten, Ssandi, mitgenommen ... schwache Gedichte ....“

Der Oberstleutnant legte die Ellenbogen auf die Augen, — so stark brannte die Sonne und schwieg sehr lange. Ssandi drehte vorsichtig seinen Kopf zu ihm, — der Oberstleutnant schlief. Ssandis Gesicht verzerrte sich in Schmerz, Angst und Wut, — im grellen Licht traten die Falten an den geschwollenen Lidern und am Munde hervor. Ssandi stand lautlos auf, ging auf den Zehen über den Steg, sah sich wieder nach dem Oberstleutnant um und lief plötzlich, den Kopf nach vorn gebeugt, die Mütze mit der Hand festhaltend.

Er bog um den Felsen am Meere um, keuchend, außer Atem hielt er inne, ging langsam am Rande der Bucht und am zweiten felsigen Kap angelangt, sah er sich nochmal um. Der Steg war leer, der Oberstleutnant war verschwunden. Da lief Ssandi aus allen Kräften das Ufer entlang, erklomm den Felsen, sich an den Büschen anklammernd, die Knie zerschürfend, ohne Mütze, die er inzwischen verloren hatte, fing er an, den steilen Hang zu erklettern.

Oben war ein blaues Fichtenwäldchen, das stark nach Harz roch. Die kurz gewachsenen alten Tannen rauschten weich und schläfrig mit ihren Wipfeln, — als ob pfeifend und lärmend über ihnen die Jahrhunderte hinzogen. Ssandi fiel mit dem Gesicht in das heiße Moos und griff nach dem Kopf. Das Herz ermattete, es bebte sehnsüchtig in der leeren Brust. Rote Flecke benebelten seine Augen. Über seinem Kopf erzählten die Fichten ohne Rast rauschend und lärmend einander die Abenteuer des Odysseus, der einst in diesem Moos über dem blauen, ewigen Moore geruht hatte.

Indessen kehrte der Oberstleutnant in das Café zurück und setzte sich wieder an's Fenster. Leute kamen auf die Straße — Griechinnen in schwarzen Kleidern mit schwarzen Shawls, fette Levantiner, Offiziere aus der Krim, und Damen mit vergrämten Zügen. Der Oberstleutnant trank „Mastika“ — einen griechischen Wein. In das Café trat ein breitschultriger knochiger Offizier und setzte sich an seinen Tisch. Seine Augen waren grau, trüb und unklar. Sein grader Mund zuckte; mit den Ellenbogen auf dem Tisch, fragte er heiser, sich umsehend:

„Was gibts Neues?“

„Wo hast Du Dich besoffen, Moskaljew?“

„Wir haben „Dusik“ getrunken, ein fürchterliches Gebräu, alles brennt in mir. Soll ich etwa ein Cabaret aufmachen? . . . Ich will meinen Revolver verkaufen.“

„Das hat noch Zeit; das Revolverchen kann Dir noch nützen.“

Der Oberstleutnant sprach das so merkwürdig, daß sich Moskaljew unterbrach und schnell in seine Augen guckte; seine Pupillen wurden klar:

„Wovon sprichst Du?“ fragte er, und den Kopf vornüber beugend, die Finger aneinanderdrückend, bemühte er sich, den schmerzlichen Zug um den Mund zu verbergen.

„Über dasselbe.“

„Hast Du gesprochen?“

„Alles aufgeklärt; er ist es!“

„Der Spion?“

„Ich sage Dir, daß er derselbe ist, der Kiewer!“

„Nun, wenn so, dann gut!“

Das Gesicht des Oberstleutnants fing an zu ergrauen, bis es zuletzt ganz grau wurde; seine kurzen Finger, die die Spitze der Zigarette hielten, erbebten. Die Zigarette zerbrach.

„Ich bitte Dich, ohne Dummheiten,“ er strengte sich an zu lächeln, „ich werde selber dem Kommandeur berichten.“

„Du, Dreckspatz, Kochtopf,“ sagte Moskaljew, und mit Wollust, mit übernatürlichem Wirken fing er an, den Oberstleutnant zu beschimpfen, schüttete ihm die Asche in das Glas mit Mastika. — „Feigling, Waschlappen, Dreckspatz. . . .“

Ssandi blieb bis zum Abend im Wald liegen. Auf das ruhige Meer legten sich glänzende, orangegelbe Lichter, verblaßten und verschwanden.

Ssandi verspürte Hunger. Die Angst von vorhin und die Flucht schienen ihm einfach als eine Dummheit. Er stand auf, klopfte sich die Erde ab und wanderte zur Straße, die nach dem Städtchen führte, herab. Der Weg, der die ganze Insel umklammerte, hing an diesem Platze über einem hohen steilen Hang. Als er unten war, ging Ssandi, den Kopf nach vorne gebeugt, die Hände in den Hosentaschen. Am Abgrund blieb er stehen und hob die Augen. Der weiche, zartlila Himmel war überschüttet mit großen Sternen — den Wegweisern des Odysseus. Tief unten glitzerten die Sterne im Marmara-Meere. Ssandi vergaß sich ganz und blickte in das Weltall. Dann murmelte er: „Mein Gott, mein Gott,“ und schritt weiter die Straße entlang.

Als er in den schwarzen Schatten der Ruine kam, wurde es ihm im Rücken unheimlich. Er zuckte zusammen und ging weiter. Das unangenehme Gefühl im Rücken verschwand aber nicht; — aber warum sollte er sich umschauen? An der Biegung der Straße blickte er sich doch um, hinter ihm schnitt ein großer, breitschultriger Mund, ebenso wie Ssandi die Hände in den Hosentaschen.

Ssandi trat abseits, um ihn vorzulassen, der Mund ging auf ihn zu. Es war der Oberleutnant Moskaljew. Man konnte sehen, wie sein Gesicht zuckte — vor Lachen oder vor Schmerz —, es war grauenhaft.

Plötzlich sagte er mit heiserer Stimme: „Zeig' Deinen Ausweis!“ Ssandi hob die Hand zur Brust, da stürzte sich Moskaljew auf ihn, packte ihn mit eisigen Fingern am Halse und warf ihn zu Boden. Schwer atmend, in den Schultern arbeitend, erwürgte er ihn. In dieser Minute war kein Laut zu hören, nur der Sand knirschte wütend.

Dann hob Moskaljew den Leichnam Ssandis und, unter seiner Last wankend, trug er ihn zum Abgrund und warf ihn herunter. Die Leiche drehte sich radförmig in der Luft, streifte die Vorbiegung des Felsens und da unten glitzerten die Sterne im Wasser. Ein dumpfes Aufplätschern des Wassers klang nach oben. Moskaljew wischte sich die Stirn mit der Handfläche, fand seine Mütze und schritt dem Städtchen zu.

Nach zwei Tagen schwemmte die Leiche Ssandis am Hafendamm an und wurde von französischen Soldaten herausgefischt. In seinen Hosentaschen fand man eine Cocaindose, einen Tannenzapfen, ein Schnupftuch, 10 Piaster und einen nicht abgesandten Brief, der im Meereswasser sehr gelitten hatte. Man konnte nur die paar Worte lesen: „ . . . es ist mir sehr schwer . . . mein liebes Mütterchen . . . .“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Victor Schorr.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Januarwoche

Die Expropriation der deutschen Industriebasis

Zu den erbittertsten Gegnern der heutigen russischen Regierung und ihres Systems gehört sicher Frankreich. Diese Gegnerschaft ist vor allem mit der wirtschaftsethischen Anklage begründet worden, die Russen hätten ein unsühnbares Verbrechen begangen, als sie die Heiligkeit des Privateigentums antasteten, als sie privaten Besitz nationalisierten, private Verträge zerrissen, private Schulden annullierten. Zu solchem Vorgehen, erklärte man in Frankreich, habe kein zivilisierter Staat, keine zivilisierte Regierung das Recht! Die These macht sich von weitem ganz eindrucksvoll aus, viele schienen geneigt, ihr Beifall zu spenden. Aber werden sie es auch jetzt noch sein, nachdem Frankreich seinen Feldzug wider die Ruhrindustrie begonnen hat, — einen Feldzug, der in Wahrheit eine mindestens ebenso krasse Operation wider privates Eigentum und private Rechte bedeutet, wir irgend ein bolschewistisches Dekret? Was heißt denn: das Kohlensyndikat (das allerdings rechtzeitig nach Hamburg verlegt wurde) besetzen und von französischen Ingenieuren kontrollieren lassen? Es heißt nichts anderes, als die bestehenden Besitzverhältnisse einer vollkommen privaten Unternehmung gewaltsam über den Haufen zu werfen und die Leitung nach Bedürfnis des Okkupanten auszuschalten. Was heißt das: mit Hilfe der Kohle einen Druck auf die Ruhrindustrie ausüben? Es heißt, (— ebenso, wie es im Saargebiet und in Lothringen geschah, —) die rechtmäßigen Werkbesitzer durch Kohlenverweigerung zur Auslieferung von Anteilsmajoritäten zu zwingen, — eine Expropriation, die sich von bolschewistischen Vorbildern nur dadurch unterscheidet, daß sie auf Umwegen, nicht offen und ehrlich, vorgenommen wird. Dies ganze Unternehmen ist die hassenswürdigste Erneuerung jener barbarischen, zeit-, völkerrechts- und moralwidrigen Kriegsmaxime, daß es zur Eintreibung von Regierungsverpflichtungen erlaubt sei, dezidiertes Privatvermögen zu plündern. Eine Regierung, die solche Plünderungen in fremdem Land und vorwiegend zu Gunsten einer kleinen Plutokratenschicht vornimmt, möge sich um Gotteswillen nicht mehr moralisch aufspielen einer Regierung gegenüber, deren, — nennen wir es ebenfalls: Plünderungen nur im eigenen Lande und zum vermeintlichen Nutzen von 200 Millionen Mühseliger und Beladener versucht wurden.

Es ist in der Tat wahrscheinlich, daß aus dieser Ruhrexpedition nicht Frankreich, nicht das französische Volk, sondern nur ein sehr enger Kreis industrieller Machthaber

Erträge ziehen wird. Das französische Volk als Gesamtheit braucht Reparationen; sie stehen als vorerst unrealisierbares Aktivum im Etat. Aber nicht nur heute stehen sie darin, auch morgen und übermorgen werden sie darin stehen, — auch morgen und übermorgen werden ohne Eingang von Reparationssummen die Budgets nicht zu balanzieren sein. Wer das Aktivum also zu realisieren strebt, muß es in der Weise tun, daß nicht nur sofort und in nächster Zukunft, sondern noch auf Jahre hinaus, vielleicht sogar steigend, Erträge erwartet werden können. Die jetzige Operation aber kann entweder sehr milde durchgeführt werden —: also ohne ein Erträgnis, das (— heute wie morgen —) die Kosten wesentlich überstiege. Oder sie kann scharf durchgeführt werden —: das wird für den Augenblick vielleicht große Eingänge schaffen, die Chancen für die Zukunft aber noch weiter verringern. Mit beiden Methoden ist offensichtlich weder den Finanzen noch dem Volke gedient. Wohl aber mag damit jener Gruppe von wirtschaftlichen Imperialisten gedient sein, in deren entzündeter Phantasie schon lange, als Pendant zu Frankreichs Militärhegemonie, auch das Bild einer ebenso unbrechbaren Kohlen-, Stahl- und Eisenhegemonie spukt. Wenn es gelingt, die Spesen ihrer Etablierung und zwangsweisen Aufrechterhaltung dem Steuerzahler aufzulasten, während die Profite natürlich den Trägern der Hegemonie verbleiben, dann verbindet sich in schönster Weise nationale Größe mit privatem Vorteil, Patriotismus mit betriebsamer Tüchtigkeit. Und eben diese Etablierung ist jetzt im Gange! Lothringens Erze sind in Händen der französischen Kapitäne; und Bestrebungen werden sichtbar, — symptomatische Bestrebungen! — die ganze französische, belgische und luxemburgische Erzindustrie in einem einzigen, großen Syndikat, natürlich unter französischer Führung, zusammenzuschweißen. Dazu nun noch Rheinland, Ruhr und Westfalen: und man kontrolliert drei Viertel der gesamten Eisengewinnung, drei Viertel der Roheisenerzeugung Europas. Ebenso kontrolliert man, bei Erstreckung des Eisensyndikats auch auf die Kohle und bei Herrschaft über die ruhrrheinischen Gruben, drei Viertel der europäischen Kohlenförderung. Alles in allem wäre das ein diktatfähiger Block, — ein Block, dessen Glieder, unter der Monopolstellung des Ganzen, ihre bisherigen Einzelverdienste potenzieren könnten. Ihn herbeizuführen und das französische Publikum, auf dem Umweg über den Etat, die Generalunkosten dafür zahlen zu lassen —: das ist der einzige präzise Wirtschaftsgedanke, der in all dem wirtschaftlichen Nonsens dieser Piratenunternehmung erspürt werden kann.

Nächstdem steckt freilich auch ein präziser politischer Gedanke dahinter: — die vollkommene Invalidisierung Deutschlands. Invalide sind tatsächlich schon Staat,

Beamtentum, Arbeiterschaft, Mittelstand, Bildung und was nicht alles sonst. Intakt und organisiert, Nucleus vielleicht für künftige Entwicklung, ist allein die Industrie geblieben. Sie, als mögliches Kristallisationszentrum neuer Erstarkung, ebenfalls zu desorganisieren, muß folgerichtig also als Ziel erkannt werden. Und Kontrolle über die Basis dieser Industrie mag am bequemsten zu solchem Ziele führen! Mit Hilfe dieser Kontrolle kann zwar auch in anderer Weise politisch operiert werden; man kann damit zum Beispiel versuchen, gewisse besonders kohlenbedürftige Länder vom Verband des Reiches abzusprengen; auch das wäre gewiß eine Invalidisierung. Aber sie wäre plump und vielleicht nur äußerlich, vielleicht auch, bei anderer Seelenstimmung, unter unvorhergesehenen Umständen, ohne Nachhalt. Besser, von innen heraus, Zersetzung der kräftig gebliebenen Eingeweide! Zu diesem Behuf ist nichts nötig, als die Kontrolle über die Rohstoffbasis planmäßig gegen die Industrie im nichtbesetzten Gebiet auszunützen. Die Industrie im besetzten Land soll ja Glied des neuen Kollossalblocks sein, sie darf also in ihrem Bestand nicht beeinträchtigt werden. Hier wird man — langsam, bedächtig, je nach Entbehrlichkeit, — mit Verdrängung der deutschen Besitzer auskommen (denn welchen Sinn hätte es für die französischen Kapitäne, die Vorteile des neuen Syndikats nicht nur sich selbst, sondern auch deutschen Nutznießern zukommen zu lassen?); im übrigen wird man Prosperität anstreben. Aber die außerrheinische deutsche Industrie, — die kann nun mit allen Schikanen methodischer Preis-, Lieferungs-, Zoll- und Sperrpolitik gelähmt, gequält, zerpulvert werden. Das ist der Weg, die Invalidisierung zu vollenden. Und dieser Weg wird begangen werden. Er ist die politische Perspektive der Sache.

Wird Deutschland das Kreuz tatlos auf sich nehmen? Wird es willig, ohne Sträuben, den Operationstisch besteigen? Seine Rohstoffe drohen ihm entzogen zu werden. Leerlauf ohne Futter droht seinen Fabriken. Vor den nahen Schächten, Gruben, Öfen, aus denen sie bisher gespeist wurden, lagert sich abwehrend das werdende Westeuropa-Syndikat. Vor den weiten, die Ersatz bieten könnten, lagern sich abwehrend Valuta und Transportkosten. Nur im Osten, nah, reich, umsichtiger Erschließung harrend, ist an allem, fast an allem Überfluß. Wir könnten es nicht nehmen, aber wir können es tauschen. Wir können es nicht erlisten, aber wir können es erarbeiten. Wann wird begriffen werden, daß dieses Volkes versteckter maßen schon lange überschüssige, in immer größerer Zahl bald überschüssig werdende Kräfte, jungfräulichen Boden suchen und Pionier werden müssen, — um ihrer selbst willen und zum Nutzen, zum aufrichtig gewollten Nutzen der schwer leidenden, gefürchteten und gehaßten Menschheit beider Länder?

GLOSSEN

BERLINER UND RUSSISCHE KÖCHE

Seit der Kriegsabgesperrtheit haben die Berliner Wirte eine gute Ausrede für den schwer genießbaren Fraß, den sie ihren Gästen vorsetzen: Ihre Köche und Köchinnen haben keine gute Schule mehr. Paris, noch immer die kulinarische Hochschule, ist den deutschen Köchen verschlossen, nach Petersburg ist der Eintritt verboten und Wien, in dem immerhin Einiges zu lernen wäre, kann keine fremden Kräfte aufnehmen. Übrigens sind die ersten Wiener Küchen, z. B. Sacher, durch Lebensmittelschwierigkeiten und unerschwingliche Preise sehr zurückgegangen, man kann in einem zugrundegehenden Lande schwer Kochkünste treiben. Nun, die Berliner Wirte brauchten ja nicht das Ausgefallene zu lernen, sondern vor allem das Einfache, z. B. ein Stück Fleisch richtig zu braten. Hier schmeckt alles Gebratene wie gesotten (ist es wohl auch). Es fehlt die Kunst des Allereinfachsten: Kein Wirt in Berlin kann die Kartoffel richtig behandeln. Gibt es etwas Liebloseres als die trockene Art, wie in Berlin Kartoffeln, das sind: Erdäpfel, serviert werden? Wie schal und wässerig schmecken Gemüse in Berliner Wirtshäusern. Wie grauenhaft sind die Süßspeisen, all die Flammery-Puddings und sonstigen Zitterspeisen.

Nun sind ja die Grundgebrechen der Berliner Kochkunst unheilbar. Sie kommen von der Seele her. Ob der Mensch ißt, was er ist — das weiß ich nicht. Aber jedenfalls kocht er, wie er ist. Die Schalheit der Speisen kommt aus der Lieblosigkeit der Kochs. Nur stumpfe Gleichgültigkeit ist imstande, Naturprodukte, z. B. Gemüse, zu so vollkommen faden Küchenerzeugnissen umzugestalten, wie dies in Berlin geschieht. Sage mir, wie du kochst, Volk, und ich sage dir, wie du bist. Soll damit der Völlerei das Wort geredet werden? Im Gegenteil. Was kann ein mit angeborener Liebe kochendes Volk mit einem Gericht wie Reis anfangen? Das Einfache ist der Prüfstein seelisch-kulinarischer Kultur.

Ja, sagen Verteidiger Berliner Tüchtigkeit, wir würden besser kochen, aber es fehlt uns an gutem Material. Milch, Butter sind schlechter geworden, Eier und Fett

entsetzlich teuer, Heizmaterial unerschwinglich usw. usw. Darauf wäre Berliner Wirten zu erwidern: Besucht doch die im Westen erstandenen russischen Restaurants. Kostet doch, was die russischen Köche aus Euren Materialien herzustellen wissen. Löffelt eine russisch-polnische Barscht-Suppe, genießt eine russische Fischsuppe, gönnt Eurem Gaumen diese Mischung von säuerlicher Süße, von roter Rübenkraft- und Fleischessenz. Eßt ein Kartoffelpurree in diesen russischen Restaurants, erprobt eine Löffelspitze der Rinderbratensauce und vergleicht sie mit dem reizlos-uniformen Saft, den Ihr Berliner über jedes Gericht ergießt. Schmeckt einen ganz leichten dünnen Eierkuchen und vergleicht ihn mit den schweren gelben Teppichen, die Ihr serviert.

Vorschlag in Güte: Könnten die Berliner Wirte nicht Lehrstunden bei den russischen Köchen nehmen, die zurzeit in Berlin sind?

Oder ist der Charakter der Wirte, wie der des Menschen, absolut unveränderlich? Ist alles Studium für die Katz? Ähnelt die Behandlung der deutschen Kartoffel nicht der Behandlung der deutschen Frau? Nicht genug Liebe? Dabei verdorren beide — und werden am Ende weniger genießbar.

———

FILM

Ein Tolstoifilm

Die Leute vom Moskauer Künstlertheater haben in den Tagen bitterster Hungersnot den ersten künstlerischen Film hergestellt, der aus Sowjetrußland kommt. Das Atelier, in dem sie arbeiteten, war meistens ungeheizt und als Nahrung hatten sie einen Teller heißer Suppe im Leibe. Ich hatte die Freude, diesen schönen, schlichten, schauspielerisch unvergeßlichen Film im Vorführungsraum zu sehen und ich reihe diese Stunde in die wertvollsten Eindrücke der Kinokunst ein.

Der Film heißt „P o l i k u s c h k a“, nach der Novelle Tolstois. Ein armes, kurioses Männchen, Dorftierarzt, Vater eines halben Dutzend Kinder, dem Schnaps nicht abgeneigt, gelegentlich auch bereit, in aller Unschuld einen oder den anderen Gegenstand zu stiebitzen. Tolstoi, ohne Eigentumsinstinkte, liebte diese naiven, gutherzigen Amateurliebe. Polikuschka soll geheilt werden, indem ihn die Gutsbesitzerin beauftragt, um den Reuigen zu erproben, einen Geldbrief aus der Stadt zu holen. Polikuschka, in seiner Sorge um das anvertraute Gut doppelt ungeschickt, verliert den Brief und erhängt sich deshalb. Eine ganz schlichte Handlung. Keine knalligen Kontraste. Keine platt humoristischen Szenen, kein banaler

Liebesroman. Schon im Manuskript eine erquickend saubere, menschliche, schlichte Arbeit.

Den Polikuschka gibt Moskwin vom Moskauer Künstlertheater. Ein putziger Dorfgreis, zuweilen an Pallenberg erinnernd (der, wenn erst die Berliner Filmdirektoren mehr Mut und mehr Phantasie haben werden, auch im Film phantastische Figuren schaffen würde). Moskwin ist, wie alle Russen, entzückend in der Weichheit seiner Bewegungen. Eine linkische Verbeugung von ihm — und man muß das demütige Männchen lieben. Er trifft das Listig-Lustige des geschwinden Dorfdiebes ausgezeichnet. Aber er wächst, wie Pallenberg, aus der phantastischen Komik ins Tragische und sein Leidensgesicht, als er den Verlust des Briefes entdeckt, sein Abschiedsgesicht, als er sein Jüngstes, einen Säugling im Bade, mit einem glotzenden letzten Blick betrachtet, schneidet ins Herz. Das Geniale ist immer einzig, deshalb ist dieser wunderliche Dorftragiker mit keiner deutschen Filmschöpfung zu vergleichen.

Der Film im Ganzen hat technische Mängel. Aber wie gut, daß er noch nicht technisch raffiniert ist! Wie wohl tut es eine photographische Erzählung — ohne diese anmaßenden Großaufnahmen — still und fein hinfließen zu sehen. Wie satt sind wir dieser Überblenden und der vierfachen Überkopien! Mangel an Technik — zuweilen ist's Erlösung. Wenn nämlich ein seelischer Vorgang, nicht grell betont, in der Schlichtheit rein erhalten bleibt. Diese reine Arbeit hätte Lew Nikolajewitsch gesegnet.

Der erste russische Film! Er steht gleich neben den schwedischen. Und er wird dem mit Sensationen und Tricks gesättigtem Zuschauer in seiner Einheit des Manuskripts, der Darstellung und der Regie, alle drei auf natürliche Simplizität gestellt, seinen Weg durch Europa machen. Gäbe es eine deutsche Film-Volksbühne — wäre dieser schöne Plan nicht durch ein Konsortium der blanken Unfähigkeiten kompromittiert — mit diesem Tolstoifilm müßte die Film-Volksbühne ihre Tätigkeit beginnen! *gr.*

*

Am Rande der Grosstadt

Der sich langsam emporarbeitende Regisseur Kobe hat, von den Schweden lernend, einen lobenswerten Versuch unternommen. Es sollte ein Film der Art entstehen, für die man die scheußliche, unpassende Bezeichnung Kammerspielfilm erfunden hat: also ein Film, der einfaches Schicksal weniger Menschen und die Atmosphäre, in der es sich abspielt, eindringlich anschaulich machen will. Die Handlung ist nicht gelungen, weil sie nicht sehr kurzweilig, dafür aber sehr verlogen ist. Die Atmosphäre jedoch ist geglückt; dies Vorstadtkneipenmilieu, gemischt aus Dreck, Leid und Geilheit, frißt sich überzeugend (ohne Maskiertheit) in den Beschauer ein. Kortner, diesmal aufgelöst in gelockertem Naturalismus, bot eine ungewöhnlich gut

durchgearbeitete Gestalt. Grete Diercks aber, trotz schöner ausdrucksreicher Augen, blieb zu spärlich im Spiel des Gesichts. Immer noch muß man sagen, daß die Nielsen bereits entgültig gelehrt hat, wie man ohne Grimassieren innere Vorgänge trotz sparsamsten Spiels im Gesicht wirksam werden läßt. Durch Sorgsamkeit, Einfälle und Kenntnis der Filmtechnik wäre hier, bei besserem Manuskript, ein vortreffliches Beispiel zeitgenössischen Spielfilms, ohne Sensationen und Massenszenen, entstanden.

Kurt Pinthus.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

1.

Die Vielzuvielen in den Parlamenten.

Zu der Enquete in den letzten Heften noch diese Äußerung:

Die deutschen Parlamente sind sowohl aus ökonomischen Gründen, wie aber auch aus geistigen Gründen zu verkleinern. Ich bin aber der Meinung, daß ein Volksvertreter auf 500 000 Seelen auf den Reichstag und für 200 000 Seelen auf den Landtag vollständig zulänglich wäre. In kleinen Ländern unter 2 Millionen Einwohner kann eine Ausnahme gemacht werden.

Dr. GEORG HEIM,
Mitglied des Reichstags.

2.

Erziehung des Publikums

In einem neuen Theater im Westen Berlins rauschen die Toiletten besonders laut, lauter als der Applaus der Zuschauer. In Erkenntnis dieser Sachlage hat die Direktion ein Plakat ausgehängt, das lautet:

„Es wird ersucht, während der Vorstellung die Toiletten nicht aufzusuchen."

Es fiel den Zuschauern nicht immer leicht, dem Ersuchen der Direktion zu folgen.

NACH BRESLAU

Im Oktober (Heft 40 des „T.-B.") erschien hier ein Brief von Max Pallenberg. Darin erwähnte Pallenberg einen „Kritiker, der in schlechtem Geruch steht". Mit diesem Satz war, wie sich herausstellte, ein Breslauer Kritiker gemeint, der diese Charakterisierung nicht verdient. Es sei also festgestellt, daß der Betroffene als Mensch und Schriftsteller „in gutem Geruche" steht.

MEIN FÜLL

Ich trage, wo ich gehe,
Stets einen Füll bei mir:
Im D-Zug, im Theater,
Im Wald und am Klavier.

Der Füll ist mein Gefährte;
Er dient mir treu und stumm.
Sein Gipfel leuchtet schneeig,
Mont-Blanc heißt man ihn drum.

Ihm dank' ich alles, alles,
Was ich geschrieben hab:
Und muß ich einstens sterben,
Gebt mir den Füll ins Grab!

Hans Reimann.

ZAHLKARTE FÜRS 1. QUARTAL

Auch diesem Heft liegt noch einmal eine Zahlkarte fürs 1. Quartal 1923 bei (Postscheckamt Berlin NW 7, Konto Nr. 53 840). Wir bitten unsere Leser um frdl. baldige Benutzung. Verzögerungen mit daraus folgender Notwendigkeit, zu mahnen, verursachen uns viel vermeidbare Arbeit und unseren Lesern vermeidbare Kosten.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 1):

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Klinkhardt & Biermann, Leipzig, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER GROSSFILM DER TERRA

DER MANN MIT DER EISERNEN MASKE

REGIE: MAX GLASS

URAUFFÜHRUNG 4. JANUAR i. d. ALHAMBRA, KURFÜRSTENDAMM

DAS BÜROHAUS DER TERRA

BERLIN SW·68

KOCHSTRASSE 73 (2000 qm.)

DAS ATELIER DER TERRA

IN BERLIN-MARIENFELDE (7000 qm)

MIT EIGENER

TISCHLEREI · SCHLOSSEREI · MALEREI u. GROSSEM FUNDUS

DIE VERLEIHORGANISATION DER TERRA

MIT ZEHN FILIALEN IN DEUTSCHLAND

DER EXPORT DER TERRA

MIT SEINER

VERBREITUNG ÜBER DIE GANZE WELT

WERBE · KLÜTZEL



BOHEME

Der internationale Spielfilm nach
dem Roman von Henry Murger

REGIE:

Gennaro Righelli

der italienische Meisterregisseur

MIMI:

Maria Jacobini

die gefeierte Darstellerin Italiens

HAUPTDARSTELLER:

Helene Lunda, Uschi Elleot, Olga Limburg
Walter Janssen, Wilhelm Dieterle, Jaro Fürth
Erwin Kalser, Karl Götz, Ludwig Serventi
Adolphe Engers

Herstellerin: MARIA JACOBINIFILM-G. m. b. H.

Bauten und Kostüme: **Architekt Max Knaake**

Bilder: **Atelier Rembrandt**

Photographische Leitung:
Kurt Lande und Franz Stein

Garderoben;
Clara Schulz, Theaterkunst, P. A. Becker
W. Ernst, A. Diringer

Aufnahmeleitung;
Julius Brandt

National-  **Film A.-G.**

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Januarwoche

Die Deutschen haben wenig Talent zu nationaler Würde. In der großen Reichstagssitzung, die der Besetzung von Essen galt, las der Reichskanzler Cuno eine sehr männliche, sehr starke Rede gegen Frankreich vor. Wie schade, daß er nicht imstande ist, fünf stark empfundene Sätze frei, ohne Konzept, vorzutragen. Vorgelesene Empörung — aber immerhin Empörung. (Und niemand denkt daran, daß eine allgemeine Rede-Erziehung in diesem Jahrhundert eine Art Wehrpflicht bedeutet!) Aber gleich nach der Rede des Reichskanzlers verlor die vereinbarte Aussprache ihren Stil. Dr. Stresemann, ein Redner, der nie taktlos wird, hatte nur leise die Frage der nationalen Einheitsfront angetippt, aber Hermann Müller nannte den Namen des nationalen Anstreichers Hitler und damit war beinah eine Debatte über die große Koalition entbrannt. Dann ließ die bürgerliche Majorität Herrn Gräfe, den Vertreter einer Drei-Mann-Fraktion, sprechen, und verweigerte Herrn Ledebour, dem Vertreter einer Zwei-Mann-Partei, das Wort. Jetzt mündete die nationale Kundgebung in eine Geschäftsordnungsdebatte . . . Am nächsten Tag feierliche Kundgebung der bürgerlichen Parteien, getrennt von den Versammlungen der Sozialisten. In welchem anderen Lande wäre bei solchem Anlaß die törichte Trennung pedantisch festgehalten worden? Niemand wird bitterer unter dem französischen Kohlendiebstahl leiden als die deutschen Arbeiter, deren Werkstätten veröden würden. Nun gut, getrennte Kundgebungen. Bei der bürgerlichen Kundgebung singen die Deutschnationalen: „Eine feste Burg ist unser Gott", die Zentrumsleute, die mittun, blicken verschnupft bei Seite. Man zieht durch Straßen, es wimmelt von schwarzweißroten Fahnen (auf Halbmast). Die Demokraten schauen verdrossen zu den Dächern hinauf. Dann wandert eine enthusiastische Menge in die Wilhelmstraße. Cuno soll reden! Cuno, Cuno, ruft die erregte Straße. Der Herr Reichskanzler schickt einen Abgesandten heraus, Herrn von Lersner, gerade ihn, und läßt mitteilen, er sei unabkömmlich, er sei bei einer Sitzung.. Wo, in welchem anderen Lande wäre der Kanzler, den eine patriotische Menge in dieser Stunde freudig begrüßt, nicht wenigstens für zwei Minuten aufgetaucht? Aber die rote Mappe enthielt kein Konzept, und so kam es nicht einmal zu einem Gruß an die Menge. . . Abends, nun, abends waren die öffentlichen Lustbarkeiten verboten. Mit Ausnahme der Kinos und

der Operettentheater und der Tingltangl. Oh, auch die Theater der Tanzbeine hatten Trauer angelegt. Auf den Affichen hieß es:

„Dorine und der Zufall"
Operette von Jean Gilbert
vorher
dem Ernst des Tages gemäß
Egmont: Ouvertüre von Beethoven

Ja, so ist es mit der nationalen Würde der Deutschen bestellt. Die Ouvertüre ist von Beethoven, das Hauptstück von Jean Gilbert. „Dorine und der Zufall" beherrschten den Trauersonntag. In dem „Egmont", von dem die Berliner am Trauersonntag kein Wort, bloß die Ouvertüre, hören durften, sagt die Regentin: „Eine Besatzung, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, verbietet ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen." Das gilt für die Niederlande. In Berlin springt man weiter.

Symptome, der Beachtung wert: Herr Hitler, der Anstreicher der nationalsozialistischen Bewegung in München, hat dieser Tage in einer großen, d. h. langen Rede gerufen: „Nicht nieder mit Frankreich — nieder mit den Novemberverbrechern muß es heißen!" Mr. Dard, der französische Vertreter, hat nach monatelangem Fernsein den Augenblick für gekommen erachtet, in München wieder einzutreffen.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die vertragsmäßig noch immer verpflichtet ist, Regierungsmeinungen ohne besondere Kennzeichnung als eigene Meinung abzudrucken, gilt darum im Ausland noch immer als Regierungsorgan. Das ist sie zwar nicht, kaum ist sie noch Organ ihres Besitzers; Paul Lensch, sozialistischer Volksparteiler, gibt fast allein den Ton in ihr an. Aber selbst die das wissen, halten das Blatt, das von allen anderen deutschen Zeitungen im größten Format gedruckt wird, immerhin für ein repräsentatives Organ. So sollte es sich wohl verpflichtet fühlen, ein gewisses geistiges Niveau einzuhalten. Als die Franzosen, toll und tückisch, ins Ruhrgebiet vorstießen, war vielleicht die tragischste Stunde Deutschlands angebrochen. Wer da im Namen und als Repräsentant des Volkes sprach, mußte die feierliche Geste aufbringen, die glühende Würde und fundierte Leidenschaft, die dem ungeheuren Augenblick entsprach. Die Deutsche Allgemeine, leider Gottes, war ohne jede Spur davon. Sie war ein wütend keifendes Marktweib, ein rasender Droschkenkutscher, nicht mehr. Überschriften wie: „Der Lustmord", „Die Quartiermacher des Raubgesindels", „Poincarés Spießgesellen schultern das Gewehr", — das ist der Ton, der an der „Roten Fahne" sonst mit Recht kritisiert wird. Die Deutsche Allgemeine will zu Gebildeten sprechen. Sie hat also nicht nötig, ihren Lesern das Wort „Aktion" dadurch zu unterstreichen, daß sie hinter ihm stereotyp eine Klammer macht

und: „soll heißen: Raubzug. D. Red." hineinschreibt. Das ist läppisch und ohne jede Größe. Ebenso läppisch sind, immer in Klammern, als knock out sozusagen, Wendungen wie: „Die Dummheit dieses Geschwätzes wird nur durch seinen Zynismus übertroffen. D. Red." Oder: „Welche Folgerungen Deutschland aus dem französischen Vertragsbruch ziehen wird, möge man gefälligst (gefälligst!) uns selbst überlassen. D. Red." Von einem Blatt, das selbst Berichterstatter entsendet, und aus dem ABC des Journalismus nicht gut ein Ereignis machen kann, sind ferner affektiert Einleitungen wie diese: „Ein Schwarm von Tinten spritzenden Berichterstattern des Feindbundes hat sich in das Rheinland ergossen." Und gewiß banal, ohne jedes Gefühl für die Würdelosigkeit gemachter Stärke, sind tolle Wendungen wie die über Foch: „Ist dem „genialsten Soldaten Europas" schon Angst vor seiner eigenen Courage? Schlottert ihm und seinem Generalstab schon jetzt das Gebein in den Pluderhosen? D. Red." Das ist, bei Gott, nicht die Stimme Deutschlands, — das ist sie nicht und, darf sie nicht sein. Deutschland weiß, daß — leider — niemand vor ihm schlottert, es beabsichtigt nicht, sich lächerlich zu machen, — weder durch Athletenposen, noch durch Marktweibergekreisch.

Die „Deutsche Tageszeitung", Deutschlands patriotischstes Blatt, bringt drei Tage nach der Besetzung Essens, am Montag, den 15. Januar, eine Ankündigung, die groß und lockend die Überschrift

F l u c h t v o r d e r M a r k

trägt. Empfohlen wird Beteiligung an einem „kurzfristigen, gewinnbringenden Automobilhandel", vulgärer also: an einer „Automobilschiebung". Wie gesagt, die „Deutsche Tageszeitung" ist gerichtsnotorisch patriotisch, sie kann das Inserat also, ohne daß ihre nationale Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen werden könnte, aufnehmen. Minder patriotische Blätter könnten das nicht. Minder patriotische würden es aber auch nicht.

Der Schriftsteller Erich K. bot der stinnesischen Zeitschrift „Das Werk", Monatsschrift der Rhein-Elbe-Union, zum 60. Geburtstag Gerhart Hauptmanns einen Aufsatz an. Er erhielt auf offener Karte folgende, vom Schriftleiter unterzeichnete Antwort:

> „Einen Aufsatz über Gerhart Hauptmann möchten wir nicht bringen. Wir halten es für überflüssig, daß dieser neuerdings zum Nationaldichter gestempelte äußerst wohlhabende Herr noch weiter verhimmelt wird."

Der stinnesische Schriftleiter müßte auch den anderen „äußerst wohlhabenden" Nationaldichter aus der Literaturgeschichte streichen, jenen viel verhimmelten Herrn, Haus- und Gutsbesitzer, der jährlich 3000 Taler (in Gold) bezog, neben 150 000 Talern, die er allmählich von Cotta empfangen hatte, Goethe.

Der Engländer Walter Savage Landor lebte von 1775 bis 1864. In seinem Werke nahmen die „Imaginären Unterhaltungen“ einen besonderen Rang ein, — er erfand die Gattung und blieb ihr Meister. Für Deutschland, freilich, mußte er erst entdeckt werden. Das ist jetzt durch Rudolf Borchardt geschehen. Für den Ernst Rowohlt Verlag hat er die Unterhaltungen mit all seiner elastischen, stilsicheren Sprachkunst übersetzt, darunter, als erste, diese traurig aktuelle, die im Original den Titel „Marschall Bugeaud und ein Scheich“ trägt.

Marschall Bugeaud: Dies ist die Züchtigung, die der Gott der Schlachten über euch verhängt hat! Von siebenhundert Halsstarrigen und Aufsässigen, die in den Höhlen Unterschlupf gesucht hatten, sind dreißig, nur dreißig noch am Leben und von diesen dreißig sind gerade vier, die noch zu Arbeit, ja nur zur Fortbewegung imstande sind! Dein vorgerücktes Alter sollte dich weiser gemacht haben, selbst wenn meine Proklamation nicht ergangen wäre, verfaßt, wie sie mir ein Geist reiner Menschlichkeit und Brüderlichkeit von da droben eingab. Ist deine Zunge verbrannt, daß du hörst und glotzst und grimmst, ohne mir zu antworten? Welcherlei Gnade, nach dieser Verstocktheit, kann dein Stamm gewärtigen?

Scheich: Keine. Selbst wenn er noch lebendig wäre. Nichts braucht es mehr, den Ruhm Frankreichs zu vollenden. Mütter und Kinder, in ihrem eigenen Lande, hat es auf dem Schafott geschlachtet; Mütter und Kinder, in ihrem eigenen Lande, hat es zusammengeschnürt in die Tiefen geschleudert; Mütter und Kinder, in ihrem eigenen Lande, hat es in den Gassen erstochen, in den Verließen, in den Heiligtümern. Blutdurst, wie keine Fabeln ihn aufzeichnen, wie er in Wundermärchen und Grausengeschichten verwoben keinen Hörer fände, ihn zu ertragen. In einem jeglichen Lande hat Frankreich die gleichen Gräßlichkeiten wiederholt, unerreicht von den wilden Schandbuben unter den Ungläubigen. Wehrlose mit Feuer verbrennen, für das Verbrechen, sich vor Verseuchung und Verfolgung geflüchtet zu haben — dies fehlte noch zu seiner Glorie: es ist erreicht. Wir sind zwar nicht Frankreichs Kinder; wir sind zwar nicht seine Verbündeten; dies und nur dies mag sie vor Frankreichs Bescheidenheit noch als unvollständig erscheinen lassen, diese Glorie.

Bugeaud: Verräter! Ich habe nie die Verbrennung anbefohlen.

Scheich: Sicherlich, verboten hast du sie nicht; und wenn ich die Falschzüngigkeit deines Volkes bedenke, so zweifle ich an deiner Behauptung, obwohl du sie nicht einmal beschworen hast.

Bugeaud: Heidenhund, du nicht glauben, du auch nur einen Moment zweifeln an dem Worte eines Franzosen?

Scheich: War es nicht das Wort eines Franzosen, daß dies Land nicht erobert werden solle? War es nicht das Wort eines Fran-

zosen, daß, wenn auch Strafe über den Dei von Algiêr ergehen müsse, die Algerier sogar unbelästigt bleiben sollten? War es nicht das Wort zweier Könige, von ihren Abgesandten allen Nationen ringsum wiederholt? Aber wir waren nicht einmal Algerier, und haben nie für sie gekämpft. War es nicht das Wort eines Franzosen, das jedem Volke auf Erden Freiheit und Unabhängigkeit verhieß? Von allen, die daran geglaubt haben — ist ein einziges zu finden, dem dies Wort nicht gebrochen worden wäre? Treulosigkeit und Frechheit hat auf eure Nation die Rache aller anderen herabgebracht. Gleichzeitig aus jedem Erdenwinkel entband sich eine gerechte Empörung gegen sie, denn es gab kein Volk innerhalb ihres Bereiches und Berührung, das nicht von ihren Täuschungen zu leiden gehabt hätte.

Bugeaud: Ihr Araber wenigstens seid nicht von uns getäuscht worden. Ich versprach euch die Rache des Himmels: sie ist auf euch hereingebrochen.

Scheich: Das Gewitter hat unser Land gefegt und fegt noch darüber hin. Aber warte ab. Der Verlauf der Pest geht von Süden nach Norden. Die Züchtigung, die euch vor dreißig Jahren einholte, kehrt wieder, um ihr unvollständig gebliebenes, höchst notwendiges Geschäft zu vollenden. Unmöglich, daß die Herrscher Europas, wer immer sie seien, so dumpfen Ehrsinns oder so taub für Menschenglück sein sollten, in ihrer Mitte eine Rotte so voller Lügen und Tücke zu dulden, so witzig in Grausamkeit, so fühllos für Schande. Sind sie es dennoch — Gottes Zeughaus birgt schwereres und schärferes und sichereres Werkzeug. Ein tapferer und rechtschaffener Mann, Abd el Kader, wird unsere Sache nicht im Stiche lassen. Jedes Kind des Islam, nah und fern, auffahrend bei der Lebendigenverbrennung in den Höhlen, wird vorwärtsstürmen und helfen, den herzlosen Mörder auszutilgen.

Bugeaud: Ein Franzose hört keine Drohung unbeleidigt: seine Ehre verbietet es ihm.

Scheich: Die Ehre, die ihm noch nie verboten hat, eine Verpflichtung oder einen Eid zu brechen; die Ehre, die ihn zwingt, hierzubleiben und das Land wüste zu legen, das es vor allen Nationen schwört, in Frieden zu lassen. Die Ehre, die ihn dazu drängt, unsere Ernten zu verbrennen, unser Vieh davonzutreiben, unsere Jünglinge zu morden, unsere Frauen zu schänden. Europa hat seine langen Erfahrungen mit dieser Ehre. Wir Araber haben sie in viel kürzerer Zeit vollkommen erforscht.

Bugeaud: Wachen! Hier, nehmt diesen tollgewordenen Schreier fest! Fort, Räuber! Mörder! Verräter! Blinder Graubartzottel, lahmer Bettler!

Scheich: Genug jetzt; du kannst mich nie betteln machen, um Brot, um Wasser oder um das Leben. Mein grauer Bart ist von Gott; meine Blindheit und Gelähmtheit sind von dir.

Bugeaud: Pack dich, Reptil! Erwarte die volle Schärfe des Gesetzes; keine Gnade. Der Vorsitzende meines Kriegsgerichts wird dir verlesen, was geschrieben steht.

Scheich: Geh; dort hinein. Und singe und pfeife dir eins in der Höhle, wo die Gebeine tapferer Männer nie bleichen sollen, nie zerfallen. Geh dorthin, wo Mutter und Säugling unzertrennlich sind auf ewig; eine einzige Masse Verkohlung; die Brüste, die Leben gaben, das Mündchen, das es empfing; alles, alles; ausgenommen nur das, wo zwei Arme, in Farbe und Sprödheit wie zerfressenes Eisen, sich um ein gebrechliches, schrumpfliches dürres Grätlein klammern und wo zwei Köpfe ineinanderverkalkt sind. Geh; schlage daran. Schlage mutig zu; laß deinen Degen in seinem Mutwillen dagegen klingen. Was sind sie anders als weiße Steine unter einer Wölbung von Schwarz: das Werk deiner Schöpfung.

Bugeaud: Versengtes Stachelschwein! Deine Stacheln sind abgestumpft und stecken nur noch in dir selber.

Scheich: Ist es nicht aufbewahrt im Gedächtnisse unserer Altvorderen, und wird es nicht verbleiben im Gedächtnis aller Geschlechter, daß, als Viertausenden derer, die unsere Sprache sprachen und unserem Propheten nachfolgten, Friede und Freiheit feierlich zugesagt war, wenn sie die Waffen niederlegten, im Lande Syrien, — alle bis auf den letzten Mann erschlagen wurden unter den Augen eures Führers? Ist es nicht weltkundig, daß dieser treulose und blutbefleckte Schandmensch derselbe ist, dem eure Besten vor allen anderen nachzueifern sich bemühen, und den ihr erst verstießet, als das Glück ihn verlassen hatte? Denn erst dann, wenn sie nichts mehr einbringen, werden gräßliche Verbrechen in eurem Lande augenscheinlich, und man sieht sie an; sogar diese neueste Metzelei wird dort Verteidiger und Bewunderer finden; in Afrika, in Asien und in Europa nicht einen. Viele von euch werden es beschönigen, viele von euch werden es leugnen; es ist von jeher französisch, Blut mit Lügen zu decken und Lügen mit Blut.

Bugeaud: Und hier und da beides noch zu bepudern, mit etwas Asche, wie hier zu sehen.

Scheich: Und am Ende noch lustig, immer lustig, wie deinesgleichen angemessen. Aber i s t es zu Ende?

Bugeaud: Ja, ja, ja, wenigstens für dich, verfluchter Gaudieb, Verräter, Ausreißer, Mordbrenner! Was, du, brandiges Stachelschwein, kannst a u c h lachen?

Scheich: Über dein Drohen, Stampfen und Kreischen. Wahrlich der Prophet tat wohl und vorausschauender Weise daran, das Eingraben und Abmalen menschlicher Form und Miene zu verbieten; so dies denn menschlich ist. Hinkünftig werden Hyäne und Affe gegen den Vergleich mit euch sich empören und sich dagegen verwahren, verwandt sein zu sollen mit Franzosen.

I.

Das Bild einer Antilope zu besitzen, war einstmals bedeutungsvoller als sie zu jagen, denn die ständige Gegenwart des Bildes übermittelte Vertrautheit mit der Größe, Kraft und Schnelligkeit des Tieres — und wer das Bild besaß, besaß daher die ganze Gattung. Sein Speer konnte keine Antilope mehr verfehlen.

Was man Kunst nennt, entspringt dieser Wurzel, das Fremde durch bildliche Erfassung zu beschwören. Je ursprünglicher daher die Fremdheit eines Dings empfunden wird, um so größer wird die Kunst sein, die es faßt — vorausgesetzt, daß die aktive Kraft des Bildens ebenso groß ist, wie die passive des Empfangens.

II.

Betrachtet man die photographischen Bilder, die Frau Rieß bei Friedmann und Weber ausgestellt hat, daraufhin — so fällt eins auf: Die Grundverschiedenheit der männlichen und weiblichen Porträts. Es zeigt sich nämlich, daß (von zwei Ausnahmen abgesehen) alle weiblichen Porträts engelhaft schön sind — aber im übrigen läßt sich wenig mehr darüber sagen. Die männlichen Porträts dagegen, sind: Manifeste, Philosophien, Bekenntnisse und Vorträge von einer Eindringlichkeit, die manchem Ölbild gleichkommt; — und dies nicht etwa deshalb, weil Männer häufiger „ausdrucksvollere Köpfe" haben, sondern rein formal: in Beziehung auf Raumausnutzung, Achse, Gliedverteilung usw.

Woher kommt das?

Der Grund kann nur der sein: daß hier einer Frau das Männliche ebenso fremd und erschreckend ist, wie irgend einem Wilden das Tier. Sie muß sich schützen. Und gerade weil sie sich gegen etwas, was sie garnicht kennt, schützen muß — „trifft" sie sein Bild. (Die Sprache ist hier tiefer, als die Ästhetik.)

Bei Frauen dagegen muß das, was durch sich selbst wirkt, weil es fremd ist, ersetzt werden durch ein Andereres, und dieses Andere ist das Kleid, der Schleier, die Geste, das Drumrum. Nur zweimal ist es ihr geglückt, auch Frauenbildnisse zu machen, die mehr als schön sind: das eine ist ihr Selbstporträt, das andere: das der Durieux. Es ist jedoch bezeichnend, daß in beiden Fällen das Fremde nur indirekt und beinahe künstlich geschaffen wird: im Fall des Selbstporträts durch einen Widerspruch zweier Aktivitäten (der dekorative Papagei und das todestraurige Gesicht); im zweiten Falle durch die völlige Aufhebung jeder Aktivität: den Schlaf der Durieux.

III.

Man sehe sich die Tierplastik eines Primitiven an. Einzelheiten werden nicht bemerkt. Das Tier ist ganz Brust, ganz Stoß, ganz

Lauf, ganz Windung. Es ist nur das, was für den Jäger-Künstler das Wesentlichste an ihm ist. — Ebenso bei der Rieß. Auch sie sieht das Fremde nur unter einem Blickpunkt. Einzelheiten werden nicht bemerkt. Daher die Geschlossenheit des Bildes, seine Wirkung als idea, als Idee.

Einzelheiten werden nicht von ihr bemerkt — aber von der Platte. Daher — trotz aller Blickstarrheit — die Fülle. Das schwierigste Problem für den modernen Maler: die Idee zu geben und die Gestalt doch nicht zu verlieren, wird ihr von der Platte abgenommen. Denn sie kann noch so starr nur eine Geste sehen — der Kopf des Mannes oder seine Brust wird dadurch niemals kleiner oder größer. Die natürlichen Proportionen bleiben. Sie werden nur von einem Zentrum aus beherrscht — nicht verändert.

IV.

Damit wäre ein Teil der sonderbaren Wirkung erklärt, die von diesen Bildern ausgeht. Bleibt die Frage: warum die Männerbilder dieser Frau mit keiner Linie an die Arbeit einer Frau erinnern.

Mir scheint, es gibt nur eine Antwort: weil ihr auch hier die Platte eine Arbeit abnimmt, vor der die Frau als Frau kapitulieren muß: den Ausdruck für das Äußerste. Man sehe sich die Bilder der Kollwitz oder Modersohn daraufhin an: geben sie das Äußerste, so ist es das des Leids. Was jenseits liegt — und es liegt viel jenseits — bleibt ihnen unerfaßbar. Eine Wendeltreppenbiegung, wie die Martins, kann eine Frau nicht malen — die Möglichkeit, hier nachzufühlen, ist unmöglich. Aber die Platte hält die Biegung fest! Die Kamera wird hier zum Mittel über psychisch gegebene Grenzen hinwegzuspringen.

Tritt irgendein Material aber in den Dienst seelischen Willens, so wird Kunst.

V.

Ich sagte oben: je ursprünglicher die Fremdheit eines Dings empfunden wird, um so größer wird die Kunst sein, die es faßt — vorausgesetzt, daß die aktive Kraft des Bildens ebenso groß ist, wie die passive des Empfangens.

Die aktive Kraft fehlt nicht der Rieß, sondern der Frau. Sie fehlt dem Geschlecht, so wie dem Menschengeschlecht die Kraft fehlt gegenüber dem Tier: Aber der Mensch erschuf sich eine Verlängerung der Hand: das Werkzeug — und dies war die erste schöpferische Leistung. Besteht daher eine schöpferische Leistung darin, sich nicht dem Gegebenen, sondern das Gegebene sich anzupassen — so darf man nicht mehr anstehen, die Leistung der Frau Rieß als schöpferisch zu bezeichnen.

Emil Jannings als Lechat in Mirbeaus „Geschäft ist Geschäft“ das ist ein Naturereignis.

Turbulent betritt er die Bühne. Ein dicker großer Kerl mit kurzen Beinen, Schmerbauch, breitem Arsch; ein fettiges Gesicht mit Doppelkinn, gerötet von Genuß und Erregung, mit aufgeschwollener, herunterhängender Unterlippe; verschmitzte, zwinkernde Äuglein. Der Kurzbeinige, unruhig Herumschiebende füllt die ganze Bühne. Er überschwemmt einen Gartensessel, sein rohes, überschreiendes Organ vergewaltigt alle Stimmen der anderen. Er schmatzt, rülpst, zieht den Rotz hoch, leckt sich die Lippen, grinst, steckt die Zunge breit heraus, kneift die Leute in den Arm, pufft sie, teilt Ohrfeigen aus, wirkliche, reißt Tischtücher fort, wirft Bücher auf die Erde, behelligt die Nebenmenschen mit seiner gewalttätigen Lustigkeit. Sein Benehmen ist anarchisch. Die Leute um ihn müssen das Gefühl haben: Raubtier, noch in Freiheit. Es fehlt nur gerade, daß er in seiner Vergnügtheit einmal einen knallenden Furz fahren läßt, nicht ohne dann lächelnd ein gesittetes „Pardon“ zu stammeln.

Für zimperliche Leute ist dieser turbulent vegetative Bursche nichts. Sicher ist der Lechat vor zwanzig Jahren delikater, will sagen: schwächlicher angelegt und gemalt worden. Dieser hier knallt in grellen Farben. Es ist nicht Mirbeaus Lechat, es ist Jannings Raffke. Momentelang will man selber zimperlich werden, aber dann reißt der freche Schmiß, das Tempo der ungebändigten Natur auch den Widerstrebenden mit. Das ist zwar kein Pariser Finanzmann, das ist ein neudeutscher Kettenschieber. Aber eine explodierende Urkraft. Der ganze Akt nur eine Einführung in das Elementarereignis Emil Jannings.

Der zweite Akt beginnt fröhlicher. Jannings übertölpelt zwei Spitzbuben, die mit ihm einen Vertrag schließen wollen. Das Raubtier beinahe in Ruhe. Er sitzt mit auseinander gespreizten Beinen da, raucht und frißt an einer Zigarre, stellt sich schlafend, um zu kalkulieren, läßt den Schwätzern die ersten Schachzüge, glotzt sein eigenes Bildnis an — der Zuhörer sieht lange nur den breiten Elefantenrücken — setzt ein Grammophon in Bewegung, wahrscheinlich gehört auch die Betäubung durch Lärm zu seiner verschlagenen Verhandlungstechnik, und plötzlich springt er los und die Vertragspartner, die gleich ganz klein, verlegen und schweigsam werden, sind in zwei Minuten platt an die Wand gedrückt, in drei Minuten mit Stumpf und Stil vertilgt. Merkwürdigerweise steht der Zuschauer auf Seite Lechats, des Tigers. Wenn schon geschoben werden soll, dann wenigstens mit Elan. Vor diesem pfiffigen, gewitzten, brutalen Raubtier werden die Dilletanten der Schieberei armselig. Unwillkürlich taucht die Erinnerung an die

breitrückige, wollüstige Figur Castigliones auf. Mittelmäßig sind die Jannings-Naturen keinen Augenblick. Eine Urkraft arbeitet in diesen heißhungrigen Spekulanten. Voll Abscheu, gegen seinen eigenen Willen, bewundert man beinahe.

Dann tritt Lechats einundzwanzigjähriger Sohn ein, der geleckte Nichtsnutz, schmal, blaß, beinahe schon aristokratisch. Aha, denkt man, jetzt wird Lechat ins Sentimentale umschwenken? Aber wenn Jannings das Bürschchen umarmt und abschmatzt, bleibt er der gewaltige Plebejer und die Szene wird fröhlich, nicht sentimental. Dann kommt der Moment, in dem das freche Söhnchen von der Maitresse des Alten redet, und da spricht Jannings zwei Sätze von seinem Bettschatz, es klingt nicht zynisch, es klingt saftig. Lust am Körperlichen — das gehört zu diesem prachtvoll potenten Kerl. Und seine Bejahung des Leiblich-Viehischen wirkt gar nicht abstoßend, sondern erfreulich. Wie erfrischend, daß es noch Menschen mit so leidenschaftlichem Appetit gibt.

Die Rolle ist von Mirbeau gesteigert, von Jannings wird sie aufgebaut. Es kommt die Szene, wo der Parvenu dem verkrachten Aristokraten den Sohn abwuchert, damit er ihn der Tochter verkuppeln kann. Diese Tochter, bisher bloß ein Schatten (und in Dagny Servaes Darstellung leider immer nur ein Schatten), wagt es, dem Vater zu trotzen und einzugestehen, daß sie einen Geliebten hat. Der tritt ein. Versteht sich, er will nicht das Geld, er will die Tochter, alles nur um Liebe. Und da hat Jannings einen Komödianteneinfall, wie ihn nur die ganz großen Italiener darstellen konnten. Er fällt in ein ungeheures Gelächter, als er das Wort Liebe aussprechen soll, dieses Lachen dauert zwei geschlagene Minuten. Es ist ein entsetzlich hingeschüttetes, tragödienversteckendes, ein viehisches Gelächter. Die Tochter weicht vor diesem Gelächter betreten zurück, die Mutter rennt vor diesem Gelächter davon, der Geliebte des Mädchens beginnt erstarrend an diesem Gelächter das Phänomen des ewigen Spekulanten zu erkennen. Das Theater wird totenstill. Es ist das ungeheuerlichste Gelächter, das ich jemals auf dem deutschen Theater gehört habe. Nun, denkt der Zuschauer, ist der Höhepunkt erreicht. Aber jetzt wird dem von Tochter und Gattin verlassenen Mann die Nachricht vom Tode des Sohnes überbracht. Zuerst hört Jannings, ohne aufzunehmen. Er wiederholt den Satz ganz ruhig. Dann rinnt der Sinn in diese Elefantennatur. Er stürzt auf den Diener, würgt ihn, läßt ihn wiederholen, beginnt zu wanken, zu wimmern, zu brüllen. Das aufgeblähte Gesicht rötet sich heftig. Stürzt der Riese um? Hat ihn der Schlag getroffen? Nie ist ein tragischer Augenblick physischer gespielt worden, wie denn Jannings überhaupt ein Schauspiel der Leiblichkeit gibt. Zuletzt hockt er entseelt vor seinem Schreibtisch, jetzt erst, in diesen Momenten stieren Starrens bemerkt man, daß in diesem zusammengekrachten Ungeheuer eine Seele war:

der Sohn. Speichel rinnt ihm aus offenem Mund. Er hat die Herrschaft nicht nur über die Tochter, die Frau, den Sohn, er hat die Herrschaft über sich selbst verloren. Da treten die beiden Spitzbuben ein, mit ihrem pfiffig conzipierten Vertrag. Jannings stiert sie an, glotzt das Papier an — bis es lebendig wird und er selber auch! Die Hallunken wollten seinen Zusammenbruch ausnutzen? Nun, an seinen Feinden richtet man sich langsam auf. Und er beginnt zu diktieren, wieder zu diktieren!

Ich habe ein Schauspiel wie dieses, das Emil Jannings seit kurzem vor ausverkauften Häusern im Lessingtheater aufführt, nur noch bei Novelli gesehen. Große Komödie, hüsteln die Zimperlichen. Ein erschreckendes Naturereignis, sage ich. Und es ist schön vom kleinen Barnowsky, daß er dabei nicht im geringsten gestört hat.

RUDOLF OLDEN

DER SÜNDENFALL

Der Sündenfall soll die erste geschlechtliche Vereinigung von Mann und Frau gewesen sein. So wollten es die Sittlichkeitsapostel, die nach Legitimität für ihr gottloses Beginnen suchten, und mit ihnen viele brave Christen, die ihre Bibel nicht gelesen haben. Dort steht aber das Gegenteil. Im dritten Kapitel des ersten Buchs Mose ist nämlich jene Geschichte der Verführung, des Ungehorsams und der Strafe erzählt, im zweiten aber heißt es: „Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen, und sie werden sein e i n Fleisch." (Fettgedruckt ist „ein" in der Ausgabe der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz.)

Andere Ausleger sagen, Adam habe überhaupt erst nach der Vertreibung aus dem Paradies Eva zu seiner Frau gemacht, und sie berufen sich darauf, daß erst im vierten Kapitel geschrieben steht: „Und Adam erkannte sein Weib Heva." Auch nach dieser Interpretation wäre also nicht die Rede davon, daß Sündenfall und was die Bibel „Erkennen" nennt, dasselbe sei, denn vom Erkennen ist ja beim Sündenfall nicht die Rede. Aber ich halte diese Ansicht für abwegig. Denn es heißt einmal: „Und Adam erkannte sein Weib Heva und sie ward schwanger und gebar den Kain," und später: „Adam erkannte abermal sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den hieß sie Seth." Und so heißt es auch, als von der Zeugung des Henoch referiert wird: „Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger" usw. Das „erkannte" ist also offenbar nur der Vollständigkeit des Reports wegen gesagt, entsprechend der Breite, in der der Lokalbericht aus dem Anfang der Menschengeschichte gehalten ist.

Sollte diese Darlegung jemanden nicht vollkommen überzeugen, so möge er sich nochmals die oben zitierte Stelle vor Augen halten,

die Worte, die Adam, noch sündlos und ganz deutlich erkennbar im Einverständnis mit den göttlichen Absichten, ja augenscheinlich von Gott inspiriert, spricht: „Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen." Auch die kinderfrommste Frömmigkeit und gerade die wird nicht annehmen können, daß etwa das Institut der Elternschaft Adam bekannt und Gott wohlgefällig gewesen sein sollte, ohne daß auch die Kinderzeugung eine anerkannte Einrichtung des Garten Eden hätte sein sollen.

Es ist auch nicht die Rede davon, daß die Fortpflanzung der Menschen (oder gar vielleicht auch der Tiere?) ursprünglich auf eine andere, etwa irgendwie „geistigere" oder weniger „fleischliche" (und sie werden sein e i n Fleisch!) geplant war. Ja, es hieße geradezu Gott lästern, wollte man ihm zumuten, er habe seine Geschöpfe nutzlos oder irgendwie zufällig so erschaffen, daß sie dazu in so hervorragender Weise befähigt sind. Noch weniger aber ist anzunehmen, er habe Adam und Eva unsterblich machen wollen, da er ihnen ja im Gegenteil auch den Genuß der Früchte vom Baum des Lebens ausdrücklich verboten hat. Er spricht sich übrigens in seiner Verfluchung hierüber noch einmal sehr bestimmt aus: „Daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!" Oder will nun gar einer annehmen, Gott habe Adam und Eva keusch und unfruchtbar dahinsterben lassen wollen, um dann den Schöpfungsakt einmal und jeweils wieder zu wiederholen? Auch das schiene mir nicht nur sinnlos, sondern ebenfalls sakrileg, zu denken, ein so grandioses Ereignis hätte nicht gerade durch seine Einmaligkeit wirken, sondern gewissermaßen zur Gewohnheit werden sollen. Aber es heißt auch im ersten Kapitel, gleich nach der Erschaffung der Menschen: „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde!" Sie selbst sollten sich mehren. Wie anders, als nach dem bekannten, angeblich sündhaften System?

Also es ist nichts mit dem traditionellen Sündenfall. Ohne viel Nachdenken belehrt eine flüchtige Lektüre der Schöpfungsgeschichte, daß schon ursprünglich und von Anfang an, seitdem die Männin dem Mann zugesellt war, beide der geschlechtlichen Liebe pflogen, daß dies im göttlichen Plan lag, unter den Augen Gottes geschah und seine Billigung genoß. (Wenn Eva nicht schon im Paradies dem Adam Kinder gebar, so lag dies offenbar nur daran, daß beide es dort nur zu einem sehr kurzen Aufenthalt gebracht haben.) Jede andere Annahme widerspricht ganz grob dem klaren Wortlaut der heiligen Schrift und sollte von allen christlichen Lehren darum, statt genährt und begünstigt, im Gegenteil auf das Schärfste bekämpft werden.

Und ebenso blamiert sind die Nuditätenschnüffler, wenn sie einmal ihre Nase, statt in fremde Angelegenheiten, in das erste Buch Mose stecken. Es heißt nämlich am Ende des zweiten Kapitels:

„Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämeten sich nicht.“ Das erste aber, was Gott dem Herrn nach dem Sündenfall als üble Veränderung der Menschen auffiel, war, daß sie sich schämten und ihre Nacktheit versteckten. Daß sie dies taten, war offenbar ebenso sündig und Gott mißfällig wie das Essen der verbotenen Frucht. Als der Herr nun Adam und Eva vertrieb, machte er ihnen Röcke von Fellen. Aber er war gerade in diesem Augenblick in einer Stimmung furchtbarer Ironie. Er sprach zugleich: „Siehe, Adam ist worden als unsereiner und weiß, was gut und böse ist.“ Denselben Sinn, wie dieses Wort schauerlichen Hohns, hat offensichtlich die Bekleidung Adams und Evas. Keineswegs ist gesagt, daß Gott nun seine früheren Absichten geändert hat. Er hatte die Menschen nackt und schamlos geschaffen, er desavouiert nicht etwa sein Werk, sondern, als jene infolge einer (doch entschieden falschen) Erkenntnis Kleidung wünschten, trug er diesem Wunsch Rechnung. Aus Güte, aus Ironie, aus ironischer Güte, auch als Strafverschärfung wahrscheinlich, aber sicher nicht zur Bekräftigung sündhafter und verfehlter Überzeugung.

Wen diese Beweisführung noch nicht befriedigt, der halte sich folgendes vor Augen. Der Herr hat ganz ausführlich aufgezählt, welche Folgen der Ungehorsam der Menschen nach sich ziehen soll („Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst.“ „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ usw.), aber er hat keineswegs gesagt: „Bekleidet sollst du sein“, oder: „Du sollst dich schämen dein Leben lang!“ Hätte das zur Verfluchung dazu gehört, so wäre es ausgesprochen. Das ist es aber nicht.

Die vorige Generation strickte noch Wollhosen für arme Negerkinder, unsere hält sich immer mehr im Strandbad auf. Die „Frommen“ begünstigen jene Tätigkeit und verdammen diese angenehme Lebensweise. Sie werden ihre Gründe haben, nur auf die Bibel dürfen sie sich nicht dabei berufen. Denn hier in ihrem grundlegenden Anfang ist unbezweifelbar konstatiert, daß Nacktheit Gott wohlgefällig ist, die Scham aber einem unverzeihlichen menschlichen Irrtum entspringt. Also ist die Tanz- und Badeentwicklung unserer Tage offenbar eine erfreuliche Tatsache im christlichen Sinn.

Ich zweifle nicht daran, daß diese bescheidenen Feststellungen aus dem Buch der Bücher sogleich die bisherigen Grundsätze der christlichen Erzieher durchaus verwandeln werden. Sie werden von jetzt an bei Zeiten die Kinder lehren, daß die Geschlechtsliebe mit Sünde nichts zu tun hat; und daß Kleider nur zum Schutz vor den Unbilden des Klimas dienen. (Herrn Professor Brunner empfehle ich den Austritt aus der Landeskirche, da er wohl schon zu alt ist, um seine Ansichten zu ändern.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Januarwoche

Von der wirtschaftlichen Ausnutzung der Ruhrbesatzung ist hier gesagt worden, daß eine Differenzierung zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet wahrscheinlich sei. Im unbesetzten Deutschland solle wahrscheinlich die Prosperität der Objekte, der Unternehmungen getroffen werden, wogegen die Subjekte, die Unternehmer, natürlich unbelästigt blieben. Im besetzten Gebiet dagegen werde man, aus leicht verständlichen Gründen, die Objekte, die Unternehmen, nicht zu schädigen suchen, die Subjekte, die Unternehmer, aber möglichst verdrängen. Die Konsequenz solcher Beurteilung war, daß für die Unternehmer des Ruhrgebiets und ihre Besitzrechte eine große, unmittelbare Gefahr bestehe, und daß nichts dafür spreche, sie könnten, wie manche Leute seinerzeit glaubten, von der Besetzung vielleicht sogar Gutes erwarten. Nun ist die Zeit sicher noch zu kurz gewesen, die volle Bestätigung dieser Meinung zu bringen. Aber mindestens ist auch noch nicht das geringste Anzeichen einer Wiederlegung merkbar geworden. Im Gegenteil: man kann, wie wir, von jeder Schwäche für die Magnaten unser Industrie frei sein und in vielen wichtigsten Fragen entscheidend und scharf mit ihnen disharmonieren — daß sie sich bis zu diesem Augenblick untadelhaft benommen haben, ist eine Wahrheit, die auch Gegner anerkennen sollten. Einigen Schwachköpfen, die nichts wissen und nichts können, die jede gute Sache durch die Zügellosigkeit ihrer Sprache, durch die Bübischkeit ihrer Denkungsweise ruinieren, scheint aber auch in dieser traurigen Sache Anlaß gegeben, sich an den Unternehmern des Ruhrgebiets zu reiben; und wie sie in banaler, abgebrauchter Kritikerpose der Reichsregierung vorwerfen, daß sie nicht doch ein paar hundert Telegraphenstangen, ein paar Klafter Holz, ein paar Tonnen Koks mehr lieferte (als ob irgendein gesunder Mensch in aller Welt noch glaubte, die Ruhraktion sei wirklich eine Kausalfolge der sogenannten Verfehlungen!), so insinuieren sie den Industriellen ohne mindesten Beweis, sie seien mit den Besatzungsmächten schon ganz im reinen, es herrsche schon die schönste Harmonie gemeinsamen Beschisses. Da wendet sich der Gast mit Grausen! Was von Tatsachen bisher bekannt wurde, gibt nicht das leiseste Recht zu solchem Stank; ob die grauenhaften politischen Weggenossen, die in heimischer Sicherheit so flink mit Illoyalitätswitterung sind, ihrerseits, an ungedeckter Ruhrfront, den Befehlen eines leibhaftigen Franzosengenerals gegenüber zum Beispiel ebenso unbeugsam gewesen wären, wie sie jetzt unbeugsam in der Verteidigung eines trostlosen Don-Quichote-Postens sind, sei sogar bezweifelt. Aber wenn sie den Heldenmut, den sie von anderen catohaft verlangen,

auch nicht selbst besitzen, und wenn sie aucht nicht begabt genug sind, in verwickelten wirtschaftspolitischen Vorgängen die tieferen Tendenzen, die weitausgreifenden Aspirationen zu erkennen (die in diesem Fall, wie gesagt, fast sicher Tendenzen und Aspirationen g e g e n die deutschen Ruhrunternehmer sind!), so mögen sie doch wenigstens aufrichtig genug sein, sich nicht mit dem klaren Inhalt der primitivsten Reportermeldungen in Widerspruch zu setzen.

Gerechtigkeit ist um so notwendiger, je schärfer der Kampf im Sachlichen zuweilen sein muß. Solchen Kampf, ehrlich und anständig, selbst in diesen Tagen fortzuführen, scheint uns Pflicht. Im letzten Dezemberheft des „T.-B." erschien ein Aufsatz von Dr. ing. Hugo Hilbig: „Der Skandal der E i s e n p r e i s e." Es war der letzte Versuch, die Industrie aus ihrem beharrlichen Schweigen herauszulocken und eine fachlich-sachliche Debatte über das drängende Thema herbeizuführen. In dieser Absicht übersandte das „T.-B." den Artikel einigen dreißig Führern der Stahl- und Eisenindustrie und war sehr erfreut, als es von Herrn Dr. Brennecke, Generaldirektor der Oberschlesischen Eisenbahn-Bedarfs-A.-G., Gleiwitz, eine Antwort erhielt, in der zwar erklärt war, Oberbedarf liege jetzt größtenteils in Polen und da dort andere wirtschaftliche Verhältnisse herrschten, müsse er selbst auf Äußerungen verzichten; die aber fortfuhr: „Ich bin ü b e r z e u g t, daß die maßgebenden Führer der w e s t l i c h e n Industrie, an die Sie sich, wie Sie schreiben, ebenfalls gewandt haben, die s o n d e r b a r e E r s c h e i n u n g, auf die der Verfasser des Artikels hinweist, v o l l s t ä n d i g a u f k l ä r e n w e r d e n." Überzeugt? Sonderbare Erscheinung? Vollständig aufklären? Nach dieser Meinungsäußerung des schlesischen Industrieführers erwarteten wir von Rhein und Ruhr wertvolle Äußerungen. Wir täuschten uns nicht. Einige seien hier angeführt:

1. Geheimrat Dr. ing. Peter K l ö c k n e r schreibt: „Zu meinem lebhaften Bedauern ist es mir nicht möglich, dem mir . . . . übermittelten Wunsch, mich in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu äußern, Folge zu leisten, weil ich grundsätzlich derartige Ersuchen nicht berücksichtigen kann . . . ."

2. Bergrat Friedrich F u n c k e, Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerks A.-G., schreibt: „ . . . teile ich Ihnen hierdurch mit, daß ich nicht beabsichtige, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen . . ."

3. Bergrat Dr. ing. G r o e b l e r, Generaldirektor der Buderusschen Eisenwerke, Wetzlar, schreibt: „ . . . teile ich Ihnen mit, daß es mir meine Geschäfte nicht gestatten, mich mit schriftstellerischer Tätigkeit zu befassen . . ."

4. Sekretariat des Gen.-Direktors Friedrich F l i c k, A.-G., Charlottenhütte, Niederschelden, schreibt: „ . . . teilen Ihnen darauf mit,

daß sich Herr Generaldirektor Flick auf einer längeren Geschäftsreise befindet . . ."

5. Gen.-Direktor Bernh. Grau, A.-G., Eisenwerk Krafft, Berlin, schreibt: „ . . . Zu meinem Bedauern muß ich in den nächsten Tagen eine längere Reise antreten und bin außerdem zu sehr beschäftigt, um Ihren Wunsch erfüllen zu können."

6. Geheimrat Herm. Röchling, Grubenvorstandsvorsitzender der Gewerkschaft „Mont Cenis" usw., schreibt überhaupt nichts, sondern steckt das Heft wortlos in ein Kuvert und schickt es zurück.

7. Dr. ing. h. c. Albert Vögler, Reichstagsabgeordneter, Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- u. Hütten-A.-G., läßt schreiben: „ . . Ein Artikel mit der Überschrift „Der Skandal der Eisenpreise" kann bei der völligen Unkenntnis des Verfassers und der schon aus der Überschrift hervorgehenden Tendenz nicht als geeignete Grundlage für eine Diskussion angesehen werden."

8. Dr. ing. W. Haenel, Generaldirektor des Hasper Eisen- und Stahlwerks, A.-G., schreibt: „ . . . teile ich Ihnen mit, daß ich leider keine Zeit habe, außer den vielen Zeitungen und Zeitschriften, die ich schon lese, noch weitere Broschüren zu lesen . . ."

Und so weiter, immer dasselbe: Reisen; prinzipielles Gelübde, sich niemals zu äußern; keine Zeit, teilweise zum Schreiben, teilweise sogar zum Lesen; völlige (aber mit keinem Wort nachgewiesene) Unkenntnis des Verfassers. Der schlesische Industrielle mit seiner Überzeugung, daß die westlichen Kollegen vollständig aufklären würden, irrte also bemerkenswert. Sie haben nichts aufgeklärt, keiner von ihnen, — und das ist eben das Aufklärende an der Sache! Man darf daraus nun doch Schlüsse ziehen!

Ueber die deutsche Ernte liegen jetzt endgültige Ziffern vor. Sie sind, was Brotgetreide anbelangt, katastrophal. Es wurden 7,30 Millionen Tonnen geerntet, — gegen 9,94 im Jahre 1921, gegen 14,61 im Jahre 1913 (alles auf heutigem Reichsgebiet)! Woher der Rückgang? Erstens: Bestellung! 7,2 Millionen Hektar wurden 1913 bestellt, 5,9 schon 1921, in diesem Jahre nur noch 5,6. Zweitens und vor allem aber: Schrumpfung des Ertrags! Vom Hektar wurden 1913 20,3 Doppelzentner gewonnen, 1921 immerhin noch 17, 1922 nur mehr 12,9! In diesem Jahr müßte Deutschlands Brot also tatsächlich, wie Herr Vögler jüngst sagte, ein Nebenprodukt der Kohle sein, ein Austauschgut gegen Industrieprodukte. In diesem Jahre müßte, da keineswegs nur das Wetter an dem geringen Hektarertrag schuld ist, ferner alles aufgeboten werden, durch intensive Düngung den Boden wieder tragfähig machen. Wie glücklich sich da das Ruhrattentat trifft! Friede und Brot? Produktive Pfänder!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INSTITUT ZUR WIEDERBELEBUNG DES SPARENS

Als wir klein waren, lasen wir die wunderbare Geschichte von jenem tugendhaften Knaben, der täglich eine Schneiderei zu fegen hatte und als Lohn die umherliegenden Stecknadeln behalten durfte. Abend für Abend las der junge Mann einige Hundert davon auf, sammelte sie sorgfältig in einem Kistchen, verkaufte jede Ladung für riesige Summen und wurde schließlich so reich, so reich, daß er gar nicht mehr wußte, wohin mit dem Geld.

Jeder von uns ist so — oder ähnlich — über die Tugend der Sparsamkeit aufgeklärt worden.

Späterhin stellte sich etwas Skeptizismus ein. Die Fälle, in denen aus Stecknadelsammeln, Aufräumarbeiten oder überhaupt aus den Erträgen einfacher, biederer, von Kapital nicht unterstützter Werktätigkeit große Vermögen aufgespeichert werden konnten, waren selten. Es kam Karl Marx und wies halbwegs schlüssig nach, daß mit Sparsamkeit allein überhaupt kein Reichtum zu häufen sei.

Aber während uns die großkapitalistische Perspektive unter solchen Eindrücken langsam schwand, während wir den Traum fahren lassen mußten, durch intensive Benutzung jener Schlitzbüchsen jemals zum Rothschild oder Krupp zu werden, begannen uns andere Funktionen des Sparens zu dämmern, im Leben des Individuums wie der Gesamtheit.

Wir begannen zu begreifen, daß viele kleine Einzelsummen, die in den Händen ihrer vielen Einzelbesitzer brach liegen würden und der Wirtschaft nicht zugutekämen, gesammelt und zu großen Summen vereint, volkswirtschaftlich produktives Gründungs- und Betriebskapital darstellen können, — Dung, sozusagen, für neue Wertschaffung. Das war die gesamtwirtschaftliche Perspektive.

Ferner begannen wir zu begreifen, daß die Aufhäufung vieler kleiner Ersparnisse im Laufe der Jahre zwar nicht Reichtum, doch aber jene Alterssicherung zu schaffen vermag, ohne die der Mensch bei erlöschender Arbeitskraft einfach vorm Nichts, vorm Verhungern steht. Das war die individuelle Perspektive.

Diese wie jene schien festzustehen, so lange auch der Tauschwert dessen, was man ersparte, feststand, — so lange also, auf Jahrzehnte hinaus, 10 Pfennig ungefähr ein Ei und 90 Pfennig ungefähr ein Pfund Butter bedeuteten.

Aber es kam die Geldentwertungsepoche; und nicht nur wurden unter ihrem holden Zeichen die Einkommen, — real genommen, — um so Beträchtliches kleiner, daß oftmals zu Rücklagen nichts mehr übrig blieb —: sobald man sie zu begreifen begann, schwand rasch auch jeder Anreiz zum Sparen. Denn warum mir heute eine Ausgabe versagen, wenn das Ersparte schon morgen nur noch die Hälfte und übermorgen vielleicht überhaupt nichts mehr wert ist?

In dieser Lage ist die deutsche Sparfähigkeit tatsächlich auf ein Minimum geschrumpft. Die Unbeständigkeit des Tauschwertes dessen, was erspart werden konnte, hat es zuwegegebracht, daß aus der Akkumulation kleiner und kleinster Rücklagen kein volkswirtschaftlich immerhin nennenswertes Produktivkapital mehr entsteht. Sie hat es zuwegegebracht, daß eine Generation von Menschen heranwächst, für deren Altersversorgung nicht das mindeste, nichts, nichts und wieder nichts vorbereitet ist. Sie hat sogar auf noch viel kürzere Frist gesehen zu drastisch-mißlichen Folgen geführt: auch größere Anschaffungen (— wozu oft schon ein Kleid, ein Anzug gehört —) sind dem kleinen Mann allerwege nur durch Sparmanipulationen möglich gewesen; denn aus dem Erträgnis einer einzigen Lohnepoche, — eines Monats etwa, — waren sie nicht zu bestreiten, zwei, drei, vier Monate hindurch mußten beharrlich Rücklagen dafür abgesondert werden; sogar dies aber ist heute sinnlos geworden; eine Novemberrücklage, die bis Februar zum Kaufpreis eines Anzugs aufgefüllt werden sollte, wird im Februar wehrscheinlich kaum mehr die Knöpfe dafür kaufen; und da man das weiß, fängt man gar nicht erst an; man kauft entweder gar nichts, oder ersetzt, wo das geht, die Rücklagen aus Eigenem durch Vorschüsse beim Arbeitgeber.

Wie Abhilfe schaffen? Was kann getan werden?

In ganz großem Stil und weithin wirksam, — besonders: aus der sozialen Lage des Einzelnen auch in die Gesamtwirtschaft hinüberwirkend, — unglücklicherweise wahrscheinlich nichts.

Aber in kleinerem Ausmaß, mehr philantropisch, ist in diesen Tagen ein sehr beachtenswertes Rezept verwandt worden —: eine wertbeständige, eine Sachwertsparkasse.

Eigentlich lag der Gedanke nahe. Nachdem wir überall Sachwert*anleihen* haben aufsprießen sehen — Roggenanleihen, Kohlenanleihen, — war zur Sachwert*sparkasse* kein großer Sprung mehr. Nur der Sprung vom Interesse an der Geldaufbringung für den eigenen Betrieb zum Interesse auch an der Geldaufbringung des Arbeiter- und Angestelltenhaushalts! Nur der Sprung vom Kapitalistischen ins Soziale! Den als Gewissenpflicht empfunden zu haben, ist das Verdienst eines chemischen Konzerns. In einer seiner kleineren Fabriken, in der Chemischen und Metallurgischen Fabrik A.-G. zu Lüneburg, ist am 1. Januar d. J. die erste „Wertbeständigkeitssparkasse" Deutschlands ins Leben getreten, — ein Versuch, der, wie sein Urheber mir sagt, bei Bewährung auch anderwärts wiederholt werden soll.

Das Schema der Kasse ist äußerst einfach. Jeder der 80 Arbeiter der Fabrik oder ihrer Angestellten kann bis zu 20 % seines Lohns in Sparmarken eintauschen, — die Sparmarken werden in ein Sparbuch geklebt und mit monatlich 1 % verzinst. Aber sowohl die Einlage als auch die Verzinsung wird nicht in Mark, sondern

in Gewichtsquoten des hauptsächlichen Fabrikproduktes, — das ist: Schwefelnatrium, — beziffert. Die Sparmarke lautet also auf ½ kg Schwefelnatrium, die Verzinsung macht im Monat 5 g Schwefelnatrium aus, und Einzahlung, Auszahlung und Verzinsung erfolgt in den Markbeträgen, die dem Tageserlös des Chemikals entsprechen. Kleine technische Nebenbestimmungen sind belanglos.

Auf diese Weise werden die Einlagesummen vor Entwertung geschützt, und besonders auf nähere Frist, namentlich für Anschaffungen, wird dem Arbeiter wieder das Sparen ermöglicht. Große Kurven in den Fabriksälen unterrichten ihn täglich über die Marktpreisgestaltung, — über die Nominalwertentwicklung seiner Einlagen also. Und daß ihn das reizt, daß er die gesunde Chance, die ihm geboten ward, würdigt, zeigt schon das Ergebnis der ersten zehn Tage. Vom 1. bis zum 10. Januar — also in einer Woche, die noch unter den Nachwehen der Festausgaben zu stehen pflegt — sind von 80 Arbeitern 25 Kassenmitglied geworden; und diese 25 Einzahler haben zusammen 390 Marken geklebt, das entsprach am 12. Januar, bei einem Dollarstand von etwa 10 000, einem Betrage von 125 000 M.,

Die Frage entsteht: Wie wird das Risiko gedeckt? In diesem Fall ist die Antwort ziemlich einfach. Belastungen dieses geringen Ausmaßes können wahrscheinlich schon durch die Fabrikware und die Fabrikation selbst als ausreichend gedeckt gelten. Denn die eingezahlten Beträge werden andererseits natürlich ja auch in die Fabrikation gesteckt (übrigens ein relativ billiger Kredit), — die Deckung braucht jedenfalls also keine andere zu sein, als die, die der Betrieb auch sonst gegen Geldentwertung anwendet. Anders ist die Lage hier als bei Kapitalsbeschaffungsanleihen. Die großen Summen, um die es sich dort immer handelt, stempeln dort die Deckung durch das Unternehmen selbst, — im Hinblick etwa auf Absatzstockungen, — vor peniblen Betrachtern als nicht ganz geheuer. Hier ist das Engagement aber relativ klein. Von der Eigenkraft eines florierenden Unternehmens scheint es, für die Übergangszeit, ausreichend gesichert.

Daß es sich nur um eine Übergangsangelegenheit handeln kann, daß bei Rückkehr zu geordneteren Geldverhältnissen nach all solchen Ersatzinstitutionen kein Bedarf mehr besteht, ist ohnehin klar, bedarf keiner Erwähnung. Auch daß die gesamtwirtschaftliche, die produktionsfinanzierende Nutzleistung dieser Sparmethode verhältnismäßig bedeutungslos bleiben muß, erhellt aus ihrem ganzen Um und An. Ihr Nutzen kommt wesentlich nur dem Sparenden zugut, sie ist ein soziales Institut, ein philantropisches Benefizium für diejenigen unter uns, deren Schicksal es ist, „los und ledig“ zu sein. Aber niemand wird leugnen, daß dafür Bedarf sei! Gelingt der Versuch — und warum sollte er nicht? —, so wird es an Nachahmung hofftenlich nicht fehlen.

GLOSSEN

AUF DEN TOD EINES TSCHECHISCHEN HUMORISTEN

Die Lokalreporter haben ihn vorgestern begraben. Die Literaturkritik hat ihm kein Wort geweiht, denn er war kein seriöser Mensch. Bei Gott, das war er nicht! Noch über seinen jungen Tod hinaus muß man über ihn lachen.

Vor allem: Jaroslav Haschek war beinahe immer betrunken. Der Rausch löste seine Zunge, und er begann in den Schankstuben den Leuten verschiedene Dinge zu erzählen. Dabei blieb sein feistes Gesicht, das eine frappante Ähnlichkeit mit dem Balzacs hatte, immer ganz ernst, nur seine Schweinsäuglein schienen ironisch zu blinzeln, — aber das konnte auch Täuschung sein. Er erzählte das Unwahrscheinlichste, die Einwände seiner Zuhörer widerlegte er, und dann nahm er ein Briefpapier, schrieb alles nieder und trug die Geschichte in die nächstgelegene Redaktion, das Honorar zu vertrinken. Bekam er — mit Hinweis auf seine Vorschüsse — keins, so pumpte er den Redaktionsdiener Šefrua an und schrieb dann für die politischen Gegner oder die journalistische Konkurrenz ein Feuilleton, daß die Mitarbeiter des „České slovo" genötigt seien, sich vom Redaktionsdiener Šefrua Geld auszupumpen. Oder er verdingte sich als Arbeiter und lud vor dem Redaktionslokal Eis ab. Dabei hielt er Reden, bis sich Leute ansammelten, und die Redaktion ihn hinaufholen lassen mußte. Reden hielt er überhaupt gern. Seine Partei hieß „Partei des gemäßigten Fortschrittes in den Grenzen des gesetzmäßig Erlaubten", und er hielt für sie über tausend Wählerversammlungen ab. Am Schluß einer jeden sammelte er für den Wahlfonds, über dessen Zweck er jeden Zweifel ausschloß. Er versoff ihn an Ort und Stelle.

Seine tausend begangenen und geschriebenen Streiche aufzuzählen, ist so unmöglich, wie bei Mark Twain. Aber eine Figur hat er geschaffen, die geradezu von historischer Bedeutung ist: den „guten Soldaten Švejk", den tschechischen Soldaten, der als dumm gilt und so folgsam ist, daß er den ganzen Dienstbetrieb vernichtet. In seiner aktiven Resistenz steckt er als Wachposten das Pulvermagazin in Brand (daß e r nicht rauchen dürfe, wurde ihm vom Wachkommandanten nicht eingeschärft) und verwehrt mit geladenem Gewehr der Feuerwehr die Einfahrt. Vom Leutnant geschickt, eine Flasche Klosterneuburger Weins zu holen, setzt er sich in die Eisenbahn und fährt nach Klosterneuburg. An diesen Soldaten Švejk, der im Frieden von Hašek geschaffen wurde, mußte die österreichisch-ungarische Monarchie zugrunde gehen. Im Weltkrieg wird Švejk verhaftet, als er vor dem Plakat der Kriegserklärung Rumäniens (1916, als es schon in ganz Prag nur noch Defaitisten gab!) in Hochrufe auf den Kaiser Franz Josef ausbricht. Die Passanten lachen, aber der Festgenommene (als Höhner

Festgenommene) muß freigelassen werden —: er hat's in aller Unschuld ernst gemeint. So macht er's von Tag zu Tag, stiftet immer größere Verwirrung und trägt (mehr als viele heroischer Gesten offener Hochverräter) zur Vernichtung der Staaten bei. Diese Gestalt ist echt und ewig, wenn sie auch im Inhalt den Politikern, in der Form den Literarhistorikern mit niederen und höheren Weiten nicht gefallen mag. Und ihr lustiger Schöpfer wird zu Grabe getragen, wie der junge Werther: — Handwerker trugen ihn, kein Geistlicher hat ihn begleitet.

e. e. k.

TISCH MIT BÜCHERN

H. de Balzac: Modeste Mignon. Verlag „Die Schmiede", Berlin W 50, 1923.

Ein junges Mädchen, eine schöne Seele der Provinz, schreibt Briefe an den unbekannten Pariser Dichter. Sie hat einiges deutsche Blut in den Adern, diese Modeste Mignon, und ihr Schöpfer vergleicht sogar einmal ihre Korrespondenz mit Bettinens Goethebriefen. Aber nicht er, der mondäne, beschäftigte eitle Schriftsteller antwortet ihr, sondern sein menschlicherer Sekretär. Modeste erfährt es, und an diesem Erlebnis erwächst das kräftig-schöne Mädchen-Kind zur wissenden und gütigen Frau. Um die Novelle dieser drei Einzelwesen hat der Dichter der „Menschlichen Komödie" zwei Welten gruppiert, einmal die Provinzwelt gelderwerbender und -verlierender, Whist-spielender und allzu nachbarlich wohnender Bürger, und dann dazu das Paris des Faubourg Saint Germain, das in diese Provinz einbricht. Der Meister der Typen und Schicksale offenbart sich in diesem bei uns wohl kaum bekannten Buche in sanfterer, aber nicht minder eindringlicher Weise als in den großen Lebensbildern der Goriots, Grandets, Vautrins usw. Die vortreffliche Übersetzung von Hans Jacob, welche der Verlag „Die Schmiede" herausgibt, ist übrigens doch nicht die allererste.

In einem alten Bibliothekbändchen vom Jahre 1845 finden wir es bereits übersetzt mit dem hübschen Untertitel „Die Sentimentalen in Havre" und vereinigt mit den „Kleinen Kunstgriffen einer tugendhaften Frau", der Beatrix Balzacs.

f. h.

Romain Rolland: Clerambault. Geschichte eines freien Gewissens im Kriege. (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Man hat es mit diesem Buch nicht ganz leicht, es zwingt nicht so stark in Bann, daß man unentwegt bis zur letzten Seite dabeibleibt, es läßt die Gedanken oft entschlüpfen, verliert sich in Leitartikeln für pazifistische Journale. Mitunter wird es so breit, daß man es als

ausgesprochen langweilig bezeichnen muß. Aber man greift immer wieder darauf zurück, die unbedingte Ehrlichkeit, die mit Konsequenz durchgehalten wird, zieht Einen wieder an. Rolland stellt in die Wogen der Massenpsychose, in das gedankenlose, schlagwortgesättigte, eine geistige Verantwortung scheuende Hinterland des Krieges den Mann, der erwachend die Lüge durchschaut. Wir erleiden in ihm unser eigenes Schicksal: wie wir hineingestoßen wurden in die Nebel der Begeisterung, in Masse und Rausch versanken und die Tapferkeit nicht aufbrachten, gegen den blutigen Strom zu schwimmen. Dieser eine hier tut es für uns. Die Welt steht gegen ihn, sie reißt ihn in den Dreck. Aber er kann nicht anders, als sagen was ist, der lutherische Geist brennt in ihm. Er bringt das Opfer seiner selbst. Diese Geschichte, die auf Süßigkeit und Sentimentalität verzichtet, ist in Hingabe und Anklage das Buch unserer Zeit; diese ganze Zeit ist darinnen, nicht so sehr als ein Fries von Gestalten, sondern in seinem Geist, vor allem in der Forderung und Ansprache an das Gewissen. Die nächten Jahre werden es bestätigen.

Der Garten Immergrün. Deutsche Volkslieder. Gesammelt und Herausgegeben von Oskar Maurus Fontana. (E. P. Tal & Co., Verlag, Wien.)

Mit Recht macht Fontana darauf aufmerksam, daß seit hundert Jahren keine deutsche Volksliedersammlung hinausgegangen sei, die nicht auf des Knaben Wunderhorn fuße. Das ist ein großes Lob für Arnim und Brentano, eine scharfe Absage an unsere Folkloristen. Immerhin bildet sich in einem Jahrhundert manche neue Legende, bekommt Gestalt und Vers, und Vieles aus der Untersphäre des Volkes wird launig kristallisiert. Ein Krieg bringt ferne Stämme zu einander, und was bisher das Allgemeingut eines Gaues war, wird rasch zum Volkslied aller. Zu diesen neueren Funden traten alte, den Romantikern nicht zugänglich gewesene Texte, traten die großen anonymen Eintagslieder, in denen ein aufrührendes Erlebnis Niederschlag fand und nun, herausgerissen aus der Vergessenheit, vielmehr verrät vom Duft des Vergangenen, als langatmige Forschungswerke. In dieser Sammlung zu blättern gibt einen eigenen besinnlichen Reiz, Märchenhaftes und Frische, denen man sich gerade jetzt gern überlassen mag.

Niddy Impekoven: Werdegang. (Verlag Alwin Huhle, Dresden.)

Zweiunddreißig Seiten und ein paar Bilder — ich habe seit Langem kein so schönes Memoirenbuch mehr gelesen, vor allem keine so uneitlen Selbstbekenntnisse eines Menschen, der mitten in öffentlicher Anerkennung steht. Da ist ganz unerhört einfach aufgeschrieben: wie der Funke Flamme wird, aus allerlei Trieb und Zufall der Künstler sich im Kampf mit dem Men-

schen, der Mensch kämpfend mit dem Künstler behauptet. In der kindhaft unbewußten Enthüllung tieferer Wesenszüge liegt der große Charme dieser Blätter. Einige scheue Striche, zwischen Frische und Melancholie gezogen, deuten sehr zart die geistigen Kräfte, das Wissen um die Dinge an. Man liebt Niddy Impekoven, seit man sie tanzen sah. Hier hat sie weit mehr dichterische Züge als die schreibende Zunft. Ist man zuende, erschrickt man fast, daß dies alles erst ein Leben von siebzehn Jahren umfaßt, und ist doch glücklich, sie unter uns zu wissen. *m. k.*

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

Die Münchener Neuesten sind keineswegs dumm!

Das „T.-B." nennt München zuweilen Deutschlands dümmste Stadt und die „Münchener Neuesten Nachrichten" dümmstes Blatt. Das erstere ist richtig, das letztere falsch. Die „M. N. N." sind keineswegs dumm. Sie machen nur so, als ob sie es wären. Sie sind dumm, weil sie auf Dumme wirken wollen. Ihre Dummheit ist vorsätzliche Mimikry.

Auf welche Weise dies feine Organ Gift unter seine bornierten Leser spritzt, das konnte ich dieser Tage auf der Durchreise durch München wieder einmal konstatieren.

Es war am 9. Januar, zwei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in Essen, in einer Stunde, in der von allen Seiten der Ruf nach Einigkeit, nach geschlossener Front erscholl, in der es wirklich galt, die Regierung zu unterstützen. An diesem Tage konnte sich das Münchener Organ nicht versagen, über vier Spalten hin den Artikel eines angeblichen „hervorragenden Amerikaners" zu veröffentlichen, in dem so ziemlich alles gesagt war, was auch von dem unsagbaren Hitler öffentlich geschimpft zu werden pflegt, — aber so eingewickelt in eine allerdings durchsichtige amerikanisch-ententistische Watte, daß der bornierte Leser natürlich auf den Tisch hauen und sagen muß: „Jetzt da sieht man's, sogar die Amerikaner sagen's uns schon..." Er merkt natürlich nicht, dieser gute Leser, daß der angebliche „deutschfreundliche Amerikaner" auf der vierten Spalte plötzlich nicht mehr weiß, wer er ist und sich als Deutschamerikaner entpuppt, und er stellt sicher nicht die Frage, ob sogar d a s . . . . na ja! es wäre ja möglich! nicht wahr? . . . . . . Er schluckt den Salat und gibt am Stammtisch weiter, was schon der Amerikaner den Saubreißen erzählt.

Was erzählt er? Nun, daß Japan zu einem Krieg mit Frankreich rüstet, und zwar Indochinas wegen, — „eine Kolonie, mit der Frank-

reich nie etwas Richtiges anzufangen gewußt hat, die es aber auch nicht kampflos aufgeben wird." (Bisher glaubten wir, Japan stehe nach der Washingtoner Abrüstungskonferenz und der Kündigung des Bündnisses mit England besonders freundschaftlich zu Frankreich.) Der Krieg wird in Frankreich aber unpopulär sein, deshalb wird es ihn mit Heeren führen, die es im besetzten deutschen Gebiet rekrutiert. Aus diesem Krieg wird andererseits aber auch ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich entstehen, es werden also Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Wie ist dies alles nun zu verhindern? Deutschland muß sich auf nationalem Boden zusammenfinden und „ein großer Teil seiner Bevölkerung" darf nicht länger in „kommunistischen Utopien schwelgen". In diesem Sinne — es handelt sich noch immer um den japanisch-französischen Krieg wegen Indochinas! — begrüßt der Amerikaner vom deutschen Standpunkt aus „das rasche Umsichgreifen der nationalen Arbeiterbewegung in deutschen Arbeiterkreisen". Jetzt weiß der Münchener Spießer also, warum er zu Hitler laufen muß! Wegen Japan! Wegen Indochina! Der Amerikaner sagt's ihm!



Aber der Amerikaner sagt ihm jetzt, da er nach all der weltpolitischen Überzuckerung endlich beim eigentlichen Thema angelangt ist, noch mehr. Er sagt ihm, daß „die Sympathien, die man dem von der Übermacht erdrückten Deutschland entgegenbrachte," (man beachte die Vergangenheitsform, und frage wo, wann und wie,) — daß diese Sympathien „infolge der unbegreiflichen Haltung seiner seitherigen Regierungen und ihrer Fehler ganz abhanden gekommen sind." (Unter dem Kaiser und dem Holland annektierenden Kini aber, da hatten wir prächtige Sympathien!) Er sagt ihm ferner, daß man in Berlin zahlt, zahlt und wieder zahlt, aber noch nicht einmal aufnotiert, wie viel es ist. „Eine genaue Buchhaltung über die bisherigen Erpressungen soll in Berlin überhaupt nicht existieren." (Sie wird aber, auch in den „M. N. N.", fortlaufend veröffentlicht). Er sagt ihm, daß in Amerika Leute wie Dorten, Smeets und Harden (— ein Atemzug! —) unmöglich wären. Er sagt ihm, daß man jetzt vor allem ein Nationaldenkmal errichten muß, das ist ein gewaltiges Propagandamittel. Und er sagt ihm vor allem, daß man zur Selbsthilfe, zur Ungesetzlichkeit, zum Lynchen à la Ku Klux-Klan übergehen soll. „Es ist für jeden, der die amerikanische Geschichte kennt, klar, daß eine Demokratie nicht bestehen kann, wenn nicht die Selbsthilfe da eingreift, wo die Gesetze gegen Gemein-

schäden versagen. Die amerikanische Geschichte ist in ihren Einzelheiten voll von im Auslande meist unbekannten Ungesetzlichkeiten und Gewalttätigkeiten der Volksjustiz und der sogenannten öffentlichen Meinung . . . Vor dem Buchstaben des Gesetzes wird die Menge nie halt machen." Und das alles hat drüben „Großes geleistet!" Was kann also den Münchener Spießer noch abhalten, zu Hitlern zu laufen und mit zu putscheln? Die Münchener Neuesten, das demokratische Blatt, läßt's ihm von dem hervorragenden, anonymen Amerikaner ja ausdrücklich und ausführlich anempfehlen!

Sehen Sie, — darum bestreite ich, daß die Münchener Neuesten dumm sind. Diese Nun-grade-und-trotz-Demokraten wissen so genau wie Sie, was sie wollen. Und sie werden's, mit diesen Lesern, auch schon verrichten!

Dr. phil. F. W. Chemiker.

FEST GESCHNÜRTES IDEAL

Ein Freund findet im „N. Wiener Tagblatt" folgendes schöne Inserat:

> Fesche Schneiderin, 2er oder 3er Größe, sich fest schnürend, mit eigener Wohnung, heiratet sofort ein Fachmann. Unter „Taille 27672" an die Expedition.

Fachmänner und geschnürte Taillen, auf nach Wien!

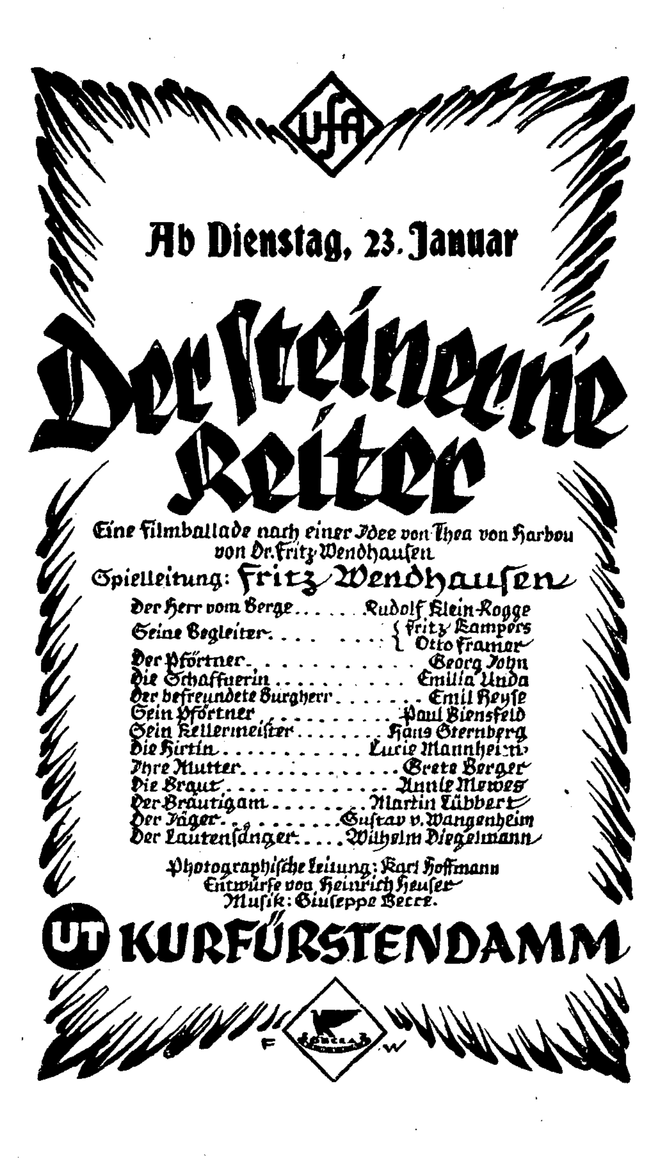
INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 2):

Diesem Heft liegt das Inhaltsverzeichnis für den 2. Halbjahrsband 1922 bei. Umschlagdecken sind beim Verlag vorrätig.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.


Ufa
Ab Dienstag, 23. Januar
Der steinerne Reiter
Eine Filmballade nach einer Idee von Thea von Harbou
von Dr. Fritz Wendhausen
Spielleitung: Fritz Wendhausen
Der Herr vom Berge ...... Rudolf Klein-Rogge
Seine Begleiter .... Fritz Kampers
Otto Framer
Der Pförtner .... Georg John
Die Schaffnerin .... Emilia Unda
Der befreundete Burgherr .... Emil Heyse
Sein Pförtner .... Paul Biensfeld
Sein Kellermeister .... Hans Sternberg
Die Hirtin .... Lucie Mannheim
Ihre Mutter .... Grete Berger
Die Braut .... Annie Mewes
Der Bräutigam .... Martin Lübbert
Der Jäger .... Gustav v. Wangenheim
Der Lautensänger .... Wilhelm Diegelmann
Photographische Leitung: Karl Hoffmann
Entwürfe von Heinrich Heuser
Musik: Giuseppe Becce.
UT KURFÜRSTENDAMM
F W



Die Berliner Presse

über den



STEINACH FILM

„Berliner Tageblatt": . . . . Eindringlicher als in schriftlicher und mündlicher Form erhält man hier interessante biologische Belehrungen . .

„Neue Berliner Zeitung": . . . . Mit der Schaffung dieses erstrangigen Werkes hat sich die Kulturabteilung der Ufa ein bleibendes Verdienst erworben.

„Der Westen": . . . . Der Film stellt ein Musterwerk der Kulturabteilung der Ufa dar . . .

„8 Uhr Abendblatt": . . . . Die Bedeutung der Geschlechtsorgane . . wird durch knappe, geschickte Titel und durch instruktive, technisch und inhaltlich einwandfreie Bilder in anderthalb Stunden anschaulicher vorgeführt, als es ein noch so gut geschriebenes und noch so gut illustriertes Buch vermöchte.

„Vossische Zeitung": . . . . Er ist sicherlich einer der bestgelungenen medizinisch-naturwissenschaftlichen Lehrfilme. Nur lehrhaft, ohne Handlung, und hält doch die Zuschauer weit über eine Stunde lang in Spannung. Belehrt und erfreut zugleich das Auge durch manchmal geradezu mustergültige Aufnahmen, regt auch öfters durch glückliches Festhalten lustiger Tierszenen zur Heiterkeit an . .

„Berliner Börsen-Zeitung": . . Der Stoff ist so streng wissenschaftlich und dezent behandelt, daß unmöglich jemand daran Anstoß nehmen kann.

„Vorwärts": . . . Man wird der Leitung des Dr. Thomalla und den zahlreichen wissenschaftlichen Mitarbeitern Dank wissen für die gute und gewiß nicht immer leichte Arbeit, die sie geleistet haben. . . .

„Die Zeit": . . . . Es ist eine Leistung, die populär-wissenschaftliche Darstellungskunst, photographische Meisterschaft und wissenschaftliche Objektivität in gleichem Maße in sich vereinigt, eine Leistung, auf die ihre Urheber stolz sein können.

Täglich 7 und 9 Uhr im

UFA-PALAST AM ZOO

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Januarwoche

Warum fährt Cuno nicht ins Ruhrgebiet? Die Frage liegt Tausenden auf den Lippen. Eine Zeitung, die sich zum Sprachrohr dieses Wunsches Tausender machte, riet, der Reichskanzler möge eine Rede unter freiem Himmel halten. Aber Cuno ist kein Redner, er ist ein Täter. Mit einer Ansprache, deren Blätter aus der roten Mappe geholt und abgelesen werden müssen, läßt sich nur einen Tag lang Staat machen. Aber der Reichskanzler, so wünschen Tausende, fahre als oberster Chef der deutschen Verwaltung ins neubesetzte Land. Er übernehme die oberste Leitung des deutschen Widerstandes. Er gebe die Anweisungen an die Eisenbahner, an die Finanzbehörden, an die einzelnen Verwaltungsstellen heraus. Er zeige den Leuten im Ruhrgebiet, die von der Regierung die Weisung zum Widerstand empfangen — also die Weisung, größten persönlichen Gefahren zu trotzen, — daß diesmal der Feldherr bei der Truppe ist, daß diesmal auch der Führer dieselbe Gefahr auf sich nimmt, wie die Geführten. Das wird den Widerstand verzehnfachen. Die Franzosen, wie geistverlassen-brutal ihre Politik auch ist, werden sich's dreimal überlegen, an Deutschlands verantwortlichen Führer die Hand zu legen. Und wenn sie es sogar täten, — was liegt, nachdem wir uns für eine heroische Politik nationaler Demonstration entschlossen haben, noch an Personen? Die Gewalt würde sich bis zum letzten entlarven, die Welt würde bis in ihre Tiefen erschrecken.

In Innsbruck ist die Wut gegen die Franzosen so stürmisch aufgebraust, daß Demonstranten ins Stadttheater drangen, um die Aufführung von Molières „Geizigen" zu verhindern. Aber die Zuschauer fanden keinen Zusammenhang zwischen Ruhrbesetzung und Mr. Poquelin, sie warfen die Störenfriede hinaus und erklärten in einer vom Direktor schnell veranstalteten Abstimmung, daß sie den klassischen Franzosen anhören wollen. So toll sind die Zeiten geworden, daß solche Selbstverständlichkeiten schon wohl tun und aufgezeichnet werden müssen. Als Gegenstück sei das Erlebnis eines alten Müncheners notiert, der in der Straßenbahn einem Nachbar auf die Füße trat. Der alte Herr sagte artig: „Pardon". Darauf fährt ihn der Andere an: „Ba-don? Ba-don? Können S' denn net

deutsch?" Und beginnt den ganzen Straßenbahnwagen aufzureizen. Da wird der Alte ungeduldig und ruft: „Lecken S' mi . . . ." Befriedigt sieht ihn der Andere an: „Na, Sie können ja ganz gut deutsch."

Kleine Erfolge. Im „Tage-Buch" haben sich Politiker aller Parteien, von Löbe bis Heim und Stresemann, für die Verkleinerung aller deutschen Parlamente erklärt. Nun hat der Landtag in Braunschweig tapfer den Anfang gemacht. Er hat sich selbst um ein Fünftel seiner Mitglieder reduziert. Die Rechte hatte den Antrag gestellt, der Landtag möge sich um ein Drittel verkleinern. Die Linke ließ es bei einem Fünftel bewenden. Nun, auch dies Fünftel ist schon eine Pelikan-Tat. Ein Opfern bestehender Rechte zugunsten kommender. Wer folgt den Braunschweigern als nächster nach? Karlsruhe? Stuttgart? Warum nicht Berlin?

Deutschland hat den gründlichsten Anschauungsunterricht über die Notwendigkeit, national zu denken, empfangen. Der Kursus, den jetzt die Franzosen geben, wird uns hundert Jahre im Gedächtnis bleiben. Aber national ist nicht nationalistisch. Nationsbewußtsein ist nicht Nationshysterie. Die meisten überhitzten Nationalisten sind — bei aller Ehrlichkeit — nervös überreizte, krankhaft gehemmte, pathologische, irritierte Leute. Das ist kein Vorwurf, sondern eine Feststellung, die besonders auf persönlich bedauernswerte, aus dem Sattel geworfene Offiziere zutrifft. Zuweilen sind auch Weiber von Nationalhysterie heimgesucht. Hier ein klinisch reiner Fall. In der „Bayrischen Lehrerzeitung" läßt eine „Arierin" folgenden abgeschmackten Roman als Heiratsannonce erscheinen:

„Ringen um Reinheit sucht
Ehe, die in Liebe wurzelt."

„Mein Alltagsweg ist einsam. Er führt mir keine interessanten Menschen zu. Nun suchte ich dich hier, mein Seelenideal. Dich, den männlichen Mann und doch das kindliche Kind, dich, die Herrschernatur, die trotzige, stolze, die alles bezwingt, die Arbeit, die Menschen, das Weib, sich selbst — und doch so gut edelgeartet an Seele, Geist und Körper, schlanke, straffe Gestalt. Bin Lehrerin (Obb.), 32 Jahre, man sagt, selten anmutige, jugendliche, edelrassige Erscheinung, orientalischer Typ, Arierin, von echter, feiner, reiner Weiblichkeit, geistig frei und tief, künstlerisch veranlagt . . ."

Diese edelrassige fliegende Holländerin von echter, feiner, reiner Weiblichkeit hat Tintenklexe am Finger. Und der Tintenklex rührt von einem kleinen Hirnschlag her, der durch die Lektüre von Rudolf Herzog und Arthur Dinter entstanden ist. Das Hauptmerkmal der Nationalhysterie liegt hier vor: Wortberauschtheit, erprobte Frigidität, die sich hinter geschwollenen Redensarten versteckt.

Anschluß oder Abschluß? In der Isolierung Deutschlands gab es einen kleinen Lichtschein: Die Konstitiuierung der Nation durch den freiwillgen Anschluß Oesterreichs. Die Entente erließ ein Verbot. Wir fügten uns, im Innern mit dem Vorsatz, zu warten und still vorzubereiten. Wie bereitet man vor? Vor kurzem sind neue Telegraphengebühren nach Oesterreich festgelegt worden. Die Post- und Telegrapheneinheit bestand schon vor dem Kriege, als jedes Anschlußgelübde noch sündhaft war. Ein Telegramm nach Wien wurde nach demselben Tarif berechnet wie ein Telegramm nach Aachen. Jetzt wurde dieses Stück Einheit von der deutschen Postverwaltung zerstört. Oesterreich gilt an den Postschaltern seit einigen Wochen als Ausland, der Telegrammtarif für Oesterreich schnellte rapid in die Höhe, den Inlandstarif um das Vielfache übersteigend. Das nennt man stille deutsche Vorbereitungsarbeit für die kommende Stunde . . . .

ABONNEMENTSFONDS DES T.-B.
FÜR GEISTIGE ARBEITER

Weitere Zeichnungen zu unserm Fonds, der es ermöglichen soll, notleidenden geistigen Arbeitern — Aerzten, Anwälten, Schriftstellern, kaufmännischen Angestellten, Beamten, Lehrern usw. — auch weiterhin den Bezug dieses Blattes zu ermöglichen, haben bis zum 20. Januar einen Betrag von

550 000 Mark

ergeben. Wir danken den Donatoren im Namen derjenigen, denen ihre Spende zugutekommen wird, und freuen uns besonders, dass fast von allen Seiten spontan hervorgehoben wurde, wie sehr der Gedanke dieses Fonds zu billigen sei. Das lässt uns hoffen, dass noch weitere Summen eintreffen werden, die, zusammen mit unserem eigenen Zuschuss von je 500 M. pro Abonnement, einigen Hundert in drückende Verhältnisse gebundenen, wertvollen Menschen auch ferner die geistige Anregung, die sie schätzen lernten, sichern wird.

Wir quittieren hiermit die bisher eingegangenen Beträge: H. S., Hamburg 100 000 M.; B. B., Wien 250 000 M.; B. R., Berlin 50 000 M; H. M., Prag 50 000 M.; Dr. P., Zürich 30 000 M; F. K., Frankfurt a. M. 20 000 M.; K. B., Berlin 20 000 M.; A. R., Prag 15 000 M.; J. E., Berlin 10 000 M.; Dr. G., Berlin 5000 M.

Zu unserer Entlastung haben wir unsren sehr geschätzten Mitarbeiter, den Amtsgerichtsrat Friedrich Koffka, Charlottenburg, aufgefordert, die bestimmungsgemässe Verwendung des Fonds ehrenamtlich zu überwachen. Herr Amtsgerichtsrat Koffka hat sich dazu bereit erklärt.

Verlag und Redaktion des T.-B.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

GEH HIN UND SPRICH ZU DEM VOLKE ....

In welchem Geist, mit welcher Absicht, in welchem Ton soll der öffentlich Redende in diesen Wochen zu seinem Publikum sprechen? Soll er schimpfen, toben, rasen, wie zu der Zeit, als die Gasschwaden organisierter Kriegspropaganda alle Hirne betäubten? Soll er, wie damals, da wir jeden Tag endgültige Siege errangen und alle Reservearmeen mir nichts dir nichts vernichteten, Morgens, Mittags und Abends die gegnerischen Pläne als gescheitert hinstellen? Soll er die Stimmung dadurch heben, daß er, wie es hierzulande üblich war, nicht aufhört zu versichern, uns könne überhaupt nichts passieren? Oder soll er nicht lieber, wie es in England geschah, die Gefahren des morgigen Tages vielleicht sogar übertreiben, sicher aber nicht schönfarben übermalen?

Die Frage sollte als beantwortet gelten! Nachdem die Methode des Fauchens, der Unterschätzung, der Gefahrenverheimlichung so niederschmetternd zusammengebrochen ist, sollte für keinen Verantwortlichen und Verantwortungsbewußten mehr zweifelhaft sein, daß in dem furchtbaren Ringen, in das Deutschland jetzt eingetreten ist, gerade zum „Durchhalten" nicht Tollwut, sondern Würde, nicht Verhohnepiepelung des Gegners, sondern angespanntes, unablässiges Eindenken in jedes Detail seiner jedenfalls doch auch nicht völlig idiotischen Pläne, nicht Verweichlichung der Geister durch flottes Hinwegvoltigieren über jede Drohung für uns selbst, sondern Stärkung durch unvertuschte Vorbereitung auch auf Mißlichkeiten und Leiden notwendig ist.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung", im Ausland unglücklicherweise noch immer als offiziöses Organ angesehen, quantitativ jedenfalls ein großes Blatt, hat diese Notwendigkeit so wenig verstanden, daß sich das „T.-B." in seinem vorigen Heft zur Feststellung veranlaßt sah, ihr Gehaben entspreche dem ungeheuren Augenblick sehr wenig, es könne Deutschland höchstens lächerlich machen.

Unser Heft erscheint, in Berlin, Freitag Abend; und prompt, schon am Samstag Abend, kam die Quittung der Deutschen Allgemeinen. Ich hatte, vierundzwanzig Stunden zuvor, im „8 Uhr-Abendblatt" einen Aufsatz über die vermutlichen Wirtschaftsfolgen der Besetzung geschrieben; darin ging ich besonders der Frage nach, ob die französisch-belgischen Regierungen, außer ihren, wie wir hören, bereits gescheiterten Absichten nicht vielleicht noch andere, verborgenere im Schilde führen; ferner: wie sie die Verwirklichung dieser Absichten wohl geplant haben mögen und welchen Einfluß die passive Resistenz darauf ausüben könne. In dieser Betrachtung war ich natürlich gezwungen, streckenweise auch mit französischem Hirn zu denken. Da gab es eine köstliche Gelegenheit zur Rache! Nichts ist in national erregten Zeiten bekanntlich

leichter, als einem unbequemen Gegner dadurch zu schaden, daß man seinen Patriotismus verdächtigt. In England, in Amerika haben Bäcker, Fleischer und Gewürzkrämer nichtsahnende Konkurrenten dadurch ruiniert, daß sie ihnen einfach nachsagten, sie seien „pro-deutsch". Nach gleichem Rezept ließ die Deutsche Allgemeine einen Artikel gegen mich los, dessen saftig formulierter Tenor war, ich sei antinational, pro-französisch, — ein Pionier General Fochs, ein Landesverräter. Bewiesen wurde das hauptsächlich damit, daß man Wünsche, die ich den Franzosen unterstellt hatte, einfach als meine eigenen Wünsche hinstellte und das deutsche Volk nachdrücklich warnte, den Ratschlägen des Herrn Schwarzschild zu folgen.

Es liegt mir fern, die Angelegenheit zu überschätzen. Der Professor Paul Lensch, der die Deutsche Allgemeine seit einem Jahre so mißleitet, daß zuweilen sogar die eigene Partei seines Brotherrn, die Deutsche Volkspartei, gegen seine Zügellosigkeit protestieren mußte, dieser Lensch, dessen Geist über allen trüben Gewässern des Blattes schwebt, ist bei Menschen, auf deren Urteil ich Wert lege, allzu bekannt, als daß ich Antrieb zur Debatte empfände. Dies ist der Mann, vor dessen Nahen die ganze (finanziell weißgott nicht rosig gebettete) Redaktion grausend Reißaus nahm. Dies ist der Mann, der, in seiner radikal-sozialistischen Zeit, den totkranken Eugen Richter „einen Strolch noch auf dem Sterbebett" nannte, eine Absonderlichkeit des Geschmacks, die damals ganz Deutschland bewegte. Dies ist der Mann, der sich, auch nachdem er die Stinnessche Chefredaktion übernommen hatte, noch weigerte, aus der Sozialdemokratie auszutreten und dem sein Bezirksverein Nowawes das amphibische Verbleiben gestattete, „weil es im Interesse der Partei liege, wenn hervorragende Parteigenossen journalistische Machtpositionen in die Hand bekommen". (Herrn Stinnes mag er umgekehrt zugeblinzelt haben, es liege in seinem Interesse, wenn hervorragende Stinnesangestellte sozialistische Machtpositionen in der Hand behalten.) Dies ist der Mann, als dessen Eigenart seit je der leere, platte, hemmungslose, demagogische Wortradikalismus galt, ob er ihn nun sozialistisch in der „Leipziger Volkszeitung" oder, heute, nationalistisch in der Deutschen Allgemeinen austobt. Mit diesem Herrn oder seinen nachahmungsbeflissenen Diurnisten mich auseinanderzusetzen, empfinde ich nicht als Notwendigkeit.

Die Sache hat aber auch ihre prinzipielle Seite; und die, scheint mir, ist einigermaßen wichtig. Was hier geschah, kann (und wird anscheinend) immer wieder geschehen, wo irgendwer in Zeiten wie diesen, sich erdreistet, nicht nur sich zu entrüsten, sondern auch zu denken. Ich habe es nicht nötig, für meine Person noch besonders festzustellen, daß ich jedes Gefühl der Empörung und des Zornes über den Elefantenschritt des französischen Militärkolosses in dies hochempfindliche Industrienetz des Ruhrtals teile. Aber Zorn und Entrüstung sind einseitige Vorgänge, und hier haben wir

es außer mit uns selbst auch noch mit einem Gegenspieler zu tun, der sich in politischen Fragen oft genug sogar als überaus geschickt erwiesen hat. Und wie es beim Schach selbstverständlich ist, daß man hinter den Zügen des Gegners nach seinen Absichten sucht, — nach seinen oft versteckten und zuweilen keineswegs dem täuschenden ersten Anschein entsprechenden Absichten, — so sollte es auch selbstverständlich sein, daß man über Gründe, Tendenzen und Ziel dessen nachdenkt, was der Gegner im hohen politischen Spiel unternimmt. Dazu braucht man Vernunft, ruhige Überlegung; und wo es sich einbürgerte, daß schon die als defaitistisch verfolgt, verleumdet, bespieen würden, wo dem öffentlich Schreibenden und Redenden schon angekreidet würde, wenn er sich von Logik größere praktische Ergebnisse verspricht als von Injurien, da könnte man auf eine Geistesverfassung schließen, die fast mit Sicherheit zum Mißerfolg führen müßte.

Zu Mißerfolg muß ferner aber auch die Verkleinerung der gegnerischen Hilfsmittel führen, — die tägliche Versicherung, er habe schon all seine Trümpfe ausgespielt, stehe vor dem Scheitern seiner Pläne, es „schlottere" ihm gar, wie die Deutsche Allgemeine es jüngst ausdrückte (und wie es der grandiose Bayernoberst Xylander in Essen sogar mit eigenen Augen gesehen haben will!), „schon jetzt das Gebein in den Pluderhosen". Das ist die vernichtete Reservearmee! Ich für mein Teil und mit mir manch anderer (darunter sogar mancher, der sich in der Öffentlichkeit durchaus nicht darauf besinnen kann), — ich für mein Teil fürchte, daß noch sehr viele und starke Trümpfe bisher unausgespielt geblieben sind; ich fürchte, daß sie nacheinander allesamt noch ausgespielt werden; und ich glaube, daß man Deutschland nicht widerstandsfähiger macht, wenn man es nicht zeitig darauf vorbereitet.

Ebenso fürchte ich, daß man es allzuwenig auf die Nöte und Entbehrungen vorbereitet, die es mit Sicherheit wird erdulden müssen. Kürzlich laß ich angebliche Äußerungen des Reichskohlenkommissars, infolge der passiven Resistenz werde die Kohlenversorgung wahrscheinlich reichlicher werden; denn von nun an gingen ja keine Reparationskohlen mehr über die Grenze! Als ich das las, war mir das Heulen nahe. Deutsches Volk, wie schätzt man dich ein! Für wie kindisch hält man dich, daß man dir die primitivsten Dinge mit Maskeradeoptimismus verhängen zu können glaubt, — verhängen zu können, verhängen zu müssen! Meint ihr in Wahrheit, das gebe Kraft? Die Enttäuschung hinterher wird mehr Nerven aufzehren als im voraus klares Wissen um die Gefahr! Niemals wird unter so schwindelhafter Führung dieser Kampf bis zum Ziele durchgefochten werden können.

Bis zu welchem Ziele? Was ist das Ziel? Da kommen wir zur letzten, größten Torheit! Sie ist, vorerst, nicht beim Namen zu nennen, — wahrer Patriotismus verschließt die Lippen. Aber so

durchdrungen ich davon bin, daß der furchtbare Kampf gewagt werden mußte, daß es diesmal unmöglich und unnötig war, ihn noch länger aufzuschieben, so durchdrungen bin ich auch davon, daß sein Ergebnis, sein günstiges Ergebnis, unter allen Umständen ein ganz anderes sein wird, als das Ziel, dessen Erreichbarkeit in Quartieren wie der Deutschen Allgemeinen scheinbar angedeutet werden soll. Offen ausgesprochen, allerdings, wird es auch dort nicht. Ich habe noch nirgendwo klar gelesen oder gehört, was man sich als Endresultat des Widerstandes präzise, faßbar, eigentlich vorstellt. Aber zu fühlen ist, daß Vorstellungen erweckt werden sollen, die weit ab von allem Erreichbaren, weit ab vom wirklichen und an sich auch genügend wertvollen Siegespreis dieses berechtigten, erzwungenen, vielleicht reinigenden Kampfes liegen. Auch damit, fürchte ich, dient man nicht dem Erfolg,—es sei denn dem Erfolge gewisser abstoßender Subjekte, die schon heute beflissen wieder an der Arbeit sind, Material für neue Dolchstoßkampagnen zu sammeln.

MAX KRELL

HEILIGE ARMUT

Eine Laienpredigt

Kein Zweifel, es geht den geistigen Arbeitern in Deutschland schlecht. Sie haben es bei euch nie sehr gut gehabt. Je mehr ihr darauf pochtet, Volk der Dichter und Denker zu sein, desto weniger hattet ihr für sie übrig. Werk aus Kunst, Werk aus Wissenschaft wurde eine allgemeine Nahrung, für die ihr die Bezahlung schuldig bliebt. Ihr waret Zechpreller und dachtet euch nichts dabei. Solange das Kaiserreich bestand, das auf seine soziale Gesetzgebung stolz war, unterstützte man das geistige Schaffen von oben her nur, wo es die Waffen der Militärs schleifen half oder in Allegorien fürstliche Vergangenheit feierte; es war einem Mäzenatentum ausgeliefert, das sich auf florentinische Muster berief und der Lächerlichkeit verfiel. Ihr hattet dagegen nichts einzuwenden.

Seitdem ging ein Krieg verloren, und Armut wurde eine deutsche Angelegenheit. Ihr alle bekamt sie zu schmecken, aber der Geist-Paria unter euch verfiel ihr am ärgsten. Jener neue Staat, der mühselig von unten her aufbauen muß, der oft ein Tuch nicht hat, die Makel seiner Geburt zu decken — verzeichnet resigniert seine Mittellosigkeit. Er muß den geistigen Arbeiter in den großen Orden der Armut schicken — den für ihn kein heiliger Franziskus je gefordert hat. Euere Gedankenlosigkeit findet das selbstverständlich: dorthin gehört er, es war immer so, und jede Tradition hat euere Billigung.

In den ersten Tagen der Republik habt ihr euch gerauft, Bürger und Proletarier, Völkische und Kommunisten, ihn in euere Parteien zu ziehen. Mit einem Male kam euch bedeutsame Erkenntnis, daß

er das Kernstück der Entwicklung sei. Doch war er von euerem Hin- und Herzerren so verwirrt, daß er keine Entscheidung fällen konnte. Auch war er sehr erstaunt, denn seit Jahrhunderten hatte er in der Furcht seines allergnädigsten Herrn gestanden, zwangsläufig von öffentlichen Dingen weggedreht, dem Abstraktum überlassen. Jetzt schriet ihr: Samiel, hilf! Doch er taumelte durch den Morgen gleich euch, er konnte einfach keine Entscheidung fällen. Verantwortlich zu sein, war ihm bislang verboten gewesen, er war blind, ungelenk aus Vererbung, an der ihr Schuld tragt, — hatte irgendeine Produktivität noch nicht einzusetzen.

Unter dem Schutt der Zeit liegt nicht nur seine banale Existenz. vielmehr auch seine Kraft, die einmal Leistung, Blut, Genius für alle zu stellen hat. Es bleibt euch, Regierenden und Mitläufern, Parlamentariern, Bolschewiken, Haß-Sängern, Leidtragenden, euch Müttern, Konsumenten, Kapitalisten und Träumern, nichts anderes übrig, als diesen zerschundenen Körper des geistigen Arbeiters aus dem Dreck aufzulesen, abzubürsten und ein wenig in Stand zu setzen.

Er braucht Fleisch, Butter, Milch, Kohle und ein Bett.

Das heißt: er braucht Geld.

Noch zuckt ihr die Achseln, weil ihr im Augenblick, kurzsichtig, nur eueren Kleinkram seht, aber nicht bedenkt, was das ist: ein geistiger Arbeiter.

Das ist das Öl in euere Maschinen — der Regen auf euere Saat — der Hieb, der einen Angriff pariert — die Seele, die das Chaos zerteilt — das Gewissen, das euere Tat bestimmt.

Ihr seid merkwürdige Toren. Alle habt ihr, was auch euer Beruf ist, ein Stück vom geistigen Arbeiter in euch; und wenn ihr es recht bedenkt, werdet ihr finden, daß dies das Beste in euch ist. Achtet ihr aber diejenigen gering, die es im Hauptberuf sind, so beleidigt ihr euch selbst und laßt euch verkommen. Ihr sorgt nicht, daß ihr Öl habt oder Regen, Gewissen und Seele. Noch immer klingt euch das olympische Mätzchen im Ohr, der Dichter brauche kein Teil an der Erde, da ihm von Zeus der Himmel aufgetan sei. Seid nüchterner. Denkt, wohin das soll.

Es können keine Laboratorien erbaut werden. Das Inventar wird abgenutzt bis auf den letzten schäbigen Rest Metallfaden. Präzisionsarbeit versagt. Ihr kommt ins Hintertreffen. Das Ausland steckt euch in die Tasche.

Die Bibliotheken haben Lücken, Neues anzuschaffen verbietet der Etat. Verleger wissenschaftlicher Werke können wichtige Spezialarbeiten kaum noch drucken. Das Auslandsbuch kommt nicht herein. Was fehlt, bedeutet Konstruktionsmangel. Ihr wißt das alles. Es steht beinahe täglich in eueren Zeitungen, Feststellungen immerzu — aber keine produktiven Pläne, wie es zu ändern wäre.

1914 gab es in Deutschland 75 000 Hochschüler; 1921 auf verengtem Gebiet 110 000. Das nächste Jahr schickt eine Springflut

von Nationalökonomen und Chemikern aus. Ihr könnt das nicht bewältigen. Wohin damit? Was brauchbar ist, wird das Ausland schlucken, euch bleibt der schale Rest.

Preußische Landtagsabgeordnete beziehen im Jahr rund eine Million an Diäten. Aber in Hamburg erklärten Vertreter der Deutschen Volkspartei: der Staat könne wenig für die geistigen Arbeiter tun, man solle zielbewußt Selbsthilfe leisten, vertieftes Gemeinschaftsgefühl pflegen; im Reichstag stellte Herr Pfeiffer mit Genugtuung fest: „daß sich bei allen Parteien des Hauses volles Verständnis für die erschütternde Lage der deutschen Wissenschaft gezeigt habe." Punkt. Es geschieht hierauf nichts, garnichts, eine Stützungsaktion wird vertagt, man begibt sich in das Restaurant des Reichstages. Resolution in Hamburg — zielbewußt — Selbsthilfe — Gemeinschaftsgefühl. Rosinen für die Wahlkampagne. Und Sie, Herr Dr. Pfeiffer: nichts als sentimentales Geschwätz, von dem kein Privatdozent satt wird.

Große Zeitungen in Bremen, Danzig, Mannheim bieten für ausgereifte Arbeiten Trinkgelder von 50—100 Mark. Das geschieht im Oktober 1922. Aber sie weinen Krokodilstränen, wie schlecht es um die Futterkrippe der Intelligenz bestellt sei (wacker steigen die Zellstoffaktien!).

Der Staat aber?

Seine Hauptmannfeiern machen es nicht. Der preußische Kultusminister Boelitz zögert seit anderthalb Jahren, die 5—10 000 M. der deutschen Schillerstiftung auszuzahlen, diese höchste Ehrung, die ihr einem euerer Dichter zu verleihen habt. Zögert, nicht etwa weil er sich über den geringfügigen Fetzen Papiergeld schämt — sondern weil ihm „die janze Richtung nich paßt"!

Aus der Schweiz kamen 25 Millionen Mark für das deutsche Schrifttum. Danke! Der japanische Stinnes, Hajim Hoshi, gab eine halbe Milliarde für deutsche Wissenschaft. Danke! Der Nobelpreis für Physik fiel durch Einstein nach Deutschland, auch das ist eine Viertelmilliarde. Danke! Man nehme es ohne falsches Schamgefühl, geistige Arbeit ist Arbeit aller Nationen und darf von allen materiell gestützt werden. Aber wo bleibt ihr, Freunde des Herrn Stresemann, die ihr den Patriotismus in Erbpacht habt? Wohin fallen die Milliarden euerer Industriegewinne? Bankpaläste steigen aus der Erde, jeder halbwegs brauchbare Eckladen wird eine Bankfiliale. Was aber wird einmal euer Papierwisch sein, wenn keine Köpfe da sind, die ihn beleben?

Rüttelt euere Parlamente auf, daß sie neben jeder Lohnbewilligung an Staatsarbeiter erhebliche Summen auswerfen, die den Arbeitern im Geist zugute kommen! Es muß sein! Es muß sein! Diese Summen spielen im großen Fiasko keine Rolle. Der Einwand, das sei zu schwer zu organisieren, man werde Schmarotzer großziehen, ist lächerlich.

Zwingt euere Industriellen, große Fonds zu schaffen für geistige Arbeiten, Erholungsheime zu stiften und gute Garküchen.

Zwingt sie, durch Austausch, die staatlichen Bibliotheken lückenlos aufzufüllen.

Zwingt die chemischen Fabriken, zusammen mit ihren Privatlaboratorien die staatlichen zu erhalten.

Euere Schiffahrtgesellschaften sollen Ärzte und Zoologen, Dichter und Physiker ins Ausland führen mit Stipendien.

Stellt in den Etat des Reiches, aller Länder und Gemeinden Mittel ein, damit gute geistige Kost zu Schleuderpreisen ins Volk geworfen wird. Jetzt ist es Zeit, jetzt. Das billige Buch inmitten der maßlosen Teuerung wird eine eminente Anziehungskraft haben. Ihr haltet es in der Hand, geistige Werte zu verschenken. Was zögert ihr?

Der Handarbeiter fordert. Da er die Macht hat, bekommt er. Der geistige Arbeiter, feiner, intimer organisiert, ist nicht robust genug. Stützt ihn, indem ihr seine Kraft bezahlt und festigt.

Schwatzt nicht in den Landtagen herum rührselige Übereinstimmung, es kommt dabei nichts heraus. Die Inflation eines einzigen Tages, Herr Havenstein, genügt, das geistige Leben Deutschlands zu finanzieren.

STEFAN GROSSMANN

NORDAUS SCHICKSAL

Max Nordau ist in Paris gestorben. 74 Jahre alt. Vor ein paar Wochen hatte ich einen Brief, worin er versprach, vom Schicksal seiner letzten Jahre im „Tage-Buch" zu erzählen. Aber er war schon ein gebrochener Mann, die Feder zitterte in seiner Hand.

Schnell gelang es nicht, den rotbackigen-weißhaarigen Mann zu brechen. Ich sah ihn im Mai 1914 in seiner Pariser Wohnung. Der breite Mann sah in seiner Wohlgenährtheit wie ein imponierender Rabbiner aus: kraftstrotzend, strenge, als Greis noch zu jedem saftigen Sinnengenuß fähig. Damals war er nur 65 Jahre, ich hätte ihm ein Patriarchenglück zugemutet. Er sprach ungarisch, deutsch, spanisch, französisch, englisch, dänisch und hebräisch. Er war Arzt von Beruf, übte gelegentlich auch seine medizinische Kunst aus, hatte den Doktor juris erworben und lebte nach langen Reisen als Korrespondent Berliner, Wiener, Budapester, Kopenhagener und südamerikanischer Zeitungen in Paris. Es war kein bequemes Leben. Um fünf Uhr hatte er die Pariser Blätter durchzusehen, weil ihn um sechs Uhr schon der Ullsteinverlag ans Telephon rief. Vormittags schrieb er oder ging er in die Kammer oder hörte einen großen Prozeß an; mittags hatte er, ein freudiger Familienvater, die Schar seiner Angehörigen um sich versammelt; nachmittags saß er unter Bergen von Büchern in seinem Arbeitszimmer und ordinierte armen Juden, die aus der ganzen Welt gelaufen kamen, dem Nachfolger

Herzls ihren Kummer anzuvertrauen; abends war er im Theater oder in großer Gesellschaft, in der er eine auffallende, aber wenig beliebte Figur war. Donnay hat ihn einmal in eine Pariser Komödie gestellt, als den selbstsicheren, ja arroganten Behaupter, der er war. Der strenge Oberrabbiner gehörte nicht zu den sanften Ironikern oder den liebenswürdig-unsicheren Zweiflern. Er hatte eine entsetzlich bestimmte Art, seine Behauptungen als Weltgesetze vom Stapel zu lassen, und wer ihm widersprach, war damit als Trottel (ein Lieblingswort Nordaus) gekennzeichnet. Nun wußte er ja ungeheuer viel, er war in sechs Literaturen zuhause, er dachte naturwissenschaftlich und juristisch, er hatte eine ungewöhnliche Menschenerfahrung und ein Menschenalter in Paris — das gibt auch einige psychologische Schulung. Er hatte an guten Tagen eine unerreichte Fähigkeit, verwickelte Dinge, z. B. außenpolitische Probleme zu klären und vereinfacht vorzutragen. Seine politischen Berichte aus Paris — deutsch erschienen sie in der „Vossischen" — waren oft meisterhaft. Hier begnügte er sich, durch Reserven gehemmt, zu berichten und weniger zu urteilen. Da war er diszipliniert und das half ihm zu hohem Rang.

Nordau fühlte sich als Zensor der Weltliteratur und gab Richard Wagner, Tolstoi, Nietzsche, Maeterlinck entsetzlich strenge Zensuren. Sein Lieblingswort in diesen vernichtenden Aufsätzen hieß „faseln". Alles dachte unklar, weichlich, unlogisch, Ibsen ebenso wie Maeterlinck, Tolstoi ebenso wie Nietzsche, lauter Faselhänse. Die Respektlosigkeit seiner Sittennoten und Zeugnisse erregte Empörung. Er war eine Zeitlang der beschimpfteste Autor. Das irritierte ihn gar nicht, im Gegenteil, die Zensuren, die er das nächste Mal austeilte, waren noch unerbittlicher. Läse man heute seine „Vernichtungen" wieder, man würde die Ungeschlachtheit seiner Urteile mehr ablehnen als die Analyse selbst.

Nordau hatte keine Zeit, das Keimende zu beachten. Seine Ablehnungen entstammten einem Mangel an Hingabe. Diese Epoche erzeugt nur Bruchstückmenschen, gebrochene Talente und, was tragischer ist, gebrochene Charaktere. In diesem ungarischen Rabbiner, der in Paris als einer der ersten Journalisten der Welt wirkte, war ein Sinn für Männlichkeit, will sagen: für einheitliche, ja biblische Charaktere gebildet, der unbefriedigt bleiben mußte. Es gab in seiner Nähe zwei Naturen von alttestamentarischer Kraft und Schlichtheit: Zola und Jaurès. Vor ihnen hat der weißhaarige Mann sich feierlich verbeugt.

War er selbst aus einem Guß? Er sah so aus. Sein gerötetes, rundes Gesicht war voll Kraft und Behagen. Sein breitschultriger, wohlgenährter Körper, der meistens in einem abgenutzten Salonrock steckte, war der Leib eines robusten Mannes mit vielen Kindern. Seine Stimme war laut und strenge. Sein Wille schien ungebrochen (von wie vielen Menschen dieses Zeitalters läßt sich das sagen?).

Aber auch er war dem Zeitgeist verfallen, diese robuste Kraft ging unter einem Berg von Verpflichtungen unter. Er hatte einen siebzehnstündigen Arbeitstag. Und er hätte, wenn er der werden wollte, der in ihm war, täglich drei bis vier Stunden, die Hände auf dem breiten Rücken, spazierengehen und sich den Einfällen des lieben Gottes überlassen müssen. Doch der geborne Rabbi war ein gehetzter Journalist.

Als ich ihn im Mai 1914 in seiner Pariser Wohnung, rue Henner, sprach, wagte ich die bescheidene Bemerkung, daß viele Deutsche einen Krieg mit Rußland voraussehen, vielleicht stehe er schon vor der Tür. Da fuhr Nordau auf: „Wie können Sie solches Zeug faseln? Nie wird Rußland Krieg führen! Es fürchtet seine Revolution. Hier, auf diesem Sessel, hat vor einigen Tagen ein Großfürst gesessen und über den berühmten Artikel der ‚Kölnischen Zeitung' aus vollem Herzen gelacht. Wie kann man so urteilslos sein?" Er wurde so grob, daß ich mich erhob. Ein paar Monate später saß Nordau als Gefangener in seinem Hause, der Weltkrieg hatte sich durch Nordaus Bestimmtheit nicht stören lassen. Der Greis wurde aus Frankreich verjagt, entkam nach Spanien, wurde schwermütig und kam endlich, lange nach Kriegsende, in sein jahrzehntelang bewohntes Haus in die rue Henner zurück. Aber er war fertig mit dieser Welt, er war gewohnt, nach allen Richtungen der Windrose zu wirken, im Kerker einer besessenen Nation konnte er nicht atmen.

ROBERT MUSIL

DAS FLIEGENPAPIER

Das Fliegenpapier Tangle-foot ist nahezu sechsunddreißig Zentimeter lang und einundzwanzig Zentimeter breit; es ist mit einem gelben, vergifteten Leim bestrichen und kommt aus Kanada. Wenn sich eine Fliege darauf niederläßt — nicht besonders gierig, mehr aus Konvention, weil schon so viele andere da sind — klebt sie zuerst nur mit den äußersten, umgebogenen Gliedern aller ihrer Beinchen fest. Eine ganz leise, befremdliche Empfindung, wie wenn wir im Dunkel gingen und mit nackten Sohlen auf etwas träten, das noch nichts ist als ein weicher, warmer, unübersichtlicher Widerstand und schon etwas, in das allmählich das grauenhaft Menschliche hineinflutet, das Erkanntwerden als eine Hand, die da irgendwie liegt und uns mit fünf immer deutlicher werdenden Fingern festhält.

Dann stehen sie alle forciert aufrecht, wie Tabiker, die es sich nicht merken lassen wollen, oder wie klapprige alte Militärs (und ein wenig o-beinig, wie wenn man auf einem scharfen Grat steht). Sie geben sich Haltung, und sammeln Kraft und Überlegung. Nach wenigen Sekunden sind sie entschlossen, und beginnen, was sie vermögen, zu schwirren und sich abzuheben. Sie führen diese wütende Handlung solange durch, bis die Erschöpfung sie zum Einhalten zwingt. Es folgt eine Atempause und ein neuer Versuch. Aber die

Intervalle werden immer länger. Sie stehen da, und ich fühle, wie ratlos sie sind. Von unten steigen verwirrende Dünste auf. Wie ein kleiner Hammer tastet ihre Zunge heraus. Ihr Kopf ist braun und haarig, wie aus einer Kokosnuß gemacht: wie menschenähnliche Negeridole. Sie biegen sich vor und zurück auf ihren festgeschlungenen Beinchen, beugen sich in den Knieen und stemmen sich empor, wie Menschen es machen, die auf alle Weise versuchen, eine zu schwere Last zu bewegen; tragischer als Arbeiter, wahrer im sportlichen Ausdruck der äußersten Anstrengung als Laokoon. Und dann kommt der immer gleich seltsame Augenblick, da das Bedürfnis einer gegenwärtigen Sekunde über alle mächtigen Dauergefühle des Daseins siegt. Es ist der Augenblick, da ein Kletterer wegen des Schmerzes in den Fingern freiwillig den Griff der Hand öffnet, da ein Verirrter im Schnee sich hinlegt wie ein Kind, da ein Verfolgter mit brennenden Flanken stehen bleibt. Sie halten sich nicht mehr mit aller Kraft ab von unten, sie sinken ein wenig ein, und sind in diesem Augenblick ganz menschlich. Sie werden sofort an einer neuen Stelle gefaßt, höher oben am Bein oder hinten am Leib oder am Ende eines Flügels.

Wenn sie die seelische Erschöpfung überwunden haben und nach einer kleinen Weile den Kampf um ihr Leben wieder aufnehmen, sind sie bereits in einer ungünstigen Lage fixiert, und ihre Bewegungen werden unnatürlich. Dann liegen sie mit gestreckten Hinterbeinen auf den Ellbogen gestemmt und suchen sich zu heben. Oder sie sitzen auf der Erde, aufgebäumt, mit ausgestreckten Armen, wie Frauen, die vergeblich ihre Hände aus den Fäusten eines Mannes winden wollen. Oder sie liegen auf dem Bauch, mit Kopf und Armen voraus, wie im Lauf gefallen und halten nur das Gesicht hoch. Immer aber ist der Feind bloß passiv und gewinnt bloß von ihren verzweifelten, verwirrten Augenblicken. Ein Nichts, ein Etwas zieht sie hinein. So langsam, daß man dem kaum zu folgen vermag, und meist mit einer jähen Beschleunigung am Ende, wenn der letzte innere Zusammenbruch über sie kommt. Sie lassen sich dann plötzlich fallen, nach vorne aufs Gesicht, über die Beine weg; oder seitlich, alle Beine von sich gestreckt; oft auch auf die Seite, mit den Beinen rückwärts rudernd. So liegen sie da. Wie gestürzte Äroplane, die mit einem Flügel senkrecht in die Luft ragen. Oder wie krepierte Pferde. Oder mit unendlichen Gebärden der Verzweiflung. Oder wie Schläfer. Noch am nächsten Tag wacht manchmal eine auf, tastet eine Weile mit einem Bein oder schwirrt mit dem Flügel. Manchmal geht solch eine Bewegung über das ganze Feld, dann sinken sie alle noch ein wenig tiefer in ihren Tod. Und nur an der Seite des Leibes, in der Gegend des Beinansatzes, haben sie irgendein ganz kleines, flimmerndes Organ, das lebt noch lange. Es geht auf und zu, man kann es ohne Vergrößerungsglas nicht bezeichnen, es sieht wie ein winziges Menschenauge aus, das sich unaufhörlich öffnet und schließt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Januarwoche

Der Erfolg der passiven Resistenz im Ruhrgebiet wird unter allen Umständen der sein, daß man den Geist der Brutalität und der Gewalt, der die militärisch-imperialistische Maschine Frankreichs ebenso beherrscht wie jede andere, der sich vor den geblendeten Augen der unbeteiligten Welt jahrelang aber hinter gefällig-friedlichen Worten und Gesten zu verstecken wußte, — daß man diesen verruchten Geist rasch und radikal zur Entblößung zwingt. Dieser eine Erfolg schon ist höchster Opfer wert, er allein würde genügen, Deutschlands Haltung zu rechtfertigen. Wie die Dinge dagegen im Tatsächlichen liegen, welche Lösung die von Zug und Gegenzug immer unübersehbarer verwirrte Lage materiell schließlich finden wird, das ist eine Frage, die nicht mehr auf moralischem, sondern auf wirtschaftlichem Gebiete liegt, — eine Frage, die menschlicher Voraussicht nach von folgenden Faktoren bestimmt werden muß: 1. Wird der Besatzungsmechanismus technisch in der Lage sein, den Kohlenexport aus dem Ruhrrevier nach dem unbesetzten Deutschland zu sperren? Bisher sind auf dem Landwege noch keine ernstlichen Versuche dazu unternommen worden, während der Transport zu Wasser bekanntlich schon fast völlig lahmgelegt ist. Es frägt sich, ob mittels Zollgrenze und dergleichen zu Lande derselbe Erfolg wie zu Wasser erreicht werden kann. 2. Wenn die Kohlenblockade gelingt und die aufgespeicherten Vorräte nach längstens 4 Wochen verbraucht sein werden: wird es Deutschland möglich sein, sich seinen notwendigen Bedarf, rund 4 Millionen Tonnen pro Monat, aus England, Tschechoslowakien und Amerika zu beschaffen? Der Kostenaufwand dafür würde sich monatlich auf rund 6 Millionen Pfund gleich rund 600 Milliarden Papiermark belaufen. Ohne fürchterliche Schädigung für die Währung — wenn überhaupt, — wären solche Zahlungen auf geraume Zeit nur bei Gewährung relativ langfristiger Auslandskredite durchführbar. Man erzählte kürzlich, daß Herrn Stinnes ein Kohlenkredit von 2 Millionen Pfund eingeräumt worden sei. Der würde aber nur für etwa 10tägige Belieferung reichen. Es frägt sich, ob die deutsche Regierung oder prominente Private wesentlich weitergehende Zusicherungen erhalten haben. 3. Wenn die Kohlenversorgung von außen her gelingt, die passive Resistenz im Ruhrgebiet selbst, nach Anwendung verschärfter französischer Pressionen, aber nur mit umfangreichen Streiks weitergeführt werden kann: wird es möglich sein, von Deutschland aus die Arbeiter zu besolden und vorm Hungerzwang zum Einlenken zu bewahren? Man sammelt Streikgelder und könnte die 45 Milliar-

den, die für rund 450 000 Arbeiter allmonatlich nötig sein werden (ungerechnet daneben die Angestellten) schlimmstenfalls schließlich auch von der Druckerpresse liefern lassen. Die Frage ist, ob die Absperrung an der Besatzungsgrenze nicht so dicht gemacht werden kann, daß die Überweisung in's Ruhrgebiet unmöglich wird, oder ob durch zwangsweise Einführung des Frankens oder einer neuen Ruhrwährung nicht Verhältnisse geschaffen werden können, die eine Streikbezahlung in Mark illusorisch machen. 4. Wenn die dauernde Sicherung der Streikenden von Deutschland her ebenso gelingt, wie die Versorgung Deutschlands von außen her: wird Frankreich das Brachliegen der Ruhrausbeute am eigenen Leibe als so verheerend empfinden, wird ihm ein lebendiger Ruhrorganismus mit Rücksicht auf eigne Bedürfnisse so notwendig sein, daß es sich in absehbarer Zeit entschließt, lieber nach Canossa zu gehen und seine Truppen wieder zurückzuziehen, als den Ausfall dieser Produkte noch länger zu ertragen? An Kohle ist Frankreichs Bedarf heute im eigenen Lande sichergestellt, die Reparationskohlen würden zumeist ohnehin schon nach dem Ausland weiterverkauft. Er fragt sich, ob es den Ruhrkoks, der zur Verhüttung seines Erzes notwendig ist, nicht anderswoher ersetzen kann, und ob es sich notfalls nicht dazu entschlösse, die Hüttenbetriebe Lothringens sogar stilliegen zu lassen und abzuwarten, wer es länger aushält. Vier nüchterne, wirtschaftliche Probleme —: von ihrer Gestaltung hängt, abseits aller moralischen Resultate, materiell und unter derzeitigen Machtverhältnissen, der Erfolg des passiven Widerstandes ab! Weder hüben noch drüben sind bisher Maßnahmen erfolgt, die schon als entscheidende Inangriffnahme dieser vier Zentralprobleme gelten könnten.

Eines sollte übrigens nicht vergessen werden: daß dieser ganze Ruhrwiderstand unmöglich wäre, wenn nicht auch die Arbeiter an ihm teilnähmen. Hauptziel der Okkupanten war bisher, die Arbeiterschaft auf ihre Seite zu ziehen; allen Bemühungen dieser Art, die vielfach mit Appellen an egoistische Gefühle arbeiteten, konnte an ebenso drastisch Egoistischem aber die Antwort entgegengesetzt werden, in Deutschland seien die sozialen Rechte der Arbeiterschaft viel größer als in Frankreich, in Deutschland nähmen die Arbeiter eine ganz andere soziale Stellung ein als drüben. Plötzlich, meine Herren, verzinst sich die bescheiden wirtschaftsdemokratische Politik, die bis dahin so oft und heftig als verderblich bebefehdet wurde! Plötzlich ist man sogar glücklich, Betriebsräte zu haben, Organisationszentren der einzelnen Werksbelegschaften. Hättet ihr den Arbeitern, wie viele von euch wollten, ihre Betriebsräte, ihre menschlichere Arbeitszeitregelung, den Rest ihres politischen Einflusses genommen, — es ist fraglich, wie die Dinge dann verlaufen wären!

CAPT. PAXTON HIBBEN

DAS KOMMENDE HUNGERJAHR IN RUSSLAND

Paxton Hibben ist Exekutivsekretär jenes „Amerikanischen Hilfskomitees für russische Kinder". Gegen Ende 1922 hat er seiner Organisation einen ausführlichen, in Deutschland bisher noch nicht veröffentlichten Bericht über die Aussichten für 1923 übersandt, aus dem wir die folgenden Auszüge in Übersetzung wiedergeben. Sie mögen helfen, ein schweres Mißverständnis zu beseitigen, das viele deutsche Köpfe verwirrt und auch unserem jüngsten Rußland-Heft gegenüber zu falschen Schlüssen Anlaß gab. Dies Mißverständnis ist, daß etwa auf militärische Hilfe für Deutschland, oder überhaupt auf direkte und baldige Hilfe gehofft werden könne. Rußland braucht immer noch alle Kraft für die Linderung seiner schweren inneren Nöte! Alle Aussichten liegen erstens nur auf wirtschaftlichem Gebiet und sind zweitens nur Aussichten in weiter Zukunft.

Über die Ernteaussichten in Rußland hat es sehr widerspruchsvolle Darstellungen gegeben. Einige verstiegen sich zu der Behauptung, Rußland werde in diesem Winter sogar zum Export von Getreide imstande sein, andere erklärten, in vielen Distrikten werde die Lage in diesem Winter sogar noch schlimmer sein als im vorigen. Als einigermaßen genau können die folgenden Angaben gelten, die mir von Leo Kamenew, Leiter des Allrussischen Zentralkomitees für Hungerhilfe, unterbreitet worden sind.

„Eine Mißernte ist das Ergebnis in Nordwestrußland, einigen der Wolga- und Ural-Gouvernements. In diesen Distrikten beläuft sich die Getreideernte pro Kopf der ländlichen Bevölkerung auf zwischen 428 und 224 englische Pfund. Da auch das Viehfutter hier eingeschlossen ist, ist die Unzulänglichkeit der Ernte offensichtlich. In diesen Distrikten beträgt die bebaute Fläche nur noch 50 bis 60 % der Vorkriegszeit. Noch größer ist die Mißernte in der Tartarischen Republik, Astrachan und Wotsky. Und in den Distrikten Baschkir, Woronesch, Wiatka, Mahr, Riazan, Samara, Ufa, Tscheliabinsk und Tschuwasch ist die Ernte, wenn auch nicht ausgesprochen katastrophal, doch schlecht. In Distrikten mit einer ländlichen Gesamtbevölkerung von 27,6 Millionen ist die Getreideknappheit also ernst. Man muß bedenken, daß die Bevölkerung schon 1920 und 1921 schwere Hungerperioden durchgemacht hat. Infolgedessen haben sie jetzt all ihre Wirtschafts- und Ernährungsreserven verbraucht. Geflügel und Kleinvieh sind aufgezehrt. Auch große Teile des Rindviehs, selbst der Milchkühe, sowie auch der Pferde sind geschlachtet worden. Die Lage macht es daher notwendig, der Bevölkerung der genannten Distrikte im Jahre 1923 Saatgut zu liefern. Es muß ferner Nahrungshilfe all jenen Distrikten zukommen, in denen die Getreideernte geringer war als 360 englische Pfund pro Kopf. Endlich muß denjenigen Hilfe werden, die infolge der Hungerperiode 1921 krank sind, ebenso den 5—600 000 Hungerwaisen. Die Zahl der Hilfsbedürftigen — ohne die Hungerwaisen

— kann also auf 4,14 Millionen in den Wolga- und Uraldistrikten und 965 000 in Nordwest geschätzt werden, insgesamt 5,1 Millionen."

Diese offiziellen Ziffern enthalten nicht die Ukraine und Krim, wo gegenwärtig schlimmere Zustände als irgendwo sonst herrschen. . . .

Um die offizielle Darstellung nachzuprüfen, bereiste ich persönlich den Wolga-Bezirk, den Nordwesten und das „Schwarz-Erde"-Gebiet; aus der Ukraine und Krim verschaffte ich mir direkte persönliche Berichte von amerikanischen, russischen und neutralen Beobachtern. Alles in allem besuchte ich 78 Dörfer, die meisten davon mindestens eine Tagereise von jeder Eisenbahnverbindung entfernt.

Alle Herren, die ich sprach, wie ich selbst, sind zu der Beobachtung gelangt, daß die größte Bedrohung Rußlands das Sinken der Moral des russischen Bauers infolge der endlosen Not des Krieges, der Revolution, des Bürgerkrieges und nun des Hungers ist. Unter diesen unglücklichen Menschen wächst die Empfindung, daß es doch nichts hilft, sich anzustrengen, daß das Schicksal sich gegen sie gewendet hat. Die Bauern fragten sich ernsthaft, ob es sich überhaupt noch verlohne, das Land zu bestellen, und die Niedergeschlagenheit war allgemein und alarmierend.

Die Berichte aus der Ukraine und Krim aber waren, fast durchweg, sogar noch beunruhigender als die Lage an der Wolga und im Ural. Die Hungersnot steht dort nicht erst bevor, sie ist schon da. Genaue Ziffern existieren nicht. Man kann aber schätzen, daß die Zahl der Hilfsbedürftigen sich hier etwa auf 2,2 Millionen beläuft, so daß in ganz Rußland etwa 7,35 Millionen zu unterhalten sein werden.

Meine eigenen Feststellungen im Gebiet der Wolga und des Ural sind die, daß, während in einigen Teilen die Ernte mittelmäßig war, in anderen von Ernte überhaupt nicht die Rede sein kann. In den deutschen Wolga-Kolonien zum Beispiel, wo die Hilfsarbeit des deutschen Roten Kreuzes auch in der Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen an die Bauern bestand, war die Ernte besser als anderwärts. Andererseits hat es in Nordsamara, dessen größerer Teil weit entfernt von jeder Eisenbahn liegt, und nur von grauenhaften Straßen durchzogen ist, fast überhaupt keine Ernte gegeben.

Man hat weiterhin behauptet, die Verminderung der Anbauflächen im Jahre 1921 sei teilweise von den Requisitionen verschuldet, die die russische Regierung zur Versorgung ihrer Feldarmee vornahm, teilweise auch von dem Handelsverbot, das in den Bauern die Überzeugung wachgerufen habe, es bringe ihnen ja doch keinen Gewinn, mehr als ihren Eigenbedarf anzubauen. Keiner dieser Gründe trifft für 1922 zu; dennoch ist die Anbaufläche noch bemerkenswert kleiner als 1921. Diese Verminderung muß also andere Ursachen haben, als man außerhalb Rußlands so weithin

annimmt. Und es sind nicht sehr ferne liegende Ursachen. Sie bestehen erstens in der Knappheit an Saatgetreide, und zweitens in dem Mangel an Tieren und Maschinen.

In diesem Zusammenhang muß bemerkt werden, daß die russische Regierung im Dezember 1921 12,2 Millionen Dollar an Mr. Hoover zum Einkauf von Saatgetreide sandte, die im Januar 1922 verschifft werden sollten. Aber nur zwei Ladungen gingen wirklich im Januar ab. Der größte Teil der Ordre wurde unglücklicherweise erst Ende Februar verschifft; und als sie eintrafen, bestand keine Chance mehr, sie noch rechtzeitig, als Saatgetreide, in die entlegenen Bezirke Mittelrußlands zu versenden. Daran waren nicht einmal so sehr die Bahnverhältnisse schuld; denn es hatte zwar zu Jahresanfang eine sehr schwere Transportkrise gegeben, aber sie war durch entschlossene Maßnahmen des Kommissars Tscherschieski's behoben worden. Die Hauptschwierigkeit bestand in der Belieferung bahnferner Dörfer und Farmen. Die russischen Wege, niemals gut, gerieten im Krieg und im Bürgerkrieg in wahrhaft unglaubliche Verfassung. Im Frühjahr sind diese Wege im vollen Sinn des Wortes unpassierbar und in vielen Fällen konnte Saatgut, das schon in den Bahnstationen lagerte, von Bauern, die nur eine Tagesreise entfernt wohnten, nicht heimgeschafft werden. Manche Sorten dieses Getreides, dessen Lieferung an die Bauern. wo sie dennoch geschah, unter diesen Umständen nur durch wahrhaft mirakelhafte Energie der russischen Regierung möglich war, kam überdies aus Gegenden, deren Klima und Boden ganz anders sind als im Wolga- oder Uralgebiet; die Ernte war dementsprechend geringfügig.

Die Knappheit an Tieren aber kann aus folgenden Zahlen eines typischen Skolost's im Samaragebiet ersehen werden. Dort gab es an Pferden: 4807 im Jahre 1914, 2762 im Jahre 1921, 119 im Jahre 1922. Dort gab es an Kühen: 2104 im Jahre 1914, 1565 im Jahre 1921, 415 im Jahre 1922! . . .

Es ist ferner der Abwanderung von Bauern aus ihren Wohnstätten zu gedenken; sie ist nicht mehr so stark wie während der ersten Hungerpanik im Jahre 1921, doch ist sie noch immer in vollem Gang. Die Lage ist kompliziert durch die Tatsache, daß viele von den vorjährigen Flüchtlingen, die ihr Land verließen, weil sie hörten, in Turkestan, Sibirien, Stawropol oder Transkaukasien sei die Ernte besser, jetzt wieder nach Hause zurückkehren wollen. Dort aber ist nicht einmal genug Nahrung, um die Zuhausegebliebenen durch den Winter zu bringen. Außerdem hat der Brennstoffmangel die Zurückgebliebenen im vorigen Jahre dazu gebracht. das Holz der Flüchtlingshäuser als Brennholz zu verwenden, so daß die Heimkehrenden sich vielfach auch ohne Unterkunft finden werden. In vielen Fällen sind auch nur die Männer abgewandert; in Stawropol zum Beispiel fand ich 100 Familien, die jetzt nur darum

ebenfalls ihr Land verließen, weil kein Mann mehr da war, der es bestellen könnte. Die Flucht ist natürlich nicht mehr so stark wie im Vorjahr; trotzdem sah ich in manchen Gegenden Samara's die Wege bestreut mit Auswandererfamilien, — immer noch zahlreich genug, ein sehr schweres Problem zu bilden. Im Bezirk Pugatschew, Samara, zum Beispiel, hatten, während die sogenannte Ernte gerade eingebracht wurde, 40 Familien das Dorf Klewenka verlassen. Das Dorf, das vor dem Krieg auf seine 3000 Pferde stolz gewesen war, besaß deren noch 6 und kein Schaf war übrig gelassen. Im Dorfe Lomowka gab es in der übriggebliebenen Bevölkerung von 2420 Seelen nur noch 10 Familien, von denen man glaubte, daß sie den Winter überstehen könnten. 1000 Menschen waren im vorigen Winter dort gestorben, und auf einer Straße von ungefähr einer Meile Länge waren nur noch acht Häuser bewohnt. Aus Androsowska, einem Dorf von 4753 Einwohnern, sind schon im August 308 fortgewandert. Dieses Dorf hatte noch 123 Pferde, 306 Kühe und 266 Schafe, das war sein übriggebliebener Lebensmittelvorrat; 650 Menschen sind hier während des letzten Winters an Hunger gestorben. In dem Doppeldorf Marino-Krasowka, früher von 10 000, jetzt von 6000 Menschen bewohnt, gab es 200 Kühe und 70 Pferde. . . .

Feindselige oder Uninformierte haben gelegentlich behauptet, die Nahrungsmittel, die aus den verschiedenen Ländern zur Verteilung durch das Russische Rote Kreuz nach Rußland geschickt werden, gelangten gar nicht wirklich an die Hungernden; sie fielen in die Hände der russischen Armee oder der Sowjetbehörden, dies sei sogar von Anfang an ihre Bestimmung. Diese Behauptung ist verleumderisch falsch. Im Gegenteil: eine der Hauptquellen für die Hilfstätigkeit des Russischen Roten Kreuzes in bezug auf die Kinder sind die Nahrungsmittel, die von den Soldaten der russischen Armee freiwillig ihren kleinen Brüdern und Schwestern gespendet werden. Sie alle nämlich verzichten mindestens auf zwei Tagesrationen im Monat, viele aber auf 1 Tagesration in der Woche, damit den Hungerwaisen Rußlands geholfen werde. In den ersten zwei Augustwochen 1922 empfing allein das Russische Rote Kreuz in Samara 29 000 solcher Rationen von der Armee. . . .

Kein gesunder Mann, keine gesunde Frau von mehr als 16 Jahren empfängt Unterstützung vom Russischen Roten Kreuz, wenn sie nicht gleichzeitig, als Entgelt dafür, irgendwelche Arbeit von öffentlichem Nutzen übernehmen. Die Straßenreinigung in Samara, Simbirsk und anderen Wolgastädten wird, unter Leitung des Roten Kreuzes, ausschließlich von verlorenen Männern und Frauen, die von ihm ernährt werden und in seinen Baracken wohnen, vollzogen. Und in dieser Art führt das Russische Rote Kreuz überhaupt Wegebauten, Hygienisierungsmaßnahmen, Feldbestellungen, Drainagen und andere Arbeiten für die allgemeine Wirtschaft aus. . . .

GLOSSEN

Der Zahnbürsten-Kongreß.

I.

Stehen alle auf demselben Niveau und spricht einer, so ist das eine An-sammlung. Steht einer auf einem höheren Niveau und spricht, und es dauert 2½ Stunden, so ist es eine Ver-sammlung; dauert es vier Stunden, so ist es eine Voll-versammlung und endigt in einer Resolution.

Steht einer auf einem höheren Niveau und sitzen noch fünf Leute auf demselben Niveau, und dauert es vier Tage, so ist es ein Kongreß.

Sitzen alle auf demselben Niveau, so ist es eine Konferenz. Sie unterscheidet sich von einer simplen Ansammlung also nur durch die Verschiebung des Schwerpunktes nach unten, wodurch mit der breiteren Unterstützungsfläche bei Konferenzen die Reibung und das Trägheitsmoment vergrößert wird.

II

Und nun etwas vom Zahnbürsten-Kongreß.

Drei Leute besitzen eine Zahnbürste (sie könnten auch Intellekt besitzen, aber hier besitzen sie eine Zahnbürste); außerdem besitzt das „Volk" einen hohlen Zahn, denn sein Atem erquickt nicht die Nase der drei Leute mit der Zahnbürste. Alles weitere wickelt sich nach ewigen Gesetzen ab:

Die drei Zahnbürsten-Leute gründen einen Verein, werben Mitglieder, drucken Programme, Zeitschriften und Plakate — und eröffnen dann einen Kongreß: den Zahnbürsten-Kongreß: also immer ein Mann steht, fünf Leute sitzen auf dem höheren Niveau, der Rest auf dem tieferen — 4 Tage hindurch — wie oben gesagt. Über dem Rednerpult schwebt als Panier die Zahnbürste.

1. Redner: Klingelt, begrüßt sich und die Anwesenden und beglückwünscht den Kongreß, die Zahnbürste und das Volk. Dann erteilt er den Referenten das Wort:

2. Redner: Des Volkes Atem sei übel — die Zahnbürste sei herrlich —: man müsse die Zahnbürste dem Volke bringen zu seiner Erlösung, dann werde es eines Tages nicht nur nicht riechen, sondern sogar nach Veilchen . . . (Bravo!)

3. Redner: Wenn man aber dem Volke die Zahnbürste bringe, müsse man sich erst über die Problematik der Zahnbürste klar werden. (Sehr richtig!) Es sei durchaus nicht einerlei, ob man rechts oder links, oder rechts und links, oder rechts: links und links: rechts, oder rechts: rechts und links: links, oder rechts: links und rechts und links: rechts und links, ob man oben: rechts und unten: links, oder oben: links und unten: rechts, oder oben rechts: links und unten rechts: links, oder oben rechts: rechts und unten rechts: rechts, oder oben und unten rechts: links und rechts . . . (Anhaltendes Bravo und problematische Begeisterung!)

4. Redner: Er habe die Erfahrung gemacht, man solle rechts: rechts und links: links . . . also: die rechten Zähne mit der rechten Hand, die linken mit der linken bürsten . . . er habe die Erfahrung gemacht . . . (Händeklatschen).

5. Redner: Er habe die Erfahrung gemacht, man solle rechts: links und links: rechts . . . er habe die Erfahrung gemacht . . . . (Händeklatschen).

Folgen Referate bis zum Abend des zweiten Tages; dann:

17. Redner: Es sei doch lächerlich, die Problematik der Zahnbürste ins Volk zu tragen, man solle die Zahnbürste hineintragen, es werde schon wissen . . . (Allgemeines Aufatmen vom zweitägigen Alp der Problematik, Händeklatschen und Trampeln!)

18. Redner: Es sei unverantwortlich von dem Herrn Vorredner, damit werde sich die Kluft zwischen Volk und Zahnbürstenbesitzern nicht schließen — und die letzteren hätten überhaupt die Verantwortung . . . (Sehr richtig!)

19. Redner: Er habe die Erfahrung gemacht . . .

20. Redner: Er habe die Erfahrung gemacht . . .
Folgen Referate bis zum Abend des vierten Tages; dann:

39. Redner: Warum denn überhaupt die Zahnbürste dem Volk? Volk sei Marotte. Er sehe nicht ein.. ihm habe auch niemand eine Zahnbürste gegeben . . . jeder solle sich bürsten, wenn er das Bedürfnis dazu hat . . . man habe nicht das Recht, in den Atem eines anderen einzugreifen, das sei Verletzung der Menschenrechte . . . (Das letzte 99stel der noch Anwesenden klatscht mit Aufbietung aller noch verfügbaren Kräfte lebhaft Beifall!)

40. Redner (von den auf höherem Niveau Sitzenden): Er bedaure, daß damit beinahe der Kongreß umgeworfen worden sei, aber man habe die sittliche Pflicht, dem Nebenmenschen zu helfen..

41. Redner: Aber nicht mit Zahnbürsten . . .

42. Redner: Gerade mit Zahnbürsten . . .

43. Redner: Dann müsse man sich aber zunächst über die Problematik der Zahnbürste klar werden . . .
Folgen Referate bis 12 Uhr nachts des 4. Tages; dann:

57. Redner (Vorsitzender — allein): Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme und schließe hiermit den so erfolgreich verlaufenen Zahnbürsten-Kongreß . . . (Lebhaftes Bravo und Händeklatschen!)

Damit verläßt er den Saal.

Nun ist der Saal wieder leer. Nur die Zahnbürste schwebt noch über dem Rednerpult. Vergessen..

Eine Woche später: gründet eine Fliegenmama ein Unterkunftsheim für uneheliche Fliegensäuglinge in der Zahnbürste.

Ein Jahr später: gehen dieser langsam die Haare aus, sie bekommt eine Glatze.

Zwei Jahre später: bemerkt sie die Putzfrau (aus dem Volk!). Aber jetzt ist's zu spät, denn sie hat ja nun keine Haare mehr. Und wenn sie noch hätte — die Putzfrau kann nicht dran. Die Zahnbürste schwebt zu hoch über dem Rednerpult. Die Putzfrau steigt auf den Stuhl . . .: es reicht nicht — sie steigt aufs Rednerpult . . .: es reicht nicht — sie stellt den Stuhl aufs Rednerpult, schiebt sich allmählich hinauf, angelt in Balance vorsichtig mit dem rechten Arm . . . mit dem linken Arm . . . es reicht nicht . . . es reicht nicht . . .

Und wenn es auch gereicht hätte: sie hätte ja nun doch keine Haare mehr gehabt, die Zahnbürste . . .

O. Jeremias.

TISCH MIT BÜCHERN

Alfons Paquet: Delphische Wanderung. Ein Zeit- und Reisebuch. (Drei-Masken-Verlag, München.)

Der Ton liegt auf ‚Zeit'. Paquet ist der klaräugigste Reisende, den die Deutschen haben. Er sieht einer Landschaft wirklich in die Nieren, schält mit einem wundervollen Behagen die Schleier los, um an ihren Kern heranzukommen. Über Italien reist er (1921) nach Griechenland und Konstantinopel. Was er findet, ist nicht so sehr das klassische Gefild des Lykurg oder der schweigsam durchmessene Frühling Gerhart Hauptmanns (ja, warum ist Hauptmann so schweigsam durch Griechenland gewandert, nie sprach er dort mit einem Bauern oder Bummler!?), eher hat er Gemeinschaft mit Byron, der die Nöte des Augenblicks in seinem leidenschaftlichen Herzen begriff und wie Paquet ein Optimist mit Vernunft war. Durchaus dem Leben der Gegenwart hingegeben, gewinnt er im Erfassen der griechischen Vergangenheit gewissermaßen das Gleichgewicht, zunächst für sich selbst das Rezept der Identität. Das lese man unbedingt. Die Griechenreise dieses Mannes, der den ganzen Erdball wohl kennt, wird ihm zur Synthese dieser Zeit, zum Anlaß die politischen Erschütterungen etwa Rußlands, die Tendenzen des Kommunismus, die kulturelle Mission des Deutschtums zusammenzufassen. Dieses Buch ist kein Manifest aus der Zeit für ihre Mitläufer, aber eines voller herzhafter Erkenntnisse, in denen eine ganze Dosis Zukunft liegt. *K.*

Ludwig Thoma: Stadelheimer Tagebuch. (Verlag Albert Langen, München).

Eines der unwichtigsten Bücher des Jahres. Man erfährt, was Thoma während der sechswöchigen Haft — wegen eines Beleidigungsdeliktes — in Stadelheim gelesen, wie sein Wärter ausgesehen, wieviel sein Nachbar gewogen hat. Seine inneren Erlebnisse sind aphoristisch gedrängt wiedergegeben und zeichnen sich dadurch aus, daß sie völlig inhaltslos sind. Vom Humor des Josef Filser ist überhaupt nichts zu spüren. Die Beerdigung des Manuskriptes im Simplizissimus hätte genügt, das Kenotaph eines Buches belästigt nur die Bibliothek. *K.*

FILM

Naturaufnahmen

Ein Svenska-Film „Unter Wilden und wilden Tieren". Expedition Oskar Olsson nach Ostafrika. Wundervolle Photographien. Sehr schöne Landschaftsbilder. Unvergeßliche Tierbilder: Antilopen, Gnus, Giraffen, Paviane, in ihrer Heimat aufgenommen. Interessante Negerakte. Zuweilen wird das Tierleben fast dramatisch. So wenn die Ausweidung eines toten Zebras durch allerhand Raubvögel photographiert wurde. Am Ende liegt nur ein Skelett auf dem Boden. (Ich mußte an das erschossene Pferd in den Berliner Revolutionstagen denken, das auch in zehn Minuten zerschnitten und verteilt

war.) Aber Naturaufnahmen, die über eine Stunde dauern, ermüden am Ende doch, auch wenn sie herrlich sind. Ein bißchen dramatische Spannung müßte da hineingearbeitet sein. Immerhin: Unvergeßliche Bilder.

Grete Reinwald

Auch diese Schauspielerin gibt schöne Naturaufnahmen. Sie ist sehr blond. Blondheit, solche seidene Blondheit, ist schon Talent. Grete Reinwald ist sehr jung. Jugend ist fast schon Begabung. Sie hat überhaupt noch ein Lächeln, das merkwürdig aus dem Ernst auftaucht. Und sie hat einen schönen Mädchenernst. Ich sah sie im „Komödiantenkind" (nach dem Roman von Max Grube). Das ist ein Familienblattroman mit Edelmut, verheimlichter Liebe, Vaterglück, einem entsagenden Prinzen und einem durch die Nacht irrenden Vater. Man möchte seine Kaffeetasse im Kino mithaben und die Semmel in den Kaffee stippen, während man zusieht. Tränen tropfen in die Kaffeetasse. Zuletzt kommt die liebe Sonne. Das alles wird sehr hübsch gespielt, von Fred Sauer sehr sauber inszeniert und Grete Reinwald, eine jüngere Porten (leider schon ein bißchen maniriert) knickt alle Herzen mit ihrer Blondheit, mit ihrem Lächeln, einmal auch mit ihren Beinen. Bei dem betrüblichen Mangel an schönen und begabten Filmschauspielerinnen sei diese leicht beseelte Blondheit froh begrüßt.

„Nathan, der Weise"

Ist es ein Film geworden? Ja, aber ein etwas verworrener. Die letzte Gradlinigkeit, ein oberstes Gesetz des gut gebauten Films, fehlt. Die Handlung verirrt, verwirrt, verschnörkelt sich. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer und die Aufgabe ist besser, geschickter gelöst, als wir alle im ersten Moment glaubten. Das ist dem Dichter Hans Kyser zu danken, der Phantasie und Elan hat. Seine Bekehrung zum Film verspricht Außerordentliches. Der „Nathan", ein Problem, an dem man sich die ersten Zähne ausbeißen konnte, ist ohne Schädigung Kysers gemeistert worden. Der Regisseur Manfred Noa ist eine Entdeckung für Berlin, wenigstens für den ganz großen Film. Er hat Schmiß, Tempo, Einfälle. Die Belagerung Jerusalems ist ein Schaustück ersten Ranges. Wieweit er beseelend auf die Schauspieler wirken kann, ist noch nicht genau abzuschätzen. Werner Krauss als Nathan gibt aus Eigenem Alles, bei den Anderen hinderte das Kostüm, wie immer, an der Entfaltung aller seelischen Kräfte. Doch bin ich

auch in diesem Sinne noa-gläubig. Die verbindenden Texte — von Kyser? nein, nicht von Kyser, hoff' ich, — sind etwas trocken und langatmig. Im Ganzen: Ein neuer Film-Autor, der ein Filmdichter werden wird, ein starker Film-Regisseur — was will man mehr von einem Abend?

Der steinerne Reiter

Der Maler Heinrich Heuser hat ein reizendes Spielzeugdorf von ungezwungener Unwirklichkeit geschaffen, dazu ein schroff gezacktes Gebirge, das in einer trotzigen Burg gipfelt. Heimlich-unheimliche Innenräume dieser Burg, kahle Grotten mit Durchblicken in die Natur. Dazu gab Thea von Harbou einen Märcheneinfall und Fritz Wendhausen, der Regisseur, dichtete den Einfall in die Breite. So entstand eine Filmballade mit vielen poetischen Bildern. Weit und breit keine Geschmacklosigkeit. Schon um dieser negativen Vorzüge willen wäre Wendhausen zu preisen. Aber es ist ihm auch gelungen, aus der scheuen, klug beseelten Lucie Mannheim eine Film-Darstellerin von solcher Diskretion zu machen, daß man zuweilen an schwedische Film-Eindrücke zu denken wagt. So entstand einer der saubersten, gepflegtesten, lyrischen Filme, die man in Deutschland noch gesehen. Leider blieb das Publikum undankbar, spröde. Vielleicht ist die Ballade gelegentlich etwas gedehnt, aber die Arbeit hat in jeder Szene geschmackliches Niveau, und es ehrt die „Decla", daß sie im Suchen nach dem deutschen Film dieses feine Experiment ermöglichte. Jetzt sollte jemand ein Manuskript für Lucie Mannheim schreiben.

ANEKDOTEN

Delinquenten-Geschichten

I.

Ein Delinquent wird Sonntag abend verständigt, daß er sich bereit machen soll. Montag früh soll seine Hinrichtung sein. Der Delinquent brummt: „Na, die Woche fängt gut an."

II.

In die Armesünderzelle tritt der Geistliche, um dem Delinquenten zuzureden, seine Seele zu sammeln und sich bereit zu machen, vor Gott zu treten. „Ach Gott", antwortet der Delinquent wegwerfend, „geben Sie sich keine Mühe, Herr Pfarrer, in zwei Stunden spreche ich mit Ihrem Chef persönlich."

III.

Unter Monsieur Deibler arbeitet die Guillotine so famos, daß der Tod erst einige Zeit nach der Operation dem Hingerichteten zum Bewußtsein kam. Ein Delinquent liegt unter dem Maschinenmesser und wartet. Die Guillotine fällt. Aus dem Kopf des Hingerichteten dringt noch die Frage: „Na, wann endlich?"

Monsieur Deibler erwidert höflich: „Schon geschehen, Monsieur. Schütteln Sie nur den Kopf."

IV.

In München ist großer Andrang zu einer Hinrichtung. Das Publikum drängt in den Hof. Der Delinquent tritt aus seiner Zelle heraus, bemerkt die Unruhe, das Geschiebe des Publikums und schreit der Menge zu: „Nur net so drängeln, eh' i nit da bin, geht die G'schicht' ja net los."

V.

Die Frau kommt mit ihren Kindern, um dem Schauspiel der Hinrichtung ihres Gatten beizuwohnen. Die Kinder heulen erbärmlich. Der Verurteilte sagt: „Führe sie weg." Die Frau bittet, daß die Kinder dabei sein dürfen. Da wird der Delinquent böse und sagt: „Als Vater befehle ich, daß sie sofort weggeführt werden!" Die Mutter mault: „Siehst, so bist du immer gegen die Kinder. Nicht einmal die kleine Zeremonie gönnst du ihnen."

VI.

„Haben Sie noch einen Wunsch?"

„Bitt' schön, ich möchte gern den Staatsanwalt rasieren."

VII.

Im Frühling wird ein Delinquent gefragt: „Also, was wünschen Sie sich heute an Ihrem letzten Tag?"

„Bitt' schön, Walderdbeeren mit Schlagsahne."

„Aber jetzt ist ja Februar."

„Na, ich kann ja warten."

VIII.

In Österreich wird ein Mörder gehenkt. Unzuverlässig, wie dort so vieles ist, versagt der Strick und reißt im letzten Augenblick. Der Delinquent atmet auf: Gott sei Dank, ich habe schon gar keine Luft mehr gekriegt."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 3):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.


ufa
Ab Dienstag, 23 Januar
Der steinerne Reiter
Eine Filmballade nach einer Idee von Thea von Harbou
von Dr. Fritz Wendhausen
Spielleitung: Fritz Wendhausen
Der Herr vom Berge ..... Rudolf Klein-Rogge
Seine Begleiter ..... Fritz Kampers
Otto Framer
Der Pförtner ..... Georg John
Die Schaffnerin ..... Emilia Unda
Der befreundete Burgherr ..... Emil Heyse
Sein Pförtner ..... Paul Biensfeld
Sein Kellermeister ..... Hans Sternberg
Die Hirtin ..... Lucie Mannheim
Ihre Mutter ..... Grete Berger
Die Braut ..... Annie Mewes
Der Bräutigam ..... Martin Lübbert
Der Jäger ..... Gustav v. Wangenheim
Der Lautensänger ..... Wilhelm Diegelmann
Photographische Leitung: Karl Hoffmann
Entwürfe von Heinrich Heuser
Musik: Giuseppe Becce.
UT KURFÜRSTENDAMM
F W

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Februarwoche

Hier ist in der vorigen Woche gefragt worden, warum Reichskanzler Cuno sich nicht an die Ruhrfront begebe? Vom Eindruck auf das Ausland war dabei die Rede. Darf man heute fragen: Wer orientiert die Regierung über die Situation im neubesetzten Gebiet? Gewiß, Herr General Gröner war kurze Zeit zu Gast, Minister Severing weilte einige Tage an der Front und das Auswärtige Amt hat einen außerordentlich intelligenten Geheimrat, der sich sonst mit brasilianischen Angelegenheiten befaßt, nach Essen entsendet. Es gibt auch ein Kriegspressequartier in Westfalen. Darf man fragen, ob die Berichterstattung über den wirtschaftlichen Volkskrieg so nüchtern, so exakt, so illusionslos erfolgt, wie der Reichskanzler dies verlangen muß? Der passive Widerstand der Eisenbahner, der öffentlichen Beamten und der Bergarbeiter hängt von seelischen Imponderabilien ab. Entrüstung läßt sich so wenig einpökeln wie Begeisterung. Gibt es Beobachter im Ruhrgebiet, die mit unbeirrbarem Auge sehen, nicht rosig und nicht schwarz, und mit ebensolcher Unbeirrbarkeit dem Kanzler berichten? Hat z. B. einer dieser Informatoren den Mut gehabt, Herrn Cuno zu sagen, daß die Umjubelung Thyssens bei der seit Jahrzehnten gegnerisch eingestellten Arbeiterschaft nur gedämpften Widerhall gefunden hat? Ein Postbeamter, der aus Heimat, Hausstand, Bett geworfen, den Kindern, der Frau entrissen, mit französischem Auto verschleppt wird, gäbe vielleicht wirksameres Material zum Märtyrer ab. Eine andere Frage: Wie wirkt die Zerstörung des Eisenbahnbetriebes auf die Eisenbahner selbst? Resolutionen der Berufsvereinigungen, Beschlüsse von Gewerkschaftskonferenzen sind wertvolle Belege. In diesem letzten Kriege, der Deutschland aufgezwungen wurde, darf es keine schönfärberische Frontberichte geben. Es genügen nicht die offiziellen Meldungen der Regierungspräsidenten und Oberbürgermeister. Hier wird ein stiller Volkskrieg geführt, hier sind unmittelbare Eindrücke aus dem vertrauten Umgang mit dem Volk nötig. Der Westfale, wir wissen es nun zur Genüge, hat einen harten Schädel. Aber wie erfolgt die Nahrungszufuhr in die Städte, deren Eisenbahnbe-

trieb seit Tagen, vielleicht noch für Wochen stockt? Wie wirkt die Fleischnot? Wie der Druck auf die Presse? Wahrscheinlich ist der Reichskanzler Cuno in Berlin unabkömmlich. Wer hat an seiner Stelle im Ruhrgebiet Augen und Ohren? Wer?

Die Frage erscheint um so wichtiger, als sich aus anderen, inoffiziellen Quartieren auch jetzt wieder, wie während langer, grauser Kriegsjahre, ein Hagel blödsinnigsten Gewäsches über Deutschland ergießt. Nicht um ein Extrem, sondern um einen Typus festzuhalten, geben wir zum Beispiel aus dem „Tag" (der es in keiner Ausgabe an ähnlichen Homeriaden fehlen läßt) die folgenden angeblichen Äußerungen eines „älteren französischen Offiziers" wieder: „Der Franzose meinte ... Frankreich könne auf die Dauer eine größere Heeresmacht nicht nach Deutschland entsenden, denn nach der notwendig gewordenen dichten Besetzung von Koblenz verfüge man schon nicht mehr über genügend Truppen, um das jetzt besetzte Gebiet in Schach zu halten. Neue Einberufungen von Heerespflichtigen in Frankreich seien aber infolge der Unruhe der Bevölkerung sehr schwierig. Die Landbevölkerung weigere sich, in Militärdienst zu treten. Es werde also nur möglich sein, den Janhagel unter das Militär zu stecken." Ja, ja, es ist klar, der ältere französische Offizier gesteht es beweiskräftig selbst ein, daß Frankreich einfach nicht länger kann, und daß wir ihm morgen, übermorgen unsere Bedingungen werden diktieren können. Der Sieg ist zum Greifen nah, hurrah, — und wenn er sich etwa bis überübermorgen verzögern sollte, so liegt das ausschließlich an jenen Maulwürfen, den Defaitisten, über die in derselben Nummer desselben Blattes ein gewisser Abgeordneter Laverrenz schon herzufallen beginnt, — wobei unter Defaitisten offenbar Leute verstanden werden, die es niemals für ratsam halten, den Gegner zu unterschätzen.

Schriftstellern, die hungern, wird ein neuer Beruf empfohlen. Werde Rosner! Was ist das? Wie betreibt man das? Ein Inserat in einer Wiener Zeitung weist die Wege:

> Sie haben im Geschäftsbetrieb, im Familienkreis Freud und Leid erlebt. Gekrönte Häupter und Staatslenker schreiben „Erinnerungen" für die Welt. Ihre Welt sind Verwandte und Freunde. Zeit und Lust fehlen Ihnen aber, um weiße und schwarze Tage selbst zu verzeichnen. Hin und wieder ein Viertelstündchen Plauderei, und ein stilgewandter Schriftsteller entwirft Ihnen ein Angedenken für Sie, für Ihre Lieben. Das geschriebene Wort ist dauerhafter und lebendiger als ein
>
> Obelisk unter Zypressen.
>
> Zuschriften unter: „Es war einmal."

Jeder bessere Mensch läßt sich von nun an nicht bloß photographieren oder malen, er nimmt sich einen Schriftsteller, gibt ihm in Plauder-

stunden Memoiren-Material, das dieser dann sonnig und bedeutend arrangieren muß. Kurz, jeder Wohlhabende schafft sich einen Erinnerungsgehilfen an. Warum sollen nur Kronprinzen sich beim Erinnern helfen lassen? Die Rosnerei ist die letzte Hoffnung der deutschen Schriftstellereibesitzer. Da die Zeitungen nichts mehr bezahlen — auch die reichsten oder gerade die reichsten nicht, worüber noch häufig zu sprechen sein wird — da die Verleger zögern, Bücher herauszugeben, so bleibt nichts anderes übrig, als daß die Schriftsteller sich in der Wohnung des schiebenden Kommerzienrates häuslich-nützlich machen. Jeder Schieber schaffe sich seinen Haus-Rosner an. Koche mit Gas, zahle mit Scheck, erinnere dich mit einem sonnigen Autor.

Am 24. und am 26. Januar wurden, in München und Berlin, zwei Reden gehalten, deren Gegenüberstellung von Interesse ist. Die Redner hießen Ludendorff und Helfferich. Was sie sagten, ist den wörtlichen Berichten in der „München-Augsburger Abendzeitung" und der „Kreuzzeitung" entnommen:

Ludendorff: Lassen wir uns nicht noch einmal durch das Schlagwort Einheitsfront täuschen. Es ist nur eine Fassade. Die Einheitsfront ist nicht da, solange sich betätigende Vaterlandsliebe verboten oder sogar bestraft wird, solange ungestraft Verrat am deutschen Volk betrieben werden darf, solange der internationale Marxismus in leitenden Stellen sitzt ... Der Feind steht immer noch in unseren Reihen.

Helfferich: Wir erklären hier feierlich: .... Wir kennen in solchen Lagen nur einen Feind: den, der mit Waffengewalt in Deutschland eingebrochen ist. Wir kennen in solcher Lage nur ein Ziel: die Rettung unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes ... Wer mit uns nach diesem Ziel marschiert, der ist unser Bundesgenosse, ... er mag wollen, oder er mag nicht wollen, er mag in Fragen zweiter oder dritter Ordnung unser Gegner sein. Fragen zweiter oder dritter Ordnung gibt es für uns heute nicht, auch nicht die Frage von Monarchie und Republik! Wir verteidigen unser Vaterland so, wie es ist. Über die innere Einrichtung unseres Hauses werden wir uns unterhalten, wenn unser Haus von dem auswärtigen Feind gesäubert und gegen weitere Bedrohungen ... gesichert ist.

Man wird zugeben, daß der Geist dieser beiden Reden, — na, sagen wir: nicht völlig identisch ist. Herr Ludendorff, der jetzt, — auch in diesem Augenblick — sagt, der Feind steht immer noch in unseren Reihen, also: der Feind steht links, hat sich übrigens bitter beschwert, als Dr. Wirth nach dem Rathenaumord („betätigte Vaterlandsliebe") „der Feind steht rechts" sagte.

Wir haben in England ein Sprichwort („more honoured in the breach than in the observance“, wie Hamlet sagt), daß „die zweiten Gedanken die besten“ sind. Und eine andere, wenngleich nicht tiefere, so doch ebenso gültige Redensart besagt: „Besser spät als garnicht.“

Während der letzten acht Jahre nun haben diejenigen unter uns, die meinen, daß Leben besser als Tod, Frieden besser als Krieg, Kultur besser als Barbarei (was nichts anderes ist als „Handel“, großgeschrieben), fast die Hoffnung aufgegeben gehabt, daß die englische Außenpolitik jemals zur Vernunft, ja nur zur machiavellistischen Schlauheit des praktisch Ratsamen zurückkehren werde. Wir verzweifelten darüber, daß die Leute, die unsere Beziehungen mit den auswärtigen Mächten bestimmen, nicht auf die Platitude des schlechthin Praktischen verfallen wollten und kamen darüber, wenn auch widerwillig nur, zu dem Schluß, daß sie der Tollheit der Kriegsphychologie in einem Maße verfallen geblieben seien, das ihrem Denken die Rückkehr zur Schlichtheit des sprichwörtlichen common-sense nicht gestatte.

Wir hatten England an einem Krieg teilnehmen sehen, den mitzumachen es nur nominell verpflichtet gewesen war. Wir hatten gesehen, daß es seine Verpflichtungen zur See einem Verbündeten gegenüber innehielt, der mit seinen Verpflichtungen bei der ersten Kraftprobe vor dem Feind versagt hatte, daß unsere Flotte und unsere Armee jenen Verbündeten wieder und wieder vor schmählicher Niederlage bewahrt hatten. Unser Kredit deckte die Schulden der Alliierten in einem Umfang, der weit über unsere wildesten Versprechungen und über unsere tollsten Annahmen hinausging. Als dann die Jahre voll Dreck und Blut, voll Herzbrechen und Sorge zu Ende waren, mußten wir mit ansehen, wie England und die englische Politik wie ein Zirkustier, auf den Knall von Clemenceaus Peitsche hin, die lächerlichen und schmachvollen Tricks des Balanzierens und des Durch-den-Reifen-Springens vollführen mußte. Man ließ Frankreich, wie im Kriege, so auch im Frieden seinen verhängnisvollen Weg gehen. England gewann für seinen Verbündeten den Krieg und überließ dem gleichen Verbündeten den Frieden. Die Folgen davon haben sich fast als gleich verhängnisvoll für die Welt wie für England erwiesen.

Denn welche Vorwürfe immer Deutschland gegen England vorbringen mag, die Behauptung etwa, daß wir durch unser militärisches Eingreifen in Frankreichs jahrhundertealten Streit mit seinem östlichen Nachbarn etwas profitiert hätten, kann nie und nimmer aufrecht erhalten werden. Frankreich hat bestimmt profitiert, an Prestige, an Territorium und an Militärgewalt. Aber England steht nach dem Krieg und in der Unsicherheit der Nachkriegszeit als Gläubiger von Bankerotteuren, als Schuldner unwilliger und mißgünsti-

ger Freunde da; seine Bevölkerung ist über das Maß alles Erträglichen hinaus besteuert und unter dem Minimum entlohnt; zwei Millionen Arbeitsloser, halb verhungert, stehen fordernd vor den Toren des Parlaments und der Ministerien; England ist nicht viel mehr geblieben als das Ehrenmal in Whitehall und das Grab seines unbekannten Soldaten in der Westminster-Abtei.

Kommt jetzt in England wohin ihr wollt, in das ländliche Wirtshaus, in das Büro des Kaufmanns, so werdet ihr den neuen Zweifel ausgesprochen hören —, einen Zweifel, der vielen von uns schon 1914 und noch früher Gewißheit gewesen war, und der jetzt in der Frage sich zusammenfaßt: „Was, zum Teufel, ist Frankreichs Spiel?“ Einstweilen werfen wir nur die Frage auf. Einstweilen geben wir nicht auch schon die Antwort darauf — die Antwort, die da lautet: Frankreich will die militärische Herrschaft über Europa! Die Northcliffe-Presse und unsere eigene Schwerfälligkeit erlauben uns einstweilen noch nicht, das festzustellen, Die Bonar Law-Regierung hat jedoch bewiesen, daß ein Überdenken der Schlagworte, wie „Deutschland zum Zahlen zu bringen“ und „den Feind ausquetschen, bis die Kerne platzen“ unausweichlich ist. In den letzten paar Wochen ist der erste ernstliche Widerstand, ja Streich gegen die Allfranzosen erfolgt. Und wenn auch die frankophile Presse mit Andeutungen und Anspielungen friedliche diplomatischer Gewässer vorzutäuschen bestrebt ist, und wenn auch persönlich sogar verhältnismäßig desinteressierte Publizisten noch eifrig die unerschütterte Entente proklamieren, so ist doch die „cordialité“ dieser Entente nicht länger mehr unbezweifelt. Eine schwindende Freundschaft ist stets gekennzeichnet durch Freundschaftsbeteuerungen. In Wahrheit hat der erste Rückwärtsschwung des Pendels eingesetzt, der unter den Diplomaten Edwards VII. nach Frankreich ausgeschlagen war; allerdings erst ein Fortschwingen von Frankreich weg — noch kein entschiedener Ausschlag in der Richtung nach Deutschland.

Es dürfte — ich begnüge mich, wohlgemerkt, mit einem „dürfte“, statt des bestimmteren „wird“ — es dürfte noch lange Zeit hingehen, ehe England die wirkliche und praktische Freundschaft Deutschlands suchen wird. Die antideutsche Propaganda war nur zu gut erdacht und den Gehirnen eingehämmert. Aber Wiener Operetten werden im Londoner Westend schon ohne Kommentar aufgeführt, deutsche Musik und deutsche Musiker haben ihren alten Platz in der Achtung des Publikums so gut wie völlig wieder eingenommen. Und dorthin, wo heute bereits die Musik steht, kann morgen sehr wohl die Politik gelangen. Es ist sogar Funktion der Kunst, Vorläufer der Freundschaft zu sein, den Weg zur Verständigung zu öffnen, die Fesseln des törichten Nationalismus zu brechen. Kurzum, die sozialen Symptome einer freundlicheren Verbindung mit dem früheren Feinde sind ebenso ausge-

sprochen vorhanden, wie die politischen Symptome einer antifranzösischen Einstellung.

Es wäre allzu kühne Prophetie, die nächsten Entwickelungen der englisch-französischen und der englisch-deutschen Beziehungen voraussagen zu wollen; aber unter neuerlichen Entwickelungen verdient eine ganz bestimmte besondere Beachtung. Ich meine folgendes: Als Lloyd George durch die wiedergeborene konservative Partei aus dem Amte verjagt wurde, wurde er dem Volkszorn als der Verbrecher gegen unsere Verpflichtungen gegenüber Frankreichs bezeichnet. Lord Curzon, der Außenminister, persona grata am Quai d'Orsay, war der große Gegenspieler bei dieser Empörung der Engel gegen den Zauberer aus Wales David Lloyd George. Mit welchem Erfolg aber? Der neue Premier, das Haupt der empörerischen Engel, geht zu einer Konferenz mit den Alliierten, zu deren Verteidigung er aufgestanden war: und zum ersten Mal im Verlauf der schon nicht mehr gezählten Konferenzen ähnlicher Art ist ein vollkommener Auseinanderbruch zu konstatieren! Wo David diplomatisierte, zog sich Bonar zurück, wo George klebte und kittete, wenn auch nur im Groben, konnte Law nichts anders, als die Fetzen einer totgelaufenen Politik herzuzeigen. Und wenn er auch verkündete: „Übereinstimmung ist unmöglich, es lebe die Entente!", so vernahmen wir doch nur die erste Hälfte seines Ausspruchs. Die Logik der Ereignisse in der europäischen Entwicklung erwiesen sich als zu stark für seine oder irgendwessen Sentimentalität, und der Schatten Clemenceaus schwindet aus dem Gesichtskreis der englischen Politik — laßt uns hoffen: auf immer!

Weshalb nun sollte England auf der Suche nach künftiger Freundschaft seine Blicke von Frankreich weg nach Deutschland richten? Die Gründe dafür sind mannigfaltig und schlüssig. Sie liegen einesteils in dem harten Argument der militärischen Notwendigkeit beschlossen. Solange die Völker sind, wie sie sind, und solange sich, was Nationalbewußtsein heißt, im Stadium sadistischer Infantilität befindet, sind die einzig denkbaren Grenzen (bei der heutigen Entwicklung des Flugzeugwesens allerdings auch nicht mehr) die geographischen —, Flüsse, Gebirge, Ozeane. Im Hinblick auf Krieg und Kriegsführung ist das eine Selbstverständlichkeit, die aber von der Diplomatie oft genug übersehen worden ist. Alle Soldaten nun suchen möglichst kurze rückwirkende Verbindungen und lange Kampffronten für den Kriegsfall sicherzustellen. Deswegen die alte Tendenz der Auswärtigen Ämter in Europa, die hierbei in Übereinstimmung mit ihrem Kriegsministerium und Generalstab arbeiten, zum Feind den unmittelbaren Nachbar und zum Verbündeten den Nachbar im übernächsten Haus zu bekommen. Das ist nun allerdings nur ein Argument des Schwertes. Neben ihm gibt es für eine englisch-deutsche Wiederanpassung (readjustment) glücklicherweise aber auch noch andere, bessere.

Auch in volklicher Beziehung muß England zu seinen germanischen Verwandten stehen. Nach Sprache, Temperament und Neigungen ist der Engländer Blutsbruder des Deutschen. Mit ihm teilen wir die weitgehende Toleranz in religiösen Dingen, die ruhige Sicherheit des synthetischen Denkens gegenüber dem analytischen der Lateiner. Soweit Worte das Denken bestimmen, treibt auch ein ethymologischer Zwang den Deutschen und den Engländer zueinander. In industrieller Beziehung ergänzt jedes der beiden Völker das andere in starkem Maße.

Aber das stärkste Argument ist in unserem so sehr ähnlichen Volksbewußtsein zu finden. Nietzsches guter Europäer wird niemals unter den lateinischen Völkern gefunden werden (wenn ihn auch Nietzsche dort vielleicht zu suchen schien). Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das lateinische Temperament weit mehr intensiv als extensiv ist. Der analytisch denkende Lateiner hat den Menschen (sich selbst) und die Nation (seine eigene) im Auge. Der synthetisch denkende Germane faßt eine höhere Ordnung, uns alle, die Welt zusammen. Das lateinische Denken beschäftigt vorzüglich die Vergangenheit; das Denken des Germanen richtet sich auf die Gegenwart. „Irredenta" und „Fortschritt" mögen als Symbolwörter und -begriffe für die beiden verschiedenen Volksnaturen stehen. Und die Irredenta zwingt den Lateiner, sei er Franzose, sei er Italiener, einen Mann, einen Champion für ihre Sache zu suchen. So verfällt Italien auf den Pseudo-Cäsar Mussolini, Frankreich auf den Pseudo-Napoleon Foch, die beide (man beachte wohl) religiös, wenn nicht klerikal, beide Reaktionärs sind. Weder England noch Deutschland suchen, noch brauchen sie solche Verwirklichungen ihres Sagentraumes. Denn unsere Wünsche, tief der Masse eingeboren, gehen in demokratischem, evolutionärem Tempo, während die der Lateiner katastrophischen, autokratischen, individualistischen Charakter tragen.

Bis unsere Staatsmänner die moderne Psychologie mit ihren Implikationen einer Staats-Psychoanalyse erkannt haben, sind wir wohl alle schon tot, und unsere Söhne oder deren Söhne werden schon eine neue Psychologie aufgebracht haben. Aber Wort-Verbindung und Sagen-Wünsche der Völker können von Staatsleuten nicht abgetan werden, ob sie sie nun als Faktoren bei den Entscheidungen der Politik erkennen oder nicht. Hierin beruht der Grund, weswegen Lloyd George abgetreten ist, der die politische Technik seiner französischen Mentoren übernommen hatte und auf die gute alte Pariser Manier von Krisis zu Krisis trieb (ein Unterschied besteht jedoch: daß nämlich diese Krisen für die Pariser durchaus real waren, während sie bei uns nur für den englischen Leitartikelschreiber Realität hatten). Vor seinem Rücktritt scheint ihm bereits etwas mehr als eine Ahnung von seinem Irrtum gedämmert zu haben. Er versuchte sich aus der Klemme zu ziehen,

war aber allzu stark festgelegt. Die gegenwärtige Regierung, wie das nicht mehr zu umgehen ist, zieht jetzt die Lehren daraus. Aber wieviel sie daraus lernen wird, ist erst noch abzuwarten. Die Arbeiterpartei, der es noch in einem hoffnungslosen Maße an Strategie, Taktik und allgemeiner Klugheit mangelt, bietet einstweilen wenig Hoffnung, aus ihrer Unzulänglichkeit in absehbarer Zeit herauszukommen. Der Liberalismus à la Asquith ist kalt wie Stein. Angesichts der verschiedenen auf dem Feld der englischen Politik operierenden Gruppen bin ich zu der Meinung geneigt, daß die Wiederkehr eines ausgeruhten und erlösten Lloyd George die meiste Hoffnung böte. Wenn aber Mr. George an der europäischen Evolution mithelfen und die Komplexe auflösen soll, die das unbewußte Europa belasten, so muß er sich von den Umklammerungen des französischen Größenwahns freizumachen verstehen und vermittels eines Foreign Office wirken, das von dem Einfluß kommerzieller Cliquen unabhängig ist . . . . .

Während ich dies schreibe, marschieren Fochs Soldaten in Bochum ein. Englische Truppen sind nicht dabei. Meine Abend-Zeitung, eines der frankophilen Northcliffe-Blätter, bezeugt eine mäßige Freude darüber. Aber der Durchschnittsengländer hat die Franzosen „satt“. Und deshalb marschiert Foch ohne uns. . . . .

STEFAN GROSSMANN — IN ESSEN

Erster Eindruck.

Herrlich die Nachtfahrt, vorbei an den flammenden Hochöfen, an feuerglühenden Fabrikfensterfronten, an den Alleen von Bogenlampen, an dem geometrischen Gewirr beleuchteter Betriebe.

Erster Eindruck in den Straßen von Essen, bis an den Stadtrand: Amerika mit einem Rest deutscher Idylle. Fünfstöckige Geschäftsburgen neben armen kleinen Schieferhäuschen, Familienvillen im verschimmelten Jugendstil neben militärisch stramm aneinandergereihten Arbeiterhäusern. Auf einem verschwenderisch weiten Platz ein neudeutscher Koloß, die Maschinenbauschule, wie aus Zement gegossen, davor eine erdige Wiese, daneben ein Holz-Zirkus, ein kleiner Prater, eine kleine Reitbahn, ein Kino, in welchem Erwachsenen die Prozeduren der Liebe wissenschaftlich vorgeführt werden — an der Ecke eine große Wirtschaft mit automatischem Klavier, roten und grünen Beleuchtungen, und zwanzig Schritt weiter der steingraue Dom, das schwarze Kruzifix grell beleuchtet vom knalligen Licht des Rummelplatzes. Dieses Nebeneinander von siebzehntem und einundzwanzigstem Jahrhundert — ist das Essen?

Acht Tage gehe ich nun durch diese immer graue Stadt und bin noch keinem dickleibigen Menschen begegnet. Jedes Gesicht knochig, viele slawische Köpfe. Man sieht's: dies Revier hat in dreißig Jahren zweimalhunderttausend Polen und Tschechen geschluckt. Der

Westfale — da stellt man sich einen blonden, breiten Riesen vor. Aber hier lebt eine neue Industrierasse, klein, mager, bläßlich; Menschen, die in Fabriken, Versammlungssälen, Tanzlokalen heimisch sind. Natur, was ist das? Im Sommer ein Ausflug auf dem Bierwagen ins Nachbarviertel. Wälder, was sind das? Meer, was ist das? Und die Mädchen? Kleine magere Dinger, zuweilen mit der Schönheit der Abgezehrten. Wann wird diese Welt schön? Nachts. Auf dem Mechtenberg, der nur ein Hügel in der Ebene ist. Wenn die elektrische Welt von Gelsenkirchen, Herne, Bochum in glitzernden Lichtquadraten und -alleen diamantisch aufleuchtet.

Die Franzosen.

Die Offiziere wirken französisch. Aber den Soldaten, meistens ganz jungen Kerls, kann man meistens nicht ablesen, welcher Nation sie zugehören. Ich wette, daß Herr Lensch, wenn man diese oft sehr blonden Jungen in deutsches Feldgrau, unter deutschen Stahlhelm steckte, Ausdruck, Wesen, Seelenauge sogleich als deutsch agnoszierte. Die Uniform verschluckt jede Physiognomie, der Soldat ist Fabrikware.

Es besteht kein Haß hier gegen den einzelnen Soldaten. Bloß Gespanntheit. Die Patrouillen, die mit aufgepflanztem Bajonett in den überfüllten Straßen durchs Gewühl drängen, werden nicht gestoßen und nicht gehöhnt, aber man weicht ihnen auch nicht aus. Sie schlängeln sich mit ihren Bajonetten durch.

Die französischen Soldaten sind gut gelaunt. Wenn sie nachts auf Posten stehen, vergnügen sie sich wie kleine Jungens. Kein größeren Spaß als plötzlich aus dem Dunkel zu treten und ein ängstliches Frauenzimmer zu erschrecken. So einen drolligen Jungen, der vor dem Hotel Kaiserhof aufgestellt war, hörte ich an einem Abend, nachdem er einen harmlosen Überraschungsüberfall hinter sich hatte, vergnügt vor sich hinmurmeln: „. . lustik . . lustik . . lustik". Diese Fröhlichkeit wird zuweilen etwas unbehaglich. Nachts springt aus der Finsternis eines Seitengäßchens plötzlich ein Piou-Piou mit geladenem Gewehr heraus. Man geht weiter. Dreht sich nicht um. Die Schritte hallen durch die öde Gasse. Unwillkürlich denkt man: wenn es nun diesem übermütigen jungen Soldaten einfiele, dir eine Kugel nachzuschicken, — bloß aus Übermut und güter Laune? Die Jungens sind so lustik, und es muß doch Spaß machen, einmal zum Vergnügen loszuschießen? Merkwürdigerweise hat man von solchen Scherzen noch nie gehört. Die Erzfeinde, warum es leugnen, benehmen sich vorläufig sehr diszipliniert. Vielleicht weil sie keinen Wein und keinen Schnaps bekommen. Ihre Isolierung ist eine vollkommene. Selbst die Huren sehen die Eindringlinge mit patriotischer Gemessenheit an: „Oh, nein!"

Die Offiziere machen sich in den besten Hotels breit (und die besten Hotels sind hier, für Krupps und Thyssens Kundschaft berechnet, so komfortabel wie Adlon und Atlantic). Aber die Soldaten

müssen auf dem harten Fußboden requirierter Schulen schlafen, auf Stroh, wochenlang, — sie essen, aus der Feldküche, dem Nachschub aus der Heimat. Nur Kranke dürfen Milch verlangen, aber die Essener brauchen ihr. bißchen Milch für kranke Kinder. Dennoch sind sie lustig und neugierig und schauen gar nicht grimmig auf die Massen, die an ihnen vorbeiziehen.

Die stille Methode.

Über die große Thyssen-Demonstration waren die klugen Leute in Essen etwas verstört. Bergarbeiter, Hüttenarbeiter können nicht auf einmal einen Märtyrer Thyssen brauchen. Und überhaupt der Taumel auf den Straßen. Man sang den Eindringlingen in die Ohren: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen". Tags darauf verkündeten die Arbeiter, wenn es noch einmal töricht-kriegerischen Rummel auf den Straßen gäbe, würden sie die Leute aus den Arbeiterbezirken aufrufen. „Das ist die Methode von München", sagte mir ein Führer der Eisenbahner. „Nichts für uns. Wir sind für die stille Methode."

Die stille Methode — das ist das Versagen der Eisenbahnen. Hier ist das dichteste, komplizierteste, spurenreichste Netz von ganz Deutschland. Die Weichen werden elektrisch-automatisch gestellt. Auf diesem Klavier kann kein Fremder spielen. Besetzen die Franzosen einen Bahnhof, so verlaufen sich die deutschen Eisenbahner sofort. Die Strecke verödet. Nun haben die Franzosen — mit Hilfe elsässischer, also deutscher Lokomotivführer — eine Strecke, von Düsseldorf bis Alten-Essen, feierlich erobert. Sie haben mit großer Geste die deutschen Eisenbahner von diesen Stationen fortgeschickt. Und was taten sie? Sie setzten die Stellstationen ganz außer Betrieb und rutschten auf einem Geleise ungemein behutsam vor. Soldaten mit Brechstangen schritten vor der Lokomotive und prüften die Geleise. Die Beobachtungsposten der deutschen Eisenbahner blickten von ihrem Lugaus ziemlich vergnügt zu. Massentransporte werden auf diese Weise schwer zu bewerkstelligen sein. Und die Krankheit der Bahnen hat sich vom Ruhrgebiet ins altbesetzte Gebiet übertragen. Es ist eine Verstopfung des Verkehrs eingetreten, ohne Generalstreik, auf den die Franzosen nicht gerechnet haben. Die paar Unglücksfälle, die auf den militarisierten Stationen stattfanden, haben die Unbehaglichkeit der französischen Eisenbahntruppen noch verstärkt. Unzweifelhaft bemächtigt sich diese stille Obstruktion des ganzen Apparates. Nur Nahrungsmitteltransporte, sowohl für die Bevölkerung, als für das Militär, rollen unbehindert zu den Städten. Das komplizierte System der westfälischen Bahnen ist in den letzten Wochen nicht gerade vereinfacht worden. Wenn sich die französischen Ingenieure wirklich zutrauen, den Knäuel zu entwirren, so müssen sie sich jedenfalls auf eine monatelange Arbeit gefaßt machen.

„Das ist die stille Methode“ sagte mir mit Ernst und einem Schuß Heiterkeit ein deutscher Eisenbahner. „Wir singen nicht. Wir wollen auch die Franzosen nicht siegreich schlagen. Bloß draußen wollen wir sie haben.“

Ausblick.

Gibt es, außer den bayerischen Dummköpfen, jemanden, der bei aller Zuversicht den Ernst und vor allem die Dauer dieses Kampfes übersieht? Dabei ist vom Kern des Streites, von der Kohlenabfuhr, noch nicht die Rede gewesen. Wahrscheinlich werden die Franzosen, wenn dieses Heft erscheint, die Einfuhr nach Deutschland schon verhindert haben. Jedenfalls werden sie den Versuch der Abschnürung in diesen Tagen machen. Das bedeutet natürlich nicht, daß sie einen Zentner nach Frankreich kriegen. Dann tritt die Verschärfung der Situation ein. Kohlenmangel in Deutschland: verfinsterte Straßen, halb erkaltete Fabriksäle, verringerter Verkehr. Die Nervenprobe. Wer kann sagen, wie lange sie dauern wird? Höchstens die Münchener Dummköpfe, die jetzt Zwist in die Republik schleudern, sind zu schnellen Antworten entschlossen. „Aufhebung des Vertrages von Versailles. Basta!“ Im Ruhrgebiet hörte ich (nicht von Kommunisten) andere Gedankengänge, die ich hier wiedergebe: Den Franzosen bleiben im Ruhrrevier einige Schachzüge, die wir nicht kennen. Wenn sie brutal sind — und es scheint, daß sie allmählich brutal werden wollen —, dann werden sie Blut ernten. Aber wenn sie behutsam-vorsichtig sind, die Bevölkerung nicht aushungern, wie sie eben wieder erklärten, wenn sie sich mit der Zuschnürung der deutschen Kohlenader begnügen? Dann gibt es ein Kohlenblockade von schwer zu bemessender Länge. Was soll dann geschehen? . . . Ich gebe kühne Gedanken, die ich im Ruhrgebiet hörte, wieder:

„Radek“, so erklärte mir ein denkender Bürgerlicher, „soll einmal gesagt haben: Einem Politiker muß in jeder Situation eine Aktion einfallen. Vielleicht entschliessen wir uns, endlich, zu einer Lektion im Russischen? Wohin sollen wir, wenn die ganze Profitwelt Europas und Amerikas über unsere Zerstörung die Achsel zuckt, wohin sollen wir uns neigen? Und genügt eine platonische Neigung? In dieser Stunde, da die Geschichte uns zudonnert: Rußland! Rußland! Rußland!, in dieser Stunde vollkommener Auspowerung muß sich der deutsche Bürger auch entschließen, die innere Welt Lenins zu verstehen. Lenin ist nicht mehr der Lenin von 1917. Sind wir machtlos? So soll die Welt erfahren, daß unsere Machtlosigkeit von Essen- bis Wladiwostok reicht.“

Das war die letzte Stimme, die ich im Ruhrgebiet hörte. Ich gebe sie, ohne skeptische und ohne hoffnungsvolle Randbemerkung, wieder. Die Stunde brauchte ein politisches Genie. Deutschland hat Cuno. . . .

Daß in Deutschland einige Wirrköpfe in der Führerlinie und einige Tausend Vernagelte unter den Nachläufern mit dem Gedanken Krieg gegenwärtig überhaupt spielen zu können glauben, zeigt eine Verkennung der Sachlage schon im primitivsten. Deutschland hat keine Waffen (und die Russen, wenn sie welche hätten, hätten sie nicht für Deutschland); und selbst wenn es Waffen hätte: dieser Krieg würde auf deutschem Gebiet geführt werden, er würde vielleicht gerade durch die industriell empfindlichsten Provinzen rasen, und die Zerstörung, die er anrichten würde, wäre nach den Erfahrungen des letzten Krieges wahrscheinlich fürchterlicher als jeder denkbare Gewinn. Indessen genügt es nicht einmal, sich an den Erfahrungen des letzten Krieges zu orientieren. Ein kommender Krieg würde noch ungleich fürchterlicher werden als der letzte, er würde Zerstörungsmittel in Aktion setzen, die zwischen 1914 und 1918 erst in den Anfängen standen, er würde Katastrophen bringen, vor denen die Phantasie versagt.

Frühere Kriege waren Kämpfe der Menschen. Der letzte Krieg war ein Krieg der Maschinen. Der künftige Krieg wird ein Krieg der Chemikalien sein!

Man vergegenwärtige sich die ersten Versuche eines chemischen Angriffes im Jahre 1915 und vergleiche damit die Entwicklung schon bis zum Ende des Weltkrieges.

1915 brachte man, nach monatelanger Vorarbeit, große Gasflaschen an einen beschränkten Frontabschnitt, wartete tagelang auf günstigen Wind und öffnete, als er gekommen schien — immer auf dem begrenzten Frontabschnitt — die Ventile, damit das Gas in die feindlichen Gräben hinüberstreiche. Bis es ankam, war es bereits stark verdünnt, hatte bereits stark an Wirkung verloren, und überdies ereignete es sich nicht selten, daß während des Hintreibens der Wind die Richtung änderte und daß die Angreifer derart zu Angegriffenen wurden.

Im weiteren Verlauf des Krieges „verbesserte" sich die Technik. Vor allem wurde das Gas nicht mehr abgeblasen, sondern abgeschossen. Granaten wurden mit ihm gefüllt und brachten die Schwaden unmittelbar an die Stelle, an der man das Gas zur Wirksamkeit bringen wollte, sodaß der Feind es als relativ unverdünnt zu schlucken bekam. Auch war die Überraschungswirkung größer. Denn während man vorher die langsam heranstreichenden Gaswellen schon hunderte Meter weit erkannte, war jetzt jede Vorbereitung erschwert, und die Hand des Soldaten faßte bei jeder Kampfhandlung sozusagen ununterbrochen nach der Gasmaskendose.

Aber noch immer waren Schutzmaßnahmen möglich. Noch immer gelang es, Stoffe zu finden, mit denen die Gasmaskenpatronen

gefüllt werden konnten, Stoffe, die auch die verderblichsten Mischungen absorbierten. Noch immer war das Gas mit den Sinnen wahrnehmbar, — wenn nicht mehr mit den Augen, wie zu Anfang, doch mindestens mit der Nase. Selbst das gefürchtete Gelbkreuz, die letzte Vervollkommnung auf deutscher Seite, war zwar farblos, konnte aber immerhin noch an einem leichten Knoblauchgeruch erkannt werden. Aber die Zeit ist fortgeschritten, und während noch monate- und jahrelang nach Kriegsende die moralische Entrüstung über den deutschen Gaskrieg nicht verstummen wollte, hörte auch in den moralischeren Ländern mit dem Niederbruch Deutschlands das Interesse für Giftgase keineswegs auf. In allen Laboratorien wurde weitergearbeitet, Dutzende von gelehrten Köpfen beschäftigten sich mit dem menschheitszerstörenden Problem und schließlich hörte man, daß es dem Professor Lewis von der Northwestern University gelungen sei, ein Non plus ultra herzustellen und daß eine halbe Stunde von Baltimore, in der Stadt Edgewood, (die vielleicht noch einmal berühmt werden wird!) Fabriken damit beschäftigt seien, den reizenden Stoff dieses Schwarzkünstlers, nach ihm ansprechendermaßen Lewisit genannt, in großen Massen zu fabrizieren. Was man von diesem Mittel erfuhr, war berauschend schön. Man hörte, daß, wenn man es mit Spritzen aus Flugzeugen ausgieße, ganze Städte aufs Eleganteste damit erstickt werden können. Kleider bringe es zur Entzündung, Haut und Fleisch, Organe und Eingeweide verbrenne es wie Stroh. Jeden Stoff, jede Maske durchdringe es, und einmal bis in die Lungen vorgedrungen, töte es jeden Menschen unrettbar.

Das mochte zuerst als Phantasie erscheinen, und solange man noch nichts Näheres über die chemische Zusammensetzung wußte (— und die wurde natürlich ängstlich geheimgehalten —), war man geneigt, das Ganze für einen Bluff zu halten. Leider war dieser Optimismus unbegründet. Durch Zufälle, die hier nicht näher beschrieben werden können, ist das Rezept des Lewisit vor kurzem auch in Deutschland bekannt geworden. Versuchsweise hat man das Mittel daraufhin auch hier hergestellt, und nachdem Experimente mit ihm angestellt worden sind, läßt sich jetzt sagen, daß das Lewisit in der Tat die gefährlichste Substanz darstellt, die auf diesem Gebiet jemals erdacht worden ist.

Chemisch handelt es sich um einen organischen Körper, der in die Klasse der Senf-Gase gehört und dergestalt mit dem im Kriege bekanntgewordenen deutschen Gelbkreuz verwandt ist. Der Unterschied zwischen beiden Stoffen besteht nur in einer — man möchte sagen unscheinbaren — Kohlenwasserstoffgruppe; das Gelbkreuz enthält die Äthyl-, C_2H_5-Gruppe, das Lewisit die Vinyl-, $CH^2 \cdot CH$-Gruppe. Das liest sich nicht eben sehr bedenklich. Dennoch ist der Effekt, den diese kleine Änderung hervorbringt, enorm. In bezug auf die Zerstörungsgewalt des neuen Mittels ist ein Vergleich mit seinen

Vorgängern nicht mehr möglich. Wie Tierversuche erwiesen haben, verbrennt das Lewisit die Haut, zerstört die Augen, Atmungsorgane und Lungen in kürzester Zeit. Kaninchen, denen man das Gas einzuatmen gegeben hat, legten sich augenblicklich auf die Seite und starben unter offenbar entsetzlichen Qualen. Die Sektion ergab, daß die Eingeweide, namentlich die Lungen, vollständig verbrannt worden waren. Man hat in Deutschland auch Laboratoriums-Versuche zur Feststellung eines Absorbtionsmittels angestellt; aber bisher waren sie, ebenso wie offenbar in Amerika selbst, vollkommen fruchtlos, ein Schutz gegen dies Chemikal existiert also noch nicht. Und wenn es existierte, wäre es mindestens nicht im Besitze der Zivilbevölkerung, die von solchen Angriffen aus Flugzeuggeschwadern sicher am meisten bedroht ist.

Lewisit oder noch vervollkommnete Nachfolger aus Flugzeuggeschwadern ausgegossen, —: das wird die liebenswürdige und elegante Form zukünftiger Kriegsführung sein.

Nun, wird mancher fragen: da wir es ja kennen, können doch auch wir es „im Ernstfall" verwenden und die Chancen stehen noch immer gleich. Vielleicht hat mancher auch etwas gehört von jenem anderen Gas, das, wie Fachleute wissen, nach dem Krieg noch synthetisch hergestellt wurde, — von dem D-Gas, das dem Lewisit an Zerstörungskraft sicher nicht viel unterlegen, an Unbemerkbarkeit vielleicht sogar überlegen ist. Aber abgesehen davon, daß zur Verwendung dieser Gase immer auch die Verwendungsmittel Voraussetzung sind, eben die Flugzeuge, die Deutschland nun einmal nicht besitzt —: welche Prospekte gäbe solche Kriegsführung, selbst wenn die Equipierung auf beiden Seiten gleichmäßig wäre, überhaupt? Welche Visionen steigen auf von ausgerotteten Millionen-Städten, niedergemähten Kindern, Frauen, Jünglingen und Kindern, ausgeräucherten Häusern, — eine verzehntausendfachte schwarze Pest? Ästhetisch, oh ja, würde dieser Krieg werden. Keine mühselig beladenen, schweißtriefenden, bärtigen Gestalten mehr; keine dumpfigen, sumpfigen, unterirdischen Höhlen; keine granatzerfetzten Menschen und blutenden Tiere. In beschwingter Schönheit tummeln sich hoch in den Wolken die Luftfahrer, drunten liegen die Menschen, mitten von ihrer letzten irdischen Verrichtung ins Jenseits geschickt, unverletzt auf einer Erde, die von frischem Grün bedeckt ist. Hier und da vielleicht nur schmausend eine Hyäne, ein Fuchs, ein Wolf, die sich satt und befriedigt die Tatzen lecken.

Es wird ein wahrhaft frisch-fröhlicher Krieg sein, und spätere Generationen werden die Genugtuung haben, Ausgrabungen zu veranstalten in einem ehemaligen Deutschen Reich und Bücher zu schreiben über ein Sodom und Gommorrha des 20. Jahrhunderts.

Ich habe die Absicht, Ihnen von meinem armen, unglückseligen Freund Gerzson eine kleine Geschichte zu erzählen. Mein Freund Gerzson war ein junger Mann im Alter von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Ich vermag Ihnen weder über sein Äußeres, noch über sein Leben, noch über seine Stellung in der Welt etwas Imponierendes zu berichten. Gerzson studierte Philologie und wollte in seinen jugendlichen Träumen Universitätsprofessor werden, doch setzte ihm das herzlose Elend so lange mit seinen Fußtritten zu, bis er endlich den Toren der Universität mit tränenfeuchtem Taschentuch Abschied winkte und im Eichamt für Augenmaß einen Posten annahm. Er hatte vierzig, höchstens dreißig Gulden im Monat, von dieser Summe lebte Gerzson, nährte und zerstreute sich, trank und rauchte und wohnte irgendwo in der Kleinen Stations-Straße, in einer dunklen, engen Vorratskammer, oder vielleicht in einem leeren Einmachglas, das er als möbliertes Zimmer gemietet hatte.

Mein Freund Gerzson war ein Nichts, ein Bettler, sein Leben, sein irdisches Dasein hatte keinerlei tieferen Sinn. Und dies sah Gerzson auch ein. Er verbarg sein Schicksal hinter einem diskreten Lächeln und führte ein stilles Leben für sich selbst, rauchte unauffällig seine aus billigstem Tabak gedrehten Zigaretten, wichste sich jeden Tag seine harten, kleinen Schuhe glänzend, bürstete sein abgetragenes Gewand sauber, schnitt die Fransen des reinen Vatermörders fort, band sich immer schlauer die zerfasernde Krawatte und umschmeichelte mit seinem Ellenbogen zärtlich den altmodischen, kahlwerdenden Zylinder.

Sein Lieblingsbuch war ein zerblätterter Onegin, seine Lebensfreude das ziellose Flanieren durch die Straßen. Am liebsten schrittwechselte Gerzson in Ofen, in den alten, engen, aussterbenden Burgstraßen, strebte langsam dahin, ähnlich einem feinen, alten Herrn; er war berückt vom Blau des Himmels, von dem durch die Luft wehenden Blumenduft, vom Glanz der Fenster, er freute sich des schönen Wetters, freute sich, wenn er einen hohen Offizier mit einer schlanken Dame sah, freute sich darüber, daß er lebe und durch ein offenes Fenster den kraftlosen Marsch einer Spieluhr höre.

So promenierte Gerzson und begoß in seiner Seele die welkende Blume der Romantik.

Eines schönen Tages kam diese diskrete und feine Individualität während des Spaziergangs ein gar heftiger Hunger an. Gerzson kehrte in ein kleines Café ein, auf dessen ausgehängter Tafel ein Großer Kaffee und ein Kleiner Kaffee konterfeit waren, neben dem großen Kaffee stand 9 Kreuzer, neben dem kleinen Kaffee 7 Kreuzer geschrieben, und unter das Kaffeeglas waren auch zwei weiße Kugeln und eine rote Kugel gemalt, des weiteren, daß sowohl bei Tag wie auch bei Nacht eine Stunde 22 Kreuzer koste. Gerzson trat ein, begrüßte lächelnd den alten Kellner, setzte sich und be-

stellte einen kleinen Kaffee. Dann begann er unter den Zeitungen nach einem in den siebziger Jahren modern gewesenen exklusiven Familienblatt zu suchen, mußte sich aber mit einem Boulevardblatt zufrieden geben, in dem er vergeblich nach vornehmen Ballberichten forschte. Gerzson legte die Zeitung auf den Tisch und blickte sich in dem verwitterten Café um. Er war der einzige Gast, ihm gegenüber glitzerte die Kasse mit ihrem verfallenden Schmuck und der blonden Kassiererin im Käfig, die über irgendeinem Leihbibliotheksroman alterte.

Hier beginnt eigentlich meine kleine Erzählung, in dem Augenblick, da Gerzsons unschuldige blaue Augen an der Kassiererin hängen blieben. Das Leben ist nun einmal unberechenbar, — Sehnsucht und Kummer stürzten sich nun jählings auf Gerzsons Herz, zogen es auf wie eine stehen gebliebene Uhr, Gerzsons Herz begann zu ticken, Gerzson begann seine Verwaistheit zu fühlen, den tödlichen Mangel seines jungen Lebens, daß er niemandem den Hof mache, die Vorstellung der Frau begann seine Phantasie zu quälen, in den Ohren klang es ihm vor Küssen, er hatte die Empfindung, er könne dieses Leben so nicht länger ertragen. . . . Nach einer gar nicht geraumen Weile erhob sich Gerzson vom Tisch, tänzelte zur Kasse hin, verneigte sich graziös, stellte sich der erschrockenen Kassiererin vor; Gerzson ist mein Name, was lesen Sie, gnädiges Fräulein, oh, oh, dann machte er der Kassiererin Komplimente, wie schön ihr blondes Haar sei (das zu Fetzen gebrannte armselige blonde Haar), und gestand schließlich mit todesverachtendem Mut, daß die Kassiererin die einzige Dame sei, die er, Gerzson, zu lieben vermöchte.

Die Kassiererin maß Gerzson vom Scheitel bis zur Sohle:

„Ich kenne euch Männer, euch Männer“ — so sprach sie —, „ihr seid alle miteinander Schufte, wollt mit uns Frauen sofort ein sträfliches Verhältnis anfangen. Lassen Sie das, ich kenne euch Männer, euch Männer . . . .“

Gerzson legte die Rechte aufs Herz, verneigte sich und flüsterte errötend: „O, holdeste Frau . . . .“ — „Ich gestehe“ — sprach die Kassiererin nun etwas entgegenkommender —, „mir gefallen Ihre Manieren und ich habe auch gegen Ihre Person nichts einzuwenden. Ich will Sie erhören, Herr Gerzson, aber nur dann, wenn Sie eine Probe Ihrer wahren Liebe gegeben haben. Wenn Sie den Beweis geliefert haben, daß Sie treu, geduldig, opferwillig und beharrlich sind, wie es die mittelalterlichen Ritter waren.“

„Königin“ — rief Gerzson aus — „werfen Sie Ihren Handschuh in die Donau . . . und ich springe nach.“

„Springen Sie nicht. Sie werden gerettet, der Handschuh aber geht verloren. Ich schlage Ihnen einen anderen Ritterdienst vor, Herr Gerzson. Bringen Sie mir jeden Tag ein Stück Schokolade in Silberpapier. Die Schokolade werde ich verspeisen, das Papier

sammeln, Tag für Tag zusammenpressen, solange, bis es ein Kilo wiegen wird. Die Schokolade darf keinen Tag ausbleiben, und wenn das Silberpapier ein Kilo wiegen wird, dann . . . dann . . . dann . . . kurz: nach drei Jahren gehört Ihnen das Klavier" — sprach die träumerische Kassiererin züchtig.

Gerzson küßte der Kassiererin die Hand, tänzelte aus dem kleinen Café und begann vom nächsten Tag ab getreu die Schokolade in Silberpapier zu bringen. Die Schokolade kostete zehn Kreuzer, die Brückenmaut betrug zwei Kreuzer, und dies bedeutete in Gerzsons rührend kleinem Budget täglich eine Mehrausgabe von zwölf Kreuzern. Wahrlich, Gerzson mußte sich dies und jenes versagen, doch ertrug er gerne das Elend, durfte er doch für jemanden leiden und entbehren. Kampf um die Gunst der Königin, dachte er manchmal, wenn er unterwegs den feinen Leckerbissen abtastete, häufig hungrig und von dem Verlangen getrieben, in die Schokolade zu beißen. So ging dies ein bis zwei Wochen, doch kamen dann jene Tage, an denen Gerzson die zehn Kreuzer nicht hatte und sie bloß durch demütigendsten Borg, traurigste Anpumperei aufzutreiben vermochte.

An einem kühlen Herbsttag, als das Silberpapier in der Kasse bereits ungefähr 83 Dekagramm wiegen mochte und Ultimo war, gelang es Gerzson bis zum Abend nicht, die zehn Kreuzer aufzutreiben. Im Amt schuldete er bereits allen Kollegen kleinere Beträge und er hatte auch schon alle verkaufbaren geringen Habseligkeiten verklopft. Davor, daß er seine geheime Liebe enthülle, oder auf der Straße jemanden anbettle, hielten ihn sein Schamgefühl und seine vornehme Individualität zurück. Er besaß nur das Brückenmaut, taumelte nach Ofen hinüber, stieg zur Burg empor, vor das kleine Café, und äugte von der Straße aus, pochenden Herzens, in das Reich seiner Träume. Gäste waren keine drinnen, nur zwei traurige Gasmänner reinigten über dem Billiard die Lampe. Zurückgelehnt, den Kopf an den Spiegel der Kasse gepreßt, schlief mit offenen Lippen die blonde Kassiererin, und aus des blonden Dämons Mund, der so viel Schokolade verschlungen, glänzten grausam zwei Goldzähne. Vor ihr lag derselbe Roman, den sie am Tag ihrer Bekanntschaft mit Gerzson gelesen hatte. Eine geschlagene Viertelstunde betrachtete Gerzson die Kassiererin, derweil ihm die Tränen in den Mund und in die Kehle flossen. Dann nahm er mit einem intensiven Seufzer von seiner Liebe Abschied, von der Seligkeit des Lebens, seinem Glück, seiner Jugend, und strebte zögernd zwischen die verhutzelten, engen Gäßchen. . . . Sein Zylinderhut und seine ganze gebrechliche Gestalt zerflossen im Dunkel, verschwanden, schwebten in ein leises, ewiges Wandern hinüber, wie dereinst Onegin, als er sich aus Tatjanas Salon entfernte. . . .

(Einzigberechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Februarwoche

Milliarden, Billionen —: Zahlenspuk! Wer kennt sich noch aus in den Zahlenbegriffen, wer vermag sich unter Ziffern noch Realitäten vorzustellen? Ein Freund erzählt mir dieser Tage mit Befriedigung, er habe sein Vermögen durch glückliche Börsenspekulationen allmählich doch auf 5½ Millionen Mark gesteigert. Daran habe er allerdings monatelang gearbeitet, und jeden Tag müsse er langwierige Berechnungen in seinem Notizbuch aufstellen. Was sind 5½ Millionen? 500 Friedensmark! Heute noch 500, — morgen vielleicht schon nur noch 400. Ob irgendwer vor zehn Jahren solche Beträge als „Vermögen" angesprochen hätte? Zahlenspuk, Zifferntarantella, — bald ist jeder Trambahnschaffner Millionär und freut sich darüber so (und versucht, sich auch so zu benehmen), als ob eine Million wirklich noch eine Million wäre.

Dabei ist die übergroße Masse niemals elender daran gewesen, niemals zuvor hatte sie der Pauperismus so vollständig erfaßt, wie gerade in diesen letzten Marksturztagen. Es gibt ein untrügliches Symptom dafür —: die Art, in der sich das große Publikum dem rasenden Markverfall gegenüber konsumtiv verhält. In jeder früheren Sturzperiode stand dem finanziellen Ereignis ein korrelatives wirtschaftliches gegenüber: dem Anstieg der Dollarkurve entsprach ein mitunter noch heftigerer Anstieg des Kauftriebs. Die Läden waren überfüllt, in die Büros hagelten Ordres über Ordres, jedermann suchte sich noch vor Eintritt der neuen Teuerung mit Waren einzudecken, oder auch: im Warenbesitz dem Wertverluste des Geldes zu entgehen. Diesmal? Leer sind die Kaufhäuser, auf der ganzen Linie ist eher noch Rückgang als Belebung des Konsums zu konstatieren, — offenbar ist jetzt wirklich der oft angekündigte Augenblick eingetreten, in dem die Kaufkraft des großen Publikums jeden Kontakt mit der Preisentwicklung verloren hat. Die Ursachen dafür? Sicher allgemeiner, nationaler Einkommensschwund. Daneben aber auch rapider Fortgang der Einkommenskonzentration, der Ablenkung immer größerer Bruchteile der volkswirtschaftlichen Einkommensbildung in die Tresors einiger ganz weniger wirtschaftlichen Großmächte. Unter dieser Konzentration beginnt nach dem Mittelstand, den Geistigen, dem Kleinbürgertum und dem Proletariat allmählich auch der gehobene Kleinbürger, der mittlere Produzent, der mittlere Großhändler sich zu verbluten, — ein Zustand, über den das gehobene Gefühl, Besitzer von Millionen zu sein, nicht auf die Dauer hinweghelfen kann.

Unwillkürlich wird der Blick bei alledem nach Österreich gelenkt; denn da wir so lange gehört haben, wir gingen „österreichischen Zuständen" entgegen, und da sich die Mark dem

Stande der österreichischen Krone in der Tat schon sehr genähert hat (wird sie nicht bald noch tiefer stehen?), ist von dorther vielleicht einige Aufklärung über die Entwicklung von morgen, über die Folgen der Katastrophe und ihre Tragbarkeit zu erwarten. Manches wird wirklich drastisch erscheinen. Wenn die Mark mit der Krone gleichwertig geworden sein wird, wird beispielsweise zum ersten Male wieder, ohne Umrechnung, ein Vergleich unseres Preisniveaus mit dem eines anderen Landes möglich sein; und wir werden dann staunend sehen, wie viel konsequenter die Umstellung dort allseits vollzogen worden ist, wie viel weniger dort der Konzentrationsprozeß eingetreten ist, von dem zuvor die Rede war. In Österreich ist nicht der Preis ganzer Warengruppen willkürlich niedergedrückt worden unter sozialer Beraubung derjenigen, die mit ihnen befaßt sind; in Österreich ist das friedensmäßige Einkommensverhältnis zwischen den wirtschaftlich tätigen Volksschichten viel besser festgehalten worden als in Deutschland, — es ist dort nicht erreicht, vielleicht kaum versucht worden, die grausige Situation zur ökonomischen Deklassierung ganzer Berufsstände auszunutzen. Es wird sich, wenn die Mark der Krone gleichgeworden ist, auch für den ungeschulten Blick entpuppen, daß der österreichische Arbeiter, Beamte, Kleinhändler weit höheres Einkommen bezieht als der deutsche, und daß dennoch nicht damit schon, wie bei uns behauptet wurde, der Anstoß zu stets weiterer Geldentwertung gegeben war. Die Österreicher konnten stabilisieren, weil ihr Verfall wesentlich von innen her kam; Deutschland kann nicht stabilisieren, weil sein Verfall wesentlich von außen her stammt. Mit der Einkommensschichtung hat das alles nichts zu tun.

Mit einer weiteren Legende noch, die allerdings kaum noch ernsthaft kolportiert wird, räumt ein Vergleich zwischen Österreich und Deutschland in diesem Augenblick auf: mit der Legende, daß der deutsche Markverfall in irgendwelchem Zusammenhang mit dem N o t e n d r u c k stehe. Schon aus deutschen Ziffern kann man das leicht deduzieren. Ende 1913 betrug der Notenumlauf in Deutschland 2,59 Milliarden, die Golddeckung belief sich auf 1,17 Milliarden. Diese Deckung ist kaum kleiner geworden. Wenn also die Entwertung, die jetzt ungefähr mit dem Divisor 10—12 000 indiziert werden kann, wirklich vom Notenumlauf herrührte, müßte auch er aufs 10—12 000fache gestiegen sein, also auf etwa 25—30 Billionen. Tatsächlich beträgt er nur 1,7 Billionen. Und wie steht es mit Österreich? Dort, bei einer Bevölkerung von 6 Millionen Menschen, hat der Notenumlauf die Summe von rund 4 Billionen erreicht. Deutschland, mit zehnmal so viel Einwohnern, hat einen Umlauf, der nur ein Drittel des österreichischen beträgt. Danach müßte die Mark ungefähr 30 Kronen entsprechen. Sie ist bekanntlich weit davon entfernt. Und die Deckung? Nun, die österreichischen 4 Billionen sind von Devisen und fremden Bank-

noten gedeckt, die, zum Tageskurse verrechnet, rund 30 % des Umlaufs ausmachen. Den deutschen 1,62 Billionen steht allein an Barrengold ein Betrag gegenüber, der auf 10—12 Billionen zu berechnen ist, also eine 6fache Überdeckung des gesamten Umlaufs darstellt. Dazu sind dann noch die Devisen- und Sortenbestände zu rechnen. Man sieht wohl ein, daß im heutigen Stadium zwischen Valuta einerseits und Notenumlauf oder Notendeckung andererseits keine kausale Verknüpfung mehr besteht, — weder zum Schlechten, noch zum Guten, — weder derart, daß hier die Ursache läge, noch derart, daß durch Änderungen in diesem Bereich valutarische Besserung erzielt werden könnte.

Im Deutschen Reichstag hat der Finanzminister vor einigen Tagen den Voranschlag für das Budgetjahr 1923-24 erläutert, — aber er hat von vornherein hinzugefügt, daß dieser Anschlag, der auf dem Markwert vom Oktober aufgebaut ist, inzwischen schon jede ziffernmäßige Bedeutung verloren habe. Bei einem Markwert, wie er noch vorige Woche angenommen werden konnte, bei einem Dollarkurs von 20 000 also, werde, so sagte der Finanzminister, mit Einnahmen von rund 2000 Milliarden, mit Ausgaben aber von rund 3500 Milliarden zu rechnen sein, also mit einem Defizit von 1500 Milliarden. In dieser Ausgabensumme sind nun aber noch die Erfordernisse des Außerordentlichen Haushalts, des Friedenslastenetats und die Zuschüsse zu den Betriebsverwaltungen unberücksichtigt geblieben. Wieviel ist für sie etwa einzusetzen? Sicher nicht weniger als 2500 Milliarden, ein Gesamtdefizit also von mindestens 5000 Milliarden — in Ziffern 5 000 000 000 000 Mark! Die Zahl ist schwindelnd, ist überhaupt nicht mehr zu ermessen. Und, wie gesagt, sie stimmt nicht einmal. Denn auch der Dollarkurs von 20 000 ist gewesen, — wenn die Entwicklung wie bisher weitergeht, wird das Defizit bis zum 1. April, bis zum Beginn des neuen Finanzjahres, in die Trillionen anschwellen und wird sich damit nicht nur ziffernmäßig, sondern auch tatsächlich eminent vergrößern —: denn die Spannung zwischen den Reichsausgaben (die jeder Markentwertung ziemlich rasch folgen) und den Einnahmen (die ganz langsam dahinter herhinken), wird mit jedem Dollarruck naturnotwendig größer. Noch hat sich die jüngste Verschiebung — eine Steigerung des Kurses von 2000 im Oktober auf 50 000 im Januar! — erst schüchtern ausgewirkt, noch ist überhaupt nicht zu übersehen, wie sie sich schließlich auswirken wird, — denn prozentuale Markentwertungen dieses Ausmaßes sind in so kurzer Frist überhaupt noch nicht erlebt worden, es fehlt jeder Erfahrungsgradmesser dafür. Aber sicher ist schon jetzt, daß der Beruf des Reichsfinanzministers im kommenden Jahr nichts wesentlich anderes sein wird, als der eines Roulettespielers. Jede halbwegs verläßliche finanzwirtschaftliche Grundlage ist zerstört, es wird

ganz einfach ein resigniert unaufhörliches Herausschleudern von Schatzanweisungen daraus werden, — ohne jede geringste Rücksicht mehr darauf, welche Tragkraft die erschütterte und vom Ruhrkrieg sicher nicht kräftiger werdende Realwirtschaft eigentlich noch besitzt. Wovon sprach man doch kürzlich auf mehreren Konferenzen? War es nicht: Balanzierung des Reichsetats?

Von Zeit zu Zeit, immer wenn man eine geschlossene öffentliche Meinung hinter sich braucht, rafft man sich in Deutschland dazu auf, „rücksichtslos" entweder gegen die Spekulation oder gegen den Wucher oder gegen die Schlemmerei vorzugehen. Gegen die Spekulation ist diesmal nichts geschehen; sie war kürzlich dran, als man die Devisenverordnung erließ (die dann wieder abgemildert und überdies nicht ein einzigesmal praktisch angewandt wurde). Gegen den Wucher hat man nach der Ruhrbesetzung ein kräftig Wörtlein allerdings nicht unterlassen; indessen sah man doch wohl ein, daß bei einer täglichen Dollarsteigerung von vielen hundert Punkten zwischen berechtigtem und unberechtigtem Preisauftrieb nicht zuverlässig zu unterscheiden sei; außerdem ist man bereits der bestehenden Preistreibereiverordnung mit ihren Absurditäten so müde geworden, daß man am liebsten auch sie schon glimpflich los wäre, geschweige, daß man an Verschärfungen dächte. So blieb, zur Stimmungshebung, diesmal nichts anderes übrig, als einiger Popular-Puritanismus wider die Schlemmerei. Man kürzte die Polizeistunde, um sie, zwei Tage später, zunächst für Samstag und Sonntag, sofort wieder zu verlängern. Man verbot, schon zum Frühstück Eier und Butter abzugeben, sehr zur Freude aller Schinken- und Käsehändler, deren Absatz an die Hotels sich seither verdoppelt hat. Und vor allem erwirkte man — sechster Punkt der Vereinbarungen mit den Spitzenverbänden des Hotel-, Gastwirts- und Caféhausgewerbes —: „Jede Zurschaustellung von Lebensmitteln in Schaufenstern und unnötige kalte Buffets sind verboten." Jede Zurschaustellung, — da habt ihr die ganze Geschichte! Das ist die Psychologie dieser Stimmungsheber. Nicht die Sache ist ihnen wesentlich, sondern ihr Anschein. Nicht einen Zustand abzuändern, ist ihr Ziel, sondern zu verhindern, daß er so sehr bemerkt wird und bös Blut macht. In der Tat: Alle, alle letztjährigen Gesetze auf diesem Gebiet waren im Grunde Gesetze wider die Zurschaustellung, die Devisenverordnung und die Preistreibereiverordnung ebenso gut wie jetzt die Schlemmereierlasse. Man könnte seine Freude daran haben, wie besorgt unsere Gesetzgeber sich sogar um Taktfragen, um Probleme sozialen Benimms bemühen, müßte man nicht zugleich beleidigt feststellen, daß sie den Anschein zu erwecken suchen, es handle sich gar nicht um vorsichtige Taktik, um Unsichtbarer-Machen, sondern um positiv-materielle Besserungen.

GLOSSEN

WIR SAGEN NIEMALS: DEUTSCH

Der Junge war Schweizer, — Chemiker. Er war auf dem Wege, seinen Beruf in Amerika auszuüben. Ich traf ihn im Gesellschaftsraum.

„Good evening“, begann ich.

„Ich spreche nur deutsch.“

Da stand ich vor einer Kalamität! Ein Pilger von jener kleinen Bühne, die nun schon so lange „für die Demokratie gesichert“ worden war und „nur deutsch“? Meiner hundertprozentigen, amerikanischen Seele schien das kaum anständig.

Aber ich schloß mit meinem Gewissen ein Kompromiß. Ich sagte: „Guten Abend“.

Die Verschwörung wurde inniger. Arm in Arm spazierten wir über das Promenadendeck. In acht Tagen kann man viel plaudern. Das Plaudern geschah in Deutsch — nahezu in Deutsch. Der Junge war sehr geduldig, und ich war befriedigt, überaus befriedigt, jemanden zu treffen, der Deutsch, — mein Deutsch, natürlicherweise, — verstand.

Es war ein sonniger Tag mitten auf dem Ozean. Alles umher schien wohlgefällig, — bis es zu einem Zwischenfall kam. Der Junge und ich spazierten und sprachen, — auf Deutsch, — über Amerika. Plötzlich wurden wir von einer emphatischen Stimme unterbrochen:

„Boche“!

Ich drehte mich um, um mir den Urheber dieser Freundlichkeit anzusehen. Ich lächelte. Aber da kam ich nicht an den Rechten. Der Mann war tödlich ernst, sein Schnurrbart zitterte. Er blitzte. Ich war in Sünde gefallen.

„Wie?“ frug ich tastend.

„Sie sind ein Boche!“.

Der Tag des Gerichtes war erschienen! Ich war machtlos. Im Baedeker werden für solche Fälle keine Winke erteilt. Aber schließlich: Der Krieg war doch schon lange vorbei. Ich lachte meinen schnaubenden Ankläger an und setzte meine Unterhaltung mit dem Züricher Pilger fort. Dann erfuhr ich, wer der Protestler war. Er war ein Belgier. Er vertrat seine Regierung im belgischen Konsulat irgendeiner amerikanischen Stadt. Im Ausland war er ein flammender Patriot, er setzte den edlen Feldzug gegen die Boches fort. Wir trafen uns wieder. Es war ein kleines Schiff.

„Sie sind der Herr, der mich gestern Boche nannte?“

„Ja.“

„Wissen Sie, was das heißt?“

„Ja.“

„Sie wollten keinen Scherz machen?“

„Nein. Sie sprachen die Boche-Sprache. Eine Anzahl von uns überwacht Sie auf diesem Schiff. Nehmen Sie sich in Acht. Wir haben Beweise.“

Ah, die Verschwörung wurde dicker. Der belgische Diplomat hatte mich aufs Korn genommen. Ich hatte fürchterliche Visionen. Ich sah mich schon im Zuchthaus und begann zu fragen, ob man dort noch an Ketten angeschmiedet werde. Aber gerade zu rechter Zeit kam

Hilfe. Ein Freund intervenierte. Er erklärte dem kriegerischen Diplomaten, daß nichts gegen mich erwiesen sei, daß ich Freiheitsanleihe gezeichnet und die Deutschen in durchaus richtigem Geist verflucht habe.

Wir reichten uns die Hände. Die Einigkeit der Welt war wieder hergestellt. Er erklärte:

„Ich dachte, Sie seien ein Boche. Sie sprachen die Boche-Sprache, und das kann nicht erlaubt werden."

Das war zu tief für mich. Ich hatte Sehnsucht nach einem Anwalt.

„Eine Sprache ist aber gut, einerlei, wie viele Schurken sie gebrauchen! Nehmen Sie z. B. Englisch an. Und das Deutsche —"

„Oh, wir sagen niemals deutsch oder Deutschland! Ein Belgier sagt immer: Boche oder Bochie."

Wir sagen niemals deutsch — ich dachte an einen jungen Studenten in Berlin. „Wir wünschen, es käme noch einmal zum Krieg!" Ich dachte an einen Komiker auf der Bühne eines Dresdener Varietés. Ich höre seine verächtlichen Ausfälle gegen Frankreich und England und den Chor von Bravos, den die Zuhörer heraufsandten. Das ist eine traurige kleine Welt! „Wir sagen niemals deutsch." Bei meinem Leben, ich konnte keine passende Antwort für meinen diplomatischen Freund finden. Ich hauchte nur schwach, auf Deutsch:

„Jawohl!"

Hubert C. Herring,
Wichita, Kansas.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

1.

Stinnes und Lensch

Zu Ihrer Polemik gegen Paul Lensch finde ich ein passendes Gegenstück im vorletzten „Simplizissimus". Es ist gezeichnet „Emanuel", trägt den Titel „Stinnes und Lensch" und den Untertitel „Eine verwickelte Geschichte":

„Der volksparteiliche Abgeordnete Stinnes engagiert sich den sozialdemokratischen Professor Lensch als Chefredakteur für seine führende Zeitung.

Er will damit zum Ausdruck bringen, daß er immerhin nicht abgeneigt ist, mit der Ebert-Regierung zu sympathisieren.

Was tut Lensch?

Er entwickelt sich, kaum bei Stinnes angelangt, so rapid nach rechts, daß sich bei Stinnes linksseitige Beschwerden einstellen und ein Krach des Volksparteilers mit dem Sozialdemokraten unabwendbar scheint.

Wie soll das enden?

Je liebevoller der halb rechts stehende Arbeitgeber Stinnes geneigt ist, den sozialistischen Präsidenten zu stützen, um so rabiater stemmt sich der halb links stehende Arbeitnehmer Lensch gegen die Unterstützung des Präsidenten, der sein Parteifreund ist.

Eine verwickelte Geschichte, die ihre Lösung nur durch den offiziellen Eintritt Stinnes in die Sozialdemokratie finden kann.

Ist er erst einmal drin und damit Parteifreund seines Angestellten Lensch geworden, so besteht kein Zweifel, daß dieser ihn mit Hilfe der Organisation zwingen wird, sich ihm unterzuordnen und die reaktionäre Politik zu machen, die er als linksstehender Politiker für notwendig erachtet." *Karl Hartwig.*

2.

An Hans Reimann

Sie tragen, wo Sie gehen,
Stets einen Füll bei sich.
Im Kino, auf dem Locus,
Im Wald und auch bei Tisch.
Mit diesem Fülle schreiben
Sie mancherlei Essay,
Ich aber muß es lesen
Allwo ich geh und steh.
Ich seh Hans Reimann blinken
Auf Japan und auf Müll, —
Tun Sie mir den Gefallen,
Zerbrechen Sie den Füll.

Arthur Joseph, Köln.

(Postscriptum Hans Reimanns: Erstens müssen Sie es nicht lesen, zweitens wird der Füll demnächst wirklich seine Tätigkeit einstellen.)

TISCH MIT BÜCHERN

René Schickele: Wir wollen nicht sterben! (Kurt Wolff Verlag, München. 270 Seiten.)

Man könnte dieses Buch einen Roman der Zeit nennen, in dem die Ideen und Wünsche als tragische oder glühende Figuren auftreten. Es stellt in drei Abschnitten den geographischen Ort der Humanität fest, einer heiß und wahrhaft schmerzlich begehrten Humanität. In den Jahren 1918 bis 1921 werden drei Stichpunkte gemacht: Revolution in Deutschland, Zelle der Menschlichkeit in Paris, friedliche Landschaft in Deutschland. Doch ist der äußere Ort wohl gleichgültig. Viel Spott — aber noch mehr Liebe, viel Wissen, aber noch tiefere Inbrunst, die der Befreiung des Menschen von sich selbst gilt. Ein eminent politisches Buch, wenn man Politik als die Kunst begreift, den Menschen aus den Knebeln des Zeitunfugs zu lösen. Dies und Wells' „Hoffnung auf Frieden" lassen uns dennoch, dennoch, dennoch: Optimisten sein.

S. D. Gallwitz: Dreißig Jahre Worpswede. Künstler, Geist, Werden. Angelsachsen-Verlag, Bremen. 160 Seiten.)

Zum zweitenmal steht der Name Worpswede im Brennpunkt künstlerischen Interesses. Zwischen beiden Zeiten liegt eine ungeheuere Wandlung. Erst war es die um Mackensen gruppierte Malergemeinschaft; heute liegt der Ton auf einer Werkschar mit kunstgewerblichem und politischem Einschlag. Das Gallwitzbuch geht zwar den einzelnen Persönlichkeiten nach, die maßgeblich waren, aber es macht eine Monographie des Ortes daraus, es faßt den Sinn der Landschaft zusammen, die hier mehr als in ähnlichen Fällen ausschlaggebend wurde; es gibt in pastellener Tönung den atmosphärischen Gehalt. Dabei schweigt nicht das kritische Gewissen, wenn es auch mit Liebe und dem erfreulichen Willen: zu ver-

stehen, urteilt. Eine Anzahl dichterischer Proben Worpsweder Autoren und ausgezeichnete Reproduktionen von Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe stützen den gelungenen Versuch, aus dem ein klärendes Resumé wurde.

D e u t s c h e s L e s e b u c h. Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Erster Teil. (Verlag der Bremer Presse, München.)

Die Lesebücher unserer Kindheit hatten mit dem bunten ausschnitthaften Allerlei großen Reiz. Für jeden stand etwas darin, Belustigung, Lehre, Gedicht, Anekdote. Später entdeckte man die Beeinflussung, die geistige Politik der Schule, suchte seine Erzieher sich selbst. Das deutsche Lesebuch hat es immer stark mit dynastischen Geschichten gehabt; fast vergaß man darüber, daß zwischen 1750 und 1850 recht große Pädagogen in Deutschland lebten. Nun wird es geradezu eine Sensation, wenn Hofmannsthal mit scheinbarer Absichtslosigkeit einige Abschnitte aus den Werken dieser Denker als Deutsches Lesebuch herausgibt. Man fürchte keine Moralin-Injektionen, es sind bezaubernd starke Stücke aus Bekanntem und Abgelegenem, von Lichtenberg und Winckelmann, von Hamann und Forster, Hölderlin, Novalis, Goethes Mutter und anderen. Es ist nicht Wissenschaft im gebundenen Sinne, oft sogar Novellistisches und immer eine mit höchster Meisterschaft vorgetragene Prosa. Wer das Deutsche in seiner tiefsten Substanz kennen lernen will, ich meine in seiner Mischung aus Geist und Gemüt, aus Erhabenem und Kindlichem, der nehme sich dies Buch vor. Er wird aus seinen kurzen Fragmenten und Exzerpten, in die Schwere seiner täglichen Arbeit hinein, Bereicherung und Vertiefung erfahren; er wird, überrascht, eine Fülle von Kräften finden, die selbst eine erlesene Bildung immer wieder neu antreiben können. — Die Offizin der Bremer Presse hat das Buch mit rühmenswerter Sorgfalt hergestellt.

K.

FILM

Premiere im Wedding

Die vier oder fünf „Uraufführungstheater" liegen allesamt am oder um den Kurfürstendamm. Was ein richtiger Filmkritiker ist, betritt kein anderes Kinotheater als diese.

Ein spleeniger Einfall, denkt man zuerst, sich mit seiner Filmproduktion bis in den Wedding zurückzuziehen.

Aber sobald man nur den Saal betritt, irgendein sechstrangiges Balllokal von vorgestern, heiß, ungelüftet, mit harten Holzbänken — — so fühlt man, wie entzückend der Einfall war.

Man sieht in dem dunklen Raum zuerst garnichts (ich bin etwas zu spät gekommen, mitten in die Aufführung) und glaubt sich zwischen ein gewöhnliches Kientoppublikum eingeklemmt. Aber bald stellt sich heraus: das sind Kinder, hunderte von Kindern! Wenn der Held seinen Gegner niedergeboxt hat, geht ein Freudengeheul durch den Saal, und wenn Romeo in seiner einsamen Kammer nach Julie seufzt, so rät ihm ein vierzehnjähriger Knirps hinter mir: „Mensch, nimm dir doch 'ne andere 'rauf!". Oder: das „Orchester" — ich habe, ein Kind des musikalischen Österreich, solche Töne überhaupt noch nicht vernommen — das Orchester spielt Volkslieder und Gassenhauer und dreihundert Kinderkehlen singen mit — zu einem Text von solcher sexuellen Unverhülltheit, daß Einem immerhin die Haare ein bißchen zu Berge stehen.

Aber in der Pause jubeln sie dem Hauptdarsteller und Hersteller, dem dicken Rolf Jäger, der mitten unter ihnen sitzt, mit Indianergeheul zu, starren ihn wie ein Weltwunder an und laufen ihm auf der Straße nach, als ob's Pola Negri wäre. So sind diese Knirpse: sie kennen die Nutten, die in ihrer Straße herumstreichen, sie singen ihre Lieder, sprechen ihren Argot, sind illusionslos in vielem, — — — und doch Märchenhänse, wie aus des Knaben Wunderhorn, die mit glühenden Backen und glänzenden Augen die Volksmärchen dieser Zeit einsaugen: die Abenteurerfilme, Chaplin, Fatty. Wer sie sieht, ahnt, was der Film fürs Volk bedeutet — vor allem: was er bedeuten k ö n n t e.

w. h.

GESPRÄCH IN DER GRENADIERSTRASSE

„Zeiten, sag ich Ihnen! Ich arbeit' mer ab und lauf' mer die Beine wund und komm und komm doch auf keinem grünen ‚Resultat!"

„Was erzählense mir? Meinense ich bin auf Honig gebettet?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

NORA

EIN PUPPENHEIM

FILM IN 6 AKTEN NACH IBSEN
VON B. VIERTEL UND G. FRÖSCHEL

*

REGIE: BERTHOLD VIERTEL

*

OLGA TSCHECHOWA / LUCIE HÖFLICH
ILKA GRÜNING / FRITZ KORTNER
KARL EBERT / ANTON EDTHOFER



TÄGLICH IM

U.T. KURFÜRSTENDAMM

Der neue Decla-Bioscop-Film

Ein Glas Wasser

Das Spiel der Königin

nach Scribe von **Ludwig Berger** und **Adolf Lantz**

Regie: LUDWIG BERGER

In den Hauptrollen:

Mady Christians / Lucie Höflich
Helga Thomas / Hans Brausewetter
Rudolf Rittner / Hans Waßmann

Bauten:

Rudolf Bamberger / Hermann Warm

Photographie:

Günther Krampf / Erich Waschneck

Täglich
UFA-PALAST AM ZOO



16 NEUE BÜCHER

Autor	Titel	Ausstattung	Grundpreis
HENRI BARBUSSE	*Das Messer zwischen die Zähne* Ein Aufruf an die Intellektuellen	broschiert Pappband	Mk. 1.— „ 2.80
ALEXANDER BLOCK	*Der Untergang der Humanität* 5 Abhandlungen	broschiert Pappband	„ 1.20 „ 2.80
FRANZ JUNG	*Mehr Tempo, mehr Glück, mehr Macht* Der ‚Technik des Glücks' II. Teil	broschiert Halbleinen	„ 1.50 „ 4.—
GEORGE GROSZ	*Abrechnung folgt* 55 politische Zeichnungen	broschiert Pappband Halbperg. sign.	„ 2.— „ 5.— „ 50.—
GEORGE GROSZ	*Ecce homo* 84 Lithographien u. 16 Aquarelle	Vorzugsausg. A „ B I Ausgabe B II „ C „ D	„ 600.— „ 200.— „ 32.— „ 45.— „ 20.—
GEORGE GROSZ	*Mit Pinsel und Schere* 7 Materialisationen	kartoniert Mappe	„ 4.50 „ 7.—
OSKAR KAHNEL	*Steh auf, Prolet!* Gedichte, illustr. v. George Grosz	broschiert Pappe	„ 1.— „ 2.80
EUGEN LEVIN-DORSCH	*Die Dollarmärchen* 8 Märchen illustr. v. H. M. Davringhausen	kartoniert Halbleinen	„ 2.50 „ 5.—
GEORG LUKACS	*Politische Essays* 10 Aufsätze	broschiert Pappe	„ 4.— „ 8.50
HERMYNIA ZUR MÜHLEN	*Ali, der Teppichweber* 4 Märchen, ill. v. John Heartfield	kartoniert Halbleinen	„ 1.60 „ 3.50
JOHN DOS PASSOS	*Drei Soldaten* Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide	„ 3.50 „ 4.50 „ 7.50 „ 11.—
UPTON SINCLAIR	*Das Buch des Lebens* II. Band. Das Buch des Körpers und der Liebe	broschiert Pappband Leinen Halbleder	„ 1.80 „ 2.50 „ 4.80 „ 8.50
UPTON SINCLAIR	*Das Buch des Lebens* III. Band Das Buch der Gesellschaft	broschiert Pappband Leinen Halbleder	„ 1.80 „ 2.50 „ 4.80 „ 8.50
UPTON SINCLAIR	*Man nennt mich Zimmermann* Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide Ganzleinen	„ 2.50 „ 3.20 „ 5.50 „ 8.— „ 8.—
KARL AUGUST WITTVOGEL	*Wer ist der Dümmste* Groteskes Märchenspiel	kartoniert	„ 1.80
I. JAHRBUCH	*Platz dem Arbeiter*	broschiert Halbleinen	„ 2.50 „ 7.50

Die Grundpreise sind mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins zu multiplizieren (zurzeit 1400).

DER MALIK-VERLAG / BERLIN-HALENSEE

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Februarwoche

Deutschland ist einsam. Es büßt die rasche Blüte von vierzig jäh heraufgeschossenen Industriejahren. Das Maschinen-Deutschland wuchs zu schnell in die Luft. Sinkt dieses junge Reich wie Penthesilea, die Allzukriegerische, frühzeitig hin? Ist Kleistens Klagelied ein Nachruf auf Deutschland?

Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte!
Die abgestorbene Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Die Eiche ächzt. Wird sie im Sturm elastisch werden, sich biegen und bestehn? Wir alle halten den Atem an.

Deutschland ist einsam. Nicht nur die Hoffnungen auf Amerika, England oder den kläglichen Völkerbund sind nichtig. Auch die Hoffnung auf Rußland wäre heute törichte Illusion. Warum sollte die Sowjetregierung sich für uns regen? Wir sind zwar ein ausgepowertes Land, aber wir haben den Dünkel unseres vorgestrigen Reichtums. Wir sind eigentumsgläubige Leute auch ohne Eigentum. Wir bleiben Feinde des Bolschewismus, auch wenn es nichts mehr in Deutschland zu bolschewisieren geben wird. Vergebens haben Lenin und Trotzki sich innerlich gewandelt, wir sind Deutsche, also Prinzipienreiter — es ist die einzige Reiterei, die uns gestattet blieb. Und weil wir Prinzipienreiter sind, drum weisen wir jede innere Gemeinschaft mit den Sowjetköpfen von uns. Schon der Gedanke an ein Bündnis mit dem Lenin'schen Reich erzeugt in Mosses Hallen eben so viel Schaudern wie in Helfferichs Bankdirektorengemüt. Keine Angst, Trotzkis Truppen werden nicht ins Ruhrgebiet marschieren. Vielleicht hätte Walther Rathenau, der wußte, wie innig innere und äußere Politik zusammenhängen, in diesen Tagen seine, unsere „kommenden Dinge" wiedergeahnt und dem Vertrag von Rapollo jetzt erst Fülle, Gehalt und Zukunft gegeben. In fünf Jahren werden unsere Prinzipienreiter die Hand nach Rußland strecken — in fünf Jahren, wenn Trotzkis unerschütterte Herrschaft von allen Erdteilen umworben sein wird.

Wer den deutschen Steckenpferdpolitiker studieren will, sehe sich auch Herrn Arnold Rechberg an, der einmal Ludendorffs Adjutant war, heute Großindustrieller und noch immer Rittmeister ist. Herr Rechberg ist im „Tage-Buch" gerühmt worden, weil sein Vor-

schlag, der französischen Industrie Teile des deutschen Aktienbesitzes zu überlassen, nüchtern, vernünftig und mutig ist. Dieser selbe Arnold Rechberg wird sofort närrisch, wenn er das Wort „Sowjetregierung" hört. Kürzlich hat er ein faustdickes Märchen zum Besten gegeben, Hitler und die Nationalsozialisten würden mit russischen Rubeln genährt, um Unruhen in Deutschland hervorzurufen, Unruhen, die dann von der Sowjetregierung sofort zum Sturz der Wirtschaftsordnung ausgenutzt werden sollen. Eine Aufforderung der Nationalsozialisten, die Quelle seiner Fabeln zu nennen, hat Herr Rittmeister Rechberg mit einer phantastischen Erzählung beantwortet, die selbst für einen alten Ludendorffadjutanten zu einfältig war. Der Fall ist ein typisch deutscher. In einer Weltsituation, die den Deutschen (wie vor drei Jahren den Türken) nur eine Anlehnung übrig läßt, die vor aller Welt zu verkündende Anlehnung an Rußland, verschreibt sich ein sonst durchaus zurechnungsfähiger Kaufmann Schauergeschichten, bloß um sein längst verschimmeltes Steckenpferd reiten zu können.

Reichskanzler Cuno ist nun endlich ins Ruhrrevier gefahren. Warum wurde diese Reise gewünscht? Wir deuteten es vor vierzehn Tagen hier an. Den Ruhrleuten, „die von der Regierung die Weisung zum Widerstand empfangen — also die Weisung, größten persönlichen Gefahren zu trotzen," — sollte gezeigt werden, „daß diesmal der Feldherr bei der Truppe ist, daß diesmal auch der Führer dieselbe Gefahr auf sich nimmt, wie die Geführten." Und die Besatzungsbehörden sollten herausgefordert werden, den Kanzler in solcher Tätigkeit mit Zwangsmitteln zu hindern, — dadurch würde „die Gewalt sich bis zum Letzten entlarven, die Welt würde bis in ihre Tiefen erschrecken." Auf was kam es also an? Auf längere, intensive, wirklich leitende Betätigung an Ort und Stelle, und auf sichtbare, unreservierte Fühlung mit dem Volke Mit alledem wäre noch der Vorteil verknüpft gewesen, daß dem verantwortlichen Leiter der deutschen Politik selbst exakte Informationen über die Lage und Stimmung im Ruhrgebiet zugänglich geworden wären, nicht nur aus zweiter Hand, nicht nur von Subalternen stammende. Keines dieser Ziele hat die Reise auch nur annähernd erreicht. An einem Sonntag, vom Vormittag bis zum Nachmittag, wurde hastig, im Auto, eine Spritztour durch Essen, Bochum und Dortmund veranstaltet, schon am Abend war man wieder in Elberfeld, also jenseits der Besatzungsgrenze. Niemand in der Bevölkerung wußte, daß der Kanzler kommen werde, niemand außer einem engen Zirkel von Industriellen, Beamten und Gewerkschaftsführern sah ihn von Angesicht zu Angesicht, mit niemandem aus dem gemeinen Volk sprach er, schon die Kürze der Zeit machte es technisch unmöglich, ein tatsächlich eigenes Bild der Lage zu gewinnen. Wiederum hinter verschlossenen Türen, im stillen Dunkel eines Provinziallandtages, ward dann noch, in Barmen, eine Rede absolviert:

das ist das ganze Ergebnis dieser Fahrt. Informationen? Propaganda? Erprobung der Gewalt? Es war von keinem auch nur eine Spur. Es war eine höfliche Geheimratsvisite. Aber wenn je, so mußte diesmal nicht der Geheimrat, sondern der Volksmann, der Demokrat am Werke sein, — diesmal, da der Kampf ja offensichtlich ein überwältigend demokratischer, ein Kampf der Massen und nicht der Behörden ist. Der Gehrock des Geheimrats ist ein würdiges Kleidungsstück. Aber man stelle sich vor, was eine Figur ohne Gehrock, was vielleicht ein Lloyd George mit flatternder weißer Mähne in dieser Lage an Feuer, an Massenwirkung, an hinreißendem pathetischem Impetus entfaltet hätte!

Gibt es etwas Widerwärtigeres als die Reklamepatrioten? Da fand vor ein paar Tagen im Berliner Sportpalast ein Boxkampf statt, er mußte mit Ruhrsauce serviert werden. Schön. Wenn die Leute zu jedem Faustschlag, den Naujocks oder Grimm austeilte, an die Franzosen denken wollten, so hätten die Zuschauer leicht ein paar Millionen aufbringen können. Aber man veranstaltete ein vaterländisches Zwischenspiel. Frau Fern Andra ließ durchs Megaphon in die ungeheure Runde brüllen, sie verkaufe einen öffentlichen Kuß zu Gunsten der Ruhrhilfe. Das ist eine vaterländische Tat, welche Frau Fern Andra nichts kostet, von der man freilich annehmen mußte, daß sie auch dem neu besetzten Gebiet nicht viel einbringen werde. Aber es gab wirklich einen Holländer, der für Fern Andra, für dieses altbesetzte Gebiet, etwas tun wollte, er spendete 100 holländische Gulden für einen öffentlich schnalzenden Kuß der Reklameheldin. 100 holländische Gulden waren in diesem Augenblick etwa 14 Millionen Mark. Es gab Kenner, die die Ware überzahlt fanden. Immerhin, die Ruhrhilfe! Aber kam es denn der erprobten Kußhändlerin und ihrem Partner — es war, wie sich schnell herausstellte, ein Kunstfahrer — auf das patriotische Werk an? Dem Filmstar von vorvorgestern und dem wagemutigen Schnellfahrer ging es vor allem um die Mordsreklame, um das Gerede, um das Aufsehen. Das Publikum im Sportpalast, ein paar Tausend Leute, johlte, als Frau Andra ihren grell gefärbten Mund zu der teuer erkauften Prozedur anbot — halbwegs ernste Menschen wandten sich mit Ekel von dem frechen Schauspiel, das hier unter patriotischem Vorwand aufgeführt wurde. Hundert lumpige holländische Gulden genügen nicht, um aus dem tragischen Vaterlandsgefühl eines mißhandelten Volkes eine Farce für alternde Primadonnen zu gestalten.

Im Kriegervereinskalender für 1923 ist ein kraftvoll patriotisches Poesiegedicht zu lesen, das den vernichtenden Luftangriff auf England feiert und unsern Vettern jenseits des Kanals rhytmisch versichert, Deutschlands Feindschaft wider sie sei unvergänglich, es ersehne nichts inniger als Britanniens Vernichtung. Die

„Welt am Montag“ hat diesen zeitgemäßen Erguß mit einigen Glossen der Öffentlichkeit mitgeteilt. Sie erhielt alsbald eine Antwort des Bundesvorsitzenden, Generalobersten von Heeringen, die das Gedicht mit der Erklärung rechtfertigte, es habe sich dabei keineswegs um eine Verherrlichung des künftigen Vernichtungskrieges gehandelt, sondern nur um eine sozusagen historische Reminiszenz aus den großen Jahren 1914—1918. Damit glaubt der General (der einmal Minister war, also wenigstens einen Hauch politischer Ahnung in sich verspüren sollte), die Angelegenheit befriedigend geklärt. Wenn er englische Zeitungen läse, was im Kriegerverein allerdings nicht üblich ist, dann betrachtete er die Leistung seiner Bundesredaktion vielleicht mit etwas größerer Skepsis. Es gibt in England bekanntlich noch immer Kräfte, die Deutschland nicht übermäßig sympathisch gegenüberstehen und ihre Antipathie nach Möglichkeit auch propagieren. Zu diesen Kräften gehört unter anderen das Reuter'sche Büro. Was konnte ihm gelegener kommen als das Kriegervereinsgedicht? Am 1. Februar telegraphiert der Pariser Reutervertreter an seine Zentrale: „Eine Meldung aus Berlin lenkt die Aufmerksamkeit auf ein Gedicht, das im Kalender des Deutschen Kriegervereins erschienen ist . . .“, und läßt eine ungekürzte Übersetzung des zügellosen Haßgesanges folgen. Durch alle englischen Zeitungen, auch durch die liberalsten, ist die Meldung dann, mit entsprechenden Überschriften oder Kommentaren, gegangen, — in einem Augenblick, in dem wahrlich kein Bedürfnis danach bestand, daß Deutschland in England als revanchedurstig, unverbesserlich kriegslustig, unverbesserlich hunnisch betrachtet werde, ist dieser Eindruck in Tausenden wieder einmal belebt worden. Hält Herr von Heeringen den Wert des schönen Gedichtes für höher als den Schaden, den es solchermaßen anrichtete?

ABONNEMENTSFONDS DES T.-B.
FÜR GEISTIGE ARBEITER

Neue Zeichnungen für unseren Fonds haben seine Gesamtsumme bis zum 3. Februar auf

627 500 Mark

erhöht. Auch den neuen Zeichnern danken wir im Namen jener notleidenden Aerzte, Anwälte, Schriftsteller, kaufmännischen Angestellten, Beamten, Lehrern usw., denen ihre Spende zugutekommen wird und hoffen gerne, dass noch weitere Summen eintreffen werden.

Wir quittieren hiermit die neu eingegangenen Beträge: E. D., Berlin, 20 000 M.; E. F., Frankfurt a. M., 20 000 M.; P. D, Berlin, 20 000 M.; Dr. G, Berlin, 10 000 M.; H. B., Berlin, 5 000 M; C. A., Blasien, 2 500 M.

Verlag und Redaktion des T.-B.

Jedes der 18 Länder, aus denen das Deutsche Reich besteht, besitzt eine Volksvertretung und muß sie nach der Reichsverfassung besitzen. Jede Volksvertretung hat eine größere Zahl von Abgeordneten: Preußen 428, Bayern 140, Sachsen 96 usw., bis zu Schaumburg-Lippe hinunter, das mit 15 auszukommen glaubt; die Gesamtzahl wird auf rund 1300 angegeben. Jeder Abgeordnete bezieht Diäten und andere Entschädigungen; diese betragen für die preußischen Abgeordneten zurzeit nahezu 1 Million Mark pro Jahr und Kopf. Dazu kommt ein großer Aufwand an Drucksachen und Unkosten jeder Art, der zum Teil unmittelbar von der Zahl der Abgeordneten abhängt. Die 18 Parlamente, zu denen noch die des Reiches kommen, verschlingen also ganz gewaltige Summen, die nach Ansicht vieler — und wer ist heut den Parlamenten grün? — in keinem Verhältnis stehen zu unseren wirtschaftlichen Mitteln einerseits, zu ihrem Nutzen andererseits. Die Arbeit der Abgeordneten, hat man boshaft gesagt, ist die einzige geistige Arbeit, die heute in Deutschland über ihren Wert bezahlt wird.

Unter diesen Umständen ist der Rat schon öfter laut geworden, die von den Volksvertretern so oft geforderte Sparsamkeit bei ihnen selber zu beginnen, namentlich ihre Zahl herabzusetzen. Und ich entspreche gern der Aufforderung der Redaktion, mich zur Sache zu äußern. Der bisherige Mißerfolg beweist in keiner Weise, daß der Vorschlag verfehlt ist. Aber ich glaube in der Tat, daß ihm unter den gegenwärtigen Umständen große Bedenken entgegenstehen. Die finanziellen Vorteile, die ja auf der Hand liegen, würden von den politischen Nachteilen überwogen werden. Eine Herabsetzung der Abgeordnetenzahl würde auch die Stärke der Fraktionen entsprechend herabsetzen, und dies würde nicht, wie es zunächst scheint, deren durchschnittliche Qualität erhöhen. Denn an der Spitze der Kandidatenliste stehen die manchmal etwas eingerosteten, dann kommen die altbewährten Parteifunktionäre, Konzessionsschulzen, Interessenvertreter; erst in dritter Linie die hoffnungsvollen jungen Talente. Gerade diese würden bei Durchführung des Planes ausfallen. Die übrigbleibenden würden mit Fraktionssitzungen und Kommissionsverhandlungen, die schon heute die wirklichen parlamentarischen Arbeiten entsetzlich belasten, überhäuft werden; hierunter würde die — oft sehr hochstehende — Qualität dieser Arbeit leiden. Auch würde es bei solcher Aussicht noch schwerer als jetzt fallen, hervorragende Persönlichkeiten des Wirtschafts- und Geisteslebens zur Mitarbeit zu gewinnen. Die kleineren Fraktionen, die dann oft auf 3—5 Mitglieder herabsinken würden, hätten überhaupt keine Möglichkeit mehr, die verschiedenen Kommissionen zu beschicken, und wären zu politischer Einflußlosigkeit verurteilt. Sie sind aber bei der gegenwärtigen Entwicklung des deutschen Parteiwesens nach entgegengesetzten Polen

hin als Mittler nicht zu entbehren. Richtig ist, daß, wie bei jeder Verkleinerung des Publikums, bis zu einer gewissen Grenze, die geistige Höhe der Vollversammlungen steigen würde. Aber diese Höhe ist nicht so gering, wie man aus den elenden Preßberichten schließt und schließen muß; wer die Stenogramme liest, ist oft genug erstaunt über die Unsumme kenntnisreicher, aufopfernder Arbeit, die in diesen Reden steckt. Leider sind sie, aus bekannten Gründen, meist wirkungslos: hier wäre in der Tat mit Sparmaßregeln, z. B. Zeitbeschränkungen, einzusetzen, was ja auch zum Teil im Gang ist. Andererseits ist eine Ausdehnung der parlamentarischen Tätigkeit noch erforderlich: Kontrolle der reaktionären Verwaltungen. Im übrigen würden alle auf parlamentarischem Gebiet liegenden Sparmaßregeln im Vergleich zu den Riesensummen unseres Etats nicht viel einbringen, und es wäre naiv zu glauben, daß unsere Volksvertreter, selbst wenn die angeführten Gründe nicht bestünden, nun gerade auf dem Gebiet den Anfang machen würden, das ihr Klassen- und Parteiinteresse so nahe und empfindlich berührt: keine soziale Gruppe gibt freiwillig die Posten und Pöstchen ihrer Honorationen auf. Ich teile auch nicht die Befürchtung, daß die Entente gerade hier ihre Sparforderungen geltend machen wird; dafür ist in ihren Ländern der Respekt vor dem Parlamentarismus allzu eingewurzelt. Wenn sie uns Ausgaben ersparen will, so hat sie in den neu geforderten Bombenabwurfsplätzen der Pfalz und den Frisiertoiletten der Besatzungsdamen näherliegende Gegenstände.

Gänzlich anders ist die Frage zu beurteilen, ob wir denn überhaupt Landtagsparlamente brauchen. Diese Frage fällt offenbar zusammen mit der, ob es nicht angebracht wäre, Deutschland auch politisch in einen Einheitsstaat zu verwandeln, was er (nach richtiger, aber sehr bestrittener Ansicht) verfassungsrechtlich bereits ist. Alsdann würden große Beamtenkörper überflüssig werden und eine rationelle, sparsame und reibungslose Regierung, Verwaltung und Staatswirtschaft erst denkbar sein. Vor allem würde sich erst dann eine deutsche Staatsgesinnung entfalten können; denn keines Volkes Patriotismus verträgt die Belastung durch ein doppeltes Vaterland, am wenigsten der so schwach entwickelte deutsche Gemeinsinn, den zur Weißglut zu entfachen die Forderung der Stunde ist. Zur Erreichung dieses Zieles ist jedoch in absehbarer Zeit nicht die geringste Aussicht vorhanden. Zwar ließen sich gewisse berechtigte Befürchtungen vor „Berlin"* durch Dezentralisation der Verwaltung bannen; aber die ruhige Erwägung kommt nicht auf gegen die sentimentale Phrase, den muffigen Partikularismus, die zarten Hoffnungen unentwegter Hoflieferantengeister, gegen denkfaule Gewohnheit und Selbstsucht konkurrenzloser Beamtenklüngel. Darum wurzelt der Widerstand auch in der innerpolitischen Hauptstadt des Reiches, in München. In Bayern liegen,

wie jeder Kenner unserer inneren Politik weiß, alle Hemmnisse einer gesunden deutschen Entwicklung, genau wie in dem gesinnungsverwandten Frankreich alle Hemmnisse einer Befreiung Europas. So wenig wie der alte Gewaltstaat militarisiert-preußischer Prägung möglich war, ohne die zeitweilige Abdrängung Österreichs, so wenig kann sich die demokratisch-soziale Republik im Reich entwickeln, ohne den zeitweiligen Ausschluß Südbayerns. Hier liegt die große Aufgabe für einen Bismarck der Republik, und darum ist sie nicht gelöst worden.

LEO MATTHIAS

LEOPOLD ZIEGLER

I.

In einem alten Buche mit dem sonderbaren Titel: „L'art de rendre les révolutions utiles" fand ich den Satz, daß die Gegner der Revolution von 1789 also schlossen: Unter dem alten Regime war alles in Ordnung, die Revolution hat nur Unordnung geschaffen; also muß man die Revolution umstoßen und das alte Regime wieder herstellen. — Es ist bekannt, daß unsere Dienstmädchen heute noch so schließen, und scheinbar ist der Schluß nicht auszurotten; denn man findet ihn heute nicht nur im Kreise der Bemühten um die Politik, sondern auch in jenen Kreisen, die der Politik ganz fern sind. Nur heißt er dort: Unter der alten Religion war alles klar, die Wissenschaft hat nur Unklarheit geschaffen; also muß man die Wissenschaft umstoßen und die alte Religion wieder herstellen.

Und tatsächlich gibt es für die Zukunft der Wissenschaft keine dringlichere Gefahr als diese; denn nachdem die Besten zweier Generationen in fast fünfzigjähriger Arbeit nachgewiesen haben, daß Massen und Kräfte und Vererbungsträger und Raum und Zeit und Gut und Böse nicht weniger dunkle und verworrene Vorstellungen sind, als ehedem die Grundbegriffe der Theologie, Dogmatik und Scholastik, als Gott, Engel, Erbsünde, Erlösung und Seelenheil: nachdem also zwei Generationen nachgewiesen haben, daß das Ganze unserer Wissenschaft auf ebenso brüchigen Voraussetzungen beruht wie jeder Mythos — liegt nichts näher, als den gott-losen Mythos, den Mythos Atheos der Wissenschaft, durch den gott-vollen, gotterfüllten Mythos des Christentums wieder zu ersetzen. Wer die Wissenschaft — und nicht nur die Wissenschaft vor der Kirche retten will, hat daher drei Aufgaben zu lösen. Erstens: Muß er den Mythos der Wissenschaft gegen den Mythos der Kirche verteidigen; zweitens: muß er die Wissenschaft gegen sie selbst verteidigen — insofern, als es bisher ein Einwand gegen die Wissenschaft als solche war, daß ihre Grundvoraussetzungen sich widersprechen; und drittens: — muß er (vorausgesetzt, daß er auch noch die Religion vor allen Theologen retten will) den Nachweis bringen, daß eine Religion innerhalb des Mythos

Atheos der Wissenschaft, also eine Religion ohne Gott und Götter möglich sei.

Dies aber, nichts weniger und nichts mehr, will Leopold Ziegler mit seinem Buche vom „Gestaltwandel der Götter".*)

II.

Ziegler will — erstens den Mythos der Wissenschaft gegen den Mythos der Theologie verteidigen. Und auf die Frage, wie das möglich sei — o h n e pragmatisch auf die Fruchtbarkeit kausalen Denkens zu verweisen, gibt er die Antwort: Daß man nur die Entwicklung aufzuzeigen brauche, die unsere heutigen Grundbegriffe durch die Jahrhunderte genommen haben. Denn gelingt es, nachzuweisen, daß „alles, was der Theologie an richtigen und anwendungsfähigen Gedanken zugehört, seither in den gesicherten Besitz der Wissenschaften übergegangen ist" (oder die Tendenz hat, wissenschaftlicher Besitz zu werden); gelingt es also, nachzuweisen, „daß die großen Systeme der Theologie und Dogmatik durch die Wissenschaft nur einen „Gestaltwandel", nur eine „zeitgemäße Umbildung" erfahren haben; daß sie „sogar in dieser Wissenschaft weiterringen und dadurch ihre Unzerstörbarkeit bewähren" — so ist das Verhältnis der Wissenschaft zur Theologie als ein Verhältnis von Bild zu Ur-Bild, von Blüte zu Keim enthüllt, und der Versuch, Probleme in ihrer alten Gestalt wieder aufzunehmen, wird absurd.

Der Gipfel der anti-theologischen Polemik Zieglers ist daher der Nachweis, daß das Urteil jener Notwendigkeit, die wir als Kausalität bezeichnen (und die unser ganzes modernes Weltbild von allen früheren unterscheidet): — der Syllogismus ist. Der Syllogismus ist die Keim-Gestalt, aus der sich u n s e r e Vorstellung von der Notwendigkeit entwickelt hat.

III.

Ich enthalte mich jeder Kritik: Sowohl dieser Deduktion (die, wie immer bei Ziegler, unsystematisch und unlangweilig ist) als auch der Behauptung, daß der Angriff der Theologie (durch Aufweisung der Genesis unserer Grundbegriffe) zurückgewiesen werden kann; denn was nützt es, die Theologen zu besiegen — und von der Philosophie besiegt zu werden? Wird das Problem des Syllogismus dadurch weniger dunkel, daß es als Kausalität ein Dasein „a u f g e k l ä r t e s t e r Dunkelheit" in unseren Köpfen fristet? Denn „ohne die kategoriale Verknüpfung Ursache-Wirkung kommt man (um nur e i n Beispiel zu geben) unter keinen Umständen in die eigentliche Mechanik hinein . . . da erst diese kategoriale Verknüpfung die Mechanik als angewandte Geometrie von der reinen Geometrie unterscheidet; und andererseits: „kann man m i t dieser kategorialen Verknüpfung auf keinen Fall innerhalb der Mechanik verbleiben, da

*) Bei Reichel, Darmstadt, 1922.

es zu den untilgbaren Eigenheiten der maschinellen Weltauffassung gehört und gehören wird, kausale Beziehungen (nach dem Satze: causa aequat effectum) in mathematische gleichsam zu verflüchtigen."

Und damit bin ich bereits auf halber Höhe meiner Untersuchung — und der Zieglers. Denn auf diesen Einwand hin (den Ziegler selber macht) erwidert er: daß nicht dieser Widerspruch die Wissenschaftlichkeit gefährde, „sondern der aus unbezähmbarem Eifer der systematischen Bewältigung der Wirklichkeit hervorbrechende Hang, der Vernunft ein denkwiderspruchfreies Ganzes zuzumuten."

Die Position der Wissenschaft ist daher nicht überall verteidigt. Das zweite Ziel des Buches ist nicht überall erreicht.

IV.

Das dritte — leider — auch nicht. Denn selbst einmal zugegeben, daß „das einzige in Frage stehend Könnende zu dieser Stunde, wo die Religionen des Abendlandes ihrer theologischen Flitter entkleidet und als Religion nackend ausgezogen worden sind", ein „Rest von Tat" ist, und daß dieses „Mysterium der Tat... sich je und je in bemerkenswert doppelter Verrungenheit auf dreierlei Weisen offenbarte: als Verschuldung und Entsühnung nämlich, als Opfer und Wiedergeburt, als Schöpfung und Erlösung"; zugegeben also, daß sich in diesen Tatverrungenheiten die eigentliche religiöse Leistung offenbart, so ist mit dem „Erweis, daß diese Tatverrungenheiten den abgetanen Glauben und Afterglauben an Gott und Götter sieghaft überstehen" können, die „atheistische Zukunft der Religion über jeden Zweifel hinaus" — noch nicht gesichert.

Hier wird Hokuspokus mit dem Worte Religion getrieben! Und zwar derselbe Hokuspokus, den man drei Jahrhunderte lang mit dem Begriffe „Gott" trieb. Denn auch von „Gott" behauptete man, daß „seine Zukunft über jeden Zweifel hinaus gesichert sei" — und unterschob dem Begriffe „Gott" ganz einfach den Begriff der „Ursache" oder der „Natur". Es ist derselbe Hokuspokus — denn hier wird der Religion der Begriff der „religio", der „Rückverbindung" unterschoben. Niemals — niemals! — aber hat Religion im Volksbewußtsein diesen Sinn gehabt — und die Behauptung, daß Religion „religio" sei, ist daher, wie die entsprechende Behauptung, daß Gott die „Ursache" oder die „Natur" sei: Literatur, Spekulation, Philosophie. Denn die Religion war je und je, bei allen Völkern und zu allen Zeiten: ein Meinen, das durch Geister oder Götter sanktioniert war. Oder vielmehr: Es gab Religion nur dort, wo es Geister oder Götter gab, die ein Meinen zu einem allgemeinen Meinen sanktionieren konnten. Wo daher diese Geister oder Götter fehlen, darf man ebenso wenig von „Religionen" sprechen, wie man von Sitten oder Gesetzen sprechen darf, wenn die Instanz fehlt, die sie heiligt.

Es besteht eben ein wesentlicher Unterschied zwischen Religion — und Religosität, und es wird an diesem Umstand nichts geändert, daß unsere Weisen nun seit zehn Jahrzehnten davon leben, daß sie (— diese Schleiermacher! —) Religion und Religiosität verwechseln. Denn daß die Religiosität gesichert werden kann — daran will ich gerne glauben (obwohl nichts weniger gerade einer Sicherung bedarf!); die Religion zu sichern, ist nicht möglich, solange die Instanz fehlt, die mein Meinen und dein Meinen zur Verbindlichkeit erhebt. Diese Instanz war einstmals Gott. Diese Instanz kann nicht, wie Ziegler hofft, der Mensch sein. Folglich ist eine Religion ohne Gott (vorläufig) schlechterdings unvorstellbar.

V.

Aber ich höre schon von allen Seiten, daß die Religion des Buddha meiner Behauptung widerspricht. Es ist daher ganz konsequent, daß Leopold Ziegler ein zweites Buch geschrieben hat („Der ewige Buddha")*), das das Schlußergebnis des „Gestaltwandels" erhärten soll. Ziegler hat zu diesem Zweck mit großer Aufmerksamkeit die Neumann'schen Urtext-Übersetzungen gelesen — und schließt nun aus der Tatsache, daß Buddha Gott und Götter mit einer gewissen Ironie behandelt, ja sogar verbietet, sich mit ihnen zu beschäftigen, daß die Lehre Buddhas atheistisch sei. Aber selbst einmal angenommen, daß dem so wäre — so wäre die religiöse Lehre Buddhas (ebenso wenig wie die des Nazareners) jemals Religion geworden, wenn man nicht schon einige Jahrhunderte später — wieder alle Götter in sie aufgenommen hätte. Es wäre möglich, diese Tatsache tausendfältig zu belegen. Ich erinnere nur daran, daß nach der Legende Buddha auf den Wunsch der Götter zu den Menschen ging, und daß er in jener einsamen Stunde, wo er seine Lehre faßte und schwankte, ob er sie verkünden solle, wiederum nur auf den Wunsch der Götter sich bereit erklärte, es zu tun. In beiden Fällen wird die Lehre also durch Götter sanktioniert — und das ist das Entscheidende. Denn nur durch diese Sanktion konnte Buddhas Religiosität zu einem allgemeinen Glauben, zu einer Verbindlichkeit für ganze Völker (und nicht nur Bettelmönche) werden. Verkehrt wäre es daher, zu behaupten, die Religion des Buddha sei eben, wie auch die Religion der Evangelien späterhin „verfälscht". Verkehrt, weil diese „Fälschung" — wenigstens bisher — jede, jede Religion bedingte.

Aber ganz abgesehen von dieser „Fälschung" — ist die Lehre Buddhas gar nicht atheistisch. Denn sie baut sich auf einem Kosmos, auf einer „Seelenwanderung" und auf ähnlichen Vorstellungen auf, die ohne die Götterlehre des Brahmanismus gar nicht zu verstehen sind. Die Tatsache, daß Buddha jede Spekulation über Gott

*) Bei Reichel, Darmstadt, 1922.

und Götter verbot, beweist daher rein gar nichts — da er sie voraussetzt.

VI.

Nicht daß ich gedächte, mit dieser Kritik den Wert der beiden Bücher irgendwie zu mindern. Ich kenne wenig Werke, die so gebaut, so geräumig, so streng in allen ihren Teilen und doch so reizvoll sind. Es wird hier nicht weniger und nicht mehr versucht, als die ersten Pfeiler einer Zukunft mit dem Wissensmaterial der Gegenwart zu bauen. Aber gerade deshalb ist es notwendig, auf die Tragfähigkeit der Pfeiler acht zu geben. Denn wir sind seit rund tausend Jahren jetzt die Luftschloßerbauer par excellence.

Einer Gefahr zu begegnen, war nur meine Absicht.

Entscheidender Satz! Denn gehört der Widerspruch zu den konstitutiven Voraussetzungen der Mechanik — so gehört er vielleicht auch zu den konstitutiven Voraussetzungen der Wissenschaft überhaupt? Sollte etwa der Widerspruch zwischen mechanischer und organischer Naturauffassung auf diese Weise zu erklären sein? Sollte es zwei Interpretationen aller Phänomene, zwei Perspektiven geben, die sich bedingen? Sollte die Welt — zweideutig sein?

Erhabener Gedanke — Nietzsches! Und Dank Ziegler daß er das perspektivische, das perspektivistische Problem zum ersten Male gründlich anzupacken wenigstens versucht. Aber ach! — die Dreizahl lockt ihn! Und er fügt der mechanischen und der organischen Perspektive (also jenen beiden, die eine Optik hergeben für das, was ist) noch die axiologische, die wertende, die Wirklichkeiten schaffende hinzu (also jene, die eine Optik hergibt für das, was sein soll).

Und dagegen wäre sogar nichts einzuwenden — wenn er uns nur sagen würde: in welchem Verhältnis diese Perspektive zu den beiden anderen steht. Denn dies ist die Frage aller Fragen, die Frage, ohne deren Lösung es unmöglich ist, auch nur einen einzigen Schritt über das hinauszukommen, was mit Nietzsches Erkenntnistheorie bereits vor vierzig Jahren schon gegeben war: ob die Welt der Phänomene, als Mechanismus oder Organismus zu einem Ganzen gerundet, nicht bereits Produkt einer solchen wertenden, Wirklichkeiten schaffenden, deontologischen, „axiologischen" Perspektive ist. Also daß es vielleicht nicht in unserem Belieben stünde, die Welt — so oder so — zu sehen?!

Wenn Ziegler z. B. sagt: „Daß die Mechanik sämtliches Weltgeschehen wesentlich als ein Voraussagbares betrachtet, indes die Organik ebenso wesentlich auf dessen Unvoraussagbarkeit beharrt; die organische Erkenntnis daher eine unendliche geistige Wohltat bedeute — so ist damit doch bereits zugegeben, daß die organische (und folglich — wahrscheinlich — auch die mechanische) Perspektive durch Psychologisches bedingt ist. Sind die Perspektiven aber bedingt, so ist die Frage, ob wir trotzdem zwischen ihnen

w ä h l e n können, — „den Mechanismus allenthalben so betrachten k ö n n e n, als ob er organisch wäre", und den Organismus allenthalben so betrachten k ö n n e n, als ob er mechanisch wäre.

Mit anderen Worten: Es ist die Frage, ob eine Betrachtung sub specie des „Als—ob" auch dann möglich ist, wenn es sich nicht nur um irgendwelche physikalischen oder chemischen Fiktionen auf G r u n d der einen oder anderen Entscheidung handelt, — sondern wenn es sich um diese Grundentscheidung (Mechanismus oder Organismus) selber handelt. Beide Fälle sind bei den Philosophen des „Als—ob" garnicht unterschieden — und bei Ziegler leider auch nicht.

KURT PINTHUS — VERFILMTE THEATERSTÜCKE

Der Film war auf einem Irrweg, als er sich bemühte, das Theater nachzuahmen. Man glaubte, die Schaubühne zu popularisieren und der filmischen Wirkung sicher zu sein, wenn man vorhandene Theaterstücke Szene für Szene verfilmte. Man glaubte, die jahrtausendalte, tausendfach erprobte und bewährte Dynamik der Schaubühne ohne weiteres auf den Film verpflanzen zu können, — und erhielt: szenische Illustrationen zu einer Handlung und zu herausgefetzten Dialogworten: photographiertes Theater. Man ging so weit, freie Stoffe erst mit der Technik des Theaterstücks zu dramatisieren und dann zu verfilmen. Diese Filme wirkten, als hätte man den Kurbelkasten im Zuschauerraum des Theaters aufgestellt, und man fühlte peinlich das Fehlen des Worts.

Aber Dramaturgie und Dynamik des Films und des Theaters sind in ihrem Wesen durchaus verschieden. Wie das Theater seine Wirkungen aus seinen Möglichkeiten und Mitteln (dem gesprochenen Wort, der konzentrierten Szene, der Idee) erzielt, so muß auch der Film aus seinen spezifischen Möglichkeiten (nicht der Imitation des Theaters) sich entwickeln. Er muß aus der Not seiner Wortlosigkeit die Tugend der Tempo-Rapidisierung und des langsamen Ausspielens großer Momente machen. Er muß es nützen, daß er Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges im Durcheinander und mehrere Parallelhandlungen mit raschem Wechsel der Schauplätze als Einheit und Gleichzeitigkeit fühlbar machen kann, daß er Wirklichkeit in Überwirklichkeit und Phantastik zu steigern vermag.

Es ist charakteristisch, daß es gerade die Theaterregisseure waren, die erkannten, daß Dramaturgie und Technik der Bühne nicht auf den Film anwendbar seien. Gerade die Theaterregisseure bemühten sich am leidenschaftlichsten, den Film dramaturgisch, bildtechnisch und bewegungsmäßig aus seinen eigenen Möglichkeiten erwachsen zu lassen. Sie hatten vor den meist barbarisch rohen Filmregisseuren eine allgemeine Durchbildung voraus und die Fähigkeit, Schauspieler zu behandeln, d. h. nicht eine konventionelle Mimik dem Publikum-Liebling auf die Visage zu klexen, nicht die von der

Bühne abgesehenen Ausdrucksmittel im Filmspiel zu verdicken und zu veräußerlichen, sondern diese Ausdrucksmittel zu intensivieren, aus Menschenmaterial Menschen zu formen; statt zappelnden Grimassierens dem Darsteller einen rhythmischen Ablauf der Körperbewegung zu entlocken, der aus der Art des Schauspielers, der Rolle und der Situation organisch emporblüht.

Es muß zur Selbstverständlichkeit werden, wenn man schon ein Theaterstück verfilmen will, dies Theaterstück erst vollständig aufzulösen, um dann den Stoff jenseits der dramatischen Konzentration und des Dialogs filmgemäß neu zu formen.

Dies prinzipiell Gesagte ließe sich praktisch ableiten aus zwei preisenswerten Filmversuchen zweier unserer besten jungen Regisseure, des romantisch-musikalischen L u d w i g B e r g e r und des dunkleren, wühlenderen, hartfaustigeren B e r t h o l d V i e r t e l. Berger war diesmal der Glücklichere, weil sein Stoff filmgemäßer war, und weil er nach mehreren Tastversuchen bereits sicher in der Filmtechnik ist. Zwei der meistgespielten Stücke der Weltliteratur wurden verfilmt: des alten Routiniers Scribe raffiniert gefügtes „Glas Wasser" (durch Berger mit Lantz für die Decla), und von Scribes differenziertestem Schüler, dem Apotheker Ibsen: „Nora" (durch Viertel mit Fröschel für die Ufa).

Beide formten den Stoff filmtechnisch um. Beide verzichteten auf Übernahme des Dialogs und langer Titel. Viertel hielt sich noch zu eng an die dramatische Struktur, den chronologischen Ablauf Ibsens, an die Konzentration der Handlung auf zwei Tage. Aber er ersetzte trefflich den Dialog durch vertiefende, erklärende Einzelheiten. Viertel hatte es schwerer als Berger, denn Ibsens Stoff wurzelt allzu sehr im Psychologischen, um filmisch brauchbar zu sein, und was Ibsen mit der Sicherheit seiner dramatischen Technik nicht vermochte: die plötzliche Umwandlung des puppenhaften Weibchens in die reife, überlegene Frau glaubhaft zu machen, vermag der wortlose Film erst recht nicht. Zudem ist Viertel in seiner Filmerstgeburt noch ein wenig schwerfällig, technisch noch ungewandt, aber in den Verknüpfungen, in Übergängen, in Einzelheiten schon weit fortgeschritten und in dem Herausholen gesammelten und charakterisierenden Spiels der Darsteller (trotz manches Mißglückten) ein Meister.

Berger schaltete ganz frei mit dem Stoff. Er erkannte: zwei Hauptelemente des Stücks konnte er für den Film nicht brauchen: die politische Intrige und den zugespitzten Salondialog. Blieb das dritte: das spielerische Element. Drei Frauen, eine Königin, eine Herzogin, ein kleines Mädel lieben einen dummen Jungen; das Spiel wird gelenkt von einem ironisch-selbstbewußten Weltmann. Dies Spielerische, das die Wurzel des universal durchgebildeten Regisseurs Berger ausmacht, entfaltet sich nun in entzückenden Variationen von abgewogener Bildmäßigkeit, anmutigem Humor, zarter

Bewegung und zugleich mit ungewöhnlich kultivierter Diszipliniertheit in der Technik wie im Schauspielerischen. Diese schwebenden, tänzerisch-bewegten Bilder und Szenerien werden zusammengehalten durch eine immanente Mozartische Melodie. Man könnte diesen Film auch ohne begleitende Musik sehen. Zweifellos ist hier (neben einigen Grotesken des derberen Lubitsch) das gelungenste Filmlustspiel der deutschen Produktion. Nun gilt es, noch Besseres zu machen, aus selbsterfundenen Stoffen, in unserer Zeit spielend.

Viertel: eine achtbare ernsthafte Bemühung. Berger: eine beglückende Erfüllung.

Leute der Filmbranche, merkt auf, es scheint die Zeit gekommen, da die in den Film eingedrungenen Theaterregisseure den Film von der Barbarei erlösen; nicht nur bessere und geschmackvollere, sondern auch wirksamere und erfolgreichere Filme drehen: nicht Kolossalgemälde noch Nachahmungen ausländischer Muster, sondern Filmwerke, die aus der stetigen Entwicklung des deutschen Films organisch und selbständig ersprießen.

NORBERT JACQUES

DER NEUNUNDVIERZIGSTE TAG

Ich stehe halbe Stunden lang vorn auf der Pupp der Viermastbark mit dem Glas nach Osten und durchmustere das Gewölk an der Kimt, in dem sich die anderen verbergen. Ich will der erste sein, der das Wort: Land . . . die Seligkeit: Land ausspricht. Aber ich sehe nur Gewölk.

Der Abend bricht rosig hinein und überschwemmt uns mit zartem Erglühen, mit dem Gruß: Land! Ich bin von einer Wohligkeit besessen, die ich kaum zu ertragen vermag. Gre geht früh zu Bett. Sie ist müd vor Freude. Ich kann nicht schlafen, ich steh wieder auf. Eine Weile geh ich in der Dunkelheit herum. Dann klettere ich auf das Dach des Mannschaftslogis.

Dort ist ein Rettungsboot festgemacht. Es ist mit einer prall gespannten Segeldecke überdeckt. Ich lege mich hinein, wie in ein Bett. Ich lieg auf dem Rücken, die Segeldecke schaukelt ein wenig, und über mir breiten sich die Segel in die Nacht. Das Schiff zieht mit ruhigen großen Schwankungen dahin. Die Segel sind wie Träume übereinandergespannt . . . wie Scharen von Träumen, die still und, das Herz von der Sehnsucht prall, nach Wunderland reisen . . . blaue Vögel aus Märchen des Menschenherzens . . . Türme fremder Sehnsucht, nach der die eigene jagt . . . in einem Schaukeln umfangen, dessen Achse nur ein Herz sein kann und dessen Bögen Reiter der Weltenträume tragen. Zwischen den Straßen der Segel erscheinen die Sterne des südlichen Himmels.

Unter mir höre ich auf einmal sprechen.

„Isaak," sagt einer der Matrosen, „morgen kommen wir vielleicht schon an Land."

„Nevermind!" antwortete Isaak.

„Walroß!“ sagt wieder die andere Stimme. „Blutige Schnauze von einem Walroß!“

„Du gehst an Land nur, damit du wieder anderswohin gehst,“ entgegnet Isaak.

„Hast du nicht Heuer genommen für beide Reisen?“

„Doch.“

„Machst du dich dünne in Callao?“

„Ja!“

„Wohin?“

„Du läßt mich in Frieden,“ sagte Isaak.

„Dreihundert Seemeilen sind es noch,“ wirft einer hin. „Wir segeln seit Australien jetzt im 49. Tag!“

„Ich hatte einmal Heuer nach Santos genommen,“ erzählt der Holländer. „Und als wir noch 300 Seemeilen von der Einfahrt wegwaren, wurde alles für die Landung gerüstet, denn wir hatten einen scharfen Nordost hinter uns. Und es hat achtzehn Tage gedauert, bis wir in Santos festmachen konnten.“

„Deubel!“ ruft einer.

„So kann's gehn,“ sagt der Koch.

„Wat weißt du davon,“ bemerkt ein neuer. „Du Zwiebackathlet. Du sitzt an deinem Kochtopf und kratzt den Schimmel vom Schiffszwieback und streckst die Neese immer buten, um sie in der Davidstraße in Hamburg an einem Prellstein krumm zu hauen. Es kann noch ganz anders gehen. Wir haben auf der Dundee einmal 38 Tage gesetzt, um 400 Seemeilen zu machen. Das war vor Manzanillo.“

„Sag', Schmaus, was hast du ei'ntlich in der Davidstraße zu suchen gehabt?“ fragt jemand.

„'N Mädchen,“ sagt der Zimmermann.

„'N Mädchen!“ wiederholt eine Stimme, „verführt und traumverstrickt.“

Da lachen einige.

Börn frägt auf englisch, weshalb sie lachen.

„Et is einem ungeduldig worden,“ sagt Schmaus.

Ob keiner ein Tröpfchen Rum hat, fragt Börn. Er wolle ihn fürstlich bezahlen.

„Warte bis morgen,“ antwortet der Zimmermann.

„'N Mädchen!“ piepst die Spitzmaus nach.

„Du Hosenschieter, halt dein grünes Maul!“ schimpft der Zimmermann. „Du weißt ja nicht, was ein Mädchen ist. Du glaubst, es sei 'n Spargel.“

Sie gröhlen.

„Dann weest es du,“ sagt Spitzmaus.

„Bald vergißt man es,“ antwortet der Zimmermann.

Börn erzählt eine Geschichte von einer Kapitänsfrau, die jedem Matrosen zu Willen war, wenn sie mit dem Alten mitreiste. Das war die schönste Fahrt seines Lebens.

„Du hast wenigstens kein Bettlicht nötig gehabt," sagt einer. „Deine Nase leuchtet Tag und Nacht."

„Dann konnte er sie ja nicht küssen," sagt Spitzmaus, „sonst hätte er ihr die Backe verbrannt."

„Junge, Junge! Schließ det Maul, det ungewaschene. Geh', hol' ein neues Fogsegel aus der Kammer und wickele es dir um den kleinen Finger, sonst gibt es Senge," sagt der Meister.

Dann erzählt der Zimmermann ein Liebesabenteuer aus Dakar mit einer Negerin.

Alle lauschen. Ich fühle die Erregung, die diese Geschichte begleitet, bis zu mir herauf.

„Ist det wahr?" fragt einer, als der Zimmermann fertig ist.

Aber der erbost sich nicht. Der Haß ist gelöscht zwischen ihnen. Das Land und was ihrer dort wartet, verbindet alle. Das Land ist Mutter und Heimat, Rettung und in allen diesen einfachen, rohen, entzündbaren oder stumpfen, schwerfälligen, geduldigen oder gemarterten Herzen — die Sehnsucht..

Sie erzählen dann durcheinander. Keiner horcht mehr auf den anderen. Ein jeder läßt die Unruhe seines Bluts in der Sprache Ton und Bild werden. Sie erzählen Alle Weibergeschichten. Sie sind unwesentlich, diese Geschichten, oder bersten vor Unflat. Sie sind ihnen selber oder andern geschehn. Einerlei. Sie wollen nur ihre Adern im Wort laut und fühlbar werden lassen.

„Der Wind geht um," sagt plötzlich jemand.

Alle verstummen.

Wohl schauen sie alle in die Segel hinauf. Ich tue es auch und sehe, wie die Segel durch die Finsternis unter den Sternen mit aufdämmerndem, verhaltenem Leuchten zittrig hin- und herflackern.

„Der Wind raumt!" sagt der Zimmermann. „Er geht nach Süden. Junge, Junge, morgen gibt's einen Schinken in Callao. Spitzmaus, wetz den Degen, sag ich dir."

Schon erschallt Starkes Stimme von hinten:

„An die Braßwinden!"

Ich höre, wie sie aufspringen. Die Winden knarren bald. Die Segel bewegen sich und werden wieder ruhig und stramm. Ich verlasse meinen Platz und geh' nach hinten auf die Back und setze mich neben das Steuerrad auf die Reeling.

Der Segler macht Fahrt.

Kastner kommt:

„Morgen sind wir in Callao."

Der Alte kommt. Auch Hinnik tritt aus dem Kartenhaus heraus.

Aber nach einer halben Stunde scheppern die Segel wieder. Der Wind, der nach Süden gegangen, fällt nach Südost zurück.

Ich fühle, wie die Enttäuschung mit dem Klirren eines leisen, geisterhaften Glases übers ganze Schiff einbricht. Müde und selber enttäuscht gehe ich schlafen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Februarwoche

Am 31. Januar konnte die Reichsbank ein Jubiläum begehen: Der Notenumlauf hatte sich an diesem Tage, verglichen mit dem Durchschnitt des letzten Friedensjahres, gerade vertausendfacht, — statt auf 1,9 Miliarden belief er sich auf 1,9 Billionen Mark. Aber am selben Tage hatte sich die Mark nicht etwa ebenfalls auf ein Tausendstel ihres Friedenskurses, sondern auf das Zehnfache davon, auf ein Zehntausendstel entwertet. Der hier oft genug geführte Beweis, daß nicht der Notenumlauf Ursache der heutigen Markentwertung sein kann, daß also von ihm aus keine Heilung möglich ist, wird an diesem Jubiläumstag zahlenmäßig besonders drastisch. Aber noch eine andere Vertausendfachung kann man im Reichsbankausweis dieses Ultimos feststellen. Die Summe der fremden Gelder, der täglich fälligen Verbindlichkeiten, betrug gegen Ende 1913 rund 770 Millionen Mark, beträgt jetzt aber ebensoviele Milliarden. Mit anderen Worten: auch die Guthaben des Publikums, der Banken usw. bei der Reichsbank haben sich nicht, parallel mit der Geldentwertung, verzehntausend-, sondern nur vertausendfacht. Das ist nicht nur, in gewissem Maße, ein Beweis für die allemeine Verpowerung, nicht nur ein Beweis dafür, daß die Geldwirtschaft von einer Anpassung an die Devisenkurse noch weit entfernt ist: — es beweist auch, daß wir eine Inflation im eigentlichen Sinne überhaupt nicht haben, daß unsere Inflation nur ein Anhängsel der (vorwiegend politisch-psychologisch und zahlenbilanzmäßig zu begründenden) Devisenbewegung ist, nicht etwa die Devisenbewegung ein Anhängsel der sogenannten Inflation.

Vor vierzehn Tagen sind hier die vier Probleme auseinandergesetzt worden, von deren Gestaltung der materielle Ausgang des Ruhrwiderstandes bestimmt werden wird. Seine moralische Bedeutung, wurde gesagt, stehe fest und sei unter allen Umständen wertvoll; der Ausgang im Tatsächlichen aber hänge davon ab:

1. ob Frankreich technisch in der Lage sei, die Kohlenausfuhr aus dem Ruhrgebiet nach dem unbesetzten Deutschland zu verhindern;

2. ob Deutschland sich Ersatz aus dem Ausland beschaffen könne;

3. ob es möglich sei, die eventuell erforderlich werdenden Streikgelder aufzubringen, nach dem Ruhrgebiet zu überweisen und dort zu verteilen;

4. ob den Franzosen ihr eigener Bezug aus dem Ruhrrevier so lebenswichtig sei, daß sie eher nach Canossa gingen, als den Ausfall der Ruhrprodukte lange Zeit zu ertragen.

Das erste dieser Probleme ist inzwischen entschieden worden —: die Sperre ist verhängt, Deutschland erhält vorerst keine irgendwie nennenswerten Kohlenmengen aus dem Ruhrgebiet mehr. Daß es so kommen werde, mußte jeder Denkende sich voraussagen; und wenn er öffentlich sprach, mußte er es auch anderen voraussagen; wozu sonst wäre der öffentlich Redende wohl da? Soll er das Wahrscheinliche, das Sichere nicht vorausspähen, vorausdenken, vorauskünden, ist er der Pflicht zu eigenem Erwägen überhoben? Betrachtungen dieser Art stellen sich ein, wenn man von Herrn Professor Paul Lensch, Leiter der (den Kohlenproblemen sicher nicht fernstehenden) Stinnesschen „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Anklagereden darüber hört, die Regierung habe das Volk über die Möglichkeit einer Kohlenblockade nicht aufgeklärt!

„Schon bei der „Verhängung" der Kohlensperre am 1. Februar wäre es Aufgabe der Regierung gewesen, diese Absicht der Franzosen, die noch zwei Tage zuvor von einem Manne wie Thyssen öffentlich als undenkbar bezeichnet worden war, der deutschen Presse früher anzukündigen als in der Nacht zum 1. Februar, 11 Uhr 50 Minuten, eben durch das Einlaufen der französischen Note. Durch die deutsche Vertretung, die in Paris ja wohl immer noch existiert, muß man in Berlin über die französischen Absichten so weit unterrichtet gewesen sein, daß man wußte, was am 1. Februar bevorstand. Eine vertrauliche Informierung der deutschen Prese einige Tage vorher zur Vorbereitung der Öffentlichkeit wäre dann ebenso möglich wie notwendig gewesen. Da aber die Regierung keine Fühlung mit der Presse hat, den Begriff einer Pressepolitik nicht kennt und dem Problem der öffentlichen Meinungsbildung nach wie vor hilflos gegenübersteht, konnte es geschehen, daß das deutsche Volk am Morgen des 1. Februar wie von einem Donnerschlage betäubt wurde. Man hatte es vollkommen unvorbereitet gelassen."

Das sagt, wohlgemerkt, Herr Lensch, nicht einer von denen, die er sonst als Defaitisten anzuspeien beliebt! Er hat nicht gewußt, Herr Thyssen hat nicht gewußt, niemand hat gewußt, daß so was überhaupt passieren könne; alle sind sie wie von einem Donnerschlag betäubt worden, und die Regierung, die es unterließ, ihre Küken sexuell aufzuklären, ist das Karnickel. Wahrhaftig, die deutsche Regierung läßt, wo sie mit der Öffentlichkeit in Berührung tritt, manches, fast alles zu wünschen übrig. Aber daß es ihre Aufgabe wäre, Professoren, Kohlenmagnaten und Chefredakteure großer Blätter täglich im wirtschaftspolitischen, im kohlenwirtschaftspolitischen ABC zu unterweisen, das scheint doch eine etwas zu weitgehende Verdunkelung eigener Sünden.

Während des Krieges sind von den Vereinigten Staaten und von England bekanntlich riesige Anstrengungen aufgewandt worden, ihre Wirtschaft von Deutschlands chemischer Industrie unabhängig zu machen. Über die Entwicklung dieser Konkurrenzunternehmen in Amerika sind hier vor einiger Zeit Zahlen

mitgeteilt worden, die auf relativ günstige Ergebnisse schließen lassen. Ganz anders scheint es um den englischen Block — die British Dyestuffs Corporation — zu stehen. Dieser Konzern, der mit größten Geldmitteln ausgestattet wurde und jede Unterstützung der Regierung genoß — namentlich auch jede zollpolitische —, hat schon im Jahre 1921 mit einem Verlust von 803 000 Pfund abgeschlossen, das sind rund 16 Millionen Goldmark (oder, bei einem Pfundkurs von 200 000 rund 16 Milliarden Papiermark). Nun liegt das Jahr 1922 hinter uns, und obwohl die Bilanz noch der Veröffentlichung harrt, teilt die Direktion doch bereits öffentlich mit, daß auch die Ergebnisse dieses Jahres ungünstig gewesen seien und daß an Dividendenausschüttung nicht gedacht werden könne. Woher diese fortwährende Unrentabilität? Teilweise spielt hier sicher die Stockung in einigen englischen Konsumbranchen, namentlich in der farbstoffkonsumierenden Textilindustrie, eine Rolle. Noch entscheidender mag aber die schwere Verdrängbarkeit des deutschen Produkts gewesen sein — sowohl in England selbst als auch auf dem Weltmarkt —, dieses deutschen Produktes, dessen Absatz außer von seiner Qualität auch von seiner Billigkeit erleichtert wird. Es ist den Engländern nicht gelungen, die Präponderanz der deutschen chemischen Ware auf dem Weltmarkt zu brechen, und es wird ihnen sicher noch weniger gelingen, wenn etwa die westdeutschen Pläne der französischen Großindustrie sich verwirklichen sollten. Wenn wir die wirtschaftlichen Perspektiven der Ruhrbesetzung erwägen, ist unser Blick merkwürdigerweise nämlich fast ausschließlich auf Kohle und Eisen gerichtet, und wir pflegen wenig daran zu denken, daß auch der Großteil aller chemischen Unternehmungen Deutschlands (namentlich, wenn auch noch ein Vormarsch ins Elberfelder Revier erfolgte), im alten und neuen französischen Besatzungsbereich liegen. Gelingt es den industriellen Instigatoren der Pariser Politik, diese Gebiete, verhüllt oder unverhüllt, in die französische Wirtschaftszone einzubeziehen, so werden sie nicht nur Herren des größten europäischen Montanblocks, sondern auch des größten chemischen Produktionsapparates Europas. Dieser Apparat würde sich, noch monopolistischer als bisher, auf ein vielfach vergrößertes, absolut sicheres Absatzgebiet stützen können, daß es nach menschlichem Ermessen als nahezu unmöglich gelten kann, daß sich jemals noch ein gleichwertiger englischer neben ihm zu bilden vermöchte —: Folgerungen, die den englischen Kaufmann interessieren sollten.

Daß der fortdauernde Markverfall nicht ewig zu jener Hochkonjunktur führen werde, als deren Erzeuger man ihn weithin noch immer zu betrachten geneigt scheint, daß er, je nach Tempo und Maß seiner Entwicklung, schließlich sogar im Gegenteil einer Hochkonjunktur münden müsse, ist eine Meinung.

eine Warnung, die von Beobachtungen der letzten Wochen erstmals auch praktisch bestätigt wird. Daß es während der letzten Sturzperiode nicht zu der von früher her bekannten Kaufhypertrophie kam, daß die Kaufkraft des Publikums sich der neuen Preisbildung gegenüber diesmal aufs empfindlichste als invalid erwies, ist hier schon ganz allgemein hervorgehoben worden. Ebenso ist, rein theoretisch, schon auf die Schwierigkeiten hingewiesen worden, die sich aus der Schaffung von Betriebsmitteln mit der Zeit ergeben müssen. (Die Knappheit am Geldmarkt ist ein Ausdruck dieser Schwierigkeiten; der Satz für tägliches Geld beträgt in Berlin vorerst noch 8—12 %. — in Budapest zahlt man schon Wochensätze von 4, in Wien von 5—6 %!) In einer der wichtigsten deutschen Industrien, der Textilindustrie, die bisher überdies unter ganz besonders günstigem Stern zu stehen schien, zeigen sich jetzt die ersten Anzeichen dafür, wie solche Prozesse in der Praxis verlaufen mögen. Seit einigen Monaten sinkt die Kurve des Konsums fast in allen Fabrikationszweigen stetig abwärts. Die Händler, einerseits unter dem Eindruck dieser Absatzreduktion, andererseits unter dem Eindruck eines Berechnungssystems, das bei Erteilung des oft langfristigen Warenauftrags keinerlei Sicherheit darüber zuläßt, wie hoch die Rechnungssumme sich schließlich belaufen wird, (während, wiederum andererseits, Kredite immer schwerer erhältlich werden), — die Händler ergänzen ihre Läger nur noch dürftig; und wenn sie schon kaufen müssen, kaufen sie nur noch greifbare Bestände, was wiederum fast das gesamte Risiko auf den entsprechend ebenfalls vorsichtiger werdenden Produzenten abwälzt. Das alles hat nun naturnotwendig zu fortwährendem Rückgang der Fabrikation geführt. Entlassungen und Arbeitseinschränkungen sind an der Tagesordnung. Schon Ende Dezember meldete der Deutsche Textilarbeiter-Verband, daß 3 % seiner Mitglieder völlig arbeitslos, 23,1 % nur noch in Kurzarbeit beschäftigt seien, und ähnliche Ziffern gaben die christlichen Gewerkschaften an. Rund ein Viertel der Arbeiterschaft war also überhaupt nicht oder nur unzureichend beschäftigt. Die Statistik des Januar, deren Zahlen noch nicht vorliegen, wird nach allgemeiner Meinung sogar noch schlechter werden. Sachverständige schätzen, daß unzureichende Beschäftigung von mindestens 40 % der Arbeiterschaft ausgewiesen werden wird. Kohlenknappheit im Gefolge des Ruhrkriegs sind dabei nicht einmal in Betracht gezogen. Was also ist es mit der Konjunktur, die zuweilen als geradezu automatische Folge jedes neuen Marksturzes angesprochen wurde? Wir sind an einem Punkte angelangt, an dem, wie die Psychologie sich ausdrückt, „Quantität in Qualität umschlägt“, an dem die Häufung von Entwicklungssummanden einer bestimmten Art plötzlich ein Endergebnis ganz anderer Art herbeiführt.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Philosophie des Sträflings.

Zu Weihnachten sandten wir — in Erinnerung an zwei schöne Gedichte, die er im „Tage-Buch" veröffentlichte — an den Sträfling Emil Strauß in Münster ein Buch und ein freundliches Wort. Strauß, als Einbrecher verurteilt, als Befreier seines Bruders aus dem Zuchthaus berühmt geworden, antwortete mit dem folgenden bemerkenswerten Brief, dem einzigen, den der Strafgefangene innerhalb eines Monats schreiben darf:

Es wird Sie nun interessieren, etwas Bestimmtes über meinen gegenwärtigen Gemütszustand zu erfahren. Hm! „Mens sana in corpore sano!" möchte ich Ihnen da frohbeglückten und dankbaren Sinnes zurufen; denn in geistiger wie körperlicher Hinsicht geht es mir ganz ausgezeichnet. Soweit ich mich entsinne, habe ich mich in den drei Jahrzehnten meines früheren Schein- und Schattenlebens niemals so wahrhaft zufrieden, so kerngesund und urkräftig gefühlt, wie jetzt seit zirka zwei Jahren, — seit jenem für mich unvergeßlichen Tage nämlich, da ich von meinem Verteidiger, Herrn Dr. Loewenthal-Landegg, in echter christlicher Nächstenliebe hingewiesen wurde auf das göttliche Prinzip und seine wahre Idee des Lebens, wie diese in der Christlichen Wissenschaft (Christian Science) offenbart werden.

Die wahre Idee vom Leben! Welch ein unendlicher Gedankenreichtum liegt doch in diesem einen kurzen Ausdruck enthalten. Was ist Wahrheit? Was ist Leben? Wo findet man die Eine? Und wie entsteht und was bezweckt, wie äußert sich und ändert man das Andere? — Das sind Fragen, die den menschlichen Intellekt von jeher stets am meisten beschäftigt haben, um deren endgültig bestimmte Beantwortung für jeden Einzelnen wiederum eine „Lebensfrage" ist, eine Frage des Seins oder Nichtseins in des Wortes tiefstgründiger Bedeutung.

Was Wahrheit ist oder nicht ist, kann niemals durch irgendwelche rein-theoretische Darlegungen in befriedigender Weise erklärt und bewiesen werden. In der Christlichen Wissenschaft, zu der ich mich heute mit allen Fähigkeiten meines erwachenden animi bekenne, ist es z. B. eine fundamentale, weil ewig unwandelbare Tatsache und Wahrheit, daß ich meiner wahren, meiner geistigen Individualität nach kein Verbrecher, kein überlästiger Störenfried der bürgerlichen Gesellschaftsordnung bin, sondern eine geistig-

substantielle, vollkommene Idee des allumfassenden Prinzips, ein durch und durch auf Harmonie gestimmtes Wesen, das ebenso unfähig ist, Dissonanzen zu erzeugen, wie solche zu erfahren, — ein Wesen, das mit dem göttlichen Universalgesetz der Harmonie in vollkommenem Einklang steht und daher auch gegen sogenannte menschliche „Gesetze", sofern sie den göttlichen Gesetzen nicht zuwiderlaufen, in Wirklichkeit niemals verstoßen kann.

Diese, dem Nicht-Szientisten gewiß ganz ungeheuerlich klingende Behauptung bedarf natürlich, um zu überzeugen, des Beweises; und die einzige Möglichkeit, diesen Beweis vollgültig zu erbringen, besteht darin, daß ich alles, was das Christus-Ideal der Wahrheit in meinem Bewußtsein verdunkelt, was meine Gottebenbildlichkeit in mir verschleiert und entstellt, — daß ich das alles in unablässiger, gewissenhaftester Kleinarbeit aus meinem Bewußtsein nach und nach ausmerze und dadurch dem Nichts der Vergessenheit anheimgebe. Durch diesen mentalen Reinigungsprozeß wird die das Ebenbild Gottes verdeckende Tünche falscher Erziehung und falscher Denkgewohnheiten mitsamt dem darauf abgelagerten, jahrhunderte alten Staub der Überlieferung falscher Annahmen allmählich hinweggewaschen, bis das meisterhafte Original in all seiner ursprünglichen Frische und bezaubernden Schöne mehr und mehr zutage tritt, um schließlich im vollsten Glorienschein seiner makellosen Reinheit und Heiligkeit zu erstrahlen.

Dieses zielbewußte, konsequente Zum-Vorschein-bringen des wahren Menschen ist selbstverständlich keine Arbeit, die sich so im Handumdrehen oder von heute auf morgen erledigen läßt. „Die Wiedergeburt", sagt unsere gottbegnadete Führerin Mrs. Eddy in ihrem geistvollen Buch »Miscellaneous Writings«: — „die Wiedergeburt ist nicht das Werk eines Augenblicks. Sie beginnt mit Augenblicken und fährt fort mit Jahren. Augenblicke der Hingabe an Gott, des kindlichen Vertrauens und freudigen Annehmens des Guten; Augenblicke der Selbstverleugnung, der Selbstweihe, dem Himmel entstammender Hoffnung und geistiger Liebe." —

Um also den geforderten bzw. beabsichtigten Beweis der Gottebenbildlichkeit meines wahren Ichs bis über die Grenze berechtigten Zweifels und verständlichen Mißtrauens hinauszuführen, ist eine gewisse Zeit nötig. Dem aufmerksamen, vorurteilslosen Beobachter meines inneren Entwicklungsganges dürfte es aber schon jetzt nicht mehr verborgen sein, welche erstaunliche Wandlung in meinem ganzen Denken, Reden und Tun bereits stattgefunden hat. Vergegenwärtigen Sie sich, bitte, daß ich — der Schreiber dieser absichtlich alles Überschwangs entkleideten Zeilen —, daß ich damals, unmittelbar nach meiner letzten Verurteilung, am Rande abgrundtiefer Verzweiflung

stand und fest entschlossen war, die mir auf ein volles Menschenalter hinaus genommene materielle „Freiheit“ mit allen Mitteln brutaler Rücksichtslosigkeit und findigster Verschlagenheit mir wieder zu erobern. Eine halbstündige Unterweisung (fast möchte ich sagen: christlich-wissenschaftliche Behandlung!) seitens meines verehrten Verteidigers veranlaßte mich aber, alle bereits getroffenen Verabredungen und Vorkehrungen für die sofort nach meiner Überführung in eine Strafanstalt geplante Flucht kurzerhand rückgängig zu machen und damit alle Brücken, die mich mit der Vergangenheit noch verbanden, hinter mir zu verbrennen. Dieses urplötzliche und allen meinen ehemaligen Gesinnungsgenossen bis heute noch unfaßbare Aufgeben des Fluchtgedankens war die erste Heilung, die ich in moralischer Beziehung durch praktische Anwendung der christlichen Wissenschaft auf mein bis zur Hoffnungslosigkeit verworrenes Lebensproblem erfuhr. Was ich seitdem durch tägliches, hingebungsvolles Studium dieser unvergleichlich herrlichen Lehre an innerem Glück, an geistigen Freuden und einem Frieden, der alle klügelnde Vernunft übersteigt, erfahren durfte, das läßt sich, ohne andern überschwenglich zu erscheinen, in Worten garnicht wiedergeben. — — —

Hiermit notgedrungen abbrechend, begrüßt Sie dankbarst

Emil Strauß.

Nachschrift: In bezug auf Ihr gütiges Anerbieten, mir etwas Lektüre zu senden, werden Sie es jetzt begreiflich finden, daß mir altruistische, pazifistische Schriften (etwa Tolstoi, Anatole France u. ähnliche), die den Gedanken der Weltverbrüderung und des ewigen Friedens propagieren, gegenwärtig am willkommensten wären.

2.

Die deutschen Cochonnerien.

Es werden keine französischen Cochonnerien mehr gespielt, nur deutsche Schweinereien. Als ob „Lissi, die Cocotte“ des Dichters Siegfried Geyer delikater wäre als Etienne Rey's liebenswürdige „Schöne Frauen“. Aber keine Klage um die Franzosen! Ihr Poincaré hat uns den Geschmack an der französischen Grazie verdorben.

Nur eine Bemerkung soll bei dieser Gelegenheit nicht unterdrückt werden. Die französischen Cochonnerien sind in Paris nie so gemein gewesen wie in ihrer Berliner Übersetzung! Ich hatte vor Jahresfrist in Paris zu tun und sah dort einen sehr gewagten, aber auch sehr drolligen Einakter: „La reliquie“. Zufällig konnte ich ihn, ein halbes Jahr später, in Berlin wiedersehen. Im „Intimen

"Theater". Hier hieß der Scherz: „Es blitzt!" Der Schwank, der in Paris gewagt, aber graziös wirkte, war hier ins Ganz-Ordinäre übersetzt. In Paris war's erotische Laune, in Berlin offerierte man sexuelle Roheit. In Paris wurde das Zeug mit unerhörter Flinkheit, auch im Dialog ohne langes Verweilen bei einem Scherz, heruntergeschnurrt. In Berlin legte man sich in die Anzüglichkeit hinein, man betonte sie und verderbte und verdarb sie. Ich will davon nicht reden, wie viel roher die Inszenierung im „Intimen Theater" war. Aber man scheute sogar vor Textänderungen nicht zurück, nur um die Sache ganz gemein zu machen.

Deshalb würde ich wünschen, diese nun verbannten Stücke kämen in Deutschland nie wieder auf die Bühne. Wir haben offenbar kein Talent zur erotischen Leichtigkeit. So lasse man das Genre, das in gallischen Ländern viel weniger gemein ist, in Deutschland ganz. Die Behörde schließe diese „Intimen Theater", zu denen uns Autoren, Frauen und — Zuhörer fehlen. Es sind ja doch nur traurige Niederlassungen der witzlosen Sexualroheit.

Dr. Franz Leiningen-Mannheim.

3.

Arme Gerda Müller.

Als Frankfurter habe ich die Laufbahn der Schauspielerin Gerda Müller in Berlin aufmerksam verfolgt. Wir Frankfurter waren überzeugt, daß Gerda Müller heute die erste deutsche Schauspielerin sei. Wir kannten sie, wir hatten ihre Elisabeth, ihre Penthesilea, ihre Griseldis, zuletzt ihre Mutter im „Vatermord" erlebt. Nun ist sie ein Jahr in Berlin, am Staatstheater, unter Jeßners sogenannter Führung. Und was habt Ihr, Berliner, aus unserer genialsten Kraft gemacht? Kein einziges Mal hat sie hier frei in die Höhe fliegen können! In armselige Nebenrollen habt Ihr sie gezwängt. Die nebensächliche Figur in Wedekinds „Hidalla", die unwichtige Komikerin im „Käthchen". Nächstens, nehme ich an, wird man sie endlich! die Adelheid in den „Journalisten" spielen lassen! Ensemblegeist? Nein, das ist Zuschnürung eines brausenden Talentes. So macht man schöpferische Menschen unfroh. Wie wär's, Gerda, wenn Sie zurückkehrten nach Frankfurt? Berlin weiß nur zu locken, nichts mit dem Verlockten anzufangen!

Eduard Andreae.

———

JOURNALISTEN-ANEKDOTE

Der Jubilar.

Zum hundertjährigen Geburtstag von Alexander Petöfi, — Petöfi Sándor, wie man in Ungarn sagt, — wünschte die französische Regierung aus politischen Gründen auch einige Anteilnahme der maßgebenden Presse. Man gab also gewisse Winke und ließ ein informierendes Schriftstück der ungarischen Botschaft in den Redaktionen zirkulieren. Auch darin war natürlich nicht von Alexandre Petoefi, sondern von Petoefi Sándor die Rede.

Am Jubiläumstage erschienen tatsächlich überall schwungvolle und äußerst sympathische Artikel. Nur einem großen, vielgelesenen Blatt war ein Unglück passiert. Es hatte sich zu peinlich an die Vorlage gehalten! Sein Aufsatz begann: „Wer in Frankreich, wer in der ganzen zivilisierten Welt kennt nicht Sándor? Wem stiegen beim Klange dieses illustren Namens Sándor nicht Visionen auf, die sich unmittelbar mit dem Glanze eines Racine, eines Corneille, eines Petrarca und Dante vereinen? P. Sándor, dessen Werk in die letzte Hütte der ungarischen Pußta gedrungen ist, darf in Wahrheit als edelster Repräsentant des edlen madjarischen Volksgeistes gelten. P. Sándor ist unsterblich wie sein unsterbliches Land."

Die Buchhändler, die sich am nächsten Tage für die Werke des P. Sándor zu interessieren begannen, waren sehr erstaunt, daß kein Katalog, kein Lexikon den illustren Namen enthielt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 5):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

BOHEME

Der internationale Spielfilm nach dem Roman von Henry Murger

REGIE:

Gennaro Righelli

MIMI:

Maria Jacobini

HAUPTDARSTELLER:

Helene Lunda, Uschi Elleot, Olga Limburg Walter Janssen, Wilhelm Dieterle, Jaro Fürth Erwin Kalser, Karl Götz, Ludwig Serventi Adolphe Engers

Herstellerin: MARIA JACOBINIFILM-G. m. b. H.

Bauten und Kostüme:
Architekt Max Knaake

Bilder:
Atelier Rembrandt

Photographische Leitung:
Kurt Lande und Franz Stein

Garderoben:
Clara Schulz, Theaterkunst, P. A. Becker W. Ernst, A. Diringer

Aufnahmeleitung:
Julius Brandt

National-  **Film A.-G.**

HONORÉ DE BALZAC ÜBER „MODESTE MIGNON"

Honoré de Balzac schreibt in seinen Briefen an die Gräfin Hanska über seinen Roman „Modeste Mignon":

Samstag, 16. — Sonntag, 17. März 1844

Ich bin am fünfzigsten Bogen von „Modeste Mignon", dem vom sechzigsten Breitengrad stammenden Sujet! Oh, ich kann mein Geheimnis nicht länger mehr vor Ihnen bewahren! Ja, es schien mir ein so köstlicher Genuß, das, was Sie erfunden haben, auszuarbeiten, daß Sie Ihr Werk vielleicht noch vor den „Kleinbürgern" in den Débats lesen werden. Ich habe nur noch sechzig Seiten, und in fünf bis sechs Tagen wird es fertig sein. Nie habe ich etwas leichter gemacht, noch mit mehr Vergnügen und weniger Ermüdung. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies sagt, daß ich Sie liebe, aber ich glaube nicht, daß jemals eine Eingebung so mächtig war! So wie ich es jetzt definitiv geordnet und nach seinem Inhalt eingeteilt habe, wird es die letzte Szene aus dem „Privatleben" sein. Es ist der Kampf zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen der Illusion und der Gesellschaft; es ist die letzte Lehre, bevor ich zu den Szenen des reifen Alters übergehe. Nie hat mir etwas mehr gelächelt. Übrigens ist es durch seinen Aufbau außerordentlich interessant.

Donnerstag, 21. — Samstag, 23. März 1844

Ich habe nur noch ein paar Seiten an „Modeste Mignon" zu schreiben, dann ist es fertig. Was ist das? werden Sie ausrufen. Nun wohl, mein Liebling, es ist Ihre Novelle, aus der ein prächtiger Roman geworden ist, tausendmal schöner als die „Kleinbürger". Was wollen Sie? Ihr auf Flügeln des Windes und der Post zu mir gekommener Gedanke hat in meinem Herzen Blüten getrieben, gleich einem Samenkorn in seiner Erde, gleich einer Blume, die ihre Sonne findet. Die „Kleinbürger" sind das Epos der Bourgeoisie, ein Bau mit verschiedenen Stockwerken, der Zeit und viele Korrekturen gebraucht hat, während „Modeste Mignon" wie ein Champignon, ohne jede Mühe und Anstrengung, getrieben hat. Es gibt solche Glücksfälle. In den Gefilden des Geistes erblühen oft Eintagsblumen unter den zärtlichen Strahlen jener unbekannten Sonne, die wir Phantasie heißen. Aber diesmal erklärt sich alles dadurch, daß sich an dem Gedanken, den Sie mir hinwarfen, meine Gedanken plötzlich entzünden mußten, gleich den Kohlen auf den Lippen des Propheten. Es schien mir, als hätte ich den stillschweigenden Befehl von Ihnen erhalten, auszuführen, was Sie erdachten. Sie haben es dem Feuer anvertraut und das Feuer hat es mir zurückgegeben. Nun ist's geschehen. Zwei Tage, nachdem Sie diesen Brief erhalten haben, werden Sie in den Débats „Modeste Mignon" blühen und sich entfalten sehen. Oh, es ist sehr schön! Noch nie habe ich solchen Glauben an mich gehabt! Wahrscheinlich, weil ich jemand anderen

dabei beteiligt wußte, weil ich einen heiß und innig geliebten Mitarbeiter hatte! Sie werden es lesen, es ist zugleich poetisch und einfach, interessant und literarisch, pikant, süß und komisch, und vor allem ist es sehr neu und sehr originell. Heil meiner Line! Ich werde bis in drei Tagen nichts mehr daran zu schreiben haben, und dabei werden es zwei Bände sein. Ich werde nur noch korrigieren müssen. Die Setzer arbeiten die Nächte hindurch, denn die Débats wollen nicht warten. Wenn Sie in diesem Kraftstück Ihres Muschik nicht einen Beweis seiner Ergebenheit, seiner Freundschaft sehen, so sind Sie eine Herrscherin, die undankbar wie ein Herrscher ist. Ah, wenn Sie wüßten, mit welcher Sorgfalt man Ihren Diamant gefaßt hat!

Freitag, 31. Mai 1844

Der zweite Teil von „Modeste Mignon" endigt morgen, Samstag, 1. Juni. Ach Gott! und der dritte Teil muß bis in vierzehn Tagen vollendet, korrigiert und gemacht sein. Nach der allgemeinen Meinung der Literaten und der Welt ist es ein kleines Meisterwerk. Ist aber erstmal der dritte Teil erschienen, so werden Sie sagen, daß es ein großes ist.

Montag, 15. Juli 1844

Ich beendige heute „Modeste Mignon", das sagt Ihnen alles. Ich bin seit zwölf Tagen täglich um ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr früh aufgestanden und habe den ganzen Tag gearbeitet. Ich habe die Druckerei in Atem gehalten. Kurzum, es ist fertig und gut fertig. Ich bin mir bewußt, ein Meisterwerk für mich und für Sie gemacht zu haben, was kümmert mich das übrige!

Freitag, 19. Juli 1844

Ich habe heute morgen „Modeste Mignon" beendigt, und wenn Sie es in der „Menschlichen Komödie" lesen, so werden Sie sehen, daß ich meinem Versprechen treu blieb und daß es zu meinen schönsten Sachen gerechnet werden kann. Der dritte Teil, falls Sie ihn im ganzen in Ihrer Zeitung lesen werden, ist meiner Meinung nach ein Meisterwerk. Es ist der Goethische Tasso, aber auf der Basis reiner Wahrheit.

Mittwoch, 31. Juli 1844

So was! Nun erklären sie überall „Modeste Mignon" für ein Meisterwerk! Dies fängt an, mich zu beunruhigen. Wenn Sie diesen langen Brief erhalten, werden Sie es ganz gelesen haben, und ich hoffe, Sie sagen mir, was Sie darüber denken. Man findet „Modeste" zu gebildet und zu geistreich. Aber Ihre Cousine Caliste und Sie, die mir als Modelle für meine Heldin gedient haben, stehen weit über ihr.

„Modeste Mignon" ist in einer Übersetzung von Hans Jacob soeben im Verlag „Die Schmiede", Berlin W., Augsburger Str. 52, erschienen.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Februarwoche

Ein Ingenieur weigert sich, einem französischen Befehl zu gehorchen. Der Offizier zieht den Revolver, hält ihn vor die Stirn des Deutschen, kommandiert: Eins . . . der Ingenieur rührt sich nicht . . . zwei . . . der Ingenieur bleibt Statue . . . drei . . . Der Franzose schießt . . . über den Kopf des Deutschen weg, in die Luft. Aber unter der entsetzlichen Spannung bricht der Ingenieur, vom Knall des Revolvers getroffen, zusammen. Nervenchoc. Kriegsnachrichten sind unverläßlich. In einer Atmosphäre dauernder Erregung erzeugt die Phantasie Schreckenskunden, und manches, das in der Erzählung grauenhaft klang, entpuppt sich dem prüfend-nüchternen Blick als Spiegelung überreizter Gehirne. Aber ein so bedächtiger Kopf wie Friedrich Stampfer hat die Tollheiten der französischen Offiziere, die in Recklinghausen das deutsche Publikum mit Reitpeitschen aus dem Theater trieben, kritisch überprüft und feststellen müssen, daß dem Bericht der Zeitungen kein Stückchen Lüge angefügt gewesen ist. So muß man fürchten, daß auch die Nervenprobe, die der französische Offizier mit jenem standhaften Ingenieur gewagt, keine Erfindung ist. Das Bild ist einprägsam. Es ist ein Symbol. Der Deutsche — waffenlos, passiv, nur mit dem Willen zum unbeugsamen Widerstand bewehrt; der Franzose — lebensgefährlich drohend, scheinbar unbeirrt, im letzten Augenblick doch durch die moralische Kraft des anderen gelenkt, zum glatten Mord doch nicht mehr fähig. Ist dies das Symbol des Ruhrkrieges? Dann stehn wir vorläufig noch nicht vor dem dritten Kommando des Franzosen und es gilt, mit eisernem Willen standzuhalten. Stimmt das Bild bis in die letzte Phase? Bricht der Deutsche, von der übermächtigen Willensentspannung erschöpft, zusammen? Aber der Franzose täusche sich nicht. Es ist nur eine Ohnmacht, die vorübergeht. Und morgen steht der Deutsche wieder vor der französischen Pistole. Nicht minder fest, dieselbe starre Statue. Wird die Hand, die gestern in die Luft schoß, morgen niedersinken? Furchtbar ist es, gegen waffenlose Menschen Krieg zu führen, entehrend und beschämend für den Sieger. Und stürze ganz Deutschland jetzt ohnmächtig zusammen, es gibt eine Auferstehung, weil es eine Kontinuität der Geschichte gibt. Deutschland, das niedergebrochene, wird auferstehen, und was die Franzosen in diesem Winter 1923 tun, das bedeutet eine Vergiftung Europas für hundert Jahre.

Die „München-Augsburger Abendzeitung" läßt sich am 10. Februar, in einem Bericht aus dem Ruhrrevier, unter anderem auch Details über die patriotische Haltung der Sipo mitteilen. Sie ist außerordentlich rühmlich, — schade nur, daß sie zuweilen gestört wird: „Die Verfügung der Berliner (!) Stellen, die französischen Offiziere zu grüßen, hat derartig böses Blut gemacht, daß in den Kreisen der Schutzpolizei allenthalben erklärt wird: Wenn wir den erwischen, der uns das eingebrockt hat, schlagen wir ihn tot." . . . Schlagen wir tot? Das scheint weniger mit Ruhrkohle als mit Bayernkohl verwandt! In Wahrheit hat der preußische Innenminister ausdrücklich verordnet, daß die Sipobeamten die französischen und belgischen Offiziere nicht grüßen dürften. Vom Essener Polizeipräsidenten verlangte die Besatzungsbehörde, daß er dies Verbot aufhebe. Er weigerte sich, — in Übereinstimmung mit Berlin, — und wurde deshalb ausgewiesen. Aber wozu, wenn man ein bißchen gegen Berlin hetzen kann, wozu es mit der Wahrheit so genau nehmen? Solange im Ruhrgebiet Widerstand geleistet wird, liegt die Provinz in Bayern, und Ausrufungszeichen weisen darauf hin, wie wenig Berlin mit dem Widerstand zu tun hat; sollte der Widerstand aber je aufhören, so wird die Provinz wieder in Preußen liegen, und neue Ausrufungszeichen werden darauf hinweisen, wie sehr viel Berlin mit dem Aufhören des Widerstandes zu tun hat.

Der Reichsjustizminister hat am 13. Februar, bei Beratung seines Etats, erklärt, das Kabinett sei „zu der Überzeugung gekommen, daß die bayerischen Volksgerichte der Reichsverfassung nicht widersprechen". Die Haltbarkeit dieser Entscheidung ist mindestens zweifelhaft, ausgezeichnete Juristen haben sich in ganz anderem Sinne geäußert! Aber mag es nun mit den Volksgerichten stehen, wie immer es wolle —: wichtiger als sie selbst ist doch sicher ihr Wirken, ist ihr Verfahren, sind ihre Urteile. Und in dieser Hinsicht hat vor einigen Monaten eine Majorität von mindestens 80 % der deutschen Bevölkerung einen Standpunkt eingenommen, der so ablehnend wie nur möglich war. Das Urteil im Fall Fechenbach ist, bis weit in die Reihen der Deutschnationalen hinein, je nach der Parteischattierung als Fehlspruch, als Racheurteil oder als Äußerung einer kaum überbietbaren Mischung von Dummheit, Bosheit und Barbarei gebrandmarkt worden. Was hat das Reichskabinett gegen diesen häßlichen Schmutzfleck in der Geschichte deutscher Justiz getan? Was hat es getan, um durch Säuberung dieses Verbrechens, das uns vor uns selbst und vor dem Ausland entsetzlich degradiert, ein moralisches Recht zu Klagen etwa über die französisch-belgische Tendenzjustiz im Rheinland und an der Ruhr zu konstituieren? „Das Urteil gegen Fechenbach unterliegt noch der

Prüfung eines Untersuchungsausschusses." Wir zweifeln nicht, daß es noch lange unterliegen wird. Aber nicht immer ist man so gemütlich, nicht immer behandelt man die Pflicht, gegen Ausschreitungen in den Ländern von Reichswegen einzuschreiten, so dilatorisch. In Gera wollte eine wenig geschmackvolle Stadtverordnetenversammlung vor einigen Tagen über den Antrag beraten, das Denkmal Wilhelms I. abzutragen. Wie gesagt: ein wenig geschmackvoller und auch ungerechter Antrag. Aber es kam gar nicht zur Verhandlung darüber. Mit verblüffender Promptheit war der Reichsinnenminister auf dem Plan erschienen und hatte von der thüringischen Regierung, die sich fügen mußte, die Inhibierung der Debatte verlangt. Unterliegt Bayern anderen Gesetzen als Thüringen, ist das Recht des toten Kaisers wichtiger als das Recht des lebenden Staatsbürgers?

In derselben Sitzung verlangte der volksparteiliche Abgeordnete und Rechtslehrer Kahl, daß die Gesetze zum Schutze der Republik aufgehoben würden. „Das würde," meinte er, „das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen wesentlich stärken." Vielleicht würde es das in der Tat, wenn man der Meinung sein könnte, daß diejenigen, gegen die das Gesetz ursprünglich gerichtet war, ihre Aspirationen jetzt beiseitegesetzt hätten und sich überhaupt zusammengehörig fühlen wollten. Leider ist nicht das mindeste davon zu bemerken. In Bayern predigt Herr Hitler, daß jetzt die Stunde gekommen sei, wider die Novemberlinge, also wider die Republik und die Republikaner vorzugehen; und die bayerische Regierung, die einen Tag lang willens schien, den Kampf wider dies dezidierte Gegenteil von Zusammengehörigkeitsgefühl aufzunehmen, kapitulierte sofort, nachdem sich herausstellte, daß sie in diesem Kampfe des Militärs nicht ganz sicher wäre. Im Ruhrgebiet aber, um's Ruhrgebiet herum? Leider weiß die deutsche Öffentlichkeit sehr wenig von gewissen Erscheinungen, die auch hier nicht eben auf Zusammengehörigkeit schließen lassen. In der „Neuen Züricher Zeitung" schildert der unverdächtig neutrale Berliner Korrespondent am 10. Februar erste Eindrücke von einer Reise nach Essen. Folgende Sätze verdienen Aufmerksamkeit: „. . . Im Speisewagen geriet ich neben einen Kreis deutschvölkischer Agenten, die — erster Klasse! — aus Oberschlesien in die westliche Kampfzone fuhren. Sie unterhielten sich in ihrer Geheimsprache von „Bauplänen" und dem „Ruderverein", erwähnten auch Sitzungen bei Graefe." Am Tage, ehe Herr Kahl seinen Antrag stellte, wurden diese erfreulichen Bilder von Mitteilungen des thüringischen Reichsratsvertreters über jene merkwürdigen Reisen organisierter, mit Soldatenmützen ausgerüsteter Banden ergänzt, die ihr Zusammengehörigkeitsgefühl dadurch bewiesen, daß sie die Kontrollbeamten mit Rufen wie: „Nieder die roten Halunken!" oder „Nieder

die Judenrepublik" begrüßten. Nach alledem scheint noch nicht die Möglichkeit gegeben, durch Aufhebung der Schutzgesetze dem Zusammengehörigkeitsgefühl jener Kreise freie Bahn zu lassen, — es sei denn, daß man das Zusammengehörigkeitsgefühl Anderer und Zahlreicherer ebenso empfindlich beeinträchtigen will.

Das Wort „Gesetz zum Schutze der Republik" lenkt die Aufmerksamkeit übrigens auf einen Entwurf gleichen Titels, der in Tschechoslowakien soeben dem Parlament unterbreitet wurde. Über diesen Entwurf herrscht, namentlich bei den Deutschen des Landes und insbesondere wieder bei der Presse, große und berechtigte Erregung. Berechtigt?, hören wir fragen. Das sagt Ihr, die Ihr die Schutzgesetze in Deutschland billigt? Jawohl, das sagen wir, denn wir sehen entscheidende Unterschiede sowohl zwischen den beiden Gesetzen als auch zwischen den Bevölkerungsschichten, gegen die sie materiell gerichtet sind. Das deutsche Gesetz stellt nur einige Exzesse unter Strafe: Mordpropaganda, vorsätzlich entehrende und schmähende Äußerungen gegen Regierungsmitglieder, Agitation für gewaltsamen Umsturz der Verfassung, — durchweg also Dinge, die ohnehin schon strafbar sind, deren Strafe, teilweise, nur etwas verschärft wurde. Der tschechische Entwurf, der etwa zur Jurisdiktion der bayerischen Volksgerichte führen könnte, sieht unter anderem schon Strafen für die Veröffentlichung „unwahrer" oder „dem Staatswohl schädlicher" Nachrichten vor, — und man weiß zum Beispiel aus Ungarn, wie bequem es mit dieser Kautschukbestimmung ist, jede Kritik einfach in Gefängnismauern einzusperren. Dann aber: es ist uns vollkommen unbekannt, daß von den nationalen Minoritäten Tschechoslowakiens jemals Mordorganisationen unterhalten worden wären, daß jemals versucht worden wäre, Putsche anzuzetteln und das bestehende Staatsrecht mit Kolben und Gummiknüppeln zu zerschlagen. Gerade die Deutschen sind hier, wie überall in der Welt, im Grunde doch immer loyale Staatsbürger gewesen, das einzige, wogegen sie sich zur Wehr setzen, ist die gewaltsame kulturelle Tschechisierung, sind Tendenzen, die Minoritäten als Bürger zweiten Ranges zu behandeln. Zu dieser Wehr sind sie juristisch und moralisch berechtigt. Juristisch: weil die Friedensverträge, denen die Tschechoslowakei ihr Leben dankt, die Gleichberechtigung und kulturelle Autonomie der Minoritäten ausdrücklich und feierlich garantieren. Und moralisch: weil, nach der soeben veröffentlichten ersten Volkszählung, von 13 Millionen Einwohnern Tschechoslowakiens nur 8 Millionen Tschechen und Slowaken sind — ein wahrscheinlich noch übertriebener Prozentsatz von nur 60 % — und weil es absurd wäre, wenn man zugäbe, daß diese 60 % das Recht hätten, sich den übrigen 40 % gegenüber, die überdies großenteils noch auf geschlossenem Siedlungsraum leben, als Herren und kulturelle Überwältiger aufzuspielen.

Zeichnung von H. Major



Dr. Rudolf Breitscheid. Brückenbauer in London

Zur Beachtung und Charakterisierung derjenigen, die noch immer, in oder außer Amt, ihre Politik auf amerikanische Hoffnungen stützen — vor einigen Wochen waren „gute Beziehungen in Amerika“ geradezu eine Legitimation zur Ministerschaft, — sei der ausgezeichneten New Yorker Wochenschrift „The Nation“ dieser Aufsatz ihres Washingtoner Korrespondenten entnommen.

Der springende Punkt im heutigen Washington ist, daß es in dem, was seine Gedanken gegenwärtig am meisten beschäftigt, — nämlich in europäischen Fragen, — überhaupt keinen springenden Punkt gibt.

Washington begeht der Welt gegenüber einen großen und verhängnisvollen Schwindel. Es läßt den Eindruck aufkommen, daß es irgendwo und irgendwie etwas dort gebe, — etwas Positives, — was mit dem Begriff „Hilfe für Europa“ zusammenhinge. Ich meinerseits glaube, daß nichts dieser Art existiert.

Die Gedanken, die man Europa in Washington gegenwärtig widmet, ähneln ungefähr den Gedanken, die Tribünenbesucher eines Fußballmatches dem Spiele widmen. Die beamteten Männer in der Washingtoner Tribüne fühlen sich teilweise geneigt, den europäischen Spielern zu applaudieren, teilweise möchten sie sie, ganz im Gegenteil, schmähen. Sie befassen sich damit, einer dem andern zu erzählen, wie sie selbst, wenn sie damit zu tun hätten, das Spiel spielen würden. Und nicht nur gegenseitig erzählen sie sich das, — sie erzählen es auch diesem oder jenem der beiden Spieler.

Solch interessierte Beteiligung an der Kritik des Spieles erweckt eine Illusion von Teilnahme an dem Spiel selbst. Es verleitet die Europäer zu dem Glauben, daß wir uns mindestens zur Teilnahme daran vorbereiten. Aber wir sind nur Zuschauer mit allerhand Vorlieben.

In der Präsidentenloge unserer Tribüne besteht eine höchst ehrliche und ernste Sympathie für Europa. Ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß, wenn irgend eine Gruppe europäischer Spieler das Feld überquerte, vor der Präsidentenloge Halt machte und eine kleine Unterhaltung mit ihm erbäte, daß dann der Präsident (natürlich ohne seine Loge zu verlassen und ohne irgendwelche Verantwortung in bezug auf irgend eine Handlung, die in seiner Loge vorgenommen werden könnte, zu übernehmen), daß er, sage ich, es als seine Pflicht empfinden würde, diese kleine Unterhaltung zu bewilligen. Nach unserer Auffassung des Wortes „Hilfe“ würde diese kleine Unterhaltung die Hilfe sein.

Nun hört man allerdings aus der Staatsdepartementsloge unserer Tribüne, von unseren Gesandten in europäischen Staaten, von unserem Spezialrepräsentanten Boyden in Paris und von unserem Spezialrepräsentanten Child in Lausanne so viele und so widersprechende Kritiken, daß die europäischen Spieler einen gewissen Zweifel in Washington anzumelden beginnen. Sie sagen: „Angenommen, wir überquerten das Spielfeld wirklich und stellten

uns eurem Staatssekretariat vor. Angenommen, wir redeten es folgendermaßen an:

„Herr Sekretär! Wir haben alles getan, was Sie in Ihren bewundernswerten, direkten und indirekten Botschaften uns angeraten haben. Wir haben unsere Uniformausgaben jetzt soweit reduziert, daß es praktisch überhaupt keine Uniform mehr gibt. Wir haben uns auf die Hosen gesetzt und die Ausgabe von Fiktivgeld soweit vermindert, daß unsere Papierverpflichtungen jetzt gleich Null sind. Wir haben uns in freundnachbarliche Gefühle widereinander gewöhnt, bis jetzt, wie sie sehen, unsere französischen Spieler und unsere deutschen Spieler mit zärtlich ineinanderverschlungenen Armen vor Ihnen stehen, — eine Stellung, die sie endlos beibehalten werden, wenn die Fortsetzung als Empfehlung vor Ihnen dient. Wir sind jetzt also solvent, wir sind jetzt friedlich. Wir haben alles getan, was uns Ihrer Meinung und Ihren Worten nach der amerikanischen Hilfe würdig machen sollte. Dementsprechend sind wir jetzt gekommen, diese Hilfe auch in Empfang zu nehmen. Nennen Sie uns die Hilfe, wir wollen sie nehmen und Ihnen Dank dafür sagen“ . . .

. . . in diesem Augenblick, — was würde Ihr Staatssekretär in diesem Augenblick antworten?“

Nun, wie ich die Sache beurteile, würde er folgendes sagen:

„Meine Herren, ich bin tief bewegt von Ihrer Solvenz und Ihrer friedlichen Führung. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen klarzulegen, daß Zahlungsfähigkeit und Friedlichkeit gerade die beiden Dinge sind, die wesentlich zum Erfolge für Sie waren. Und da wir von Ihnen, um Sie unserer Hilfe würdig zu machen, Zahlungsfähigkeit und Friedlichkeit verlangten und da Sie jetzt sowohl zahlungsfähig als auch friedlich sind, so haben Sie glücklicherweise sowohl unsere Hilfe verdient als auch keinen Bedarf mehr danach.

Indessen, — wenn Sie etwa noch an weitere Kredite denken sollten, so verweise ich Sie an M. Morgan. Er sagte Ihnen schon vor längerer Zeit, daß er Ihnen, wenn Sie gewisse Dinge erfüllten, noch einiges Geld geben würde.

Sollten Sie aber etwa daran denken, amerikanisches Regierungsgeld oder politische oder militärische Garantien Amerikas zu erhalten, dann verweise ich Sie an den Senat. Sie werden den Senat auf der andern Seite der Tribüne finden, von mir und dem Präsidenten durch eine hohe Wand mit kleinen Gucklöchern getrennt. Ich selbst kann Ihnen keinen Rat geben, bis der Senat es getan haben wird; und ich habe keine Idee, was der Senat tun wird. Gehen Sie gerade nach rechts hinüber!“

In dieser Richtung abmarschierend und vor der Senatorenloge unserer Tribüne ankommend, würden die Besucher den erhobenen Zeigefinger des Senators Johnson aus Kalifornien erblicken, wie er, als Begleitung zu dem folgenden, heftigen Speech, vor den Nasen seiner Senatskollegen herumfuchtelte:

„Meine Herren, einige von Ihnen wollen zu internationalen Konferenzen gehen. Sie wollen in Zimmer eintreten und die Füße unter Tische stellen. Gut. Laßt uns die Tische und die Füße anerkennen. Aber laßt uns weiter sehen. Es ist ein Stück Papier auf dem Tisch. Auf diesem Stück Papier sollen Sie niederschreiben — und werden Sie niederschreiben müssen, — was Sie praktisch in Europa zu tun vorschlagen. Nun, was werden Sie schreiben? Ich frage und frage noch einmal und werde nie aufhören zu fragen: Was?"

In Beantwortung dieser Frage werden wenige Senatoren überhaupt etwas zu sagen haben. Einige von ihnen — z. B. Borah — sind imstande, eine Antwort zu geben. Aber es sind ganz verschiedenartige Antworten, keine von ihnen könnte bei einer Abstimmung eine Senatsmehrheit auf sich vereinen.

Ebenso wie der Präsident und der Staatssekretär, will auch der Senat den Europäern nur Ratschläge erteilen, wie sie spielen sollen. Wenn die Europäer dann so spielen, wie wir es wünschen, werden wir als Belohnung dafür nichts tun. Wenn sie sich weigern, so zu spielen, wie wir es wollen, werden wir als Belohnung ebenfalls nichts tun. Wie die Stimmung des Senates heute ist, wird Europa also in jedem Fall, wie immer es sich auch verhalte, mit keinerlei Regierungshandlung irgend welcher Art von uns unterstützt werden.

Da die Dinge so liegen: — würde es nicht ein Freundschaftsakt gegen Europa sein, wenn wir das Wort „Hilfe" aus unserem diplomatischen Vokabularium strichen?

Unser Situation ist die, daß wir im Hinblick auf das europäische Spiel keine Mitspieler sind. Wir beobachten es mit immensem Gemüts- und großem technischem Interesse Wir genießen es und haben Meinungen über die Spieler. Aber es ist mir unverständlich, wie man die Senatoren der Vereinigten Staaten persönlich kennen kann und dennoch träumt, daß wir in irgendwelchem Sinne jetzt ein Mitspieler sein könnten. Wir sind Pro-französisch. Wir sind Pro-deutsch. Wir sind Pro-italienisch. Wir sind Pro-russisch. Wenn die Vereinigten Staaten nach Europa geworfen würden, würden sie in nahezu ebenso viele Stücke zerrissen werden, wie es liebens- oder hassenswerte Länder in Europa gibt. Wenn wir aus unserer Tribüne heute in das Spielfeld hinunterstiegen, würden wir ein britisches Spiel, oder ein deutsches Spiel, oder ein französisches Spiel, oder ein italienisches Spiel, oder ein russisches Spiel spielen, aber kein europäisches und kein amerikanisches. Darum hält uns Instinkt in der Tribüne fest. Er hält uns zurück von einem Spiel, in dem wir unser eigenes nationales Spiel noch nicht kennen und in dem unsere eigene nationale Organisation und Disziplin noch nicht vollendet ist. Das ist — erwünscht oder bedauerlich — der tatsächliche Stand der Dinge. Es gibt keine amerikanische Politik des Handels in oder mit Bezug auf Europa. Als Land denken, planen und beabsichtigen wir nichts.

WICHARD v. MOELLENDORFF

VERFALL DES DEUTSCHEN GEISTES

Wenn Programme, Tarife, Plakate oder Almosen Heilmittel wären, so müßte Deutschland von Gesundheit strotzen. Aber sie sind allenfalls Ausdrucksformen der Teilnahme an einem Elend, das den Tod bedeutet, wenn es nicht alsbald seinen wahren Arzt und dem eigenen Lebenswunder begegnet.

Auch am Siechenlager des deutschen Geistes wird viel gefeilscht und geklagt, gequacksalbert und gespendet. Alle Welt versichert, vom Ernst des Falles überzeugt zu sein. Hilflos und ohne rechten Willen zur Wiedergeburt wälzt sich der Kranke von rechts nach links, von links nach rechts. Ist eine Hoffnung, außer in ihm selbst?

Was fehlt ihm? Die Statistik seiner Pflegestätten erteilt folgende Auskunft:

Nach Tausenden gab es	in den Wintersemestern			
(ohne Danzig, Straßburg, Posen)	1913/14	1914/15	1920/21	1921/22
Studenten und Hörer in Technischen Hochschulen sowie Chemiestudenten in Universitäten	13	11	26	28
Universitätsstudenten der Rechts- u. Staatswissenschaft sowie der Volks- und Landwirtschaft	13	11	32	35
Andere Universitätsstudenten	43	39	51	45
Sonstige Besucher der Technischen Hochschulen und Universitäten	12	5	26	23

Der Himmel hat die Stoßseufzer von Vätern und Großvätern erhört. Aus dem Samen der Dichter, Beter, Grübler, Schwärmer ist eine Zucht von Tätern, Rechnern, Händlern, Rednern entsprossen. Und sie läßt sich vom Mißerfolg nicht beirren. Erst recht nach diesem Kriege und nach dieser Niederlage entfaltet sie sich. Besinnt sich, läutert, verdichtet, ermannt sich? Ach nein, vom großen Durchschnitt der Akademiker gilt nichts anderes als vom ganzen Volk.

Seine Eigenschaften, die tüchtige Untiefe und der unheilige Eifer, rätselhafte Erzeugnisse aus dem Blute vergrämter Hungerpastoren und abgestumpfter Haudegen, taugen besser zum Erwerb als zum Beruf, drängen stärker zum Geschäft als zur Schöpfung, bequemen sich leichter in den holden Schein einer Versorgungsberechtigung als in das dienstbare Sein notwendiger Beschränkung und bemühen sich, nachdem das goldene zerschmolzen ist, immer noch lieber um das papierne Kalb als um den Gott.

Illusionen und Praxis sind die Götzen des neudeutschen Kultes. Ihr Tempel heißt Bureau, und ihre Priester sind konziliante Leute, die einander, wenn auch kein schöneres, so doch ein ebenso schönes Los gönnen wie sich selbst. Ausgelesen wird nirgends mehr, sondern

nur noch angepaßt. Eine massenhafte, billige und flache Bildung macht sich breit und scheut nichts so sehr wie den Anruch von Schwarzsehern, Theoretikern und Sonderlingen. Der Prüfungsdrill verzichtet auf Strenge, die Stellenjagd auf Befangenheit: Auf dem Tummelplatz geht es nicht herzhafter, aber noch gewöhnlicher zu als vor zehn Jahren.

Du triffst einen jungen Mann. Papa habe eine Zementfabrik, erzählt er, und verlange, als Ersatz für den langen Zeitverlust im Felde, Abkürzung des Aufenthaltes im Hörsaal. Für den Direktorstuhl genüge der Doktorhut. Der Buchhalter sei ungemein begabt und der Professor dem Thema „Buchhaltung einer Zementfabrik" nicht abgeneigt. Du schüttelst den Kopf und fragst, warum nicht der Buchhalter das Examen ablege und Papa sich und dem Sohn die Würden ehrenhalber einkaufe. Aber eine solche Zumutung beleidigt sie allesamt.

Natürlich auch den Professor. Du stöhnst über die ideelle Armut der Gegenwart. Er witzelt, ob eine nur gedachte Armut oder eine Armut an Gedanken gemeint sei. Du antwortest vielleicht zu grob, ideelle Armut verstehe sich in der Gänze am ehesten als Gegensatz von materiellem Reichtum, welcher mitunter den Reichtum an Gedankenlosigkeit mit einschließen soll. Da faucht er etwas Böses über die verdammte Ideologie, lobt den nüchternen Rationalismus seiner Zöglinge und schwört die blaue Blume mit Nachdruck ab.

Romantik, Sinn für Wesen und Gestalt, Ehrfurcht vor dem Jenseitigen und Unwägbaren, Hingabe an Humanität und Persönlichkeit, ist binnen zwei Geschlechtern in uns ausgetilgt. Die Realien — was wir so nennen, hieße richtiger Nominalien; denn die noch so exakten Beobachtungs- und Anwendungssysteme verhalten sich zum Gegenstand doch nur wie die Mark zum Gold oder wie der Titel zum Kerl oder wie die Mode zum Mädel —, die sogenannten Realien sind Trumpf. Von je 100 deutschen Studenten

waren geweiht	in den Wintersemestern 1913/14	1921/22
der Jurisprudenz, Politik, Ökonomik, Technik	38	58
der Medizin, Zahnheilkunde, Pharmacie	24	19
anderen Disziplinen	38	23

Bezogen auf je 100 Studenten jeder Gruppe im Wintersemester 1913/14

studierten im Wintersemester 1921/22	% mehr	% weniger
Jurisprudenz, Politik, Ökonomik, Technik	140	—
Medizin, Zahnheilkunde, Pharmacie	20	—
andere Disziplinen	—	10

Das Bild wäre nicht vollständig, wollte man verschweigen, daß der geniale Meisteringenieur Riedler seine dozierende Kollegenschaft schlechthin für wirklichkeitsblind erklärt, und daß sich die

Zunft gewisser Nachbargebiete aus einem blamierten Epigonentum zusammensetzt. Würde Platon den deutschen Gutachtern des U-Boot-Kampfes, der Hindenburg-Rüstung, der Flandern-Eroberung, der Übergangswirtschaft, der Vollsozialisierung, des Währungsproblems den Staat oder gar die Jugend anvertrauen?

Darf man sich wundern, daß unser Nachwuchs günstigsten Falles Pausbacken mitbringt, die glänzen und bröckeln wie bemalter Gips? Ahnungslos taumelt die Schar zu den wackelnden Schornsteinen, zu den klappernden Produktionsmaschinen, zu den aufgeblähten Verwaltungsapparaten, deren Zusammenbruch unsere Zukunft kennzeichnen wird, und höhnisch begrüßt sie, die eine schwächliche und überzahlreiche Proles geworden ist, ein grausamer Herr. Athene ist vom Dreibund Hermes-Hepheistos-Ares umgarnt, und ihrer harrt das Schicksal der Sklaverei.

Es läßt sich an dieser Stelle im einzelnen nicht untersuchen, wie weit sich das Realeinkommen der deutschen Akademiker vom historischen und vom internationalen Niveau schon entfernt hat. Mancherlei Abart zum Guten und zum Schlimmen hin, mancherlei Wandel von Ort zu Ort, von Monat zu Monat, von Konjunktur zu Konjunktur entkräftet die landläufigen summarischen Urteile, wonach allgemein entweder Überfluß oder Not herrsche. Ein einziges Beispiel sei zerlegt, um die Übertreibungen nach beiden Seiten zu widerlegen: „Wirtschaft und Statistik" berichtet, daß ein verheirateter Regierungsrat mit zwei Kindern von 6 bis 14 Jahren in Ortsklasse A

für die Monate	Sept.	Okt.	Nov.	Dez. 1923
ein Papiermarkgehalt von	35 489	48 611	83 695	138 487
bezog, während die Lebenshaltungsindexziffer mit Bekleidung	133	221	446	685
betrug, so daß die Monatsgehälter	267	220	187	202

„Lebenshaltungsmark" erreichten; derselbe Reichsbeamte verdiente im Jahre 1913 monatlich 608 M., nach dieser Betrachtungsweise also monatlich ziemlich genau ebensoviel wie Ende 1923 quartaliter. Beachtet man dagegen den Zahlungsmodus und den Inflationsprozeß derart, daß man annimmt,

derselbe Regierungsrat habe am	1. Okt.	16. Okt.	16. Nov.	16. Dez. 23
Papiermarkraten von	106 500	13 100	48 200	103 000
mit der reziproken Kaufkraft	177	221	446	685
empfangen, sodaß sein Quartalsgehalt	601 plus	59 plus	108 plus	150

gleich 818 „Lebenshaltungsmark" umfaßte, so zeigt sich, daß er, obzwar vielleicht nicht auf ein Drittel, so doch auf knapp die Hälfte des Satzes herabgedrückt ist, der einstmals angemessen erschien.

Zu den Hungerleidern gehört er deshalb gewiß nicht, auch unter der Steuerlast nicht. Es ist abgeschmackt und töricht, sowohl von den Akademikern und ihren Verteidigern wie von ihren Gegnern

und Neidern, diese Erörterung zuzuspitzen. Ein flüchtiger Vergleich mit den Kleinrentnern beweist, daß das „Existenzminimum" tiefer liegt, als die Schlagworte behaupten, zugleich aber, daß der Charakter einer Gesellschaftsschicht bei einer höheren als der „Existenzgrenze" zerstört wird. Das Blühen erlischt den Baum früher, als er die Festigkeit seines Zellenbaues einbüßt und der Magen einer Menschengemeinschaft stirbt später als ihr Gehirn.

Geistige Arbeit verrichten heißt nun zweifellos, entweder vermöge innerer Energie oder vermöge äußerer Unterstützung sich über das Aufwand-Ertrag-Exempel emporschwingen. (Die Unterscheidung zwischen „Hand- und Kopfarbeit" verwischt die Merkmale über Gebühr. Von Haus aus paart sich „Handarbeit" mit Geist nicht minder gern als „Kopfarbeit" mit Ungeist. Die arbeitsteilige Abspaltung der Disposition von der Exekution monopolisiert den Geist allmählich für eine „Kopf- ohne Handarbeit", und deshalb ist hier vornehmlich von Akademikern die Rede, ohne daß damit anerkannt werde, sie besäßen ein natürliches Vorrecht auf geistige Arbeit. Je mehr jedoch die künstliche Gesellschaftsordnung den Akademiker durch Zubilligung geistiger Arbeit auszeichnet, desto unmittelbarer ist der Geist der Gesellschaft durch den Verfall des akademischen Geistes gefährdet.) Geistige Leistung kann sich nur um ihrer selbst willen vollziehen. Der Geist erstickt in Bezwecktheit. Gleichviel ob sie aus über- oder aus untersättigtem „Leibe" stammt: getrennt von ihr spannt der Geist sich erst an, und nur selber ist er begnadet genug, diese Isolation allein zu bewerkstelligen.

Der deutsche Geist, von Wilhelms II. Herrlichkeiten und Hinterlassenschaften abgelenkt, hat sein Geichgewicht verloren. Bald klemmt, bald schlottert der Bauch im Gürtel. Gestern ekelt, morgen reizt ein Butterbrot. Die Muße wird zwischen Behagen und Betrieb zerrieben, die Ruhe von Erinnerung und Hoffnung zerfetzt, der Stolz durch Rücksicht und Absicht untergraben. Und niemand kümmert sich außer mit Programmen, Tarifen, Plakaten und Almosen darum. Der Staat nicht. Die Unternehmungen nicht. Die Gewerkschaften nicht. Das Ausland nicht. Er selbst nicht.

Ist es seine Schuld? Ich habe mich nicht gescheut, seine, meine Schäden aufzudecken. Um so lauter darf ich die Gaffer anklagen, die unseren wohlfeilen, fleißigen Geist genossen haben und noch genießen, ohne zu bemerken, daß er in dem Klima, das sich seit 1890 über Deutschland lagert, verdorren muß. Meinetwegen verfahrt spartanisch und entbürdet uns und unsere Kinder durch öffentliche Einrichtungen von jeglicher Verantwortung. Sollen wir jedoch auf athenischen Bahnen bleiben und durch familiäre Traditionen unser Erbe hüten, so gönnt uns das unentbehrliche Maß von Sicherheit und Stetigkeit. Am schaukelnden Tisch, neben der flackernden Lampe, tagaus, tagein den Kurs- und Küchenzettel mustern: der Griffel erlahmt, und der Geist ballt sich zu Knödeln.

SIEGFRIED VON DER TRENCK — WAS KANN DAS THEATER VOM LICHTSPIEL LERNEN?

Zahlreich sind die Versuche, das Lichtspiel mehr oder weniger nach dem Vorbilde des Theaters zu literarisieren. Merkwürdigerweise scheint aber die Frage noch wenig oder garnicht eingehender behandelt zu sein, was umgekehrt der Film dem Theater geben kann.

Es ist sehr bequem, von der Höhe der Literatur auf den Film herabzublicken und seine ungeheuren Erfolge darauf durchzuführen, daß er den niederen Instinkten des „Pöbels" mehr entgegenkomme als das Theater. In Wahrheit lassen sich diese Erfolge auf so billige Weise nicht erklären. Es sind vielmehr ganz zweifellose grundsätzliche und erhebliche Fortschritte, die das Filmdrama dem augenblicklichen Bühnendrama gegenüber aufweist, die keineswegs stofflicher, sondern durchaus methodischer Natur sind, und deren Erkenntnis und richtige Einschätzung den Volkskreisen, die das Lichtspiel aus diesem Grunde, sei es auch nur instinktiv, vor dem augenblicklichen Theaterbetrieb bevorzugen, nicht zur Unehre, sondern zur größten Ehre gereicht. Um es mit einem Worte zu sagen: Der Film ist unvergleichlich d y n a m i s c h e r als das gegenwärtige Theater. Dieses steckt mit mindestens einem Fuß, immer und immer noch in mehr als 2000 Jahren zurückliegenden Anschauungen einer kleinen, schwunglosen, statischen Epoche, dessen, was Spengler als Stil der Antike euklidisch nennt. Eine gewisse kleinbürgerliche Abgegliedertheit der Personen und Vorgänge, ein opernhaftes Abgestimmtsein auf Duette und Terzette, ein Mangel der Distanz zwischen den Personen, die Abwesenheit wirklicher Massen und wirklicher Führer, eine gewisse bürgerliche oder höchstens kleinadlige Milieuhaftigkeit sind für das Theater charakteristisch.

Da wird verlangt, daß die Personen alle bis zu einem gewissen Grade einer Sphäre angehören, innerhalb deren es noch eine Verständigung gibt, während das Wesen des modernen Lebens in der ungeheuren Auseinanderziehung der Schichten beruht, die geistig und wirtschaftlich über und unter dem breiten Mittelstande imperialistische Riesennaturen und kompakte Massen mit sich bringen. Ein mittelstädtisches Theater ist daher eine Fiktion und läßt mindestens zwei Drittel des Lebens außer Betracht. Der Film weiß das viel besser. Auch er gibt den Mittelstand, im weitesten Lebenssinne verstanden, den Durchschnittsmenschen, den Bürger, auch den hochstehenden Bürger. Aber er bringt darunter die chaotischen Massen und darüber die Ausnahmenaturen, die ihren magnetischen Einfluß über den Mittelstand hinüber von den Massen empfangen und auf die Massen ausströmen. Der Film ist viel „faustischer" in dieser Beziehung als das Theater. Seine Helden sind viel einsamer, sie fallen viel mehr aus dem Rahmen, und das entspricht nicht nur dem

Sensationsbedürfnis, sondern durchaus der Wirklichkeit. Wer in großen demokratischen Zeiten wirklich Führerqualitäten besitzt, muß irgendwie napoleonische Maße haben. Dann aber steht er auch zu den höchsten Vertretern des seelischen Mittelstandes nicht mehr im Connex dessen, dem ein wirklicher, echter Dialog mit ihnen möglich ist. Die Distanzen sind tatsächlich so, daß diese Menschen nur noch mit sich selbst reden, auch wenn sie zu andern reden. Und andererseits sind die Kompliziertheiten so gewachsen, daß sie ihre Entschlüsse nicht in der kindlichen Weise eines dramatischen Spiels extemporieren, sondern eine solche Extemporisation nur vortäuschen, in Wirklichkeit aber der Schwerpunkt ihres Werdens und Handelns in Überlegungen steckt, die sie allein anstellen, oder vor ihren Gehilfen mehr als mit denselben. Darum verlangt diese Bereicherung des Personenbestandes um das obere und das untere Drittel, das im bürgerlichen Theater meist unter den Tisch fällt, sogleich auch eine Veränderung und Bereicherung der Technik. Der Monolog kommt wieder zu seinem Recht. Er entspricht der längst anerkannten Anforderung der bildenden Kunst, Wesentliches ausführlich und Unwesentliches nebensächlich zu behandeln. In einer theatralischen „Gesellschaft“, die mit gewissen Nuançen auf Ebenbürtigkeit untereinander abgestellt ist, mag die Aufdeckung der seelischen Zusammenhänge sinngemäß und kraft innerer Wahrheit am besten durch Dialog geschehen. Überall, wo der ganz große Einzelmensch einerseits und die Masse andererseits auftaucht, gewinnt der Monolog und die Massenszene gleich berechtigte Bedeutung. Der Monolog ist hier nicht mehr Verlegenheitsprodukt zur Erleichterung der Exposition, sondern zugleich innerlich und äußerlich, technisch und seelisch, die wahrhaftigste Wiedergabe des Wirklichen. Es ist ganz vergeblich, ihn durch einen Dialog ersetzen zu wollen, wenn die erste Voraussetzung des Dialoges fehlt: die gemeinschaftliche Ebene und eine gewisse Vergleichbarkeit der Größe zwischen den Sprechenden. Faust besteht in Wahrheit nur aus den Monologen des Faust. Selbst Mephisto ist ihm nicht mehr in dem Sinne geistig ebenbürtig, daß er wirklichen seelischen Austausch mit ihm genießt. Gretchen ist Kind und alles andere ist Puppe. Und wenn man sehen will, wie lächerlich es ist, den Dialog um des Dialoges willen, als angebliches unentbehrliches Formrequisit zu kultivieren, wie in seligen Zeiten die Einheit des Ortes und der Zeit, so sehe man sich den lächerlichen Expositionsdialog in Björnsons „Über die Kraft“, erster Teil, an, wo eine ohne jeden vernünftigen Zweck eigens als Notbehelf aus Amerika importierte Tante das Phantom darstellen muß, mit dem ein Scheindialog aufgeführt wird, der die sachliche und seelische Lage klären soll und hundertmal überzeugender wirken würde, wenn er die Maske des Dialoges abschwächen und als der Monolog, der er in Wahrheit ist, auftreten würde.

Im Film ersetzt den Monolog die Großaufnahme. Sie entspricht der Bedeutung des Helden, der plötzlich aus der Masse herausgehoben wird, in voller Größe nur als Kopf dasteht und durch sein Mienenspiel kurz und schlagend seine Seele offenbart. So sind auch die Monologe Richards des Dritten gemeint. Sie sind notwendige Monologe, notwendig nicht aus dem plump-philiströsen Grund, daß Richard sich scheut, seine verbrecherischen Pläne Dritten anzuvertrauen, sondern weil er einfach als Quantität, als Energiezentrum trotz seiner qualitativen Bosheit so aus dem Rahmen der übrigen fällt, daß er mit ihnen keinen wahren Konnex haben kann. Auch im Tasso reden Tasso und die Prinzessinnen in einer anderen Dimension als die drei übrigen.

Dazu kommt ein Drittes, was eng damit zusammenhängt: der völlig neue, sachgemäßere und bei aller scheinbaren Veräußerlichung in Wahrheit verinnerlichte, selbst in schlechten Stücken oft grandiose Spannungsbegriff des Films. Das Theater identifiziert Spannung mit dem mehr oder weniger kindlich geistreich geführten Dialog, zwischen Leuten, die auf derselben Ebene, in derselben Größenordnung des Geistes und Blutes stehen oder zu stehen vorgeben. Auch hier der alte methodische Fehler, daß aus einem Erfahrungssatz, der auf beschränktem Gebiete gilt, weil er aus ihm ausgeschlossen ist, ein Dogma gemacht wird, das für ganz andere Fälle zwangsläufige Anwendung verlangt, wo es nicht hingehört. Spannung ist etwas durchaus Seelisches, Dynamisches, auf bestimmte technische Behelfe nicht Beschränktes. Es kann Spannungen geben, so groß, daß sie Raum und Zeit überschlagen; ein Gegeneinanderwirken von Menschen größten Stils, die lange Zeit garnicht direkt miteinander in Berührung kommen. Die dialogische Arbeit und dialogische Spannung entspricht bestenfalls der Fuge in der Musik. Werden die Themen einerseits und die Begleitmotive andererseits größer und stärker, so sprengen sie diese kleine, kunsthandwerkliche Form, und wählen sich tausend neue Formen, die nur das Eine gemeinsam miteinander haben, daß ein gewaltiges, inneres und äußeres Geschehen, sich vor den Augen und Ohren, aber auch unmittelbar durch kurzschlüssigste Darstellungsmittel vor der Seele direkt in großen flutenden Strömen abspielt, irgendwie aufbäumt, zum Höhepunkt steigt und verflutet oder verblutet. Niemals die Technik, sondern nur das Ausströmen seelischen Fluidums in großen, mitreißenden Wogen, kann den Prüfstein dafür abgeben, ob Spannung in einem Werk vorhanden ist oder nicht.

Diesen Spannungsbegriff fühlt das Publikum, wenn es den Film bevorzugt, der aus der jeweiligen Situation heraus mit immer neuer, gewiß häufig fehlschlagenden und häufig übertriebenen, ebenso oft aber genial instinksicheren Mitteln das nicht näher definierbare und von gewissen Schemata der Spielordnung keineswegs zwingend abhängige Spannungsgefühl erzeugt.

H. L. MENCKEN

AUS DEM WÖRTERBUCH „JAZZ WEBSTER“.

Webster ist ein großer amerikanischer Lexikograph 1758—1843. Vorname Noah. Ich würde als Titel vorschlagen: „Der kleine Webster in der Westentasche“. „The Jazz Webster“ ist ein Kapitel aus dem Buch „Burlesken“ von Mencken, das demnächst erscheinen wird. Anm. d. Übers.

Argument. Ein Mittel um zu überzeugen. Werkzeuge der Argumentation in der Demokratie in der Reihenfolge ihrer Wirksamkeit sind: a) Whisky, b) Bier, c) Zigarren, d) Tränen.

Beliebtheit. Die Fähigkeit liebenswürdig zuzuhören, wenn die Männer mit ihren Frauen renommieren, und die Frauen sich über ihre Männer beklagen.

Berühmtheit. Einer, den viele Leute kennen, die nicht zu kennen er froh ist.

Ehebruch. Demokratie, auf die Liebe angewandt.

Eifersucht. Die Theorie, daß ein anderer Kerl einen ebenso schlechten Geschmack hat.

Epigramm. Ein Gemeinplatz mit Weinlaub im Haar.

Fortschritt. Der Prozeß, bei dem die menschliche Rasse den Bart, den Blinddarm und Gott losgeworden ist.

Geistlicher. Einer, der die Einlaßkarten außerhalb des himmlischen Tores kontrolliert.

Gewissen. Die innere Stimme, die uns warnt, weil jemand zugucken könnte.

Hochzeit. Eine sinnreiche Erfindung, die den Neid der Frauen und das Entsetzen der Männer erregt.

Hölle. Ein Ort, wo die zehn Gebote polizeilich durchgeführt werden.

Idealist. Einer, der bemerkt hat, daß eine Rose besser als ein Kohl riecht, und daraus folgert, daß sie auch eine bessere Suppe abgeben müsse.

Immoralität. Die Moral der Leute, denen es besser geht. Man wird irgend eine spießige Kuh nicht davon überzeugen können, daß die berühmte H. P. nicht „schrecklich unmoralisch“ ist.

Kirche. Ein Ort, wo ein Herr, der niemals im Himmel gewesen ist, Leuten, die niemals dahin kommen werden, etwas darüber vorlügt.

Kürze. Eine Eigenschaft, die Zigaretten, Reden, Liebschaften und Seereisen erträglich macht.

Liebe. Der Wahn, daß eine Frau anders als die andere sei.

Moral. Die Theorie, daß jede menschliche Handlung entweder gut oder böse ist, daß 99 % aber böse sind.

Pastor. Einer, der von den Schlechten bezahlt wird, um durch sein Beispiel zu beweisen, daß sich die Tugend nicht lohnt.

Politiker. Jeder Bürger der Einfluß genug hat, seiner alten Mutter eine Stelle als Putzfrau im Rathaus zu verschaffen.

Schauspieler. Einer, der durch ein Holzbein mehr behindert wird, als durch einen Holzkopf.

Selbstachtung. Das sichere Gefühl, daß bis jetzt noch keiner etwas gemerkt hat.

Sozialismus. Die Theorie, daß Wilhelm Schulze besser ist, als seine Vorgesetzten.

Überzeugungstreue. Eine Form von Dummheit. Der Beweis für die Unfähigkeit, dieselbe Sache zweimal durchzudenken.

Vertrauen. Wenn man jemand glaubt, trotzdem man weiß, daß man an seiner Stelle lügen würde.

Wahrheit. Irgendetwas, das Irgendeinen irgendwie diskreditiert.

Autorisierte Übersetzung von Thea Maria Lenz.

CLÄRE HEUSER

WENN ICH SCHAUSPIELERIN WÄRE . . .

Eine Bekannte erzählte mir:

Ich weiß nicht warum — aber mir sind Menschen als Masse unangenehm. Ich fühle mich als Einzelner den Vielen gegenüber irgendwie rettungslos ausgeliefert. —

Tritt man in ein Kaffeehaus ein, so fliegen im selben Moment alle Blicke wie auf Kommando nach der Tür. Jeder wendet den Kopf, jeder sieht von seiner Zeitung auf. Gesichter, überall Gesichter! Man wird mit Blicken übergossen, betastet, angegriffen — ich möchte mich immer kräftig schütteln, als hätte ich lange im Regen gestanden. Aber man schüttelt sich natürlich nicht als wohlerzogener Mensch. Man läßt all die leeren, manchmal sogar recht frechen Augen auf sich sitzen, es bleibt ja doch nichts anderes übrig. Und man windet sich, ein bißchen einer Nachtwandelnden gleich, zwischen den Tischen durch. Die Bekannten, die man sucht, findet man nicht, man ist ganz blind. Sie müssen rufen, mit den Armen winken, einer muß aufspringen und den Lootsen machen — man ist am Ziel, in Sicherheit, gottseidank! — — —

Oder man steige in einen dichtbesetzten Trambahnwagen. Alles schaut. Warum? Das weiß man nicht. Mitten im Gespräch hören sie zuweilen auf, warten bis man den einzigen noch freien Platz gefunden hat, und schauen, schauen unentwegt, als hofften sie, daß nun die Langeweile der Fahrt durch irgendeine kleine Sensation unterbrochen werden möchte. Vielleicht, daß man einen Streit mit dem Schaffner anfinge! Oder, daß man „verkehrt" eingestiegen sei und erschreckt aufspringe, sobald man es bemerkt. — Aber meist ist nichts dergleichen. Die nächste Haltestelle kommt. Neue Fahrgäste und dasselbe Schauspiel beginnt. — Ich meine, man sollte seine Kinder von früher Jugend auf daran gewöhnen, ihre

Blicke zu beherrschen, genau so wie man sie lehrt, die Arme und Beine zu beherrschen. — —

So viel ist gewiß, daß ich mich zu keinem Beruf auf der Welt weniger geeignet hätte, als zu dem der Schauspielerin. Es wäre mir höchst peinlich, wenn ich aus den Kulissen heraussträte und ich sähe dort unten im Parkett und oben in den Rängen all die weißen Bälle auf ihren Gestellen hin- und herwippen. Ein leichter Schwindel würde mich befallen — in jedem dieser Bälle steckten zwei Augen, die mich anstarrten, erwartungsvoll: „Na, nun fangt mal an, nun führt uns etwas vor! Unsern Eintritt haben wir bezahlt!" — Es säßen auch andere da, andere, für die die Vorstellung ein Erlebnis bedeuten würde. Aber das wären nur wenige. —

Ich würde meine Rolle wahrscheinlich mit der Seele spielen. Wenigstens würde ich es versuchen. Aber ich verlöre bald die Beherrschung. Irgend eine dunkle Wut packte mich — ich ginge ganz nahe an die Rampe vor und ich würde weit in den Raum hineinrufen: „Was, eigentlich, glaubt ihr? Daß ich für euch spiele? — Nein, meine Lieben, da habt ihr falsch gewettet — ich spiele für mich selbst. Weil es mir Freude macht, spiele ich. Was sitzt ihr da und starrt mich an? Ihr glaubt, ihr habt ein Recht dazu, weil ihr euer Geld bezahlt habt. Mag sein. Aber denkt nicht, daß mir das angenehm ist. Ich hasse eure anmaßende Behäbigkeit, ich hasse eure Gesichter." — —

Da ließe der Inspektor den Vorhang heruntersausen. Das dumpfe Wogen und Grollen der Menge schlüge zu mir herauf. Wütend käme der Direktor angeschäumt. Er schriee, daß die Soffiten unter seinem Atem sich blähten. In hohem Bogen flöge ich noch am selben Abend aus dem Theater mit samt dem Kontrakt. Das heißt, das weiß ich nicht genau, vielleicht nicht mit dem Kontrakt. Den müßte man wahrscheinlich zurückbehalten, weil ich doch eine furchtbar hohe Strafe zahlen müßte. Aber, wie gesagt, das weiß ich nicht; es ist auch nebensächlich. — —

Und dann also säße ich auf der Straße! Nicht angenehm! Aber dennoch würde ich mich freuen. Diesen stumpfen ahnungslosen Gaffern habe ich es nun einmal gesagt! Sie sitzen da unten im Dunkeln und betasten durchs Opernglas meinen Brustansatz, sie messen mit den Augen den Umfang meiner Hüften und sie berechnen die Höhe meiner Beine. Und irgendein Herr Mayer sagt zu seiner Frau Mayer: „Sie ist für die Bühne doch viel zu unscheinbar. Es ist ja gar nichts an ihr dran. Eine Schauspielerin sollte doch vor allem eine majestätische Figur haben." — Frau Mayer wendet sich zu ihrem Mann, — ihr Nachbar zur Rechten rückt auf ein Weilchen diskret von ihrer Schulter ab. —

Für all dies mußte ich mich einmal rächen! Aber zum Glück für den Direktor, zum Glück für das Publikum und zum Glück für mich selbst bin ich nicht Schauspielerin geworden. — — —

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Februarwoche

Wie immer, empfiehlt es sich auch in diesen Tagen des Ruhrkriegs, nicht nur deutsche, sondern auch ausländische Zeitungen zu lesen. Der „Manchester Guardian", dessen scharfe moralische Verurteilung des französisch-belgischen Vorgehens oft zitiert wird, stellt zuweilen auch seltener zitierte Analysen der materiellen Lage und Aussichten an. Aus einem neueren Leitartikel, erschienen am 5. Februar, sei folgender Abschnitt wiedergegeben: „Frankreich sucht Deutschland dadurch zur Kapitulation zu zwingen (was immer unter „Kapitulation" auch verstanden sei), daß es Deutschlands Industrie schrittweise die Kohle und Deutschlands Bevölkerung damit Nahrung, Bekleidung und andere Lebensnotwendigkeiten raubt. Das wenigstens ist die offen ausgesprochene Absicht, — obwohl es dumm wäre, zu behaupten, es gebe daneben nicht auch noch unausgesprochene Ziele: die Zerschlagung des Reiches und die Annexion der Ruhrwerte. Was Deutschland durchzumachen haben wird, ist klar genug; es sind die Schrecken einer Blockade. Was die Franzosen leiden müssen, ist nicht so offenbar. Sie halten das Ruhrtal militärisch, und können leicht fortfahren, es zu halten. Sie müssen auch bald imstande sein, etwas Kohle zu kriegen, vielleicht sogar ebensoviel wie vor der Besetzung. Das alles wird, natürlich, Geld kosten; es wird keine Gratiskohle sein; Truppen in halbmobilisiertem Dienst sind teurer als Truppen in Kasernen; an die Bevölkerung des Ruhrgebiets, die, außer durch Streiks, durch die Blockierung Deutschlands arbeitslos werden wird, werden Nahrungsmittel geliefert werden müssen. Diese Extrakosten hat man für den ersten Monat auf rund ½ Million Pfund berechnet. Das ist eine kleine Summe im nationalen Budget; und sogar, wenn sie sich in den nächsten Monaten — was wahrscheinlich ist — beträchtlich steigern wird, kann es nicht schreckhaft für ein Volk sein, das mit ziemlicher Gelassenheit ein Jahresdefizit von 350 Millionen Pfund trägt. Die Koksknappheit mag einige weitere elsässische Hüttenbetriebe, die ohnehin schon mit Verlust arbeiten, zum Stillstand bringen; aber auch das ist ein Schaden, der sich aushalten ließe. Was schließlich den moralischen Druck anbelangt, hat Frankreich bereits gezeigt, daß es imstande ist, das Zögern seiner Alliierten zu ertragen und die klare Mißbilligung der übrigen Welt zu ignorieren. Das einzige, was die gegenwärtige französische Regierung wirklich fürchtet, ist ein Frankensturz . . ." Aber der Frankensturz, oft angekündigt und einige Tage lang scheinbar sogar wirklich beginnend, ist seit dem Erscheinungstage dieses Aufsatzes kaum vom Flecke gerückt. An der Züricher Börse stellt sich der Wert des französischen Franken seit drei Wochen ziemlich stagnant auf 32½ bis 35 Schweizer Centimes.

Die Devisenpolitik der Reichsbank in diesen letzten Tagen gehört zu dem Unfaßbarsten, was seit langem erlebt wurde; und wenn man sich nicht wundert, daß der Reichsbankpräsident mit aller Kraft dagegen opponierte, ja, daß er sogar seine Demission anbot, so wundert man sich umsomehr, daß er (Leiter eines angeblich autonomen Instituts) sich dem vereinten Druck von Kanzler, Finanzminister und Industriekapitänen schließlich doch fügte und Dinge mit seinem Namen deckte, die er für dezidiert falsch hält. Was geht vor? Die Reichsbank manipuliert den Markkurs gewaltsam hoch, sie wirft aus ihren Portefeuilles ständig so viel Devisen auf den Markt, daß das Angebot etwas größer ist als die Nachfrage. Rund 300 Millionen Goldmark — so wenigstens meldete am 10. Februar, bisher undementiert, das „Prager Tageblatt" — sollen zu dieser Interventionsmanipulation bereitgestellt worden sein, also zwischen 2 und 3 Billionen Papiermark, weit mehr als der ganze deutsche Notenumlauf, weit mehr als die ganze schwebende Reichsschuld beträgt. Welchen Erfolg verspricht man sich davon? Der Kanzler, der seine finanzpolitische Schulung als Kriegsgehilfe des Staatssekretärs Helfferich empfing und den Ratschlag des jetzigen Parteiführers noch immer gern in Anspruch nimmt, wird ein Argument anführen, das nicht unbeachtet bleiben kann. Er wird erklären, daß gerade in diesem Augenblick schärfster Opposition nach außen die bevorstehende große Preiswelle verhindert werden mußte, er wird erklären, ernste Männer hätten ihm im Ruhrgebiet versichert, bei Eintritt einer neuen, riesigen Preissintflut werde sich die Widerstandsstimmung der Ruhrbevölkerung nicht intakt halten lassen. Eine Rücksichtnahme auf die Stimmung also, wie sie von Helfferich selbst zuweilen ebenfalls geübt wurde. Aber die Frage erhebt sich: wie lang glaubt man, diese Stimmung nötig zu haben, und wie lange wird andererseits der Interventionsfonds von 300 Goldmillionen reichen? Was das letztere anbelangt, bestehen Gründe genug zu der Annahme, daß 3 Wochen schon ein Maximum darstellen würden. 500 000 Pfund, die durch Vermittlung der Firma Mendelssohn auf den Markt geworfen wurden, waren binnen 10 Minuten absorbiert: und wer etwa glaubt, das sei nur der erste Heißhunger gewesen, ist im Irrtum. Die Aufnahmebereitschaft des Marktes ist anscheinend unbegrenzt, insbesondere scheint sich mit den herausgeschleuderten Beständen sehr weitgehend die Industrie einzudecken und von Abgabeneigung (aus Furcht vor nach weiteren Kurssenkungen) sind höchstens beim kleinen Publikum, nicht bei den entscheidenden Großen Anzeichen zu bemerken. Unter diesen Umständen wird der Interventionsfonds, auch wenn sich vermehrte Verkäufe infolge der Kreditkündigungen hinzugesellen, nach menschlichem Ermessen binnen kürzester Frist verbraucht sein — ein Fonds, der nicht viel kleiner ist als die Summe, die von der Reichsbank seinerzeit für eine organisierte und vom

Ausland mitdotierte Stützungsaktion zur Verfügung gestellt werden sollte (nicht ohne daß die Industrie, insbesondere Herr Stinnes, höchst energisch dagegen protestierte). Wie wird die Lage dann sein? Die Reichsbank wird für 300 Goldmillionen, deren Kurswert vorher etwa 3 Billionen Papiermark betrug, etwa 2 Billionen empfangen haben, und da der Devisenkurs sich alsbald wieder heben muß, wird rund 1 Billion verloren sein. Da dann, mit dem neuerlichen Anstieg der Devisenkurse, zugleich aber auch die Preiswelle kommen muß, die man ehzuvor verhindern wollte, erhebt sich die Frage, ob man der Widerstandsstimmung dann, in längstens drei Wochen, mehr wird zumuten können als jetzt, beziehungsweise: ob sie dann vielleicht schon nicht mehr nötig sein wird. Und wenn, was zu erwarten ist, die Antwort so lautet, daß innerhalb 3 Wochen weder der stimmungsbedürftige Kampf schon beendet noch die kampfnotwendige Stimmung weniger reizbar geworden sein wird, erhebt sich die fernere Frage, ob die Hinausschiebung der ganzen Entwicklung um 3 Wochen mit 1 Billion nicht vielleicht doch zu teuer bezahlt war. Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß die Manipulation wirklich für jedermann teuer war. Die Industrie zum Beispiel, die für vermehrte Kohlen- und Erzimporte jetzt viel größere Summen braucht als vor der Ruhrbesetzung, wird, wenn sie ihren Devisenbedarf gerade in den 20 Interventionstagen eindeckt, die Ware späterhin aber zu Tageskursen berechnet, sogar nicht unerhebliche Gewinne erzielt haben. Man könnte sagen, daß die Reichsbank ihren ganzen Verlust, rund 1 Billion, unter diesen Umständen ziemlich ausschließlich eben an die Industrie verschenkt hätte; und man würde schon verstehen können, warum Herr Stinnes, der früher so scharf wider jede ephemere Markstützung opponierte, diesmal, wie erzählt wird, ebenso kräftig für sie eintrat. Aber es ist fraglich, ob gerade dies Resultat den Vorgang faßbarer machte.

Die Franzosen mit ihrer eigenartigen Begabung für indirekte politische Effekte haben es verstanden, im geeigneten Augenblick wieder einmal einen rechten Raufknochen unter die deutschen Hunde zu werfen —: sie haben den drei Jahre alten Vertrag mit der Badischen Anilin- und Sodafabrik aus den Akten hervorgekramt und ihn mit einiger Ostensibilität von der Kammer ratifizieren lassen. Es steht nichts Erschütterndes in diesem Abkommen, durch das die Ludwigshafener Unternehmung sich zur Errichtung einer Fabrik synthetischen Ammoniaks auf französischem Territorium verpflichtet. Vor dem Kriege sind Verträge gleichen Inhalts dutzendweise geschlossen worden, und niemand fand es anstößig, wenn z. B. Krupp, Siemens oder die AEG Tochterfabriken in Rußland errichteten. Aber plötzlich ist eine große Affäre aus dem Vorgang geworden. Auf der Linken, wo man in hysterischen Ängsten vor etwaigen Techtelmechteln zwischen dem Kapital der

besetzten Gebiete und Frankreichs schwebt, vergißt man allen Internationalismus und läßt tiefe deutsche Sorgenfalten die Stirne durchfurchen. Im Industrielager wiederum, wo man sich sonst über jede internationale Zusammenarbeit, etwa zwischen Gewerkschaften bitter empört, bekennt man sich zwar nicht klipp und klar zu der Sache selbst, beschwichtigt aber doch mit Entschuldigungen, daß hier, in diesem Falle, unter den besonderen Verhältnissen, . . . verstehn Sie, . . . man muß bedenken . . . und so weiter. Wozu aber die Sorgenfalten und wozu die besonderen Verhältnisse? Was ist geschehen? Einem deutschen Unternehmen ist die Möglichkeit gegeben worden, sich zu verbreitern, auf neuem Standort einen neuen Markt zu erringen. Das ist ein einfaches, sentimentloses Geschäft, bei dem beide Teile auf ihre Rechnung kommen können — (wie denn bei anständigen und dauerhaften Geschäften immer ein Zustand geschaffen sein muß, in dem alle Partner sich einigermaßen zufrieden fühlen können,) — und es gibt keinen Grund, warum ein einträgliches Geschäft nicht ebensogut in Frankreich wie in Chile oder China sollte betrieben werden dürfen; was daran schädlich für das Land sein sollte, wird sich schwer definieren lassen. Oder doch? Handelt es sich nicht um ein Geheimverfahren, um ein Monopol deutschen Erfindergeistes, um einen Zauber, dessen Formel aus verschiedensten Gründen nicht preisgegeben werden darf? Nun, vor allem standen und stehen die Franzosen noch immer in Ludwigshafen, konnten sich also, wenn sie es wünschten, jeden Einblick in die Fabrikationsmethoden mit Gewalt verschaffen. Gegen solche Gewalt ist die beste Sicherung wahrscheinlich noch immer, daß man sich in irgendein privatwirtschaftliches Partnerverhältnis mit dem Gewalthaber begibt. Überdies stimmt aber auch die Sache mit dem Geheimnis nicht ganz. Das Haber'sche Verfahren zur Gewinnung künstlichen Stickstoffes ist, wie fast jede technische Erfindung, nach kurzer Zeit in Frankreich nacherfunden gewesen, das Geheimnis blieb ebensowenig ungelüftet, wie in England das Geheimnis unseres Gelbkreuzgases oder wie bei uns selbst das Geheimnis des amerikanischen Lewisits. Es ist in dieser Zeit vervollkommnetster chemischer Analisiermethoden immer etwas naiv, sich einzureden, man besitze unbrechbare wissenschaftliche Monopole. So demagogisch oder töricht es von der chemischen Industrie (darunter auch von der Badischen Anilinfabrik, die jetzt die Kehrseite kennen lernt) also war, die Freizügigkeit ihrer Ingenieure und Chemiker durch Konstruktion eines praktisch meist ganz unhaltbaren Begriffs vom „wirtschaftlichen Landesverrat" knebeln zu wollen, so demagogisch oder töricht wäre es auch von der anderen Seite, denselben praktisch unhaltbaren Begriff auf Auslandsbetätigungen dieser Industrie selbst anzuwenden.

TOBIAS OUTSIDER

VOM UNERKANNTEN NUTZEN DER GELDENTWERTUNG

Es wäre zuviel gesagt, daß wir uns mit jeder Wendung, mit jedem Gedanken dieses Aufsatzes identifizierten. Aber hinter manchen seiner Überspitzungen steckt ein überraschend kluger Kern. Unsere Leser werden sie herauszuschälen wissen.

I.

Der Vertrag von Versailles hätte, ohne die Führung weiser Regierungen, zwangsläufig vielleicht zur Folge gehabt: In Deutschland gedruckte Banknoten wären ins Ausland gewandert, dafür erstandene Devisen wären der Reparationskommission übergeben worden. Die durch die Inflation bedingte Geldentwertung hätte zunächst nichts Bedeutenderes als immer mehr Nullen in den Reichsbankausweisen erfordert. Dazu wären Sachlieferungen gekommen, deren erhebliche Quote „Arbeitsstunden" gleichfalls mit im Inlande hergestellten Erzeugnissen der Notenpresse bezahlt worden wäre. Von diesen wiederum wäre eine zur Einfuhr ausländischer Rohstoffe verwendete Menge ins Ausland gewandert, dazu noch diejenigen Mengen, die ein diligens pater familias in Devisen angelegt hätte. Oberflächlich gerechnet, hätte das Ausland derart vielleicht 60 % der Reparationsleistungen durch Entwertungsverluste an seinen eigenen Markempfängen mit getragen. Ob wir auf diesem Wege auch schon beim Dollarpreis von 40 000 M. angelangt wären? Vielleicht. Vielleicht stünden aber die Franzosen nicht an der Ruhr, sicher wäre die deutsche Arbeitskraft nicht so ausgelaugt, die Mittelschicht nicht so beispiellos ausgepowert, wie sie es dank der Fürsorge weiser Regierungen jetzt sind. Jedenfalls hätte sich, da jede Fehlhandlung sich schließlich selbst ad absurdum führt, irgendwann einmal folgendes ereignet: In dem Augenblick, da die Notierung der völlig entwerteten Mark an den ausländischen Börsenplätzen gestrichen worden wäre. hätte das Ausland aus seinen eigenen Verlusten die Bilanz ziehen müssen, — die Bilanz, daß der Vertrag von Versailles ein fehlerhaft angelegtes, schlechtes Geschäft war. Eine verständige, den Wirtschaftsmechanismus durchschauende innerdeutsche Währungsreform hätte die Schadensfolgen dann zum Teil wieder reparieren können. Den Rest hätte, — zwangsläufig, — die Internationale des Kapitals ratierlich getragen —: eine kleine Steuer auf die Gewinne des Krieges. Das wäre eine Politik gewesen, die mit dem beliebten Schlagwort „Katastrophenpolitik" sicher nicht abzutun ist. Wer solche Schlagworte benutzt, mußte beweisen können, daß seine eigene Politik nicht zu Katastrophen geführt hat, daß mit ihr ein besseres Ende erreicht worden ist oder praktisch überhaupt erreicht werden kann.

II.

„Deutschland will seine Vertragspflicht nicht erfüllen, muß also wie ein böswilliger Schuldner zwangsweise exekutiert werden", —

unter dieser Parole stehen die Franzosen in Offenburg und an der Ruhr, werden unsere blühendsten Industriereviere (nicht ohne Selbstkastration) devastiert, torkelt der Dollar zwischen 30 000 und 50 000. Seit 1918, ohne Unterlaß: Politik mit darauf folgenden Katastrophen!

Unfähig, den Entwertungsprozeß nationalökonomisch zu begreifen, unter dem Druck der Straße von rechts und links, griffen begabte Regierungen — ut aliquid fieri videatur — fortdauernd „zu den schärfsten Maßnahmen". Man hatte ja im Kriege die Fabrikation von „Notverordnungen" gelernt, nach demselben Stiefel ging es weiter. Schönstes Beispiel: die Devisenverordnung, — mit dem Motto: Wer Devisen kauft, wird erschossen! (Wer keine kauft, i s t erschossen.) Ihr Ausgangspunkt schien die Meinung zu sein: vor den schädlichen Folgen unserer Inflation muß das Ausland nach Kräften verschont werden, wir haben sie allein zu tragen! Wenn die Interalliierte Kommission uns dieses Gesetz zwangsweise auferlegt hätte, wäre es verständlich! Wirtschaftlicher Weitblick: Die Leitung einer Großbank kündigt einem angesehenen Getreideimporteur, der nach der Devisenverordnung, um importfähig zu bleiben, sein Geschäftskapital in Valuten konvertierte, „wegen unvaterländischen Verhaltens" die Geschäftsverbindung. Ob dieses selbe Institut die Devisenschulden der Konfektionsindustrie, die die Mark à la Hausse spekulierte, bezahlen wird? Die De-routine unserer führenden Köpfe läßt nichts zu wünschen übrig. Einmal gehts gegen die „Goldankaufsstellen" — ihr wesentlicher Unterschied zur Reichsbank besteht darin, daß sie einen erheblich angemesseneren Preis für angekauftes Gold zahlen als dieses hohe Institut; denn sie müssen den Gimpelfang ohne die suggestive Autorität staatlicher Reellität betreiben. Dann wieder kämpft Geheimrat Don Quixote gegen den „Ausverkauf Deutschlands", gegen „Überfremdung", gegen „Verschleuderung unseres Grundbesitzes an das Ausland", füllt durch das „Depositengesetz" die Strümpfe und Matratzen der Bürger mit papiernen Schätzen bis zum Platzen und vervielfacht dadurch die Inflationsflut, die eine vorausschauende Devisenverordnung im Inlande festhält. Dagegen wird krampfhaft bei der Fiktion verblieben, die Mark sei Geld, also ein konstanter Wertmesser, nicht das variabelste spekulativste aller Wertpapiere. Dadurch wird das Vermögen der Mittelschicht, der Rentner, Hypothekengläubiger, Besitzer von Obligationen etc. zertrümmert. Die Aufrechterhaltung dieser Fiktion durch die Autorität des Staates zwingt eine Masse, der jede Vorbildung hierzu fehlt, gegen ihren Willen in Mark zu spekulieren. Eine Inflationskonjunktur, die der Allgemeinheit nutzbar zu machen von den Regierenden nicht verstanden wird, füllt die Taschen der einen übermäßig, während die anderen, je nach Geschmack und Parteigruppierung auf den Messias aus Rußland, Amerika, England oder Miesbach warten.

III.

Wenn auch die stärkere Logik nationalökonomischen Geschehens dafür sorgt, daß die Bäume der Torheit nicht in den Himmel wachsen, wäre es doch erwünscht, daß die „berufenen Führer der deutschen Nation" die Anfangsgründe voraussetzungsloser Volkswirtschaftslehre langsam erfaßten:

1. Daß Geld ein „konstanter Wertmesser" ist und daß unsere Währung die Erfordernisse dieser Begriffsbestimmung nicht erfüllt, ist eine Tatsache, die zu erheblichen praktischen Konsequenzen zwingt.

2. Daß die Notenpresse eine Exportindustrie darstellt, die aus heimischen Rohstoffen und Arbeitskräften eine (relative) Edelware produziert, in deren Austausch wir bisher alle unserer Wirtschaft notwendigen, fremden Rohstoffe erhalten können, ist kein Paradox, sondern eine erfreuliche nationalökonomische Wahrheit. Der Prestigeverlust, den dies Gewerbe mit sich bringt, muß im Bewußtsein des Umstandes ertragen werden, daß es nur Folge des nicht von uns gewünschten Versailler Vertrages ist. Der durch diesen Vertrag infizierte Körper unserer Volkswirtschaft bedient sich der Notenpresse als Antitoxyn. Es ist nicht unbedingtes patriotisches Erfordernis, den Eiterabfluß durch Devisenverordnungen und ähnliches zu verstopfen.

3. Mit Schlagworten wie „Maßnahmen gegen den Ausverkauf" „Schutz gegen Überfremdung" und dergleichen läßt sich die Regierungsweisheit allein nicht bestreiten. Auch aus Österreich ist noch kein Grundstück ins Ausland verschleppt worden, die „Alpine Montan" liegt noch nicht in Italien oder im Stinnesreich, noch immer befördert die österreichische Eisenbahn die Reisenden durch Österreich und ernährt österreichische Arbeiter. Es ist vielleicht nicht ganz unnütz, daran zu denken, daß in einem inländischen Hause Inländer wohnen, auch wenn das Haus einem Ausländer gehört, daß z. B. ein inländisches Unternehmen der Montanindustrie mit einem Kapital von 100 Millionen Mark, das jährlich zirka 15 Miliarden Mark umsetzt, vielleicht 5 Millarden an Löhnen und Gehältern für inländische Arbeitskräfte bezahlt, ebensoviel für inländische Rohstoffe (wovon wieder eine beträchtliche Quote als Arbeitslohn, Deutschen zugute kommt), daß es ferner vielleicht 3 Milliarden für Erweiterungszwecke still investiert und erst nach alledem und nach Bezahlung inländischer Steuern aller Art günstigstenfalls 100 Millionen Mark gleich zwei Drittel Prozent des Umsatzes als Dividende ins Ausland befördern kann, — vorausgesetzt, daß die Gesellschaft absolut „überfremdet" ist. Ob dies wirklich so ruinös für die deutsche Wirtschaft ist, wert des schärfsten Kampfes und des größten Energieaufwandes zur Abwehr, kann vielleicht doch zweifelhaft sein. Sieht man von rüstungspolitischen Erwägungen ab, die in Deutschland keine Rolle mehr spielen sollten, so kann nur eine Mentalität, die irrigerweise in der Armut des Nachbarn eine Quelle

eigenen Reichtums sieht, ehrlich den Ruin Deutschlands in der Überfremdungsgefahr wittern.

4. Die Inflationskonjunktur als ein Wettrennen zwischen Entwertungsprozeß und Indexziffer zu erkennen, ist ebenso wenig schwer wie die Einsicht, daß — bei der heutigen Schichtung der sozialen Kräfte — die Rivalen sich an irgend einem Punkte treffen werden und daß der „Steher" Index die vor ihm vom Start gelaufene Entwertung eines Tages überflügeln muß. Von diesem Zeitpunkt ab bis zur Stabilisierung durch Währungsreform weicht die Konjunktur ihrem schlimmsten Gegenteil: Jeder auch nur zeitweilige Stillstand des Entwertungsprozesses hat, da der Marsch des Index nicht gleichzeitig aufzuhalten ist, ein Überschreiten der Weltmarktpreise und daher ein völliges Aufhören der Exportfähigkeit zur Folge. Für diese unvermeidbare Übergangszeit geeignete Maßnahmen zu treffen, die das „Durchhalten" erleichtern, ist eine dankbare Aufgabe für einen Wirtschaftspolitiker von Format und Weitblick.

5. Der Entwertungsprozeß muß als das erkannt werden, was er ist: das falsche Ventil, durch das ein zwangsweise neurotisierter Wirtschaftskörper sich die Luft zu verschaffen sucht, deren er zum Leben bedarf, eine Prothese, deren Verwendbarkeit in dem Augenblick endet, wo aller Welt die Tatsache evident geworden ist, daß der Versailler Vertrag das Deutsche Reich seiner Währungsmacht beraubt hat, daß der Staat nicht mehr in der Lage ist, seinen Geldzeichen Autorität zu verleihen. Dann hat das Reich als Kapitalmacht endgültig ausgespielt, dann muß auch das Währungsrecht in die Hände der wahren Träger der kapitalistischen Macht gelegt werden. Deutsche, vom internationalen oder deutschen Kapitalismus garantierte, private Notenbanken werden, unbeschwert von untilgbaren Schulden, in der Lage sein, ihren Geldzeichen konstante Geltung zu verschaffen, — eine Leistung, deren der überschuldete Staat, selbst bei allen erreichbaren Revisionen des Friedensvertrages, nicht mehr fähig ist. Schon früher haben Staaten Teile ihrer Hoheitsmacht (Regale), darunter oft genug das Münzrecht, verschachert; heute vollzieht sich der Übergang der Gewalten evolutionär — im Endergebnis eine (von unverwirrten Geistern als Kriegsfolge oft genug vorausgesagte) Stärkung des privaten Kapitalismus auf Kosten der sozialen Macht des Staates.

IV.

Mancher vermeidbare Schaden wäre der deutschen Wirtschaft erspart geblieben, wenn ihre Führer das nationalökonomische Geschehen auf diesen Grundlinien schon früher voraussetzungslos hätten sehen und begreifen können. Auch politisch wäre Entscheidendes vielleicht ganz anders verlaufen. Heute sind nur noch Trümmer zu retten. Aber sehen wir zu, daß nicht auch diese, unter denen sich noch mancher Stein für neuen Aufbau befinden mag, bis zur Unverwendbarkeit verfaulen.

GLOSSEN

TISCH MIT BÜCHERN

Russische Meisterbriefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Nötzel. (Musarion-Verlag, München. 414 Seiten.)

Karl Nötzel, einer der tapfersten Blokadebrecher zwischen Deutschland und Rußland, dem bedeutsame kritische und übersetzerische Leistungen zu danken sind, hat hier eine psychologische Arbeit von besonderem Wert getan. Die Sammlung ist keine beliebige. Der Zeitraum in ihr wird abgesteckt durch Karamsin (1790) und Tolstoj (1910), dazwischen liegt also das für Rußlands geistige Entscheidung wichtige XIX. Jahrhundert, liegen die großen Erlebnisse russischer Dichtung. Da dort die Wechselwirkung von Volk und Dichtung eine seelische Einheit, eine Nationalliteratur geschaffen hat, bekommt eine Auswahl von Meister-(Dichter-)Briefen tiefere Bedeutung. Kein Lager wurde ausgeschaltet, die Beziehungen von Bauer und Aristokrat, Kaukasus und Petersburg, Wolga und bitterstem Gefängnis wachsen völlig ineinander. Nötzels kleine, klare Einführung verweist darauf, wie sehr der russische Geist hinter Gefängnismauern gezüchtet wurde; nahezu die Hälfte dieser Briefe wurde im Gefängnis geschrieben, und das sind fast die schönsten, die ich kenne. Liebknecht unter den Deutschen schrieb ähnliche (und doch anders!). Gefängnis, das bedeutet völliges Angewiesensein auf sich, bedeutet Kontrolle, Selbstbehauptung. Kaum je entfaltet sich die russische Seele stärker, als in diesen Äußerungen. Der Band bedeutet eine Encyclopädie des russischen Herzens. Er verzettelt sich nicht mit dem Ballast der Vielzuvielen; dafür zeigt er die Kompetenten in breiter Fülle, so allein 45 von Puschkin, Tolstoj mit 34, Turgenieff mit 18. Auf Seite 188—194 findet man den berühmten Brief Bjelinskis an den reaktionär gewordenen Gogol, für dessen Verbreitung Dostojewski neun Jahre Sibirien erlitt. — Vorwort, Bilder und Notizen beschränken sich auf das allernotwendigste, so daß man einen reinen Genuß an den Briefen selbst hat.

K.

Gottfried Benn: Die Gesammelten Schriften. (Verlag Erich Reiß, Berlin. 214 Seiten.)

Es wird Mißgünstige genug geben, die dem 36 jährigen G. B. die Berechtigung absprechen, sich in gesammelten Schriften vorzustellen, weil die literarhistorische Definition darunter eine gewissermaßen zu klassischer Rundung erstarrte Lebensarbeit begreift. Wie überaus falsch! Benn, von jedem Autoren-Ehrgeiz entfernt, bedeutet im gegenwärtigen Schrifttum eine heftig kreißende, virulente Zelle, ein wirklich aus dem Chaos neuschöpferisches Element in Gedanke, Anschauung, Form und Silbe. Er ist der konsequenteste Neuformer, weshalb ihm der Ehrentitel eines Zynikers von den gewerbsmäßig Unberufenen verliehen wurde. Er hat nicht den Ehrgeiz, Ethiker und Zeitgewissen zu sein. Gerade darum ist er es. Von Haus aus Arzt seziert er, was ihm an körperlicher wie geistiger Erscheinung unter die Finger kommt, mit größter Sachlichkeit, alles Unnütze in den Mülleimer stopfend. Seine Gedichte —

lyrische Unsentimentalitäten von letzter Steigerung — haben in ihrer konstatierenden Hartnäckigkeit gleichwohl etwas Blühendes; seine dramatischen Versuche beschränken Mensch und Seele auf ihre ureigensten Funktionen — darin erinnert er an den Zeichner George Groß, der vielleicht Benn's auf die graphische Ebene projiziertes Ich ist. Wer seinen Essay „Das moderne Ich" liest, hat das panische Gelächter im Ohr, mit dem allein man dieser Gegenwart die ihr zukommende Ehre ausdrücken kann. — Diese Schriften also im Zusammenhang herauszubringen, bedeutet eine Art Anweisung auf den Zeitsinn. Und vielleicht noch einiges sehr wichtige mehr.

D i e D i o s k u r e n. Jahrbuch für Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Walter Strich. (Verlag Meyer &. Jessen, München. Band I. 409 Seiten.)

Mehr denn je wäre es nötig, daß aus der geistigen Sphäre Befruchtung in die chaotisch zersetzten Massen fällt, bzw. daß die bildungsfähigen Schichten Wegweiser nach Möglichkeiten bekommen, die geistige Desorganisation zu überwinden. Abstrakte Wissenschaft hat es nie verursacht, sich allgemein zu vermitteln, sie verzeichnet nur selten die Fähigkeit des überzeugenden Ausdrucks; ihre Neigung, sich zu spezialisieren, zerreist das Bild einer (einheitlichen) Bildung. Strich legt bei seinen Mitarbeitern Gewicht auf Totalität der Anschauung, er ist damit ein berufener Vollstrecker der im Sinn der Zeit liegenden Synthese. Alte Beiträge des Jahrbuchs haben synthetischen Charakter. Ihr Kernstück ist eine tiefe Humanität, wachsend aus engster Beziehung zum Leben, nicht aus doktrinär formulierender Kälte. Das macht den Versuch doppelt sympathisch und bedeutungsvoll. Die Brücke zwischen Wissenschaft und Leben, Anschauung und Form zu schlagen wird der schöpferische Sinn des Buches; in diesem Betracht wächst Strichs Einführungsaufsatz „Wesen und Bedeutung der Geistesgeschichte" über das Programmatische hinaus, er ist Bekenntnis und Forderung, Denkmal und Weg, der im einzelnen der ferneren Aufsätze soziologischer, historischer, religiöser, murikaestbetischer, philosophischer, kunstkritischer, literarischer Art abgeschnitten wird. Diese Beiträge wären zu diskutieren. Damit begänne die Arbeit, auf die als Wirkung dieses Buch ja berechnet ist: Diskussion unter geistig orientierten Menschen hervorzurufen. Eine solche Diskussion sei aufs Dringendste empfohlen. K.

FILM

Stadt in Sicht.

Ein literarischer Film, ein Kammerspielfilm von H. Galeen und F. Sieburg, ein Film, in dem für jeden Beschauer ein soziales Problem fühlbar wird. Ein Mann, seine Frau und ein Jüngling staken jahrelang fern den Menschen reinen Herzens auf ihrer Zille durch die von schönsten Naturstimmungen umgaukelten Flußläufe. Da kommen als Symbole städtischer Kultur auf den Kahn: ein Dieb — Mörder — Verführer und eine Luxusgesellschaft,

die eines Sonntags auf der Zille eine alkoholische Tanzdiele etabliert. Der Großstadtbazillus infiziert das idyllische Glück und zerstört es in einem einzigen Tag. Man sieht: Rousseau für den Film umgedichtet. Ein vortreffliches, allerdings aber novellistisches Thema. Gut und ehrlich ist das Manuskript gebaut, ist die Handlung und besonders die Natur von Galeen verfilmt. Nur ist das Ganze zu lang, zu langsam im Tempo, zu langweilig in Exposition und Einzelheiten. Als anständiger Versuch zur Besserung und Reinigung des Films lobenswert, tadelnswert in der Besetzung der Hauptrolle mit Edith Posca. K. P.

Henny Porten boykottiert?

Uns wird geschrieben:

Der Verein Berliner Lichtspieltheaterbesitzer weigert sich, fernerhin Henny Porten-Filme rollen zu lassen. Henny Porten, die blonde Henny, der Filmtypus der „deutschen Frau" par excellence, Henny, der Abgott aller Backfische von der Etsch bis an den Belt (und überdies eine große Künstlerin) — — Henny wird nicht Reichspräsident, wie du, liebes Tagebuch, einmal vor Jahr und Tag vorgeschlagen hast, sondern Henny ist eine Hochverräterin, eine Verbrecherin, eine Saboteurin des nationalen Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung.

Wie konnte die liebe, unschuldige, blonde Frau so tief sinken? Das ist eine ganz komische Geschichte:

Henny Porten hat bekanntlich ihre eigene, an den „Gloria"-Film angeschlossene Gesellschaft; überdies steht sie in einem alten kontraktlichen Verhältnis zur Meßter-Union. Aber beide Gesellschaften konnten, wegen eines Atelierstreikes, nicht drehen; und so kam Frau Porten ein Antrag der Maxim-Film-Gesellschaft Berlin, an einem Film „Ammensee" mitzuwirken, offenbar sehr gelegen; sie sagte zu. Und schon war's geschehen.

Denn der Maxim-Film hatte diesen Film unter Beteiligung französischen Kapitals, der Gaumont-Gesellschaft, in Angriff genommen (— — natürlich schon längst vor der Ruhrbesetzung). So wird man zu einem Vaterlandsverräter.

Das Ganze ist natürlich zu dumm, um überhaupt diskutiert zu werden. Es scheint, daß jedes nationale Unglück Deutschlands zu den traurigen Praktiken herhalten muß, mit denen ein Filmstar den andern abzuwürgen sucht. Bei dem Verlust Oberschlesiens war es Pola Negri, die angeblich Geld zu einem polnischen Kampffond hergegeben hatte — — was sich nachher als dreiste Lüge entpuppte. Diesmal ist Henny Porten das Opfer. Zuerst hieß es, sie habe an einem antideutschen Propagandafilm mitgewirkt. An diesen Quatsch hat natürlich kein Mensch geglaubt. Nun hat man die Sache etwas feiner einzufädeln gesucht. Hoffentlich mit dem gleichen Mißerfolg.

Frau Ellen Richter, die, zweifellos ganz gegen ihren Willen, in diesem Kampf als Kronzeuge geführt wird, sollte sich mit aller Entschiedenheit gegen eine so zweideutige Reklame verwahren.

Nathan, der Weise, ausgewiesen.

Du willst jetzt nichts gegen München schreiben, obwohl es noch immer nicht die geistvollste Stadt Deutschlands ist. Wahrhaftig nicht. Aber diese e i n e Tatsache darfst du nicht verschweigen:

Die „Regina-Lichtspiele" führten den Film „Nathan der Weise" auf. Einen Tag lang! Dann wurde er abgesetzt und irgend ein Dutzendabenteuerfilm an seiner Stelle gegeben. Dem Besitzer der „Regina-Lichtspiele" muß an diesem einen Tag — hoffentlich nicht von der Polizei, sondern von dem Münchener Publikum sehr energisch gezeigt worden sein, daß man in eine Leinwand Löcher reißen könne, auch wenn sie von Lessings Geist beschattet ist.

So durfte „Nathan der Weise" oder Hans Kysers „Humanität" sich in München bloß 24 Stunden aufhalten. Dann wurde der klassische Jude ausgewiesen, offenbar ein lästiger Fremder.

EIN DEUTSCHER VERLEGER

Im Anzeigenteil des „Leipziger Tageblatt" finden wir folgendes erquickende Inserat:

A u f f o r d e r u n g
an die
d e u t s c h e n V e r l e g e r u n d
S c h r i f t s t e l l e r.

Herr Konsul Paul Herfurth in Leipzig, Miteigentümer des Verlages der „Leipziger Neuesten Nachrichten" und Alleineigentümer des Verlages „Welt und Haus", hat mich in den 3½ Jahren, während deren ich die Zeitschrift „Welt und Haus" für ihn redigierte, so glänzend bezahlt, daß ich den zwischen ihm und mir geltend gewesenen Vertrag nachträglich mit der Nichtigkeitsklage wegen wucherischer Ausbeutung einer Notlage gerichtlich angefochten habe. Gegen diesen Vorwurf verteidigt sich der Beklagte damit, daß er als ganz selbstverständlich behauptet, ich hätte Ne-

beneinnahmen dadurch gehabt, daß ich mich für Bücherbesprechungen, die ich in „Welt und Haus" veröffentlichte, von den Verfassern der besprochenen Bücher hätte bezahlen lassen. Er erhebt damit gegen mich den schwersten Vorwurf, den man einem Kritiker machen kann. Ich kann mich nur dadurch wehren, daß ich öffentlich jeden Verleger und Schriftsteller, der mich je für eine Kritik bezahlt haben sollte, auffordere, sich bei den Anwälten des Beklagten, den Herren Dr. Langbein und Theile in Leipzig, Schloßgasse 2, als Zeugen gegen mich zu melden. Ich veröffentliche diese Aufforderung in der Presse, damit ich dem Gerichte nachweisen kann, daß trotz weitester Verbreitung meiner Aufforderung sich niemand gemeldet hat — weil sich eben niemand melden kann.

Dr. Adrian Mohr,
Leipzig, Färberstraße 18, II.

Herr Herfurth ist der Besitzer der „Leipziger Neuesten Nachrichten", der gelesensten Zeitung Sachsens. Er gilt als steinreicher Mann. Vor den Enthüllungen des Dr. Adrian Mohr hört hoffentlich die sächsische Gemütlichkeit auf.

RUDOLF JOHANNES SCHMIDT-ANEKDOTEN

Wenn Rudolf Johannes Schmidt, der verschollene deutsch-argentinische Dichter (habt Ihr Söhne oder Neffen?, acht bis vierzehn Jahre alt?, kauft ihnen aus dem Reiß-Verlag sein Buch „Carlos und Nicolas" — und leset es selbst.)

also: wenn Rudolf Johannes Schmidt mit Carl Ludwig Schleich nächtens im Café Luitpold in der Motzstraße beisammen saß, bekam er von diesem für jedes geniale Wort einen Dukaten, ein echtes, goldenes Zehnmarkstück. Schmidt strengte sich also sehr an, — aber er bekam noch mehr Zehnmarkstücke, als er bewußt provozierte. Denn auch wenn er sich verplapperte, gedankenlos und noch über das übliche Ausmaß betrunken, war er genial. Einige Proben sollen hier nach und nach erzählt werden:

I.

„Mein Bruder, der Forschungsreisende, der die Blauen Indianer entdeckt hat (Ewers hat sie von ihm abgeschrieben), ritt einmal mit mir zu ihnen. Er empfahl mir: „Wenn sie dich mit einem Wort begrüßen, so wiederhole es, — das ist bei ihnen Höflichkeit. Und dann sage irgend ein anderes Wort . . ."

Bald darauf umringte uns ein berittener Trupp: „Haramahkalapata!" Ich wiederholte: „Haramahkalapata." Sie warteten. Ich rief: „Goethes Faust." Fünfzig nackte Reiter brüllten: „Goethes Faust."

Tolle Welt, tolle Welt! Im Urwald rauschte es wie eine Huldigung für Dichtung und Kultur.

Ich dachte ans Café des Westens und rief: „Baron Schennis." Es klang nicht mehr so rein, aber man konnte es verstehen: „Baron Schennis."

Und ich rief: „Franz Blei! Franz Blei." Der Halbkreis versuchte zu wiederholen: Frtzblo, Frtzblo." Man konnte nichts verstehen: die Natur sträubte sich, Bruderherz! Tolle Welt, tolle Welt!"

II.

Im alten „Café des Westens" sitzt Rudolf Johannes Schmidt neben dem greisen Paul Lindau. Die anderen Literaten oder Möchtegernliteraten am Tisch sprechen über Glück und Sinn der Berühmtheit. Lindau und Schmidt schweigen. Das Thema interessierte beide nicht. Plötzlich ruft Rudolf Johannes: „Was sagen Sie dazu, Herr Doktor? Sie sind doch auch einmal berühmt gewesen?"

RICHTIGSTELLUNG

In dem Aufsatz von Leo Matthias über Leopold Ziegler in der letzten Nummer des „Tage-Buch" ist durch ein technisches Versehen ein Absatz, der auf Seite 183, Zeile 10, beginnen sollte, an den Schluß Seite 185, Zeile 12, gerückt worden. Der aufmerksame Leser wird das selbst korrigiert haben.

AN UNSERE AUSLANDS-ABONNENTEN!

Wir bitten unsere Auslands-Abonnenten dringend, uns alle Überweisungen nur per Scheck oder Wertbrief, keinesfalls durch Postanweisung zukommen zu lassen. Die Umrechnung der Post geschieht nämlich zu so grotesken Kursen, daß wir oftmals eine Einbuße von 50 % und mehr erleiden, ohne daß unsere Abonnenten andererseits etwas ersparten.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 6):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

JOSEF PONTEN

Der Jüngling in Masken

DIESE ERZÄHLUNGEN BEICHTET
EIN RHEINLÄNDER
EIN DEUTSCHER
EIN MENSCH

GUSTAV KIEPENHEUER
VERLAG / POTSDAM

BOHEME

Der internationale Spielfilm nach
dem Roman von Henry Murger

REGIE:

Gennaro Righelli

MIMI:

Maria Jacobini

HAUPTDARSTELLER:

*Helene Lunda, Uschi Elleot, Olga Limburg
Walter Janssen, Wilhelm Dieterle, Jaro Fürth
Erwin Kaiser, Karl Götz, Ludwig Serventi
Adolphe Engers*

Herstellerin: MARIA JACOBINIFILM-G. m. b. H.

Bauten und Kostüme:
Architekt Max Knaake

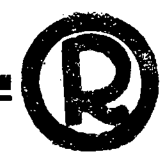
Bilder:
Atelier Rembrandt

Photographische Leitung:
Kurt Lande und Franz Stein

Garderoben;
**Clara Schulz, Theaterkunst, P. A. Becker
W. Ernst, A. Diringer**

Aufnahmeleitung:
Julius Brandt

National-  **Film A.-G.**



Richard-Oswald-Lichtspiele

163 Kantstraße 163

VORANZEIGE

Donnerstag, den 22. Februar 1923, abends 8 Uhr

Wohltätigkeitsvorstellung

URAUFFÜHRUNG

des 1. Jessner-Films

des Richard Oswald-Konzern

ERDGEIST

nach Frank Wedekind von Karl Mayer

mit

Asta Nielsen, Albert Bassermann
Alexander Granach, Karl Ebert
Rudolf Forster, Heinrich George
Gustav Rickelt, Anton Pointner
Lucy Kieselhausen

Regie: Leopold Jessner

Der Gesamtertrag für die Ruhrhilfe

Karten im Vorverkauf von Mark 2000.— bis Mark 20000.—.
Vorverkauf ab heute täglich 11-1 im Büro der Richard-Oswald-Film A.-G., Friedrichstr. 14, und ab 5 Uhr an der Theaterkasse

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Februarwoche

Interviews sind überholt. Es gibt keine Ausfrager mehr, die im richtigen Augenblick dem richtigen Mann die richtige Frage stellen. Und wenn es vielleicht Ausfrager gäbe, so fehlen jedenfalls die Antworter, denen im richtigen Moment die richtige Antwort einfällt. Wir leben im Zeitalter der „roten Aktenmappe". Reden werden vorbereitet und sodann verlesen. Ohne Vorlage aus der roten Mappe keine Offenbarung. Das Interview aber setzt eine Kunst der Improvisation voraus, das Talent zur Schlagfertigkeit, die heitere innere Sicherheit. Nun aber ist in der vorigen Woche doch ein Interview mit Cuno erschienen. In der „Sundey Times". Und ein so geschicktes Interview, daß so ziemlich alle Londoner Zeitungen am nächsten Morgen darauf reagierten. Das Interview wurde als erster aktiver Schritt Deutschlands in der Londoner Presse gedeutet und die Bedingungen formuliert, unter denen England sich zur Vermittlung entschließen könnte: In einer Vollsitzung des Reichstags müßte mit einer Mehrheit, an der alle großen Parteien, auch die der Industriellen, festgestellt werden, in welchem Maße Deutschland seinen Reparationsverpflichtungen freiwillig nachkommen wolle. Selten hatte ein Interview so starke Wirkung. Was stellte sich heraus? Reichskanzler Cuno ließ erklären, er habe der „Sunday Times" gar kein Interview gewährt. Tiefste moralische Entrüstung über die Schlechtigkeit der englischen Presse. Aber hier handelte es sich längst nicht mehr um das Interview, hier handelte es sich um die viel wichtigeren Folgen des Interviews, um die offenbar von Bonar Law inspirierten Antworten der Londoner Presse. Der Reichskanzler, stolz auf seine Unnahbarkeit — man dringt zum Kaiser von China leichter vor als zu Cuno — verleugnet ein erfundenes Interview, das produktiver war als seine bisherigen nicht erfundenen Reden aus der roten Mappe. Aber, zum Teufel, wenn den Staatsmännern die richtigen Interviews nicht einfallen, was soll man dann als intelligenter Journalist anderes anfangen als sie erfinden? Der Journalist, der die Unterredung in der „Sunday Times" erfunden hat, wirkte schneller als der korrekte Mann, der sie dementierte. Wenn den Staatsmännern von heute die politische Technik fehlt, das Instrument des Interviews selbst zu handhaben, so sollen sie

sich auf diese ehrbare Unfähigkeit nichts einbilden. Besser ein erfundenes Interview geschickt benutzen als seine Unberührtheit durch Interviews ungeschickt beteuern.

Die diplomatische Lage gleicht im Augenblick vollkommen derjenigen, die lange Zeit hindurch während des Krieges herrschte: beide Parteien glauben ihre Position vor der Welt dadurch zu verbessern, daß sie kurzerhand jede Verhandlung, jede Vermittlung ablehnen. Frankreich hat, wie Bonar Law in öffentlicher Rede bestätigte, seinen ehemaligen Alliierten und Assoziierten notifiziert, daß es jede Intervention vor vollständiger Unterwerfung Deutschlands als feindseligen Akt auffassen werde. Deutschland wiederum hat erklärt, solange noch französisch-belgische Truppen im Ruhrgebiet ständen, müsse es ablehnen, mit Frankreich oder Belgien zu verhandeln. Wären diese Kraftäußerungen als ewig zu betrachten und ließen sie nicht möglicherweise Hintertüren offen, so müßte man vollkommen resigniert den Dingen ihren Lauf lassen und trostlos abwarten, welcher Grad von Zerstörung notwendig sein wird, um diese oder jene Seite endgültig zu Boden zu werfen. Aber wer aus dem Kriege gelernt hat, wie fürchterlich diese kategorische Ausschaltung der Vernunft für alle Beteiligten schließlich zu verlaufen pflegt, und wie jämmerlich selbst der unbestrittenste Sieg nach allzulanger Kampfperiode schließlich ausfällt, der wird selbst in den schroffen Mauern scheinbar lückenloser Präjudizierungen mit letztem Glaubensaufwand noch nach Spalten suchen, durch die dennoch vielleicht noch Unterhaltungen angesponnen werden könnten. Die Spalte in Deutschlands Formel ist nicht schwer zu finden: Deutschland lehnt, solange die Ruhrbesetzung dauert, Unterhaltungen zwar mit Frankreich und Belgien ab, nicht aber mit einer Gruppe, der auch vierte Staaten angehören würden. Frankreich wiederum verlangt vor jedem Gespräch Unterwerfung, immerhin aber hat es noch nicht definiert, was es unter Unterwerfung präzise versteht. Anerkennung der Ruhrbesetzung als einen Rechtsakt? Oder vielleicht nur Anerkennung, daß unabhängig von der Ruhrbesetzung Reparationen geleistet werden müssen? Oder vielleicht... nun, manches Oder ist konstruierbar!

Es ist leider durchaus ungewiß, ob selbst auf diesem Wege noch eine glimpfliche Entwirrung des Chaos möglich ist, das, wenn man es weiter sich selbst überläßt, in einem entsetzlichen Trümmerhaufen enden muß. Aber es ist notwendig, wenigstens daran zu denken, — schon deshalb, weil auch der Trümmerhaufen nicht daran hindern wird, daß der Kampf schließlich doch einmal in Frieden wird überführt werden müssen. Dieser Frieden aber wird vielleicht unter sehr neuartigen Bedingungen geschlossen werden. Die authentische englische Antwort auf das unauthentische Cuno-

Interview deutete bereits an, daß der Friede, der hinter dem jetzigen Kampf liegen wird, nicht mehr durch die Unterschrift einer deutschen Regierung, sondern durch die Unterschrift einer so qualifizierten Reichstagsmehrheit wird vollzogen werden müssen, daß praktisch alle größeren Parteien sich mit ihr einverstanden erklärt haben müßten. Das wäre ein Novum, — aber ein Novum, das schon seine Berechtigung hätte in einer Zeit, in der die außenpolitischen Handlungen jeder deutschen Regierung, soweit sie irgendwie mit dem Frieden in Zusammenhang ständen, von starken Oppositionsparteien so rigoros angegriffen, denunziert und quasi als unverbindlich behandelt wurden. Die Forderung, daß zur Rechtsgültigkeit des jetzt zu schließenden Friedens das Plazet nicht nur einer Majorität, sondern aller größeren Parteien insgesamt notwendig wäre, würde auch diese oppositionellen Minoritätsparteien plötzlich mit voller Verantwortung belasten, es würde sie zur eindeutig klaren und praktischen Letztentscheidung über Deutschlands Schicksal zwingen.

Ein deutsches Wunder hat sich ereignet. Eine ganz unwahrscheinliche Begebenheit. Ein Ereignis, das längstverschütteten Glauben an den Menschen auferstehen läßt. Es geschah in Essen, wo die Einzelnen überhaupt über sich selbst hinauszuwachsen scheinen. Dort hatte der französische Reitpeitschenwahnsinn die Schutzpolizei aus der Stadt gejagt. Der Sieg hat den französischen Offizieren einige Kopfschmerzen bereitet, denn sie selbst wollten und konnten wohl ihre Leute zum Straßendienst nicht abkommandieren. Sie luden die Essener Behörden zu Beratungen ein und schlugen vor, die Schutzpolizisten mögen nicht in Uniform, sondern in Zivilkleidern, mit einer Armschleife kenntlich gemacht, die alten Polizeidienste tun. Aber das anzunehmen, fiel den entwaffneten, von Franzosen und einheimischen Toren bedrängten Schupoleuten nicht ein. Was geschah: Die Stadt Essen war (und ist, während dieses Heft gedruckt wird) ohne Polizei. Dies ist das Wunder, staunet nur. Eine große Industriestadt, Proletarierstadt mit verteuerten Lebensmittelpreisen, mit Riesenstreiks und promenierender Bevölkerung und, siehe da, es geht auch ohne Polizei. Kein Raubmord, keine Plünderung, keine Einbruchsserie. Nicht einmal eine Invasion der Freudenmädchen in die bürgerlichen Straßen. Es ging, o Mirakel, auch ohne Polizei, vielleicht weil der Kampf um die Bewährung des Landes in jedem Einzelnen einen inneren Schutzpolizisten erstehen ließ. So sah man im polizeigläubigsten Lande plötzlich, ein paar Tage mindestens, einen utopischen Zustand verwirklicht: Eine Großstadt ohne Polizei.

Eine der kniffllichsten Fragen in bezug auf die W i d e r s t a n d s - m a ß n a h m e n im Ruhrgebiet ist sicher diese: Wem schadet sie eigentlich, wer wird getroffen? Nicht von allem, was gegenwärtig unternommen und mit oft bewundernswertem Heroismus durch-

geführt wird, steht fest, daß gerade die Franzosen es als besonders schmerzlich empfinden. Ein großes und keineswegs frankophiles englisches Blatt begann seinen Bericht aus Essen dieser Tage mit folgenden Sätzen:

> Als Protest gegen die Verhaftungen des Bürgermeisters Schäfer waren heute alle Läden und Restaurants geschlossen. Die Folge davon war, daß zwar kein einziger Franzose, wohl aber Hunderte von Deutschen hungrig herumgingen.

Streiken ist schön. Dennoch soll man sich in jedem Falle nüchtern fragen: Streiken? Gegen wen?

Am Mittwoch hat man Tschechoslowakiens ersten und dritten Finanzminister, Dr. Alois Raschin, zu Grabe getragen. Die Läden, auch die deutschen, waren geschlossen, die Nachrufe, auch die deutschen, würdigten mit Ergriffenheit das schreckliche Schicksal eines Mannes, den das stupide Geschoß eines stupiden Fanatikers aus tätigstem Leben ins Dunkle gerissen hatte und dem damit nicht einmal die Gnade eines raschen und schmerzlosen Todes geschenkt war, sondern der in fürchterlichen sechs Wochen langsam, Glied um Glied, wachen Geistes, aber stets starrer werdenden Körpers, die letzte Reise hatte antreten müssen. Die Deutschen Böhmens haben manch bittere Beschwerde gegen den Tschechomanen Raschin gehabt, und sie hatten Grund dazu, er war ihr offenster, niemals ängstlicher Feind; sein Kampf wider die deutschen Kriegsanleihebesitzer zum Beispiel war eine der unfairsten Prozeduren, die in der an Ungerechtigkeiten mannigfachster Art so reichen Geschichte des Krieges und Nachkrieges zu verzeichnen sind. Aber selbst die Gegner dieses Mannes mußten seine Aufrichtigkeit schätzen, und die großen Verdienste, die er sich auf seinem Fachgebiet um sein Land erworben. Diese Verdienste sind weniger Ergebnis besonderer Geistes- als besonderer Charaktereigenschaften: die Trennung der tschechischen Krone von der österreichischen, die Einrichtung des Bankamts, die Bereinigung des Etats, die Besserung der Währung wären nicht zu bewerkstelligen gewesen, hätte Raschin nicht Kraft und Mut in sich gefühlt, rücksichtslos nach allen Seiten-Interessen zu verletzen, keine Scheu vor irgendwelcher Feindschaft in sich zu fühlen, im besten Sinne anders als das Gros aller Parlamentarier zu sein. Dieser außergewöhnlichen Artung entsprechen auch die erschütternden, schon in der Agonie seinen Nächsten als Testament zugeflüsterten Worte: „Einander die Wahrheit sagen . . . der Politiker muß die Wahrheit sprechen . . . rücksichtslos . . . wenn wir auch uns selbst gegenüber nicht die Wahrheit zu sagen wagen . . . verlieren wir die Selbständigkeit!“ Der Politiker muß die Wahrheit sprechen? Gewiß, nicht nur in Prag. Aber ach, die tiefsten Erkenntnisse überfallen den Politiker wahrscheinlich erst auf dem Totenbett.

DER NIEDERGANG DER DEUTSCHEN GEISTESBERUFE

I.

Rechtsanwalt Dr. MAX NAUMANN.

Der Zusammenbruch des Anwaltstandes.

Man spricht von dem Niedergang des deutschen Anwaltstandes. Der Ausdruck ist matt gegenüber der Wirklichkeit. Was die Anwaltschaft heute durchlebt, ist kein Niedergang, es ist ein Zusammenbruch.

Der Beruf des deutschen Rechtsanwalts stand vor jeher unter dem Zeichen der Halbheit, des Zwittertums. Ein für sprachliche Feinheiten geschultes Ohr hört dies schon aus dem Worte „Beruf" heraus. Beruf ist ein Mittelding zwischen Amt und Gewerbe. Dem Anwalt obliegen fast alle Pflichten des Beamten. Er soll seine Kraft in den Dienst der Rechtsordnung stellen, soll bei pflichtgemäßer Wahrung des Einzelinteresses stets das Gemeinwohl im Auge behalten, soll alles vermeiden, was der Würde seines gehobenen Standes Eintrag tun könnte. Anwaltkammern und Ehrengerichte überwachen streng die Beachtung dieser Grundsätze. Aber solchen Pflichten, die dem Anwalt die Bewegungsfreiheit des Gewerbetreibenden nehmen, stehen nicht die Vorteile wirklichen Beamtentums gegenüber, die durch Gehalt und Pension gesicherte Lebensstellung und das persönliche Ansehen des Staatsdieners. Vielerlei wirkt zusammen, dem Anwalt dieses Ansehen vorzuenthalten. Historische Erinnerungen tauchen auf. Die stehende Possenfigur des ewig ränkeschmiedenden, silbenstechenden, geldhungrigen Advokaten in den Komödien früherer Jahrhunderte. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., der lästigen Advokaten das Aufhängen „mit einem Hunde an der Seiten" androhte. Der auch heute noch unausrottbare Volksglaube, der Anwalt vergrößere seinen Geldverdienst durch Verschleppung des Prozesses. Greifbareres tritt hinzu. Die erst seit kurzem überwundene Schmach der bayerischen „Dreierjuristen". Wer in der Staatsprüfung die schlechteste Nummer, den „Dreier" erhielt, war selbst zum Gerichtsschreiber nicht tauglich, zum Rechtsanwalt gut genug. Auch sonst strömten in das Sammelbecken der Anwaltschaft Elemente, die als Beamte aus irgend einem persönlichen, dienstlichen, gesellschaftlichen Grunde nicht fortkamen. Bekannt sind die Einwirkungen der Judenfrage. Alle diese Räder griffen ineinander. Das Beamtentum zog die Folgerungen, das Publikum nicht minder. Der Richter stand und steht dem Anwalt mit einem aus Mißtrauen und Überlegenheit gemischten Empfinden gegenüber. Er fürchtet, durch den Anwalt vom Wege des Rechts abgedrängt zu werden. Und zur Überlegenheit gab ihm das Gesetz selbst noch gestern ein Recht. Jeder junge Assessor durfte einen ergrauten Anwalt wegen „Ungebühr" in Ordnungsstrafen nehmen. Aber auch mancher Anwalt geriet in dem Streben nach dem Wohlwollen des Gerichts hart an die Grenze des Würdelosen, mit katzbuckelnden Verbeugungen, mit liebedienerischen Anreden, mit endloser Wiederholung der Richtertitel. So kommt es, daß noch heute jeder Anwalt vor jedem einzelnen Richter sich das persönliche Ansehen gewissermaßen erkämpfen muß. Und das Publikum selbst denkt nicht viel anders. Der Anwalt gilt ihm als der Mann, der das Gesetz zu drehen und zu wenden, den Vorteil des Auftraggebers mit dem Schein der besseren Sache zu umkleiden hat. Die Zumutungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden, das fassungslose Staunen, wenn die Zumutung abgelehnt wird, sind jedem Anwalt bekannt. Ebenso unabänderlich scheint die Anschauung zu sein, der Anwalt

tue im Verhandlungstermin nur dann seine Pflicht, wenn er mit unermüdlicher Suada den Gegner niederredet, die Gegenpartei und unbequeme Zeugen heruntermacht, keinen persönlichen Konflikt mit Richtern oder Gegenanwälten scheut. Wer denkt daran, daß damit dem Anwalt Unwürdiges angesonnen wird, wer erkennt, daß ruhiges Auftreten, Beschränkung des Vortrags auf das wirklich Wesentliche der Sache am besten dienen? Der Klient denkt wie der Bauer aus dem Witzblatt, der nach der Verhandlung seinen Anwalt zur Rede stellt: „Bist du auch ein Advokat? Hast du gesehen, wie der andere das Maul aufgerissen hat?“

Es gehört Charakter dazu, den Versuchungen zu widerstehen, die aus solchen Anschauungen erwachsen. In der einzelnen Sache freilich ist der Anwalt von dem Erfolg seiner Tätigkeit unabhängig. Die Gebühren stehen ihm zu, mag er den Prozeß gewinnen oder verlieren. Aber wer viele Prozesse verliert, dem fehlt bald die Gelegenheit, weitere zu verlieren. Der Anwalt führt in jeder Sache den Kampf um den Klienten, den Kampf um den eigenen Ruf, der allein ihm Beschäftigung und Einkommen sichert. Kein Wunder, daß hier und da die Versuchung stärker ist, als Gewissen und Standesbewußtsein. Aber jeder einzelne Anwalt, der auf Abwege gerät, drückt wieder den ganzen Stand. Der Außenstehende sieht am deutlichsten die üblen Erscheinungen. Er verallgemeinert sie und tut den „anständigen“ Anwalt als Ausnahme ab.

Man sagte früher, diese Mißstände würden ausgeglichen durch ein das Beamtengehalt weit übersteigendes Berufseinkommen. Auch diese Ansicht ist falsch, war stets falsch. Freilich, Großverdiener hat es früher gegeben und gibt es noch heute. Aber sie sind die Ausnahmen, der schwer um seine Existenz kämpfende Anwalt war immer die Regel. Der amtliche Einschlag des Anwaltsberufs hindert auch hier, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Der Anwalt erhält feststehende, durch das Gesetz geregelte Gebühren. Die freie Honorarvereinbarung ist nur in besonderen Fällen zulässig und mit Hindernissen umstellt. Sie muß schriftlich getroffen werden und darf die „Grenzen der Mäßigung“ nicht überschreiten. In jedem Falle bedingt sie ein Fordern und Feilschen, gegen das sich das Gefühl der Halbbeamten aufbäumt. Die gesetzlichen Gebühren richten sich nach dem Wertgegenstand. Diesen bestimmt im Zweifelsfalle das Gericht, nach gesetzlichen Richtlinien freilich, aber doch mit weitem Spielraum für freies Ermessen. Man sagt, daß mancher Richter von dieser Freiheit im anwaltfeindlichen Sinne Gebrauch mache, daß er bei der Wertfestsetzung daran denke, den Anwalt nicht zu viel verdienen zu lassen. Das mögen Ausnahmefälle sein, aber sie sind möglich und kommen vor. Viel häufiger ist der Fall, daß der Wertgegenstand ohne rechtes Verständnis für die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu niedrig festgesetzt wird. Jede derartige Festsetzung bringt den Anwalt um einen Teil seiner schwer verdienten Entlohnung. Er darf sich beschweren, gewiß. Aber die Beschwerde selbst, wie auch der Erfolg sei, kostet ihn den Klienten. Und wie steht es, wenn selbst der Wertgegenstand richtig bestimmt wird? Wir reden hier von der früheren, der „normalen“ Zeit. War der Wertgegenstand klein, so konnte der Anwalt sich jahrelang plagen, Schriftsätze auf Schriftsätze häufen, Termine über Termine wahrnehmen und hatte schließlich wenige Mark verdient. Lehnte er „kleine“ Sachen ab, so setzte er sich dem Vorwurf aus, er betrachte seinen Beruf vom Krämerstandpunkt und verletze die Standeswürde. Kein Klient kam auf den Gedanken, die unzureichende Entlohnung durch frei-

willige Sonderhonorare auszugleichen. Aber jeder war geneigt, mit dem Anwalt in vorwurfsvollem Tone zu markten, wenn es zum Ausgleich einmal umgekehrt kam, wenn einmal bei höherem Wertgegenstand vergleichsweise mühelos ein einigermaßen nennenswerter Betrag verdient wurde. Keinem Berufsstande, nicht einmal dem Zahnarzt, wird jeder Pfennig so mißgönnt, wird so ungern gezahlt, wie dem Anwalt. Aber unaustilgbar haftete stets im Volke die Ansicht, der Anwalt häufe Geld auf Geld.

Das Alles ist nicht überflüssige Einleitung. Man muß wissen, wie wenig fest die Stellung des Anwalts schon in normalen Zeiten war. Nur dann begreift man, daß der Niedergang des deutschen Volkes gerade für diesen Stand zum rasenden Absturz werden mußte.

Es ist unmöglich, den ungeheuren Stoff im Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu erschöpfen. Nur Stichworte lassen sich geben.

Die Anwaltsgebühren sind höher geworden, sie sind heute sogar gleitend gestaltet. Aber was nützen die höchsten Gebühren, wenn gerade ihre Höhe abschreckend auf die Klientenschaft wirkt? Dabei sind die „hohen Gebühren immer noch lächerlich niedrig, wenn man sie an der Verteuerung aller Lebensbedürfnisse mißt. Bezeichnend ist, daß die sogenannten Pauschsätze, die den Anwalt für seine Barauslagen entschädigen sollen, höher sind, als die Gebühren selbst. Aber auch die Pauschsätze sind völlig unzureichend. Papier, Schreibbedarf aller Art, Briefmarken, Büromiete, Beleuchtung, Heizung, Fernsprecher, vor allem aber die Gehälter der Angestellten, das alles soll aus den Pauschsätzen bestritten werden. Gibt es Menschen, die das für möglich halten? Der Preis für die geringste Ausbesserung einer Schreibmaschine geht in die Tausende, die Prämien für angemessene Versicherung sind ungeheuerlich, die Kosten einer Neuanschaffung phantastisch. Die Gehälter der Angestellten steigen von Monat zu Monat um 60—80 vom Hundert. Eine Stenotypistin erhält heute durchschnittlich 70 000 M., ein Bürovorsteher durchschnittlich 120 000 M. im Monat. Unerschwingliche Beträge für den Anwalt, der heute nicht weiß, wovon er morgen leben wird. Und dabei sind die Gehälter selbst niedriger, als in jedem anderen Beruf. Kein Wunder, daß der beste Teil des Personals zu Banken und kaufmännischen Unternehmungen abwandert. Was sind die Folgen? Ständige Verminderung, vielfach Entlassung des ganzen Personals. Wer die Möglichkeit hat, zieht Familienangehörige zur Mitarbeit heran. Aber mancher Anwalt schreibt seine Schriftsätze selbst, in drei oder vier Ausfertigungen. Und wer noch allenfalls die Möglichkeit hat, sich Angestellte zu halten, muß sie täglich vergrämen durch Vorwürfe über jedes verdorbene oder achtlos weggeworfene Stück Papier, über jedes Versehen, das Wiederholung einer Arbeit erfordert, über jede auf Kosten des Arbeitgebers verplauderte Viertelstunde. Wohin ist das Vertrauensverhältnis geraten, das früher in jedem gutgeleiteten Büro zwischen dem Anwalt und seinen Angestellten bestand?

Von der Tätigkeit, die früher das tägliche Brot des Anwalts war, ist nicht viel übrig geblieben. Die „glatten" Prozesse, Versäumnisurteile gegen säumige Schuldner, Wechselklagen fehlen ganz. Die streitigen Prozesse sind fast auf ein Nichts zurückgegangen. Wer sollte heute Prozesse führen? Das Reichsgericht bleibt bei seiner weltfremden Rechtsprechung, nach der — von praktisch bedeutungslosen Sonderfällen abgesehen — auch heute nur zehntausend „Mark" zu zahlen hat, wer vor drei Jahren den gleichen Markbetrag schuldig geblieben war. Daß die heutige Mark nicht mehr die

Mark von damals ist, stört die Weisen von Leipzig nicht. Müßte der Geschäftsmann nicht ein Narr sein, der unter diesen Umständen jahrelange Prozesse führt, hohe Vorschüsse an Gericht und Anwalt zahlt, während ihm sein eigenes Geld unter den Händen davonläuft? Er ist kein Narr; er schreibt die Schuld in den Rauchfang oder vergleicht sich, ohne den Anwalt zu bemühen, auf einen Bruchteil der Schuld. Allenfalls geht er zum Schedsgericht, das gleichfalls auf einen Vergleich drängt und, wenn er scheitert, einen salomonischen, für beide Teile unbefriedigenden Spruch aus dem Ärmel schüttelt.

Man sagt, der Anwalt solle sich neue Tätigkeitsgebiete suchen. Wo findet er sie? Von der Tätigkeit bei Gewerbe- und Kaufmannsgerichten hat ihn von jeher das Mißtrauen ausgeschlossen. Vor den Schlichtungsausschüssen, die heute einen großen Teil wichtiger Streitigkeiten aufsaugen, schließt man ihn ebenfalls aus. Es bleiben die Beratungstätigkeit und für einen Teil der Anwälte das Notariat. In diesem bieten sich allenfalls gewisse Verdienstmöglichkeiten, aber auch sie sind abhängig von jeder Schwankung im Wirtschaftsleben. Einige Monate lang war Hochkonjunktur in Grundstücksverkäufen. Den Notar, der sein Vaterland liebt, konnte gerade dieser Teil der Tätigkeit innerlich gewiß nicht befriedigen. Stück um Stück des deutschen Volksvermögens ging unter seinen Händen an Ausländer über. Aber was hätte es ihm genützt, seine Mitwirkung abzulehnen? Die Parteien wären zum nächsten Notar gegangen. Wenn er sie nicht verjagte, blieb ihm wenigstens der Verdienst. Aber auch der war gering genug, denn das Bestreben der Beteiligten, den Steuerfiskus nicht zu viel verdienen zu lassen, wirkte auch auf die Gebühren des Notars ein. Selten wurde ihm der richtige Kaufpreis genannt. Heute ist — wenigstens in Preußen — auch diese Welle abgeebbt. Die Unsicherheit, die das neue Sperrgesetz hervorgerufen hat, schiebt der Kauflust einen Riegel vor. Was bleibt übrig? Neugründungen, Umgründungen und Kapitalerhöhungen der Industrie, Versuche, sich abschnittweise den wirtschaftlichen Schwankungen anzupassen. Für diese Geschäfte freilich ist der Notar unentbehrlich. Aber diese Tätigkeit liegt in den Händen Weniger, die als Spezialisten gelten; die große Masse der Anwaltschaft hat an diesen Dingen keinen Anteil. Auch den protokollierenden Notar läßt man meist nicht mehr verdienen, als unbedingt nötig ist. Jede größere Firma hat ihren Syndikus, der den Akt vorbereitet. Der Notar wird nur zur Erledigung der Formalien herangezogen.

Und die Beratungstätigkeit? Sie war von jeher das Schmerzenskind jedes Anwalts. Der Gedanke, daß man auch für einen Rat bezahlen müsse, leuchtet den Klienten nicht ein. Kaum einer hält es unter seiner Würde, bei Gelegenheit eines Besuches in laufenden, längst abgegoltenen Angelegenheiten den Rat des Anwalts in einer Reihe anderer Sachen zu „schinden" und dann mit halbem Dank davonzugehen. Entschließt sich aber der Anwalt entgegen allen Hemmungen, für die Besprechung zu liquidieren, so läuft die Erörterung selten ohne Verstimmung ab. Der richtige Wertgegenstand ist fast niemals festzustellen. Der Anwalt muß sein Honorar auf's Geratewohl bemessen. Meist greift er zu niedrig; besonders die ältere Generation kann noch heute die Scheu vor der großen Zahl, die Erinnerung, daß tausend Mark einmal eine große Summe waren, nicht überwinden. Aber so niedrig die Forderung auch ist, dem Klienten ist sie zu hoch. Ein Schachern und Feilschen hebt an, das den Anwalt der alten Schule mit Ekel erfüllt. „Aber, Herr Justizrat, so viel Geld für ein paar Minuten!"

Der Klient bedenkt nicht, will nicht bedenken, welches Rüstzeug der Anwalt braucht, um in den wenigen Minuten das Richtige zu treffen, und wie wenig er sich für die „große Summe“ kaufen kann. Noch weniger will er bedenken, was ihm selbst, dem Klienten, der in „ein paar Minuten“ gegebene Rat einbringt, mit welcher Selbstverständlichkeit er den meist viel höheren Betrag für das Auto bezahlt hat, in dem er zu der Besprechung gefahren ist.

Zu den wirtschaftlichen Nöten tritt die geistige Not. Die deutsche Anwaltschaft war früher stolz auf die Wissenschaftlichkeit, die ihren Beruf über das Handwerk hinaushob. Welcher Anwalt kann sich heute noch wissenschaftlich auf dem Laufenden halten? Die neuen Auflagen der landläufigsten Gesetzes-Kommentare kosten schon heute Zehntausende, morgen werden sie in die Hunderttausende steigen. Reichsgerichtsentscheidungen, Fachzeitschriften, Gesetzessammlungen und Justiz-Ministerialblätter, früher das selbstverständliche Rüstzeug jedes Anwalts, — wieviele können sie heute noch erschwingen? Die Zeitschriften selbst gehen eine um die andere ein, weil Papier und Druck unbezahlbar geworden sind, während gleichzeitig der Abnehmerkreis sich verengt. Selbst die Juristische Wochenschrift ist gefährdet. Wie soll der Anwalt auch nur das notdürftigste Material für seine Berufstätigkeit zusammentragen? Das Herumsitzen in den Bibliotheken verschlingt Fahrgeld und Zeit, ohne vollwertigen Ersatz für ruhige Heimarbeit zu bieten. Der Anwalt fühlt, daß er dem Ansturm neuer Gesetze, neuer Wirtschaftsformen und Rechtsgebilde nicht mehr gewachsen ist. Er tastet unsicher herum, wo er früher im Gefühl der Sicherheit zugriff, und dabei reckt das Gespenst des Regresses, des Schadensersatzprozesses, die drohende Hand über ihn. Für jeden Fehler, für jedes Übersehen einer einschlägigen Entscheidung haftet er mit allem, was er besitzt, wie er ja auch haftet, wenn sein Lehrling einen wichtigen Brief in den Kasten zu stecken vergißt. Früher deckte den Anwalt gegen solche Gefahren die Haftpflichtversicherung. Wer kann heute noch die Prämien zahlen für die phantastischen Summen, die der geringfügigste Fehler kosten kann?

Aus der wirtschaftlichen und der geistigen wächst auch die seelische Not. Wer geistig arbeiten, besonders wer für Fremde denken soll, braucht innere Sammlung. Der heutige Anwalt hat sie nicht mehr. Ihn verzehrt die Sorge um den nächsten Tag. Wird morgen nicht auch der kümmerliche Rest dessen, was ihm bisher geblieben ist, zusammenstürzen?

Man fragt uns, wohin die Reise geht. Wir wissen es nicht. Am besten haben es noch die Jungen, die sich „umstellen“ können. Sie machen meist nicht erst den aussichtslosen Versuch, sich ein selbständiges Büro zu schaffen. Sie wandern ab zu kaufmännischen und industriellen Unternehmungen, nehmen gegen gutes Einkommen eine dem älteren Anwalt begriffsfremde Abhängigkeit hin oder werden ganz Kaufleute, die vom Anwalt allenfalls den Titel und die Möglichkeit einer gelegentlichen Terminswahrnehmung beibehalten. Das Gewerbe hat in ihnen das Amt besiegt. Die älteste Generation, die zu alt ist zum Umlernen, verkommt buchstäblich im Elend. In jedem Gerichtsgebäude sieht man erschütternde Bilder. Vergrämte, hohlwangige Gesichter, Haar und Bart ungepflegt, abgetragene und zerschlissene Kleidung, mit Bindfaden zusammengeflickte Brillenstege, Zeitungspapier als Aktendeckel-Ersatz. Was wird aus diesen? Sie werden eines Tages der Wohltätigkeit anheimfallen, bestenfalls der Wohltätigkeit irgendwelcher Verwandter, die über den „Studierten“ die Achseln zucken,

die weniger Glücklichen der Unterstützung aus den Kassen der Berufsgenossen, so lange deren Geldvorrat nicht erschöpft ist, zuletzt der Armenpflege. Und die mittlere Generation lebt von der Hand in den Mund; schränkt sich ein, verkauft Stück um Stück der aus besseren Zeiten stammenden Wertgegenstände und wartet, was kommen wird. Viele stürzen sich in den Strudel der Spekulation und hören damit auf, in gutem Sinne Anwälte des Rechts zu sein. Denn wer ängstlich auf das Herauskommen des Kurszettels wartet, kann nicht mit gesammeltem Gleichmut fremden Interessen dienen.

Ein Stand geht zu Grunde. Aber was macht das aus, da ein ganzes Volk zu Grunde geht!

BRUNO FRANK

KOPTISCH MUSS SEIN

„Gar nichts soll ich," klagte Ruth. „Opiumrauchen soll ich nicht, Cocain schnupfen soll ich nicht, und nun soll ich auch nicht mal mehr an den Spieltisch. Warum denn all die Strenge, man lebt ja nur so kurz!"

Ich sah sie an. Schließlich, dachte ich, trägt jedes Geschöpf seine Art Gesetz in sich, und zur Stammutter kühner Geschlechter ist diese zarte, großäugige Ruth ohnehin nicht bestimmt.

Wir verließen das Restaurant. Ein Automobil trug uns durch die Nacht in den verschneiten Tiergarten, es bog zweimal ab und hielt an einer Kreuzung.

„Wo sind wir denn?"

Ich öffnete den Schlag, ein kleines Individuum, in weitem Mantel, flaumig beschneit, mit eingedrückter Nase, ohne Handschuhe, kam auf uns zu. „Klub?" — „Ja." Es nahm Platz neben dem Fahrer, wir suchten zur Hauptallee zurück und eilten dann endlos geradeaus, weit, weit nach Charlottenburg. Irgendwo ward gehalten, der Wagen fortgeschickt, und wir beide folgten in Entfernung dem voranschleichenden Individuum durch die öden Straßen.

Ruth flüsterte: „Du, das ist wie Petersburg und Verschwörung. Bei uns zuhause, wie ich klein war, gab's ein farbiges Bild in einer Zeitschrift, darunter stand: Und wenige Jahre darauf lag Zar Alexander der Zweite blutig im Schnee der Winternacht. Davon habe ich damals immer geträumt."

Ich blickte sie wieder an, im Schein einer Laterne. Der Gedanke, daß diese Ruth in ihrem Sealmantel, diese Ruth mit dem provokanten Frauenmund einmal klein gewesen, daß sie in einem Gitterbettchen geträumt hatte, daß sie mit irgendwem verwandt war, erschien mir ganz sonderbar.

Aber unser Individuum machte Halt. Im Schatten einer Einfahrt wartete er auf uns, öffnete geräuschlos, schritt beim Strahl seiner Taschenlampe voran durch einen Gang, durch einen Hof, in

ein Rückgebäude. Hier pochte er zweimal. Eine Stimme von drinnen frug: Ranke?

Das Individuum antwortete ganz leise: „Mottenfraß."

Unterägypten?

„Kali."

Haifischflosse?

„Pharao."

Die Tür ging auf, wir standen im Vorraum einer sehr bürgerlichen Wohnung. Unser Individuum ward entlohnt. Eine ernstblickende, stämmige Frau nahm uns die Mäntel ab und ließ uns eintreten.

Es war das Gewöhnliche. Um den langen Tisch 15 oder 18 Spieler: Geschäftsleute, die von ihrer Erwerbsspannung auch des Nachts nicht los können, Viveurs verdächtigen Ranges, denen die Türen der Klubs im alten Westen nicht offen stehen, ein Berufstänzerpaar, sie sehr lungenkrank und sylphenhaft hübsch, er von verblüffender Anomalie, mit Rot auf den Lippen und jedes Wimperhaar einzeln geschwärzt, die üblichen Ausländer sodann, ein kleiner milder Japaner, eine intensiv blickende ältliche Dame aus Südamerika, dort wo der Äquator es quert, und obenan am Tische zwei Schweizer, ungefügig animalisch, rauh gurgelnd, von denen nur einer einen Hemdkragen trug.

Auf dem Mann ohne Kragen blieb mein Blick haften, er forderte zu Kommentaren heraus. Aber Ruth, sonst zu jedem Spott bereit, schien weiter nichts an ihm zu finden, sie kramte und schichtete an ihrem Geld und wartete ernst, bis die Karten zu ihr kämen. Hie und da pointierte sie auch ein wenig, verlor einen Schein oder drei, sah niemand, kein Gesicht, und hatte auch mich vollständig vergessen. Das Spiel wirkt auf Frauen genau wie das Opium; es nimmt ihnen ihr Geschlecht.

Ich langweilte mich ein bißchen. Das Spiel ist gewiß ein machtvolles Laster, es ergreift seinen Diener ganz und fest, keine Müdigkeit hat mehr Gewalt über ihn, er steht jenseits der Naturgrenzen wie ein indischer Yoghi, und verharrt mit erstorbenen Gliedern und brennend wachen Augen sechsunddreißig Stunden am Tische. In einem Klub in Warschau kamen alle paar Stunden die Diener und schoben uns Pokerspielern, die wir unsere Hände nicht frei hatten, devot kleine Stückchen Sandwich in den Mund. Und im frommen, schwäbischen Tübingen pflegten wir Jünger des Bösen, wenn in der Sommerfrühe unser Zufluchtsort geschlossen wurde, im Freien weiterzuspielen, und zwar auf den flachen württembergischen Briefkästen. Aber man muß arm sein, sehr arm, damit das Spiel seinen höchsten Reiz gewähre. Es ist ja gar nicht wahr, daß es hier eine Erregung an sich gäbe, unabhängig von Gewinn oder Verlust. Schön ist das Spiel erst, wenn der Verlust Ruin oder Gefahr bedeutet und der Gewinn Entspannung und Genuß. Ich bin ordinär genug, es nicht zu

verstehen, wenn Großgrundbesitzer oder Bankiers sich um geringe Summen an den Tisch setzen. Dann lieber gleich Schwarzer Peter um türkische Bohnen.

In solcher Gemütsverfassung pflegt man zu gewinnen. Der „Schlitten" mit den Karten war bis zu Ruth gelangt, sie setzte in ihrem Eifer fast alles ein, was vor ihr lag, verlor gleich den ersten Coup und schob das schräge Gerät mit einer ziemlich heftigen Bewegung vor meinen Platz. Ich verachtfachte meinen kleinen Einsatz; von dem Gewinn hätte ich mich womöglich in New York sogar rasieren lassen können. Nun schlug ich Ruth eine Vereinigung unserer Kapitalien vor; sie akzeptierte mit einem spitzbübischen Lächeln.

Inzwischen begannen die Viveurs vom dritten Rang sich werbend mit Ruth zu beschäftigen, was mich im Hinblick auf die Schutzimpfung durch das Spiel wenig bekümmerte; die südamerikanische Dame verschwendete mechanisch Glutblicke an die leere Luft, die Tänzerin hüstelte ein wenig, von ihrem Partner wehte ein kosmetischer Hauch peinvoll zu mir her, der kragenlose Schweizer fingerte in nicht üblicher Weise an seinem Hals, die Standuhr schlug die volle Stunde, und ein robust und redlich aussehender Diener vom Schlag der empfangenden Magd ging umher und sammelte das Kartengeld ein: tausend Mark für den Platz und für die Stunde.

Von seinem Gesicht glitt mein Auge betrachtend über die Einrichtung des Zimmers hin, die mich gleich eigenartig und sympathisch hatte anmuten wollen. Ich sah die altertümliche Täfelung der Wand, das schöne zarte Muster der langfließenden Fenstervorhänge, den guten Empire-Kamin an der Längswand mir gegenüber und rechts und links davon in glatten matten Goldrahmen zwei große Landschaftsstiche, deren Anwesenheit überraschte. Das eine Blatt stellte, traurig groß und verschollen, die Tempelruinen von Luksor in Ägypten dar, das zweite, heiter mächtig, ein hochgelegenes umbuschtes Schloß, dessen Umriß meinen Augen vertraut war. Gewiß, es war, in getreuer Wiedergabe, das alte schöne Schloß von Tübingen mit den Gassen und Brückenstegen, die zu ihm hinaufführen, und ich fand auch gleich die schmalen Fenster, hinter denen zu meinen Zeiten die Bibliothek untergebracht war, und durch die ich hundertmal arbeitsunlustig hinuntergesehen hatte über die buckelige Stadt hinweg in die freie Neckarflur.

Inzwischen war am Tische ein Streit entstanden. Einer der Schweizer, und zwar der, der einen Kragen trug, hatte zu zwei Karten, die an sich schon Gewinnchancen boten, schädlicherweise eine dritte hinzugekauft und wurde nun von seinen Mitpointeuren mit Vorwürfen überschüttet. Besonders erregt zeigte sich die sylphenhafte Tänzerin; von krampfhaftem Husten unterbrochen, erklärte sie, nicht bezahlen zu wollen, wenn ein solches Hornvieh, ein solcher Patzer sie in Verlust brächte, ihr schloß sich die glut-

äugige Amerikanerin an, vielleicht weniger aus Gewinngier als vielmehr glücklich, ein Ventil für die Kesselhitze ihres Inneren zu finden, zwei der zweifelhaften Kavaliere mischten sich galant und drohend in den Kampf, auch Ruth an meiner Seite begann sich zu entrüsten, und der kleine Japaner lächelte still und undeutbar in den Lärm.

Die Tür ging auf, und herein trat in etwas altmodischem Gehrock, die hohe und magere Gestalt gelehrtenhaft gebeugt, ein hier fremdartig anmutender Herr, offenbar, vom Diener oder vom Geschrei herbeigerufen, der Inhaber der Wohnung. Er trat an die Längsseite des Tisches, mir gerade gegenüber, übersah aus seinen goldgeränderten Brillengläsern uns alle, ließ sich, da es still geworden, den Vorfall erklären, deutete auf das schräge Gerät mit den Karten, das an der Seite eine Zahlentabelle aufwies, und sagte auf schwäbisch mit einem Zucken der Ironie um seinen rasierten Mund:

„Was sagt denn der Schlitten?" Er gab sich auch selbst die Antwort: „Der Schlitten sagt Volonté".

So war denn zum Protest kein gegründeter Anlaß gegeben, leise nachmurrender Friede trat ein, der Schlitten fuhr weiter, und der Hausherr im verschollenen Gehrock verließ vornübergebeugt das Zimmer.

Ich aber saß erstarrt. Denn das war Schärtlin gewesen, der Altphilologe Walther Schärtlin, mein Tübinger Studienfreund, der Sohn der verwitweten Finanzrätin Schärtlin in Ludwigsburg, der Stillste der Stillen, der Bravste der Braven. Er, der mich einst wie einen Irren mitleidig betrachtet hatte, als ich ihm vom morgendlichen Spiel auf den Briefkästen erzählte, — er ließ hier in einer Wohnung des Berliner Westens die Leute Baccarat spielen, für tausend Mark Kartengeld in der Stunde, und wenn Streit ausbrach unter diesem Nachtvolk, dann trat er herein und frug auf Schwäbisch: Was sagt der Schlitten?

„Nur fünf Minuten, Ruth! Ich kenne den Hausherrn und muß ihn sprechen." — „Was mußt du?" Sie schüttelte unwillig den Kopf, dann blickte sie wieder nach den Karten hin und fuhr fort zu pointieren.

Draußen öffnete mir nach einigem Hin und Her jene ernst blickende Frau die Tür zu Schärtlins Zimmer. Da saß er im Schein einer hohen grünen Lampe im Schweigen an seinem Arbeitstisch.

„Bist du's wirklich, Schärtlin," sagte ich, „oder ist's dein Geist?"

Er stand auf, hob die Lampe so, daß der elektrische Schein auf mein Gesicht fiel, und rief in seinem Dialekt:

„Ja, alter Kerl, wo schneit denn dich der Wind her? So was! Komm, setz' dich!"

Ich nahm Platz zur Seite seines Schreibtischs, der über und über mit Büchern, Tafeln und Manuskripten bedeckt war.

„Mitten in der Nacht kommst du daher, nach zwölf Jahren oder fünfzehn? Was treibst denn du in meiner Wohnung?“

„Na, Schärtlin, was offenbar alle hier treiben.“

Er sah mich an, mit ehrlichem Erstaunen. „Nicht möglich, den Stumpfsinn machst du mit!“

„Das wundert dich?“

„Bei Gott!“ Und er imitierte in übertriebenem Berlinisch: „Und wenn das Spiel jemacht ist — jeht nichts mehr. . . . Nein, wahrhaftig das hätte ich dir nicht zugetraut.“

Ich war verblüfft. „Aber mir scheint doch .. . .“ begann ich zögernd.

„Da scheint dir halt was Falsches. Nimm eine Zigarre.“

Wir zündeten beide an. „Leben muß der Mensch, auch in dieser trostlos wilden Zeit,“ sagte er dann, und rauchte mit Wohlbehagen, „und ich hab ja nicht nur für mich allein zu sorgen.“

„Du bist verheiratet?“

„Nein, verheiratet bin ich nicht. Aber es leben doch drei Personen vor mir, und für einen Diener der Wissenschaft ist das nicht wenig. Den Mann und die Frau hast du ja schon gesehen . . .“

„Die hast du gewiß von daheim mitgebracht?“

„Ja. Es ist ein Ehepaar. Sie waren schon in Ludwigsburg bei meiner Mutter in Dienst. Erst haben sie sich ja ein bißchen gewundert . . . .“

„Und die dritte Person?“

„Die dritte . . . Babett'!“ rief er, und sofort kam aus der Ecke eine schwarze Pudelhündin hervor, groß, wundervoll gepflegt, mit braunen italienischen Augen und setzte sich im Schein der Studierlampe aufwartend hin.

„S'ischt scho recht, Babettle,“ sagte Schärtlin in extremen Schwäbisch, als fürchte er, sonst nicht verstanden zu werden. „Gang no wieder ins Bettle!“

„Das Spiel ist eine gesegnete Einrichtung,“ fuhr er fort. „Man zieht seinen großen Eßtisch aus — er stammt aus Ludwigsburg und wird sich auch wundern — man kauft Karten und einen Schlitten und hat sein Auskommen.“

„Ja, ja,“ sagte ich und war noch immer wie vor den Kopf geschlagen.

„Ich seh dir schon an, was du über mich denkst! Ich würde wahrscheinlich das gleiche denken, wenn's mir um nichts weiter zu tun wäre als um einen bequemen Unterhalt. Schließlich hat man nicht umsonst acht schwäbische Prälaten unter seinen Voreltern. Aber schau . . .!“

Er ergriff wieder die Lampe, hob sie empor und leuchtete die Wände ab, die bis hoch hinauf dicht gefüllten Regale seiner Bibliothek wurden sichtbar.

„Bedenke, daß mich meine lieben Gäste in den Stand setzen, so meiner Wissenschaft zu leben, wie es bei uns kaum einer mehr kann. In Italien, in Frankreich, in England erscheint kein Werk, keine Zeitschrift, die mir unerreichbar wären. In allen Sprachen kann ich allmonatlich lesen, was mir wichtig ist."

„Was ist dir denn wichtig, Schärtlin, was arbeitest du eigentlich? Was ist das hier?" Und ich wies auf die Bücher und Manuskripte, mit denen der Schreibtisch bedeckt war.

„Koptisch," sagte Schärtlin.

„Koptisch?"

Mein Blick fiel auf mehrere mit eigentümlichen Lettern bedeckte Drucktafeln. Es schien mir eine Art vergröberter griechischer Schrift zu sein, aber untermischt mit mir ganz unbekannten, barbarisch anmutenden Zeichen.

„Ist das nicht so etwas wie Ägyptisch, Schärtlin?"

„Ja, es ist so etwas wie Ägyptisch," sagte er lächelnd, „bravo, bravo! Es ist die letzte Form des Ägyptischen."

„Und dafür bist du Spezialist?"

„Eine brotlose Kunst, meinst du. Du weißt selber kaum, wie recht du hast. Eine brotlosere gibt es gar nicht."

„Aber in der bist du Autorität?"

„Nun, es ist nicht so schwer, hier Autorität zu sein, denn in ganz Deutschland gibt es überhaupt nur noch zwei Leute, die etwas davon verstehen, der eine ist der Herr Hengstenberg in Possenhofen in Bayern, der andere lebt in Köln. Wir drei arbeiten und schreiben eigentlich nur für einander, obgleich wir uns gar nicht kennen, wir sind in diesem Land unsere einzige Konkurrenz und unser einziges Publikum. Ja, das ist sehr eigentümlich."

„Sehr," sagte ich, und ein unbestimmter Schauer durchfloß mich.

„Du hast ja wahrscheinlich recht, hübsch ist es nicht, einen Spielsalon zu unterhalten, aber schließlich zwinge ich doch niemand, tief im Tiergarten den Gustav mit der eingedrückten Nase aufzusuchen. Und dann — das wirst du einsehen, mein Lieber, Koptisch ist wichtiger, Koptisch muß sein!"

Wie er das sagte, war sein Lächeln von hinreißendem Reiz, weise, gütig und selbstironisch. In mir klang es, Gespräche aus Tübinger Jugendtagen wurden lebendig in mir, eine warme Welle flutete durch mein Herz.

„Oh Schärtlin," mußte ich sagen, „ich verstehe dich schon."

„Es ist doch auch was Absonderliches! Da zieht man aus Klostertrümmern und Schutthügeln Texte heraus, die fast niemand

entziffern kann. Bloß hier in Europa, weit entfernt und weit zerstreut, sitzen ein paar Leute, die machen sich die Heiligengeschichten und apokryphen Evangelien aus dem krausen Geschreibe lebendig!"

„Und gesprochen wird dein Koptisch von gar niemand mehr?"

„Doch, und das ist eben das Allerprächtigste. Es wird gesprochen, aber es wird nicht verstanden. Die Priester in Ägypten gebrauchen es bis auf den heutigen Tag beim Gottesdienst, sie segnen darin und singen darin, und die christliche Gemeinde singt ihnen nach. Aber Priester und Gemeinde verstehen kein Wort. Nur wir paar Leute in Europa verstehen es, ein paar in England, ein paar in Italien, und in Deutschland wir drei, der Herr Hengstenberg, der Kölner und ich."

„Weißt du, Schärtlin, woran ich bei diesen Priestern denken muß, die ihr eigenes Wort nicht verstehen?"

„Nun?"

„An eine Geschichte vom jüngeren Humboldt. Der hört irgendwo am Rio Negro einen Papagei ganz wunderbar fließend und deutlich sprechen. Aber verstehen kann er ihn trotzdem nicht und bittet einen Häuptling, er solle ihm's übersetzen. Da sagt der Häuptling: Weißer Herr, diesen Papagei kann auch von uns niemand verstehen. Er ist ungeheuer alt, darum spricht er die Sprache des Stammes, der vor uns in diesen Tälern gewohnt hat, diesen Stamm haben wir ausgerottet. Da dreht sich Humboldt zu seinen Begleitern um und sagt: Alle, die diesen Vogel verstanden haben, sind tot, die mit ihm leben, verstehen ihn nicht, und er selber . . ."

Es klopfte. Herein trat der schwäbische Diener, ein Zahlbrett in der Hand, auf dem viele Banknoten lagen. „Herr Doktor," sagte er, „da wär' das Kartengeld für die Stunde von elf bis zwölf. Ein Herr hat nicht bezahlen können. Er hat alles verloren." —

Als ich wieder hinüberkam zu Ruth, saß sie, mit roten Wangen und den Hut ein ganz klein wenig schief gerückt, vor einem hübschen Gewinn.

„Sieh her," rief sie stolz, „und da sagst du noch, man soll nicht spielen!"

Die Schweizer pointierten mit Rage und ließen einen Frankenschein nach dem andern wechseln, die minderwertigen Viveurs saßen mit verlöschendem Glanze da, auch die Südamerikanerin glühte bescheidener, und still fuhr der Glücksschlitten um den Tisch. Ich blickte die Ruinen von Luksor an, dann das Tübinger Schloß, ich wünschte nichts mehr, ich spielte nicht mehr und versank in moralische Meditation.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Februarwoche

Kritische Nachträge zur Mark-Kampagne.

Die Operation zur Hebung des Markwertes, die auf Veranlassung der Reichsregierung gegenwärtig durchgeführt wird, ist hier vor acht Tagen als unfaßbar bezeichnet worden. Aber obwohl diese Kritik unvollständig und sehr gemäßigt war und obwohl bekannt genug ist, daß die Reichsbank selbst nicht eben mit Jubel an der Sache teilnimmt, ist ihr in Zuschriften heftig widersprochen worden. Darum sei gestattet, zu zitieren, was ein hervorragender Auslandsexperte über die Sache schreibt, nämlich der Londoner Börsenkorrespondent des „Manchester Guardian". Dies Blatt gilt in der ganzen Welt gerade in Finanzfragen so ziemlich als maßgebendstes; seine finanziellen Betrachtungen, namentlich die reparationsbezüglichen, sind gerade in Deutschland immer als beweiskräftig wiedergegeben worden; es schreibt nun am 13. Februar:

„Wer in Deutschland kann es wohl für richtig halten, große Bestände wertbeständiger Valuten gerade in einer Zeit hinzuopfern, in der die wirtschaftlichen Aussichten Deutschlands so schwarz wie nur immer möglich sind? . . . . Man kann sich nicht vorstellen, welche Zwecke die Deutsche Regierung verfolgt, wenn sie gerade jetzt ihre Devisen- oder Goldreserven antastet. . . . Es scheint unglaublich, daß sie im gegenwärtigen Augenblick irgendwelche Stabilisierungsaktion unternimmt, während die Reichsbank, die das Gold kontrolliert, sich seinem Einsatz notorisch ja sogar zu einem Zeitpunkt widersetzte, in dem die Aussichten auf Stabilisation weniger hoffnungslos verloren waren als jetzt. Man könnte allerdings verstehen, daß die Regierung oder die Bank willens wären, Teile ihrer Reserven für die Sicherung notwendiger Importe aus dem Ausland einzusetzen; wenn sie aber dies beabsichtigen: warum werfen sie die Pfund Sterlings auf den Markt und bieten sie den Käufern, den präsumptiven Importeuren der notwendigen Einfuhren, mit erklecklichen Profiten an?"

Und zwei Tage später, am 15. Februar, wird das Thema noch positiver fortgesponnen:

„Nichts erklärt, warum die deutsche Regierung so versessen darauf ist, den Wert der Mark gerade in einem Augenblick zu heben, in dem alle Vorbedingungen für Stabilität so völlig fehlen. Um Kohle zu kaufen, die mit Sterling bezahlt werden müssen, braucht man keineswegs an den ausländischen Valutenmärkten zu manipulieren; und man muß annehmen, daß, wenn man es dennoch tut, ein wichtiges Ergebnis sein wird, daß man den Kohlenimporteuren große Gewinne in die Taschen wirft, — diesen Importeuren, die sich zu dem Manöver schwerlich hergeben würden, wenn sie nicht einen Schnitt dabei machten."

Genau dasselbe, bis in's Detail dasselbe, ist hier gesagt worden. Daß es sich so weit von der Meinung entfernt, die in Deutschland als Weltmeinung dargestellt wird, ist unglücklicherweise nicht unsere Schuld.

Ueber die Durchführung der Operation ist in Deutschland Schweigen gewahrt worden, und denjenigen, die einiges erfuhren, wurde mit allen möglichen Beschwörungsformeln ans Herz gelegt, um Gotteswillen nicht darüber zu reden. Aber während so das Inland desinformiert blieb, erfuhr des Ausland ziemlich alles. Den „Baseler Nachrichten" zum Beispiel meldete ihr Berliner Korrespondent am 16. Februar sehr Intimes:

„Nach der Ablehnung der deutschen Vorschläge durch die Reparationskommission hat der Reichskanzler Cuno mit dem Harrimankonzern und mit der City and Midlandbank in London ein Abkommen getroffen, wonach sich diese beiden großen Institute zur Mitarbeit an der Aktion bereit erklärten, und zwar in der Weise, daß sie der Reichsbank außer den ihr bereits zur Verfügung stehenden Mitteln noch weitere große Mittel zur Disposition stellen und auch die finanztechnische Seite der ganzen Aktion übernehmen. Es wurde verabredet, daß in Berlin englische Pfund und in Newyork — das ist bezeichnend — französische Francs auf den Markt geworfen würden.

Aus dieser Meldung geht hervor, daß man in Berlin hoffen zu dürfen glaubt, nicht nur Mittel der Reichsbank, sondern auch der beiden amerikanischen und englischen Institute zur Verfügung zu haben (von denen das amerikanische, via Hapag, schon ältere Beziehungen zum gegenwärtigen Reichskanzler besitzt). Aber welcher Art sollen diese Mittel sein und welcher Art die Beteiligung? Französische Franken sollen, in New York, auf den Markt geworfen werden. Was hat das mit dem Markkurs zu tun? Unmittelbar offensichtlich nichts. Selbst wenn die beiden Firmen wirklich willens wären — aus Gründen, die nicht leicht verständlich sind, — aus ihren immerhin beschränkten Mitteln große Summen für eine Antifrankenkampagne zu opfern, so wäre damit noch nichts Positives für die Promarkkampagne geleistet. Eine Erklärung bieten nur Gedanken, die das ausgesprochenste Schwerindustrieorgan Deutschlands, die „Bergwerkszeitung", am 17. Febr. unter dem Titel „Die Reserven heraus!" entwickelte. Nachdem es erklärt hat, daß jetzt der geeignetste Moment für die Währungsstabilisierung gekommen sei (im Gegensatz zum „Manchester Guardian", der den Moment für den ungeeignetsten hält) fährt es fort:

„Es ist von ungeheurem Wert für die Wirkung in der Welt, daß der französische Frank sinkt und gleichzeitig die Reichsmark sich bessert. Die Welt sieht in dieser Erscheinung den Finger des Schicksals. Man setzt auf Deutschland in der Welt und nicht auf Frankreich. Frankreich gilt als das falsche Pferd; deshalb bewertet man den Franken niedriger und die Reichsmark höher. Das Steigen der Reichsmark und das Sinken des Franken ist eine wirkungsvollere Propaganda als noch soviel Zeitungsartikel und Flugblätter."

Aber in dieser Motivierung ist unter anderem übersehen, die Möglichkeit zu erwägen, ob notfalls nicht auch für Frankreich ähnliche Stützungsaktionen durchführbar wären wie für Deutschland. Die finanziellen Reserven Frankreichs sind objektiv nicht

schwächer als diejenigen Deutschlands; und wenn es zu einem Wettlauf in der Reservenverschleuderung zwischen Deutschland und Frankreich käme, ist es zwar gewiß, daß beide Länder auf Kosten lachender Dritter schweren Schaden erlitten, aber ungewiß ist, wessen Reserven länger vorhielten.

Von manchen Seiten ist freilich angedeutet worden, glückliche Zusammenhänge hätten es gefügt, daß außer der Reichsbankaktion noch andere, natürlichere Tatbestände den Wert der Markdevise aufwärts trieben. Diese Andeutungen müssen nachgeprüft werden. Vor allem ist da die Sache mit der Freigabe des deutschen Kleineigentums in Amerika zu nennen. In einigen Blättern war zu lesen, die Freigabe dieser im Kriege beschlagnahmten Werte sei jetzt beschlossen, mit der Auszahlung der insgesamt auf rund eine halbe Milliarde Dollars zu beziffernden Posten werde schon begonnen. Es ist erstaunlich, wie falsch Nachrichten zuweilen sein können. In Wahrheit ist die Rückzahlung der beschlagnahmten deutschen Vermögen, auch der Kleinvermögen, noch immer nicht weiter gediehen als bis zu einem Gesetzentwurf. Dieser Entwurf ist bis zum Augenblick noch nicht durchvotiert. Der zweite Umstand, der optimistisch gewertet wurde, waren die Markkäufe, zu denen sich Frankreich jetzt gezwungen sieht. Dieser Punkt hatte den Vorzug, der französischen Presse entnommen zu sein; in mehreren Pariser Blättern ist wirklich Klage darüber geführt worden, die großen Markkäufe für Zwecke der Besatzungsarmee besserten die Mark und verschlechterten den Franken. Aber zugleich wurden in diesen Klagen auch die Ziffern der täglichen Markkäufe genannt: etwa 500 Millionen, mit leichtem Anstieg nach oben. Daß eine halbe Milliarde täglich aber keine wesentliche Beeinflussung des Marktes darstellt in einer Zeit, in der Tag für Tag 50 Milliarden neuer Papiergelder gedruckt und in den Verkehr gebracht werden, ist klar; und die Klagen der französischen Blätter schienen dem Denkenden wohl eher darauf berechnet, ihre Regierung zur Einführung des Ruhrfranken zu drängen. Auch von diesem natürlichen Markauftriebsmoment bleibt bei näherem Zusehen also wenig übrig.

Dagegen ergeben sich, je tiefer man in die Sache eindringt, umso mehr Gründe, die gegen ihren Erfolg, — ihren dauernden Erfolg — sprechen. Der Devisenmarkt in bezug auf Deutschland reguliert sich im wesentlichen aus dem Verhältnis, in dem der deutsche Devisen-Erwerb (für Exporte) und der deutsche Devisen-Verbrauch (für Importe) zueinander stehen. Und man kann sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies Verhältnis unter der Ruhrbesetzung ungünstiger geworden ist als es früher war und im weiteren Verlauf noch ungünstiger zu werden droht. Auf der einen Seite enorme Exporthemmungen durch die Konfusion im Ruhrgebiet

selbst, durch die Gütersperre, durch Betriebsstoffschwierigkeiten und durch die Wirkungen eben der Markbesserung. Auf der anderen Seite stark gesteigerte Kohlen- und Erzeinfuhr und Ausfall eines großen Konsumgebiets. Die natürliche Tendenz geht also auf Verknappung, nicht auf Vermehrung der Devisenbestände. In dieser Lage kann die Reichsbank ihre aufgesammelten Devisenbestände zwar ausräumen, aber sie schöpft offensichtlich in ein leeres Faß; und sie wird unglücklicherweise gerade dann jedes Bestandes entblößt sein, wenn sie ihn dringend nötig hätte, und wenn der Einsatz etwa überschüssigen Materials auch Dauernutzen stiften könnte. Es ist nur allzu bekannt, daß der Reichsbankpräsident bei seinem anfänglichen Widerstand immer wieder diesen Gedanken an den morgigen Tag als ausschlaggebendes Argument in's Treffen führte. Die Regierungsmänner und ihre Instigatoren fanden solche Gedanken offenbar unerheblich. Sie hielten es, bewährter Gepflogenheit treu, für richtig, nur an's Heute, nicht an's Morgen zu denken.

Ist jeder, der diese Dinge beim Namen nennt, ein „Interessent an der Markentwertung", wie zuweilen freundlich angedeutet wird? Es ist lohnend, die Konfusion der Begriffe zu betrachten. Es gibt in Deutschland eine kleine Gruppe von Leuten, die sich an nichts anderem gemästet hat als in der Differenz zwischen Inlands- und Auslandswert der Mark; diese mächtige Gruppe war es, die jeden Versuch einer Markstützung in Perioden, in denen er durchführbar schien, mit der Parole bekämpfte, vorübergehende Markbesserungen seien nur schädlich. Dieselbe Gruppe nun ist es heute, die den Gegnern einer notwendigerweise wirklich nur vorübergehenden, eminent kostspieligen Besserung (die jener Gruppe diesmal allerdings große Gewinne in den Schoß wirft), zum Vorwurf macht, sie seien Interessenten der Markentwertung! So weit ist die Verlogenheit gediehen, und zur Förderung dieser Verlogenheit muß dem deutschen Volke alles unterschlagen werden, was draußen in der Welt über die Angelegenheit gesprochen wird! Wären im Augenblick die Verhältnisse so, daß irgendwelches Dauerresultat erwartet werden könnte, so wäre mancher von denen, die heute nur mit Kassandrakritik beiseite stehen können, der erste, bedingungslos Gefolgschaft zu leisten. Für den Augenblick ist unglücklicherweise nichts von alledem zu sehen. Für den Augenblick sieht man nur Riesenverluste an öffentlichem Gut, Riesengewinne für eine dünne Schicht Routinierter und Frühinformierter, riesige Störungen des ganzen Wirtschaftsprozesses und eine riesenhaft roulettierende Diplomatie, — gigantische Dinge allerdings, aber keineswegs von der Art, daß man Erlösung von ihnen erwarten könnte.

GLOSSEN

DIE FACKELKRAUS

Die Fackelkraus hat eine Anti-Natur, weil sie aus dem Kote dessen geboren ist, den sie vernichten will. Sie ist stets wutgeschwollen wegen ihrer unreinen Geburt. Ausgezeichnet ist sie durch ihre Fähigkeit, die Stimmen der Menschen nachzuahmen. Sie tut solches auf verschiedene Art. Sie ahmt die Stimmen von Propheten und Dichtern nach, um ihnen zu gleichen und mit ihnen verwechselt zu werden. Die Stimmen anderer Menschen hinwieder, um sie zu verhöhnen und zu vernichten. Bevor das Wedekind ausstarb, war die Fackelkraus dessen Freundin und stellte sich auf das erhöhte Podium, wenn das Wedekind sich begattete oder sonst sekretierte. Die Fackelkraus äußerte dann immer lauten Beifall, damit man sie höre. Sie gerät in großen Zorn und wird äußerst boshaft bis zur Giftigkeit, wenn sie meint, daß man andere höre. Um zu verhindern, daß andere gehört werden, gebraucht sie zwei Mittel: das eine ist, daß die Fackelkraus diese andern lobt, das andere, daß sie sie verhöhnt. Beides tut sie mit überschreiender Fistelstimme, damit man sie hört. Die Fackelkraus hat nämlich keine Natur, sondern sie ist nichts als Stimme und lebt infolgedessen nur so lange, als man sie hört. Da sie das weiß und den Tod fürchtet, wie jedes Lebewesen, hat sie ihre Stimme kunstvoll geübt auf Gehörtwerden. In der Wut wird die Stimme der Fackelkraus oft besonders kunstvoll, weil sie aus Angst, man würde sie sonst nicht hören, mit immer neuen Stimmen schreit. Sieht sie dann, daß man sie hört, so ist sie sehr stolz und wiederholt alles, was man über sie gesagt hat, noch einmal. Dann kann man eine Stimme bei ihr hören, die sie sonst nicht zeigt, da sie in solchen Augenblicken ihre Angst vergißt.

Der Atem der Fackelkraus ist häßlich zu riechen, weil sie aus dem Kot ihrer Feinde geboren ist. Weil sie jedoch ihre Feinde zu vertilgen meint, wenn sie deren Exkrement vertilgt, so frißt sie zornig ungeheure Mengen davon. Darum ist die Fackelkraus ein nützliches Tier, wenn es auch in ihrer Nähe nur aushält, wer ohne Geruchsinn geboren ist.

Hier kann der Mensch Gottes Weisheit bewundern, der den meisten Tieren nur eine Stimme gab, weil sie nur eine Natur haben. Die Fackelkraus aber hat keine Natur, sondern eine Anti-Natur, dafür hat sie aber zahllose verschiedene Stimmen. Wegen der Stimmen hören manche auf sie, und diesem Umstande, daß sie von manchen gehört wird, verdankt sie ihr Leben und kann große Mengen von dem Exkrement vertilgen, aus dem sie geboren ist.

Franz Blei.

(Aus dem „Großen Bestiarium der modernen Literatur“ erschienen im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1922.)

FILM

Selbstanzeige

Wieder einmal am Weltruhm vorbeigerutscht! Vor zwei Monaten stand ich vor der Frage, ob ich den Film „S c h l a g e n d e W e t t e r" mit meinem Namen in die Welt segeln lassen sollte. Mit meinem schwachen Sinn für Ruhm entschied ich mich für Verschweigung des Namens. Inzwischen hat der Film in Berlin einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt, er ist in alle Welt verkauft und ich komme um die Gelegenheit, auf Plakaten in New-York, Tokio, Calcutta, London, Stockholm fettgedruckt zu prangen. Ich weiß nicht, ob die Verschweigung meines Namens dem Berliner Schicksal der „Schlagenden Wetter" sehr genutzt hat, vermutlich, aber ich würde, wenn mir die Frage heute wieder gestellt würde, sie genau wie vor zwei Monaten beantworten.

Der eigentliche Dichter dieses Films und vorläufig jedes Films ist der Regisseur! Wir Literaten können ein mehr oder minder kurbelreifes Manuskript liefern, es ist kaum das Souffleurbuch des improvisierenden Regisseurs. Ich habe mich im Sommer an der Ausarbeitung der „Schagenden Wetter" herzlich gefreut. Wir lagen auf einer schönen Bergwiese in Partenkirchen und dichteten von acht Uhr früh bis sieben Uhr abends. Zuletzt war ein dreihundert Seiten starkes Buch fertig, auf das wir alle sehr stolz waren. Nie habe ich die dramaturgischen Gesetze des Films klarer erkannt als in diesen Wochen. Das erste Gesetz des Films heißt: Tempo. Die Handlung muß fliegen. Jeder lyrische Aufenthalt ist nur statthaft, wenn er und soweit er die dramatische Spannung erhöht. Jede Redseligkeit oder vielmehr Seh-seligkeit ohne dramatische Spannkraft ist untersagt. Das zweite Gesetz des Films heißt: Kontrast. Deshalb muß die Handlung des Films aus zwei Zentren entwickelt werden. Der landschaftliche Gegensatz, der soziale Kontrast, das Gegeneinander der Temperamente. Der Film ist eine dualistische Kunstform. Schwarz und weiß. Ober- und Unterwelt. Es leuchtete mir deshalb ein, daß Carl G r u n e, mein Film-Lehrherr, mit dem sozialen Film eine persönliche Handlung verknüpfen wollte. Lag mir an dem großen Bergarbeiterfilm, so übersah er nie das Drama des Einzelnen. Verrannte ich mich in die soziale Phantasie, so führte er mich immer wieder zum Einzelschicksal zurück. Als dann ein dreihundert Seiten starkes Buch fertig war, da ging Grune an die Arbeit. Das heißt: Er dichtete nicht mit der Feder, sondern mit dem Licht und mit dem Darsteller ein vollkommen anderes Werk.

Der Regisseur ist der Dichter des Films. Nicht nur meines Films. Ich hatte schon auf unserer Wiese in Partenkirchen den Furor bewundert, mit dem Grune sich des Themas bemächtigte. Er aß nicht, er kaute an dem Film, er schlief und träumte Ergänzungsszenen, jede zufällige Begegnung wurde ihm zur thematischen Bereicherung. Wie

sollte, wer mit solcher Besessenheit am Werke ist, seine Phantasie abstoppen, weil das Buch „fertig“ war? Ich glaube, wenn Grune heute den vollendeten Film sieht, ändert, ergänzt, verbessert er noch. Er hat die Zwangsgedanken des schöpferischen Menschen. Wie arm, wie machtlos steht daneben der Autor, der von dem Beginn der Inszenierung an fernbleiben muß. In dem schöpferischen Regisseur dichten die Gegenstände mit, nicht bloß die Darsteller. Was für Variationen von Fröhlichkeit holte Ludwig Berger im „Glas Wasser“ aus einem zufälligen Wassertümpel, die ganze Hofgesellschaft wird durch ihr Verhalten an dem Tümpel charakterisiert. Grune ist ein Beobachtungstalent. Er ist in die Menschlichkeiten jedes Darstellers verliebt, eine erfinderische Humanität gibt ihm Situationswitz und Situationstragik ein. Er lauscht auf das menschliche Gesicht. Er sieht die fröhliche unterirdische Musik in Klöpfers beseeltem Antlitz und ein zur Starrheit geneigtes Gesicht wie das der Liane Heid regt sich und belebt sich an seiner sanften Führerstimme. Er ist dem Volke entsprossen, noch dazu dem Wiener Volke. das eine besondere Naturhaftigkeit bewahrt hat, alles Volkstümliche, Schlicht-Tragische, Schlicht-Lächerliche, Schlicht-Spassige gelingt ihm instinktiv. Er könnte, er wird der Dickens des deutschen Films werden.

Es ist ganz in der Ordnung, daß der Autor im Film eine Rolle zweiten oder dritten Ranges spielt. Er ist unentbehrlich als kritische Kontrollinstanz. (Ich hätte, wäre ich im Atelier zugegen gewesen, in den „Schlagenden Wettern“ das Eifersuchtsdrama mit weniger schweren Ketten in das Bergmannsstück eingegliedert.)

Der eigentliche Schöpfer, der Dichter und in gewissem Sinne auch der Darsteller jedes Films ist der Regisseur, wir alle, Autoren, Fotografen, Schauspieler sind seine Organe. Und sollen die Dichter den Film ganz erobern, so bleibt ihnen nichts übrig als Spielleiter zu werden. Auch deshalb sind die „Schlagenden Wetter“ von Carl Grune und nicht von

Stefan Großmann.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH“

Die schöne, alte Uniform

Am 13. Februar hielt der Verfassungsausschuß des Bayerischen Landtags eine Sitzung ab. Sein Thema war: Die Uniform ehemaliger Offziere.

Durch Präsidialverordnung auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung ist das Tragen von Uni-

formen der früheren Armee bekanntlich allgemein verboten bzw. von besonderer Erlaubnis abhängig gemacht worden. Grund dafür war erstens die provokante Wirkung dieser Uniformen bei hundertfachen Demonstrationen von Bünden und Vereinen, die sich nachher als sehr eng verknüpft mit gewissen Mordfällen entpuppten. Dann aber auch, daß es nach Erlöschen der früheren Armee und nachdem ihre überzähligen Offiziere in ein friedliches und hoffentlich ersprießliches Zivilleben übergesiedelt sind, eigentlich ja überhaupt keinen Anlaß mehr für sie gibt, in den Abzeichen eines nicht mehr ausgeübten Berufes herumzugehen.

Aber, wie gesagt, der Bayerische Verfassungsausschuß fand die Frage noch nicht geklärt, er resolvierte, die Staatsregierung möge bei der Reichsregierung auf Aufhebung der Verordnung drängen. Das geschah nach einer beweglichen Rede des Führers der Rechtsradikalen (die sich in diesem treuen Lande Mittelparteiler nennen), des Herrn Dr. Hilpert, der hier nicht zum erstenmal auftauchte.

Es ist nicht viel an der Rede gewesen, nur ein Satz verdient, verzeichnet zu werden: „Hätte der Reichstag die Bedeutung der Stunde begriffen, so hätte er die Verordnung schon längst von sich aus aufgehoben". Der Stunde? Anscheinend ist damit die Ruhrrenitenz gemeint. Und die sollte wirklich die Bedeutung haben, daß man jetzt wieder möglichst viel Uniformen anzieht und sich militärisch aufspielt, — was den Franzosen nur passen könnte? Ich möchte Sie bitten, diesen Fall zum Anlaß einer Ausführung zu machen, daß die gegenwärtige Stunde noch weniger, noch hundertmal weniger als jede frühere dazu geeignet ist, sich militaristisch in Pose zu werfen und mit buntem Tuch und ohnmächtigem Schleppsäbel umeinanderzulaufen.

Unser jetziger Kampf ist passiv, nicht aktiv, sozial, nicht soldatisch, düster, nicht blinkend. Die Arbeiter und Eisenbahner in rußigen Kitteln führen ihn, und weniger als je ist er dazu angetan, den abgedankten Herren von einer sehr nebensächlich gewordenen Fakultät Gelegenheit zu geben, sich im Glanze einer obsoleten Kleidung zu spreizen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die wahren Kämpfer zu verärgern. *Heinz Wälti.*

MONISTISCHE FOLGERUNG

In den „Monistischen Monatsheften" entdecken wir dieses grundsätzliche Inserat:

> „Monist, 25 Jahre, sucht ein Weib, welches bereit ist, aus den monistischen Gedanken alle Folgerungen für's Leben zu ziehen, zur gemeinsamen Arbeit an der Schaffung eines neuen, freieren Geschlechtes in eigenen Kindern. Zuschriften, möglichst mit Bild, welches sogleich zurückgesandt wird, erbeten unt. ‚M. M. 7' an die Geschäftsstelle dieses Blattes."

Das Ausschreiben dieses bis zur letzten Consequenz entschlossenen

Monisten erinnert an eine Anekdote, die in den ersten Jahren des Jahrhunderts in Zürich erzählt wurde. An jedem Mittwoch abend fanden in einem Studentenzimmer in Oberstraß Diskussionsabende statt, an denen Weltanschauungsbeflissene aller Richtungen teilnahmen. Individualisten, Sozialisten, Stirnerianer, Kommunisten diskutierten bis in die späte Nacht. Aber der Sommer kam, der Zürcher See lockte mehr als der theoretische Schwatz. Die Teilnehmer blieben allmählich aus. Zuletzt fand sich nur der unentwegte Krapotkin-Anhänger Alfred S. zum Diskussionsabend ein. Zu ihm verirrte sich an einem Sommerabend eine junge frische Tiroler Genossin, die selbst der prinzipiell gesinnte A. S. nicht ohne Wohlbehagen betrachten konnte. Die Diskussion stockte. Plötzlich sagte der Krapotkin-Schwärmer: „Genossin Merkt, wollen Sie zu mir in geschlechtliche Beziehungen treten?“

RUDOLF JOHANNES SCHMIED-ANEKDOTEN

3.

Die Rede kam auch auf Gottfried Keller.

„Wie ich gesagt habe,“ dozierte Rudolf Johannes, „Gottfried Keller ist der Erdgeist in Pantoffeln!“

„Das ist von mir,“ fiel ihm Benno Bernays, der Maler, ins Wort, „das habe ich schon gesagt!“

Schmied war betroffen. Aber er wollte sich's mit Bernays nicht verderben, es stand ja noch eine lange Nacht bevor. Andererseits konnte er sich doch seine Autorschaft nicht einfach wegnehmen lassen.

„Weißt du was, Bernays? Ein Pantoffel von dir, — ein Pantoffel von mir. Einverstanden, Bruderherz?“

4.

Nicht immer aber war er so tolerant in der Aufgabe seiner Autorschaft, — besonders dort, wo sie eigentlich höchst zweifelhaft war.

Zum Beispiel hörte er einmal, als er mit Freunden über den Theaterplatz in München ging, wie ein Straßenkehrer einen Kollegen laut mit den bekannten vier Worten Götzens segnete.

Rudolf Johannes Schmied sprang auf den biederen Straßenkehrer zu und packte ihn beim Rock: „Mensch, woher haben Sie diesen Satz?“ Der Angefallene brummte etwas, was ebenso der Ausdruck maßlosen Staunens, wie eine Drohung sein konnte. Schmied erkannte, daß er dem Fremden eine Aufklärung schuldig sei: „Sie müssen nämlich wissen; der Satz ist von mir.“

5.

Er war ein Hypochonder. Einmal aß er mit Bang beim Austernmeyer, — weil das Lokal gerade neben dem Café des Westens war. Und sie nahmen je eine Portion Austern, — weil das Lokal schon so hieß.

Nachträgliche Kritik Bangs: „Die Austern waren schlecht. Mir brummt es im Magen."

Schmied sprang auf, blaß wie ein gebleichter Leichnam: „Nicht wahr? Ich hab' es auch bemerkt, um Gotteswillen, wir sind vergiftet."

Er rannte zur Apotheke in der Joachimsthaler Straße, und läutete Sturm. Der Apotheker steckte den Kopf an die Luke: „Was ist los?" — „Um des Himmels willen, machen Sie auf! Ich bin vergiftet." Rasend öffnete sich die Türe. Der Apotheker aufgeregt: „Welches Gift haben Sie eingenommen?"

„Herr, ich habe vergiftete Austern gegessen!"

„Wieso wissen Sie das? Was spüren Sie für Symptome?"

Schmied gab ihm schlotternd alle Aufklärung darüber: „Meinem Freunde brummt es im Magen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 7):

Das neue Europa.

Wien, Zürich, Berlin. Diese von Dr Paul Cohn geleitete Revue steht nunmehr im 9. Jahrgang ihres Erscheinens. Die vielfältigen Probleme der Zeit werden in den Spalten dieser Zeitschrift von berufenen Federn in gediegen sachlicher Form behandelt. Das vielgelesene Blatt dient dem Völkerfrieden.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.



AUS

TIBET

VON

FRANZ SCHULZ

*

DARSTELLER:

MISS COLETTE BRETTEL
(LONDON)

FRAU LING SHIEN
HARRY HARDT
NIEN SÖN LING
ERNST WINAR

REGIE: BRUNO ZIENER

WETTLAUF UMS GLÜCK

Schleger

JOHN HAGENBECK FILM A.-G., BERLIN W 8, FRIEDRICHSTR. 180
Zentrum 9032.

JOSEF PONTEN

Der Jüngling in Masken

DIESE ERZÄHLUNGEN BEICHTET
EIN RHEINLÄNDER
EIN DEUTSCHER
EIN MENSCH

GUSTAV KIEPENHEUER
VERLAG / POTSDAM

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Märzwoche

Nationale Energie ist in den letzten Wochen genug erzeugt worden. Genug? Versteht man darunter jenen beseelten und bewußten, auf die Schaffung der Nation gerichteten geistigen Willen, dann hat die Reitpeitschen-Methode der Franzosen noch nicht überall die innerste nationale Energie geweckt. Vielleicht brauchen wir noch hundert Jahre, um Fichtes Volk zu werden. Versteht man aber unter nationaler Energie einen Zustand politischer Gereiztheit, aufbrausenden Zornes, bitterster Wut über die äußere Machtlosigkeit und leider auch verfrühte Fanfarentöne, närrische Siegeslieder eines nicht einmal mehr zu einer Niederlage fähigen Volkes — dann ist in diesen Wochen etwas zu viel nationale Energie erzeugt worden. Was mit ihr anfangen, Herr Reichskanzler? Passiven Widerstand? Der genügt den verspäteten oder verfrühten Heldensöhnen nicht. Es müssen Taten geschehen. Aber welche? Mit den Bandenbildungen, so freundlich sie mancher Demokrat ansieht, wird man vorläufig in Preußen, Sachsen, Baden nicht vorwärtskommen. Einwohnerwehren? Die Geßlermütze wird den Franzosen ein Geßlerhut scheinen. Was tun mit all der hell entfachten nationalen Energie irritierter Studenten, kriegsbedürftiger Offiziere, fanatisierter Handelsgehilfen? Beim Schluß des Ruhrstreites können die verhinderten Helden nur stören. Was also wird geschehen? Die nationale Energie, die sich nicht nach außen entladen kann, wird nach innen explodieren. Spüren wir's nicht alle, daß die Hitler, Gräfe, Dinter, Stadtler schon ungeduldig hinter den Kulissen der Einheitsfront auf und ab traben? So haben es wir Deutsche von je getrieben: der volle Ingrimm gehörte immer nur dem inneren Feind! Es gibt Anzeichen für diese bis an die Donau vorbereitete Explosion der Hitlerei. In München hat man in dieser Woche die liebe Gewohnheit des Eierbombenwurfes wieder aufgenommen, in Wien sind zwei Arbeiter von einer neuen Monarchistenvereinigung „Ostara" erschossen worden, in Budapest hat man Abgeordneten und Redakteuren Höllenmaschinen ins Haus gesandt. Laßt das Ruhrstück zu Ende gehen, ein Rührstück der inneren Festigung und Zusammenschmiedung wird ihm nicht folgen. Vielmehr das erste systematische Republikanerpogrom. Die aufgestaute nationale Erregung wird sich endlich entladen, ein Techow-Tillessen-Zeitalter bereitet sich vor und es wird eine Lust sein, zu leben und erschlagen zu werden.

In Wien, auch in Wien, begünstigt der Kriegs- (oder, wie man in Berlin vorläufig noch sagen muß, der Reichswehr-) Minister die Pogromstimmung und die entstehenden Pogrom-Organisationen. In Berlin begnügen sich die sozialistischen Parteien mit Reden und Resolutionen gegen den versteckten Herrn Geßler. Das war ja stets die Stärke der deutschen Sozialisten: Konferenzen, Parteitage, Beschlüsse. In Wien verkündete Friedrich Adler an dem Tage, an dem Monarchisten das erste Arbeiterblut vergossen, die Begründung und Anmeldung einer großen Selbstschutzorganisation der Republikaner. Hier wird die Vereinigte S. P. D. und U. S. P. D. am kommenden Parteitag vermutlich den Beschluß fassen, ein Zwölferkomitee mit dem Studium und der späteren Ausarbeitung eines Statutes für eine seinerzeit zu schaffende republikanische Schutzvereinigung zu betrauen.

Das Bedürfnis nach ganz schlichten Lösungen des Welträtsels wird immer gestillt werden müssen. Auch die verquicktesten politischen Probleme verlangen, in demokratischen Zeiten besonders, ganz primitive Antworten. Die allereinfachste Antwort heißt „Judenpack". Es ist das Lieblingswort der „Deutschen Zeitung". Von dieser schlichten Losung lebt das dürftige Blatt. Nur von dieser Losung? Nein, auch von den Großinserenten. In einer einzigen Nummer der „Deutschen Zeitung" bietet Herr Grünfeld seine Leinenwaren, Herr Hugo Simon seine Konfektion, Herr Simon Westmann seine feschen Kostüme, das Warenhaus Wertheim die Güter seiner weißen Woche an. Das sind lauter spaltenlange, faustdicke Annoncen, von den kleinen Trödlern, die dort Schlafzimmer, Platin und alte Zähne verhandeln, gar nicht zu reden. Es fehlt für alle diese Erhalter der „Deutschen Zeitung" nur noch die Ankündigung des gemeinsamen Restaurants, in dem sie koscher essen können.

Will man zusehen, wie eine Partei sich in den Ruf vollkommener politischer Impotenz bringen will, so muß man nach Dresden schauen. Dort hat sich seit Monaten eine sächsische Regierungskrise angesiedelt. Die vereinigten Sozialisten, zu schwach, um selbst zu regieren, können sich seit vielen Wochen nicht entschließen, mit den Demokraten eine handlungsfähige Regierung zu bilden. In einem Programm von verlockender Allgemeinheit wollten sie die Kommunisten verführen, auf einen Sozialisierungsleim zu gehen, der ausgerechnet in Sachsen, nur in Sachsen verwendet werden soll. Die Kommunisten, keine Politiker, aber von einem taktikersetzenden Mißtrauen erfüllt, haben zum dritten Mal abgelehnt, in die Regierungslaube zu gehen. Aber die vereinigten Sozialisten, die in Sachsen mehr U. S. P. im Leibe haben als gut ist, lassen sich nicht abhalten, sie veranstalten unentwegt prinzipielle Flötenkonzerte, um die Kommunisten zu ihrem Reigen zu

bekehren. Indessen ist Sachsen seit Monaten ohne parlamentarische Regierung. Man muß den ebenso feierlichen wie lächerlichen Briefwechsel der Parteivorstände lesen, um die beschämende Komik dieser im Grunde echt sächsichen Politik zu erfassen.

Zum Glück gibt es noch hehre Licht-Gestalten, zu denen man aufblicken kann. Da stand vor einigen Tagen in dem sonst so streng zensurierten „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" folgende herzergreifende Ankündigung:

Das Buch des Jahres 1923 Das Buch des Jahres 1923

Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben

Nach authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen

1.—50. Tausend

Nicht schlechthin: Das literarisch-politische Ereignis dieses Jahres und das Standard-Werk des Buchhandels!

Sondern darüber hinaus: Ein Buch der Wahrheit und Treue! Ein Kampf gegen Entstellung und Verleumdung, gegen Neid und Lüge!

Scharfmacher — Kriegshetzer — Kindermörder .... zu Bergen türmte sich der Unrat, den sie gegen den Erben des deutschen Kaiserthrones schleuderten. In seinem schlicht-klaren, ehrlichen Bekenntnisbüchern wehrte er den heimtückischen Haß seiner Feinde ab und schwieg doch zu dem erbärmlichsten aller Anwürfe, der ihm nun auch noch moralisch, als Mensch und als Mann, vor der ganzen gesitteten Welt das Brandmal aufdrücken soll: daß er ein skrupelloser Wüstling und Frauenjäger gewesen sei. Namen werden genannt, subtile Einzelheiten von Mund zu Mund getragen, ungeheuerliche Schlußfolgerungen daraus gezogen. Bis ins Mark vergiftet ist die Atmosphäre.

Der Zweck der Herausgabe dieses Buches ist es nun, den Wust von planmäßiger Lüge und Verleumdung zu entwirren. — Das mit vornehmster Zurückhaltung geschriebene Werk bringt keine Sensation; und will auch keine bringen. Aber es entgiftet die Atmosphäre und enträtselt in der psychologischen Zergliederung der gravierendsten Fälle das Problem, wie ein derart unsinniges Zerrbild des deutschen Kronprinzen überhaupt entstehen konnte.

Das Buch ist eine Erlösung und Geschenk für die hunderttausende deutscher Frauen und Männer, die dem Verbannten von Wieringen im Herzen Treue halten!

Das deutscheste Buch des Jahres 1923

Die Ausstattung des Werkes in seinen verschiedenen Ausgaben ist von erlesener Sorgfalt

Die Propaganda ist großzügig, vornehm, umfassend und absolut individuell.

Leipziger Graphische Werke A.-G. Leipzig-R.

Der Kronprinz hat das Buch seiner Frauen, noch ehe es erschienen ist, klar von sich gewiesen. Von „authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen" des Kronprinzen könne keine Rede sein. Das „deutscheste Buch des Jahres" ist also ein frecher Schwindel, der ungeheuere Aufwand von patriotischen Vokabeln — Buch der Wahrheit und Treue, Kampfruf gegen Entstellung und Verleumdung, Erlösung für Hunderttausend deutsche Frauenherzen —, all diese pathetisch aufgeblasenen, schwarz-weiß-roten Redensarten decken nur ein betrügerisches Unternehmen niedrigster Gat-

tung. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", das so sittlich war, eine Anzeige über das von Wolfgang Heine herausgegebene Protokoll des Reigen-Prozesses zu bemängeln, hat dem vaterländischen Schwindler ohne Bedenken sein schönes weißes Papier zur Beschmutzung überlassen. Zur Entschuldigung kann es anführen, daß es an dieses Frauenbuch mit authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen geglaubt hat. Auch das stimmt nachdenklich. Wie, es gibt erwachsene Köpfe, die dem Kronprinzen zutrauen, er werde — nicht durch Herrn Rosner, der in diesem Zusammenhang nicht einen Moment genannt werden darf —, sondern durch irgendeinen unsagbaren Skribenten sein erotisches Leben in Reinheit und Tumbheit mit Belegen und Unterlagen schildern lassen? Da das Buch der Kronprinzenfrauen gleich in 50 000 Exemplaren erscheint, Druck und Papier verschlingen Millionen, so muß der Spitzbube, der dieses „Buch der Treue" ersonnen, mit ziemlich viel deutschen Frauen und Männern gerechnet haben, die dem Einsiedler von Wieringen die Veröffentlichung solcher Aufzeichnungen bewundernd zutrauen.

Die Offiziere der untergegangenen Militärwelt haben es schwer, sich in eine neue bürgerliche Welt hineinzufinden. Diese kopfschüttelnden Meister Anton begnügen sich nicht immer mit dem Seufzer: „Ich verstehe die Welt nicht mehr," sondern sie versuchen immer wieder, das Rad der andersgewordenen Welt zurückzudrehen. Daraus entstehen klägliche Tragödien. In Budapest ist ein leidenschaftlicher Offizier der Kriegszeit, Oberleutnant Koloman Eßlary, Beamter der Kommerzialbank geworden. Aber es ging nicht, der Herr Reserveoffizier — in Ungarn gibt es noch Reserveoffiziere — eignete sich nicht zum Bankbürodienst. Es mußte ihm gekündigt werden. Diese Kündigung empfand der junge Offizier als persönliche Beleidigung. Wie, ein gewöhnlicher Prokurist wagte, ihn, den Offizier, den „erwachenden Madjaren", aus dem Amte zu entlassen? Sofort verlangte er von dem Prokuristen, einem älteren Familienvater, ritterliche Genugtuung. Der Prokurist lächelte keineswegs, aber er lehnte es ab, sich mit dem Säbel über des Gekündigten Buchführung zu unterhalten. Da blieb dem verletzten Offizier, dem jede ritterliche Genugtuung verweigert war, nichts übrig, als — den feigen Vorgesetzten der Kommerzbank niederzuschießen. Vor dem Eingang in die Bank streckte der Oberleutnant den Prokuristen mit fünf wohlgezielten Schüssen nieder. Nach seiner Verhaftung sagte der Offizier: „Ich bedauere den armen Herrn Fiwaldsky sehr, aber schließlich ist jetzt meine Ehre doch wieder hergestellt . . ." Die Ehre! Da nahm ein junger Mensch, der aus der Offizierswelt nicht in die bürgerliche Welt finden konnte, leichten Herzens die Ehre, ein Mörder zu sein, auf sich. Es würde weniger Tragödien in der Welt von 1923 geben, wenn es nicht noch so viel unverwendbare Ehre von 1914 gäbe!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DAS ZWEITE HINDENBURG-PROGRAMM

„. . . . Ihr Programm war ein Programm des Selbstüberschätzung und der Überschätzung der deutschen Volks- und Wirtschaftskraft . . . Man hätte mit weniger Arbeitskräften und Material erheblich mehr . . . . geleistet und unserer Wirtschaft Störungen und Erschütterungen erspart, die letzten Endes an die Wurzeln der Widerstandskraft unseres Volkes gingen."

(Helfferich über das Hindenburg-Programm. Kriegsmemoiren, II. Band.)

I.

Im Jahre 1916, als die Kriegslage auf ökonomischem Gebiet kritisch wurde, entwarf das Große Hauptquartier ein Wirtschaftsprogramm, dessen Leitmotive hauptsächlich folgende waren: Mobilisation aller Wirtschaftskräfte für Zwecke des Krieges, ohne Rücksicht darauf, was nach dem Krieg kommen werde; Verstärkung der Profitanreize für die Unternehmerschaft, ohne Rücksicht auf die Kosten für das Reich; stimmungsfördernde Arbeiterbeihilfen außernatürlicher Art, ohne Rücksicht auf die Versorgung der übrigen Bevölkerung. Das Programm erfreute sich in einigen Teilen, namentlich in den auf die Unternehmergewinne bezüglichen, besonderer Unterstützung der sogenannten Wirtschaftsverbände, in deren Reihe Herr Hugo Stinnes aus Mühlheim an der Ruhr eine anerkannt führende Stellung einnahm. Das Hindenburgprogramm war in wesentlichen Punkten zwar nur eine Fortsetzung der zuvor schon von dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Staatssekretär des Innern und Vizekanzler Helfferich (unter Assistenz des nachmaligen Unterdirektors bei der Hapag, Geheimrat Cuno) inaugurierten Politik: Exzellenz Helfferich beteiligte sich auch eifrig an seiner Durchführung; aber umgekehrt wie beim U-Bootkrieg, den er zuerst mit großem statistischen Material als undurchführbar nachgewiesen, späterhin aber doch vorbehaltlos mitgemacht hatte, beteiligte er sich hier zuerst an der Durchführung und wies erst später vorbehaltlos nach, daß das Programm grundfalsch und schädlich gewesen sei. Abschließendes darüber ist in seinen Kriegsmemoiren nachzulesen, erschienen 1919 im Verlage Ullstein.

Drei Jahre nach Erscheinen dieser Memoiren brachen französisch-belgische Truppen ins Ruhrrevier vor, lehnte die Reichsregierung, solange der Einbruch nicht wieder rückgängig gemacht sei, jede Verhandlung ab, und begann sie sich, in der festen Überzeugung, daß dieser Rückzug schließlich erzwingbar sein werde, für die Zwischenzeit auf den Wirtschaftskampf vorzubereiten —: ein neues Wirtschaftsprogramm wurde konzipiert. Da es ein Großes Hauptquartier nicht mehr gibt, kann man im eigentlichen Sinne des Wortes natürlich nicht auch hier von einem Hindenburg-Programm reden. Aber sachlich besteht so viel Identität, daß einige Bezug-

nahme sich von selbst ergibt. Auch ist es dabei geblieben, daß Herr Hugo Stinnes aus Mühlheim an der Ruhr in wesentlichen, wenn auch nicht in allen Punkten lebhaften Anteil an der Konzeption des Programmes nahm. Und ferner ist es dabei geblieben, daß der Geheimrat Cuno unter Exzellenz Helfferich arbeitet.

II.

Die psychologische Voraussetzung des neuen Hindenburg-Programms ist das außerordentliche Vertrauen, das der Reichskanzler Cuno im Gegensatz zu seinem Vorgänger Wirth beim Volke genießt.

Wirth war ein Verräter, weil er dem deutschen Volke im Anfang seiner Amtsperiode durch möglichst weitgehende Zahlung Ruhe und Erholung zu schaffen versuchte; dies war die Erfüllungspolitik, die bekanntlich vollkommen zusammengebrochen und nur auf Sklavengesinnung zurückzuführen ist. Wirth war ferner unfähig, weil er gegen Ende seiner Amtsperiode immer häufiger Nein und nichts als Nein sagte; dies war die wirtschaftliche Ohnmacht, die prominente Herren der Industrie sogar vor Mitgliedern der Reparationskommission wahrhaftigerweise nicht verheimlichen konnten, wobei sie gleichzeitig anzudeuten gezwungen waren, daß, wenn erst einmal ein Mann ihres Vertrauens, ein Mann mit diskontfähiger Unterschrift, die Regierung führen werde, so weitgehende Zusicherungen von ihnen selbst erfolgen würden, daß die ganze Reparationsfrage spielend gelöst werden könne. Wirth fiel also, weil er erst Ja gesagt hatte, was Verrat war; und weil er dann Nein gesagt hatte, was Unfähigkeit war.

Cuno dagegen begann seine Amtsperiode mit einem Angebot, von dem ausdrücklich mitgeteilt wurde, daß es das weitestgehende sei, das Deutschland bisher je unterbreitet habe. Es ist im Wortlaut nie veröffentlicht worden, aber trotzdem war klar, daß dies Erfüllungsoffert nicht, wie die geringeren Wirth-Rathenauschen, Verrat, sondern vaterländischen Opfermut bedeute. Cuno fuhr nach Ablehnung dieses Offerts dann damit fort, überhaupt nichts mehr zu tun; und dies war, im Gegensatz zur Wirth'schen Untätigkeit, nicht hilfloses Versagen, sondern Staatsmannschaft. Cunos Vertrauen beim Volk entstammt der Tatsache, daß er erst Ja sagte, was Opfermut war; und weil er dann Nein sagte, was Mannhaftigkeit war.

Noch einen anderen Unterschied zwischen Wirth und Cuno kann man finden. Beide hofften, daß sich schon etwas Rettendes ereignen werde. Wirth hoffte: Wenn ich nur anfange, zu zahlen, wird sich immer wieder einmal eine Lage ergeben, die mir die Zahlungen zu vermindern gestattet, ohne daß die Ruhr deshalb besetzt würde. Cuno hoffte: Wenn ich nur aufhöre, zu zahlen, wird sich schon einmal eine Lage ergeben, die mir gestattet, die Zahlungen in verminderter Höhe wieder aufzunehmen und die inzwischen besetzte Ruhr wieder geräumt zu sehen. Die Überlegenheit dieser zweiten Hoffnung über die erste, sowohl was ihren

Patriotismus als auch was ihre Stichhaltigkeit anbetrifft, ist zu offensichtlich, als daß man sich über Cunos Popularität wundern könnte.

Diese Popularität, dies Vertrauen also sind die psychologischen Voraussetzungen des zweiten Hindenburg-Programms.

III.

Abgesehen von seiner Voraussetzung mußte das Programm natürlich aber auch einen Inhalt haben. Diesbezüglich ergab sich, daß im Augenblick — da an produktionspolitische Maßnahmen während der Chaotisierung des wichtigsten Produktionsgebietes natürlich nicht gedacht werden konnte —, nur finanzpolitische Maßnahmen in Betracht kommen konnten; daneben vielleicht noch einige sozialethische. Es erwies sich freilich auch, daß jeder ernstlich praktikable Gedanke dadurch schwer kompromittiert war, daß er bereits von dem Kabinett des Schädlings Wirth vorgedacht gewesen war. Aber bei näherer Beleuchtung wird sich zeigen, daß es doch immer gelang, neue und originelle Züge hinzuzufügen.

Nur in seinen ethischen Bestandteilen ist ein Vorläufer des Cuno'schen Hindenburg-Programms eigentlich nicht festzustellen. Diese ethischen Maßregeln eröffneten, wie gebührlich, den Feldzug. Sie wendeten sich gegen die Schlemmerei, Völlerei und Tanzwut, die gerade in jetzigen Zeiten schweren Anstoß erregen. Der Kampf, der hiergegen angesagt wurde, fand allgemein sympathische Aufnahme, und man konstatierte mit Befriedigung, daß (in Berlin) schon um 11 Uhr die Lokale geschlossen, sämtliche öffentlichen Tänze verboten, Nachprüfung aller Schankkonzessionen und Übergabe der rigoros freizumachenden Lokale an das Wohnungsamt verordnet, Trunkenheit als öffentliches Ärgernis für straffällig erklärt wurde. Auch daß die Gastwirte sich unter dem Drucke der Obrigkeit verpflichtet hatten, nur noch zwei Fleischspeisen auf der Karte zu führen, und daß die Lebensmittelhändler sich bereit erklärten, keine aufreizenden Delikatessen mehr zur Schau zu stellen, erweckte Beifall.

Freilich stellte sich zugleich die Befürchtung ein, ob durch so wesentlich auf die Stimmung des großen Publikums berechnete Maßnahmen nicht in einigen Kreisen des einflußreicheren kleinen Publikums umgekehrt die Stimmung verdorben werden könne. Diese Frage, die für den Ausgang des Ruhrkampfes von großer Bedeutung ist, lag ausführlichen Presse-Erörterungen zugrunde, in die Gastwirte, Kellner, Musiker, Cabarettisten, Wursthändler und dergleichen alsbald mit großer Leidenschaft eintraten.

Die Regierung hat in diesem Widerstreit der Stimmungen den rechten Weg auf der Mittellinie gefunden. Die Polizeistunde ist schon nach wenigen Tagen von 11 Uhr wieder auf 12 Uhr verlängert worden, und das Tanzverbot bleibt bereits wieder für drei Tage außer Kraft. Die Hoffnung der ethisch weniger Interessierten, daß auch

die noch verbliebene Beschränkung wieder aufgehoben werde, kann also mit Berechtigung weiter glühen. Was die übrigen Punkte anbelangt, beschritt man den bewährten Weg einfachen Vergessens. Es ist also zwar nicht erlaubt, aber es wird auch nicht verfolgt, mehr als zwei Fleischspeisen anzubieten, oder Delikatessen auszustellen, oder betrunken zu sein. Auch an ausgeräumten Schnapsbuden mußte sich noch niemand stoßen.

In dieser Beziehung also herrscht allgemeine Zufriedenheit, dieser originäre Teil seines Hindenburg-Programms ist dem Kabinett Cuno unbestreitbar gelungen.

IV.

Schwieriger war die Lage in bezug auf den Wunsch, die öffentliche Stimmung auch durch Hebung des Markkurses zu unterstützen und dadurch zugleich unwiderleglich zu beweisen, wie sehr sich die Kabinette von Paris und Brüssel mit ihrem Vorgehen verrechnet haben.

Die größte Schwierigkeit lag, wie bereits angedeutet, in der Tatsache, daß schon das Kabinett Wirth eine Intervention der Reichsbank gefordert hatte, und daß ihm dies Verlangen von einigen der jetzigen Regierung nahestehenden Herren immer rundweg abgeschlagen worden war. Herr Hugo Stinnes zum Beispiel hatte damals im Reichswirtschaftsrat eine große, in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wörtlich abgedruckte Rede gehalten, in der er ausführte: 1. Eine nur vorübergehende, eine nicht dauerhafte Markbesserung belastet uns nur mit allen Schwierigkeiten und Störungen einer Deflationskrise, ohne zugleich auch deren Endziel, die Stabilität, zu erreichen. 2. Vor endgültiger und vernünftiger Regelung der Reparationsfrage, solange die allgemeinen Niederdruckstendenzen auf die Mark fortwirken, kann aber jede Intervention nur vorübergehende Wirkung haben. 3. Unter diesen Umständen würden die Interventionskapitalien nutzlos verloren sein, das Ganze liefe auf ein gewissenloses Hinopfern der letzten Wertbestände hinaus. 4. Infolgedessen darf keine Intervention, keine Stützungspolitik begonnen werden. Dieser (übrigens auch für den damaligen Zeitpunkt objektiv durchaus richtigen) Meinung schlossen sich alle Freunde des Herrn Stinnes, einschließlich der Autorität Helfferichs, an.

Nach solchen Antezedenzien hätte gezeigt werden müssen: 1. Inwiefern dem jetzigen Augenblick geringere Niederdruckstendenzen für die Mark innewohnen würden, als dem damaligen. 2. Inwiefern diesmal auf dauernde, nicht nur auf vorübergehende Wirkungen gerechnet werden könnte. 3. Inwiefern die Interventionskapitalien diesmal also nicht nutzlos verloren sein würden, oder 4. Inwiefern diese Kapitalien in Gegenwart und Zukunft etwa überflüssig geworden sein könnten.

Solchen Fragen aber entging das Kabinett Cuno, indem es sie entschlossen gar nicht erst zur Diskussion stellte. Es ist nicht ganz sicher, ob es sie wirklich mit niemandem diskutierte. Der Dollar stand auf 48 000 und senkte sich dann binnen wenigen Tagen, infolge bemerkenswerter Abgaben, auf 32 000. Diese Abgaben stammten nicht wesentlich von der Reichsbank, deren Interventionskampagne erst bei einem Kurs von rund 32 000 einsetzte. Die Intervention drückte den Kurs dann bis auf 18 000 herunter, worauf wieder bemerkenswerte Käufe erfolgten, die den Kurs auf 23 000 hochtrieben. Man hat daraus gefolgert, daß gewisse kapitalkräftige Kreise, noch vor der Intervention, ihr Material auf den Markt geworfen und sich beim Tiefkurs wieder eingedeckt haben müssen. Sie hätten, wenn das wahr wäre, die Differenz zwischen 48 000 und 18 000 verdient gehabt, oder, anders gesprochen: sie hätten ihren Devisenbestand auf Kosten der Reichsbank verzweieinhalbfacht. Stimmt diese Annahme, so müssen dennoch Leute dagewesen sein, mit denen diskutiert wurde, Leute, die schon aus der Erörterung einen Schluß auf das Fazit der Erörterungen zogen und entsprechend ihre Dispositionen trafen. Jedenfalls aber entstammten diese Leute einem sehr engen Kreis, für den unter allen Umständen die Erwägung galt, daß (infolge eben der Ruhrbesetzung) seine Produzenteninteressen nicht mehr so wichtig waren wie seine Importeursinteressen. Der Produzent mag einen stetigen, ununterbrochenen Tiefgang der Mark wünschen, weil ihm dadurch fortgesetzt die große Spanne zwischen Lebenshaltungsindex (Löhne) und Großhandelsindex (Warenpreis) als Supergewinn zufließt. Der Importeur dagegen mag wünschen, daß eine plötzliche, ruckhafte Senkung der Devisenkurse eintritt, weil er sich dann für längere Zeit billig mit Bezahlungsdevisen eindecken kann, während er das importierte Gut, das erst später, bei schon wieder gestiegenen Devisenkursen, gekauft, angeliefert oder verkauft wird, sich zum vollen Tageskurs bezahlen läßt. Es wird niemals festzustellen sein, inwieweit bei etwaigen privaten Ratgebern solche privaten Chancen bewußt oder unbewußt ausschlaggebend waren; aber man kann sagen, daß die Operation nicht anders hätte ausfallen können, wenn private Ratgeber mit solch privaten Absichten tatsächlich maßgebend dafür gewesen wären.

Und das ist jedenfalls der Unterschied zwischen diesem Teile des Cuno-Programms und dem Programm, das seinerzeit der glücklich ausgeschaltete Dr. Wirth durchzusetzen suchte. Dem Kanzler Wirth ist es nicht einmal in einem der endgültigen Stabilisierung relativ immerhin günstigen Augenblick gelungen, den Reichsbankpräsidenten und die Industrie zur Billigung seines Planes zu bewegen. Der Kanzler Cuno aber hat es sogar in einem viel ungünstigeren Augenblick fertig gebracht. Er hat damit vielleicht viele jener kleinen Devisensammler und Börsenspieler, deren wirt-

schaftliche Schädlichkeit so viel krasser ist als die der routinierteren und massiveren Zeitgenossen, zum Herausschleudern unter billigsten Kursen und zur Abgabe an eben jene Großmächte gezwungen, — womit der Prozeß fortgesetzter Kapitalskonzentration einen weiteren, energischen Anstoß erhalten hätte. Aber man weiß, um wieviel produktiver konzentriertes Kapital als zersplittertes ist, und begrüßt somit auch einen wirtschaftspolitischen Gedanken von größten Perspektiven. Dieser Gedanke fehlte in dem Wirth-Programm völlig, es war daher entschiedenster Bekämpfung würdig. Wenn dagegen die Wirkung des Cuno-Programms auch nur die wäre, daß einige Hundert Millionen Devisen (womöglich gegen Reichsbankkredit) aus den unfruchtbaren Portefeuilles des Zentralinstituts billig in die Portefeuilles der wertschaffenden, wertmehrenden Industrie gelangten, und daß sich ferner einige weitere Millionen aus dem zersplitterten Restbesitz des Mittelstandes und der Kleinkaufmannschaft zu weit rentablerer Verwertung bei ihr konzentrierten, — wenn die Wirkung sogar nur diese wäre, müßte man immer noch zufrieden sein, auch wenn sich die Markbesserung wirklich nur als vorübergehend erwiese.

V.

Die Gefahr, daß man zur Fortsetzung der Interventionskampagne nicht ewig imstande sein werde, daß die 300 Millionen Goldmark, die man zu diesem Zweck in Devisen bereitgestellt, irgendwann einmal aufgezehrt sein müßten, — diese Gefahr hat natürlich auch das Kabinett Cuno erkannt. Der Kurswert einer Papierwährung wird von gewissen Qualitäten der Wirtschaftsverhältnisse, unter denen das Land lebt, bestimmt, während die Stützkraft eines Interventionsfonds sich nur nach der Quantität der aufgewendeten Summen richtet. Diese Quantität mag größer oder kleiner sein, sie ändert nichts an der Qualität. Und wenn man im Publikum zuweilen davon reden hörte, die bisherige Stützungsaktion habe sozusagen überhaupt noch keine Mittel verbraucht, es sei alles in mirakelhafter Weise fast von selbst gegangen, so mißtraute das Kabinett mit großer Gewissenhaftigkeit solch unkontrollierbaren Informationen aus dem Publikum. Es blieb sich untrüglich klar darüber, daß neben der quantitativen unbedingt auch eine qualitative Beeinflussung der Lage notwendig sei. Diese qualitative Beeinflussung aber erreichte es verblüffend dadurch, daß es die verfügbaren Interventionsmittel einfach quantitativ vermehrte. Es wandte sich an Leute, die aus vielerlei Gründen nicht gut taub bleiben können, und ersuchte sie, ihm gegen Schuldschein und gute Bedingungen auf die kurze Zeit von drei Jahren noch weitere Dollars und Pfunde zu leihen. Da Dollar und Pfunde verlangt wurden, bezeichnete es den Vorgang als Markanleihe. Die Goldmarkanleihe bildet im Cunoschen Hindenburg-Programm einstweilen den markanten Schlußstein.

Der Name Goldmarkanleihe war trotz seines unverkennbaren Patriotismus vielleicht nicht gut gewählt. Nicht etwa, weil er sachlich unrichtig wäre. Schließlich werden die Papiere, wenn sie aus der Hand der Erstzeichner erst einmal in den weiteren Handel kommen, ja mit Mark, zum Goldkurs verrechnet, bezahlt werden müssen; und der Einwand, daß in Deutschland eigentlich ja auch Pesos oder Baltimore and Ohio mit Mark, zum Goldkurs verrechnet, bezahlt werden, daß man demgemäß also auch sie als Goldmarkanleihen bezeichnen könnte, — kurz und gut: daß es auf die Einzahlungseinheit, nicht auf die Einheit des Weiterverkaufs ankomme, — dieser Einwand kann als unbeachtlich beiseite gelassen werden. Aber der Name war deshalb nicht gut gewählt, weil er daran erinnerte, daß auch in dieser Hinsicht von dem unglücklichen Kanzler Wirth bereits riesige Anstrengungen — gottlob fruchtlos verlaufene — unternommen worden waren; und weil die Gefahr besteht, daß der dilettantische Unsinn Wirth's und seiner Hintermänner mit der peinlich durchdachten Expertenarbeit Cunos und seiner Berater verwechselt werde.

Als nach dem Rathenauunfall die Mark kollapsartig zusammenbrach, und als das Kabinett Wirth eine Verordnung zur Einschränkung des Devisenhandels erlassen hatte, ergab sich nämlich, daß die Verordnung gegen den Erwerb wertbeständiger Auslandstitres solange unwirksam bleiben müsse, als das legitime Bedürfnis jedes Menschen nach Erhaltung seines Vermögens nicht wenigstens durch wertbeständige Inlandstitres befriedigt werden könne. Es setzten also — wenn auch erst nach kräftigstem, publizistischem Druck, — Bemühungen ein, eine innerdeutsche Goldmarkanleihe zustandezubringen. Welche Gestalt ihr im Detail gegeben werden sollte, ist nicht genügend bekannt geworden, die Aktion scheiterte schon in ziemlich frühem Stadium an dem vaterländischen Widerstand der heutigen Regierungsberater. Aber es ist anzunehmen, daß man im großen Ganzen den Vorschlägen der publizistischen Befürworter gefolgt sein würde, aus deren Programm folgende Punkte wiedergegeben seien: 1. Die Goldanleihe soll in jeder Hinsicht eine Ablenkung vom Devisenkomplex sein. 2. Sie ist daher als Festmarkanlage für Papiermarkbesitzer zu konstruieren, die andernfalls mit ihren Papiermark auf den Devisenmarkt gehen würden. 3. Angesichts des Vorteils, der damit geboten wird, ist nur eine sehr geringe Verzinsung, höchstens 2 bis 2½ %, notwendig. 4. Als Deckung kommen natürlich ebenfalls nicht Devisen in Betracht, die nur in einer anderen Kasse marktbelastend gefesselt würden; es kommen überhaupt keine Werte in Betracht, die schon bisher als Aktivum der Wirtschaft vorhanden waren und den Markwert, soweit davon geredet werden kann, stützten; als Deckung können nur neuartige, bisher noch nicht gleichsam hypothekarisierte Werte in Betracht kommen, z. B. der Vollertrag einer unter ge-

nügenden sozialen Kautelen durchgeführten Mehrarbeitsstunde, oder eine Garantie der sogenannten produktiven Stände, oder der Ertrag einer auf Goldskala aufgebauten Steuer. 5. Die Anleihe muß genügend langfristig sein, ihre Rückzahlung darf nicht in eine Zeit fallen, in der diese Anspannung noch nicht schadlos ertragen werden kann.

Mit all diesen Ideen nun hat das neue Hindenburg-Programm so entschlossen aufgeräumt, daß jeder Zusammenhang mit dem Goldanleiheprojekt der Ära Wirth trotz irreführender Identität des Namens tatsächlich verneint werden kann. Diesmal handelt es sich um keine Ablenkung solcher Leute, die Devisen erst erwerben wollen, sondern solcher, die sie bereits besitzen. Man eröffnet also kein läppisches Asyl für markfluchtbegieriges Kapital, sondern nimmt einen für den Markt höchst bedeutungsvollen Platzwechsel bereits durchrutschter Markflüchtlinge vor. Während der Reiz, Papiermark in Festmarktitres umzuwandeln, so groß war, daß Verzinsung sich kaum hätte rechtfertigen lassen, ist der Reiz, Forderungen an die Bank von England oder die Federal Reserve Banken in Forderungen an die Deutsche Reichsbank umzuwandeln, so gering, daß man in die glückliche Lage kommt, eine nicht unbeträchtliche Zinsquote anbieten zu können. Während eine Anleihe mit langer Lauffrist erst in Zeiten hätte abgewickelt werden dürfen, in denen Deutschlands Finanzkraft möglicherweise gleich Null sein wird, können die Schatzscheine mit ihrer relativ kurzen Lauffrist bereits in einem Augenblick zurückgenommen werden, in dem Deutschlands Zahlungsvermögen noch groß ist. Und während das alte Projekt vielleicht zwar ein Mittel zu innenwirtschaftlicher Stabilisierung gewesen wäre (insofern es nämlich kalkulationsuntaugliche Papiermark in ausreichend gedeckte Festmarktitres verwandelt hätte), während es aber keinerlei Fonds für einen raschen und blendenden, wenn auch möglicherweise undauerhaften Interventionserfolg geschaffen hätte, wird das Cuno'sche Schema zwar vielleicht keinen Einfluß auf die innenwirtschaftlichen Verhältnisse ausüben (denn die Erstzeichner, die Devisenzahler, werden möglicherweise durchaus nicht geneigt sein, allzuviele ihrer Titres an die Papiermarkzahler weiterzugeben), aber es wird 200 Millionen Goldmark für den Stützungsfond einbringen, dessen Leistungskraft dadurch auf einige weitere, wichtige Wochen erstreckt ist. In diesen Wochen wird sich ohnehin ein sehr beträchtlicher Mehrbedarf von Devisen ergeben. An anderer Stelle dieses Blattes ist berechnet, daß der Ersatzimport allein für die Ruhrkohle und den Ruhrkoks binnen zwei Monaten ebensoviele Goldmark erfordern muß, wie die Goldmarkanleihe jetzt einbringen wird. Umso aussichtsreicher offenbar, sie gerade jetzt und in dieser Form aufzulegen, — ohne Rücksicht auf die Lage nach erfolgtem Verbrauch (denn Goldmarkanleihen, innere Goldmarkanleihen, lassen sich bei gutem Willen ja sehr häufig wiederholen).

Jedermann muß einsehen, daß diese Art Finanzpolitik den besten Methoden entspricht, die für besonders chaotische Übergangszustände bisher erdacht worden sind. Dem großen Publikum kann diese Methodik gleichgültig sein. Sein Vertrauen in das garantierende Institut ist nicht abhängig von dem Verwendungszweck einer Einzeltransaktion. Ob ich die Verwendung einer Anleihe und ihren Aufbau volkswirtschaftlich für richtig halte oder nicht, interessiert mich privatwirtschaftlich nur mäßig; es würde mich nur dann interessieren, wenn ich die Bonität des Garanten in überwiegendem Maße gerade von dieser einen Verpflichtung beeinflußt glauben müßte. Wenn wirklich, was noch nicht sicher ist, größere Posten der neuen Schatzscheine aus den Händen der Erstzeichner an den Markt gelangen, so müßte selbst derjenige sich privatim dafür interessieren, der gesamtwirtschaftlich Zweifel hegt; schon die Beleihungszusicherungen wären ausreichend als Risiko-Äquivalent. Diese Beleihungsmodalitäten ermöglichen ja die interessantesten Operationen. Zum Beispiel: in einer Zeit, in der man von Kreditbeschränkungen, namentlich gegen Devisendeckung, außerordentlich viel hält, kann man sich durch Einschiebung eben des Zwischenglieds „Anleihe" den jetzt versagten Kredit dennoch wieder beschaffen, und zwar ohne jede Schwierigkeit. Gegen 1000 Dollar gab mir niemand mehr Kredit. Jetzt kaufe ich für 1000 Dollar Goldanleihe und bekomme erstens, was ich bisher nicht hatte, 60 Dollar jährlicher Zinsen. Zweitens lombardiere ich die Summe bei der Darlehnskasse und bekomme zu sehr billigem Zinssatz den Markgegenwert von 800 Dollar. Dafür kann ich mir drittens wieder 800 Dollar kaufen. Dadurch habe ich fünftens die Wahl, ob ich letzten Endes lieber die Goldmarkanleihe plus Zinsen oder die neuen Devisen plus 20 % Lombardrest behalte, — habe also meine Dispositionsfonds verdoppelt, während der Markt, der mir diese Verdoppelung zur Verfügung stellt, bekanntlich entlastet worden ist. Man sieht, wie glänzend die Bedingungen sind. Aber wenn ich einer kreditfähigen, gewissenhaften Firma zu glänzenden Bedingungen sogar dann Geld leihe, wenn ich glaube, daß sie fehlerhaft damit operieren will, so tue ich es noch lieber, wenn ich ihren Plan bewundere.

Und in dieser Hinsicht darf kein Zweifel herrschen. Das Cuno'sche Programm, das den massierten Einsatz aller aufbringbaren Mittel an einem einzigen Punkte vorsieht, das ohne beirrende Gedanken ans Morgen alle Kraft dem Heute dienstbar macht, zeigt sich auch in diesem wie in jedem anderen Teil als bedeutender Nachfahre jener energischen Politik, die gegen die traditionszerstörende nachträgliche Kritik eines Helfferich für immer durch die Tatsache gefeit ist, daß ein traditionsbildender Helfferich sie unentwegt mitmachte.

Zeichnung von H. Major



Dr. RUDOLF HILFERDING, Brückensucher in Paris

2.

WALTER VON MOLO *Die Katastrophe des Schriftstellers*

Diese Zeilen schreibe ich nicht, weil ich die Hoffnung habe, daß dadurch die Lage des deutschen Schriftstellers verbessert würde, ich schreibe sie als eine Anklage, damit spätere Geschlechter unsere Zeit verachten. Es gehört zum guten Ton, wie die seidenen Strümpfe der Damen, wie das Börsenspiel, wie die gegenseitige Zerfleischung und die Rechthaberei aller Dummköpfe, daß man den Schriftsteller bedauert, daß man ihm sentimentale Feuilletons widmet, daß man ihn betrügt, von der Luft leben läßt und mit verbrecherisch erwürgenden Steuern belegt, dieweil der aufreibende Tanz um das papierne Kalb schmachvoll von der Gesamtheit, sektsaufend, hurend und verschwenderisch, mit nationalem und internationalem Fleiß weitergetanzt wird. Niemals war die Einigkeit unter den Schriftstellern zu erreichen, jetzt ist sie erreicht: es geht allen ohne Ausnahme hundeelend. Die Redakteure haben zum großen Teil sich von ihrer schlechten Bezahlung befreit, sie liegen zu tausenden stellungslos auf der Straße, den anderen kann dieses erhebende Schicksal in jeder Stunde auch blühen. Essayisten! Erstens ist kein Platz für diese in den Zeitungen mehr vorhanden, zweitens: wer gibt heute noch etwas auf ihre Künste? sie finden fast nur noch Beschäftigung, fällen Hunger, Ekel und Sorgen einen Künstler und Wissenschaftler, der sein Ende verdiente, weil er so irrsinnig war, daß er meinte, sein Leben und dessen Kraft der Gestaltung von Werten widmen zu dürfen; in solchen, gottlob nicht seltenen Fällen, werden Nachrufe gebracht, die schlechter honoriert werden als das Schneeschaufeln, das Streichhölzerverkaufen auf Rummelplätzen, als die Arbeit sechzehnjähriger Lehrjungen. Die Kritiker haben fast keine Geltung mehr, es ist kein Publikum da, das noch etwas auf deren brotlose Herstellung gibt, wenn dafür überhaupt noch Platz in den Zeitungen vorhanden ist, die ihre Aufgabe immer mehr in der Vermittlung von den Verkäufen nicht mehr zu haltenden Familiengutes, in den Anzeigen von Nachtlokalen und in den Konstatierungen, daß die Kultur am Ende sei, sehen; wozu Kritik, wenn tüchtige Unternehmer, die ebensogut mit Alt-Eisen, Alt-Papier und Mädchen handeln könnten, als sie mit der Kunst Geschäfte machen — sie machen damit Geschäfte, weil alle anderen Handelsobjekte immerhin Bezahlung verlangten, Kunst kriegt man aber umsonst — wenn die Kunsthändler mit marktschreierischen Annoncen, Plakaten und anderen Selbstanpreisungen jede Kritik illusorisch bei einem Publikum zu machen vermögen, das völlig kritiklos ist, außer darinnen, daß die Kunst für sie auf dem Niveau von Animierdamen steht. Die Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, soweit sie nicht so miserabel oder parteigeschützt sind, daß man sie spielt, dichten für die Schreibtischladen, soweit sie noch im Besitze von derlei beglückenden Vorrichtungen sind, — gerät zufällig ein ernster Bühnenautor noch auf die Bühne, das geschieht hie und da, um an ihm zu zeigen, daß Wertvolles für den „Ernst der Zeit“ in keiner Weise geeignet ist, so erhält er nach einem Vierteljahr, auf Gutglauben, seine Tantiemen als völlig entwertets Geld in die Hand; schaffen die Bühnenautoren Neues, sind sie so glücklich, einen Bühnenvertrieb zu haben, so kostet der Druck der Versandexemplare ca. 300 000 Mark, heute, morgen das Doppelte und so weiter, das sollen die Autoren bezahlen, die ein Jahr oder länger ohne Entgelt an ihrem

Manuskript arbeiteten, dessen Maschinenabschrift in einem Exemplar sie Tausende kostet, dessen Sendung an den Verleger, ist der nicht in der gleichen Stadt wie der Autor, halbwegs entsprechend als Wertpaket aufgegeben, einige Zehntausende von Mark kostet. Hier greift der Staat helfend ein, mit dauernden Portoerhöhungen! Hilfreich greift weiter auch sofort das Finanzministerium ein, getreu dem Versprechen der Weimarer Verfassung, den Geist zu schützen. Der Staat bestimmt den „gemeinen Wert" des Manuskriptes, erklärt das Manuskript als „Kapital" und verlangt dafür Vermögensabgaben, trotzdem nur gemeine Dummheit sich diesen „gemeinen Wert" eines Manuskriptes abzuschätzen vermißt, das wenig oder gar keine Aussicht hat, heutzutage gedruckt zu werden, oder gar ein Einkommen zu tragen, das halbwegs die Beerdigungkosten für den Autor deckte, wenn dieser das Glück haben sollte, schnell zu verrecken. Vom Lyriker oder wissenschaftlichen Arbeiter soll hier nicht gesprochen werden, das waren immer schon Narren, es wäre hier nur zu erwägen, ob man sie nicht für ihre unproduktive Tätigkeit in Anklage versetzen sollte oder den Franzosen ausliefern sollte, damit diese endlich jemand haben, der ihnen im Ruhrgebiet die Kohle fördert. Der Erzähler wird natürlich auch vom Staate „kapitalisiert", das ist logisch. Man hat ihm für seine Erben seinerzeit ein Einkommen aus seinen Werken dreißig Jahre nach seinem Tode zugebilligt, damit er nicht nur bei seinen Lebzeiten ausgenutzt werden kann, weil man wußte, daß er zu seinen Lebzeiten nichts für die Seinen zurücklegen könne, das geschah in der Form, daß man sagte: „Das Urheberrecht ist ein Kapitalwert"; ein Kapitalwert, sagen nun die Finanzbehörden, ist abgabepflichtig! Hat der Erzähler etwas über den Tag hinaus dauerndes für die Gesamtheit geschaffen, das heißt, erlebt sein Werk dauernd Neuauflagen, so daß dessen Urheber, hungernd aber doch vegetierend, in einer Art Ruhe neues Wertvolles leisten könnte, so erklärt das Finanzministerium, das die Schieber und Betrüger nicht erwischt, das sind „Renten von einem Kapital", das zu bestimmen wir fähig sind! „Nach den Erfahrungen der Zukunft." Du zahlst ohnehin schon, ungerechterweise, außer der Einkommensteuer, die Umsatzsteuer, zahle also auch noch Kapitalssteuer und Vermögensabgaben für dein Urheberrecht, das du zwar ohne Entgelt dem Verleger dahingabst, der nur Prozente vom Buch verspätet bezahlt, raffiniert verspätet, damit die knappen Honorare recht entwertet in die Hände dessen gelangen, der durch sein Schaffen unser Volk zum „Volk der Dichter und Denker" gemacht hat — wir brauchen Geld! Das ist die Hilfe des Staates! Und der Staat hat Recht, der Verleger, der die Urheberrechte umsonst „erwarb", schreibt sie bis auf eine Mark ab, wer soll also dafür bezahlen, wenn nicht der Autor, diese gemeingefährliche Pflanze, die so oft die unangenehme Eigenschaft hat, die Farben des heutigen Gaukelspiels so zeigen zu wollen, wie sie ein Verantwortlicher leider sehen muß. Früher gab es Verleger, die geschäftlich dachten, daß heißt, an die Zukunft dachten, diese gingen jahrelang mit einem jungen Autor, der etwas für die Zukunft versprach, mit, heute gibt es so etwas nicht mehr, jeder denkt nur an das Heute — der Mann „mit Auflagen" kann auch kaum noch leben, ihn zerdrückt der Papierfabrikantenwucher, das Winseln oder das Drohen seiner vor allem an sich denkenden Verleger, die keinen Wert mehr auf wertvolle Autoren legen, da das Publikum dafür heute fehlt, die nur sofort einnehmen und einnehmen wollen und vielleicht auch müssen, er hört das sinnlose Klagen der angeblich Kaufwilligen, denen das Buch zu teuer wurde, weil es jetzt, da alles das Fünftausendfache des Friedenspreises kostet, unerhörter-

weise das Vierzehnhundertfache kostet: der Werdende, unsere Zukunft, er kann garnicht „werden"! Von ihm brauche ich daher nicht zu reden, er ist im schnellsten Aussterben! Fasse ich kurz zusammen, so ist, ohne Übertreibung, die seelische Lage des Schriftstellers in Deutschland heute die: ich muß Mist über Mist produzieren, damit ich halbwegs für meine Mistproduktion aufrecht bleibe oder — ich hoffe, es ist bald zu Ende. Wozu leben und schaffen, wenn alles an mir vorüberläuft, oder gegen mich läuft? Ich bin eben ein Luxus und der „Ernst der Zeit" verbietet jeden Luxus. Eine Seele haben zu wollen, seelisches Gut aus sich herausstellen zu wollen, sich entwickeln zu wollen, ist Luxus; seien wir froh, daß man bisher noch nicht darauf kam, dafür von uns Luxussteuern einzutreiben — wir sind rettungslos verloren, ein paar Dollars retteten uns zwar, aber die liegen woanders, zu edleren Zwecken. Gehen wir zugrunde, noch ein Werk des Hasses, uns bleibt ja die Sicherheit, daß stets der verruchte Geist wieder auferstand, daß ihm noch stets, über den vermoderten Gebeinen, die ihn nicht trugen, die Rache aufblühte, die vernichtet, die den Geist vernichten wollte — ob das im Interesse Deutschlands, im Interesse der Welt, die ja „für die Kultur und Zivilisation" diese Zustände schuf und mitansieht, gelegen ist, das mögen sich die fragen, die schurkisch der Ermordung des Geistes in deutscher Färbung zusehen, die solches geschehen lassen, aus Dummheit, Verantwortungslosigkeit, Kurzsichtigkeit und aus der Kälte ihrer Herzen heraus, die es nicht lohnen, für sie zu leiden, wie sonst keine Berufsgruppe Berufener jemals litt. Unsere Seelen sind voll Verachtung und voll Ekel.

N. W. GOGOL

BRIEF AN DIE MUTTER

Der junge Gogol wehrt sich dagegen, von seiner Mutter öffentlich gelobt zu werden. Der Brief, eine kleine Idylle — Umgang mit Eltern fordert Takt! — ist der im „Tage-Buch" schon gerühmten, ungemein wertvollen Sammlung „Russische Meisterbriefe" (Musarion Verlag, München) entnommen.

Petersburg, den 12. April 1835

Ich verstehe Sie sehr wohl. Ich weiß, Ihr ganzes Leben war von Sorgen erfüllt, und Sie waren ewig gezwungen, mit schwierigen Verhältnissen den Kampf zu führen. Deshalb versteht es sich ganz von selber, daß Ihre Seele Beruhigung sucht in der Phantasie, und daß Sie sich ihr hinzugeben lieben wie Ihrem zuverlässigen Freund, und darum ist es auch nicht gerade erstaunlich, daß Ihre Träumerei Sie bisweilen mit sich fortreißt. Sie brauchen einen Ratgeber, der einen praktischen Blick für das Leben hat. Dieser Ratgeber werde ich Ihnen sein. Erblicken Sie in mir einen Freund, mit dem Sie Ihre Gedanken teilen können, und Sie brauchen sich nicht zu ereifern, wenn dieser Freund Ihnen Ratschläge erteilen wird. Werden Sie aber seine Ratschläge für strenge Vorhaltungen und Schulmeiste-

reien ansehen, so wird Ihr Freund verstummen, und Sie werden gar nichts mehr von ihm vernehmen. Über wirtschaftliche Angelegenheiten, über die Mittel zum Zurückzahlen der Schulden und alles übrige, werden wir uns aussprechen, wenn wir uns wiedersehen. Ich bin ganz im Ernst entschlossen, mich der Wirtschaft anzunehmen, und es lastet schwer auf meinem Gewissen, daß ich das nicht schon längst getan habe, und Ihnen die ganze Last schwerster Sorgen aufbürdete, die Ihr für uns so kostbares Leben umdüstern.

Nunmehr wollen wir auf einige nicht ganz so wichtige Punkte Ihres Schreibens übergehen. Sie geben sich allzu sehr Ihren Träumen hin. Wenn Sie von meinen Werken sprechen, nennen Sie mich ein Genie. Wie dem auch sein mag, das ist doch sehr seltsam! Mich, einen guten, einfachen und vielleicht nicht ganz dummen Menschen, der nur über gesunden Menschenverstand verfügt, ein Genie zu nennen! Nein, Mütterchen, ich besitze zu wenig solcher Eigenschaften, die das Genie ausmachen! Sonst würde es bei uns so viele Genies geben, daß man ihnen gar nicht mehr aus dem Wege gehen könnte. Darum bitte ich Sie, Mütterchen, nennen Sie mich niemals so, und vor allem nicht im Gespräch mit irgend jemand anderem. Fällen Sie dann keinerlei Urteile über meine Werke, und verbreiten Sie sich auch nicht über meine Eigenschaften. Sagen Sie nur ganz einfach: „Er ist ein guter Sohn," fügen Sie weiter nichts hinzu, und wiederholen Sie das auch nicht mehrere Male. Das wird für mich das schönste Lob sein.

Ich kenne sehr viele gescheite Leute, die der Literatur überhaupt keine Beachtung schenken, und nichtsdestoweniger achte ich sie. Die Literatur ist durchaus kein Ergebnis des Verstandes, sie entspringt vielmehr dem Gefühl — ganz ebenso wie die Musik und die Malerei. Ich besitze z. B. kein musikalisches Gehör, ich spreche deshalb nicht von der Musik, und niemand verachtet mich deswegen. Ich verstehe kein Jota von der Mathematik, und trotzdem lacht niemand über mich. Würde ich aber über die Mathematik zu sprechen anfangen, obgleich ich keine Ahnung von ihr habe, so würde mir jedermann ins Gesicht lachen.

Wenn Sie wüßten, wie unangenehm, wie peinlich es anzuhören ist, wenn Eltern unaufhörlich von ihren Kindern sprechen und sie loben! Ich sage Ihnen ganz offen, ich habe solche Eltern niemals achten können: ich hielt sie immer für jämmerliche Prahlhänse, und soweit ich andere hierüber sprechen hörte, waren auch ihnen solche Lobeserhebungen widerlich. Noch eine Bitte: Mein gutes und gescheites Mütterchen, fällen Sie doch niemals ein literarisches Urteil! Sie befinden sich hier in großem Irrtum. Sie sind der Meinung, ein gescheiter Mensch müsse unbedingt über die Literatur Urteile fällen und sie verstehen — das ist aber niemals der Fall gewesen!

Wissen Sie denn auch, wie sehr ein harmloser Mensch dabei hineinfallen kann? Sehen Sie, Sie z. B. haben mir die Werke eines solchen Verfassers zugeschrieben, vor dem ein Mann mit wirklichem Geschmack nur Ekel empfindet, eines Verfassers, der entschieden gar nichts mit mir gemein hat, über den man sich nur in Bauernhütten ergötzt, und der dabei sogar durchaus nicht gebildeten Lesern Verachtung einflößt — Sie aber haben mir seine Werke zugeschrieben, und als ich Sie in meinem Briefe eines Besseren belehrte und Sie beschwor, davon abzulassen — haben Sie hartnäckig auf dem Ihrigen bestanden. Als ich diesen Abschnitt aus Ihrem Briefe einem Manne von Geschmack vorlas (ich sagte natürlich kein Wort davon, daß dies Ihr Brief sei), lachte er laut. Mir selber kam das lächerlich vor, als ich es las, und dabei verdroß es mich auch, da ich ersehen mußte, wie eine gescheite, vortreffliche Frau, die von wirklichem Edelmut der Seele erfüllt ist, sich so kompromittieren und erniedrigen kann und gar nicht einzusehen vermag, wieviel Feinheit und besonderes Erfühlen in der Literatur vonnöten ist, und daß es deshalb nur sehr wenigen Literaten gegeben ist, hier richtig zu urteilen. Sie verleitete hierzu der Umstand, daß Ihnen sonst richtiges Gefühl und Geschmack gegeben ward, und daß Ihnen einige Stellen verständlich und schön vorkamen, und daraus haben Sie dann geschlossen, Sie seien imstande, ein Dichterwerk bis ins Einzelne zu erfassen und streng zu beurteilen. Aber wissen Sie denn, daß gerade die Stellen, die Ihnen entgingen, vielleicht die tatsächlich bemerkenswertesten sind, und daß Sie vielleicht nur ein Hundertstel von dem sehen, was ein anderer sieht oder wenigstens sehen müßte . . . Sehr schwierig ist diese Kunst! Wissen Sie denn, daß sogar in Petersburg, im ganzen Petersburg es vielleicht nur fünf Menschen gibt, die wirklich die Kunst bis in ihre Tiefen erfassen: und dabei gibt es dort eine Menge wahrhaft vortrefflicher, edler und gebildeter Leute. Ich selber, der ich doch diesem Handwerk ergeben bin und mich ganz darein vertiefte, ich selber erkühne mich niemals zu behaupten, ich sei imstande, dieses oder jenes Werk bis aufs Letzte zu verstehen und zu beurteilen. Nein, vielleicht verstehe ich nicht einmal den zehnten Teil. Sprechen Sie also nicht hierüber. Wenn man Sie fragt — so antworten Sie, aber antworten Sie einsilbig und suchen Sie dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Bedenken Sie, daß Ihr Freund Ihnen dies sagt, der wünscht, die ganze Welt möchte Sie so ehren, wie Sie das bei Ihren herrlichen Eigenschaften verdienen.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

(Goethe. Aus dem Nachlaß.)

Auf diese Erzählung einer hier zum ersten Mal gedruckten Dichterin sei ausdrücklich hingewiesen. Hier ist im Erzählen ein Versuch gewagt, der an naive Kinderzeichnungen, aber auch an die gestörte Naivität von George Groß erinnert.

Es fing damit an, daß er eine kleine Tonpfeife aus der Tasche zog und sie anrauchte. Die Kinder standen um ihn herum und waren neidisch. Er hieß Willy Sandner. Ich habe noch neunundzwanzig, sagte er und sah zu Olga hinüber. Olga schaute in die schwarze Öffnung der Garnisonkirche. Weißt du mir einen andern, sagte er, der so schnell dreißig weiße Pfeifen hat? Wie unheimlich leer die Kirche immer war, ganz protestantisch. Olga zog die Schultern zusammen. Protestanten kommen nicht in den Himmel, sagte sie laut und musterte Erna. Erna wurde dunkelrot. Ich kann auch wegschenken, wenn ich will. Olga bat nicht. Die Kinder lauerten regungslos nach einer Pfeife. Überhaupt tue ich, was mir gefällt, er lüftete die Lippen ein wenig. Ich dachte, Olga sei dumm. Sie hätte sie mir schenken können. So—o, Erna, du willst eine haben? Ich sage nicht, daß du lügst; will vielleicht noch jemand eine? Er griff in die Tasche, stellte den Kiefer vor, indem er sich bückte. Träumerisch klopfte er die weißen Pfeiflein an seinem Absatz entzwei. Die Kinder waren gelähmt. Ich höre noch wie heute den Wind in den Kastanien klatschen. Von der Schranne her wehte das Dunkel wie feiner Staub.

Olga zuckte die Achseln. So— sagte Olga. Willy Sander stand da, als ob er sehr schlecht sei. Erna schimpfte, die Rothaarigen kennt man. Ich dachte, daß es jetzt Zeit sei. Olga sah auch nach der Kirche. Sie hatte ein Gesicht auf wie eine Sünde. Sie sagte schaudernd, daß er wieder da sei. Alles schrie, der Teufel! und lief davon, was es nur konnte. Olga ging in die Kirche zum Teufel. Aber Sandner ging hinter ihr her. Da sah ich, daß es verpatzt war. Es war nämlich ein Franziskaner, der ganz hoch an der Wand herumstieg und die oberen Fenster zumachte. Es war kein Kunststück, da war ein Gesimse. Olga hatte es aufgebracht. Olga kam zur Schranne herüber und sagte, es sei heute nicht der Teufel. Sie stellte sich an die Wand und ärgerte sich. Ein paar Mädchen standen herum; alle hatten kleine Gesichter. Sie drückte die Ellbogen eng nach innen und ließ ihre Hände hängen. Den Kopf steckte sie in die Luft. Ich sah, daß sie wieder den Krampf hatte. Ihre Reife war verfrüht eingetreten. Sie war erst acht Jahre. Sie war dumm gefallen. Erna wollte wissen, wie es war. Olga sagte nichts, es war gescheit. Ihre Augen waren wie eine dunkle Wunde. Ich war traurig, ich hatte sie fallen sehen mit gespreizten Beinen. Dann sagte Olga, man merkt gar nicht, daß es weh tut. Es ist unheimlich, das ist alles. Dann wird man ohnmächtig. Erna meinte, es müsse schaden. Erna war immer ein Schaf. Ob wirklich Blut kam? Sandner und Hugo gingen vorbei. Rasieren — rief Hugo. Er sprach von den brandroten Haaren an Sandners Händen. Nero tat es, sagte Sandner, ich lasse sie ruhig stehen. Sandner sah durchaus nicht her. Olga stand an der Mauer, steif wie ein Stecken, die Arme eingedreht. Es kam Blut, flüsterte sie. Die Gasse zischte. Und Olga war interessant. Sandner sah aus, als tue ihm etwas weh. Als Olga schon heim war, sah ich Sandner am unteren Ende der Schranne. Seine Augen, deren Äpfel mit dumpfem Gelb gefüllt waren, glühten und mit bleichem Lächeln hob er plötzlich seine Hände in die Höhe seines Mundes, starrte sie an und biß hastig ein rotes Härchen ums andere aus den Gelenken, wobei er leise keuchte.

Pelja sagte später Katastrophe, aber es war alles ganz einfach. Olga war neu. Sandner wollte sie kriegen. Sandner war einzig. Olga erzählte

mir alles haarklein im Bett. Ich wußte, das nahm ein schiefes Ende. Man durfte sich nicht darein mischen. Ich war traurig und stumm. Es ging ganz von selbst.

Ich ging in den Bäckerhof. Die mit den gelben Haaren von der Schutterstraße lief einer Taube nach mit einem so zornigen Gesicht, wie man nicht zornig sein kann über eine Taube. Ich war erstaunt. Ganz hinten saß Olga auf je einem Knie von Sandner und Hugo. Sie hatte die neue geschlossene Hose an mit den Spitzen. Die Spitzen hingen ein bißchen vor wie auf der Photographie von Tante Luise, die ich nicht leiden kann, weil man nicht das Gesicht anschaut, bloß die Hose. Damals war es Mode. Zieh' den Rock glatt, sagte ich zu Olga, man sieht etwas. Olga sagte, es sei unmöglich. Ich wollte nicht sagen Hose. Hugo lachte, Sandner war wütend. Ich zog das Waschhausbrett ein wenig vor aus dem Schuppen, wo es immer steht, damit Mama nicht vom Fenster herübersähe. Ich dachte, ihr könne nicht recht sein, wenn Olga auf dem Schoß von andrer Leute Kindern sitze. Olga merkt diese Dinge nie. Die Große mit den gelben Haaren lief her und sagte, wir dürften es nicht tun, es sei unkeusch. Ich fand es stupid. Sandner wollte das Brett vorne haben. Sie schrie, ob er den Ring wieder wolle, ihr sei es gleich. Sandner sagte ja und sie warf den Ring in den Waschhauskanal. Er war nicht echt, sagte Sandner. Sie sah wie tot aus. Sandner schaute ihr fest auf den Bauch und bestellte einen Gruß an den Eisenmannmax. Es ist interessant, sagte Olga. Die mit den gelben Haaren drehte sich um und ging steif davon. Sandner wollte das Taschentuch von Olga. Mir war es nicht recht, weil Mama mich immer schimpft für die vielen Taschentücher, die nicht mehr da sind. Sandner machte sich groß und er tat mir leid, denn für Olga war Sandner ja doch Nebensache.

Als Sandner Olga entgegenkam, ging er genau auf den Randstein und sah sie nicht an. Es muß ein Geheimnis bleiben, sagte er mürrisch und schob es ihr in die Hand. Ihr Taschentuch. Innen lag klein zusammengefaltet ein Brief. Wir lasen den Brief. Olga war außer sich. Er war so:

Hüte dich und traue niemand. Trau auch der Großen nicht, die den Ring in den Kanal warf. Sie ist eine Schlange. Aber ich werde dich beschützen. Sprich nie ein Wort mit einem Mann. Oder ich ziehe meine Hand zurück. Meine Helfershelfer sind zahlreich. Wenn du mich hintergehst, zünde ich dir den Rock an. Zittere vor meiner Rache und komm bald wieder in den Hof zu deinem getreuen Willy Sandner. Ich dachte, daß es jetzt aus sei. Aber es gefiel mir. Olga gab Sandner eine Ohrfeige. Es war, als habe sie den Mond geschlagen. Der Brief ist sehr schön geschrieben für einen Knaben, sagte Sandner. Da wußte ich, er hat recht. Ich sah ihm nach, wie er den Randstein langsam zurückging. Selbst sein Rücken sah aus, als denke er Unerhörtes.

Am Abend war Olga nicht da. Mama wollte, ich soll sie holen. Olga hing an den Klinken des Schultors und starrte verzückt an unserm Haus vorbei in die Laterne. Sie sah aus wie gekreuzigt. Was sie sich dabei denkt, fragte ich mich. Erst konnte ich gar nichts sagen. Es lief mir kalt durch alle Zähne. Es war einfach schön. Ihr Kopf drehte sich hin und her, wie durch eine innere Kraft. Ihr kleiner Bauch war ganz steif. Ich ermorde ihn, flüsterte sie in meinen Biß, der ihre Schulter küßte. Aber Mama war ganz böse und rief uns. Mama, sagte sie, sei still, es war ja der heilige Geist da. Da mußte Mama sich setzen und weinte. Wie damals, als Olga sie fragte, bitte, willst du erlauben, Mama, daß ich dich in den Arm steche. Wir haben Mama sehr gerne.

In der Nacht langte ein Mann zum Fenster herein und schlug mich auf den Kopf, daß es weh tat. Ich sprang aufs Gesimse und konnte den Mann nicht finden. Eine Sternschnuppe fiel grell hinters Schulhaus; es war

meine größte. Ich bog mich weit vor und bemerkte, daß unten im Wohnzimmer Licht war. Er ist gekommen, sagte Olga von drüben. Sie saß aufrecht in ihrem Bett. Ich wußte jetzt, daß ich wach war. Ob man uns holen würde? Olga sagte bestimmt nein, sie sei schon zu erwachsen. Sie wischte mit beiden Beinen über den Boden, wobei sie herschielte. Ich lag steif wie eine Kerze. Da lief sie ganz schnell her und schluchzte mir haltlos in den Mund, während ich sie in mein Bett hereinzog wie meine große Puppe.

Es war dasselbe wie mit den Lemmings und es war ganz gewiß eine Sünde. Ich schaute immer geradeaus. Olga, geh zum Herrn Pfarrer. Olga sagte, der Herr Pfarrer kann auch nicht machen, daß es nicht Sünde ist. Sie hielt mir den Mund zu. Sprich nichts, zischte sie, ich werde es träumen, es träumen. Wir steckten die Zehen zusammen in stummer Verzweiflung und sie berührten sich noch, als Mama die Decke zurückschob. Ich habe Pelja vor einer halben Stunde geweckt, sagte Mama, ihr müßt hinübergeh'n, damit er nicht vergißt, daß er sich anzieht. — Pelja! rief Olga.

Er saß am Bettrand und hielt den einen Strumpf in der Hand. Die Seife lag in der Schüssel. Wie lange er so gesessen war, wußte man nicht. Sagt doch Ernst und nicht Pelja, bat er nachlässig und drehte die Augen her mit den fließend schwarzen Sternen. Dann stand er auf und küßte Olga die Hand, denn so macht mans drüben. Drüben war Rußland, von dem er beibehielt, was ihm gefiel. Pelja gefiel ihm nicht. Pelja heißen Kinder. Er erzählte. Wir stellten uns hin und paßten auf, daß er sich anzog. Pelja, riefen wir. Er vergaß immer alles. Zum Frühstück kam er oft erst nach Stunden. Einmal sah ich ihm zu. Er stand mit nackten Füßen, die Hände im Wasser wohl eine Stunde und horchte in sich hinein, wobei süße Ruhe in seinen Wangen schwebte. Seine Lippen lagen dumpf aufeinander, als ob sie schliefen. Wenn man ihn anrief, fuhr er in seiner Beschäftigung fort, ohne zu erschrecken. Du bist schön, ich verdenke es ihm nicht, anwortete Pelja. Olga lachte. Olga rieb ihren Rücken an der Wand wie ein Tier. Aber nicht wahr, er muß büßen, fragte sie mit blutigen Lippen. Man kann nicht auf die Gasse gehen und sich unter die Kinder mischen, wenn man in der Welt war. Pelja lachte leise, man muß siegen, indem man sich fernhält. Er drehte die Hüfte ein wenig, die ganz verboten schlank war. Du hast heftige Beine, Olga, und ging bräunlich durch die Tür. Olga erbleichte. Ihre Nase stand regungslos in der Luft wie bei einem Hund. Dann kam ein Kind, das wir nicht kannten, richtete aus, daß Olga auf die Straße solle. Wir gingen hinunter. Ganz vorn bei der Kaserne stand ein Trupp Kinder, auf den gingen wir zu. Sobald Sandner uns sah, stellte er sich ein wenig vor und verschränkte die Arme. Olga verschränkte auch gleich die Arme. Die Kinder hinter ihm starrten uns an. Beide gingen in ganz gleicher Haltung aufeinander zu. Sandner sagte laut etwas von einem Kriegsbeil. Dann verlangte er, sie solle sich rechtfertigen, weil sie einen Bürger geschlagen habe ohne triftige Gründe. Ich sagte, er solle am Pfarrhaus nicht so schrei'n. Olga sagte, wenn er nachts zehn Uhr an die schwarze Brücke komme, werde sie dort sein und ihm etwas geben. Er wurde feuerrot und ich mußte mich wundern. Aber Olga ging dann nicht hin. Und ich hatte Angst und mußte immer zum Fenster hinaushorchen.

Pelja lag den ganzen Abend auf dem Divan, indem er rief, dumpf brüllte das Nebelho—orn—, jedesmal mit anderer Stimme. Er sagte, so muß er wenigstens nicht denken. Er tat es lang. Es war wie ein Lied. Seine Türe war offen. Olga saß auf dem Fensterbrett und spielte mit ihren Zehen. Ich war schon im Nachthemd. Pelja sah zu Olga herüber und sagte nichts mehr. Auf einmal sagte Olga ganz hoch, wie man es gar nicht gewohnt ist: Pelja, ich will dich beißen. Seine Augen gingen weit auf. Ich spürte mein

Nachthemd in kleinen Falten vorn am Bauch. Pelja drehte sich um und zog sich in sich zusammen. Und Olga saß da auf dem Brett. Es war furchtbar peinlich. Aber nachher kam Pelja herüber und tat zum erstenmal, als sei Olga richtig erwachsen. Ich hörte etwas. Der Mann von der Nacht fiel mir ein. Ich mußte durchaus nach dem Fenster. Da sah man Sandner hängen wie eine Fledermaus. Es war das falsche Fenster. Er richtete das Gesicht steif nach mir und es war, als ob er sich ärgere. Sage ihr, flüsterte er, sie ist schuld, daß die mit den gelben Haaren ins Wasser ging. In lautlosem Haß hing er da. Das Sternenlicht zuckte über sein Gesicht. Aber an die schwarze Brücke komme ich jeden Abend. Dann glitt er ins Dunkel. Ich konnte mir nicht denken, wo man sich mit den Zehen eingräbt in unsere Mauer. Olga, sagte ich, ohne dich wäre die mit den gelben Haaren nicht ins Wasser gegangen. Olga glaubte es nicht. Aber am andern Tag erzählte es schon die Köchin. Olga benahm sich wie ein Huhn. Sie ließ sich andichten von Pelja. Es sei ein Seelenrausch, sagte er. Und Olga kam nicht in mein Bett. Die Köchin sagte, dummes Zeug, wie ich von Sandner redete. Sie habe es mit einem Großen gehabt. Und man wisse es ganz genau: Sie hatte ein Kind.

Sandner ließ Olga sagen, sie dürfe ja nicht mit Margret schaukeln. Margret war ihr Schützling. Olga lief gleich hinunter und setzte sich mit Margret auf den kleinen Leiterwagen, mit dem man wippt. Mama mochte es nicht; es gab immer Wagenschmiere in die Kleider. Margret, paß auf, sagte Olga, wenn Sandner kommt, tun wir, als sei er Luft. Margret kam mir anders vor als sonst, ein wenig verstockt. Es war eine Gemeinheit von Sandner. Sag's, hetzte er und Hugo: Sag's nicht! Sie vertraten ihr den Weg, daß sie nicht fortkam. Margret fing an zu brüllen, wenn du mir's nicht sagst, bin ich nicht deine Freundin. Margret wußte nämlich noch nicht, wo die kleinen Kinder herkommen. Margret war mit Olga auf ewig verkracht. Sandner nahm Margret mit in den Schuppen und hob ihr den Rock auf.

Olga fragte Pelja, was man ihm antun könne. Pelja erzählte, wie man drüben einen Bauern gemartert hatte. Aber das war nichts für Deutschland. Pelja erzählte so, als sei er dabei gewesen. Du siehst so indianisch aus, sagte Pelja und blies Oga auf den Hals. Dann überlegten wir, ob man hingehn solle. Ein Wettkampf mit Speeren war angesagt zwischen Sandner und Hugo. Olga wollte ihn strafen und nicht hingehn. Nachher wurde es so nichts. Es hieß, Sandner haben den seinen vergiftet. Da wollte Hugo nicht mehr. Die Kinder machten einen Bogen um Sandner. Dann ging es auf einmal sehr schnell. Erna schrie jubelnd, jetzt haut er ihn tot und alles lief in den Heizraum, wo Margrets Vater ihn mit dem Kopf an das Feuerloch stieß. Der Mann schlug ihn auf die Backen und brüllte, er werde ihn hineinfeuern lebendigen Leibs, wenn er sich noch einmal auf dem Hof blicken lasse. Margret war eben naiv. Sandner stolperte heraus, käsebleich, das Haar versengt. Er schwur, er werde schon der Frau das seidene Kleid aufschlitzen. Olga ging ihm nach in sein Haus und fragte ihn, warum seine Backe so rot sei. Er stürzte sich auf sie mit einer Schere und schnitt sie ins Haar, wobei er schluchzte. Olga drückte ihm die Augen halb ein. Er mußte sich übergeben. Sie legte die Schere wieder auf den Sims, wo sie zuerst war, lief zum Friseur und ließ sich die Haare stutzen. Mama war außer sich, weil Olga nicht fragte, bevor sie sich die Haare abschneiden ließ. Pelja sagte, mein schöner Knabe und Olga war nachdenklich. Die Köchin erzählte Mama, Sandner habe Erna verführt, sei von deren Vater halb verbrannt worden und habe aus Rache deren Mutter Sonntagskleid zerschnitten. Die Polizei sei hinter ihm her, aber man finde ihn nirgends. Wir horchten auf. Mama zankte die Köchin, weil sie das vor den Kindern erzähle. Er hat doch etwas von einem Menschen, sagte Olga. Das mit

der Schere hatte ihr gefallen. Wir machten aus, daß wir an diesem Abend. Pelja, Olga und ich, an die schwarze Brücke gingen. Sie ist ziemlich weit weg von der Stadt. Man mußte zeitig fortgehen. Auf der Straße sagte man uns, daß man Margret suche.

Wir nahmen den Umweg quer über den Damm. Denn durch die Schütten ist es nicht ganz geheuer. Wir hielten uns an der Hand. Es war fast kalt. Il fait la lune rousse, sagte Pelja. Kleine Lachen glänzten auf. Die Weiden staken um uns herum mit blutigen Stümpfen. Mir zog es den Bauch zusammen vor Grauen. Pelja blieb stehen und sagte ergriffen: Die Nacht brüllt mir in den Hinteren. Ich weiß nicht, wie er es meinte. Aber Olga sah zu ihm auf mit glänzenden Augen. Der Mond drehte sich durch die Bäume wie ein Idiot. Da hörten wir Erna weinen. Sie lagen beide quer über den Damm. Er schlug sie, schlug sie. Olga wollte nicht, daß wir ihn störten. Aber er hatte uns gehört, setzte sich steif auf und blickte her wie ein Tier. Olga sagte, sie möchte wissen, ob er die Haare nicht habe liegen lassen. Das könne nämlich nicht gut sein. Sandner flüsterte, er habe sie in seiner Tasche. Er konnte zuerst gar nicht laut. Und wieder empfand ich, als seien wir gegen ihn im Unrecht. Er saß erschöpft auf seinen Knieen; die Hände hatte er flach am Boden liegen. Er war ganz weiß. Mit dem bin ich verlobt, Olga zeigte auf Pelja. Sein Mund fiel entzwei. Er lächelte eigentümlich mit glitzernden Augen. Dann klappte sein Kiefer zu und er konnte sprechen. Es ist gleich, sagte er mürrisch, wenn du nur so tust, wie ich will. Aber Olga sagte, das sei nicht Sitte bei Damen. Wir übersahen zuerst, daß Olga noch immer da lag mit verdrehten Augen, in deren Äpfeln der Himmel schwamm wie in Milch. Sie starb dann an Lungenentzündung. Euer Haus kann man anzünden, drohte Sandner, von hinten her geht es. Man kann über die Altane. Olga sagte, Damen täten es wirklich nicht. Es wird noch einen geben, der sich aufhängt, sagte Sandner, das kommt vor. Wenn man den Stuhl umstößt, ist man hin. Und genau weiß man dann nicht, ob es Spaß war. Olga sagte, damit jage er ihr keine Angst ein. Pelja klopfte auf die Schulter — junger Mann, und gab eine Zigarette. Dann sagte er, bei uns in Rußland und Sandner war still. Ich merkte, daß er sich für Sandner interessiere. Sandner sah ihn sehr gelb an. Pelja rieb Olgas Hüften, als wenn er der Herr sei, sagte Brüderchen, Brüderchen und sprach über die Frau. Sie dürfe von Anfang an nicht gefragt werden. Wer frage, sei schon verloren. Olga machte ein hohes Gesicht. Pelja benahm sich verrückt, Pelja sang, ich wandle durch den Abend wie ein steiler Elefant. Ich hätte es nicht gesagt. Schon weil wir saßen. Sandner sagte Dummheiten und wollte noch eine Zigarette. Er schob sich zu Olga hin, die er fixierte. Du läßt dich auf die Hüften schlagen, du — Dame. Mein Cousin! rief Olga. Ja—a, Cousin. Er machte eine Miene, als sei er ihrer auf einmal müde. Ohne Dummheiten kann man eben nicht leben, und er stand auf. Pelja war beleidigt. Die Haare habe ich ja, sagte Sandner verdrossen. Er kratzte sich mit den Zehen ein bißchen am Bein. Dann lief er sehr schnell weg. Er schaute nicht um. Sein Rücken war mir unheimlich, obwohl er lief. Margret mußten wir halb tragen.

Ich sage, er tat es zum Spaß und dann konnte er sich nicht mehr helfen. Mama war gleich nervös, was denn, was denn? Mama darf man die Dinge nicht sagen, Mama muß man schonen. Man fand ihn auf dem Boden, einen Büschel langer Haare in der Faust. Der Stuhl lag unter seinen Füßen. Pelja sagte, der Stuhl sei umgefallen durch einen dummen Zufall. Olga hatte Angst, man könne merken, daß es ihre Haare seien.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Märzwoche

Das einzige, was Frankreich wirklich fürchtet, ist ein Sturz des Franken", so war vor vierzehn Tagen aus einer englischen Zeitung hier zitiert. Alle anderen Argumente, die einen Zwang für Frankreich nachweisen sollen, seine Ruhrpolitik vor dem bitteren Ende aufzugeben, waren von jenem Blatt als unstichhaltig bezeichnet worden. Man kann nicht sagen, daß in Deutschland nicht ähnliches empfunden werde, wenn es auch, in dieser Deutlichkeit, nicht ausgesprochen wird. Aber man muß leider sagen, daß wieder einmal der oftbegangene Fehler wiederholt wird, sich mit Kunstgriffen Wünsche in Wirklichkeit umzuwandeln. Noch immer wird mancherlei vom sinkenden Frankenkurs geschrieben, teilweise wird er sogar, besonders eindringlich, mit dem steigenden Markkurs konfrontiert. In der breiteren Öffentlichkeit mindestens besteht sicher der Eindruck, daß der Franken in raschem Todesmarsch begriffen sei. Die Tatsachen reden eine andere Sprache. Am 1. Februar zahlte man in Zürich 32 Centimes für den französischen Franken, am Letzten des Monats zahlte man 32,90. Vier Wochen lang ist der Kurs, mit unwesentlichen Schwankungen, also stabil geblieben, er hat sich sogar um eine Kleinigkeit verbessert. Aber sah man nicht andere Ziffern, sah man nicht sogar Bilder und Kurven? Jawohl, man sah sie, aber sie stimmten nicht. Sie ergingen sich in einem Vergleich des Franken mit dem Pfund. Aber das Pfund ist in letzter Zeit selbst nicht stabil gewesen, es ist in seinem Wert um einige Punkte gestiegen. An ihm gemessen, hat sich also sogar der Dollar verschlechtert. Hoffentlich ist es nur Irrtum, hoffentlich ist es nicht Absicht, daß man gerade diesen trügenden Maßstab benutzte.

Nach Abzug des Selbstverbrauchs der Zechen und Kokereien gelangten aus dem Ruhrgebiet im Jahre 1922 rund 53 Millionen Tonnen Kohle und rund 24,5 Millionen Tonnen Koks zum Versand; davon gingen 26,2 Millionen Tonnen Kohle und rund 8,6 Millionen Tonnen Koks nach dem unbesetzten Deutschland. Diese 26,2 Millionen Tonnen Kohle und 8,6 Millionen Tonnen Koks fehlen gegenwärtig, sie können aus keinerlei Mehrproduktion in den verbliebenen Förderungsgebieten in irgendwie nennenswertem Grade ersetzt werden. (Wobei hinzugefügt sei, daß die verbliebenen Gebiete ohnehin nur 15 % der deutschen Steinkohlenförderung liefer- ten.) Es ist also klar, daß nur Importe Ersatz schaffen können. Diese Importe müssen neben denjenigen erfolgen, die auch schon vor der Ruhrbesatzung notwendig waren. Sie beliefen sich im Jahre 1922 auf 8,3 Millionen Tonnen allein aus England, zu einem

Durchschnittspreis von 20 Shilling 4 Pence pro Tonne. Auf den Monat verrechnet, ergibt das eine Quantität von 0,7 Millionen Tonnen, wozu also jetzt — nur Kohle, ohne Koks! — noch ein Dreifaches davon, nämlich 2,2 Millionen Tonnen, hinzukommen müssen. Wie stellen sich die Preise dafür? Für die 0,7 Millionen Tonnen vor der Besetzung waren rund $^3/_4$ Millionen Pfund aufzuwenden. Heute sind die englischen Kohlenpreise rund 70 % höher. Für die heute notwendigen rund 2,9 Millionen Tonnen monatlich à rund 34 Shilling pro Tonne werden also rund 5 Millionen Pfund bezahlt werden müssen. Die geldliche Differenz zwischen dem Einfuhrbedarf vor und nach der Besetzung errechnet sich also auf ungefähr $4^1/_3$ Millionen Pfund pro Monat. Das sind, ungefähr, 75 Millionen Goldmark pro Monat, — als Mehrverbrauch allein für Kohle. Zugerechnet den Koks, gelangt man zweifellos zu einer Summe von 100 Millionen Goldmark. Mit anderen Worten: wenn Deutschland die Kohlen- und Koksmengen im Ausland kaufen will, die sein gegenwärtig unbesetztes Gebiet vor der Besetzung aus dem besetzten Gebiet erhielt (und wie sollte es dieser Notwendigkeit auf die Dauer entgehen?), so wird es für diesen Mehrbedarf den Gesamtbetrag der eben aufgelegten Goldmarkanleihe, — die einer Währungsstabilisierung dienen soll, — binnen zweier Monate verbrauchen!

Das Abkommen über die Konsolidierung der britischen Kriegsschulden an Amerika — „die größte Finanztransaktion der Geschichte", wie die „Times" sie mit großem Recht bezeichnete, — ist nun auch vom Repräsentantenhaus genehmigt worden; und wenn die englischen Parlamente, woran nicht mehr zu zweifeln ist, ebenfalls ihr Plazet erteilt haben werden, wird dies empfindliche Problem, das nächst den Reparationen vor allem auf den internationalen Finanzbeziehungen lastete, aus der öffentlichen Diskussion endgültig verschwunden sein. Nicht alles, was man in England wünschte, wird erfüllt. Man hatte gehofft, diese Schuld, die sich auf insgesamt 19,32 Milliarden Goldmark beläuft, nur mit 2½ %, dem traditionellen englischen Friedenszinsfuß, verzinsen zu müssen, hat sich dann aber doch dazu verstehen müssen, zehn Jahre lang 3 % und von da an sogar 3½ % zu zahlen; dazu kommen noch die Tilgungsraten, die mit rund 100 Millionen Goldmark pro annum anfangen und bis zur Summe von 735 Millionen ansteigen. 62 Jahre also, — erst nach dieser Frist wird die Schuld abgetragen sein! — wird England einen mit 680 Millionen Goldmark pro annum beginnenden und mit 1410 Millionen Goldmark pro annum endigenden Dienst an die Vereinigten Staaten zu bewältigen haben, — eine ungeheure Bürde, deren additionsmäßige Gesamtsumme nicht weniger als 47 Milliarden Goldmark ausmacht. Aber selbst die Steuerlast, die daraus resultieren wird, und selbst die Ab-

zahlungspflicht über zwei Generationen hin, schien dem Siegerstaat England (dessen Forderungen an seine eigenen Schuldner wesentlich zweifelhafter sind) minder wichtig als die Bereinigung der Atmosphäre, die durch die Regelung endlich erreicht werden wird. Sie hätte noch jahrelang verzögert werden können, noch Jahre hindurch hätte England mit allen ihm zu Gebote stehenden Propagandamitteln die anfängliche These verfechten können, daß es ein Unrecht und eine Ausbeutung sei, ihm für die Kosten des gemeinsamen Krieges in gemeinsamer Sache überhaupt Zahlung abzuverlangen. Abzuzwingen wäre ihm die Zahlung jedenfalls niemals gewesen. Aber die englische Regierung und die englische öffentliche Meinung stellten sich auf den Standpunkt, daß moralische Erörterungen in Geldfragen nicht ganz am Platze seien; sie bekannten sich zu der Ansicht, daß Zahlungen niemals eine Frage der nationalen Würde, sondern nur des einzutauschenden Gegenwertes darstellten; und wiewohl sie anfangs über den Preis erschraken, fanden sie schließlich doch, daß sogar 47 Milliarden, auf 62 Jahre verteilt, nicht zu teuer seien, wenn man dafür Ruhe und gestärkten Kredit erkauft. Deutschland soll nicht 47, sondern 132 Milliarden zahlen. Das ist, an seiner geschwächten Zahlungskraft gemessen, bei weitem zuviel; die Ziffer muß notwendig abgeändert werden, und es gibt keinen Sachverständigen, der das nicht schon zugäbe. Aber die Frage ist rein finanziell, rein utilitaristisch, und es ist eine ungeheuer irrige und gefährliche Doktrin, die breitesten Schichten unseres Volkes jetzt Tag für Tag eingehämmert wird: daß in diesem ganzen Komplex Fragen der völkischen Ehre, des Deutschtums, der Selbstachtung irgendwelche Rolle spielten. Weder unsere Ehre, noch unser Volkstum, noch unser Stolz liegen hoffentlich im Portemonnaie. Das Portemonnaie allzuweit öffnen zu müssen, ist in jedem Falle betrüblich, und sicher wird man nie mehr herausschütteln können als drinnen ist. Aber wenn die Summe auf ein erträgliches Maß reduziert sein wird, handelt es sich keinesfalls mehr um Stolz und Würde, sondern um das einfache Problem, was man mit der Zahlung erkauft. Stünden auf der einen Seite Frieden, gesteigerter Kredit, ungestörter Handel, auf der anderen Seite eine irgendwie, — selbst in langwierigster Operation, — faktisch zahlbare Milliardenziffer, so gäbe es kein moralisches und sentimentales Argument, das den Eintausch jener höheren ideelen Werte gegen die niedrigeren finanziellen hindern dürfte.

Nichts ist ruinöser für Deutschland, als die Meinung, die sich überall in der Welt unerschütterlich festgesetzt hat: daß gerade die kapitalkräftigsten Kreise nicht entfernt den Anteil an den Staatslasten zahlen, der ihnen ihrer finanziellen Potenz gemäß zukäme. Dagegen kann nicht auf dem Wege argumentiert werden, der meistens eingeschlagen wird: durch Zitierung der

Tarife und Vergleich mit anderen Staaten. Denn wie hoch die Tarife auch seien (und sie sind hoch!), — jedermann weiß heute, daß der Witz erstens in der Verheimlichung von Einkommensteilen, zweitens und vor allem aber in der verspäteten Zahlung liegt. Unter der Herrschaft der Geldentwertung sind um ein Jahr hinausgeschobene Zahlungen ihrem Realwerte nach oftmals fast Null, während andererseits der 10%ige Lohnabzug der Angestellten jeweils im Gegenwartswert, also vollgültig, erfolgt. Diese Situation hat zu dem unermeßlichen Skandal geführt, daß wir Monate hatten, in denen 90 % aller eingezahlten Steuersummen auf die Lohnabzüge, also auf die Steuerleistungen der Schwachen, und nur 10 % auf die freien Zahlungen, also auf die Steuerleistungen der Starken entfielen. Es ist im Plenum und im Steuerausschuß des Reichstages schon mehrfach über diesen entehrenden Zustand gesprochen worden, und sogar der Reichsfinanzminister Hermes, der nicht gerne etwas zugibt und verspricht, hat Abhilfe versprochen, — wie man denn überhaupt mit Versprechungen in dieser Zeit der Einheitsfront nicht sparsam ist. Nun hat aber, während das Finanzministerium hier sein Versprechen ablegte, dasselbe Reichsfinanzministerium dem Reichsverband der deutschen Industrie gegenüber eine durchaus anders lautende Zusage gemacht. Ein Rundschreiben des Reichsverbandes, datiert aus Krefeld, 5. Februar, Abt. Nr. 25 Sch. R. 1 informiert die Mitglieder, daß künftighin sogar die von den Arbeiter- und Angestelltengehältern einbehaltene Lohnsteuer „auf Grund unserer Bemühungen" nicht mehr sofort, sondern erst nach einem Jahr den Finanzämtern abgeliefert werden muß! Hier stockt der Atem, hier hört vieles auf! Wie — nachdem man den Unternehmersteuern die einjährige Geldentwertungschance gelassen hat, mit dem Erfolg, daß ihre Quote, verglichen mit den Angestelltensteuern, lächerlich geworden ist, — nachdem man das getan und als verbesserungsbedürftig anerkannt hat, will man denselben ganz Großen (denn nur für Unternehmen mit mehr als tausend Arbeitern soll die Vergünstigung gelten) ohne jeden Grund auch noch die Geldentwertungschance der Woche für Woche substanziell an sie abgeführten Lohnabzüge überantworten? Begreiflich, in der Tat, daß das ganz still und geheimnisvoll vor sich ging und daß die Verbandsbenachrichtigung, die im kommunistischen Hauptblatt mit großer Befriedigung wörtlich abgedruckt war, in der sonstigen Presse weder erwähnt noch dementiert wurde. Um welche Summen handelt es sich? Um Indexgewinne von vielleicht hundert Milliarden, — ein glattes Geschenk an die große Industrie, ein Geschenk des Reichs auf Kosten seiner übrigen Zensiten. Wer ist es, der dies Geschenk bewilligte? Wie kam er dazu, wie rechtfertigt er sich? Wie kommt der Reichsverband dazu, dergleichen auch nur zu verlangen und anzunehmen? Man sollte meinen, daß es das Land interessierte. Aber was, nach allem, was es schon erlebte, interessiert dieses ohnmächtige Land überhaupt noch!

GLOSSEN

GEGEN DEN MATERIALISMUS

Wie jedermann weiß, ist unser aller Feind und Verderben der Materialismus.

Nichts tut uns dringender not, als daß wir wieder zum Glauben zurückgeführt werden.

Jedes Mittel muß uns heilig sein, das diesen Zweck erreicht.

Die freie Gewerkschaft der Seelenfriseure arbeitet denn auch mit Überschichten, um die mittleren und unteren Schichten zu gewinnen. Die oberen haben es nicht so nötig; die sind, wenn es sein muß, bei Privatpropheten abonniert. Außerdem ist es eine alte Weisheit, daß die Religion vor allem dem Volke erhalten bleiben muß. Denn wenn es keine Religion mehr hat, ist mit dem Volk nichts anzufangen; es steht allenfalls wie eine Mauer gegen die Franzosen — mehr aber auch nicht.

Was die Klerikalen betrifft, so verfolgen sie seit Jahren mit Besorgnis das Anschwellen der freien Konkurrenz. Manchmal hatte man das Gefühl, es geschehe nicht genug, um den mit allen Mitteln der Neuzeit arbeitenden Propheten den Rang abzulaufen.

Aber die Sorge war übertrieben.

Es wird a l l e s getan, um die mit den Mitteln der Neuzeit arbeitenden Propheten mit den stärkeren Mitteln des Mittelalters matt zu setzen. Vor mir liegt ein hundert Seiten starkes Buch, in dem der katholische Pfarrer P. Sutter, mit bischöflicher Approbation von Kehl (Baden) uns „Satans Macht und Wirken in zwei besessenen Kindern" mit unleugbarem Geschick beschreibt.

Der Fürst der Hölle, der sich nach dieser Darstellung in den Kindern aufhielt, stellte sich — wenn auch nicht gern, so doch schließlich durch Anrufung der Gottesmutter gezwungen — mit dem Namen Ypes vor. Er sagte wörtlich: „Meine Geschäfte gehen flott; ich bin froh; mein Chef wird zufrieden mit mir sein."

Befragt, wer und was ihm so besonders gefalle, erwiderte Ypes, er sei mal eben beim Buchbinder X. vorbeigegangen und da habe er mit Freude bemerkt, daß der ihm jetzt auch gehöre.

Wieso?

Nun, er habe eine Lutherbibel, die ihm der protestantische Pfarrer zum Einbinden brachte, nicht nur nicht abgewiesen, sondern obendrein selbst darin gelesen!

„G'hört scho' mir aa!" habe da Ypes — merkwürdigerweise nicht auf bayrisch — bei sich gedacht.

Ein andermal, als der eine besessene Knabe eine Sammlung von Fürstenbildern betrachtete, knurrte der Höllengesandte jedesmal ärgerlich, wenn ein christkatholischer Herrscher dran kam: aber bei dem Bilde des Fridericus rex ließ er ein fröhliches Grunzen hören und sagte vergnügt: „Der ist mein Mann!"

In dieser Art geht das Buch des Pfarrers Sutter hundert Seiten lang.

„Möge dieses Buch in die katholischen Familien eindringen und in den Herzen der Leser heilsame Früchte hervorbringen."

So der Herausgeber, Pfarrer P. Sutter. Gegeben am 1. November des Jahres 1921.

Die Früchte, die es in den Köpfen der Leser hervorbringen wird, scheinen ihn weniger zu interessieren.

Vielleicht erleben wir in Süddeutschland mit der Zeit doch wieder eine kleine, gemütliche, glaubenstärkende Hexenverbrennung?

Denn einmal muß sich der Sieg des Lichts über die Mächte der Finsternis schließlich doch greifbar manifestieren. *Peter Scher.*

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Die Seele der Verzweifelnden.

Sie kennen mich nicht und werden sich gewiß wundern, von einem Unbekannten einen solchen Brief zu bekommen. Aber, was mich dazu treibt, Ihnen diese Zeilen zu senden, ist mehr als mein materielles Elend: die seelische Qual eines in der Unterwelt Lebenden. Ich muß dies schreiben, ich muß es einmal herausschreien, wie es jemand zu Mute ist, der in dieser Atmosphäre des Vegetierens, scharf auf der Kippe zwischen dem Scheinleben eines arbeitslosen „Gebildeten" und der Verbrecherwelt (oder was man so nennt) steht. — Gewiß, täglich steht es in der Zeitung: „große Not", „das Schicksal der Verhungernden" — — aber gerade weil diese Worte schon so oft gelesen wurden, ist es für jeden, der außerhalb dieses Kreises der Leidenden steht, unmöglich, nur annähernd nachzuempfinden, was wir fühlen. Insbesondere fehlt wohl allen Verantwortlichen in Regierung, Reichstag und Behörden dieses Einfühlungsvermögen.

Unsere Weltanschauung ist die Verneinung. Unbegrenzt ist unser Mißtrauen gegen alles, was Regierung, Behörden, Magistrat heißt, gegen alles, was Partei, Gewerkschaft, Organisation genannt wird. Jede Regierung gilt uns als gleich ausbeuterisch, ob Monarchie, Republik oder Sowjet; daher ist es den meisten auch sehr egal, welche Staatsform wir haben, — „ausgebeutet werden wir ja doch!" Sehr eigenartig ist die Stellung zum Ruhreinfall. Hier würde der „Lokal-Anzeiger" schwere Enttäuschungen erleben. Zwar gibt es auch hier Vereinzelte, die den „Krieg" für die einzige Lösung halten, — aber diese Lösung ist für sie nur eine persönliche, da man hofft, dadurch zu Kleidung, Essen, Geld, Beute zu kommen. — Der Mehrzahl ist es egal — „ob wir Franzosen sind oder nicht", ja, manche hoffen, daß dann die „Dickköpfe" auch mal rankommen und die Nachricht, daß höhere Regierungsbeamte eine Nacht im Loch auf nacktem Fußboden haben schlafen müssen, erweckte zeitweise Befriedigung. „Ruhropferspende": siehe „Ludendorffspende". Ich möchte dazu bemerken, daß es sich hier nicht etwa um sogenanntes Lumpen-

proletariat handelt, sondern um Arbeitslose, Kriegsbeschädigte, Kaufleute, Rentner!! — und daß meines Wissens unter 500 noch kein organisierter Kommunist ist.

In früheren besseren Tagen habe ich nie den Blick eines am Straßenrande stehenden armen Teufels verstanden — und doch instiktiv geschaudert. Heute, wo ich es selbst empfunden habe, verstehe ich es sehr gut: es ist Haß, maßloser Haß, den man, selbst hungernd, frierend, ohne Geld, gegen den Warmgekleidetn, Bessergenährten, Banknotengefüllten empfindet; und dies zu empfinden, hat mich weder meine gute Erziehung, noch meine „bessere" Herkunft gehindert, — es ist dasselbe Gefühl, das ich nur vermeiden kann, indem ich um jeden Bäckerladen einen großen Bogen mache (Fleischläden lassen mich kalt, da ich schon seit 7 Monaten das Brot trocken esse, — wobei ich imstande bin, ein dreiviertel Brot (!) auf einen Sitz zu verzehren — ist das nicht schon tierisch?). All jene, die betteln, sind sicher bedauernswert, aber die nicht betteln können, die es nicht verstehen, die öffentliche und private Mildtätigkeit auszunützen — für die bleibt nur: Aufhängen oder Stehlen! Die Alten und Schwachen nehmen die erstere Chance, die Stärkeren wählen lieber die zweite. Wenn man dem Hungertode Auge in Auge gegenüber steht, pfeift man auf Moral, Gesetz, Bildung und Anstand (daß sich einer aufhängt, nur um „anständig" zu bleiben, ist wohl nur eine Familienblattfiktion). Die Zahl derjenigen, die ihren kleinen privaten Krieg gegen die Gesellschaft führen, wächst täglich und groß ist der Prozentsatz der Intellektuellen unter ihnen — und ist die Chance wirklich so schlimm? Im Falle des Mißlingens ist die Untersuchungszelle in Moabit immer noch besser wie das „freie" Leben eines Verelendeten. —

Indem ich den schweren Versuch machte, Sie einen Blick in die Seele eines in der Tiefe Lebenden tun zu lassen, habe ich mir manches von der Seele geschrieben. — Wenn Sie nur e i n e n Gedanken finden, der Sie nachdenklich stimmte, so hoffe ich, Ihnen die 5 Minuten nicht gestohlen zu haben. Auch bitte ich Sie, jeden Ihnen notwendig erscheinenden Gebrauch von diesen Zeilen zu machen.

Herbert Steinmann.

2.

Die lieben armen Prinzen.

Eigentlich wollte ich diesen Brief nicht an das „Tage-Buch" richten, sondern an F e l i x H o l l ä n d e r, den Direktor des Deutschen Theaters. Was Herr Holländer tut, interessiert mich seit dreißig Jahren. Ich habe seine Romane, besonders den „Weg des Thomas Truck" mit Vergnügen gelesen, ich fand, daß er sich weder durch die kleine Zeitungsbosheit noch durch die große Publikumsstumpfheit von einem Menschen, an den er glaubte, abbringen ließ. Ich nehme an, daß er ein radikaler Kopf ist. Können Sie mir sagen, warum er jetzt „A l t - H e i d e l b e r g" sechshundertfünfzigmal hinter einander spielen lassen wird? Ich weiß schon: das Deutsche Theater muß leben, die Som-

merspielzeit beginnt jetzt schon im Februar, und das Theater ist keine so heilige Sache mehr wie vor fünf Jahren. Aber es gibt doch Unterschiede, es muß doch Grade der Zulässigkeit geben. Ich will beileibe in den „Tage-Buch"-Briefen keine ästhetische Diskussion anfangen. Herr Meyer-Forster ist so gut wie irgendein Unterhaltungsschriftsteller, vielleicht sogar noch besser. Aber das ist mir wurst. Was ich gern Felix Holländer fragen wollte, ist folgendes: Sie sind doch wahrscheinlich kein Wilhelm-Schwärmer, kein monarchisches Gemüt, kein in die Vergangenheit Duselnder. Wie können Sie es ertragen, von der ersten Bühne Berlins allabendlich diesen häßlichen Prinzenduft herunterwehen zu lassen? Wissen Sie, daß diese belletristische Prinzenverklärung (mit Abendsonnenbeleuchtung) viel gefährlicher als Friedericus rex und Wildenbruch ist und die unlesbaren Romane von Arthur Dinter? Diese sentimentale Prinzengeschichte bringt nämlich alle alten Damen und junge Mädchen von mittlerer Dummheit zu Thränen und von dem Geseufze bleibt übrig: Ein entsetzlich schwermütiger Blick in die Vergangenheit, wo es noch so reizende Kronprinzen, so entzückende Studentenwirtshäuser und so schöne Sonnenuntergänge am Neckar gab. Diese Vergoldung des gescheiterten Vergangenen ist unverantwortlich. Warum die Gespenster der Kaiserzeit rotbackig aufschminken und in allen Mädchenherzen eine unfruchtbare Sehnsucht nach dem Prinzen aufstochern? Seien wir doch, zum Teufel, froh, von all dem alten Kram endlich befreit zu sein, von diesen rohen Sauf- und Raufstudenten, von diesen regierenden Kammerdienern, von den Prinzenerziehern und ihren Opfern! Wie sollen wir denn froh in neue Welten einziehen, wenn Ihr uns ewig diese alten Schlösser, Burgen, Studentenheime in sentimentaler Beleuchtung vorführt? Ich spreche nicht vom Theater, Felix Holländer, — wer spricht denn noch vom Theater?, — ich spreche vom Geist der jungen Republik. Wer auf dies ohnehin genügend verdummte und verdumpfte Bürgertum noch monatelang die Prinzensauce von „Alt-Heidelberg" schüttet, der begräbt es in einer dicken weichen Schicht von politischer Sentimentalität und Vergangenheitshysterie. Das Theater ist nicht nur Theater, das Theater ist auch ein Stück öffentliches Leben des Geistes. Sie haben eine Sünde begangen, Felix Holländer, hoffentlich wisen Sie es. Cynismus ist immerhin ein Milderungsgrund.

Carlotto Graetz.

UNGARISCHE CHRONIK

Vor einigen Wochen wurden Bomben in ein Budapester Theater geworfen, weil den „Erwachenden Ungarn" (das sind die Pester Nationalsozialisten) die Nase des Theaterdirektors nicht gefiel. Man kennt die Arrangeure und — läßt sie Feste feiern. Vor ein paar Tagen war der 33. Geburtstag von Iwan Heijas, der mehr als ein Hitler ist, denn er hat sich nicht mit Blutreden begnügt.

Ladislaus Budavary, einer der kühnsten Vertreter der Rasseschützenden, begrüßt den nationalen Mordhäuptling mit folgenden Worten: „Ich glaube, daß der Geburtstag des Iwan Heijas den Geburtstag der ungarischen Freiheit bedeutet." Worauf der Führer so antwortet: „Das Jahr 1923 wird das Jahr von Iwan Heijas sein, ich werde in diesem Jahr jedem Ungarn das Glück verschaffen." Ein Mann, ein Wort. Iwan, der Fürchterliche, hält, was er verspricht. Was für schreckliches „Glück" birgt das Jahr 1923 noch für Ungarn. (Man beachte die Ähnlichkeit mit dem Hitler-Stil! Sie führen uns immer herrlichen Zeiten entgegen.)

*

Das Internierungslager in Jalacgerszeg ist selbst im heutigen Ungarn ein Schandfleck. Die Regierung ladet eine Kommission der Abgeordneten ein, dieses Lager zu besichtigen. Vorbereitungen werden getroffen, man läßt alles verschwinden, was kompromittieren könnte. Doch der Zug der Abgeordneten wird von einem Schneesturm aufgehalten. Nur drei sozialdemokratische Abgeordnete, die einen Tag früher abgefahren waren, erreichen das Lager. Sie platzen in die Vorbereitungen zu einem ... Bankett, womit der Befehlshaber die Herren empfangen wollte. Sie werden nicht hineingelassen. Sie verlangen, man soll ihnen wenigstens erlauben, den Friedhof des Lagers zu besuchen. Auch diese Bitte will man nicht erfüllen. Haben sich die Herren etwa davor gefürchtet, daß die Toten auch reden könnten?

*

Ein demokratischer Abgeordneter interpelliert über das Theaterattentat der Erwachenden. Er schildert die Tätigkeit des Vereins, nennt die Liste von Morden, Pogromen, Attentaten, die sie verübt haben. Fragt den Minister des Innern, Herrn Rokortzky, ob er sich nicht bewogen fühlt, den Verein aufzulösen. Worauf der Minister antwortet, er sehe keinen Grund dazu. „Man kann nicht einen Verein für die Handlungsweise eines Mitgliedes verantwortlich machen."

*

Eine halbamtliche Abendzeitung bereitet einen neuen Literatur- und Theaterskandal vor. Sie wendet sich gegen den Dichter Szigmond Moricz, weil das Nationaltheater ein Stück von ihm aufführen will. Nicht als ob die dichterische Qualitäten Moricz's zweifelhaft wären, oder sein Ungarenhirn. (Daran wagt selbst dieses dunkle Organ nicht zu zweifeln.) Sondern weil „seine Haltung während der Revolution nicht geklärt ist". Das ist, wie der Autor des Artikels meint, ein berechtigter Grund zum Skandal.

Nicht nur der Direktor des Nationaltheater müßte seine Kühnheit büßen, sondern auch für Moricz selbst dürfte die Aufführung arge Konsequenzen haben, so droht der mit Ressantimento erfüllte Schreibler. Moricz, der aus ähnlichen Gründen aus den repräsentativen literarischen Gesellschaften ausgesperrt wurde, antwortete stolz: „Politische Systeme und Regierungen können vergehen, doch nicht mein Werk, weil es das ungarische Leben und das ungarische Schicksal enthält.“

HERR HERFURTH

Der Besitzer der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ teilt uns mit, daß er auf die im Heft Nr. 7 abgedruckte Erklärung des Dr. Adrian Mohr mit einer Beleidigungsklage geantwortet habe.

VERSPERRTE AUSSICHT

In der „Bayrischen Lehrerzeitung“ hat ein Leser des „T.-B.“ folgendes hübsche Inserat entdeckt:

„Achtzehnjähriges Mädchen wünscht mit ideal denkendem Lehrer in Briefwechsel zu treten. Zweck: Geistige Fortbildung. Etwaiges näheres Verhältnis ausgeschlossen, da bereits verlobt.“

Komplizierter Fall. Wie soll man sich denn als ideal gesinnter Mann über Oswald Spengler, Otto Flake und Hans von Kahlenberg brieflich unterhalten, wenn näheres Verhältnis ausgeschlossen, da bereits verlobt?

RUDOLF JOHANNES SCHMIED-ANEKDOTEN

6.

Eines Tages kommt die Mutter von Rudolf Johannes nach Berlin, findet ihn in einem ziemlich verwahrlosten Zimmer, ist entsetzt und richtet dem Sohn eine funkelnagelneue Wohnung im Westen ein. Dann fährt sie glücklich fort. Nach einem halben Jahr kommt die gute alte Frau wieder, fährt vom Bahnhof zu der Wohnung des Sohnes und muß erfahren, daß dort wildfremde Menschen in unbekannter Umgebung hausen. Rudolf Johannes aber ist in einem traurigen möblierten Zimmer am Wedding untergebracht. Die Mutter fährt hin, sie macht ihm sanfte Vorwürfe. „Tut es dir nicht leid, Rudolf Johannes. Denk doch an die schönen neuen Möbel.“ — „Ach ja,“ erwiderte er, „die Möbel waren sehr schön, aber, weißt du, Mutter, es waren immer dieselben.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 8):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Verlag Hermann Goldschmiedt, Wien-Leipzig

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Märzwoche

Gesetzt, ein bewaffneter Einbrecher dränge nachts in mein Haus. Er bricht meine Schränke auf, plündert meine Kasse, würgt meinen Hauswart, zerstört meine Werkstätte. Was soll ich tun? Die Nachbarn in der Umgebung stehn mir nicht bei, sie mißbilligen den Einbruch, aber sie sind von früher her mit dem Einbrecher befreundet. Ich hingegen war nie sehr beliebt, ein Appell an die gleichgültigen Nachbarn wäre wirkungslos. Ich könnte dem Einbrecher in den Arm fallen? Aber er ist mit Bomben und Pistolen, Tanks und Flugzeugen angekommen, kämpfend muß ich unterliegen. Was also tun? Nun, ganz einfach, während der Einbrecher seine Plünderungen fortsetzt, rufe ich meine kleinen Kinder zusammen, hole meine rote Mappe vom Schreibtisch, verlese die lange Liste aller gestohlenen Güter und heiße den Einbrecher in berechtigter moralischer Entrüstung einen Ehrlosen, einen unritterlichen Menschen, einen Gewalttäter, einen Brecher des Rechts, einen Menschen ohne Reinlichkeitssinn, und schließlich einen Esel, denn er könnte auf dem Wege der Verhandlung viel mehr von mir bekommen. Aber ich denke nicht daran, mit ihm Verhandlungen anzufangen. Er, der Einbrecher, ist verpflichtet, sich mit mir zu verständigen! Ob der Spitzbube sich durch meinen sittlichen Einspruch stören läßt? Ob meine scharfe Brandmarkung ihm die Freude am geraubten Gut vergällen wird? Ob es nicht schlauere Methoden gäbe, den Einbrecher von meinem Wäscheschrank wegzulocken? Nun, jedenfalls habe ich ihm mein genaues Verzeichnis vorgelegt, ich habe mich moralisch erleichtert und die Kinder wissen nun, daß ich ein braver Mann und er ein Schurke ist .... Diese schlichte kleine Erzählung stammt aus dem Handbuch für deutsche Staatsmänner, sie führt den Titel: Cuno und der Reichstag.

Während der Reichskanzler mit der ergreifenden Stimme des alten Attinghausen die Parteien beschwört, ein einig Volk von Brüdern zu bleiben, können die hitzigsten Nationalisten den Dolchstoß, der noch immer nicht kommen will, gar nicht mehr erwarten. Man muß jetzt all die kleinen unlesbaren Blätter lesen, um in die erwartungsvollen Seelen dieser Allerdeutschesten zu schauen. Da erscheint jetzt in München ein Blättchen, das, in Hamburg verboten, als „Fridericus rex" in Bayern auferstanden ist. Der Herausgeber Holtz schreibt am ersten März-Sonnabend:

> Machen wir uns doch nichts vor: am Rhein und an der Ruhr wird der Franzose Sieger sein. Nicht, weil die Ruhrfront nicht hält, sondern, weil wie 1914—1918, sich im unbesetzten Lande der Vaterlandsverrat unter den Augen der Regierung organisiert.

Hier wird — einige Tage vor Cunos zuversichtlicher Rede — der kommende Dolchstoß frisch vorweggenommen. Er ist den Fridericusrexlern unentbehrlicher als der Ruhrkampf, sie brauchen ihn dringender als den Ruhrsieg. Mit gleicher Offenherzigkeit spricht sich Graf Ernst Reventlow in seinem von Unzurechnungsfähigen eifrig gelesenen „Reichswart" aus. Er kann das fürchterliche Wort Einheitsfront gar nicht mehr hören:

> Die Presse und die Reden der Simulanten von der „Einheitsfront" fahren fort, die Luft mit jenen Phrasen zu erfüllen: von der Naturnotwendigkeit eines endlichen Sieges des Rechtes, von der gewaltigen moralischen Stärke der deutschen Position, von der öffentlichen Meinung der „Welt" .... Das ist, wie der Berliner Ausdruck lautet, Quatsch mit Soße.

Man sieht: Heftigste Cunokritik, acht Tage vor der Kanzlerrede geschrieben. Es gibt für Reventlow nur eine Einheitsfront mit Gänsefüßchen, ihn interessiert der Krieg mit den Franzosen nicht im Geringsten, nur der innere, der Bürgerkrieg beschäftigt ihn:

> Nur durch deutsche innere Reinigung kann das deutsche Volk zu wirklicher Einigung kommen, Reinigung von allem Undeutschen, vom jüdischen Einfluß, von der jüdischen Herrschaft.

Kurz gesagt, ohne Pogrom freut ihn der ganze Ruhrkrieg nicht. Reventlow ist da ein Herz und eine Seele mit Herrn H i t l e r, der unlängst seine norddeutschen Sturmtruppen inspiziert hat. Hitler bläst auf Reventlows Trompete:

> Dem Verrat, der durch das Phantom einer Abwehrfront gedeckt wird, muß Stück für Stück das Genick gebrochen werden. Wir haben vor der Weltgeschichte unser Teil geleistet, wenn wir den Novemberverbrechern ein Ende bereiten ... Alles wartet auf mich.

Und in seinem reizenden, gemütsinnigen Blättchen „Heimatland" läßt Hitler statt einer Fanfare gegen die Franzosen zum Sturm gegen die Nationsgenossen blasen, die seiner etwas beschmutzten Fahne nicht folgen wollen:

> Die Verräter müssen vernichtet werden ... Das soll unser Gedanke sein, Tag und Nacht, er soll in uns glühen, soll zum Notruf eines ganzen Volkes werden, soll jeden von uns zum Cato, zum Trommler machen.

Wer aber sind die Verräter? Das Blättchen des gesunkenen Dr. Ernst Stadtler, das sich drollig „Gewissen" nennt, wirkt schon erläuternd:

> Die Drückebergerei, die sich pazifistisch herausredet, die typische Etappenschweinerei der Schieber, Prasser, Voksbetrüger .... jene Mehrheit, die am 9. November durch den größten aller Etappenfrevel das Werk der Zersetzung abschloß.

Am drolligsten treibt es Stadtlers rauher Gesinnungsgenosse, Richard K u n z e in seinem „Deutschen Wochenblatt". Dort wird

sogar die Aktion, die Helfferich, Bergmann, Hermes und Cuno zur Stützung der Mark ersonnen, in großen Lettern als „Jüdischer Dollarschwindel“ entlarvt:

Ein Raubzug von ungeahnter Ausdehnung ist wieder einmal von dem jüdischen Spekulationskapital auf die Taschen des arbeitenden Volkes unternommen worden. Und das Traurigste dabei ist, daß die Regierung Cuno ein Opfer der kapitalistischen Raubritter geworden ist.

Man summiere die Weisheiten dieser vielen kleinen Blättchen, die für den Instinkt des armen Lesers zugeschnitten sind: Erstens ist der Ruhrkrieg längst verloren, zweitens sind die Novemberverbrecher die Verräter, drittens haben sie auch Cuno eingewickelt, denn auch das Sinken des Dollars ist jüdische Mache. Es kommt in all den Redereien und Schreibereien nicht auf die Argumente an, nur auf den Refrain: Auf, Deutsche, in den reinigenden Bürgerkrieg!

Zu den unbeachteten Ereignissen, denen bitterster Gehalt innewohnt, gehört die Krise der Volksbühnen. Im Allgemeinen war das Theater vor dem Kriege eine außerordentlich überschätzte Institution. Leute, die sich nicht schämten, das Jahr über kein gutes Buch gelesen zu haben, fühlten sich verpflichtet, bei großen Premièren anwesend zu sein. Es gab viel zu viel Theatergeschwätz in den Großstädten. Zu jeder eigenen schöpferischen Arbeit unfähige Köpfe konnten sich mit der Handhabung einiger kritischer Redensarten einen Lebensberuf zimmern. Auf einen deutschen Autor fielen durchschnittlich zwanzig deutsche Kritiker. Um diese zusammenbrechende Herrlichkeit ist es natürlich nicht schade. Aber daß die Schillertheater der kleinen Leute vor dem Bankrott stehen, daß die Volksbühne der Arbeiter in Krisen geraten, das sind Zeichen der Volksverarmung, die erschüttern. Für die Schneidermamsell und den Mechaniker, die einmal im Monat vor dem Glücksrad standen, aus dem sie sich den Sitz zur Volksbühnenaufführung fischten, war der Abend ein festlicher. Sie sahen aus der Monotonie des eignen Daseins in die festlich beleuchtete große Welt. Sie holten Anregung und Nahrung für vier Wochen aus diesem einen Abend. Sie waren noch der Andacht fähige Zuschauer. In diesem Jahr der Teuerung sind die Mitgliedsbeiträge der Volksbühnen und der Schillertheater für Viele unerschwinglich geworden; eine Bewegung, die unaufhaltsam anzuschwellen schien, beginnt zu stocken und zu verarmen. Der Zusammenbruch der Volksbühnen — das ist ein Kapitel aus der deutschen Tragödie, aber ein allerbitterstes. Er geht Hand in Hand mit dem Verschwinden des Buches aus dem Hause des arbeitenden Deutschen. Reclam, wo bist du? Sollten unsere Berufspolitiker, wie stumpf sie sonst auch Problemen des Geistes gegenüberstehn, diesen Zusammenbruch ganz übersehen? Die Verarmung im Geiste des Volkes, ist das im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechtes ein nebensächliches Sympton?

Am Sonntag nachmittag, 14. Januar, erschien etwa ein Dutzend junger Leute an der Ecke eines Pariser Boulevards und begann, den Vorübergehenden eine Pariser Tageszeitung, die „Action Française“, zu verkaufen. Ein junger Arbeiter, der die Militärmedaille und das Kriegskreuz trug, kam mit einigen Freunden vorüber. Man bot auch ihm eine Nummer an, er lehnte aber höflich ab. Daraufhin stürzte die Bande über ihn her, schlug ihn nieder und hieb mit bleigefütterten Stöcken so lange auf ihn ein, bis Blut floß. Ein dreiundsechzigjähriger Mann, der den Mut hatte, ihm zu Hilfe zu kommen, wurde ebenso behandelt. Als die Polizei auf der Szene erschien, wurde auch sie angegriffen, und erst nach heftigen Kämpfen konnten sechs oder sieben der Attentäter arretiert und zur Polizeistation gebracht werden. Dort wurden sie, nachdem sie ihren Namen und Adresse angegeben hatten, allesamt wieder in Freiheit gesetzt.

Am Abend desselben Tages wurde in brutalster Weise ein Mann überfallen, der an Mauern und Litfaß-Säulen ein Plakat angeschlagen hatte, das die Führer der unter dem Namen „Action Française“ bekannten Organisation kritisierte. (Die Zeitung ist das Organ der Gesellschaft gleichen Namens.) Auch dieser Rohling wurde von der Polizei verhaftet, aber auch er wurde wieder entlassen, obwohl man bei der Durchsuchung einen Gummiknüppel, einen Totschläger und ein Messer bei ihm gefunden hatte.

Solche Ereignisse pflegen eine Fortsetzung zu haben. Am Montag, 22. Januar, erschien ein junges Mädchen, das nachher als eine bekannte Anarchistin identifiziert wurde, in dem Büro der Action Française und erschoß nach einem kurzen Gespräch den Generalsekretär der Organisation und versuchte dann erfolglos, sich selbst zu töten. In der Vernehmung gab sie zu, daß sie sich in ihrem Opfer geirrt habe, eigentlich habe sie M. Léon Daudet, das Haupt der Gesellschaft und ihrer Zeitung, gemeint. Am selben Abend überfielen Mitglieder der Action Française die Büros und Druckereien von drei Tageszeitungen, — zweier liberaler Organe und des Blattes der Confédération General du Travail. Man zerschlug die Einrichtung, zerhackte die Setzmaschinen und ließ das ganze Haus als Trümmerhaufen zurück.

Was ist die Bedeutung dieser Dinge? Was ist die Action Française? Wer ist Léon Daudet?

Die Organisation, die sich „Action Française“ nennt, ist die treibende Kraft einer über das ganze Land verbreiteten Bewegung, deren offenes Ziel es ist, die Monarchie in Frankreich wiederherzustellen. Ihre Angehörigen, die sich auf viele Tausende belaufen, sitzen in allen Teilen des Landes, und ihre zahlreichen Ortsgruppen, die vom Pariser Hauptquartier aus geleitet werden, führen eine höchst aktive und agressive Kampagne in öffentlichen und ge-

schlossenen Versammlungen, in Vorträgen und politischen Demonstrationen. Die Quelle ihrer Geldmittel, die unerschöpflich zu sein scheint, ist nicht genau bekannt; aber man glaubt allgemein, daß die Zuwendungen zum großen Teil aus Kreisen des französischen Adels kommen, der den Übergang zur Republik noch immer nicht überwunden hat, und aus sonstigen Interessenzirkeln, die sich entweder von Angst vor der Action Française oder von dem Wunsche, sie für ihre Zwcke auszunutzen, treiben lassen.

Innerhalb der Action Française besteht als ihr Agent in der Öffentlichkeit und in den physischen Kämpfen eine zweite Organisation, die den Namen „Camelots du Roi" trägt. Das sind junge Männer, die, fast immer bewaffnet, in Banden umherziehen und die sich damit beschäftigen, die Plakatanschläge oder Fahnen politischer Gegner herunterzureißen, politische Versammlungen zu sprengen, radikale oder kommunistische Zeitungen zu zerfetzen und Einzelpersonen anzufallen, die sich weigern, den Aufforderungen der Bande zu entsprechen.

Léon Daudet, Haupt dieser Organisation und Abgott der Camelots du Roi, genießt als Sohn Alphonse Daudets, des berühmten Verfassers von „Tartarin de Tarascon", ein gewisses literarisches und soziales Prestige. Seine eigenen literarischen Leistungen allerdings, abgesehen von seiner redaktionellen Tätigkeit, haben sich bisher hauptsächlich auf einige der obszönsten Novellen beschränkt, die während der letzten Zeit in Frankreich veröffentlicht worden sind. Trotzdem ist er seit einigen Jahren die Macht, die Frankreichs Politik recht eigentlich kontrolliert. Frankreich, das jedes öffentliche Gebäude mit der berühmten Legende „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" schmückt, darf sich eines politischen „Bosses" rühmen, dessen Methode den schlimmsten Typ politischer Diktatur, den die Vereinigten Staaten jemals gekannt haben, beschämen müssen. Es war die Action Française, die vor sechs Jahren den Mord Jean Jaurès' inszenierte, die das Verbrechen ohne Reue oder Scham in den Spalten ihrer Tageszeitung verteidigte und den Mörder höchst wirksam vor Bestrafung schützte. Es war die Action Française, die etwas später im Parlament und im Lande die Kämpfe gegen Joseph Caillaux und seinen Minister Malvy führte, indem sie diese Männer des Verrats bezichtigte — eine Beschuldigung, von der heute kein Franzose, ausgenommen vielleicht Daudets Anhänger, ernstlich noch glaubt, daß sie irgendwie begründet gewesen sei. Die Action Française hat ferner unermüdlich für die Ruhrbesetzung und den Bruch der Anglo-französischen Entente agitiert. Nur um die Ruhrokkupation herbeizuführen und um das Deutsche Reich zum politischen Nutzen Frankreichs zu zerschlagen, wurde das Briand-Ministerium von Daudet über den Haufen geworfen und das Poincaré-Ministerium an seine Stelle gesetzt. Dieselbe bösartige Macht hat soeben den französischen kommunistischen

Führer Marcel Cachin, Mitglied der Deputiertenkammer, ins Gefängnis gebracht, nicht wegen Handlungen, sondern wegen Meinungen. Und sie schlägt jetzt vor, nicht nur Kommunisten, sondern auch Radikale und Liberale jeglicher Färbung einfach aus dem Lande zu jagen. Aber nicht nur Liberale und Radikale, die gegenwärtig ja so ziemlich in allen Ländern verdächtig sind, werden von den Daudet-Kräften bedroht. Sogar so vornehme und politisch konservative Männer wie der Marquis de Lubersac, Mitglied des Senats und führender Kopf jener großen Genossenschaftsbewegung, die so Wichtiges für die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete getan hat. Lubersac, Partner des Vertrages mit Herrn Stinnes wird in skandalöser Weise als Feind Frankreichs und als verräterischer Förderer der deutschen Intriguen denunziert.

Der parlamentarische Mechanismus, mittels dessen Daudet und seine Gefolgsleute ihr Programm exekutieren, ist jener seltsame Parteimischmasch, der unter dem Namen „Bloc National" bekannt ist. Diese lose Gruppe, in überwältigender Mehrheit reaktionär, aber nichtsdestoweniger einige Faktionen sogenannter Sozialisten umschließend, ist das degenerierte Überbleibsel jener berühmten „union sacrée", zu der sich alle Parteien im Jahre 1914 für die Kriegsdauer zusammenschlossen. Über die heterogene Mitgliederschaft des Bloc National, die dick mit unbestraften Kriegsgewinnlern durchsetzt ist und insgesamt mehr als zwei Drittel der Kammerstimmen auf sich vereinigt, übt Daudet eine despotische Kontrolle aus. In seinen Reden, diesen Springfluten von großen Worten, gemeinen Beschimpfungen und trostlosen Banalitäten, greift Daudet die Regierung und ihren Leiter immer dann schonungslos an, wenn sie in ihrer Verfolgung Deutschlands oder in ihren Verfolgungen Radikaler irgendwie zu erlahmen scheint. Und wenn er, um die Sache festzunageln, eine öffentliche Versammlung, die „den Geist Frankreichs" erklären soll, einberuft, dann ist der größte Saal von Paris, die scheunenartige „Salle Wagram", bis zum Ersticken mit einem Publikum überfüllt, das jeden Angriff auf die Regierungspolitik mit Jubel beantwortet, das „Nieder die Republik" und „Vive le roi!" schreit und dann in die Straßen und Gassen strömt, um noch einmal seine Hoch und Nieder zu wiederholen.

Das ist, in diesem Augenblick, die tatsächliche politische Situation in Frankreich. Es ist eine Situation, die nicht aus den Augen verloren werden sollte, wenn man über Frankreichs Kurs in internationalen Angelegenheiten spricht. Die offizielle Stimme, die für Frankreich spricht, ist die Stimme des Ministerpräsidenten Poincaré; aber die Hände, die die Fäden ziehen, sind diejenigen Léon Daudets und der Action Française.

Der Festsaal der Hofburg, kalter Pracht zugeeignet zu jenem höchsten Betrieb, der da Politik heißt, schwirrt demokratisch. Einstmals paradierten hier Empfänge und Weltmacht bedeutendes Zeremoniell; mehr fürs Auge als fürs Ohr gebaut, von unvorteilhafter Akustik, Rahmen für die Symbolik und Bedeutung einer Etikette eher als für den einmaligen Gehalt eines Vorganges an sich, faßt er ein anwesendes gutes Publikum von immerhin einigermaßen geistiger Gleichgerichtetheit dennoch nicht zum Ensemble zusammen. Der Vortragende ringt mit dem Saale, seiner Helligkeit, seiner großen Architektur. Seine Stimme wird schnell ausstrapaziert, sitzt wie ein kleiner Vogel für sich selbst da im Raume.

Der Vortragende ist jener Graf Keyserling, Verfasser des „Reisetagebuches eines Filosofen" und Gründer d e r, nicht e i n e r „Schule der Weisheit" in Darmstadt. Das Publikum ist durch ein Zeichen zur Ruhe und auf seine Plätze verwiesen. Aus einem säulenhaft geteilten Vorhang im Hintergrunde wie durch einen Faltengiebel tritt Keyserling mit selten großem, sehr langsamem Schritt heran. Obwohl er sich flach auf dem Podium zu seinem ganz gewöhnlichen Professorenpult zu bewegen hätte, s t e i g t er förmlich bergan in den Saal und die Vorstellung der Anwesenden hinein: ein geschienter Centurione, der das Forum erklettert, um eine wichtige militärisch-politische Mission zu erfüllen. Oder ein Hohepriester ersteigt so des Tempels Stufen zum Rituell. Diesen pontifikalen Eindruck unterstreicht das Gesicht. Geradeaus gerichtet, ein Plakat, ein Plakat von Hanussen, jedenfalls mit der berühmten Aura dieses Berufszweiges, aus Blässe und Augenstrahlkraft umwallt, ist es sichtlich zerlegt und uneinheitlich, zerlegt in drei Ausdrücke: höhnisch-listig, bös, irritiert. Die Augen stechen Katzenblicke in die Parkettreihen. Sie sind seltsam im Bogen gefaßt, bestechend, schön und kühn. Tartarisch im Schnitt, wikingerhaft in ihrer Glut. Sonst erinnert wenig an die Abstammung und das Bild, das man sich gemacht hatte. Ein mittelgroßer, schmaler Reiterkorpus mit abfallenden Schultern wie oft bei Reitern; die Erscheinung sehnig, jung-athletisch; aber seltsamerweise gar nicht groß und sicher in den Bewegungen, eher kleinlich, gehemmt, oft linkisch, beim Verbeugen oder koketten Hüftenstand mit verstemmtem Arm. Der Spitzbart verdeckt einen sinnlichen Mund; ein langer Schädel, stark ausgekahlt, vielsagend mit volutenartigem Übergang in die Schläfen. Porträtmischung aus D'Annunzio und Lenin. Unverkennbar mehr Künstler als baltischer Ritter, aber unverkennbar auch der Wille, mehr baltischer Ritter als Artist zu sein.

Und es ist doch der Artist, der prävaliert. Wir dachten uns Keyserling so: nordisch, gleichmütig, kühl, humorvoll, menschen-

freundlich, nonchalant. Statt dessen erschien er: hochmütig, eitel, wirkungssüchtig (obwohl Miene mit direktem Affront Unlust zur Popularität künden sollte), vital, dämonisch, raffiniert, Typ des ausgesprochen erotischen Lebensinteresses, artistisch zugespitzt, unausgeglichen, süffisant, Neigung zum Magiertum, und dies alles noch tingiert durch einen Schuß von Tartarischem und Fremdem. Alles in allem aber wohl der Eindruck von einer starken produktiven Persönlichkeit, deren geschlossene Rasse von Affekten und geistigen Spannungen, artistischem Lebensringen um die Form und künstlerhafter Abhängigkeit von der eigenen Wirkung gebrochen wurde.

Er und das Publikum sahen sich minutenlang an. Er demonstrierte seine Bändigerinstinkte und -Kniffe. In der ersten Sekunde reagiert das Publikum auf diesen, der nicht ist wie seine Lieblinge, nämlich wohlwollend und in höchster Form formlos, sondern vielmehr zu ernst und allzu gestrafft und tendenziös. Von bezahltem Varitegruseln abgesehen, haben Magier bei diesem Wiener Publikum keinen Boden, daß mußte auch Steiner erfahren; es ist psychologisch zu gereift, hat einen riesig guten Naturinstinkt und benimmt sich anders als das Publikum in Berlin, London oder New-York, wo jeder Erfolg hat, der ihn haben will; in Wien hat ihn nicht einmal der, der ihn verdient. Es begrüßt den Vortragenden mit einer ihm sonst nicht natürlichen Artigkeit: mit peinlicher Ruhe. Damit kritisiert und honoriert es den ihm drastisch und ungewohnter Weise ins Gesicht geschleuderten Affront zugleich, toleriert auf anderthalb Stunden gutmütig und höflich das Fremde. Das war immerhin ein Erfolg; und, um es objektiv festzustellen, es war, an Keyserlings europäischer Bedeutung gemessen, natürlich ein Wiener Erfolg, nämlich ein allzu geringer.

Keyserling ist kein Künstler im strengen Sinne, aber auch kein Denker. Er ist, mehr als Schöngeist, ein Schöndenker. Lebensbejaher von Naturell, moderner Skeptiker durch Erziehung und deutsches faustisches Denken: gleich am Anfang legt er die Einzigkeit des synthetischen Aktes fest, sei es, von Bergson inspiriert, sei es als heute möglichstes Endergebnis absoluten Grübelns. Darin gleicht er Spengler, der das Leben an sich über das Gescheitsein stellt, es allerdings an die Determination schmiedet; Keyserling, anderer großer Zeiger deutscher Stunde, heischt Willensfreiheit. Religion schuf ein Weltbild. Wissenschaft zerstörte es, ohne eines dafür auf die Dauer geben zu können. Was bleibt, wenn das Blut noch gesund in unseren Adern rollt, uns nur der Kopf leerwimmelt von Überzeugungslosigkeit? Das Bekenntnis zum Leben, und zwar, da Leben Anwendung aller Mächte ist, Fortschritt im subjektiven Sinne. Absolut ist kein Fortschritt. Zwischen Regenwurm und Brahame, Infusorie und Goethe ist kein Unterschied. Auf unseren menschlichen Bezugspunkt bezogen ergibt sich aus nietzscheani-

schem Ausleben (dieser der Urvater auch Bergsons) eine Bewegung mit der Illusion des Progressiven. Bejahen wir, so haben wir das hinlänglich befriedigende Emotionieren aus eigenen Spannungen. Ist es religiös? Ist es Beglückung? War der Glaube je beglückend? „Synthetisch" mag es sein, also genügt es dem Postulat. K. beruft den Talmud, der gebietet, die Menschen müßten für Gott sorgen. Auch Angelus Silesius singt: Wo wäre Gott, wenn ich nicht wär? Wo nähme Gott die Allmacht her? Ist das noch Glaube, der, wie K. fordert, zu realer Form führt, zu Weltpolitik größten nietzscheanischen Stils, ist es nicht doch bloß: Schulweisheit der Weisheitsschulen? In sich unergiebiges geistiges Rezept? Hat Glaube, der produktiv ist, mit „Glauben" im höheren Sinn nichts zu tun, der Sache der Degenerés ist, (siehe Spengler), sondern ist er eher im gesellschaftlichen Kult, Kirche, „Politik", Papsttum lebendig? Ohne es brandmarken zu wollen, bei voller Sympathie und Bewunderung für das Literarisch-Artistische: ist K. nicht doch ein Zivilisationsfilosof? Er sagt: Die Bedeutung schafft die Tatsachen; nicht die Tatsachen die Bedeutung. Damit ist das Problem, ob der Geist plastische Kraft aus sich selbst besitze, bejaht. Keyserling hat auf seinen indischen Fahrten die Willenssysteme und Suggestionstricks der Fakire kennen gelernt. Aber seine geistige Aktion ist nicht okkult gemeint, sie ist rational. Freilich bleibt auch sie letzten Endes wissenschaftlich undefiniert und nur „weltanschaulich" evident (welche These einer Tautologie gleichkommt. Alles letzte Ding ist eben nur tautologisch ausdrückbar). K. sagt es so: Alles Gedachte wurde schon gedacht, einen gewissen historischen Rahmen fertiggewordener Hochtierheit vorausgesetzt. Von Hammurabi bis Keyserling eigentlich nichts Neues. Das alte Alphabet besteht. Der persönliche und „produktive" Akt liegt darin, es zu verwenden. Und nun: verwendet! Erfasse deine Persönlichkeit und spiele sie im Typischen aus, setze sie durch, sie sei gleichsam Modell. Das kommt, über Spenglers Pessimismus, bei gleicher historisierender Zweifelsbasis, hinweg auf das heraus: gewollte ewigzügige Morphologie. Aus der Bejahung von des Geistes platstischer Kraft erfließt Optimimus und Postulat. Aber es ist, ehrlich besehen, nur eine Pseudo-Positivität; der filosofische Desperado setzt, da Glaube objekther fehlt und Wissen nicht zulangt, den Sinn des Lebens in die emotionale Freude am eigenen Aktivismus. So transzendal das verknüpft sein mag, es ist ein unmetaphysischer Positivismus, ganz im Sinne von William James. Niemand kümmert sich: da nimmt der Mensch es in die Hand. Sinn? Den ich gebe. Philosophie des l'act pour l'act. Ungenügend und doch, bei unserer geistigen Konstitution, das einzig Mögliche. Keyserlings Rhetorik des Einsatzes, der Persönlichkeit, der schöpferischen Tat aus Wahnverdichtung sei durchsichtig: so sind doch seine Mängel nicht seine, sondern unsere. Bedeutet außerdem

seine Kampfansage eine Befreiung von etwas sehr Unangenehmem, die Offensive der „Bedeutung“ gegen die „Tatsache“, des „Geistes“ gegen das Geld, so war es ein Trost zur rechten Zeit und wir haben ihn, in dieser zügigen K.-Art vorgebracht, nötig gehabt.

STEFAN GROSSMANN

DER ANDERE MOLTKE

Julius — so nannte ihn der Kaiser, obwohl er wie der große Onkel Helmuth von Moltke hieß — hat Erinnerungen, Briefe und Dokumente hinterlassen, die seine Gattin jetzt (im „Kommenden Tag-Verlag AG.“ Stuttgart) herausgibt. Daraus ersteht die Figur des zweiten Moltke in klarem Umriß.

Er war kein Genie, aber niemand ist zur Genialität verpflichtet, auch der nicht, auf dessen Schultern die Geschichte Aufgaben legt, die nur das Genie tragen und lösen könnte. Der zweite Moltke war unzweifelhaft eine reine sittliche Erscheinung, ein Offizier mit geistigen Interessen, ein treuer Arbeiter, ein tapferer Charakter. Liest man die langen, ausführlichen Briefe an seine Frau, so erstaunt man über den Umfang seiner Interessen. Er schreibt über den „Faust“ (sehr banale, aber tiefgemeinte Betrachtungen), er liest Carlyle, Eduard von Hartmann, Chamberlain und Rudolf Steiner, er sieht sich Bilder in fremden Städten an, vor allem freilich Schlachtenbilder, aber er ist im ganzen ein sanftmütiger Mann der stillen Besinnlichkeit, sicher ein sehr gewissenhafter Familienvater, ein aufmerksamer Adjutant, ein emsiger Generalstäbler. Er hat das Glück gehabt, in der Nähe des anderen Helmuth zu leben — die Briefe, in denen er schildert, wie er den Achtzigjährigen behütet, sind die heitersten des Buches, — er hat Wilhelm II. nach Friedrichsruh geleitet, mit offenen Ohren. Er zeichnet auf, was Bismarck am Schlusse dieses beglückenden Besuchstages gesagt hat: „In meinem Alter muß man die Fluten im Guten wie im Schlimmen über sich ergehen lassen.“ Als jemand erwiderte, die guten könne man sich schon gefallen lassen, da erwidert Bismarck: „Nein, gegen die schlimmen kann man sich wehren, aber gegen die guten ist man machtlos.“ Ein großer Teil seines Offizierslebens war am Hofe verbracht. Er hat den Kaiser auf Reisen begleitet, er fuhr als Abgesandter des Kaisers nach Rußland, er atmete Hofluft in Berlin, in Petersburg, in Wien. Und ist doch, das könnte kein Neider leugnen, ein Charakter geblieben. Er war der Erbe Schlieffens im Generalstab. Schlieffen selbst hatte ihn als Würdigsten bezeichnet. Als es aber wirklich um die Abtretung der Macht ging, da wehrte sich Schlieffen unterirdisch, doch sehr deutlich. Moltke sollte die großen Manöver 1905 leiten. Als ihm der Kaiser die Aufgabe übertrug, da wartete ihm Moltke mit einer unbarmherzig-

aufrichtigen Schilderung auf, wie schädlich die Beteiligung des Kaisers bei den Manövern sei, des Kaisers, der immer siege. Er erzählte frank und frei, daß es immer schwieriger sei, Offiziere zu finden, die gegen Majestät führen. „Das kommt daher, weil jeder sich sagt, ich werde ja doch nur abgeschlachtet!" Wenige Generale haben so offen und mutig mit Wilhelm II. geredet, man braucht nur an die erbärmlichen Erinnerungen des Grafen Waldersee zu denken, um den Typus des alleruntertänigsten, hinterm Rücken maulenden Generals vor Augen zu haben. Auch General von Falkenhayn, der famose Spaßmacher des Kaisers, ist nicht auf die Moltke'sche Methode emporgeklettert, Moltke besaß Civilcourage. Die vierzig Friedensjahre mögen ihn, eben weil er ein geistiger Mensch gewesen, innerlich etwas entmilitarisiert haben.

Noch vor dem Kriegsausbruch ist es Wilhelm II. gelungen, seinen Generalstabschef in innerste Verzweiflung zu bringen. Nie hat sich ein Herrscher in welthistorischer Lage taktloser, plumper, herzensroher benommen. Moltke beriet am 2. August mit dem Kaiser und mit dem Reichskanzler den Aufmarsch. Moltke verteidigte den Schlieffen'schen Plan, Überrennung der Franzosen. Der Kaiser wünscht das gesamte Heer in den Osten. In dieser Diskussion, in der der Kaiser nachgeben mußte, herrscht er Moltke an: „Ihr Onkel würde mir eine andere Antwort gegeben haben!" Moltke fügt in seinen Erinnerungen bloß hinzu, „was mir sehr wehe tat." Nun, es war so ziemlich die giftigste Bosheit, die man dem zweiten Moltke sagen konnte. Dies in einem Augenblick, in dem der Generalstabschef seine höchste objektive Konzentration brauchte! Noch Schlimmeres ereignete sich in der zweiten Konferenz dieses Tages, als Wilhelm, ohne Moltke zu fragen, über seinen Kopf hinweg den ersten militärischen Befehl gab, der nach zwei Stunden wieder zurückgezogen werden mußte. Moltke schreibt dazu: „Ich habe die Eindrücke dieses Erlebnisses nicht überwinden können, es war etwas in mir zerstört, das nicht wieder aufzubauen war. Zuversicht und Vertrauen waren erschüttert." Zuhause vergoß Moltke Tränen der Verzweiflung.

Sind große Feldherren aus solchem Holz geschnitzt? Jedenfalls hat der Kaiser das Seine dazu getan, Moltke an einem Schicksalstag aus der guten Nervenverfassung zu reißen. So, mit erschütterter Zuversicht, zog Moltke nach Frankreich. Etwas in ihm war vom Kaiser zerstört worden. Imponderabilien spielen im Kriege eine Rolle. Vielleicht hätte Moltke die Marneschlacht nicht überhastet aufgegeben, wenn er nicht schon mit gespaltener, halbzerstörter Seele ausgegangen wäre. Für Wilhelm II. war Moltke seit der Marneschlacht erledigt. Moltke wurde krank. Aber er genas und er hätte, mindestens beratend, noch Wertvolles leisten können. Der Kaiser hat sich nie mehr um ihn gekümmert!

Moltke, der Beiseitegeschobene, hatte zwei starke Grundgedanken: Da der Schlieffensche Plan mißglückt ist, muß er fallen gelassen werden. Die Wirklichkeit ist beachtenswerter als die Theorie. Die Franzosen widerstehen, die Russen sind besiegbar. Also, den ganzen Berg theoretischer Kriegspläne beiseite schieben und im schnellsten Tempo den wirklichen Möglichkeiten folgen: Man hätte sich im Westen vom Feinde loslösen, auf eine hintere Linie konzentrieren und alle verfügbaren Truppen nach dem Osten werfen sollen. Alle Führer waren darin einig: Hindenburg, Conrad von Hoetzendorff, Moltke. Dem widersetzte sich der neue Generalstabschef v. Falkenhayn, der Spaßmacher des Kaisers. Die Entfernung Falkenhayns wurde der zweite Zielgedanke Moltkes. Er entschließt sich, dem Kaiser zu schreiben, daß „General von Falkenhayn so wenig Vertrauen in der Armee hat, daß Operationen unter seiner Leitung nicht begonnen werden dürfen". Daraufhin kommt eine offenbar so maßlose Antwort des Kaisers, daß der Generaladjutant von Plessen telegraphierte, Moltke möge den Brief nicht öffnen. Das Schreiben ist denn auch uneröffnet, ungelesen, nach Moltkes Tod zum Kaiser zurückgewandert.

In tiefster Verbitterung ist Moltke am 16. Juni 1916 gestorben. Das Telegramm, das der Kaiser „tief bewegt" der Witwe sandte, rühmt den „aufrechten klugen Mann mit dem goldenen Charakter". Das Theaterstück für die Öffentlichkeit sollte noch am Grabe gespielt werden.

HANS SCHIEBELGUT

ZUMUNTERUNG

Sieh wie die Welt vor Wonne bebt!
Nun, wahnwank sein vor Seligkeit
Nun, lächeln lerchenüberschwebt
Nun, sterben blütenüberschneit.

Mein Leid ward heilig Lust und Labe
Dein Gnadenlicht glüht auf im Sinn
Du, die ich, Blut im Blute, habe,
Tu daß ich nimmer in Dir bin.

Glaub, daß dann leichter einverleibt
Ich süßer hoffend in Dir sei,
Treib, da Dir keine Bleibe bleibt
Hell in den träumrisch heitern Mai.

Am Abend kleidet die Mutter sie an. Fast wollüstig streift ihr Arm die jungen Hügel der Brüste. Wenn die Tochter zur Bühne schreitet, langbeinig, im Schreiten schon die Biegung des Tanzes annehmend, bleibt der Mutter das Herz stehen vor Anbetung: diese Pracht ist aus meinem dürftigen Schoß gekommen. Wenn der Beifall der Menschen wie Brandung schellt, wird der Rücken der Mutter, die wartend auf dem Stuhl hinter dem Vorhang sitzt, plötzlich so müd: ich habe meine Kraft hingegeben für dich. Wenn die Tochter zurückkehrt, Entrücktheit noch in den Augen, dann schneidet sich unversehens in den Mundwinkeln der Mutter Haß ein: daß du jung bist, dafür wurde ich alt.

Die Tänzerin tanzt. Sie ist so jung — wie lang ist es her, daß sie noch ein Kind hinter dem Reifen lief? Anmut will sie geben diesem anmutlosen Volk unter dem schwach gefärbten Himmel. Spielend, ein Kind, dreht sie sich. Aber unbewegt sitzen unten die, die bezahlt haben — müßten nicht alle sich mitdrehn? Da sitzt die Alte mit den Augengläsern, ihr will die Tänzerin einen kleinen Schreck einjagen: sie hebt das Bein, hoch, höher, zielt mit der Fußspitze gerade in die Brillenaugen — wie lange will sie denn auf einem Bein stehn? Übermut packt die Tänzerin, Sucht, häßlich zu werden wie diese da — aber da sitzt wieder der junge Mensch, ganz hinten, auf dem billigsten Platz, seine Augen glühen wie Tieraugen. Die Tänzerin schüttelt die Häßlichkeit der Alten ab. Schön sein! Freude schenken diesem jungen Menschen. Da sind noch viele junge Menschen, Jünglinge, Mädchen, zaghaft, halb noch wie im Dämmer des Mutterschoßes. Für diese will sie tanzen. Aufruf zur Freiheit, Verwegenheit, Empörung, Lobgesang des Lebens, ein neues Geschlecht.

Jetzt kommt es hinein in sie. Leise, von fern spürt sie in ihren Adern — als wären ihre Adern Alleen — die wilden Reiter heranjagen, sie schwenken brennende Fackeln. Dann schlägt es auf, das Schloß brennt. Wie rote windgeschwellte Gardinen hängen die Flammen aus den Fenstern.

Die Glieder gehorchen der Tänzerin nicht mehr. Sie machen sich frei vom Hirn, bekommen ihr Gesetz plötzlich anderswo her. Sie sprühen vom Körper ab, füllen für sich den Raum, vergessen sich, vertauschen sich, die Hände springen, die Füße greifen.

Sehen die Geister immer noch her, in Ketten hintereinander gereiht? Kommen sie in Bewegung? Nähern sie sich: Wachsen sie? Euch allen gehöre ich. Ihr seid gekommen, mich zu sehen. Ich zeige mich euch, hier. Ohne Rückhalt. Für euch tanze ich, die ihr nicht zu tanzen vermögt. Darum wirft es mich hoch mit übermenschlicher Gewalt, darum greife ich zwanzig Meter durch den Raum, darum bin ich gleichzeitig hier und dort, weil ich viele bin. Schamlos, weil ich ihr bin, zeige ich mich euch.

Man riecht ihren Schweiß. Männer passen auf, ob ihre Achselhaare zu sehen sind, schwarz in Weiß, schwarze Blumen im Schnee, hier fremd. Jeder denkt sich ihr Gesicht, wie es hinsinkt im letzten Krampf. Die Frauen denken sich in die Männer hinein: was müssen die Männer jetzt fühlen? Sie ziehen die Schultern zusammen, die Knie unter dem Rock öffnen sich. Eine zieht mit offenen Nüstern den Geruch vom Haar des jungen Mannes vor ihr ein. Dabei schielt sie nach links und rechts: hier das Gesicht des jungen Mannes, das vorher häßlich war, jetzt geschwungen, feurig, schön ist, dort der Knabe, den sie vorher übersehen hat — welch eine Qual in seinen Augen? Sie fühlt sein Knie heimlich sich dem ihren nähern.

Und die Tänzerin? Sie spürt die schaukelnden, schnappenden Bewegungen ihrer Brüste und wird langsam heiß davon geschlagen. Sie liebt, sie liebt. Sie öffnet die Arme. Sie liebt die Menschheit, die Kugel der Erde, den Himmel, die ungesehenen Engel, alle Brautpaare, die starken Arbeiter und ihre Kinder um den armen Tisch. Ihr Mund trocknet aus, ihr Schoß wölbt sich vor. Sie fühlt und erschrickt, als ob Arme und Beine, selbst das Gesicht, nun wirklich von ihr abfielen und nur noch ihr Schoß da leuchte, geöffnet — und in ihr beginnt es zu warten, zu wünschen, zu singen, vermessen, irrsinnig: komm herauf, junger Mensch in der letzten Reihe, irgendeiner, schön oder häßlich, komm herauf, fasse mich an. Und wenn er mich hinwürfe, tötete.

Aber die Leute klatschen. Sie muß sich verbeugen, herauskommen, wieder verbeugen. Und schon gelingt ihr das lügnerische Lächeln mit der großen Trauer jeden Abends: so wird das Leben vorbeitanzen, ungehört wird mein Ruf verhallen, denn der kommen müßte, sitzt nicht da. Wie könnte einer dieser Männer ausreichen? Es müßte ein Mann anderer Art sein, nicht vorstellbar, von einem anderen Stern — es gibt keine Erfüllung. Und endlich ist das Schrecklichste jeden Abends da: die große Furcht. Sie wird plötzlich nicht mehr tanzen können. Auch der Schoß wird von ihr abfallen. Alles Fleisch schmilzt, sie ist Gerippe, es klappert, Wind fährt durch sie, die Gelenke sind schlecht befestigt, Strähne weißen Haares fallen ihr in die Augen. Entsetzen sich die Leute nicht vor dem Blicken ihres entblößten Gebisses? Wie groß sind ihre Augenhöhlen!

Aber da, im höchsten Entsetzen, fängt der Vogel des Wunders zu singen an. Immer, wenn er am fernsten scheint, ist er nah. Gebet wächst auf im Herzen. In den dreihundert Herzen. Wer denkt noch daran, diesen Mund zu küssen? Hochgereckt, strahlhaft, Leuchtturm, steht dieser schmale Leib da, mit den geheimnisvollen Brunnen der Brüste, dem weltgebärenden Schoß, den zuversichtlichen Säulen der Beine, den himmlischen Flügeln der Arme, mit dem triumphierendsten aller Wunder: Augen in einem Menschengesicht. Der Mensch ist unsterblich. Gott ist.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Märzwoche

Im vorigen Heft ist berechnet worden, die Kohleneinfuhr Deutschlands werde sich nach Ausfall der Ruhrversorgung auf ungefähr 2,2 Millionen Tonnen monatlich belaufen müssen; auf dieser Ziffer fußend, waren dann die Kosten solchen Importes berechnet, und zwar mit dem Ergebnis, daß er in zwei Monaten ungefähr ebensoviel kosten werde, wie das Gesamterträgnis der geplanten Goldschatzanweisungen. Überlegungen diesen Charakters werden selten angestellt, weder Zustimmung noch Widerspruch in anderen Organen half die immerhin wichtige Frage klären. Inzwischen ist durch den Handelsteil einiger Blätter aber die Meldung gegangen, im Februar habe sich die Kohleneinfuhr allein aus England auf rund 1,5 Millionen Tonnen belaufen. Stimmt diese Meldung, wie anzunehmen ist, so war die hier errechnete Bedarfsziffer eher noch unterschätzt; denn England ist nicht das einzige Importland und im Februar standen noch große Vorräte zur Verfügung. Sicher aber war die Kostenschätzung zu niedrig; denn die Steigerung der ausländischen Kohlenpreise und vor allem auch die Steigerung der Frachttarife haben alle Annahmen übertroffen.

Große Hoffnungen werden darauf gesetzt, daß sich ein Teil dieser Ersatzimporte durch gesteigerte Verwendung von Braunkohle werde ersparen lassen. Dazu wäre natürlich notwendig, die Braunkohlenförderung erheblich über ihre bisherige Ergiebigkeit hinaus zu steigern; und in der Tat hört man und liest man nicht selten, diese Steigerung sei bereits in gutem Gang. Die jüngste Veröffentlichung des Statistischen Reichsamts über die Kohlenproduktion im Gebiet des Deutschen Reiches gibt eine gegenteilige Auskunft. Sie verzeichnet im Januar eine Braunkohlenförderung von 9,1 Millionen Tonnen, gegen 10,79 im Januar 1922. Überdies ist im vorigen Jahre selbst im schlechtesten Monat, im kurzen Februar, die Förderung nicht niedriger gewesen als 10,1 Millionen Tonnen, der Jahresdurchschnitt betrug sogar 11,4 Millionen. Die Januarförderung dieses Jahres ist also um 1 Million Tonnen kleiner gewesen, als die des schlechtesten Vorjahrsmonats, um 1,69 Millionen kleiner als die des vorjährigen Januar und um 2,3 Millionen Tonnen kleiner als die des vorjährigen Monatsdurchschnitts.

Von Zeit zu Zeit muß man dem besonders erfreulichen Kapitel der Papierpreise ein Wörtlein widmen. Hier hat sich in letzter Zeit schärfer als in irgend einer anderen Branche der liebenswürdige Zustand herausgebildet, daß die offiziellen Sätze bei weitem über der sogenannten Weltmarktsparität liegen. Denn während sich andere Fabrikationszweige, — zum Beispiel die wirklich nicht über-

mäßig bescheidene Eisenindustrie, — durch die jüngste Markbesserung immerhin zu Preisreduktionen, wenn auch zu prozentual geringfügigen, veranlaßt fühlten, benutzte die Papierindustrie den günstigen Augenblick, ihre ohne schon zuvor überteuren Konventionstarife nochmals um 10 bis 15 % zu erhöhen. Es ergibt sich daraus die beachtenswerte Konsequenz, daß in einer Periode, in der der Dollar auf ungefähr 5400fache Parität zurückgegangen ist, Zeitungsdruckpapier auf 7100 fachen und holzfreies Schreibpapier sogar auf 11 000 fachen Friedenspreis steigen durfte. Hervorragenden Anteil an dieser Entwicklung haben — als Holzlieferanten — dieselben Landesregierungen, die im übrigen so sehr auf Preisabbau dringen. Glücklicherweise müssen die offiziellen Konventionsraten natürlich nur vom deutschen Inland entrichtet werden. Das Ausland, in dem man konkurrenzfähig bleiben muß, erhält die Ware um ein Drittel billiger!

Der deutsche Arbeitsmarkt steht unter Alarm. Noch immer ist gewiß nicht jener Grad von Arbeitslosigkeit erreicht, der nach wie vor in den hoch- und mittelvalutarischen Ländern herrscht. England mit 14 % Arbeitslosen unter den Gewerkschaftsmitgliedern, Schweden mit 18 %, Dänemark mit 20 % überbieten noch bei weitem die Lage Deutschlands. Aber das alarmierende ist, daß in England die Kurve merklich sinkt, während sie hierzulande noch merklicher ansteigt. Die Verbände, die dem Reichsarbeitsministerium berichten, meldeten Ende Dezember noch 2,8 % ihrer Mitgliederzahl als voll arbeitslos, Ende Januar waren es bereits 4,4. Die Zahl der Kurzarbeiter ist in derselben Zeit von 8,7 % auf 13 % gestiegen. Und obwohl noch keine Statistiken veröffentlicht worden sind, kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß im Februar die Verhältnisse noch ungünstiger gewesen sein müssen. In diesem Monat sind die ersten Reflexe der Ruhrbesetzung fühlbar geworden, und wenn ihre Folgen in manchen Industrieen auch dadurch verschleiert wurden und noch werden, daß eine Beschäftigung über Bedarf durchgeführt wird, so gibt es doch andere Fabrikationszweige und andere Schichten, die aus diesen oder jenen Gründen entweder nicht imstande oder nicht willens dazu waren. Nun sieht man gewiß, daß jene andern Länder ohne Katastrophe noch weit höhere Arbeitslosenquoten zu ertragen vermochten. Aber in diesen Ländern war die Arbeitslosigkeit zugleich von einem Abstieg der Preiskurve begleitet. Das erleichterte die Situation für den Einzelnen und für den Staat. In Deutschland ist von einem Rücklauf der Preiswelle noch nicht das mindeste zu bemerken. Der Index der Lebenshaltungskosten hat sich im Februar, im Monat des Dollarsturzes, um die Quote von 136 % erhöht, — ein noch nicht dagewesener Anstieg! Wie unter diesen Umständen eine erhebliche Arbeitslosigkeit soll ertragen werden können, gehört zu den Problemen, die an die Nerven gehen.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE REICHSBANK UND DER WECHSELDISKONT

„Mit Unrecht wird mitunter verlangt, daß durch die Bankpolitik in erster Linie für eine möglichst gemeinnützige Kreditbewilligung . . . . Sorge getragen werden müsse. Die Art und das Maß der Kreditgewährung muß dem eigentlichen Zwecke der Zentralbanken, der Ordnung des Geld- und Zahlungswesens, durchaus untergeordnet bleiben."

(Erwin Nasse: „Bankpolitik".)

1.

Niemals ist es zweifelhaft gewesen, daß die deutsche Reichsbank nicht ein Bankunternehmen im Sinne irgendwelcher Privatbank sei, sondern vor allem ein Instrument für die Durchführung jener seit Jahrhunderten als ausschließlich staatliches Recht beanspruchten, jener als ausschließlich staatliche Pflicht aufgefaßten Maßnahmen, die in früheren Zeiten unter der Flagge „Münzregal" segelten. Die Deutsche Reichsbank ist der Exekutor des deutschen Münzregals, das ist das A und O ihrer ganzen Existenz! Daß in letzter Zeit formell-juristisch eine Abspaltung der Bank vom Reiche vorgenommen worden ist, ändert nicht das mindeste an dieser ihrer Aufgabe. Im Gegenteil: die Abspaltung entzog das Währungsregal dem schlecht wirtschaftenden Reiche gerade zu Gunsten der Reichsbank. Noch ausgesprochener heute als früher erstreckt und beschränkt sich deren innerer Zweck also auf die Versorgung der Bevölkerung mit verläßlichen Zahlungsmitteln, keinesfalls hat sie offenbar ein Recht darauf, sich plötzlich als etwas zu fühlen, was sie niemals war und niemals sein durfte: als ein Institut zur Finanzierung privater Kreditansprüche. Man sollte meinen, daß derart abwegige Gedanken niemals auch nur hätten aufkommen können. Unglücklicherweise ist diese Meinung falsch. Wer die Geschäftsgebarung der Reichsbank in diesen letzten Jahren aufmerksam prüft, muß zu dem Ergebnis gelangen, daß sie sich im Wirbel der Zeit aus ihrem eigentlichen Aufgabenbereich, dem Währungskomplex, immer mehr in den Aufgabenbereich der Privatbanken, den Kreditkomplex, abtreiben ließ, — genauer gesagt: daß sie gewisse Maßnahmen, die währungspolitisch unbedingt notwendig gewesen wären, aus grade ihr am wenigsten anstehender Rücksicht auf die privaten Kreditbedürfnisse unterließ; und daß sie so an der Zerstörung eben der Währung, die ihrer Obhut anvertraut ist, und an einer gigantischen Schädigung der Allgemeinheit, in deren Dienst sie steht, in kaum wieder gutzumachender Weise mitarbeitete.

Der Fehler aber geschah in der Diskontopolitik.

2.

Der Wechseldiskont ist ein Geschäft mit Geld. Das Geschäft besteht darin, daß eine erst später vom Wechselschuldner einzutreibende Geldsumme dem Wechselgläubiger schon vorzeitig aus-

bezahlt wird. Als Entschädigung behält der Geldgeber eine kleine Zinsrate ein, die er vorweg von der Vorschußsumme abzieht. Man hat also zwei Vorgänge zu unterscheiden: die eigentliche Diskontierung, den Abzug der Zinsrate: und die Rückzahlung der vorgeschossenen Kapitalsumme.

Unter Voraussetzung normaler Geldverhältnisse präsentiert sich der Einzelvorgang demgemäß wie folgt:

1. Der Wechselgläubiger erhält für seine Warenlieferung an den Wechselschuldner die ihm zukommende Summe, — vermindert aber um die Diskontrate. Er hat, was das eigentliche Geldgeschäft anbelangt, den Nachteil.

2. Der Wechselschuldner zahlt für die ihm vom Wechselgläubiger gelieferte Ware den vollen Betrag der Rechnungssumme. Er hat, was das eigentliche Geldgeschäft anbelangt, weder Vorteil noch Nachteil.

3. Die Diskontbank erhält die vorgeschossene Kapitalsumme zurück, — vermehrt aber um die vorweg subtrahierte Diskontrate. Sie hat, was das Geldgeschäft anbelangt, den Vorteil.

Selbstverständlich liegen die Dinge innerlich noch etwas komplizierter. Der Wechselgläubiger, dessen Geschäft eigentlich der Warenumsatz ist, kann den Nachteil des Geldgeschäftes dadurch in Vorteil verwandeln, daß er mit dem vorzeitig erhaltenen Geld beispielsweise einen andernfalls unmöglichen Zwischenumsatz in neugekaufter Ware vollzieht. Dasselbe ist vom Wechselschuldner zu sagen, dessen Geschäft ebenfalls in Warenumsätzen besteht; da er seine Schuld erst verspätet bezahlen muß, kann auch er in der Zwischenzeit noch mit dem Gelde operieren und seine Neutralität im Geldgeschäft in Gewinne im Warengeschäft umwandeln. Jedenfalls aber liegen diese Gewinne immer abseits vom eigentlichen Geldgeschäft, sie liegen auf dem Gebiete des Warenumschlags. Und jedenfalls bleibt es dabei, daß derjenige Beteiligte, dessen Handel sich wirklich auf Geldgeschäfte beschränkt, will sagen also: die diskontierende Bank, — daß dieser Beteiligte einen Nutzen macht. Einen relativ kleinen Nutzen allerdings, — etwa 3—6 Prozent per annum, was ungefähr ½ bis 1½ Prozent für einen Dreimonatswechsel bedeutet, — aber doch keinen kleineren, als in normalen Zeiten mit besonders gesicherten Leichttransaktionen eben erreichbar ist.

Dieser ganze Mechanismus setzt, wenn er Sinn haben soll, offentsichtlich aber eines voraus: daß mit einer fixwertigen Währungseinheit gerechnet werden kann, daß also nicht etwa eine Dezemberziffer real genommen viel weniger bedeutet, als die nämliche Ziffer im September. Tritt dieser Zustand ein, so wird das frühere Verhältnis, was den Wechselschuldner und die Diskontbank anbetrifft, in absurder Weise auf den Kopf gestellt. Der Wechselgläubiger, dessen Warenempfang, Geldempfang und Diskontentrich-

tung Zug um Zug erfolgt, verändert seine Position natürlich nicht. Der Wechselschuldner und die Diskontbank indessen, bei denen zwischen Leistung und Gegenleistung mehr oder minder lange Fristen liegen, vertauschen gradezu die Plätze. Der Wechselschuldner, der aus dem Geldgeschäft früher neutral herauskam, entsteigt ihm jetzt plötzlich mit einem Gewinn —: mit dem Gewinn, der darin liegt, daß er eine übernommene Verpflichtung mit viel geringwertigerer Währung zurückzahlt, als er in der Zeit der Schuldübernahme erwarten konnte. Und die Diskontbank, die früher den geldmäßigen Vorteil hatte, schließt jetzt plötzlich mit mehr oder minder großem Nachteil ab, — nämlich mit dem Nachteil, daß sie relativ hochwertiges Geld nach geraumer Zeit in relativ geringwertigem zurückempfängt. Da die Bank ihre Tätigkeit größtenteils aber dem Wechselgeschäft widmet, muß sie, wenn sie diese Operationsmethode lange Zeit und auf eigene Kappe betreibt, schließlich entweder zugrunde gehen oder sich dadurch Ersatz zu schaffen suchen, daß sie andere Arten von Transaktionen mit immer höheren Spesen belegt.

Tatsächlich ist dies letztere in gewissem Umfang geschehen. Die unmäßigen prozentualen Steigerungen der bei Effektenkäufen zu entrichtenden Provisionen oder der Nebenspesen im Check- und Depositenverkehr sind im Grund nur Kompensationen für solche Diskontverluste. Aber auch dies schafft nur einen kleinen Ausgleich. Der größere Teil der Risikodeckung vollzog und vollzieht sich in der Weise, daß die Privatbanken eben nicht mehr auf eigene Rechnung operieren, daß die Diskontpapiere in viel breiterem Umfang als früher der Reichsbank zum Rediskont übergeben und ihre eigenen Mittel, die in normalen Zeiten mit hohen Quoten der Finanzierung des Warengeschäfts zur Verfügung gestellt wurden, im volkswirtschaftlich weit unfruchtbareren Effekten- und Devisengeschäft engagieren. Die Reichsbank wiederum balanziert die Verluste, die sie an dem gehäuften Wechselgeschäft erleidet, durch entsprechenden Neudruck von Papiergeld, oder durch entsprechende Neuschaffung von Buchgeld. Die Inflation, die auf diese Weise vermehrt wird, beschleunigt die Umschichtung der Vermögen und Einkommen, so daß man ohne Übertreibung sagen kann: die Geldentwertungs-Gewinne der Wechselschuldner, die zu Zeiten in jedem Einzelumsatz Hunderte von Prozenten betrugen, wurden und werden von der Allgemeinheit bezahlt. An dieser Tatsache ändert sich auch dadurch nichts, daß der Diskontsatz sukzessive auf 7, 8, 10 und 12 Prozent gesteigert wurde. Denn das Problem liegt nicht im Zins, sondern im Kapital. Viel weniger am Diskont als an der entwertet zurückgezahlten Kapitalsumme entstehen die Verluste. Diese Verluste waren es, die eine Minorität der Bevölkerung unverdient bereicherte, und ihre Majorität, auf dem Wege über die Währung, noch unverdienter verarmen ließ. Die Reichsbank aber war

Träger dieser Entwicklung. Wie konnte das geschehen? Wie ist es zu ändern?

3.

Der Quell des Übels liegt darin, daß sich die Reichsbank, wie schon anfangs beschrieben ward, als Allmutter des Kreditverkehrs fühlte, und darüber ihre eigentliche Mission vergaß. Sie fühlte sich verantwortlich dafür, daß die Schlote rauchen und die Räder sich drehen, während sie in Wahrheit nur dafür verantwortlich ist, daß das Geldwesen in gutem Stande bleibt.

Aus dieser falschen Einstellung wandte sie nicht einmal ausreichend jene fundamentalsten Prinzipien der Diskontpolitik an, die für Zeiten aufschwellenden Papiergeldumlaufs und auffschwellender Girokonten eine „Kontraktion" des Geldverkehrs mit Hilfe rechtzeitiger und energischer Erhöhung der Diskontrate vorschreiben. Sie zögerte, zu diesem Mittel zu greifen, weil sie mit der Kontraktion des Geldverkehrs berechtigterweise auch eine Kontraktion der Realwirtschaft voraussah, — als ob nicht gerade dies die Absicht wäre und als ob der aufgeblähte Organismus selbständiger deutscher Handelsunternehmungen (es gibt deren heute mehr als je im Frieden!), nicht früher oder später doch verengt werden müßte!

Aus derselben Fehleinstellung aber zögerte sie auch, die wichtigste Konsequenz aus dem vollständig neuartigen Zustand unserer Geldwirtschaft zu ziehen und sich, abgesehen vom Diskont, auch eine Garantie dafür zu schaffen, daß die ausgeliehene Kapitalsumme selbst stets wieder in annähernd gleichem Realwert zurückerstattet wird. Hier liegt, wie schon gesagt, das eigentliche Problem; und hier liegt auch der Hebel zur Änderung des Mißstandes! Wenn die Reichsbank sich von der Idee losgemacht haben wird, daß es ihre Aufgabe sei, den Wechselschuldnern (die teilweise nur großzügige Wechselreiter sind und das geborgte Geld in schädlichsten Spekulationen anlegen), — diesen Wechselschuldnern auf Kosten der Allgemeinheit enorme Differentialgewinne zu ermöglichen; wenn die Reichsbank eingesehen haben wird, daß Herr Müller, der im Oktober Ware gegen Wechselpump kaufte und sie im Dezember zu dreifachem Preis losschlug, — daß dieser Herr Müller sehr wohl in der Lage ist, seine Schuld im Januar mit einem entsprechenden Aufschlag zu begleichen; wenn der Reichsbank klar geworden sein wird, daß die solide Wirtschaft auf solchem Wege nicht geschädigt, sondern gefördert, daß die unselige Geldspekulation aus dem reinen Warengeschäft stärker als bisher ausgeschaltet und eine viel größere Stabilität in den Preis- und Einkommensverhältnissen erreicht wird, — dann wird sie anerkennen, daß der alte Zins-Diskont unter heutigen Verhältnissen durch einen neuen Diskont-Typ ergänzt werden muß, — einem Typ, den ich den Index-Diskont nennen möchte.

Diesen Index-Diskont, der einen Ausgleich für Geldentwertungsverluste am Kapital der Leihsumme darstellen wird, sollen diese Zeilen zur Erörterung stellen. Nach dem Vorstehenden bedarf er keiner Erläuterung mehr. Die praktische Durchführung könnte derart sein, daß die Reichsbank zu Anfang jedes Monats eine Skala veröffentlichte, in der mitgeteilt würde, wie hoch sich in diesem Monat der Index-Diskont für Leihgelder jedes vorangegangenen Monats beläuft. Es müßte dann der Wechselschuldner im Fälligkeitsmonat außer der Kapitalsumme noch denjenigen Index-Diskont entrichten, der nach dem Satze des Leih-Monats für ihn berechtigt wäre (während der Zins-Diskont schon dem Wechselgläubiger abgezogen wurde). Herr Müller also, der am 10. Oktober einen Wechsel über 1 Million akzeptierte, würde am 2. Januar in der Skala lesen: „Index-Diskont für November-Geld 70 %"; und er wüßte, daß er am 10. Januar nicht mehr 1, sondern 1,7 Millionen zu zahlen hat. Die Höhe des Index-Diskontes aber würde, in irgendeiner milden Rechnung, etwa aus den Veränderungen des Großhandels-Index zu bestimmen sein.

4.

Daß sich aus solcher Regelung auch Schwierigkeiten ergeben würden, ist zu offenbar, als daß es übersehen werden könnte. Schwierigkeiten ergeben sich aus den Zwischendiskonten, die aber erstens viel spärlicher geworden sind als sie früher waren, und die zweitens, natürlich, dem gleichen Regime des Index-Diskonts unterworfen werden könnten. Ferner ergeben sich Schwierigkeiten daraus, daß die Preisentwicklung dem Gesamt-Index nicht in allen Branchen auf dem Fuße folgt; aber eben die neue Diskontpolitik würde rasch auf eine Nivellierung hinwirken, und bei Lichte besehen, wäre das ein Vorteil. Auf jeden Fall gibt es keine Schwierigkeit, die bei einigem Nachdenken nicht überwunden werden könnte, und keinen Nachteil, den der Nutzen nicht überwöge.

Dieser Nutzen würde, um es zu wiederholen, darin bestehen, daß die Allgemeinheit endlich davor bewahrt wäre, die Verluste, die der Reichbank an der Kapitalsumme diskontierter Wechsel unausgesetzt erwachsen, ihrerseits mit fortschreitender Inflation zu bezahlen, während andererseits ein kleiner Kreis vorsätzlicher oder nichtvorsätzlicher Nutznießer die nämlichen Verluste als Differentialgewinne einstreicht; und ferner darin, daß eigentlich erst jetzt, nach Sicherstellung der Kapitalsumme, wieder jene Diskontpolitik getrieben werden könnte, die unter normalen Verhältnissen ein so wesentliches Regulativ aller Geldwirtschaft ausmacht. Diskontpolitik ist nämlich offenbar nur dann möglich, wenn die Diskontrate dem Zahlenden überhaupt etwas bedeutet. Unterm heutigen Regime, in dem der 12 prozentige Jahressatz des Zinses, verglichen mit dem gleichzeitigen Änderungen am Werte der Kapitalsumme, vollkommen nebensächlich geworden ist, lockt man mit Diskont keinen Hund mehr vom Ofen.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

In der Strafsache: „Alt-Heidelberg"

Antwort an Herrn Carlotto Grätz

Die freundliche Anteilnahme, die Sie meiner Person seit dreißig Jahren entgegenbringen, verpflichtet zur Antwort, ich will nicht sagen zur Gegenwehr. Ihr Hauptvorwurf gipfelt darin, daß ich dies semmelblonde, gefühlsduselige, von falscher Romantik durchsetzte Stück der jungen Republik auftische, während es doch in die dunkle Vergangenheit der wilhelminischen Epoche gehört. Sie halten es für gefährlich, Monate lang solchen Kitsch zu spielen, auf die Tränendrüsen alter und junger Damen in höchst peinlicher Art zu wirken, und die Bier- und Weinduftatmosphäre raufender und saufender Studenten in die Erscheinung zu rücken. Sie rufen meine republikanische Gesinnung auf und erinnern mich an meine radikale Vergangenheit. Ich bitte Sie, nicht aufzubegehren, wenn ich die Angelegenheit etwas weniger feierlich nehme. Sollte die Republik durch die Aufführung von „Alt-Heidelberg" gefährdet werden, so könnte niemand davon schmerzlicher berührt werden als ich. Indessen, ich bin ganz im Gegenteil der Meinung, mit der Wiederbelebung dieses klassischen Stückes den Aufbau der Republik nur gefördert zu haben. Denn jeder Gesinnungstüchtige, jeder etwas Vorgeschrittene — und wir sind doch insgesamt gesinnungstüchtig und vorgeschritten — muß beim Anblick dieser Komödie in ein wahres Entzücken geraten, er muß sich sagen, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Nennen Sie es um Gottes willen nicht Zynismus, wenn ich das Selbstbewußtsein und Gewissen zu stärken versuche. Aber ich gestehe Ihnen offen, ich habe nicht nur an die Erziehung des Menschengeschlechtes gedacht, soweit reicht meine Liebe zu den Zeitgenossen nicht. Im Vertrauen: ich glaube ein bißchen an den unsterblichen Kitsch, ich glaube an den unsterblichen Schmarren, vorausgesetzt, daß man ihm kein Bürgerrecht einräumt, und er den Schauspielern durch die Rolle Gelegenheit zur Entspannung gibt. Denn dies gehört nun einmal zum Wesen des Komödianten und auch des Publikums — und ohne diese Faktoren kann man leider nicht Theater spielen — daß sie — zuweilen — für ein Kleines mit aller Literatur verschont zu sein wünschen. Ich will Sie garnicht daran erinnern, daß der in diesen Blättern viel genannte, von mir inbrünstig verehrte Lenin in seine großartige Rechnung die Imponderabilien des Gefühls durchaus einbezieht. Er läßt seine Russen selig werden, auch wenn für ihn die Gespensterwelt eines dogmatischen Glaubens längst versunken ist. Wenn nun das Deutsche Theater vor leeren Häusern die „Trommeln in der Nacht" dröhnen, vor toten Bänken die „Improvisationen im Juni" erklingen ließ, so sollten Sie über die paar vollen Häuser, die uns „Alt-Heidelberg" bescherte, nicht allzu-

böse werden. Gönnen Sie uns eine kleine Atempause, damit wir in ruhiger Arbeit etwas Schönes vorbereiten. Die Zeitungen sind ja vollkommen im Recht, wenn sie unter dem Strich ob meines Tuns mich an den Galgen knüpfen. Die Zeitungen sind immer im Recht. Kein Wort gegen die Presse, die sich darauf berufen darf, daß Begriffe wie Wirtschaft und Geschäft nicht für sie vorhanden sind. Sie wahrt die heiligsten Güter der Nation, schlägt den Abonnenten eher tot, als daß sie ihm auch nur die geringsten Zugeständnisse einräumt. Ich habe das immer aufrichtig bewundert. Und gerade bei „Alt-Heidelberg" habe ich mir gesagt, warum kannst du dich nicht zu solcher Höhe der Gesinnung aufschwingen? Was geht dich die Not der Zeit, was geht dich das Publikum an? Es ist indessen ein Mangel, ein sehr bedauernswerter Mangel innerhalb meines Wesens, daß ich von allem Heroischen so weit entfernt bin und sogar noch in „Alt-Heidelberg" ein leidlich gut gearbeitetes Theaterstück sehe. Ich habe nie daran gedacht, es Monate lang zu spielen, noch weniger in den Tränenbächen von ein paar alten Tanten die junge deutsche Verfassung zu ersäufen. In der Küche des Theaters wird, wie überall, mit Wasser gekocht. Auch Otto Brahm unvergeßlichen Angedenkens und Paul Schlenther, weiland Direktor des K. K. Burgtheaters, sollen zeitweise nach „Goldfischen" geangelt haben. Sie kamen so wenig wie ich um die beschämende Tatsache herum, daß sie am ersten und sechzehnten jeden Monats die Rechnungen begleichen mußten; dabei lebten die Beiden in einem Idyll. Es sind ja olle Kamellen, wenn ich einen feinen Kulturkenner an die Theaterepoche Goethes erinnere, der übrigens, nebenbei bemerkt, durchaus für die „Serie" war und mit leidenschaftlicher Energie dafür eingetreten ist. Aber zur Stärkung des Gedächtnisses: wollen Sie in einer freien Stunde nicht einmal den Spielplan des alten Weimarer Hoftheaters unter der Spielleitung Goethes nachkontrollieren? Sie finden da neben Kotzebue noch einige andere deutsche Dichter erlauchten Grades, mit denen der Olympier seine Weimaraner ergötzte. Dabei sollen die Autoren, die während seiner Direktion für das Theater schrieben, nicht ganz ohne Talent gewesen sein, man nennt Namen wie Goethe, Schiller, Kleist, von den Stürmern und Drängern, von den deis minorum gentium ganz zu schweigen. Er war ein wenig — amoralisch, der alte Herr. Er nahm das Theater als ein buntes, leichtes Spiel und wollte in den letzten Jahren — siehe Wilhelm Meisters Wanderjahre — von der Bühne und den Komödianten überhaupt nicht mehr viel wissen. Er glaubte, das Theater verderbe den Charakter. Dagegen schwärmte er für Uhren — Uhren — Uhren. Die Unersetzlichkeit der einmal verlorenen Stunde sollte in das Hirn gehämmert werden. Etwas schrullig, finden Sie nicht? Aber zuweilen, halten zu Gnaden, denke auch ich, daß von dem Theater zu viel Wesens gemacht wird — und am Ende wird auch von uns Beiden zu großer Wortaufwand vertan, wenn wir uns so lange über diesen Gegenstand unterhalten. Und das wäre dann wirklich, wenigstens im Sinn Goethes, eine Versündigung wider den Geist der „Zeit".

Mit republikanischem Handschlag
Ihr
sehr ergebener
Felix Hollaender.

FISCH MIT BÜCHERN

Diderot: Ist er gut, ist er böse? Rudolf Kämmerer-Verlag, Dresden. Diese von Franz Schulz verständnisvoll übersetzte Komödie ist zunächst nur die Geschichte vom verhinderten Dichter, der sich so sehr mit den Geschäften anderer Leute einläßt, daß ihm für die eigenen Angelegenheiten keine Zeit bleibt. Bald aber spürt man in den amüsanten Dialogen dieses Gelegenheitstücks Diderots Menschentum, seine von keiner Moral-Doktrin getrübte Kenntnis von Leben und Welt. Man müßte dies kleine Stück aufführen, weil es heiter ist, und doch tief, weil wir dabei über uns selbst lachen, ohne uns vor uns selbst zu ekeln. Der verhinderte Dichter, der mit Mitteln aller Art, auch mit Betrug und Lüge, seinen Mitmenschen helfen will, ist nicht nur Diderot selbst, das sind wir, die wir das Gute wollen und das Böse tun. Wir sind wie wir sind, das ist der Weisheit letzter Schluß des großen Vorläufers der Revolution. „Diderot ist Diderot", sagte Goethe, „wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister." *P. M.*

Oskar Fischel: Chronisten der Mode. Mensch und Kleid in Bildern aus drei Jahrtausenden. (Müller & Co., Verlag, Potsdam. 101 Seiten mit 203 Bildern und Tafeln.)

Diese Art historische Bilderbücher haben stets einen großen Reiz. Sie bleiben, wenn sie in den Reproduktionen nur einigermaßen sauber sind, nichts schuldig, denn schließlich sollen sie durch dokumentarisch festgelegten Ausdruck den Verlauf einer Linie aus frühstem Nebel bis in die klarste Gegenwart zeigen. Der Text ist selten schöpferisch, wenn man darunter das Formulieren und Beweisen einer Hypothese versteht. Aber sie sammeln Material, ordnen es, verzieren es mit Anekdoten. Die Modebände von Boehn haben sich damit durchgesetzt. Fischel geht denselben Weg. Sein Geschmack ist denkbar zuverlässig, seine Bildwahl ganz davon diktiert. Er stützt sich auf Kunstwerke einwandfreister Qualität; das ist durchaus richtig, denn nicht der Modezeichner vermittelt das richtige Bild eines Kleidstils, sondern der Künstler, der ihn in der Umgebung, im Gesamtausdruck der Zeit, in der Facette der Karikatur und in der Betonung einer prominenten Persönlichkeit darstellt. Von der Königin Nephretete bis zu Kainers Dame in Unterwäsche ist es immer der Mensch, dessen Bewegung, Würde, Größe und Zweideutigkeit durch die modische Umkleidung zum zeitentsprechenden Ausdruck gebracht wird. Allen, die in Dingen der Mode noch immer ein Spiel spekulativer Kräfte sehen, sei dieser Band vorgelegt, weil sein Augenschein sie über die tieferen Beziehungen von Kleid und Zeit überzeugt.

Alfred Kubin: Von verschiedenen Ebenen. (Fritz Gurlitt, Verlag, Berlin.) Seit Kubin den wunder-

vollen Traumroman „Die andere Seite“ geschrieben hat, liebt man den Dichter in ihm ebenso wie den Zeichner. Er gehört zu den wenigen schreibenden Künstlern, deren Werk zutiefst eine innere Einheit bedeutet (Barlach, Meidner). Der neue Band, der fünfte einer Serie Malerbücher, in sehr schöner, drucktechnisch vollendeter Wiedergabe, offenbart diese vielseitige Einheit ganz stark. Kubin ist hier das Kind und der Träumer, der Mystiker und der Erzähler, der harmlos witzige Interpret eines kleinen Erlebnisses, und dann plötzlich der Erkenner jener tiefen Dämonien, die hinter unseren seelischen Vorstellungen arbeiten. Wäre das Wort nicht zu sehr abgegriffen und einseitig determiniert, man würde ihn den großen Expressionisten nennen müssen. Unser Buch enthält ein paar Aufsätze über sein Traumleben (als die bestimmende Seite seines Wesens), über das, was ihm ein Zeichner bedeutet, danach einen gescheidten kleinen Essay von Mynons usw. Die zahllosen Graphiken, zum Teil Original-Lithos, entstammen den verschiedenen Schaffensperioden, der Künstler wählte sie aus unveröffentlichten Mappen selber aus. Sie sind so charakteristisch, daß man sein Buch als im besten Sinne repräsentativ nennen kann.

Friedrich Hölderlins Werke. (Vier Bände. Verlag Erich Lichtenstein, Weimar.) Dieser Klassiker, als den man den Romantiker Hölderlin wohl bezeichnen muß, hat in der jüngsten Zeit die stürmischste Auffahrt erlebt. Drei oder vier Ausgaben streiten sich um die Palme der Erlesenheit. Über die literarhistorische Geltung können nur die Gelehrten entscheiden, denn bei Hölderlin kommt es auf die diffizilste Kenntnis, auf ein nie schwankendes Gefühl für die zahllosen Nuancen seiner Gebilde an. Erich Lichtenstein, der diese Bände besorgte, gab eine der inneren Entwicklung Hölderlins folgende Anordnung, die mit dem künstlerischen Bild das menschliche verwebt. Das gilt ausdrücklich für die Gedichte. Sie bekommen dadurch einen ganz neuen eigenen Glanz. Man entdeckt Hölderlin aus seinen Zusammenhängen heraus und begreift ihn hinein bis in die Umnachtung. Den Bücherfreund mag es aber freuen, hier eine Ausgabe von zwingender Schönheit vorgesetzt zu bekommen. Ich kenne keine Klassikerausgabe in Deutschland, die so vorzüglich in Satzbild, Druck, Klarheit des Aufbaus und in Ausstattung gemeinhin wäre.

Graf Gobineau: Ermelin Firnis. Roman. (Rhein-Verlag, Basel.) Das ist eine entzückende Entdeckung: ein kleiner Roman mit einem leichten Schmelz von Me-

lancholie und den heroischen Hintergründen der napoleonischen Ära. Ein peinlicher Untertitel sagt zwar, es sei eine Geschichte aus vergangenen Schiebertagen. Aber das ist wohl nur ein Verlagscliché. Denn vor ein paar Balzac'schen Emporkömmlingsfiguren sitzt das pflanzenhafte, verkrüppelte kleine Mädchen tagsüber an einem Fenster, kennt nichts als Perraults „Gestiefelten Kater" und den seichten Schwatz einiger alberner Jungfern; ein Kind von siebzehn Jahren, das getragen wird, über die Schwingungen des Herzens nicht einmal etwas ahnt, das den Umriß der Liebe gerade einen Augenblick streift, um dann zu verwelken. Es ist eine wundervolle Pastellmalerei, die man lieben muß. Man findet, was „Seele" ist, wohl nirgends so duftig und so ohne Worteschwall gegeben wie hier. (Nebenbei, kann man sich für eine Parvenu-Familie einen amüsanteren Namen denken als „Firnis"?)

K.

ERNST WEISS.

Deutschland hat einen Dichter von dämonischer Phantasie: Ernst Weiß. Seine Bücher, bei Kurt Wolff und in der „Schmiede" erschienen, werden weit in die Zukunft wirken. Da wird vor einigen Wochen ein kleines, sanft schweinigelndes Lustspiel von Ernst Weiß in einem Hamburger Theaterchen angezeigt. Der Verfasser ist natürlich ein anderer Ernst Weiß, ein Anfänger, der es noch einmal zur Größe Rudolf Lothars bringen kann. Nun wendet sich der berühmte Ernst Weiß an den beginnenden und rät ihm, sich doch für seine eben eingeschlagene Laufbahn einen anderen Namen zu wählen. Aber der Anfänger Ernst Weiß, vielleicht erfreut über das ihm nützliche Mißverständnis, lehnt schroff ab. Man wird also gut tun, bei auftauchenden Ernst Weiß-Trivialitäten an Ernst Weiß d. J. zu denken.... Ach, Weisheit ist nicht immer Weißheit.

SÄCHSISCHE SPERLINGS-MARSEILLAISE

Wir Sperlinge haben ein Klassenbewußtsein;
Oho!
Uns schlägt ein Proletenherz unter'm Brustbein.
Jojo!

Wir protestieren mit viel Geschrei
Oho!
gegen die Raubvogeltyrannei.
Jojo!

Wir protestieren gegen die Parasiten,
Oho!
Denn das Protestieren kann uns niemand verbieten.
Jojo!

Wir protestieren von früh bis spät,
Oho!
Denn wir haben die Landtags-Majorität.
Jojo!

Erich Weinert.

RUDOLF JOHANNES SCHMIED-ANEKDOTEN

7.

Jahrelang schickte Schmieds Vater Monatsrente auf Monatsrente aus Argentinien, damit Rudolf Johannes als Schriftsteller in München leben könne. Erfolglos verlangte der Vater dafür Belege. Endlich sandte ihm Rudolf Johannes sein Buch und schrieb um die väterliche Anerkennung.

„Dein Buch habe ich erhalten", schrieb der Alte von der Hacienda seinem Sohn, „aber ich glaube, Goethe und Schiller dürften billiger gearbeitet haben."

8.

Rudolf Johannes Schmied war nach Argentinien zurückgekehrt. Er hatte von Europa monatelang nichts mehr gehört. Er saß mit seinen Indianern am lodernden Lagerfeuer. Affen kletterten auf den Kokosbäumen. In der Ferne schrie der Jaguar. Da erreichte ihn ein reitender Bote und überbrachte ihm die Post aus Europa. Sie enthielt nichts als eine 1914 erschienene Jubiläumsschrift über das Café des Westens. „Ihr könnt Euch denken", erzählte Rudolf Johannes Schmied, „wie ich mich in die Schrift vertiefte. Ich trank jede Zeile, bis mir der Häuptling, ein toller Bruder, zurief, mein Lager im Wigwam sei bereitet. Da wachte ich auf und schrie dem alten Zahlkellner des Café des Westens nur noch zu: „Hahn, zahlen!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 9):

Das neue Europa.

Wien, Zürich, Berlin. Diese von Dr. Paul Cohn geleitete Revue steht nunmehr im 9. Jahrgang ihres Erscheinens. Die vielfältigen Probleme der Zeit werden in den Spalten dieser Zeitschrift von berufenen Federn in gediegen sachlicher Form behandelt. Das vielgelesene Blatt dient dem Völkerfrieden.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Verlag Hermann Goldschmiedt, Wien-Leipzig

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Märzwoche

Das Wort „ruchlos“ kann man nicht mehr lesen. Aber im Ruhrgebiet wird es jetzt alle Tage austrompetet. Was ist ruchlos? Der Mord. Also nehmen die Franzosen die Backen voll, denn es sind in Buer zwei französische Offiziere erschossen worden, und da tun die Herren Generale, als hätten sie dergleichen für ganz unmöglich gehalten, sie sind aus allen ihren Himmeln der Gewaltlosigkeit gefallen über diese ruchlose Bluttat, und sie legen Ehrenlegionkreuze auf die Leichen der tückisch Hingerafften und sie verhaften Geißeln und drohen mit der sofortigen Füsilierung, und Herr Poincaré, ganz verblüfft über die unverhofften Schüsse im Ruhrgebiet, verkündet unerbittliche Strafen, indes Herr Maginot, der Kriegsminister, den französischen Zeitungsleuten erzählt, wenn das Reich sich nicht einmischte, wäre im Ruhrgebiet längst alles in bester Ordnung, der Feind stehe — wo? — in Berlin. Die so franzosenfrohe Bevölkerung darf in den Ruhrstädten freilich nur auf dem Straßendamm, nicht auf dem Bürgersteig gehen, und sie darf die Hände nicht in die Taschen stecken, sondern muß mit sichtbar nach außen gespreizten Fingern vorbeimarschieren, weil die menschenfreundlichen Generäle ihr doch allerlei Ruchlosigkeiten zutrauen.... Daß im Ruhrgebiet Blut fließen wird, sah jeder Volksschüler voraus, und wenn den französischen Generälen jetzt an den Bahren zweier, nur zweier Offiziere die dicken Krokodilstränen über die Backen kollern, so verstehen sie sich auf die Technik der Tränen besser als Asta Nielssen, die immerhin Glycerin brauchte. Nun, die Trauerlügner selbst sind die Mörder. Im Casino werden sie die Beine von sich strecken, den Zigarettenrauch hochblasen und dem betreßten Mitmörder mit schiefem Maul zubrummen: „Eigentlich erstaunlich, daß erst zwei abgeschossen wurden. Wir haben mit anderen Verlustziffern gerechnet. Eigentlich sehr billig abgelaufen, der ganze Ruhrkrieg.“ In der Rechnung der bunt kostümierten, goldbetreßten Menschentöter von Beruf stand eine ganz andere Opferstatistik. Es kommt im Krieg auf ein Schock Poilus und auf ein Dutzend Kapitäne nicht an. Damit hat man gerechnet. Wenn diese langmütigen Boches sich nur noch zu einigen Ruchlosigkeiten entschließen wollten! Natürlich braucht es nicht gleich ein Kasinogeneral oder gar Herr Degoutte oder Herr

Maginot selbst zu sein, die Feldherren würden sich mit bescheideneren Ruchlosigkeiten begnügen. . . . Dieser französische Durst nach deutschen Untaten muß dem Wehrlosen erst recht sein Gesetz einprägen: knirschend zu dulden. Es geht kein Atom im Weltenraum verloren, jede Tat hat ihre Kinder. Die Franzosen wollen das Verhältnis zu Deutschland von Grund auf vergiften, sie wollen für hundert Jahre Haßfieber erzeugen — nun, die französischen Reitpeitschen werden ihre Museen finden!

In der Weltkriegsgeschichte hatte sich Graf Czernin eine edle Legende zu verschaffen gewußt. Er war der Nibelungentreue. Bloß durch den Ehrenwortbruch des Kaisers Karl und durch die Oberregierung der politischen Kaiserin Zita wurde er gestört, gehindert, ja contrecarriert. Oh, er, der Graf Czernin, war immer gegen den herrschenden Weiberrock in der Wiener Hofburg. Er, der treudeutsche Diplomat, war stets gegen die Spitzbübereien des Prinzen Sixtus, der als Bruder der Zita im Kriege ungestört zwischen Paris und Wien herumbummeln durfte. Unglücklicherweise hat Herr Graf Czernin im Kriege Briefe geschrieben. Ein solcher niederschmetternder Czerninbrief (vom 17. Februar 1917) wurde jetzt in Wien, von dem neuen Tagblatt „Die Stunde" veröffentlicht:

Allergnädigste Herrin!

Se. k. u. k. apostolische Majestät haben gestattet, daß ich Euer Majestät täglich einen Bericht über die äußere Lage vorlegen darf, einen Befehl, dem ich von morgen an nachkommen werde.

Bei genauer Überlegung der Argumente Euer Majestät in meiner heutigen Audienz würde ich den größten Wert darauf legen, wenn der Prinz Sixtus selbst zu Euer Majestät käme.

Wenn Euer Majestät selbst mit ihm sprechen könnten, würde unsere Sache bedeutend weiterkommen.

Ich erfahre aus sehr guter Quelle, daß das Ministerium Caillaux am Horizont erscheint. Das wäre ein „Friedensministerium". Vielleicht hängen die beiden Aktionen zusammen.

Euer Majestät küßt die Hände Ihr ergebenster Diener

Czernin.

Der Brief beweist, daß Graf Czernin als Minister die Politisierung der Zita selbst täglich vorgenommen hat. Er selbst, der ergebene Diener Ihrer allergnädigsten Herrin, hat den Sixtus-Verrat eingefädelt, und schließlich hat er, der gelernte Diplomat, die Caillaux-Möglichkeiten im Frühjahr 1917 zerstört, indem er sie mit der kaiserlichen Dilletantin besprach. Auf dem Wege über den Bruder, den prinzlichen Spion Sixtus, wurde diese deutsche Illusion nach Paris gemeldet und damit war sie zerrissen. Es gab einen aufrechten deutschen Diplomaten im Weltkrieg; jetzt ist auch der dahingerafft.

Überall ringt sich die einfache Erkenntnis durch, daß die Völker an einer Überproduktion an Abgeordneten leiden. (Deshalb hat die Untersuchung, die das „Tage-Buch" im Vorjahr bei denkenden Politikern aller Parteien angestellt hat, überall Beachtung gefunden, nur nicht bei den Parlamentsschwätzern selbst und bei den Parlamentsjournalisten, welche den Bliemchenkaffee der parlamentarischen Weisheit in ihren Leitartikeln noch einmal aufgießen.) In Österreich gibt es jetzt eine Regierung, die über dem Parlamentsniveau steht. Ein Politiker von der Weitsicht, Unbeirrtheit und Elastizität des Prälaten Seipel hat sich denn auch nicht gescheut, in dem Entwurfe einer neuen Wahlordnung, der dem österreichischen Nationalrat soeben vorgelegt wurde, die Zahl der Abgeordneten zu beschränken. Bisher saßen in der gesetzgebenden Versammlung Österreichs 183 Mandatare. Von nun wird sich die Nationalversammlung mit 165 Abgeordneten behelfen müssen. Das ist immerhin der Verzicht auf ein Neuntel des Geschwätzes. Leider hat der Entwurf einige Schönheitsfehler, der schlimmste ist die Einführung der Wahlpflicht. Es sollen auch die Leute zur Urne gezwungen werden, die kein innerer Antrieb zur Abstimmung treibt. Fehlt nur noch die gewaltsame Vorführung aller Politik-Verächter an die Urne und der Zwang zur Ausübung eines nicht erstrebten Mandates.

Es gab einmal einen Landesverräter, mit und aus dem in allen Zeitungen ein ungeheures Wesen gemacht wurde: Erich Anspach. Er soll den Franzosen ganz abscheuliche Dienste geleistet haben. Er wurde in allen Berliner Zeitungen beschuldigt, diplomatische Aktenstücke gefälscht zu haben. Und es ist im „Tage-Buch" klipp und klar erklärt worden, daß Herr Anspach auch eine Sammlung falscher Stempel besessen habe, mit denen deutsche Ein- und Ausfuhrscheine erzeugt wurden. Trotzdem ist hier schon vor einem halben Jahre, gleich nach der Verhaftung des Anspach, prophezeit worden, Herr Weißmann, Staatskommissar für öffentliche Ordnung und private Unordnung, werde die Verfolgung seines Schützlings nie zulassen. Nun wird seit einigen Wochen in allen Lokalen, in denen Herr Anspach aufzutreten liebte, erzählt, das Verfahren gegen Anspach sei schon eingestellt, der Landesverräter spaziere wieder in Freiheit durch die deutschen Cafés. Erinnert sich das viel zu vergeßliche Publikum, mit welchem Trara vor einem halben Jahr die Festnahme Anspachs verkündet wurde? Erinnert man sich auch der kühlen Gelassenheit, mit der die französischen Regierungsstellen erwiderten? Gibt es keinen Abgeordneten, der diese beschämende Anspach-Komödie einmal vom A bis Z erzählt? Auf die Gefahr hin, daß Herr Weißmann, Anspachs Protektor, grolle?

Zeichnung von Heinrich Major



Helfferich, heimlicher Kaiser

3.

KLAUS PRINGSHEIM *MUSIKERELEND*

Wenn Beethoven unter uns lebte, besäße er eine Villa in Ischl und zwei Automobile. So weit haben es die Musiker gebracht. Sie sind vollwertige Objekte der sozialen Gerechtigkeit geworden, zählen als Glieder, Mitglieder der materialistischen Gesellschaftsordnung. Sie haben Anspruch auf alle Lebensgüter, in die Geld, in Geld umgesetzte Arbeit, jede nach Geldeswert zu schätzende Leistung sich umsetzen läßt, sie haben unmittelbar Teil am Kurs der Wirtschaft, und es ist darum logisch, daß ihnen heute von der allgemeinen Not ihr Stück Elend aufgebürdet ist. Ob der Gulden fiel oder stieg, Schubert hätte vermutlich um nichts besser oder schlechter gelebt; das Elend des deutschen Musikers von heute ist das Elend der Mark.

Musik ernährt ihren Mann auf dreierlei Art: er bringt sie hervor, als Komponist; er bringt sie zum Erklingen, als Instrumentalist, Sänger, Dirigent; er bringt sie bei, als Lehrer. Vermag sie ihn heute zu ernähren? Die Antwort steht bei den Konsumenten. Musik ist nicht unter den Artikeln, die ihren Goldwert behauptet haben; ihr Sachwert ist ein Liebhaberwert. Mit Margarine, Stiefelsohlen, Briketts vermag sie sich an Lebenswichtigkeit nun einmal nicht zu messen; den Luxus, Musik zu treiben, spielen und schreiben zu lassen, wie vor dem Krieg, kann das deutsche Volk sich nicht gestatten; der Verbrauch muß mehr und mehr eingeschränkt, oder Musik zu einem Preis geliefert werden, bei dem bald kein Musiker mehr bestehen kann. Beides geschieht: die Minderung der Nachfrage drückt auf den ohnehin gedrückten Preis des allzu reichlichen Angebots. Und was hilft es, den Grundpreis der Musikalien mit der Schlüsselzahl (heute zweitausend) zu multiplizieren, wenn dies Verfahren das sicherste ist, den Käufern das Kaufen abzugewöhnen? Was hilft es, den Preis der Konzertkarten der Geldentwertung anzupassen (in einem Tempo, daß man hinter andern Künsten, hinter allen öffentlichen Lustbarkeiten noch immer um Monate zurückbleibt) wenn das Geld, das die Geldentwertung den Leuten für Konzerteübrig läßt, immer weniger wird? Was hilft es endlich dem Klavier- oder Gesangleherer, Indexpreise für Stunden zu fordern, die, eben darum, keiner nimmt?

Am besten dran sind die Festbesoldeten: Mitglieder und Leiter städtischer, staatlicher Orchester, Lehrer an Konservatorien. Es ist keine sorglose Existenz, die sie haben; denn auch ihre Arbeitgeber, Länder und Städte, die größten nicht ausgenommen, sind als Kunstförderer und Kunstunternehmer sozusagen nur Menschen (Menschen von heute); immerhin, es ist eine Existenz; wenn auch für die meisten eine kümmerliche. Für die andern aber, für die Mehrzahl der Musiker, und unter ihnen manche von den besten, ist der Musikerberuf ein freier Beruf; man weiß, was das in dieser Zeit bedeutet.

Mit den Kosten der Lebenshaltung, dem Preis der Musikinstrumente steigt die Zahl der deutschen Wohnungen, in denen kein Klavier zu finden ist, und der deutschen Familien, in denen keine Tochter, kein Sohn Musik erlernt. Das ist kein Unglück für die Nachbarn, und der Verlust ist tragbar für die deutsche Musik; heute: denn mit der Zeit müßte Senkung des allgemeinen musikalischen Bildungs- und Ausbildungsniveaus Einschläferung, Min-

derung der Musikempfänglichkeit bedeuten. Den akuten Schaden haben die Musiker, deren letzte Zuflucht, Rettung vor wirtschaftlichem Zusammenbruch ihre private Lehrtätigkeit war. Ihrer sind viele, allzuviele.

Es wird weniger komponiert, seit es den Deutschen schlecht geht. Auch das ist kein Unglück, denn Komponieren war ein Unfug geworden; aber begreiflich ist es: denn der Berufskomponist komponiert, um gespielt und gestochen zu werden; und die Aussicht, das eine, gar beides zu erreichen, ist heute für den Nicht-Arrivierten zu schmal, die Hoffnung zu schwach, um seiner Inspiration zum Durchbruch zu verhelfen. Nun ja, Schubert hätte nicht schlechter, hätte nicht anders komponiert: wenn es seinem Land zu schlecht ging, seine Lieder singen und drucken zu lassen. Er konnte warten. (Über seinen Tod hinaus.) Nein, es ist nicht schade um die Musik derer, die nicht warten können. Freilich, vom Warten kann keiner leben; wer kann es heute vom Komponieren?

Als Komponist ein Vermögen zu erwerben, war auch vor dem Krieg keine Kleinigkeit. Richard Strauß, der bahnbrechende Meister des Kompositionsgeschäfts, das große Beispiel und Vorbild, ist, als Beispiel, Ausnahme geblieben. (Er ist eben Richard Strauß.)[1] Sicher hat die unter seiner Führung geschaffene Organisation „zur Verwertung musikalischer Urheberrechte" noch keinem Nachkriegskomponisten die Mittel zugeleitet, die zum Leben nötig sind; es ist kaum der Rede wert, was sich heute an Aufführungs-Tantiemen aus unsern Konzertsälen herausholen läßt. Und welcher Verleger ist noch so unternehmend, neue Werke herauszubringen? Die Herstellungskosten eines bescheidenen Streichquartetts beziffern sich nach Millionen. Nach Papiermillionen, gewiß; aber wir kalkulieren nicht in Dollar, wenn es um deutsche Musik geht. Nennenswerten Gewinn kann vielleicht, wenn er Glück und Erfolg hat, der Opernkomponist erzielen; doch der erfolgreiche Opernkomponist ist kein Normaltyp in Deutschland (ist es nie gewesen).

Den Komponisten läßt seine Arbeit verhungern; aber wenigstens: sie kostet ihn nichts (außer Papier und Tinte). Der Konzertierende hat es weit gebracht, wenn er, um sich öffentlich hören zu lassen, nicht draufzahlen muß. Das war schon in guten Zeiten ein dunkles Kapitel; Defizitkonzerte, leere, oder künstlich gefüllte Säle sind kein Novum im deutschen Musikleben. Das schlimmere Übel, das heute droht, ist das Mißverhältnis zwischen der Ertragsmöglichkeit und den Kosten eines Konzerts (nicht nur zwischen Einnahmen und Ausgaben): also ein Mißverhältnis schon im Etat, nicht erst in der Bilanz. Ein schlecht verkauftes Konzert ist vielleicht eine Enttäuschung für den Veranstalter; oder, wenn ers nicht anders erwartet hatte, ein unwirtschaftliches Unternehmen; ein ausverkauftes Konzert, bei dem der Künstler nicht bestehen kann, ist eine Unmöglichkeit.

Solisten: Sänger und Virtuosen, die nur einen zweiten Mann am Flügel beschäftigen (Pianisten gar, die allein das Podium beherrschen) haben auch heute nicht zu klagen, wenn sie ihr Publikum haben; hoffnungslos ist die Aussicht normaler Orchesterkonzerte. Es ist eine Feststellung von mehr als nur zeitgemäß-redensartlicher Bedeutung, daß unsere besten, am besten beschäftigten Konzertorchester um ihr Dasein ringen; sie können sich nicht — richtiger: ihr Publikum kann sie nicht mehr erhalten. Den Preis, der für den Genuß einer Symphonie gefordert werden müßte (und nicht gefordert wird), kann der normale deutsche Konzertbesucher, denn er ist nicht in den

Kreisen des heraufgekommenen Reichtums zuhause, nicht bezahlen; sechzig Musiker gleichzeitig an der Arbeit: so verschwenderisch gehäufter Konsum geht über seine finanzielle Kraft. Er wird sich mit Ersatz begnügen müssen. Kammermusik wäre nicht der schlechteste, ist aber keiner; nicht auszudenken, an was für Orchestersurrogate die Menschen sich vielleicht noch werden gewöhnen müssen. Oder: was uns an Umschichtungen und Umwälzungen noch bevorsteht. Das Wort Dilettantenkunst, in satten Zeiten verpönt, taucht auf, der Begriff: Kunst als Dienst, zur Befriedigung, Erhebung, nicht zur Ernährung dessen, der sie übt, wird aktuell, in der Musik und in andern Kunstbezirken, und weist in eine Zukunft, die Anfang einer neuzeitlich variierten Meistersinger-Epoche würde.

Wir erleben den Abbau des deutschen Konzertwesens. Daß Minderwertiges abgestoßen, die Flut lästiger Anfängerkonzerte eingedämmt wird, muß im Vorübergehen als Gewinn gebucht, doch lauter betont werden, daß die Verarmung unseres Musiklebens immer fühlbarer wird; Verarmung auch an fesselnden, in buntem Wechsel belebenden Persönlichkeiten. Da Reisen (mit Hotelaufenthalt und allem Zubehör) für den wirtschaftlich normalen Deutschen unerschwinglich geworden ist, hat der Künstleraustausch von Stadt zu Stadt beinahe aufgehört. Die Berühmten gehen ins Ausland verdienen. Ein deutscher Künstler, der sich „drüben" reich gesungen oder gespielt hat, könnte sichs leisten, im verarmten Deutschland seine Meisterschaft zu produzieren? Aber nein, er kann auf die elenden Papierscheine verzichten, die hier bestenfalls zu holen sind; er gibt im Herbst, „vor der Amerika-Tournée", auf der Durchreise sein Abschiedskonzert in Berlin, um sich vom Publikum bestätigen, von der Presse frisch abstempeln zu lassen, und auf Wiedersehen im nächsten September. Es ist dasselbe wie mit den Ausländern; gewiß, sie kommen zu uns: doch nur, wer sich bei uns hören lassen will, nicht oder nur ausnahmsweise, wen wir vielleicht hören wollen; kommt und kauft sich für ein paar Einheiten seiner Währung ein Berliner Konzert, das dann in allen Zeitungen besprochen wird. Nur darum ists ihnen zu tun; so hohen Kurswert hat die deutsche Musikkritik, in Wahrheit heute eins unserer stärksten Aktiva im internationalen Musikleben. Doch das deutsche Musikleben hat keinen Gewinn von irgendwelcher Valutakonjunktur; es verliert seine besten Künstler ans Ausland und läßt die andern rettungslos verarmen.

Hilfe wird Denen weder von außen noch von oben. Unerbittliche Musterung, denn ihrer sind zu viele, tut Not. Alle Sorge, müßte die Parole lauten, alle verfügbaren Mittel den Besten; ein Schädling, wer unbegabte, ungekonnte Musik konsumiert. Befehlen läßt sichs nicht; das Leben bestimmt die Opfer des unvermeidlichen Ausscheidungsprozesses. Brennend bleibt die Frage: wohin mit den Überzähligen? Billigster Rat: Abwanderung in andere Berufe. Als ob es noch Berufe gäbe, die willig sind, Abwanderer aufzunehmen. Nachwuchs, der nichts zu hoffen hat, läßt sich abschrecken. Aber alle, die da sind und nicht bleiben dürfen? Gottseidank, schon wissen manche sich zu helfen.

Die Deutschen sind, wie man weiß, ein musikliebendes Volk; nur leider die meisten heute heruntergekommen in der Objektwahl; richtiger: Die sind es, die heute heraufgekommen sind, und deren Geschmack den Ton angibt: überall, wo eine Brieftasche etwas gilt. Es gibt da weite Gebiete, weite Absatzgebiete einer Produktion, von der ich nicht weiß, wie sie zum

Namen von Musik gelangt ist: die Nachfrage ist ungeheuer, und Geld fließt in dunklen Strömen. Für deutsche Musiker ist gesorgt: in Dielen, Bars, Nachtcafés, Operettentheatern und an ähnlichen Orten finden sie Unterkommen. Wer bliebe standhaft? Gewiß, es ist Prostitution; aber sie schändet den nicht, der sich rein hält.

Das ist die tiefste Not des heutigen Musikers: nicht das quantitative, sondern das qualitative Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage; nicht, daß er unter seinem Preis, sondern, daß er unter seiner Würde zu arbeiten gezwungen wird — eine schwere, lastende Not, wie sie noch keinen Künstlerstand gedrückt hat.

Immerhin, sie sollten aus der Not eine Tugend machen. Zum Beispiel wie? Brahms-Allüren zwischen Kurszettel, exhibiertem Schlafzimmermist und Likörglasscherben? Mozart als Freudenhausmittel für Halbnackttanzsäle, Weinbrandstätten und andere Etablissements der großstädtischen Nachtlebewelt? Wer Kunst an Pack verfüttert, sündigt. Doch im Wesen des Künstlers liegt es nun einmal, daß er sich nie entwürdigt, solange er sich treu bleibt. Kann er das, als Barliedersänger, Dielengeiger, Schlagerfabrikant? Er kann es, wenn er, was er macht, so gut macht, wie er kann. Programm des schuldlos deklassierten Musikers sollte sein: das letzte Stück Künstlermission zu behaupten, das ihm gelassen ist. Das Publikum muß jeder Künstler suchen, aufsuchen, wo es zu finden ist. Wären meine Zuhörer Amüsiergesindel: es könnte mich mit Stolz erfüllen, sie zu rühren und ein guter Musiker geblieben zu sein.

Das hieße aus der Not eine Tugend gemacht. Ein Weg, der in die Zukunft führt, ist es nicht, Gotseidank. Ja, es gäbe einen; doch den der Musiker nicht allein gehen kann. Nicht nur, durch die Konjunktur der Nachkriegswirtschaft, sind heute die „neuen Reichen", es sind, in besserem zukünftigerem Sinn, durch die Revolution, noch andere heraufgekommen, deren Musikempfänglichkeit noch unverbraucht, noch kaum geweckt, noch unbewiesen ist; aber keines Beweises bedarf: denn die Deutschen sind ein musikliebendes Volk. Man sollte endlich — alle, die es irgendwie angeht, das Reich, die Länder sollen endlich erst machen mit planvollem Aufbau des Arbeiter-Musiklebens, mit planmäßiger Erziehung des arbeitenden Volks zur Musik und durch Musik: Musik vom Volkslied bis Beethoven. Dann hätte eine Generation deutscher Musiker lohnende Arbeit.

WILHELM MICHEL

BÜCHNER DER JÜNGLING

Büchner ging dahin als der glänzende Entwurf seiner selbst. Nach ausgeträumter Kindheit eben zum schmalen, hochmütigen Epheben ernüchtert, knapp in eine Form von elfenbeinerner Bestimmtheit gefaßt, doch schwer überwölkt vom Leidmut der Jünglinge, die ihre ersten Müdigkeiten schon für die letzten halten. Niemand kann ihnen sagen — denn die Jünglinge und die Männer verstehen sich nicht — daß diese frühen, märzlichen Ermattungen nur die Ansätze zu den ersten Erkühnungen sind. Wie streng die Jugend eingeschlossen ist in ihre harte, phantastische Welt, pflegt von

der Erinnerung gefälscht, vom Mannesalter vergessen zu werden. Das Alleinsein mit einer verzehrenden, spiegelnden Einsamkeit, die etwa noch von einem Kameraden geteilt wird wie eine geheime Schuld, das ständige Umgangensein von huschenden, winkenden, unverletzlichen Gegnern, das Scheuen vor dem Leben wie vor einer Blaubartkammer, der Ekel, der Hochmut, die unerträgliche metaphysische Langeweile, das peinliche Schaukeln und Gaukeln aller Wertsetzungen — Schrecken, Angst und Zorn — grauenvolles Maskentum der Menschenwelt, unsinnig-unsinnliche Ausgestoßenheit, Neid und Haß auf jeden Fresser, tausend Verlockungen zum Tod, und dies alles ohne Sprache, unsagbar und unsäglich, weil für das Wörterbuch der Männer nicht gemacht — so zählen sich die Erlebnisse dieser wilden, gefährlichen Zeit zusammen, in der der Mensch fremd und schön, kindlich und schrecklich ist.

Büchner ist einer der seltenen Fälle, in denen diese Jugend zum Sprechen kam. Man sieht deutlich, daß er für ein Mannesalter der gewaltigen Leistung und souveränen Menschlichkeit vorherbestimmt war. Das kündigt sich an in seinem auf Herrschaft und Gipfelhaftigkeit angelegten Wesen, ebensosehr in der scharfen Gewalt seiner Gedanken, in dem beispiellosen Greifen, Blitzen, Treffen seiner Sprache. Seine jungen Verzweiflungen haben kein hamletisches Fett, sie sind sehnig, schlank und fränkisch. Das fahle Zwielicht seiner Jugendwelt steht in seinen Worten ohne alles Weitläufige, Schwammige und Ungefähre. Die Sprache klingt von edler Trockenheit wie altes Geigenholz, die „feuchten Stimmungen" sind ihr fremd. In Büchners Wesen und Ausdruck gibt es nichts, was an breiten Pinsel und zähflüssige Ölfarbe erinnert, alles ist zeichnerisch und unerhört genial, das Farbige keck und unwiderstehlich, man denkt an John Constable.

Dieses bestimmte, stolze, formvolle Material von Wort und Wesen ist es, in dem sich der angstvolle, bedrohliche, gewittrige Jugendzustand ausdrückt. Weltwerdung, Kampf um die eigene Gestalt, Kampf um den eignen Gott und Sinn — das ist der Inhalt von Büchners Werk. Sein vordringlichstes Interesse ist das metaphysische, alles andere verhält sich dazu nur wie das Darstellungsmittel zur geistigen Absicht, wie der Erlebnisstoff zu der im Charakter festgelegten Erlebnisform.

Das gilt insbesondere für den politischen Einschlag in Büchners Werk und Leben. Zwar steht da das Politische dem Buchstaben nach stark im Vordergrund. Woyzecks grauenvolle Starre und böse Verzauberung, Mariens Dirnendasein werden ausdrücklich sozial begründet. „Dantons Tod" durchläuft mit gewaltigem Atem einen Abschnitt der französischen Revolution. In „Leonce und Lena" knallt die Peitsche auf dem Rücken eines köstlichen Serenissimus, fallen Hiebe gegen das Lächerliche der Kleinstaaterei und eines verfratzten Beamtentums, dazwischen stehen wenigstens andeutungsweise so-

zial-revolutionäre Anspielungen. Der „Hessische Landbote“ steht trotz der Weidig'schen Verstümmelungen und Zusätze in der Literaturgeschichte als eines der glänzendsten politischen Pamphlete. Was an Briefen erhalten, an mündlichen Äußerungen überliefert ist, umkreist mit Leidenschaft und überlegenem Scharfsinn die revolutionäre Wallung der Zeit. Nicht geistreiche Randglossen zum Geschehen kommen dabei zum Vorschein, sondern ein schöpferischer Verstand schneidet ein, schiebt das papierene Geflenne um Verfassung und Pressefreiheit beiseite und erkennt im Hunger der Enterbten das einzige revolutionäre Element, fügt also der politischen Rebellion die soziale hinzu.

So könnte dieser junge Mensch bis in die entlegeneren Bezirke seines Geistes politisiert, aktiviert, verzeitlicht scheinen. Aber, sonderbar, in Zürich verleumden ihn die Unentwegten der Revolution hämisch als politischen Apostaten. Ein später Brief sagt, er habe sich vollkommen davon überzeugt, „daß nichts zu tun ist, und daß jeder, der im Augenblicke sich opfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt“. Viele Äußerungen der gleichen Zeit zeigen ihn hoch und gelassen über dem Bereich der aktiven Politik. Und blickt man von ihnen aus auf die politischen Beimischungen seiner früheren Werke zurück, so wird überwältigend klar, daß sein Geist durch dieses ganze Zeitgeschehen nur hindurchschoß wie ein Sonnenstrahl durch aufgewirbelten Staub. Das Politische war der Stoff, an dem die einmalige, zeitlose Lebensproblematik dieses Jünglings zum blitzenden Aufleuchten kam. Nichts, einen Staub bedeutet dieser Stoff für das eigentliche seelische Geschehen, das sich in Büchner vollzog, für diese schmerzhafte Weltschöpfung des Jünglings, nur daß dieser Stoff vielleicht förderlicher war als es der gewöhnliche, friedlich-bürgerliche Lebenslauf gewesen wäre. Woyzeck tritt vor uns als ein sozial Enterbter. Aber lange vor seiner sozialen Armut und Aushungerung ist ein metaphysisch Enterbter, ein am Lebensquell zu kurz Gekommener, ein Hungriger und Ausgestoßener von der Rasse Heinrichs von Kleist, ein Aufständischer mehr gegen Gott als gegen Fürsten, Hauptleute und Medizinmänner dieser Welt. Was ihm der Tambourmajor schließlich in wirklicher Welt vor dem Munde wegfrißt, nämlich das saftige, nahrhafte Dirnenfleisch, das ist ihm schon vor seinem Eintritt ins Dasein aus den Fäusten gerissen. Er stirbt einen metaphysischen Hungertod, er hat nie wo anders gewohnt als in der Verzweiflung und im Heimweh, seine Tragödie ist analytisch, nicht synthetisch, sie ist bloß der erkennbare, mit Messer, Mord und Selbstmord prunkende Ausbruch des mit ihm geborenen Todes. Sein ist der Spruch aus dem Märchen, das die alte Frau erzählt, „Hab nicht Vater noch Mutter, hab nicht Sonne, Mond noch Sterne und nicht die Erde“, es ist die ewige Ausgestoßenheit des Jünglings, die sich im „Woyzeck“ feindlich und schreckhaft unter Menschen wagt, und nur aus der grauenvollen

Entfremdung dieses Zustandes werden diese Blicke auf die Erde und ihre Menschen geworfen, wie sie das Stück schildert, auf den betrunkenen Handwerksburschen, auf das Kind, das selbst im Schlaf Schweiß vergießt, auf den bunten hölzern knarrenden Jahrmarkt, auf den Juden, mit seinem schauerlichen „Und s'is doch Geld!", auf die pralle, lackierte Dirne und ihr Wort: „Ach, was Welt! Geht doch alles zum Teufel, Mann und Weib!" Maskentum, Hohn der Götter, vertracktes Knochengeklapper und Automatengezische ist alles im „Woyzeck", die enthüllende, bezeichnende Situation, darin Woyzeck selbst, kreideweiß, seelisch vergiftet, den eben geborenen Gedanken des Mordes hinter der Stirn, umhüpft, umgeckt von der überlebendigen Puppe Doktor und triefäugig verhöhnt von dem Madensack Hauptmann. Schauer des Todes, der sich als Hanswurst vermummt, Schauer der schamlosen Beblickung, wie ruft und reicht das hinüber in den „Danton": „Sind wir Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruten totpeitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde? Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?" Hat man nie diese Qual eines Kindes, eines lächerlichen Tieres aus Büchners Wort schreien hören, dann hat man auch nie geahnt, worum es sich für Büchner handelt, eine jener rebellischen Kainsfäuste, die sich seit Urzeiten, mit gnostischem Grimm gefüllt, gegen die Gewaltigen dieser Schöpfung schütteln. Was will dagegen das bißchen politische Antünchung! Es ist ewige Jugend, ewige Rebellion, bösartiger, grauenvoller Starrkrampf vor der Auflösung durch Leben, Liebe und Erkenntnis. Ein Brief von Büchner sagt, „Ich erschrak vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorbenseins war immer über mir. Alle Menschen machten mir das hippokratische Gesicht, die Augen verglast, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maschinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied heruntertrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkasten hüpfen und drehen sah — ich verfluchte das Konzert, den Kasten, die Melodie und — ach, wir armen, schreienden Musikanten!"

Das ist die Lage des jungen Menschen. Und nur um diesen Fluch, um diese entsetzliche metaphysische Langeweile, um dieses lachende Herausströmen des Blutes aus dem lebendigen Leib handelt es sich auch im „Danton". Man nehme aus seinen primassierenden Philosophemen das stärkste heraus. Das ist die Qual der Jünglinge, daß sie nicht begreifen, wieso es Leben geben kann, Mehrzahl, Vielfalt und Individuation. Sie begreifen das Nichts, denn sie stehen nur auf ihrer Vernunft, und bloße Vernunft faßt nur das Nichtsein. Dennoch leben sie, wider Willen, wider Einsicht und Möglichkeit. Wer weist ihnen das Recht auf Dasein, wer weist ihnen die Möglichkeit das Daseins nach? Nur das Nichts ist mög-

lich, aber das unmögliche Leben ist leider tatsächlich. Wo geht da ein Weg außer in Lenzens oder Woyzecks Geschick? Danton sagt: „Und ich bin etwas, das ist der Jammer! Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault." Erst wenn man gesonnen ist, dies einen Augenblick sehr ernst und buchstäblich zu nehmen, wird der Blick in den Mittelpunkt der Büchnerischen Lebenslage frei: Für den, der nur das Nichts begreift, ist Schöpfung nicht ein Akt der Belebung, sondern der Abtötung, Selbstmord des Begreiflichen und Göttlichen, Leben ist maskierter Tod, Leben ist das Verwesen aus dem Tod ins seiende Nichts hinüber.

Nur so wird begreiflich, daß Danton vom Baume dieses Lebens abfällt wie eine überreife Frucht, zu faul, sich zu wehren, ganz außer allem Verhältnis zu dem, was die Menschen und Leidenschaften mit Fäusten und Beilen wider einandertreibt. Was ist getan, wenn das Messer der Guillotine einen Halswirbel zerknackt hat? Danton weiß: „Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen?"

Wahrlich, das ist alles andere eher als das Wort eines politisch befangenen und verhafteten Menschen. Es ist die trübe, graue Morgendämmerung vor dem geistigen Hineinwachsen in Sünde, Ekel, Widerspruch, Reiz und Tiefe des Lebens, Frühlicht und Zwielicht vor der Entscheidung der Seele für den lebendigen und lebenschaffenden Gott, eine Lage, aus der es nur vier Auswege gibt. Den ersten geht Lenz, es ist der Wahnsinn. Den zweiten geht Woyzeck, es ist der Selbstmord. Den dritten geht Leonce, es ist die Liebe. Den vierten geht jeder gesunde, für Gott und Welt auserlesene Mensch, es ist die Erkenntnis und die Frömmigkeit. Und Büchner? Er sandte seine Einbildungskraft versuchend auf die beiden ersten Wege aus, er erlebte andeutungsweise die Möglichkeiten des dritten, und den vierten wäre er ohne Frage zu königlicher Bewährung gegangen, hätte nicht ein Tod, an dem herumzudeuteln ich verschmähe, die kürzere, lakonischere Lösung gefunden. Siegreich hebt sich über allen Zweifel, daß ein Leben, das so breit ansetzte, in allen Furchtbarkeiten der Verneinung, zur höchsten Bejahung, zur herrlichsten Positivität angelegt war. Die Sonne, die die Nebel dieser Jugend zu vertreten geschickt war, hätte sich als ein großes Wunder des Lichtes erwiesen. Dieses Leben soll nur derjenige fertig zu dichten unternehmen, der weiß, daß der Mann um so schönere Höhen ersteigt, je tiefer und dunkler die Täler waren, die der Jüngling grübelnd, spottend und verzweifelnd durchschritt.

Ansprache eines hundsgefährlich besoffenen Seemanns an den Portier des Niederwald-Denkmals im Leipziger Rosental.

Mein Gedächtnis ist vollkommen kaputt,
Darum träume ich egal von Schlangen.
Damals bei dem großen Blizzard in Connecticut
Wär ich bei einem Haare in die Wicken gegangen.

Aber ich habe mich wieder rausgebuddelt
Und weiter gekutteldaddelduddelt
Und in Alabama seltene Briefmarken dressiert.
Dann habe ich im Stellinger Tierpark die Zebras kastriert.
Und bei der Kati Kobus Roßhaare gezüchtet. Oder gesammelt.
Und historische Schnupftabaksdosen geleimt,
Bis mich Fürst Wittgenstein in Gewahrsam nahm.

In Friedenszeiten hat sich das alles gereimt.

Ja, und aus Pelikanen wird Tusche gewonnen,
Die schmierte ich meinem Direkter auf die Krawatte.
Früher, wo ich noch einen Direkter hatte.

Jeder hat seinen eigenen Ringelklaps.
Man reiche mir einen achtkarätigen Ringelschnaps!

Wenn ich mal tot bin, setzt mir die Staatsanwaltschaft einen Katafalk
Aus Bulliongwürfeln. Und Muschelkalk.
Ich bin nämlich gar kein richtiger Seemann, ich tue bloß so.
Vierzehn Jahre saß ich in einem Beerdigungsbüro
Oder anderswo.
Ich fühle meine Gedanken wie dürre Hühnerkacke durcheinanderpurzeln.

Man wird seines Daseins nie ordentlich froh.
Ich bin nämlich aus Seifhennersdorf. Oder aus Wurzeln.
Das liegt in Sachsen und heißt eigentlich Wurzen.
Vielleicht liegt es auch im pazifistischen Ozean
Und ringsherum schwimmen die Zwiebelfische um Korallenriffe.
Und beißen sich abwechselnd in den Schwanz.

Bloß den Reim auf Wurzen, den umsegle
Ich mit boshafter Konstanz.

Deutsches Mädchen — schiffe, schiffe!

Von der Donau her, unter den großen Pappeln, begannen schon kalte Winde sich zu regen. Die Höfe waren voll gelber Maisgebinde, die in üppig dichten Massen unter dem Vordach und von den großen Maulbeerbäumen herabhingen.

Elisabeth hatte sich krank gearbeitet den ganzen Sommer hindurch, und jetzt in der Abenddämmerung trug sie, fast mit der letzten Kraft, die Blumen aus dem Garten ins Haus. Die zottigen Chrysanthemen des kleinen Hausgartens standen in reichem Flor, trieben prächtige Knospen, — aber die Nächte sind kühl, und wenn der Frost über die Blumen kommt, erschlaffen sie, werden schwarz und verlieren ihren Preis. Das Haus stand voll Kübel, Eimer, ungeheurer Mengen von Blumen, deren Geruch die Luft in Zimmer und Küche schwer und drückend machte.

„Weg da, weg, krabbelt mir nicht um die Beine herum."

Die beiden kleinen Mädchen trollten sich aus dem Weg, glotzten aus großen schwarzen Augen wie kleine Katzen und raunzten manchmal wie Katzen.

Aus ihrem roten Munde blickte immer wieder das eine Wort hervor:

„Mutter, Mutter, . . komm . . . Mutter!"

Die Frau aber eilte wie närrisch, um vor dem rasch sinkenden Abend die Blumen ins Haus zu schaffen, und dann nach der Kuh zu schauen. Doch es gab massenhaft viel Blumen und ein Bündel hatte sich gelöst und verstreut, man mußte die umherliegenden einzeln vom Boden auflesen und sie ließ keine einzige Blüte liegen.

Allerheiligenblumen sind teure Ware, und besonders ihre, denn so großköpfige gibt es im ganzen Dorf nicht, und da waren noch lange Nächte auf dem Schiffe neben den Blumenkörben zu durchschlafen, wenn sie sie auf der Donau nach Pest schaffte und dann in dem kleinen Kaffeehaus, wo die Blumenhändlerinnen bei einer Tasse Kaffee die Zeit bis zum Morgen im Halbschlaf zu durchduseln pflegen. Viel Arbeit, schrecklich viel Arbeit, kaum, daß sie Luft schnappen konnte. Ihre kleinen Mädchen purzelten, in braune Tücher verpackt, um sie herum, Elisabeth hat nicht einmal Zeit, ihnen ein Wort zu sagen, und wenn sie ihnen zulächelt, kommen gleich Tränen in das Lächeln.

— Viel Blumen, Elisabeth?

— Es geht.

— Verkaufst du sie nicht den Hökerinnen?

— Nein.

— Hör. Das alles nach Pest zu schleppen, ist keine Kleinigkeit.

Die alte Frau kam herein, blieb stehen, legte einen Finger an den zahnlosen Mund und betrachtete so die hastende Geschäftigkeit Elisabeths.

— Aber wie schöne Pollen sie haben.

— Ja.

— Ja, ja, du verstehst dir schöne zu ziehen.

— Na.

— Auch deine Kinder — wie sie aussehen. Wie wunderschön sie sind.

Elisabeth sagte nichts, lief in das dunkle Haus; in der Küche auf dem Herd leuchteten die Kohlen, glühten rot wie die Augen eines geheimnis-

vollen Gespenstes, als lugten die Seelen lange Verstorbener aus den zwei runden Öffnungen des schwarzen Eisentürleins.

Die Alte humpelte ihr nach.

— Warum zündest du kein Licht an, Elisabeth?

— Wozu?

— Du siehst ja nichts im Finstern.

— Was soll ich denn sehn im Finstern?

— Siehst ja keine zwei Schritte weit.

Die junge Frau sah mit ihren empfindlichen Fingern. Es durchzuckte ihren Körper, so oft die Stimme der Alten, wie eine Schlange, ihr zischendes Haupt erhob. Sie spürte den Schauer im Rückgrat. Was wollte sie schon wieder von ihr. Ihre Lippen brannten, waren entzündet, wie bei einem Fieberkranken, ihre Kehle war trocken. Die Alte war die Tante ihres geschiedenen Mannes.

Sie nahm den Eimer zur Hand, goß Wasser hinein, spülte ihn aus, goß das Wasser wieder fort, holte frisches, und schüttete auch in den großen Milchtopf ungefähr einen Liter. Sie wandte sich nach der Alten um, ob sie es wohl gesehen hatte? Die stand im Flur und tat mit den Kindern schön.

— Kommt herein in den Stall, — befahl Elisabeth mit harter Stimme den Mädchen.

Sie liefen hüpfend nach vorn, wie kleine Ziegen.

Mit kräftigen Tritten, die Hacken fest aufsetzend in ihren vertretenen Schuhen, folgte sie den Kindern. Um die Alte kümmerte sie sich garnicht.

— Platz da, Zsófi, — patschte sie der scheckigen Kuh den Rücken, und diese ging gehorsam zur Seite und ließ sich von ihrer Herrin die Hörner binden; bisher stand sie vor der Krippe und kaute geduldig das Futter, das sie eben vorgefunden hatte; wenn sie von der Weide heimkam, ging sie von selber in den Stall an ihren Platz. Freudig schleckte sie mit breiter Zunge die Kleie auf, die die Frau ihr hingestellt hatte, ihre weite, schlumpige Haut erschauerte über ihrem Rücken und sie konnte es kaum erwarten, wollustvoll und befriedigt die Milch in den Eimer zu lassen.

— Du hast es gut, Elisabeth, — sagte die Alte, und Elisabeth griff ungeduldig gereizt an den Euter der Kuh, die sie mit reinem Wasser wusch. Das brave Tier wandte den Kopf, blickte zurück, ließ seine rauhe Zunge weit heraushängen und glotzte mit seinen großen, sanften Augen lange auf Elisabeth, seine Beine aber standen so fest, wie die Pfähle. — Du hast eine gute Kuh. . . Eine gute Kuh ist ein Segen. . . Und daß sie garnicht ausschlägt. . . . . .

— Meine Kuh pflegt nicht auszuschlagen, — sagte Elisabeth mit gepreßter Stimme, hochmütig. — Wenn sie ausschlägt, verkaufe ich sie.

— Und kaufst dir dann eine, die nicht ausschlägt.

— Ja.

Die Alte lachte leise.

— Du bist eine Gescheite, Elisabeth. Ich kenne keine Zweite, die so gescheit ist, wie du.

Elisabeth spürte die Spitze im Ton der Worte. Sie hob rasch den großen Milcheimer von der Tür fort, damit die Alte ihn nicht umstoße, und nicht bemerke, daß Wasser drin sei. Doch das Wasser klatschte durch die plötzliche Bewegung vernehmlich an das Gefäß.

— Wenn du das Vieh nicht magst — trennst du dich halt von ihm. Ja, das ist noch das Klügste. . . . Und schaffst dir ein anderes. . . . O wie dich jemand gern mag!

Elisabeths Gesicht entzündete sich. Es brannte wie in Flammen. Gut, daß man's im Dunkel nicht sehen kann. Die abscheuliche alte Hexe. Sie preßte die Zähne aneinander, um nicht antworten zu müssen.

— Wie der dir dienen würde. . . . Und dir alle Wünsche von den Augen ablesen, wie ein treuer Knecht. . . . Sogar im Schlaf. . . . Nicht so, wie dein voriger. Daß ihn der Teufel, den frechen Schlingel . . . .

Elisabeth hatte Lust, der Alten eins mit dem Kübel zu versetzen, sagte aber nichts. Sie molk mit gleichmäßigen Bewegungen weiter und die Milch schlug in fetten Strahlen in den bauschigen Topf.

— Der falsche Fuchs. Recht war's, daß du ihn vor die Tür gesetzt hast. Na hör, du kannst von Glück sagen, daß du den Kerl los bist.

— Was wollen Sie? — fragte Elisabeth plötzlich scharf, hielt im Melken inne und bohrte ihre großen, schwarzen Augen in das Gesicht der Alten; die Augen blitzten, daß sie fast Funken sprühten.

— Ich? Nichts, — sagte die Alte in harmlosem Ton. — Nichts, das Maul geht mir halt, wie halt alte Weiber so zu schwatzen pflegen, ins Blaue . . . . .

Sie schwieg. Die Kuh schlug mit dem Schweife.

— Ho, — verwies sie Elisabeth, und das Tier ließ langsam die Schweifquaste hinabsinken.

Die Kinder fingen von neuem an:

— Mutter. . . . . .

— Still doch, — verwies sie Elisabeth ungeduldig, und von nun ab vernahm man keinen andern Laut, als das Spritzen der Milch in den Eimer schschsch . . . schschsch . . .

Die Alte verschränkte die Hände und stellte sich tiefer in den grauen Fleck der Türöffnung. Von draußen sickerten spärliche Lichtspuren herein aus dem späten Abend, am Himmel war wenig Farbe, über dem Düngerhaufen stand weißer Rauch.

— Aber was nur wahr ist: ich bin eine alte Frau, hab so manches gesehen und gehört, aber daß ein gesetzter Mensch jemanden so gern haben soll, wie der . . . wie dieser . . . wie dieser Mann dich gern hat, — nein, das hab' ich mein Lebtag nicht geseh'n. . . .

— Lassen Sie mich in Ruh. . . .

— Na gut. Also *so* willst du alt werden? Einsam in dem großen Haus.

— Ja. Das will ich.

— Ein übles Ding, meine Liebe. . . Du wirst schon seh'n. . . . Sie werden dir noch eines schönen Tags ins Haus einbrechen . . . . deines Geldes wegen . . . . .

— O, so dumm ist wohl keiner, jeder weiß, wie schwer ich lebe. Das große Haus! Eine elende Hütte. Geld? Wenn ich die Kuh nicht hätte. . .

— Und die Blumen. . . .

— Und die Blumen. . . .

Die Alte seufzte.

— Ach, mein Gott, es gibt Leute, die kein Geld haben, und auch keine Blumen . . . nur ihre Armut . . .

Elisabeth zog die dichten Brauen zusammen, schlug die Zähne fest aneinander, daß es ihre starken Kieferknochen hervordrückte.

— Du kennst das Leben noch nicht. . . . Gibt arg böse Dinge auf der Welt. . . . Was weißt du. . . Noch ein Kind . . . und noch ein Kind . . . . drei in drei Jahren . . .

— Von wem reden Sie?

— Kind, sei doch nicht so hart. . . . Deiner hat geschrieben. . . . Er war ja doch dein Mann. . . .

— Ich will nichts von ihm hören.

— Gut: er hat nicht zu dir gepaßt. Also hast du ihn fortgejagt. Aber schau: es gibt andere, schönere und bessere, stärkere und reichere, als er. . . . Also entweder nimm diesen, oder wenigstens prozessier nicht mit jenem.

— Ich soll nicht mit ihm prozessieren? Seit sechs Monaten hat er mir nicht einen Heller geschickt. Wovon soll ich seine Kinder erhalten?

— Gib sie ihm, wenn du sie nicht erhalten willst.

— Es sind Mädel . . . Gibt sie eine Mutter zu einem fremden Weib?

— Also gib sie nicht. Du hast es ja nicht nötig. Hast ja zu leben.

— Ja, wenn ich mich zu Tode schinde.

— Hast doch zu leben. . . . Der aber nicht! Und er hat auch ein Weib und drei Kinder.

— Was kümmert's mich? . . . Er ist ein Herr! Wachmann! . . . Herr Wachmann! . . .

— Das ist's ja eben! Wär er's lieber nicht. Wenn er Taglöhner wär, könntest du nicht prozessieren mit ihm.

— So soll er Taglöhner werden. . . .

— Ein Bettler soll er werden, ein Hund, — platzte die Alte zornig heraus, — daß du ihn anspucken kannst.

— Ja, so ist es . . . Nun — und was weiter?

— Herzlos bist du, he — hast nie ein Herz gehabt . . .

— Haha.

— Sein Gehalt ist gepfändet. Zweiunddreißig Kronen kriegt er für einen Monat. Drei Kinder und eine Frau — und ein Mann. . . . Wie soll er davon leben. . . .

— Wie ich . . . arbeiten . . . Wäche waschen.

— Die Frau? Sie ist krank; ein elendes Ding.

— Eine Dame.

— Das sagst nur du. Jetzt hat sie das Dritte gekriegt.

— Ach was. Was geht's mich an.

Das Melken war zu Ende. Sie stand auf.

Die Magd der Pfarrerin kam mit einer Laterne um die Milch. Elisabeth ergriff den Eimer, siebte die Milch in das große, grüne Gefäß; vor den Augen des Käufers; ins Wasser.

Die Alte stand wortlos neben ihr, tätschelte die Kinderchen; als das Mädchen gegangen war, sagte sie nur:

— Er geht mich garnichts an.

— Na ja, dumm war er genug, eine solche Frau zu lassen. . . . Sein Weib kauft das Wasser; du verkaufst es.

Elisabeth sagte nichts, preßte die Zähne zusammen und maß die Alte mit den Blicken.

Diese stand noch eine Weile im spärlichen Lichte der messingglänzenden Küchenlampe und sah zu, wie die Kinder schläfrig an den Kartoffeln knabberten.

— Also Gott befohlen, Elisabeth.

— Gott befohlen.

Sie arbeitete weiter. Machte das Bett; brachte die Kinder zu Bett. Die beiden kleinen Mädchen lallten im Halbschlummer und schliefen dann ein.

Als sie mit aller Arbeit fertig war, begann sie sich zu entkleiden.

Plötzlich zog sie mit strengem Blick die obere Schublade der Kommode auf. Sie griff in das weiße Leinenzeug und holte eine Photographie hervor.

Es war ein Soldat mit blitzenden Augen, starker Nase, dünnem, aber mit Pomade aufgezwirbeltem Schnurrbart.

So sah sie ihn mit halb seitwärts gewandtem Kopfe an; ihre Augen brannten immer stärker; plötzlich füllten sie sich mit Tränen und sie sank, auf die Ellbogen gestützt, über die Kommode.

Sie schluchzte so stark, daß alle Gläser klirrten.

Sie richtete sich auf. Sie blickte von neuem auf das Bild und schleuderte es dann in die Schublade zurück.

Nun blies sie die Lampe aus und warf sich auf das kühle, einsame Lager.

Sie starrte in das Dunkel; mit versteinertem Körper hörte sie zu, wie der Wind über der Donau sauste.

Berechtigte Übersetzung aus dem Ungarischen
von Heinrich Horvath.

ROBERT MUSIL

MEDIALE ZEICHNUNGEN

Ich habe einmal eine Sammlung von Zeichnungen gesehen, welche spiritistische Medien im Zustand der Aufmerksamkeitsablenkung und im Trance ausgeführt hatten, die in ihrem gewöhnlichen Zustand des Zeichnens, ja sogar des Lesens und Schreibens unkundig waren. Mag die okkulte Bewertung dieser Phänomene welche immer sein, das menschliche Interesse, das solche Schöpfungen einflößen, ist erstaunlich groß.

Es war vollkommen ausgeschlossen, über diese Blätter zu berichten wie über Malerei sonst, denn sie stellten eine eigene Welt dar, voll eines Reichtums fremder, und dennoch halbvertrauter Beziehungen, deren Auflösung nur mit den Mitteln mehrerer Wissenschaften und durch langes Studium der Probleme möglich wäre. Die Kunstwissenschaft müßte sich mehr denn je mit Psychologie, Psychoanalytik, Psychiatrie, Ethnologie und anderen Helferinnen verbünden, um diese menschlichen Äußerungen aufzuklären.

Das Bewundernswerte dieser Sammlung (die allerdings ohne einen Menschen, einen Kohlenarbeiter aus Mährisch-Ostrau, sehr

viel von ihrer Bedeutung verloren hätte) war, wenn man ihren Wert als wissenschaftliches Objekt beiseite läßt, die Unruhe, welche sie der Seele mitteilte. Diese Unruhe bestand für den wissenschaftlich naiven Betrachter in einer Flut und Ebbe von Andeutungen, die sich bald zu voller Verständlichkeit erhoben, bald — und schon im unmittelbar folgenden Augenblick — ins völlig Unzulängliche zurücksanken.

Was die Farben betrifft, so findet man welche, die wie halbausgewaschene Flecke in Seide aussehen, und andere, die unverkennbar aus Erinnerungen an bunte Bauernmalereien stammen oder aus ganz trivialen Nachwirkungen von Katechismus- und Kartenbildern; freilich psychologisch voll Interesse als Abspaltungen aus an und für sich schon abgespaltenen erotischen Gefühlen, aber künstlerisch entweder primitiv oder unselbständig, und selbst in den vorteilhaftesten Ausnahmefällen höchstens Eindrücke von zarten natürlichen Farbenspielen unbewußt widergebend, wie sie etwa die Anlauffarben erhitzter Metalle hervorrufen. Die Ursache mag einfach in den größeren technischen Schwierigkeiten der Farbe liegen, jedenfalls macht der sich in ihr aussprechende Zustand den Eindruck, zart, unbeholfen und wenig initiativ zu sein.

Weitaus stärker ist der Eindruck des Linearen. Es ist mitunter von einer geradezu satanischen Genauigkeit und unerschöpflich in neuen Einfällen, das an sich einfallslose Element der dünnen geraden Linie zu komplizieren; da finden sich, sobald man sich einfangen läßt, Kreuzungen der feinsten Strahlenbündel, Eckungen und Wiederausstrahlungen, die das Quälendste an Polytonie des Monotonen und die perverseste Hingabe brennender Phantasie an die eisige Kälte des Mittels sind. In anderen Blättern dagegen steigt — um eine Stufe natürlicher — Fruchtiges, Hautiges, Eingefaltetes, Geschlechtliches an die Oberfläche, an einzelnen Stellen so plötzlich herausprallend wie ein Überfall und mit bewunderungswürdiger Kraft dargestellt, aber fast immer listig und ebenso schnell in die Form eines Blattes oder eines Zweiges oder eines Unbestimmten sich zurückziehend, das nun der fleischige Zehenballen einer Frau, aber auch bloß eine harmlose Pflanzenform sein kann. Manchmal kreuzen sich zwei solcher Phantasieströme, und man schaukelt ungewiß auf einer Dünung, bis man den Stift von den gleichen unsichtbar bleibenden Kräften weitergetragen fühlt.

Sehr Diesseitiges. Aber gewiß manchmal nicht bloß mit Kunst verwandt, sondern stärkster Ausdruck expressionistischer Variante. Und das waren, die das gemacht hatten, verbrauchte alte Menschen, Arbeiter und Dienstboten, in deren Seele, sobald sie von ihrer gebückten Stellung erlöst wird, hinter den sonst demütig blinzelnden Augen solche Bilder erwachten. Hatte man den Eindruck von überirdischen Kräften? Man hatte den traurigen Eindruck von Kräften, die ungenützt in den Boden unserer Erde versickern.

Der Leiter des russischen staatlichen Kinowesens L. Liebermann war dieser Tage in Berlin. Ein Mitarbeiter der Kinorundschau der vorzüglichen russischen Zeitung „Nakanune" hat ihn ausgefragt. Was Herr Liebermann erzählte, geht auch deutsche Film-Interessenten an.

Vor dem Kriege gab es fast gar keine Filmproduktion in Rußland. Im Jahre 1912 erzeugten 5 Gesellschaften 1 200 000 Meter russischer Produktion, während die Einfuhr von ausländischen Filmen sich im selben Jahre auf 6 500 000 Meter belief. Der Krieg, die Revolution und die Blockade veränderten die allgemeine Lage des Kinowesens in Rußland. Im Jahre 1915 produzierten bereits 20 Firmen Filme. Die Zahl der Kinoateliers und Laboratorien erreichte zu dieser Zeit 19, die Zahl der Lichtspiele 4500, Verleihgesellschaften gab es 1916 bereits 42 mit einem Umsatzkapital von 18 000 000 Rubel. Im selben Jahre erreichte der Umsatz der Lichtspiele 142 000 000 Goldrubel. Die Zahl der Besucher in den Kinos war im Laufe dieses Jahres auf 500 000 000 gestiegen, was durchschnittlich 1 200 000 Menschen pro Tag ausmachte.

Die während des Krieges und zu Anfang der Revolution hergestellten russischen Filme waren, mit Ausnahme einer kleinen Zahl hochkünstlerischer, meistens schlecht und schädlich. Die Quantität stieg, die Qualität sank. Dann kam der Oktoberumsturz, der das Filmwesen veränderte. Am 9. November 1917 war das Kino-Komitee am Kommissariat der Volksbildung errichtet, schädliche Kino-Aufführungen waren somit unterbunden, eine strenge Kino-Zensur eingesetzt, der Filmverkauf untersagt, die Gründung von neuen Filmverleih-Gesellschaften verboten. Darauf übernahm am 27. August 1919 das Kommissariat für Volksbildung das Kinowesen, und die zu jener Zeit gegründete Allrussische Foto-Kino-Behörde nationalisierte am 11. November 1919 zwanzig der größten Filmunternehmungen.

Seit dieser Zeit sind dreieinhalb Jahre vergangen, während derer nichts Wesentliches geschaffen wurde. Erst im letzten Jahre merkte man auch in diesem Industriezweig eine Gährung. Die Unklarheit der Gesetze machte es leicht, privaten Unternehmern durch halblegalisierten Verleih von Filmen, die oft ins Inland geschmuggelt wurden, Unsummen zu verdienen; das wirkte desorganisierend auf den Verleihmarkt. Halblegalisierte Verleiher verteilten unter sich die Distrikte, zahlten hohe Summen für den Verleih dieser oder jener eingeschmuggelten „Neuheit", und auf der Jagd nach einem „Schlager" schufen sie eine unerhörte Preistreiberei auf dem ausländischen Markt. Der Mangel an Geldmitteln bei der Allrussischen-Foto-Kino-Behörde nahm die Möglichkeit, den Kampf gegen die privaten Verleiher erfolgreich zu führen.

All dies brachte die Leiter der Allrussischen-Foto-Kino-Behörde auf den Gedanken, ein Dekret durchzuführen, das die Filmproduktion und den Filmverleih genau reglementieren sollte. Durch dieses Dekret vom 12. Dezember 1922 wurde die Allrussische-Foto-Kino-Behörde in das jetzige „Gosskino" (Staatliche Kino-Behörde) verwandelt, dem das Monopolrecht des Filmverleihes in ganz Rußand eingeräumt wurde. Laut diesem Dekret darf kein Film-Unternehmen, kein Filmverleih-Büro Filme einführen, noch verleihen, ohne eine besondere Erlaubnis des „Gosskino".

Die Produktion wird bei dem Staate verbleiben, aber von gemischten Gesellschaften, in denen staatliches und privates (russisches oder ausländisches) Kapital investiert wird, entwickelt werden. Hier ist zu bemerken, daß der Staat am Kapitalanteil sowie im Vorstand der Gesellschaft ein Übergewicht besitzt. Diese gemischten Gesellschaften entwickeln ihre Tätigkeit in den Staatsateliers nach den Plänen und Filmszenarien, die einerseits vom Vorstand des „Gosskino", andererseits vom Künstler-Rat, dessen Vorsitzender Lunatscharsky, der Volkskommissar für Volksbildung, ist, bestätigt werden. Den Gesellschaften wird unter strenger Kontrolle des „Gosskino" der teilweise Film-Verleih (eigener sowie fremder, russischer oder ausländischer Filme) für ganz Rußland gestattet. Sechzig Prozent des Reingewinns von dieser Tätigkeit gehen zugunsten des Staates, vierzig Prozent zugunsten der Vertreter des privaten Kapitals, die an der Gesellschaft beteiligt sind.

Eine Kapitalistengruppe hat die Gründung einer gemischten Gesellschaft mit einem Anfangskapital von 500 000 Goldrubel angeboten; 53 % der Anteile werden unentgeltlich dem „Gosskino" zur Verfügung gestellt. Eine andere private Gruppe ist bereit, der Gesellschaft im ersten Jahre einen Kredit von nicht weniger als 1½ Millionen Goldrubel zu gewähren, welcher später nicht weniger als 5 Millionen erreichen muß. Zwei Direktoren, der eine vom „Gosskino", der andere von der privaten Gruppe, entwickeln ihre Tätigkeit nach den Anweisungen und im Rahmen des Produktionsplans, der vom Vorstand ausgearbeitet wird. Das „Gosskino" übergibt der Gesellschaft zwei der größten Foto-Kinounternehmungen und die eigenen Verleih-Büros in Pacht. Für das Verleihmaterial bekommt das „Gosskino" 60 % des Reingewinns. Der Gesellschaft wird das Einfuhrrecht des nötigen Rohmaterials, sowie einiger Halbfabrikate gemäß den geltenden Dekreten eingeräumt, außerdem auch das Ausfuhrrecht von Rohstoffen zwecks Bezahlung der eingeführten Ware.

Gleichzeitig mit der Gründung von gemischten Gesellschaften gedenkt das „Gosskino" auch mit allen Mitteln das Privatunternehmertum, welches sich die Produktion russischer Filme als Aufgabe gestellt hat, zu unterstützen. Diese privaten Gruppierungen werden das Recht des Verleihs für ganz Rußland erstens für die eigene Produktion, andererseits aber auch für fremde Produktion — für die letztere in einer strengen Proportion zu dem Umfang der eigenen Herstellung — erhalten. Das Recht aber zum Einkauf von Auslandsfilmen wird nur beim „Gosskino" verbleiben. Was die Unternehmungen anbetrifft, die ausschließlich den Verleih verfolgen, so wird der Vorstand des „Gosskino" alles daran setzen, um die Gründung solcher Kino-Unternehmungen zu verhindern. Ehemalige russische Kinounternehmer werden vom „Gosskino" gern als Sachverständige zur Mitarbeit herangezogen.

In Rußland kann man „mit der Natur" wundervoll arbeiten. Meer und Berge, Krim und Kaukasus, die Steppen der Ukraine und des Wolga-Gebiets, die Industrie des Donetzer Gouvernements, des Urals und der Städte Moskau und Petersburg. Die Tundern und Taiga in Sibirien. Die tropische Natur des Südens und das strenge Klima des Nordens. Das eigenartige, fast unerforschte Leben des weiten Sibirien, des Dorfes in Großrußland und der Ukraina. Alles ist so verschiedenartig in der Natur, in der Lebensweise der vielen Völkerstämme, die in Rußland leben. Was die Kino-

technik anbetrifft, so gibt es in Rußland eine Reihe von guten Ateliers, deren neuzeitige Einrichtung nicht viel Mittel erfordern wird. In Rußland gibt es gute Regisseure und Filmschauspieler (die im Auslande wohnen nicht mitgezählt), vielversprechende Operateure, endlich ist ein Kinotechnikum gegründet, das Kinospezialisten verschiedener Kinozweige ausbildet. Es fehlt vorläufig an Umsatzmaterial, das erlauben würde, das Kinogeschäft auf die Höhe Amerikas zu bringen. Aber das Kapitel wird kommen, das ist zweifellos, da die Aussichten des sich rasch entwickelnden Kinogeschäftes in Rußland enorm sind. Es wird kommen, der großen Dividende wegen.

BERT BRECHT

DER VIRGINIENRAUCHER

Mir sagte der Arzt: Rauchen Sie ruhig Ihre Virginien!
Um die Ecke muß schließlich mit oder ohne ein jeder.
In der Schleimhaut meiner Pupille z. B. sind gelbliche Linien
Daran sterbe ich früher oder später.

Natürlich braucht einer deswegen nicht zu verzagen
So einer kann noch lange leben.
Er kann sich den Leib voll mit Hühnern und Brombeeren schlagen
Einmal natürlich reißt es ihn eben.

Dagegen aber richtet keiner was aus weder mit Schnaps noch mit
So ein Krebs wächst heimlich ohne daß man ihn spürt. [Schlichen
Und womöglich bist du schon ausgestrichen
Und hast eben noch deine Braut zum Altare geführt.

Mein Onkel z. B. trug noch gebügelte Hosen
Als er schon lange gezeichnet war.
Er sah aus wies Leben aber es waren nur Kirchhofsrosen
Und an ihm war kein gesundes Haar.

Da gibt es Leute die haben es in der Familie
Aber sie gestehen es sich nicht ein.
Sie verwechseln nicht Ananas mit Petersilie
Aber ihr Krebs kann ein Leistenbruch sein.

Mein Großvater wiederum wußte genau was ihm blühte
Und lebte vorsichtig peinlich nach dem Rezept.
Und brachte es so auf fünfzig Jahre, dann war er es müde
Aber so hätte freilich kein Hund einen Tag gelebt.

Unsereins weiß: es ist keiner zu beneiden.
Jeder hat sein Kreuz wie er immer war.
Ich selber habe ein Nierenleiden
Ich darf nichts trinken seit Tag und Jahr.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Märzwoche

Ein Urteil des Landgerichts I zu Berlin hat erstmals entschieden, daß unbezahlte Schulden, unbeglichene Rechnungen älteren Datums nicht mehr mit der Urminalsumme gelöscht werden können, sondern daß der Schuldner, ohne daß der Gläubiger den Schaden erst besonders nachzuweisen braucht, verpflichtet ist, auch nach einem Ausgleich für den Schaden durch die Geldentwertung draufzulegen. Das Landgericht ist noch nicht die letzte Instanz, möglicherweise wird das Berufsurteil anders ausfallen, — insbesondere deshalb, weil durch solche Rechtsanwendung ja eine fest revolutionäre wirkende Analogie zu den verwickelten und folgenschweren Problemen der Staatsschulden, der Hypothekenschulden und ähnlichen geschaffen würde. Immerhin beginnt hier auch in die Justiz eine Auffassung einzudringen, deren moralische, wenn auch vielleicht nicht formale Berechtigung in der kaufmännischen Welt praktisch noch immer nicht anerkannt scheint. Noch immer wird von durchaus potenten Firmen und Privaten das System der Zahlungsverschleppung rücksichtslos durchgeführt, es wird nach wie vor eine Taktik daraus gemacht, die geradezu auf einen Diebstahl an den Lieferanten herausläuft. Ob mit Rechtsmitteln, vorerst, dagegen eingeschritten werden kann, ist fraglich. Aber eine Front aller anständigen Kaufleute sollte sich bilden!

Als sie noch nicht so populär wie heute waren, ist im Tagebuch mehrfach für die Popularisierung der Indexziffern eingetreten worden. Sie sind in diesen Zeiten, in denen aus den ehemals eindeutigen Meßziffern der Währung Schall und Rauch geworden ist, tatsächlich der einzige Punkt, in den praktische und theoretische Kalkulationen noch einhaken können. Aber seit einiger Zeit muß man feststellen, daß allzu große Popularität auch nicht gerade von Vorteil ist. Denn inzwischen hat alles, was etwas auf sich hält, mit der Herausgabe eigener Indexziffern begonnen, und es hat sich daraus ein Indexwirrwar ergeben, der die praktische Brauchbarkeit der Institution nicht mehr fördert, sondern schwer beeinträchtigt. Zum Beispiel gibt es Großhandelsindices des Statistischen Reichsamts, der Frankfurter Zeitung, der Handels- und Industriezeitung und des Berliner Tageblatts. Alle sind sie nach verschiedenen Methoden berechnet, und die Resultate weichen derart von einander ab, daß man sich als normaler Mensch überhaupt nicht mehr zurechtfindet. Man betrachte nur die Zahlen aus letzter Zeit:

Großhandelsindex	Frankf. Ztg. 1. 2. 23	7158
„	Berliner Tageblatt 3. 2. 23 . . .	6972
„	Hand.- u. Ind.-Ztg. 27. 1.—2. 2. 23	6874
„	Statistisches Reichsamt 5. 2. 23 .	5967

Noch verworrener sind die Indices über die Steigerung der Aktienkurse:

Aktienindex	Hand.- u. Ind.-Ztg. (bezogen auf 1913)	26 636
„	Frankf. Ztg. (bezogen auf 1. 1. 22) . .	5 732
„	Beriner Tageblatt (bezogen auf 1. 1. 23)	545

Wozu soll die Manigfaltigkeit gut sein? Welchen Maßstab soll der Durchschnittssterbliche als richtig wählen? Warum ist es nicht möglich, die Sache zu vereinheitlichen und ihren Nutzen damit zu vervielfachen? Das Geheimnis scheint zu sein, daß man die Aufstellung von Indices allmählich als Prestigeangelegenheit empfindet. Da die Frankfurter Zeitung, als erste, damit hervortrat, konnte die Konkurrenz nicht unterlassen, denselben Gaul auch ihrerseits aufzuzäumen, sei die Aufzäumung auch viel schlechter vorbereitet und viel unordentlicher. Aber die Sache ist in diesen vermanschten Tagen zu wichtig, als daß sie, die Klarheit schaffen sollte, aus unbeträchtlichen Konkurrenzgründen ebenfalls vermanscht werden dürfte. Wenn wir es nicht so weit kommen lassen wollen, daß demnächst jedes Kreisblättchen seinen eigenen Index im Knopfloch herumträgt, ist es notwendig, daß die Führenden Vereinbarungen treffen.

Prof. D. FRIDAY
Präsident des Michigan Agricultural College

DAS LAND MIT 40 GOLDMILLIARDEN ERSPARNIS

Die Kapitalakkumulation in den Vereinigten Staaten muß sich im Jahre 1922 auf reichlich 40 Milliarden Goldmark belaufen haben. Dies ist die Summe, um die unsere Produktion den Verbrauch überstieg. Ihr Großteil ist als Zugang zu unserem Bestande an Substanzwerten im Lande selbst verblieben, — als Zugang von Häusern und anderen Gebäuden, von Fabrikerweiterungen, öffentlichen Anlagen und Eisenbahnen, von Maschinen, Einrichtungsgegenständen, Automobilen und Dampfpflügen.

40 Milliarden Goldmark als Zuwachs zum Nationalvermögen während eines einzigen Jahres —: das ist eine ungeheure Summe. Zurückgeführt auf ihre Vorkriegskaufkraft repräsentiert sie ungefähr 24 Milliarden Goldmark, Es ist das eine Summe, die die jährlichen Ersparnisse Englands oder Deutschlands in der Vorkriegszeit ums dreifache übersteigt! Sie ist größer, als vor dem Kriege der jährliche Vermögenszuwachs Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens zusammengenommen war. Verglichen mit dem Gesamtbetrag des Volkseinkommens wirkt diese Ersparnis freilich nicht mehr so überraschend. Die letzte Schätzung unseres Nationaleinkommens bezieht sich aufs Jahr 1919 und beläuft sich auf rund 268 Milliarden Goldmark. Das Geldeinkommen in einigen Bezirken unserer Erzeugung, so zum Beispiel in der Landwirtschaft, hat sich seither beträchtlich vermindert, der Gesamtbetrag kann im letzten Jahr nicht mehr viel höher als 240 Millarden Goldmark gewesen sein. Unsere Ersparnisse betragen daher kaum 1/6 der Produktion. Das ist um ein weniges, aber nicht um wesentliches höher als der Prozentsatz der Produktion, den die meisten westlichen Völker in Friedenszeiten zum Kapital akkumulieren konnten.

Was nun die Herkunft dieser Ersparnisse anbelangt, ist es bequem, die Bevölkerung in verschiedene Gruppen einzuteilen. Da sind zuerst jene Großbegüterten, die sich im Besitze von Aktien und Staatspapieren befinden. Ihnen mögen die hochbezahlten leitenden Angestellten zugerechnet werden, die für gewöhnlich ebenfalls wichtige Aktionäre sind. Die Ersparnisse dieser Klasse bilden die Hauptquelle der auf den Geldmarkt gelangenden Investitionskapitalien. Hinter ihnen rangieren alle anderen Lohn- und Gehaltsempfänger, seien sie von Privatunternehmungen oder von Regierungen bezahlt. Drittens erscheinen jene, die ihre Geschäfte als Einzelkaufleute oder in Partnerschaft betreiben. Zu ihnen gehört der Großteil der Engros- und Detailhändler. Diese Klasse ist ein wichtiger Investitor in Grund und Boden. Endlich ist noch die Landwirtschaft zu nennen.

Der größte Teil der ersparten 40 Milliarden Goldmark ist zweifellos auf die e r s t e G r u p p e zurückzuführen. Es sind das Leute, die Wertpapiere besitzen und die mehr als die Hälfte ihres Einkommens in Form von Zinsen und Dividenden beziehen. Die Berichte des Schatzamts beweisen, daß die Einkommen über 80 000 Goldmark sich fast durchweg — in einzelnen Steuerklassen bis zu 90 % — aus Dividenden und Zinsen zusammensetzen. Der dividendentragende Besitz nun erlitt in seinen Bezügen verhältnismäßig geringe Schwankungen. Die Gesellschaftsgewinne waren 1922 zwar keineswegs so hoch wie im Konjunkturzenith des Jahres 1917, oder sogar wie 1920. Da die üblichen Dividendenausschüttungen im Durchschnitt viel kleiner als die Geschäftsgewinne sind, konnte es andererseits aber geschehen, daß die Gesamtsumme der im letzten Jahr ausgeschütteten Gewinne nur 15 % kleiner war, als diejenige des besten Konjunkturjahres. Die Zinsausschüttungen wiederum, die Renten aus Reichs-, Staats- und Kommunalpapieren, haben sich während der letzten sechs Jahre sogar enorm gesteigert. Als Tatsache ist also zu betrachten, daß die Gesamtheit aller Dividenden- und Zinsausschüttungen diesmal um 4 Milliarden Goldmark höher war als 1917. Dieses Plus ist größer als der Gesamtbetrag aller persönlichen Einkommensteuern im letzten Jahr, die sich auf weniger als 4 Milliarden beliefen. Mit anderen Worten: unsere Zins- und Dividendenausschüttungen an Leute mit großem Einkommen waren ausreichend, ihnen die Zahlung ihrer Einkommensteuer zu ermöglichen und als Rest dennoch so viel übrig zu behalten, wie sie in den Jahren höchster Gewinne insgesamt verdienten. Ein Teil dieser Ausschüttungen ging an Banken, Lebensversicherungsgesellschaften und andere effektenbesitzende Korporationen. Aber nach Abzügen hierfür bleiben noch immer 20 Milliarden als Ausschüttung an Einzelpersonen übrig. Die Zinsen der öffentlichen Anleihen beliefen sich auf weitere 6,4 Milliarden, auch von diesen ging ein erheblicher Bruchteil an Private. Die Gehälter der führenden Gesellschaftsangestellten, die im Jahre 1920 auf 10 Milliarden Goldmark be-

rechnet wurden, waren 1922 sicher nicht niedriger als 8 Milliarden. Das Gesamteinkommen der Einzelpersonen der ersten Gruppe betrug also ungefähr 32 Milliarden Goldmark. Bei fallenden Lebenshaltungskosten waren sie demnach, was Sparen und Investition anbetrifft, in günstigster Lage. Meistens geschah ihre Investition durch Zukauf von Aktien oder Anleihen, wovon wir während dieses Jahres über 20 Milliarden neu an den Markt brachten. Überdies sind diese Leute auch Eigentümer des größten Teils der unausgeschütteten Gesellschaftsgewinne. Denn in einer stark auf Aktienform aufgebauten Industrie ergibt sich ein wesentlicher Zuwachs zur Kapitalakkumulation aus der Entscheidung der leitenden Persönlichkeiten, die Gewinne nicht zu verteilen, sondern in der Unternehmung selbst weiter zu investieren. Der Betrag, den wir unserem Nationalvermögen in dieser Sparform zuführten, war im Jahre 1916 höher als 18 Milliarden Goldmark, im Depressionsjahr 1921 war er sehr gering, 1922 überstieg er 4 Milliarden.

Gehen wir nun von der ersten zur zweiten Gruppe, zur großen Masse der lohn- und gehaltsempfangenden Angestellten über, so finden wir, daß ihre Ersparnisse in keinem nennenswerten Maße unmittelbar an den Anlagemarkt gelangen. Wenn überhaupt, erreichen sie ihn nur auf dem Umweg über Institutionen, wozu hauptsächlich drei Arten gehören: Banken und Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Bau- und Darlehnsassoziationen. Abgesehen davon wird hier hauptsächlich nur in Immobilien investiert, entweder in Form von Zahlungen für Land und Bauten, oder in Form von Hypotheken. Die Banken und Sparkassen traten im Jahre 1922 mit bisher beispielloser Nachfrage am Anlagemarkt auf. Nun sind die Beziehungen von Bankoperationen zum Spar- und Anlageproblem allerdings eine komplizierte und niemals mit gebührender Aufmerksamkeit untersuchte Angelegenheit. Man kann Anleihen und Aktien ebensogut mit bankmäßig geliehenem als mit erspartem Geld kaufen. In Zeiten einer Bankexpansion, wie wir sie etwa zwischen 1915 und 1920 erlebten, wird zweifellos ein beträchtlicher Teil der begebenen Titres mit Krediten bezahlt, die ihrerseits eben aus der Expansion herrühren. Aber im letzten Jahr gab es praktisch keine Expansion. Trotzdem haben die Federal-Reservebanken, die 40 % der Bankenkraft des Landes repräsentieren, allein 5 Milliarden Goldmark in Freiheitsanleihe und anderen Effekten aufgenommen. Das konnten sie, weil ihre Depositen um 7,2 Milliarden gewachsen waren; und der größte Teil dieser Depositen bestand praktisch aus Ersparnissen. Insgesamt, aufs ganze Land berechnet, muß die Zunahme der in Form von Sparkonten und Depositen thesaurierten Ersparnisse während des letzten Jahres mindestens 8 Milliarden Goldmark betragen haben, und ebenso hoch war die Aufnahme von Wertpapieren durch die Banken. Durch die Lebensversicherungsgesellschaften gelangten im gleichen Zeitraum rund 4 Milliarden akkumulierten Kapitals an den Markt; sie wurden

großenteils in Bauten investiert. Die Bau- und Darlehnsassoziationen brachten einen ungefähr ebenso hohen Betrag zur Neuanlage. Daneben, wie gesagt, wurden noch erhebliche Beträge unmittelbar im Bau- und Hypothekenmarkt investiert.

Diejenigen Gruppen, die am wenigsten zur Kapital-Akkumulation beitragen konnten, waren die kleinen Geschäftsleute und die Landwirte. Dennoch stellten sich beide erheblich besser als 1921.

Was die dritte Gruppe, die kleinen Detail- und Engroshändler anbetrifft, konnten sie einen Konjunkturaufschwung infolge gestiegener Löhne und Gehälter verzeichnen. Nachdem die zu teuer eingekauften Lagerbestände langsam abgestoßen worden waren, fand sich der Kaufmann in einer Lage, in der sein Geschäft wieder guten Gewinn abwarf. Seine Ersparnisse sind großenteils in Form von Schuldbegleichungen und Bauoperationen an den Markt gelangt.

Auch die vierte Gruppe, die Landwirtschaft, verbesserte ihre Lage bedeutend. Gegen eine Produktion im Werte von 49,3 Milliarden Goldmark im Jahre 1921, hatte sie 1922 eine Produktion im Werte von 60 Milliarden. Und obwohl ihre Ersparnisse nicht so groß waren, wie diejenigen anderer Schichten, kann doch nicht bezweifelt werden, daß sie erheblich waren. Alles in allem ist es wahrscheinlich, daß die 6½ Millionen Bauern zusammen ebenfalls rund 4 Milliarden Goldmark sparten.

Die akkumulierten Fonds all dieser vier Gruppen strömten sogleich in den Anlagemarkt ab, wurden in Banken deponiert, flossen den Versicherungsgesellschaften, den Bau- und Darlehnskassen zu, tilgten Schulden, oder finanzierten Gesellschaften und Private in der Weise, daß sie Arbeit und Material zur Herstellung weiterer Substanzgüter bezahlen konnten. Letzten Endes ergaben sie einen Zuwachs zum werbenden Volksvermögen oder zu Amerikas Forderungen ans Ausland. Die Gebäude, die wir errichtet haben, die Expansion unserer öffentlichen Anlagen und unserer Bahnen, die Verbesserung unserer Straßen und Wege, die Fortschritte in unserer Landwirtschaft, die Vermehrung unseres Bestandes an dauerhaften Gütern —: das ist es, worin uns die Kapitalakkumulation dieses Jahres entgegentritt. Außerdem haben wir für viele Hunderte von Millionen Gold aus dem Ausland importiert und für 2 Milliarden Staatspapiere erworben. Auch haben wir viele Hunderte von Millionen den Bedürftigen anderer Länder zukommen lassen, — in Form von Überweisungen der Einwanderer in ihre Heimat und in Form von Beiträgen zu vielerlei Hilfsfonds.

Die End-Bilanz alles dessen ist höchst eindrucksvoll. Sie sollte jedes Geschwätz über Konkurrenzgefahren für Amerika zum Schweigen bringen. Kein Volk und keine Gruppe von Völkern kann Amerikas wirtschaftliche Suprematie im Ernst bedrohen. Es ist einer Wirtschaftsordnung, in der jedermann über die Mittel des Wohlstandes verfügt, in erstaunlichem Grade nahe gerückt.

GLOSSEN

WAS ES ALLES GIBT

Es gibt ja so viel Formen von Sadismus.

Wenn X X ein Essen veranstaltet, sieht er immer peinlich darauf, daß unter den Eingeladenen einige Künstler sind, die sich tötlich hassen.

Jedesmal, wenn die Tür aufgeht und einer hereintritt, dessen Todfeind schon da ist, liegt ein Schimmer seliger Verklärung auf X Xens Gesicht. Kein Vergnügen — nicht einmal das eines ungewöhnlichen Abschlusses — gleicht dem Entzücken, das X X empfindet, wenn er als Hausherr die feindlichen Gäste miteinander bekannt macht.

Als ich kürzlich in X Xens Salon unter den andern auf den Anbruch der Abfütterung lauerte, spie die doppelt geöffnete Tür einen aus, der bei meinem Anblick erbleichte.

Denn warum? Er schreibt für, ich über das Theater.

Knirschend trat der Autor näher, die Stirn umloht von tierischem Ernst.

„Gestatten Sie", sagte X X mit strahlender Miene — „oder kennen sich die Herren?"

Der andere knirschte dumpf.

Ich sagte schlicht: „Wenn ich nicht irre, sind wir Todfeinde —?"

Bei Tisch war ich selbstverständlich neben ihm untergebracht.

X X saß leuchtend gegenüber. Die Miene eines Gläubigen beim Vortrag seines Lieblingspropheten ist nichts gegen die Seligkeit auf seiner Stirn.

Sorglos und ungebildet sprach ich gleich vom Stück: „Wenn ich mich recht erinnere, waren Sie bis Samstagvormittag mein Freund. Am Abend war die Uraufführung. Am Montag früh erschien die Kritik und Sie haßten mich. Warum — sagen Sie mir — haben Sie mich eigentlich nicht schon am Sonntag gehaßt, da Sie doch wußten, daß ich unbestechlich bin?"

„Herr —!!" sagte der Autor — „aber genug . . . ich will Ihnen nur sagen, daß ich selbstverständlich nicht über die Kritik, sondern über ihre taktlose Form beleidigt war!"

„Ahhh sooo —" sagte ich und sah ihm herzlich ins Gesicht — „über die taktlose Form . . . ja, da sind wir ja durchaus einer Meinung . . . sehn Sie mal an und ich hatte mir eingebildet, Sie wären über die Kritik beleidigt gewesen!"

Jener stutzte einen Moment; aber da ich ihm treu ins blaue Männerauge sah, erhob er sein Glas und trank mir hastig zu. Ich sagte frisch und unbekümmert: „Prost!"

Unser Gastgeber wendete sich schmerzbewegt ab.

Peter Scher.

ZSIGMOND MÓRICZ

Was uns bisher an ungarischer Literatur vorgesetzt wurde, war eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Die Ungarn Molnar, Lengyel, Biro waren Budapester, d. h. Pariser. Ungarn, das Land, lebte in

ihren Produktionen nicht. Jokai und Mikszath haben zwar den Bauern zum Helden ihrer Schöpfungen gemacht, aber nur den idyllischen Landmann, wie ihn in Deutschland Berthold Auerbach einer entzückten Bourgoisie vorgeführt hat.

Wenn Ungarn wissen will, wie es aussieht, muß es die Bücher seines größten Epikers Zsigmond Móricz lesen. Sie sind deutsch im Ernst Rowohlt-Verlag erschienen. Ungarn und die Schöpfungen von Zsigmond Móricz sind identisch. Das Land zwischen Donau und Theiß lebt in den Büchern dieses Dichters wie Flandern im unsterblichen Eulenspiegel von de Coster. Móricz ist ein barbarisches Talent, wobei man nicht vergessen darf, daß nach Flauberts Ausspruch: „nichts so kompliziert ist wie ein Barbar". Móricz ist der getreue Eckardt seiner Magyaren. Er kennt sein Volk, er liebt es und deshalb züchtigt er es. Die Faulheit, die Rechthaberei, die Verantwortungslosigkeit der ungarischen Gentry ist von keinem Parteifanatiker bitterer gescholten worden, als von dem politisch ganz tendenzlosen Zsigmond Móricz. In den Büchern dieses aus Bauernblut stammenden Dichters lebt das Land, die ungarische Tiefebene. Das eigentlich Dichterische, die Sprache, muß in der Übersetzung verloren gehen, doch selbst in der Übersetzung fühlen wir, daß Ludwig Hatvany Recht hat, wenn er sagt: „sein Wort ist der schwarze, mürbe, weiche, weizengebärende ungarische Humus". Aus jeder Zeile atmet die Fülle eines überreichen Agrarlandes. In den Büchern von Móricz wird furchtbar viel gegessen und getrunken. Seine Menschen sind Triebtiere. Blutrünstigkeit und Sentimentalität schließen sich nicht aus, denn wirklich: „nichts ist so kompliziert wie ein Barbar".

„Hinter Gottes Rücken" ist der ungarische Bovary-Roman. Eine Kleinstadtfrau begeht ein bißchen Ehebruch. Ein Gymnasiast verliert seinen Glauben an Gott und den Storch, ein Mitglied des Honoratiorenstammtischs stürzt sich zum Fenster hinaus. Es werden so ziemlich dieselben Dinge erzählt, die der europäische Roman des 19. Jahrhunderts immer wieder gebracht hat, aber bei Móricz leben die Menschen aus eigenem Recht, nicht kraft irgend einer literarischen Tradition. Móricz ist ein prachtvoller Menschenschilderer. Die Bauern, die Herren, die Lehrer, die Geistlichen, die Calvinisten und die Katholiken, die Halbgebildeten, die Gebildeten — kurzum, das ganze Menschengewimmel bringt er in das Fresko-Gemälde seines Werkes, das Ungarn heißt. Der Roman „Waisenmädchen" gehört zu den feinsten Arbeiten des Dichters. Die Grellheiten, die dem Westeuropäer im Anfang gegen Móricz mißtrauisch machen, fehlen hier. „Waisenmädchen" ist eine Ehegeschichte von bezwingender Wahrheit. Hier wächst Móricz weit hinaus über die

Darstellung realistischen Geschehens über die Wiedergabe individuellen Schicksals. Hier steigert er sich zum begeisterten Liebhaber der Erde, dieses seltsamen Gartens, der in gleicher Toleranz Unkraut und Lilien gedeihen läßt. Der Dichter hat die Toga des über sein Volk Gerichtstag haltenden Richters abgelegt. Er ist nur noch Künder einer Liebe, die wahrhaftig lebt, auch wenn es Millionen Bordelle, Kindermißhandlungen und Schützengräben gibt. *P. M.*

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Düsseldorfer Nachrichten

Ein böser Stern hatte mich nach Düsseldorf geführt. Meine Frau wollte malen, fand kein Atelier, und wollte in den „Düsseldorfer Nachrichten" folgende Annonce einrücken:

> Malerin sucht Ateliermitbenutzung bei gt. Künstler.

Wir kannten so gut wie Niemanden. Deshalb wollte ich, einmal im Annoncenbüro, gleich dazu dieses Inserat veröffentlichen:

> Schriftsteller, bisher in München, sucht Gedankenaustausch mit modern Denkenden.

Ich zahlte die Inseratengebühr und kam nach einigen Tagen wieder, etwa eingelangte Briefe zu holen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als mir mitgeteilt wurde, beide Anzeigen hätten nicht erscheinen dürfen, die verantwortlichen Stellen hätten sie abgelehnt. In dem ersten Inserat dürfe es nur heißen: „sucht Ateliermitbenutzung". Die Worte „bei gt. Künstler" müßten wegbleiben. Und das zweite Inserat dürfe überhaupt nicht veröffentlicht werden: „Gedankenaustausch mit modern Denkenden ist überhaupt unstatthaft". Tief geknickt verließ ich die „Düsseldorfer Nachrichten". Haben Sie jetzt eine leise Ahnung von Düsseldorf?

Dr. jur. Leander Ohlischlaeger, Düsseldorf, Pension Elsing.

2.

Funkelnagelneue Antiquitäten

Liebes T.-B. Darf ich raten, die Eintragungen in das Handelsregister zu verfolgen? Man liest z. B. in der „Voss. Ztg." vom 9. März folgende befriedigende Ankündigung:

> In das Handelsregister B des unterzeichneten Gerichtes ist eingetragen: Nr. 29 090 Axel Junker Verlag, Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Sitz: Berlin. Gegenstand des Unternehmens: Herstellung und Vertrieb von Büchern, Zeitschriften, Graphiken jeder Art, sowie von Kunstwerken und Antiquitäten ....

Die Antiquitäten waren enorm teuer geworden, seitdem jeder bessere Castiglioni nur mehr in Barock hausen wollte. Jetzt, da wir die Antiquitäten nach Bedarf herstellen und vertreiben, müssen die Antiquitätenpreise sinken. Das Unternehmen ist ein eminent vaterländisches, denn die großen Fabriken, in denen Barock- und Renaissance-Antiquitäten erzeugt wurden,

befanden sich bisher in Italien. Es ist zu begrüßen, daß der Bedarf an funkelnagelneuen Antiquitäten nun endlich im deutschen Lande gedeckt werden kann.

Justizrat L. Meyer.

VOLKSBÜHNE, SCHILLERTHEATER

Als ich vor sechs Jahren in der „Vossischen Zeitung" die vollkommene Trägheit der Leitung des Schillertheaters feststellte — damals gab es noch ein zweites Schillertheater im Osten — da lief Herr Pategg, sozusagen der Leiter dieses stagnierenden Sumpfes, zu seinem Vorgesetzten und flüsterte, Herr Großmann, natürlich, Herr Großmann wolle Direktor der Schillertheater werden. In Wahrheit wußte ich nur, wie enthusiastisch, behutsam und fürsorglich Dr. Rafael Loewenfeld die Schillertheater geleitet hatte, und nichts erbittert mich mehr, als Trägheit des Gehirns und Fettsucht der Seele. Nun steht Herr Pategg, wo er enden mußte, vor dem Zusammenbruch des Werkes, das ein Anderer aufgebaut hat und er in der unverantwortlichsten Weise verwahrlosen ließ. Bricht heute ein Volksbildungsinstitut von der Größe des Schillertheaters zusammen, so trifft die Mitschuld allerdings auch die Berliner Kritik, die viele Jahre lang vor der Geistlosigkeit des Regime Pategg die Augen geschlossen, oder gar ihren Segen gegeben hat.

Als ich vor fünf Jahren den geistigen Stillstand der Volksbühne wahrnahm, da beeilten sich die Volksbühnenleute, das Geheimnis zu enthüllen, ich, der ich eine Volksbühne — ich darf sagen: vorbildlich — geleitet hatte, sei ein gekränkter Direktionskandidat. In Wahrheit hatte ich grade in Wien die Schrecken eines demokratischen Theaters erlebt und war von diesem Wahn geheilt für alle Zeiten. Das Theater kann nur absolutistisch geführt werden. Versteht sich: Aufgeklärter Absolutismus.

Aber ein von einem Ausschuß geleitetes Theater ist schon im Grundriß verpfuscht. Der Satz wird eben jetzt einleuchtend demonstriert.

Beide Bühnen hatten ihre künstlerischen Ausschüsse. In den Schillertheatern waltete Ludwig Fulda und, wenn ich nicht irre, Hermann Sudermann des höchsten Amtes. Was haben sie getan, um den Verfall der Institution zu verhindern? Sie ließen den kläglichsten Spielplan zu, das miserabelste Ensemble, die antiquitierste Darstellung. An der Spitze des Schillertheatervereins steht Herr Heimann, der als Gemeindepolitiker seine Verdienste hat. Diese Herren waren die Schützer des Herrn Pategg und damit die Totengräber ihres eigenen Vereins. Und die Volksbühne? Hat sie nicht auch ihren „künstlerischen Ausschuß"? Dennoch muß gesagt werden, daß auch die Volksbühne seit Jahren der geistigen Führung entbehrt. Seit

dem Fortgang des Herrn Ettlinger ist Herr Springer der Leiter der Volksbühne. Herr Springer, ein Verleger von technischen Fachblättern, hat als Schatzmeister und Bauleiter unzweifelhaft hingebungsvolle, selbstlose Arbeit geleistet. Ein geistiger Führer war er nie. Aber die Volksbühne, wenn sie innerlich lebendig bleiben und nicht bloß Theater-Konsum-Verein sein wollte, hat einen Kopf von schöpferischer Kraft gebraucht. Nun war ja freilich der oft genannte „Künstlerische Ausschuß" da. Aber seit Gustav Landauers Tod steht keine lebendige Kraft drin. Dem armen Julius Bab war Willi Handl und Landauer weggestorben; was übrig blieb, war ein früh verkalkter Volksschullehrer. Babs eigenstes Werk waren diese gottserbärmlichen literarischen Vorstellungen in dem unmöglichen (von einem Theaterkundigen leicht umzubauenden) Neuen Volkstheater. Die Krise der Volksbühne ist der Bankerott seines künstlerischen Ausschusses, noch kürzer: der Bankerott der verschiedenen Babe.

In einer Epoche des aufsteigenden Lebens konnte die Volksbühne automatisch wachsen. In einem Zeitalter der Verarmung an Leib und Seele brauchte sie enthusiastische und erfinderische Führer. Ohne Prophet zu sein, darf man schon heute ankündigen: Die verbabte Volksbühne wird den begeisternden Führer auch in ihrer Schicksalsstunde nicht finden. Herr Springer, der seinerzeit Emil Lessing gekrönt hat, Herr Springer, der das protestantische Schauspieler-Theater Kayßlers zugelassen hat, Herr Springer und seine Babe werden auch jetzt die ihnen seelenverwandte Mittelmäßigkeit entdecken.

St. Gr.

FILM

Die Frau mit den Millionen

Alle Jahre wieder — kehrt Ellen Richter mit ihrem mehrteiligen Millionen-Abenteuerfilm nach der Schablone des „Mann ohne Namen". „Von Berlin zum Bosporus" spielt er diesmal und hängt einem ebensolang zum Halse heraus.... und man wünscht, man hätte die herrliche Reise persönlich bereits so abgeklappert wie die Etappen des Films auf ebendieser Route (auf deren Leim man nicht mehr kriecht). Doch ist zu sagen, daß der Anfang dieses Films regietechnisch und im Tempo gut geglückt, daß die kupferstichartige Photographie von ungewöhnlicher Schönheit ist, und daß aus fernem Land, unnahbar unsern Schritten, lockende Bilder gezeigt werden, die sich allerdings nicht organisch in die Handlung einfügen.



Die drei Marien und der Herr von Marana

Dieser Film bezeichnet — wie drück' ich's milde aus? — den Tiefstand der diesjährigen Filmproduktion, die Anspruch darauf macht, kritisch betrachtet zu werden. Man sagt das ungern, denn an Bauten und Kostüme ist viel Arbeit und Geld verschwendet worden, und Reinhold Schünzel stellt eine besondere Abart von suffisant-ironischem Don Juan mit lobenswert diskretem Minenspiel hin. Die auf Draht gezogene Grandezza des Velasquez sollte hier von spanischer Leidenschaft durchglüht werden vermittels dieses Don Juan und dreier Frauen: einer animalisch-wilden, einer raffiniert-genießerischen und einer engelhaften, die zur Wollust erwacht. Aber diese Frauen! Aber dies Tempo! Und wie ist es möglich, daß ein Routinier wie R. Liebmann ein so langweiliges und unmögliches Monstrum von Manuskript fabriziert? Wie ist es möglich, daß der im Film aufgewachsene Schünzel eine so unbeholfene Regie vollführt? Vor allem, wie ist es möglich, daß in unsern Zeitläufen noch eine so miserable Photographie gezeigt werden darf?

K. P.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

1.

Das Leben ist ganz einfach

Im „Neuen Wiener Tagblatt" fand ein Leser folgendes Inserat:

Sehr fesche 40jährige Lebensmittelgeschäftsfrau heiratet Sicherheitswachrevierinspektor i. D. Unter „Nichtanonym 73976" an die Exp.

Wer sieht da nicht schon die freundliche Photographie des schnell gepaarten Paares: Die fesche Lebensmittelgeschäftsfrau schmiegt sich schelmisch an die kräftige schnurbartgeschmückte Gestalt des Sicherheitswachrevierinspektors im Dienst.

2.

Neugründung

Herr Castiglione hat mit Herrn Stinnes eine neue A.-G. gegründet. Die Aktien kommen als Stinkas A. G. demnächst auf den Markt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 10):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500.— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Der internationale Großfilm der

Nationalfilm A.-G.

Herstellerin:

Maria Jacobini-Film G. m. b. H.

BOHÈME

Nach Motiven von HENRY MURGER
Verfaßt und inszeniert von

GENNARO RIGHELLI

Darsteller: **Mimi:**

MARIA JACOBINI

Helena Lunda, Walter Janssen, Wilhelm Bendow Wilhelm Dieterle, Ludwig Serventi, Uschi Elleot Julius Brandt, Jaro Fürth, Karl Goetz, Leonhard Haskel, Olga Limburg

Uraufführung:

15. März

Marmorhaus Kurfürstendamm

Erfolgreiche Bücher

Richard Kola
Rückblick ins Gestrige
Erlebtes und Empfundenes

„... Man ist, nachdem man Kolas Lebenschronik in einem Zuge ausgelesen hat, geneigt, Oswald Spengler recht zu geben, wenn er voraussagt, daß nicht unsere Literaten, sondern die großen Finanzleute und Industriekapitäne, diese Männer des Lebens, berufen seien, den großen Roman eines wuchtigen Stils zu schreiben."

Grundpreis M. 5,50, geb. M. 7,—

Paul Busson
Die Wiedergeburt des Melchior Dronte
Der Roman einer Seelenwanderung

„Ein aufwühlendes Buch, das zeitlos ist und das man gelesen haben muß, um die schöpferische Kraft zeitgenössischer Epik in einer ihrer hervorragendsten Erscheinungen zu kennen. Paul Busson gehört hiermit zu den allerersten deutschen Erzählern."

Grundpreis M. 4,—, geb. M. 5,—

A. J. Koenig
Der heilige Palast
Roman

„In wuchtigen Strichen wird hier ein Sittenbild aus dem Byzanz Justinians „hingehauen", dessen glühende Farben, dessen oft atemraubend plastische Szenen von einem starken Talent zeugen. Ein prachtvolles Buch."

Grundpreis M. 6,—, geb. M. 8,50

Emil Scholl
Der letzte Herzog
Roman

„Scholl zeichnet hier den widerspruchsvollen Herzog Friedrich den Streitbaren. Er hat es verstanden, in reich bewegter Handlung ein historisches Gemälde von seltener Gestaltungskraft und Lebensfülle zu schaffen."

Grundpreis M. 6,—, geb. M. 8,50

Ewald Banse und Werner Jansen
Tausend und eine Nacht
Eine Auswahl für Erwachsene, mit 8 farbigen Vollbildern von Fritz Flebbe — „... Die schönste Übersetzung des unvergänglichen Buches."

Grundpreis M. 4,—, geb. M. 6,—, Halbleder M. 10,—

Musarion-Bücher:
Braun, Attila / E. T. A. Hoffmann, Signor Formica / Keller, Romeo und Julia / Ljeßkow, Der stählerne Floh / Stifter, Der Hochwald Tieck, Kaiser Tonelli / Wieland, Musarion

„... Die bisher erschienenen Bände stellen zweifellos eine deutsche Kulturleistung ersten Ranges dar ... In diesen Büchern ist alles mustergültig: Einband, Titelzeichnung, Papier, Druck, Satzordnung, Heftung, Auswahl der Bilder und Reproduktionstechnik."

Nikolai Ljeßkow
Der versiegelte Engel
und andere Geschichten

Novellen / Übertragen von Alex. Eliasberg.

„Wer seine Novellen liest, spürt etwas von der Unsterblichkeit des Russentums, nur von der physischen, doch auf dieser beruht die russische Zukunft. Das Dostojewskische Rußland ist ein Ende, das Ljeßkowsche ist unendlich." (Dr. Fritz Endres.)

Grundpreis brosch. M. 4,50, Halbl. M. 7,—, Ganzleinen M. 9,—

Fjodor Ssologub
Der kleine Dämon
Roman / Übersetzt von R. v. Walter

... „Hier wie in den Schreckensszenen des Verfolgungswahnsinns offenbart sich eine Kunst der Analyse tiefster Seelennot, mitleidslos und zugleich mitleidsvoll, wie sie nur die russischen Dichter beherrschen."

Grundpreis brosch. M. 2,50, Halbl. M. 6,—

Karl Voßler
Leopardi

„Der Lyriker, der Künstler Leopardi, der im Bewußtsein der Zeit bisher noch immer hinter dem Philosophen und Prosaiker Leopardi zurückstand, wird hier zum ersten Male von berufener Hand gedeutet. Der Weg zu dem Dichter Leopardi führt über den geistesverwandten Hölderlin, der jetzt in Deutschland eine ähnliche Auferstehung feiert, wie Leopardi in Italien. Wie Gundolfs „Goethe" oder Bertrams „Nietzsche" wendet sich auch dieses Buch nicht in erster Linie an den Fachgelehrten, sondern an den geistig Interessierten überhaupt."

Grundpreis brosch. M. 6,50, Halbl. M. 9,—, Ganzleinen M. 11,—

Verlangen Sie kostenlos unsere ausführlichen Verlagskataloge!

Rikola Verlag / Musarion Verlag
München — Leipzig — Wien

Verlag Hermann Goldschmiedt, Wien-Leipzig

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Märzwoche

Über die Ermordung zweier Deutschen in Essen hatten die Franzosen berichtet, die beiden, Burchhoff und Wittershagen, seien auf der Flucht erschossen worden. Das war erlogen. Die deutschen Zeitungen berichten: „Es ist unrichtig, wenn die Franzosen behaupten, die Beiden seien auf einem Fluchtversuch in einem Wäldchen, unweit Buer, erschossen worden. Tatsache ist vielmehr, daß Beide auf dem Platze hinter dem Rathause durch Kolbenschläge und Gewehrschüsse in bestialischer Weise hingemordet worden sind!" Auf der Flucht erschossen? Nein, in bestialischer Weise hingemordet? Wo hab ich nur diese grauenhafte Geschichte schon gehört? Wer hat dieses System der Mordbeschönigung zuerst in Schwung gebracht? Ich blättere in dem unentbehrlichen Buche „Vier Jahre politischer Mord" von C. J. Gumbel (5. Auflage, Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Fichtenau) und entdecke die Entscheidung eines deutschen Oberlandesgerichtes über die Ansprüche der Hinterbliebenen eines ebenfalls wahrscheinlich nicht auf der Flucht Erschossenen, sondern bestialisch Hingemordeten. Das Urteil des Oberlandesgerichtes wies die Ansprüche der Hinterbliebenen ab, in dem es sich auf die preußischen Bestimmungen über den Waffengebrauch des Militärs stützt: „Daß beim Gebrauch der Waffen das Militär innerhalb seiner Befugnisse gehandelt habe, wird vermutet, bis das Gegenteil erwiesen ist." Die Hinterbliebenen jenes „auf der Flucht erschossenen" Deutschen schleppten vergebens einen Zeugen vors Gericht, der beschwören konnte, daß schon bei der Festnahme des Ehemanns die Militärpersonen, welche die Verhaftung vornahmen, der Frau angekündigt hatten, ihr Mann komme nicht wieder. Diese Erklärung, meinte das Oberlandesgericht zu Hamm, beweise nichts. . . . Die Begründung dieses Urteils sagt deutlich: Wenn jemand von Soldaten erschossen wird, so ist nach dem Gesetz vom 20. März 1837 prinzipiell anzunehmen, daß die Soldaten dazu ein Recht hatten. Die Soldaten müssen dies gar nicht beweisen, sondern die Hinterbliebenen müssen beweisen, daß die Soldaten ihre Befugnis überschritten haben und daß ein Fluchtversuch nicht vorgelegen hat . . . . Das Oberlandesgericht, das dieses Urteil am 31. Oktober 1921 gefällt hat, residiert in Hamm, an der Grenze des jetzt besetzten Gebietes. Fällt der Mord der beiden Deutschen in Buer in die Kompetenzsphäre des Oberlandesgerichtes in Hamm? Dann könnten die französischen Soldaten, die

zwei wehrlose Deutsche „auf der Flucht erschossen", das Urteil des nahen Oberlandesgerichtes jetzt mit einigem Gewinn lesen und zitieren . . . .

Der ehemalige Kronprinz hat, wie erinnerlich, durch seinen Major Müldner erklären lassen, er stehe dem „mit authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen" ausgestatteten Werke „Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben" durchaus fern, er habe keine Belege und Unterlagen geliefert, er nicht und auch keiner seiner Herren. Auf diese bündige Erklärung antwortet nun der saubere Verlag, der dieses pfiffig-patriotische Geschäft unternommen hat, mit folgender Erklärung im Buchhändler-Börsenblatt:

> Zu dem Dementi des Herrn Major a. D. Müldner v. Mülnheim bezüglich des in Vorbereitung befindlichen Werkes „Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben" geben wir nunmehr folgende endgültige Erklärung ab:
>
> 1. Der Verfasser, der an dieser Stelle nicht genannt zu sein wünscht, betont nochmals die unbedingte und unantastbare Authentizität seiner Unterlagen, die sich — soweit verwendet — trotzdem in keiner Zeile des Buches gegen Se. Kaiserl. Hoheit den deutschen Kronprinzen richten.
>
> 2. Die Erklärung des Herrn v. Müldner, daß kein Herr der Umgebung des Kronprinzen und seines Freundeskreises mit dieser Publikation in irgend einem Zusammenhang stehe, kann sich nur auf ganz wenige bestimmte Herren beziehen. Daß sie darüber hinaus unzutreffend ist und daß tatsächlich nur vollauf orientierte Persönlichkeiten das wertvolle Material beigesteuert haben, wird das Buch Seite für Seite klar erweisen.
>
> 3. Aus diesem Grunde hat der Verfasser auch eine Anregung des Herrn Major Kurt Anker, des bekannten ehemaligen Nachrichtenoffiziers der O.H.L. beim Oberkommando der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, ihm noch nachträgliche Einflußnahme auf Form und Inhalt des Werkes einzuräumen, ablehnen müssen. Denn die Tendenz des Buches, das vorbehaltlos und überzeugungsgemäß für Se. Kaiserliche Hoheit den deutschen Kronprinzen eintritt, bedarf keiner Revision in letzter Stunde.

Diese „Leipziger Graphischen Werke" führen eine sehr bestimmte Sprache. Sie behaupten ziemlich unverblümt, entgegen der Versicherung des Kronprinzen, daß „vollauf orientierte Persönlichkeiten" aus der Umgebung Sr. Kaiserlichen Hoheit die schönen Unterlagen geliefert haben. Daß kann natürlich ein elender Reklameschwindel sein, die Spitzbuben verkünden ja gleichzeitig, daß sie von dem appetitlichen Werke bereits 51 bis 90 Tausend drucken ließen. Aber in der Erklärung ist auch ein Name genannt: der Major Kurt Anker, Vertrauensmann des Kronprinzen, soll sogar verlangt haben, eine letzte Redaktion des Buches durchzuführen. Das sind

so bestimmte Angaben, daß weder der Kronprinz, noch Herr Anker schweigend daran vorüber gehen können. Wenn ein kleiner Handlungsgehilfe Liebesbriefe aus früheren Verhältnissen veröffentlichte, würde ihn keine Tanzgesellschaft in ihrer Mitte dulden. Hier wird der frühere Kronprinz und seine Umgebung der schmählichsten Indiskretion gegen seine vergangenen Flammen beschuldigt. Es wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als die Burschen, die mit den Amouren des Kronprinzen unsaubere Geschäfte machen wollten, vors Gericht zu schleppen. Dies ist er seinen Unterlagen schuldig.

In einer sächsischen Landtagssitzung forderte der Präsident Winkler die Abgeordneten auf, nicht so viel zu reden. Jede Seite einer niedergeschriebenen Rede koste den Staat 15 000 Mark. Zu denken, was der Schwatz in Berlin, Dresden, München, Weimar, Stuttgart, Karlsruhe und in all den Kleinstaatparlamenten bloß an Papier, Stenographen, Druckkosten verschlingt! Die Akademien der Wissenschaften müssen ihre Berichte einstellen und der parlamentarische Kohl wird, 15 000 Mark die Seite, festgehalten und reproduziert.

Aber für Sachsen ist es wahrscheinlich nötig, ununterbrochen parlamentarisches Wasser abzuschlagen. Die klägliche Regierungskrise ist jetzt beendet worden, indem die Kommunisten sich endlich herbeiließen, das Protektorat über die sozialistische Minderheitsregierung zu übernehmen. Der Ministerpräsident Buck weigerte sich freilich, als Statthalter der Kommunisten, solcher Kommunisten, zu regieren, aber es fand sich schnell ein unbeschwerter Cyniker, der auch so zu herrschen bereit ist. Was für ein Armutszeugnis für die innerlich zerrissene S. P. D.! In Preußen regiert sie zusammen mit der Deutschen Volkspartei, in Sachsen sträubt sie sich gegen Berührung mit den Demokraten und erfleht lieber die Nachsicht der Kommunisten. Wie alt, willensschwach, innerlich unsicher ist diese Partei geworden!

AN DIE LESER

Der Abonnementspreis des „Tage-Buches" wird vom 1. April an

12 000 Mark

für das Quartal betragen. Die Heraufsetzung ist nötig, nicht nur weil die Druck- und Papierkosten seit der letzten Preisfestsetzung (November. Dollarstand 6000) weiter gestiegen sind, sondern auch, weil wir unsere Mitarbeiter nicht nur mit Trinkgeldern entlohnen wollen. Eine Zahlkarte zur frdl. frühzeitigen Benutzung liegt bei.

Auch das Einzelheft wird vom April ab im Preise gesteigert; es wird mit 1000 M. verkauft werden. Berliner Zeitungen kosten jetzt 250 M. pro Nummer. Unser Preis erreicht also noch immer nicht das in Friedenszeiten herausstabilisierte Verhältnis von 5 : 1 zwischen Zeitschriften- und Zeitungsnummern.

Redaktion und Verlag des „Tage-Buch"

München bemüht sich mit Hartnäckigkeit, das Problem der deutschen Republik zu bleiben. Hier verfällt man immerzu in Extreme und läßt keine Stunde lang ab, sich auffallend und beunruhigend zu benehmen; in politischen Dingen pflegt man die üblen Angewohnheiten schlechter Kokotten, ihre Mitmenschen zu belästigen. Dabei kann garnicht einmal behauptet werden, daß Opportunitäten den Ausschlag geben. Es herscht Gereiztheit und Gegnerschaft à tout prix, für die eine tiefere Ursache kaum gefunden werden kann.

Das alles ist umso erstaunlicher, als der Bayer aus den wilhelminischen Zeiten her uns als ein egalisierendes Element gegenüber Potsdamer Überschneidigkeit in Erinnerung steht. Vielleicht aber zeigt die Gegenwart nur, daß es ihm in der Vergangenheit garnicht so sehr darauf ankam, freiheitlicher, humaner, leichter zu sein, sondern daß er es nur aus Widerspruch war. Im Grunde ist der bayerische, namentlich der oberbayerische Volkscharakter durchaus beharrlich, um nicht zu sagen phlegmatisch, wofür die gewisse bäuerische Schwere, überhaupt der Agrarcharakter des Landes, dann die Katholizität und — man kommt nicht darum herum, es wieder auszusprechen — das Bier den Ausschlag geben. Man verfolge bayerische Parlamentssitzungen, da tritt das Störrische, Ungelenke besonders zu Tage; keine Elastizität ist zu spüren, das feinere Instrument geistiger Paraden gehorcht hier nicht, man rückt mit Schwere und Massivität an, der Stallwitz stellt das Bonmot.

Er steckt auch eine gute Dosis Grobheit ein; nur, was seine Stumpfheit aufrührt, das bringt ihn auf. Man wird ihn nie überzeugen, denn er ist nicht zu überzeugen; aber es ist ein stets amüsantes Schauspiel, durch Widerspruch ihn in Bewegung zu werfen. Seine Überheblichkeit, die auf dieser Traditions-Sicherheit beruht, ist ganz außerordentlich, er fühlt sich zentral in der Welt, und wenn er eine bayerische Politik vertritt, so überragt sie an Wichtigkeit alles, was von den Vereinigten Staaten, vom Union Jack oder den Sowjets in die Welt gekabelt wird.

Aus dieser Beharrlichkeit erklärt sich Vieles. Der große bayerische Groll gilt Kurt Eisner. Er hat die bayerische Bürgerseele beunruhigt, er hat sie vor Probleme gestellt, er hat sie wissen lassen, daß auch der Münchener abhängig ist vom Weltgefüge. Daß er ihn gezwungen hat, über soziale Fragen nachzudenken, weckte einen maßlosen Zorn. Alles, was seither geschah, vor allem der rüde Mord an Landauer, die an Rechtsbeugung streifende Verurteilung der Links-Orientierten, die systematische Bedrängung freiheitlicher Menschen, ist nichts anderes als die Rache der beunruhigten Münchener Trägheit. Sie gräbt sich mit wachsender Intensität in tiefe Wut hinein. Je mehr sich der Abstand vom April 1919 vergrößert, desto schreckensvoller erscheint jener Rätemonat, dessen unheimliche

Sünde es war, daß an dem oder jenem Gewissen ein wenig gerüttelt wurde. Wenn heute in Bayern etwas sanktioniert werden soll, was nicht recht eindeutig ist oder dem Allgemeinwillen der Deutschen zuwiderläuft, so verweist man auf diesen Schrecken. Dessentwegen darf des Nachts der Hotelgast von subalternen Polizisten noch immer aus dem Bett gerissen werden, dessentwegen gibt es eine unentwegte Paßkontrolle bei Hof und Aschaffenburg (die nur schläft, wenn bayerische Separatisten mit französischen Agenten konspirieren!), eine politische Gesinnungschnüffelei, die nicht zuläßt, daß ein republikanisch gesinnter Mensch seine Meinung öffentlich bekennt.

Der Ärger bedurfte aber eines gegenwärtigen Kristallisationsmoments, eines Prügelknaben. Dazu wurde der Jude gemacht. Das ist umso merkwürdiger, als der Jude in München viel weniger sichtbar wird und werden kann, denn in Berlin, Leipzig, Frankfurt. Die Geringfügigkeit der jüdischen Existenz hier schuf den Haß-Matadoren die Möglichkeit, die Gespenster einer jüdisch-bolschewistischen Invasion in den Horizont zu malen. Man peitscht damit die Leidenschaften. Überall in Deutschland existiert die antisemitische Arbeiterpartei der Nationalsozialisten, aber daß sie ihr Zentrum, ihren Knüpfpunkt in München hat, gibt der Bewegung ihr Cachet. Indem sie sich der stiernackigen Schwere des oberbayerischen Schlages bedient, erhebt sie den Anspruch, wahrhaft völkisch, wahrhaft aus dem Urgrund der Traditionen zu kommen. Mit der Bewegung eines Mussolini hat sie nichts zu tun, oder nur soviel, daß sie schattenhaft sie nachzuahmen versucht, wie man eben in Deutschland nie eine politische Eigenform zu Stande bringt, und selbst den Einzelheiten einer Neuerung die französische, russische, italienische Kokarde witzlos aufsetzt.

Es ist fast natürlich, daß die Führung dieser Gruppe in die Hände eines Mannes geriet, dessen politischer Jargon von der peinlichsten Dürftigkeit ist und dessen diplomatische Kunst sich in wortreichem Rowdytum erschöpft. Nichts beschämt die unentwegten Nationalisten, die sich deutsche Größe und Ehre zum Ziel genommen haben, sosehr, wie der Umstand, daß sie einer Intelligenz folgen, deren letzte Weisheit der Appell an Intoleranz, Rohheit und Schimpfsucht darstellt. Die Reden dieses oberösterreichischen Tapezierers Hitler, vor dem das Geschrei über die landfremden Elemente plötzlich verstummt ist, laufen in Drohungen aus, die die allgemeine verfahrene Situation an irgendeinem Objekt rächen wollen. Der Vergeltungsgedanke bindet hier am stärksten. Aber schon das Warum und Wieso verschwimmt im Nebelhaften. Eine ganze Reihe von denen, die am ärgsten schreien, sind vor vier Jahren in den Rätetagen auf dem ultraradikalen linken Flügel gesehen worden. Es ist der Exzeß unter allen Umständen, der sie in die Arena lockt, nicht die tiefer liegende politische Idee noch die Ehrlichkeit eines notwendigen Ideenkampfes. Es mag für einen, der deutsche Probleme beobachtet,

schmerzlich sein, zu sehen, wie diese mehr auf Lärm als auf produktive Leistung begierigen Elemente unweigerlich in alles hineinfahren, was einer Konsolidierung besserer Zustände erforderlich wäre. Aber man wird sehr bald bemerken, daß es ohne geistige Energie geschieht und sich stumpflaufen muß.

Jener Januar-Sonntag, der die Parade der Hakenkreuzler in München sah und der Bevölkerung das eklatante Schauspiel einer an ihren Sesseln klebenden Regierung darbot, vor der Hitler einmal auf den Knien lag, zum anderen die geballten Fäuste fuchtelte — jener Sonntag schuf immerhin eine gewisse Klärung. Eine beträchtliche Zahl antisemitischer Mitläufer aus der Intelligenz fiel ab. Man sah plötzlich die Klüfte, an denen dieser Hitler mit Dreschflegeln und Mistgabeln entlangführte, man sah die Leichtfertigkeit, mit der im Augenblick des außenpolitischen Fieberzustandes mit deutschen Menschen gespielt wurde. Sehr weite Kreise, die zu ihm gestanden hatten, haben sich in diesem Moment zurückgezogen. Die Schichten, die ihm zuflossen, sind die des gedankenlosen, immer mitläuferischen Amüsierpöbels, dem es im Grunde ganz egal ist, ob ein Fasching oder eine blutige Bartholomäusnacht gefeiert wird, nur auf das Feiern kommt es an. Diese innere Disziplinlosigkeit kennzeichnet die ganze Münchener Bewegung. Sie ist auch mit frankophilen Tendenzen verdächtigt worden. Es wäre kein Wunder, wenn im Augenblick der französischen Besetzung von Würzburg, Bamberg, Hof das Hakenkreuz auf den Frauentürmen aufgezogen würde und Bayern beginnen wollte, eine offizielle Separatpolitik zu treiben. Man hat hier immer Kirchturmpolitik getrieben, auch in deutschen Dingen dachte man hier stets zuerst bayerisch. Die Kartätschen von der Ruhr her treffen nicht bis in den Löwenbräukeller. Den Leuten um Hitler ist die soziale Fortgeschrittenheit des deutschen Nordens ein Greuel, die reaktionäre Kraft Europas, die sich in Frankreich dokumentiert, verständlicher. Man wird es abschwören, aber man kann dem Beweis nichts gegenüberstellen, der darin liegt, daß in den blutigsten Augenblicken der deutschen Existenz, in den Tagen von Essen, Gelsenkirchen und Bochum die schärfsten Angriffe gegen deutsche Menschen in München geprägt wurden.

Die Lösung dieser Rätsel liegt in der falschen Auffassung, die man jahrzehntelang von München und seinem Geist gehabt hat. Die bunte, zauberhafte Kulisse hat verführt, die Stadt an der Isar als etwas besonderes anzusehen; der internationale Verkehr bis 1914 gab ihr eine imposante Haltung, und ein nicht übertriebener Klerikalismus auch in religiösen Dingen etliche Heiterkeit. Jetzt offenbart sich die Überschätzung. Es bleibt nichts übrig als eine Provinzstadt ohne geistigen Kern, als eine abgestandene Bürgerlichkeit ohne Bonhommie. Die Deutschen nördlich von Dachau haben immerhin einiges Recht, sich ihre Entwicklungsfähigkeit nicht vom störrischen Faulpelz in der Klasse noch unter die Normalnull drücken zu lassen.

4.

JOSEF RABE

KRISE DES RICHTERS

In der Reihe der Veröffentlichungen über den Niedergang der deutschen Geistesberufe soll nach dem Wunsche der Herausgeber auch des deutschen Richterstandes mit einem Worte gedacht sein. Dieses Wort hat, wie ich glaube, in dem vorliegenden Zusammenhang nur Anspruch auf bescheidenen Raum und muß mit Vorsicht und betonter Zurückhaltung gesprochen werden. Kein Zweifel, daß von den Nöten der Zeit auch der Richterberuf nicht verschont blieb. Aber was sind seine Nöte gegen die Not, unter der sich die Angehörigen der „freien" Berufe heute in einem erbitterten und nahezu aussichtslosen Existenzkampf verzehren? Ich habe die erschütternden Feststellungen eines Anwalts und eines Schriftstellers in diesen Blättern gelesen; ich weiß, daß gleiches oder ähnliches über die Situation des Arztes, das bildenden Künstlers, des wissenschaftlichen Forschers gesagt werden kann; und ich bin voller Zweifel, ob ich, als Richter, nicht besser täte, zu schweigen. Vor den Qualen und Zuckungen eines Sterbenden macht keine gute Figur, wer über Kopfschmerzen klagt. Die geistige Not wird von der körperlichen beschämt und nimmt sich neben ihr fast wie ein Luxus aus.

Als in den ersten und heftigsten Impulsen des Umsturzes gegen den Staat und seine Einrichtungen Sturm gelaufen wurde, war gerade der Richterstand für Pfeile und Speere eine gesuchte Zielscheibe. Radikale Leute riefen damals nach Beseitigung der richterlichen Unabhängigkeit, sie verlangten Kontrolle des Richterspruchs durch das abstimmende Volk, und Forderungen dieser Art, die, bis ans Ende gedacht, jedes Richten illusionär und unmöglich machen, haben mit dazu beigetragen, einen starken Teil der deutschen Richterschaft in eine noch heute nicht allerorten beruhigte Opposition zu der neuen Staatsform zu drängen. In Wahrheit ist diese Opposition von der Entwicklung Lügen gestraft worden. Die Republik hat die Rechte des Richters unangetastet gelassen, und seine Situation, seit er im Namen des Volkes Recht spricht, hat sich sozial wie beruflich eher gestärkt als gemindert. Sein Machtbereich greift weiter als früher, nachdem ihm durch dezentralisierende Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung Entschließungen übertragen worden sind, die vormals dem Oberhaupt des Staates als unanrührbare Domäne vorbehalten blieben. Das Schicksal einer gegen einstige Zeiten beschränkten Lebenshaltung teilt er mit der Mehrzahl seiner Volksgenossen, aber der Abstand gegen das Einst ist bei der Mehrzahl erheblicher als bei ihm, und so hat sich seine soziale Stellung relativ um einige Grade gehoben. Der Staat bezahlt ihn nicht gerade üppig; das hat der Staat niemals getan, es liegt nicht in seiner Gewohnheit. Immer hat der deutsche Beamte zu seinen Dienstbezügen als eine Art von Nebensold die Würde seiner Stellung hinzugerechnet; man behauptet sogar, er habe sich dieser Würde in manchmal erheiternder Weise bewußt gezeigt. Der Richter lebt so wenig wie irgend ein anderer Beamter im Überfluß, und er kann von seinem Gehalt keine „Sprünge" machen. Aber er kann doch gehen. Er kann sich leidlich nähren, sich notdürftig kleiden. Und heißt es nicht heute fast im Überfluß leben, wenn man sich nähren und kleiden kann?

Darum kein Wort von materieller Bedrängnis. Kein Wort auch von gewissen Fragen der richterlichen Kompetenzabgrenzung, die heute im Organismus der preußischen Justiz eine interne Rolle spielen, aber für die breitere Öffentlichkeit an Bedeutung verlieren. Die wahre Not des Richterstandes ist anders und tiefer begründet. Das Richten selbst ist heut in Gefahr. Die Fundamente des Richterspruchs wanken in dieser wankenden Zeit.

Recht und Wirtschaft sind miteinander in ständiger Wechselwirkung verkettet, derart, daß das eine dem anderen zugleich Voraussetzung und Folge sein muß. Ein stationäres Wirtschaftsleben kann, wie erst neuerdings das Beispiel Rußlands gezeigt hat, nur auf dem Boden eines gesicherten Rechts gedeihen. Umgekehrt verliert jedes Recht seinen Halt, wenn die Begriffe des Wirtschaftslebens, auf denen es steht, und mit denen es — bewußt oder unbewußt — immerfort rechnet, eines Tages zusammenbrechen und wie ermüdete Schultern die übernommene Last nicht mehr zu tragen vermögen. In dieser Situation ist heute das deutsche Recht. Es ruht auf Begriffen, die kaum mehr bestehen. Es sichert Werte, die keine mehr sind.

Vertrag und Verpflichtung, Interesse und Anspruch, Verschulden und Schade — welche Realität haben heut diese Worte, und haben sie überhaupt noch eine Realität? Was bedeutet ein Darlehen, vor Jahresfrist abgeschlossen, und was ein Kaufpreis, vor nur drei Monden vereinbart? Wo gelten noch Grundsätze für Treu und Glauben, wenn jeder Tag dem anderen treulos wird und jeder Börsenschluß wie höhere Gewalt zwischen den Menschen und seine Zusage tritt? Muß nicht der Tadel wider den Spekulanten, das Lob für den pater familias verstummen, wenn der Devisenkäufer sein Kapital dem Haus und den Seinen erhält, während der Vormund durch „mündelsichere“ Anlage die Ersparnisse seines Schutzbefohlenen auf den Wert einer Straßenbahnfahrt reduziert? Wer getraut sich heut, eine Rente zu bewerten? Wer schätzt einen Schaden? Wer kann mir sagen, was Wucher sei? Wer kann überhaupt etwas sagen? Wer will noch Grenzen erkennen, mit Maßstäben messen, auf Merkmale deuten? Das Gesetz ist aus Tatsachen abgezogen, und nun vollzieht sich ein ironischer Abfall der Tatsachen vom Gesetz. Die Umstände sind dem Rechte entfremdet und weigern ihm die Gefolgschaft.

So ändern wir die Gesetze. Man hat es versucht; wie soll man sie ändern? Die Dinge lägen erleichternd einfach, wenn alles nur die Richtung gewechselt und ein anderes Vorzeichen angenommen hätte. Aber es ist ja nicht so. Es ist keine Richtung erkennbar, die Dinge sind heute doppelgesichtig, wir treiben im Maelstrom und wissen nicht wohin. Man betrachte, zu welchen unförmigen Konvoluten die Gesetzblätter der Kriegs- und Nachkriegsjahre angeschwollen sind. Diese Gelegenheits-Legislatur ist traurig gestrandet. Das Gesetz, kaum ins Freie entsandt, erschrak vor sich selbst und brach sich beim ersten Schritt beide Beine. Man suchte ihm aufzuhelfen, man amputierte, man flickte und stopfte — und schlug am Ende den Krüppel wieder tot. Wie viele Rechtsnormen der letzten Jahre haben dieses Schicksal gehabt! Der Gesetzgeber sieht beschämt seine Machtlosigkeit und muß vor der Flut der Erscheinungen kapitulieren. Seine Werkzeuge passen nicht mehr, sie sind wie Schlüssel im falschen Schloß. Recht ist auf Dauer gebaut. Wo aber wäre heut eine Dauer? Das Leben ist ephemer und vergeßlich geworden, und jeder sieht, wo er bleibt. Recht

braucht Halt an Gestalten und Formen. Nun aber ist alles ungestaltig, und jede Form zerrinnt den zufassenden Händen zu Schleim oder Nebel. Recht ist System und Gruppierung, es macht die Fülle der Tatbestände durch Merkmale überschaubar und weist jedem Fall in der kenntlichen Kategorie seinen Platz an. Heute isolieren sich die Tatbestände; der „Fall" wird widerborstig und droht, die Kategorie zu zersprengen. Es ist schwer, es ist kaum mehr möglich, Gesetze zu machen.

Ist es noch möglich, zu richten? Die Umstände sind dem Rechte entfremdet. Der Mensch ist es auch. Er macht diese schleichende Revolte mit, ob er will oder nicht. Die Zeit hat ihn entwurzelt. Sie darf sich nicht wundern, wenn er fällt. Sie darf noch weniger verwundert sein, wenn er, dem Sturz zu entgehen, nach illegitimen Mitteln greift, da die legitimen versagen. Von der übriggebliebenen Witwe, die ihren Zimmermieter bewuchert, um Brot und Kartoffeln zu haben, bis zum Studenten, der Bücher stiehlt, bis zum verabschiedeten Offizier, der die gefährdete Existenz mit dunklen Geschäften zu fundamentieren trachtet, läuft ein Faden geheimer sozialer Schicksalsgemeinschaft. Aber die Kriminalität dieser Jahre hat noch andere als nur soziale Ursachen. Die Verzweiflung ist so groß, und die Hoffnung so winzig. Untergangsstimmung ist da. Man hat im Rücken den tollsten Zusammenbruch und dicht vor den Schritten vielleicht einen neuen. Man lebt zwischen Katastrophen von der Hand in den Mund. Es ist fast frivol, an die Zukunft zu denken. Die unmittelbarste Gegenwart ist das Einzige, was noch eine Art von Wirklichkeit hat, und diese Einstellung auf die Stunde macht den Menschen besinnungslos gefräßig und treibt ihn in den Exzeß. Eines Tages wacht er als Dieb auf; vielleicht als Betrüger, als Mörder. Der Strafrichter weiß Geschichten davon. Es gibt kaum eine Sitzung, die ihn nicht heut vor solchen Sachverhalt stellt.

Ist es möglich, zu richten? Wenn das Gesetz versagt, muß der Richter sich doppelt bewähren. Er könnte, wenn man ihm Raum ließe, gerade in der gegenwärtigen Konstellation eine viel weitere und reichere Wirksamkeit entfalten als ehedem. Er steht nicht, wie der Gesetzgeber, vor dem Komplex. Er steht vor dem Fall. Er sieht dem Tatbestand ins Gesicht und dem Menschen ins Auge. Lebendiges Material liegt Tag um Tag vor ihm ausgearbeitet, er arbeitet dicht am Objekt. Er könnte lebendig und produktiv sein. Er ist ans Gesetz gebunden, gewiß, und stärker vielleicht als nötig. Aber wenn das Gesetz ungefähr tot ist, so kann er ihm Atem einblasen. Wenn es verhunzelt ist, er kann es verjüngen. Wenn es verdorrt und verödet ist, er kann es mit neuem Blut füllen. Jedes Gesetz verändert sein Gesicht mit dem Gesichte der Zeit. Dieses veränderte Gesicht zu erkennen; der unbeweglichen Norm den beweglichen Sinn zu geben, ein Erstarrtes elastisch zu machen; zwischen Begriffen und Dingen, zwischen Leben und Recht die abgebrochenen Brücken in blutvoller Arbeit am Einzelfall wieder herzustellen; die verworrene Zeit neu ans Gesetz zu binden und das Gesetz an die Zeit; wäre dies nicht ein furchtbarer Dienst?

Der Richter könnte, auch fern von Leipzig, diesen Dienst verrichten: wenn man ihm Raum ließe. Raum, zu atmen und sich zu bewegen. Raum im Gebiet seines Wirkens und ein gutes Stück Raum ringsherum. Aber er hat diesen Raum nicht, und was er davon noch hatte, wird ihm Meter um Meter genommen. Der Staat muß sparen, und man sagt, daß die Justiz es mit der Sparsamkeit von jeder am genauesten nehme. Es täte heute, zumal in den großen Städten, eine Vermehrung der Richterkräfte not. Statt

dessen vermindert man sie. Die Last des Richters wächst langsam ins Unerträgliche, und die Möglichkeit, Einzelnem Zeit und Liebe zu schenken, wird immer geringer. Die Öffentlichkeit liebt es, den Richter zu schelten, und von den Vokabeln, die sie für ihn bereit hält, ist „Weltfremdheit" eine der mildesten. Weiß sie ungefähr, wie er lebt? Kennt sie die Existenz eines Mannes, der zwar in Freiheit richten darf, aber zugleich in die Wände seiner Arbeit wie in einem Käfig gesperrt ist? Akten auf der Behörde, und wenn sie erledigt sind, Akten daheim. Akten zum Frühstück, Akten nach Tisch, und Akten zum Tagesende zwischen Nachtessen und Schlaf. Ich zweifle, ob es heut in Berlin viele Richter gibt, die sich's erlauben können, am Sonntag zu feiern. Die Mehrzahl spart sich gerade die zähesten Arbeitsbrocken auf den Feiertag auf.

„Restlose Ausnutzung der Arbeitskraft für den Staat"; die Parole klingt einigermaßen plausibel, und das Evangelium der Arbeit wird den Deutschen in Dur und Moll von allen Kanzeln gepredigt. Man kann nicht bestreiten, daß Arbeit adle. Aber es gibt vielleicht eine Grenze, an der sie aufhört zu adeln. Es gibt eine Grenze, an der sie beginnt, den Menschen zu verkümmern, ihn klein und eng, ihn unfrei und freudlos zu machen. Diese Grenze ist mindestens erreicht, man könnte behaupten, sie sei bereits überschritten.

Der Richter ist heut in Gefahr, zu verkümmern: als Geist und als Mensch. Die Katastrophe der Zeit und des Menschen stellt ihn mit jedem Tage neu vor die schwersten Entschlüsse. Ein klares Auge tät ihm not, ein geöffneter Sinn, ein geweitetes Herz. Aber sein Auge ist übernächtig und trüb, und sein Herz hat kaum Zeit, für das eigene Schicksal ein paar Schläge zu tun. Er müßte ein Souverän sein, und er ist ein Beamter. Er müßte aus der Welt kommen, und er kommt aus dem Dienstzimmer. Die Gegenwart hätte das Recht, eine Arbeit höchster und feinster Qualität von ihm zu verlangen. Statt dessen tut er Massenarbeit und kann nichts anderes als Massenarbeit tun. Denn er hat keine Zeit. Sein erster und letzter Notschrei ist, keine Zeit zu haben. Der Kampf mit dem Aktenbock läßt ihm nicht Raum für den Kampf mit der Welt. Und wie sollte er fertig werden mit dieser diffusen und drängenden Gegenwart, wenn er zufrieden sein muß, nur fertig zu werden?

Man muß dies feststellen, und man kann es beklagen. Ob man es ändern könnte, wage ich nicht zu entscheiden.

KURT PINTHUS — FRIDERICUS REX

Die Filmmacher hatten es diesmal nicht leicht: nach dem unerwarteten Erfolg der ersten beiden Teile des Fridericus Rex-Films wollten sie einerseits nicht auf die große nationalistische Kundschaft verzichten, zu der sich selbst ein Ludendorff öffentlich bekannt hatte, und andrerseits wollten sie auch nicht als reaktionäre Propagandamacher dastehen. So wird ein doppelköpfiger Friederich konstruiert, der freigeistige Proklamationen erläßt, Orden als Kinderspiel zurückweist (Beifall der Demokraten), Juden toleriert (Beifall der Branche), aber doch ein kolossaler militärischer Draufgänger und Durchhalter ist und seinen defaitistischen Neffen aus dem Zimmer wirft (Beifall der Deutschnationalen). Er erklärt, daß der Krieg a) zur Sicherung des Friedens unumgänglich nötig, b) aber freilich, denn-

noch, allerdings schrecklich sei. Der Baron Arzen von Cserepy ist halt ein Diplomat; und der alte Fritz ist schon zu lange tot, um protestieren zu können. Das hätte er übrigens nicht getan, sondern in weiser Milde geflüstert: „Mit meiner Person kann jeder nach seiner Fasson Geschäfte machen." Er hätte sich höchstens über den schlechten Stil, den er im Film spricht, ein bißchen geärgert und darüber, daß seine ebenbürtigen militärischen Gegner, die ihm viel zu schaffen machten, als Trottel dargestellt werden, und daß er selbst so rückständig war, Bleistifte, die hier im Film verwendet werden, leider noch nicht zu kennen.

Der dritte Teil „Sanssouci" ist ein Unikum in der Geschichte des Films: die Meterzahl seiner Titelschriften ist länger als die Meterzahl der gezeigten Bilder. Eine Art populäres Geschichtsbuch im Telegrammstil muß in bald größeren, bald kleineren Lettern von der Leinewand abgelesen werden. Dazwischen zucken als Erläuterungen einige Großaufnahmen und lebende Bilder vorüber, von denen das Schönste das Flötenkonzert in Sanssouci ist. Es wurde genau nach Menzel gestellt; aber um das zu sehen, braucht man ja nur eine Kunstgeschichte aufzuschlagen. Wie listig und lustig hier Zeitgeschichte, Diplomatie und Krieg geschildert sind, dürfte wohl auch in einem Erziehungsinstitut für Minderbegabte von den Zöglingen belächelt werden.

Zerflattert der dritte Teil ins Wirkungslose, so wird der vierte Teil „Schicksalswende" dadurch zerstört, daß der episch virtuose, in einer Nacht und einem Tag spielende Roman Walter von Molos „Fridericus Rex" Seite für Seite verfilmt wurde. Statt das große Leben Friederichs hinzubreiten, werden in sechs Akten undramatisch und unfilmisch nur zwei Motive gezeigt: der krumm und steif gewordene Friederich mit unzähligen Details in der Bauernstube vor der Schlacht bei Leuthen sowie strategische Bewegungen einer gewaltigen Komparserie, die Schlacht selbst wie ein heiteres Kinderspiel markierend.

Gebühr sah aus, als sei der Volkswunsch in Erfüllung gegangen: „Alter Fritze, steig hernieder!" Seine Mimik ist bewunderungswürdig, ebenso wie die Photographie und manche Einzelheiten der Regie. Die Unproportioniertheit und Naivität des Ganzen macht zwar den Film für Anspruchsvollere wirkungslos, dafür enthüllt er herrlich die Seele des Publikums. Bei der Erstaufführung war es ein zugleich gebildetes und militaristisch begeistertes Publikum. Seine Bildung bezeugte es durch Applaudieren, sobald es einen historischen Ausspruch oder ein Bild aus der Kunstgeschichte wiedererkannte. Ihr patriotisches Hochgefühl erwiesen diese Leute durch Toben, sobald Komparsen in größerer Anzahl am Kurbelkasten über den märkischen Sand vorbeigehetzt wurden. Einmal brach der Beifall jäh ab, als nämlich der nachfolgende Titel zeigte, daß man versehentlich dem (damaligen) Feind applaudiert hatte. Nachdem man jedoch gemerkt hatte, daß die Österreicher weiße Röcke anhatten, die Preußen aber dunkle, jubelte man nur noch den dunkelberockten Komparsen zu und vor allem dem Leutnant Roßbach, der in eigener Person die Kavallerie führte. Für die Leutchen, die niemals eine Flinte abgefeuert oder einen Pferdebiß gespürt haben, war nunmehr auf der Leinwand klipp und klar erwiesen, was Strategie und Schlacht für einfache, herzerhebende Dinge sind (wenn nur ein forscher Filmregisseur die Sache in die Hand nimmt).

Der Heimkrieger wird ewig leben; nachdem das Bier teurer geworden ist als der Film, hat er sein Hauptquartier vom Stammtisch ins Kino verlegt.

Hermann Bahr hat sich entschlossen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Dieses „Selbstbildnis" wird vielleicht sein schönstes Buch, jedenfalls einer der merkwürdigsten Lebensberichte, die wir Deutschen haben. Das Buch wird etwa zum 60. Geburtstag Bahrs (also im Juni) herauskommen. Das „T.-B." darf mit Bahrs und S. Fischers Willen schon jetzt Einiges daraus bringen.

Mein Vater war höflich von meinen Abenteuern verständigt worden und las zwischen den Zeilen, daß meine Gegenwart in Graz unerwünscht zu sein begann. Er kränkte sich darüber so, daß er mich gar nicht sehen wollte, sondern mir ein Zimmer in Steinkogl anwies, einem damals noch recht stillen Wirtshaus an der Traun, zwischen Ischl und Ebensee. Er hoffe zu Gott, schrieb er mir, ich würde dort in der Waldeinsamkeit aus meinen wüsten Träumen erwachen und mich wieder auf mein besseres Selbst besinnen lernen. Er konnte nicht wissen, daß kaum eine Stunde davon, in Rinbach am Traunsee drüben, mein lieber Couleurbruder Edmund Lang hauste, bei seinem Schwager Köchert über Sommer zu Gast. Drei kleine Mädchen, wie Märchen schön, tollten ums Haus, ein mächtiger, gelassener Bernhardiner war gleich mein Freund, abseits aber stand, blaß und schmal, in sich verloren, schweigsam, ein unscheinbarer junger Mensch. Erst allmählich verriet er, daß er auch reden konnte. Wir redeten dann zuweilen die halbe Nacht durch, bis uns der Hausherr auseinander trieb. Es war Hugo Wolf.

Wir kannten einander dem Namen nach; und Wagnerianer bildeten ja damals sozusagen eine Nation. Mit seiner Entlassung, seiner Verweisung aus dem Konservatorium war mir der Beweis seiner Künstlerschaft erbracht, war für mich seine Begabung entschieden, ihm aber wieder verbürgte schon meine Wut auf Brahms, es an mir mit einem anständigen Kerl zu tun zu haben; Jugend sieht das Leben in so herrlichen Vereinfachungen! Dazu kam noch: er war gestrandet, ich war es auch, er outcast wie ich, so blieb uns beiden gegen das Urteil der Welt nur die Berufung auf den eigenen Stolz, auf das sichere Gefühl des inneren Werts in unserer Brust und jeder von uns war darum auch dem anderen gegenüber von vornherein bereit, eigentlich schon den bloßen Mut zu solcher Berufung allein für ein vollgültiges Zeugnis dieses Werts zu nehmen. Auch hatten wir den Ton einer hochmütig absprechenden, nichts verschonenden, weltverachtenden Ironie gemein, die sich bei mir in zynischen Bummelwitzen entlud, während er dann zu meinem größten Spaß, wenn ich ihm das Hölzl warf, über die Gemeinheit des bürgerlichen Daseins in ein solches Rasen geraten konnte, daß die Schiffer auf dem See draußen unruhig wurden, so gräßlich klang sein Toben durch die blaue Stille hin. Nur ganz reine Menschen sind einer solchen unpersönlichen Wut fähig, einer Wut sozusagen in abstracto, die gar nicht irgendeinem besonderen Falle gilt, sondern von ihm aus immer gleich zur Empörung gegen das Dasein des

Bösen, Falschen, Häßlichen überhaupt, dagegen daß es Böses, Falsches, Häßliches überhaupt geben kann, im Grunde gegen den Sündenfall selber wird. Auch verlosch für sein Gefühl jeder Unterschied des Sittlichen vom Künstlerischen: über einen falschen Ton war er moralisch entrüstet, ein schlechtes Buch galt ihm als eine böse Tat und einen schiefen Vergleich, gar einen leeren Vers empfand er als persönliche Beleidigung. Wir lagen oft, an solchen Tagen, wo der Sommer mit seiner Liebesüberfülle den bangen Menschen fast erdrückt, lebensschwül im Gras, ich ganz nur der Seligkeit, auf der Welt zu sein, der Seligkeit des Sonnenscheins, der Seligkeit des Seewinds hingegeben, er, immer ein heißhungriger Leser, in irgendeinem Buch blätternd, das aber dann plötzlich in einem grimmigen Bogen durch die Luft flog, während er in Verwünschungen ausbrach: „Hund, vermaledeiter Schuft, geborener Ziegelschupfer, aber nein! Dichten muß der Mistfink, düüchten!“ Und wehe, wenn er derlei Verse nun gar zu rezitieren begann, der Hohn seiner meckernden Stimme war dann von einer vernichtenden Infamie, man hörte, daß er um Rache schrie, Rache für einen blutigen Schimpf, Rache für die Schändung seiner inneren Welt! Er schien dichterisch fast noch empfindlicher als in seiner eigenen Kunst, und ich frage mich heute noch zuweilen, ob sein Urerlebnis, sein Urverhältnis zum Dasein nicht eigentlich das des Dichters war. Daher auch sein Sinn für Kleist, bei dem ja wieder umgekehrt das Wort Musik aufzutauchen scheint, ja zuweilen selber noch von überwogender Musik schäumt. Ich hörte damals die Penthesilea zum erstenmal, Wolf trug sie stets bei sich, sie war sein Brevier, er las uns immer wieder daraus vor, oft mitten in irgendein Gespräch hinein, und einer plötzlichen Aufwallung von Freude, tiefer Dankbarkeit und Andacht oder auch um uns etwas Liebes zu erweisen, wie Kinderhand stolz ist, Blumen bringen zu dürfen. Vom Abglanz reinsten inneren Glückes begann, indem er las, sein durchscheinendes Antlitz zu leuchten, seine Hände zitterten und im Übermut der Erregung sprang er dann auf einmal davon, sich Luft machend in Lauten einer seltsamen Mischung von Knirschen, Zischeln und Wiehern. Einen Augenblick später kam er verwandelt zurück, auf der reinen Stirne den bangen Ernst eines zum erstenmal von Ahnungen erschauernden Knaben, arglos zuhörend oder zutraulich erzählend, so froh, sich geborgen zu fühlen. Mir fiel damals schon auf, wie geheimnisvoll er oft dem Kapellmeister Kreisler glich, wirklich Zug um Zug. In jenem „Todessprung von einem Extrem zum andern“ war auch er ein Virtuos, auch er kannte diese „verdammte Sorte von Humor, die einem den Atem versetzt“, dem „schalkisch scheinenden Humor, von dem mancher sich oft verwundet fühlt und der doch aus dem treuesten herrlichsten Gemüt kommt“, auch er hatte die „höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältnisse, den Trotz gegen alle üblichen Formen, die Auflehnung gegen alles, was durch die ‚richtige‘ Ansicht des wirklichen

Lebens bedingt und als unsere Zufriedenheit begründend anerkannt wird". Eben in der erbitterten Verachtung aller dieser vom Bürgertum beschlossenen „richtigen Ansichten" fanden wir uns, wir wollten ja gar nicht „unsere Zufriedenheit begründen", wir wiesen sie zurück, aus eben dem Motiv Kreislers, das seine Prinzessin ausspricht: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf!" In dieser quälenden Sehnsucht nach einem „höheren Leben", das zu berühren wir erst aus der öden Enge satter Zufriedenheit ausbrechen zu müssen meinten, wurzelt auch Hugo Wolfs ungestümer Formwille, seine höchste Kraft. Nach Jahren, mitten in der Arbeit am „Corregidor", schrieb er einmal: „Alles drängt mächtig nach außen und verlangt nach Bildung und Gestaltung." Dämonisch überflutend, blieb er dennoch immer seiner ordnenden, bindenden, formenden Macht gewiß. Ein Heldenleben war's in seinem rastlosen Ringen, die dunklen Gewalten ins Licht, ungestalt Nächtiges an den Tag, Dunst und Flucht und Spuk zur klaren, in gesicherten Grenzen ruhenden Erscheinung zu bringen. „Nah ist und schwer zu fassen der Gott", in diesen Worten Hölderlins steht das Schicksal des deutschen Künstlers. In unserer Zeit hat keiner Gottes unfaßliche Nähe dennoch zu fassen, einzufassen in Gestalt, mit so glühender Inbrunst ersehnt, keiner das Geheimnis der Form andächtiger umworben, kein deutscher Künstler nach einem Blick ins Auge Gottes so flehentlich gelechzt wie Hugo Wolf.

THEODOR LESSING

KAMERAD LEVI

Auf dieses Meisterstück deutscher Erzählungskunst seien die Leser des „T.-B." ganz besonders hingewiesen.

Als der große europäische Krieg ausbrach, war Siegfried Levi, der 26 Jahre alte Sproß eines Althändlers in Hannover, zu mehreren Militärärzten gegangen, um seine Kriegsuntauglichkeit sich bestätigen zu lassen; da aber diese gegen sein Erwarten erklärten, daß sein Körper vollkommen gesund und schwerlich Aussicht vorhanden sei, daß man bei der Einziehung der ungedienten Ersatzreserven ihn übergehen oder entlassen werde, so hatte Levi sogleich die Überzeugung gewonnen, daß eine sofortige Meldung als Kriegsfreiwilliger seine Stellung im Heere günstiger beeinflussen werde, als wenn er erst abwarte, bis man ihn pflichtmäßig zum Kriegsdienste heranzog; wobei er ohnehin noch eine lange bange Wartezeit vor sich gehabt hätte. Nur durch eine List war es ihm schließlich gelungen, als Kriegsfreiwilliger mitgenommen zu werden, denn als nach zahllosen vergeblichen Bewerbungen ihm der Bescheid wurde, daß die 1. Kompagnie des ersten Ersatzbataillons zum Linieninfanterieregiment 124 noch fünfzig Freiwillige einstellen werde, da fand Levi, obwohl er zwei Stunden früher als zur festgesetzten Stunde im Hofe der Regimentskaserne erschienen war,

die Treppen, Gänge und Tore des weitläufigen Gebäudes von wenigstens dreihundert jungen Leuten besetzt, deren jeder darauf hoffte, daß man just i h n zum Regiment einkleiden werde. Levi versuchte gar nicht, auf die zum Musterungssaale führende Treppe zu gelangen, sondern blieb in dem menschenleeren Hofe, und da einige Fenster des obersten Stockwerks offenstanden, irgendwo aber eine von den Maurern stehengelassene Leiter anlehnte, so stieg er sofort an einer beliebigen Stelle in die Kaserne ein, hielt sich bis zur anberaumten Stunde in einer Zelle des dritten Stockes verborgen, tappte dann bis zum Zimmer des Obersten und stand plötzlich als erster vor der Ausmusterungskommission. Auf die verwunderte Frage des Vorsitzenden: „Was wollen denn Sie hier?“ rief Levi: „Fürs Vaterland sterben“ mit einer so lebendigen hellen und zum Herzen gehenden Stimme, daß die Herren, welche sich erstaunt und zweifelnd anblickten, auf die überreichten Atteste der Militärärzte hin, den Mann in die Stammrolle des Regiments einschrieben. Und so war er denn Soldat geworden, nachdem er bisher jenes schon von Vater und Großvater ererbte Geschäft in der Burgstraße innegehabt hatte, aus welchem dank seiner Tüchtigkeit ein in der ganzen Stadt angesehener „Salon d'antiquités“ erstanden war, welcher nach Ausbruch des Krieges ein neues Firmenschild erhielt und seither als „Deutsches Haus für Altertümer“ wohlbekannt ist. Da er nun frisch und fröhlich in den gewaltigen Krieg einrücken sollte, erschien er unter den hellbegeisterten blonden norddeutschen Jungen wie ein kostbares und feines aber etwas verstaubtes Altertum aus einer fernen Vorzeit; in der Haltung ohne die martialische Straffheit; im Gang was man latschig nennt; im ewig sorgenvollen und verloschenen Antlitz die verdrossene Gleichgültigkeit vieler über nichts mehr verwunderter Jahrhunderte, und die Beine endlich so unheilbar krumm, daß jeder Offizier oder Unteroffizier, der uns im Exerzieren ausbildete, unfehlbar seine tägliche Kasernenhofblüte von Kamerad Levis Beinen pflückte, wie etwa: die schwere Artillerie werden durch Levis Beine durchzielen, oder diese Beine bildeten das Loch in der deutschen Front, durch welches die Malefizfranzosen eines Tages in Deutschland eindringen würden und dergleichen Späße und Spassetteln mehr. Levi nahm solche Ausstellungen mit einer unerschütterlichen Gemütsruhe entgegen, ja erzählte witzige Bemerkungen über seine Beine gerne selber und lächelte dazu wehmütig anerkennend, so weit in seinem alteingekauftem Gesicht das fröhliche Lachen zu Hause war, denn man hat ihn nur selten lachen gesehen. Während der zwei Monate unserer Ausbildung tat er, was eben befohlen wurde, aber niemals einen Handgriff mehr, und da er jede unnötige Bewegung verabscheute und dem Feldwebel beständig mit Zeugnissen aufwartete, welche ihn heute vom Reckturnen „wegen Schmerzen in der Kniekehle“, morgen vom Exerzieren „wegen Entzündung eines Nagels“ befreiten, so galt er als „der größte Drückeberger“ in der Kompagnie und genoß unsere allgemeine Mißachtung. Denn wir andern waren jung und fröhlich, mit Begeisterung und Zorn wie mit Elektrizitäten geladen und im überschwänglichem Augenblick unseres Lebens zum Ausflug in den Himmel des Mutes bereit; und so wirkte solch ein Kamerad wie Bleigewicht an ausgespannten Flügeln. War es also verwunderlich, daß wir alle ihn mieden, als wenn der Teufel in ihm wäre? Leutnant von Lieven pflegte zu sagen:: „Sein Gesicht verdirbt mir das ganze Vergnügen am Kriege“; ja mehr als einer schwur heimlich, daß diesem Spötter im Felde kein langes Leben beschieden sein werde: vor allem der Offizierstellvertreter Kracht.

ein kolossaler Mann von deutschem Schrot und Korn, ein blonder Riese. der den Beinamen „der Germanenkönig" führte, konnte den lächerlichen Soldaten nicht seh'n und nicht riechen und äußerte gemütlich unter Kameraden: „Ich werde ihn draußen auf eine Patrouille schicken, die das deutsche Heer von einem unnützen Mitesser befreit."

Vier Wochen später brachen wir auf. Es war der 27. September.

Erst im Eisenbahnwagen, zu vielen Tausenden verladen, wurde mitgeteilt, wohin unsere Bestimmung führe; nicht, wie wir alle geglaubt hatten, zum Kampf gegen Frankreich, sondern ins nördliche Belgien, wo, nachdem Brüssel und Gent soeben von den Deutschen besetzt waren, ein heftiger Kampf um Antwerpen und um die Küste der Nordsee geführt werden mußte. Auf der endlos langen Bahnfahrt, wo wir an ganz kleinen Stationen stundenlang liegen blieben, bis wir schließlich, nach fast vierzigstündiger Fahrt, in Aachen landeten, saß Levi, ohne Waffenrock, in Hemdsärmeln in einem Winkel des großen Viehtransportwagens und erteilte strategische Auskünfte. Es war erstaunlich. Sein Gehirn besaß die merkwürdigste Kenntnis aller möglichen Personalverbindungen. Wenn man ihn nach dem Standort eines Regiments befragte, so wußte er nicht nur zu sagen, wo das Regiment gegenwärtig stünde, sondern schnurrte die Namen der Führer her; wußte in der Beförderungsgeschichte Klucks, Hindenburgs, Emmichs Bescheid, brachte fertig, sämtliche v. Bülows und v. Moltkes der Rangliste auseinander zu halten, indem er Verwandtschafts- und Personalbeziehungen, Heirats- und Erbschaftsangelegenheiten eines jeden kannte, welche doch jeden andern Menschen vollständig gleichgültig lassen. Der junge Leutnant v. Lieven, der mit uns reiste, rief ein über das andere Mal: „Teufel! woher weiß er das?", als Levi, ruhig in seiner Ecke kauernd und mit einem Bleistift Konturen von Stammbäumen durch die Luft ziehend, darlegte, daß die Lievens mit v und die mit f verschiedenen Ursprungs seien, daß der Hauptmann v. Lieven in Stargard und der Major Liefen in Königsberg unmöglich verwandt sein könnten, und daß die Familie des Leutnants mit jener fürstlichen Familie verwandt sei, welche vor hundert Jahren noch, wie er selber Levi geheißen habe, aber beim Übertritt geadelt worden sei. Der kleine Leutnant, auf solche Dinge zum ersten Male hingewiesen und von Levis überzeugenden Kenntnissen ganz überwältigt, begann den Vielwisser „unheimlich" zu finden und erzählte mit Grauen, daß der Mann an Stelle der Soldatenbibel eine mit weißem Papier und vielen Bleistiftnotizen durchschossene Rangliste im Tornister trage.

Nach unserer Ausladung in Belgien begannen jene furchtbaren Märsche an den Feind heran, auf welchen wir Tag für Tag auf den großen Beginn der „Feuertaufe" warteten. Ich hielt mich nun absichtlich in der Nähe Levis, nicht nur, weil dieser Mann mich lebhaft interessierte, sondern weil seine Nachbarschaft auf dem schweren Marsche mir viele Erleichterungen brachte. Er hatte zunächst die Gewohnheit, beständig Opern- und Operettenmelodieen vor sich hinzubrummeln, nach deren Rhytmen er übrigens genau wie auf dem Kasernenhof dahinschlurfte. Meine Herrn, sagte er zu seiner Umgebung, jeder menschliche Körper hat bestimmte Takte und Zählzeiten, nach denen er sich am leichtesten bewegen läßt; das muß man ausprobieren; was mich betrifft, so ziehe ich gegenwärtig vor die Melodieen: „O teure Mutter, du darfst nicht sterben!" und „Ich hab' um sechs ein Rendezvous, mit dem Schatz, mit dem Fratz, mit der Erika"; weil es Melodieen sind. die der Einstellung meiner Pedale am besten entsprechen. Dieses

mechanische Dahinstolpern nach einer Million Male wiederholten Melodie schien seine Kraft zusammenzuhalten und noch heute geschieht es, daß wenn ich irgendeine Opernmelodie höre, wieder das Bild des wunderlichen Kameraden vor mir auftaucht, wie er in gleichmütigster Seelenruhe und mit einer sachlichen Verdrossenheit die langen sumpfigen oder hartgefrorenen Landstraßen dahinschlürft. Dabei sog er beständig an unauflöslichen Gummibonbons, wovon er freigebig allen Nachbarn abgab. „Diese Gummistangen, meine Herrn“, sagte er, „habe ich sogleich nach Ausbruch des Krieges in großen Posten aus Amerika importieren lassen, denn man kann nicht wissen, wie lange sie noch zu haben sind. In Deutschland fabrizieren wir nichts Ähnliches, denn sie haben die Eigenschaft, daß man sie nicht verschlucken kann und viele Stunden lang saugen, ehe sie sich aufzulösen beginnen; dadurch kann man auf dem Marsch seinen Gaumen feucht erhalten, denn, seh'n Sie, meine Herrn, was ist es für ein verkehrtes Zeugs, was die andern Herren kauen. Manche rauchen auf dem Marsche Zigaretten; das werden sie bereuen, denn es verdirbt vorzeitig die feinen Kanäle der Bronchien und die Gefäße; auch führen einige von Ihnen Kolapastillen bei sich, die anderen Zucker, wobei man in wenigen Sekunden den Bonbon auflöst, und dann hat man das Gift im Blute. Sehr vernünftig ist Herr Offizierstellvertreter Kracht, welcher getrocknete Pflaumen hat. Diese, die ich Ihnen zeige, ist die gewöhnliche Katarinenpflaume, die bessere heißt Sultanspflaume; es sollen noch bessere in der Umgebung von Tours in Frankreich wachsen, welche man Königspflaume nennt, aber am besten dienlich sind Bismarckpflaumen; man spürt nichts vom Staub der Chaussee und kann stundenlang an einer trocknen Pflaume kauen und zuletzt am Kern, der einen ganz angenehmen Bittermandelgeschmack hinterläßt. Dagegen hat Kamerad Bokelberg sein schönes Geld für Hirths Elektrische Regenerinpastillen ausgegeben, einen großen Schwindel und Herr Leutnant v. Lieven kaut Pralinée und verdirbt seine Zähne, die, wie Sie sehen können, schon teilweise plombiert sind; das ist alles Gift, aber diese amerikanische Gummistange, höchstens zweie am Tage, das ist das Richtige.“ Es geschah auch bald, daß die Levische „amerikanische Gummistange“ bei der Kompagnie beliebt wurde und alle Augenblick kam jemand und sagte herablassend: „Du, Levi, haste noch 'ne Stange?“ worauf dieser aus seiner unerschöpflichen Hoseninnentasche neue Quanten des klebrigen Gummis holte. Aber schon am folgenden Tage erwies sich Levis strategische Brauchbarkeit in einem höheren Glanze. Das geschah in jenem großen Pferdestall, wo wir im Stroh das Nachtlager bezogen, nachdem wir uns am Mittage in dem Dorf, welches, wenn ich nicht irre, Nachtigall hieß, mit den auf andern Wegen herangeführten Regimentsteilen vereinigt hatten. Jetzt befand sich der Stab, an seiner Spitze der Oberst, bei der Truppe und die Herren verbrachten die Nacht, während schon ferne Geschütze dumpf erdröhnten, in einem Gehöfte, zu welchem auch unsere Stallung gehörte. Der alte Oberst kam von der vorderen Bauernstube, darinnen er übernachtete, wiederholt in die Ställe, um an ihrem anderen Ende plötzlich ins Freie zu verschwinden. Es war uns aufgefallen, daß, bevor das geschah, regelmäßig der Regimentsadjudant kam und die ruhig daliegenden Mannschaften fragte, ob ihm jemand ein paar Zeitungen zum Lesen geben könne und die guten Jungen, nicht viel nachdenkend, brachten alles, was sie an Lesestoff hatten, bis kein Bogen Papier mehr aufzutreiben war. Gegen 11 Uhr nachts, als alle schliefen, kommt wieder der Adjudant mit der Stallaterne und pürrt die

Unteroffiziere um Lektüre an; keiner aber hat dergleichen, so daß er wetternd und fluchend die Stallung verläßt. Gleich darauf erscheint ein höherer Offizier, unsicher schwankend den Mittelgang zwischen den Pferdeabteilen entlang, während wir im Stroh liegen und niemand sich stören läßt. Es ist unser Oberst, genannt „der Alte“, mit seiner elektrischen Taschenlaterne, gebückt hinhuschend zur Ausgangstüre nach dem Acker. Plötzlich steht Levi vor ihm und überreicht wohlzusammengefältet mit einer diskreten Verbeugung ein Päckchen des feinsten Toilettepapiers, worauf der übelgelaunte Oberst die demütig dastehende Figur überfliegend, unangenehm berührt zusammenzuckt, dann aber plötzlich den Humor der Lage empfindend, dem Manne auf die Schulter klopft: „Wie heißt er?“ Und dieser antwortet: „Siegfried Levi“, ohne sich von der Seite des Obersten, der im Gang vorüberschreiten will, zu entfernen. Diesem scheint die Begleitung peinlich zu sein, aber Levi mit zäher Grausamkeit benutzt diesen Augenblick, um dem Herrn eine vorher sorglich im Kopfe zurechtgelegte Rede zu halten. „Herr Oberst“, beginnt er, „der Wagen mit den Generalstabskarten.“ — „Jetzt ist nicht Zeit!“ Aber Levi fährt unerbittlich fort: „Der Wagen mit den Generalstabskarten muß von einem Manne bedient werden, welcher sich auf Karten und Nachschlagewerke versteht und den literarischen Apparat, den das Regiment mitführt, in Ordnung hält.“ „Was kümmert Sie das?“ unterbricht der Oberst, bemüht, den Mann loszuwerden, andererseits aber durch die ungewöhnlich gebildete Ausdrucksweise wie durch die Annahme des Geschenkes sich verpflichtet fühlend: „Wenden Sie sich an den nächsten Vorgesetzten; wer ist das?“ „Herr Feldwebel Kracht.“ „Schere er sich,“ befiehlt nun der Oberst barsch in dienstlicher Tonart; aber Levi, dem keine Disziplin in den Knochen sitzt, erwidert vertraulich: „Dann darf ich mich beim Herrn Offizierstellvertreter Kracht auf den Herrn Oberst berufen?“ Jetzt wird dieser zornig, brüllt: „Abtreten!“ und Levi schlurft in das Stroh zurück. „Mensch,“ sage ich, „wie konntest du? Jetzt hast du verspielt; der Oberst ist wütend.“ Er aber wiegt, wie wenn er die Chancen einer Rechnung hüben und drüben nachwöge, sein kleines schwarzes Gaunerköpfchen und sagt: „Der Eindruck sitzt.“ „Wie denn?“ flüstere ich zurück (im Dämmergrau des Pferdestalles rührten sich im Halbschlaf unsere Nachbarn). „Der Oberst wird mich nie mehr ansehn, ohne an dies da zu denken.“ Dann schliefen wir ein. Wirklich stand Levi schon am nächsten Morgen im günstigen Augenblick vor dem Germanenkönig und erklärte, der Oberst habe ihn geheißen, sich beim nächsten Vorgesetzten für die Stelle des Kartenordners zu melden. Aus dieser Meldung konnte Kracht nicht klug werden (weil der Oberst allein solche Stellen zu besetzen hatte); es wäre ihm gar nicht eingefallen, für den „Schandfleck der Kompagnie“ sich zu bemühen, wenn nicht der alte Oberst, der sich übertags allmählich erheiterte, auf dem Marsch den Germanenkönig gelegentlich ans Pferd herangewinkt und gefragt hätte, ob ein Mann namens Levi bei der Kompagnie sei und ob dieser sich wohl für den topographischen Dienst eigne, worauf Kracht, der das Wort „topographisch“ nicht kannte, aber herausfühlte, daß Levis Stern irgendwie im Steigen sei, von der Gelehrsamkeit des Mannes zu reden begann, welche Rede Leutnant v. Lieven, der immer nur daran dachte, daß er eigentlich selber Levi heißen solle, lebhaft bestätigte, und da dem alten Oberst v. Krosigk, so oft sein Blick zufällig wieder fiel auf den nach der Melodie: „O süße Mutter, du darfst nicht sterben“ dahinschlürfenden Soldaten, die peinliche Nachtszene wieder auf-

tauchte, so war Ergebnis, daß Levi die Stelle beim Kartenwagen erhielt; und man hätte keinen besseren „geistigen Marketender" finden können: zunächst begann er eine Neuordnung des gesamten Nachschlagematerials nach einem von ihm ersonnenem vereinfachendem System, so daß für jede gewünschte Auskunft jede verfügbare Karte und jedes Nachschlagewerk sogleich zur Hand war. . . . .

Nun begannen die furchtbaren Tage, die schrecklichen, in denen die Luft, die man atmet, eine einzige Welle klein gehackten und geschmolzenen Bleies ist, durch die man voran und immer vorangetrieben, wie eine Herde halbblinder, halb irrsinniger Tiere, nicht mehr wahrzunehmen vermag als Blut und wieder Blut und jenen niemals abreißenden Schrei aus Raserei und Schmerz, welcher die Himmel erfüllt. Aber das Unsagbare werde ich nicht durch diesen leichten Bericht über den komisch-tragischen Kameraden entweihn; müßte ich doch erzählen vom Heldentode so vieler Herrlicher. . . . . Doch die Erinnerungen der nächsten Monate sind so voll von Bildern des Grauens, daß ich um so lieber die harmlosen Erinnerungen wieder aufnehme, die mir vom Musketier Levi geblieben sind. Zunächst geschah, wer hätte es gedacht? das Wunder der Verbrüderung des „Germanenkönigs" mit Levi. Kracht, der Hüne, der schönste Mann, den ich je geseh'n habe, gegen Levi bis zum Ekel eingenommen, erwies sich in seinem Element, sobald das Dreinschlagen begann, während er den banalen Alltagssorgen hilflos gegenüberstand. Der selbe Mann, der den Drachen totschlug, war im Kampf gegen Mücken ahnungslos, und dieses machte sich Levi so zu nutze, daß zuletzt jene Periode eintrat, wo wir uns an Levi wendeten, wenn wir bei Kracht etwas erreichen wollten, weil dieser, wie übrigens auch der kleine Lieven nichts tat, ohne Levi zu hören. Das begann mit einer merkwürdigen Stiefelgeschichte, bald nach dem ersten Nachtgefecht. Plötzlich waren die Herbstfröste eingetreten, welche unter anderm die Wirkung hatten, daß die Soldaten, wenn sie über Nacht die Stiefel auszogen, am Morgen nicht mehr in das Leder hineinkommen konnten. Viele litten unter dem Druck des Stiefelleders so sehr, daß sie am Abend im Quartier der Versuchung, den Stiefel vom geschwollenen Fuß zu ziehen, nicht widerstanden, obwohl sie wußten, daß, sobald Weitermarsch befohlen war, der Stiefel nicht über den Ballen ging, weil der inzwischen warmgewordene Fuß sich gedehnt, das Leder aber zusammengezogen hatte. Levi brachte zunächst eine Flasche Kollodium herbei und überpinselte unsern Leuten die Zehe, so daß sich eine Glasur bildete, unter deren Schutz der Druck der Stiefel nicht so schmerzhaft war, dennoch blieb das Stiefelanziehen am kalten Morgen eine der Torturen des Krieges. Da aber verfiel er auf eine einfache Auskunft. Er stopfte Stroh und Zeitungspapier in die enggefrorenen Stiefel, zündete es an und im selben Augenblick, wo das Papier und Stroh anbrannte, fuhr man mit dem Fuß in die Flamme und trat sie aus. Der Stiefel saß wie angegossen und die Wärme wirkte wohltuend. . . . . Den eigentlichen Glanzpunkt aber im Kriegsleben unseres Kameraden bildete unsere Erstürmung des Schlosses Chaudfontaine. Dies war das Schloß eines belgischen Edelmannes, aus dessen Kellerfenstern und Dachluken auf eine sehr hinterlistige Weise auf die arglos gemachten und scheinbar wohlaufgenommenen deutschen Soldaten geschossen worden war, weswegen nun ein Detachement, bei welchem auch ich und Levi waren, den Befehl erhalten hatte, das von Franktirörs besetzte alte Gebäude rücksichtslos zu säubern. Unsere mit Recht erbitterten Leute benutzten

diese Gelegenheit, um in Säcken, Kisten und Kasten fortzuschleppen, was nicht niet- und nagelfest war und wovon sie hofften, daß sie vom nächsten Rastort aus es in die Heimat an Weiber oder Eltern gelangen lassen konnten; aber, da damals eine tadellose Zucht bei unserer Truppe herrschte, und „das Requirieren" auf eigene Faust streng bestraft wurde, so wurden auch dieses Mal alle bestraft, welche Wertsachen aus dem Schlosse mitnahmen, die Sachen aber, so weit sie nicht auf den folgenden beschwerlichen Märschen einfach fortgeworfen wurden und liegen blieben, zuletzt dem rechtmäßigen Besitzer getreulich zurückgegeben. Da war es nun wahrhaft belustigend und lehrreich zu beobachten, wie bei der Erstürmung des Schlosses eigentlich jeder ein Andenken mitzunehmen versuchte und trotz des 40 pfündigen Tornisters irgend einen nutzlosen Gegenstand sich auflud, den er für wertvoll hielt und gerne mit nach Hause gebracht hätte. Levi aber inmitten alle dieses gierigen und wüsten Aufruhrs durchschlurfte in aller Seelenruhe das Parkett der Säle nach der Melodie der nicht sterbendürfenden süßen Mutter, blieb anerkennend hier und da vor einem alten Gemälde stehen, begutachtete und beaugenscheinigte die Bronzen, Ahnenbilder und Gobelins und erläuterte uns die Bedeutung der Kunstgegenstände und Altertümer, von denen er eigentlich als einziger von uns etwas verstand, ohne aber die mindeste Gier nach ihrem Besitz zu zeigen oder den Wunsch, etwas mitzunehmen, bis er in einem Seitengemach einen alten kleinen Nähtisch erspähte, auf den er zustürzte und dessen Schubladen eröffnete, worauf er mit einem wahren Freudengeheul herausnahm und in seiner großen Hosentasche verschwinden ließ, eine Rolle weißen und eine schwarzen Zwirns, viele Stecknadeln, Hosenknöpfe und eine Schere. Dieses war die ganze Beute, die er aus Chaudfontaine mit sich führte, und er war der einzige, der leicht an ihr trug und sie behalten durfte, da sie sich in der Folge als hochnützlich erwies und eigentlich der einzig positive Ertrag war, den die stolze Erstürmung von Chaudfontaine uns eingebracht hatte.

Durch solche kleine Brauchbarkeiten entschädigte das schwarze Schaf der Kompagnie für seine vollständige Unbrauchbarkeit in Feuergefecht und Handgemenge. Ich habe ihn nie in Ruhe sein Ziel nehmen sehn, und als ich im Graben neben ihm liegend, einen in der Ferne auftauchenden Engländer fallen sah und um Levi ein Vergnügen zu machen, sagte: „Den hast du getroffen," da wurde dieser bleich wie ein Linnen und ließ sich von mir noch mehrere Tage nachher immer wieder bestätigen, daß ich mich geirrt haben müsse und nicht er jenen Engländer getroffen habe. Bevor ich erzähle, wie es endete, muß ich noch einer Episode gedenken, die das nüchterne Wesen des von unmittelbarer Nützlichkeit voll ausgefüllten Menschen lebhaft mir vor die Seele stellte. Die 10. Novembernacht brachte den blutigsten Kampf, dessen ich mich entsinne. Wir hatten uns eben in die frostharte Erde eingegraben, als vom General der Befehl kam, das in kurzer Entfernung gelegene Dorf, welches von Engländern und Franzosen, vor allem aber von Engländern besetzt war, bis zum Morgen durch Sturmangriff zu nehmen. Dieser Befehl war in so schneidiger Form gehalten, daß dem Oberst von Krosigk, der das Wagnis der Erstürmung des an einen Wald angelehnten befestigten Lagers ohne genügenden Schutz durch Artillerie richtig beurteilte (denn unsere Geschütze konnten erst am Morgen zur Stelle sein), wohl die paar noch übrigen weißen Haare zu Berge standen. Der General hatte den Offizieren des Regiments als Ort des Stelldicheins für den nächsten Morgen das Dorf Grootschoote bezeichnet, ohne ein Wort

darüber zu verlieren, daß dieses doch vorläufig noch in Feindeshänden war. Dieser Befehl war nicht mißzuverstehen, und wir sahen durch die Feldstecher mit Staunen wunderliche massige Bauten, hinter denen Maschinengewehre aufgefahren waren; im Feuerschein der Nacht entpuppten sie sich als kolossale Lehmpyramiden, dergleichen ich weder vorher noch nachher gesehen habe. Zu diesem Sturmangriff standen nur unsere beiden Kompagnien zur Verfügung, doch war für uns beruhigend, daß das Regiment Goslarer Jäger in der letzten Nacht unsere früheren Quartiere, eine Viertelstunde von unseren Gräben entfernt, bezogen hatte, allerdings so übermüdet nach neuntägigen Gefechten, daß wir bei diesem uns auferlegtem Sturm von Grootschoote nicht auf ihre Hilfe rechnen sollten. Das Unternehmen erwies sich verwickelter, als der General gedacht hatte. Zwar gelang es, von drei Seiten her die Truppen um Grootschoote zusammenzuziehen und in der Nacht zu stürmen, aber dann stellte sich heraus, daß der Feind im Schutze der unheimlich im Sternenlicht ragenden Pyramiden den Geschützpark gerettet und hinterm Wald zusammengezogen hatte. Furchtbare Straßenkämpfe mit den rasenden Einwohnern zwangen die unsrigen, jedes Haus einzeln zu stürmen, indessen die Engländer dasselbe Dorf, in welchem sie eben selber gesessen hatten, rücksichtslos in Trümmer schossen. Der Schrei des gepeinigten Viehs in den Flammen, die Angst der Pferde an den Ketten, das Geheul der Hunde durch die Nacht, das Geknister Einsturz drohender Balken, schwarze Wolken überm spärlichem Mond, rauher Ost, der das Feuer schnell in Speicher und Strohdiemen, Dächer und Balken treibt, die brennende Kirche, ihr Glockenturm, tausendjährig, wie mit einem Schlage plötzlich in die wahnsinnige Nacht stürzend. Stimmen rund herum, man weiß nicht wo und wohin . . . alles steht vor mir nur als eine chaotische Wahrnehmung, so wahnwitzig, so sinnlos, als stürze die irre Welt im Höllenfeuer zusammen; und in den Straßen zwischen den brennenden Häusern stauten sich menschliche Leiber so dicht, daß die Nachrückenden einfach die Bajonette gebrauchten und in das Knäuel von Mensch und Tier hineinstachen, um über aufgetürmte Hindernisse, wie an Springstangen hinwegzukommen. Nun war von unsern Patrouillen gemeldet, daß gewaltige Artillerie hinterm Walde stehe und während wir Stunde auf Stunde auf unsere eigenen Geschütze warteten, welche zu spät nachrückten, konnten die Engländer im Schutze des Waldes mit Granaten und Schrapnells uns überschütten, ohne daß die Eroberung von Grootschoote viel nützte. Hauptmann Krüger, ein ruhig besonnener Mann, der jeden unnötigen Aufwand an Menschenmaterial vermied, wäre gern in die alte Position zurückgegangen, aber der Befehl des Generals lautete: „Dorf halten, bis Geschütze kommen." Eine Kette von dreißig Mann hielt die rückwärtige Verbindung mit den Goslarern aufrecht, indem alle fünfzig Meter ein Mann lag bis zum Maierhof Montjoie, wo die Jäger lagen, und die Kett entlang lief wie an einem Telegraphendraht der Wunsch: „Kommt, kommt endlich!" Obwohl unsere Leute auf dem Bauch über nächtliche Sturzäcker gleich Schlangen krochen, konnten sie sich ohne Deckung nicht halten; die Luft war Flammensud. Mitten im Feld an der dünnen Böschung, wo zwei Chauseeen kreuzen, stand eine schwarz geteerte Baracke, welche der Oberst zum Mittelpunkt der Operation machte, denn als wir das Haus stürmten, fanden wir bis zum Dache über dreihundert englische und französische Schwerverwundete, welche man Hals über Kopf im Stich gelassen hatte. Grauenhaft zusammengepfercht in einer von Eiter und

Fieberschweiß stickigen Luft lagen sie von einem jungen Unterarzt, einem ratlosen blassen Menschen und zwei erschöpften Wärtern notdürftig bedient; aber kaum war diese Hölle Menschenelend in unsern Händen, als der Oberst rücksichtslos anordnete, sämtliche Feinde ins Freie zu tragen, weil die Baracke, die vom Walde her nicht beschossen wurde, für den Stab oder für unsere eigenen Verwundeten nötig war. Kaum hatten die Aufräumearbeiten der wimmernden unverständliche Laute lallenden Halbtoten begonnen, als eine ungeheure Granate das Dach des gräßlichen Hauses glatt hinwegrasierte und ein Staubmeer von Balken und Splittern über Freund und Feind schüttete: jeder suchte sich aus dem Trümmerhaufen zu retten und in dem neuentstandenem Chaos im Chaos verklang jedes Kommando. Jetzt wartete alles auf die Jäger. Nachdem Botschaft auf Botschaft zu ihnen geschickt war, laufen ich und Levi als freiwillige Ordonnanzen, um den Oberst der Goslarer zum Sturm auf den Wald, genannt forêt d'août, anzutreiben. Die Antwort: „Eine Stunde noch Ausdauer, dann sind die Goslarer nahe genug, um in Aktion zu treten." Wir weinen beinah. Die Jägeroffiziere fluchen, man habe nicht Lust, die schwermitgenommene Truppe für uns zu exponieren; der Sturm sei zu früh erfolgt, man möge sich in die alte Stellung zurückziehen, am Morgen nochmals stürmen; und so lauter vernünftige Ratschläge, nur dem Befehl des Generals zuwider. Man befiehlt uns nun, in eine Scheune zu treten, wo wir 39 Infanteristen beisammenfinden, des Aufbruchs harrend. Aber die Jäger, bleichwangig, übernächtig schlafen oder liegen herum, mitten in der Feldschlacht, während der Brand von Grootschoote herüberleuchtet und unsere Kameraden auf Hilfe warten. Endlich kommt der Bescheid von der Artillerie. Jeder ist ruhlos. Levi hat sich in der Nähe quer über einen Ameisenhügel geworfen, Gesicht nach unten, er will nichts sehn und nichts hören. Plötzlich klingt das Signal: Los zum Sturm! Eine Ordonnanz des Obersten kommt in unsere Scheune, schreit gellend: „Alle Jäger zum Sturm!" und ist wieder draußen. Hörner setzen ein; überall hinter Zaun und Wand kommen die Leute hervor und schnell geordnet drängt der ganze Zug vorwärts gegen das brennende Dorf. Die wenigen Infanteristen wollen sich anschließen; Bokelberg hat die Führung, als Levi aufspringend, wütend, stoßweise ruft: „Sind wir denn Jäger?" Die Frage wirkt. Jeder sieht klar, daß es ein Sophisma ist, denn der Oberst hat uns das Kommando: „Alle Jäger zum Sturm" geschickt, damit wir wissen, wir haben uns anzuschließen. Aber da der Wortlaut des Befehls eben nur die Jäger nannte, so konnte keiner uns einen Vorwurf machen, wenn wir ihn auslegten, als seien die 39 Infanteristen ausgeschlossen. Bis auf den ehrgeizigen Bokelberg und zwei Kameraden erklärten alle: „Wir bleiben liegen, wo wir liegen," und dieser Entschluß rettete uns das Leben, denn jene Unternehmung mißlang.

Jetzt will ich noch kurz sagen, wie Levi zwei Tage vor seinem Tode zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen wurde. Man hatte nämlich allen Überlebenden aus diesem Sturm eine Auszeichnung zugedacht, denn der Oberstkommandierende hatte kein ganz reines Gewissen bezüglich jenes voreiligen Befehls, der vielen tapferen Männern ohne Notwendigkeit das Leben kostete. Man suchte förmlich nach Verdienst, um den einzelnen Kämpfern „Trösterchens" geben zu können. Levi aber war von so extremer Nüchternheit, daß er auch dem wohlwollendsten Vorgesetzten schwer machte, eine Handlung zu entdecken, die, wie wir uns damals ausdrückten, „nach Heldentum" roch. Da geschah Folgendes: Wir lagen vor Weihnacht in

Gräben auf der Wacht, als in unserer Verpflegung Schwierigkeit eintrat. Wir waren auf Fleischnahrung angewiesen, aber den verarmten Dörfern fehlte Viehfutter. Gräßliches Grauen, wenn Hunde und Katzen, Geflügel, Schafe, die Rinder in zerstörten Dörfern heimatlos, langsam verhungernd, zwischen Trümmern irren, zuletzt sich wechselweise zerfleischend und an Wegrändern vereckend. In unseren Dörfern waren zahllose Schweine, aber nicht genug Rinder. Denn ganze Herden waren zusammengetrieben und im Vorrücken vor uns hergejagt zum Schutz gegen die Minen. Ein plötzlicher gräßlicher Aufschrei, eine furchtbare Detonation, und wir konnten über die Trümmer einer vierhundertköpfigen Herde ungefährdet den Marsch nehmen . . . Aber die Schweine verwildern in den Dörfern und wagen sich an Lebende und Tote. Nun tagte eine Kommission, der auch unser Oberst v. Krosigk angehörte, um die Frage zu lösen, wie man ohne Korn, Küchenabfälle, Treber und Kleie die Schweine nutzbar mache. Plötzlich steht Levi mit der ihm eigenen ruhigen Unverschämtheit bei den Offizieren. „Sieh da“, sagt unser Oberst, „Levi, wie geht's?“. Und die Antwort lautet: „Wie soll's gehen; man lebt immer noch.“ „Ja, ja, ich erinnere mich“, sagte der Alte, verlegen vor den beiden Stabsärzten, „eine Nacht im Oktober“. „Nu, ich erinnere mich auch“, sagt Levi. Was will er nur? denkt der Oberst, ungnädig werdend, als Levi herausplatzt: „Leichenfütterung“. Die Herren sehen einander an, denn der Mann sagt da etwas, was jeder schon gedacht hatte; aber ausgesprochen hätte das keiner ohne Empörung. Mißtrauisch, den Schnurrbart kauend, den Blick starr auf Levi gerichtet, fragt der Oberst kurz: „Was meinen Sie?“, worauf dieser, tastend, wie weit er sich vorwagen solle, erwidert: „Feindesleichen“. Der Oberst spuckt verächtlich aus. Der jüngere Stabsarzt sagt: „Christenehre, Soldatengrab“, darauf überreicht ihm Levi ein Blatt Papier und man liest: „Der unterzeichnete Infanterist bestimmt, daß, wenn er fällt, sein Körper zum Nutzen des Vaterlandes zum Schweinefüttern . . .“ und so weiter, mit Name und Datum. Der Oberstabsarzt klopft ihm die Schulter und sagt: „Brav, Sie sind ein gut vaterländischer Mann.“ „Wieso vaterländisch?“, entgegnet Levi erstaunt, „wenn ich doch mal tot bin“. Am selben Tage sammelte er Unterschriften, und es waren fast dreihundert Leute, welche sagten, daß, wenn sie fielen oder stürben, es ihnen ganz gleichgültig sei, wie man mit den Körpern verfahre. Aber diese letztwilligen Verfügungen wurden nicht angenommen, und da die beiden Geistlichen mit Recht empört waren, so gab es einen Kampf der Geister, und Levi erntete Verachtung; immerhin sagte unser Oberst, die Tat Levis, der als rechtgläubiger Jude sich zur Schweinefütterung bestimmte, sei ein Beweis von Vaterlandsliebe und des Eisernen Kreuzes wert. Aber inzwischen war Levi gestorben. Die näheren Umstände waren diese: Wir waren den Tag durch Maschinengewehre und Minenwerfer belästigt, aber ohne Erfolg. Am Abend wurden wir für mehrere Tage abgelöst und bezogen Quartier in einem Elektrizitätswerk, das ganz weihnachtlich und heimatlich hergerichtet war. Doch nein; jetzt fällt mir ein, es war eine Papierfabrik, aber wir hatten in den Zimmern elektrisches Licht und sogar Läutewerk angelegt. Wir waren in sehr guter Stimmung. Die Gräben der Engländer waren nicht weit, und wir glaubten vom Fenster der hochgelegenen Fabrik die Schanzen zu erkennen. Die Nacht war kalt und klar. Viele Sterne am Himmel. Über Weihnachten sollte Waffenstillstand sein. Wir wickelten uns in Pelze. Manche hatten einen Schlafraum allein; ich teilte den meinen mit Levi.

Plötzlich, ich lag schon im Halbschlaf, tönt aus der Ferne ein einzelner Schrei, ganz gräßlich. Das Zimmer ist mondhell, und ich sehe Levi lauschend im Bett aufsitzen. Was ist denn? ,Irgend ein sterbendes Pferd; es schreit und schreit. Die Klage kommt herüber von den Schanzen der Engländer her. Plötzlich seh' ich Levis Körper von einem Weinkrampf geschüttelt, und ich kehre mich zur Wand und sage nichts. Wir kennen alle diese Stunden, da wissen wir: Jetzt denkt er an sein Mädchen oder an die kleinen Geschwister zu Haus. Wir helfen einander, indem wir das nicht bemerken. Was auch ließe sich sagen; wir fühlen alle das gleiche: Grauenhaft und unvermeidlich. Aber Levi brüllt los: „Vieh. Lumpe. Schufte!" „Mensch. Mensch, was ist in dich gefahren?" „Tiere, Bestien", brüllt er weiter. „Wer denn? die Engländer?" „Die Menschen, Ihr!", und da ich beleidigt zurückgebe: „Habe ich etwa den Krieg gemacht?", sagt er etwas beruhigter: „Du bist auch aus Hannover, eine schöne Stadt und alt." Währenddeß steht er auf und beginnt sich gemächlich anzukleiden. „Wohin denn?", frage ich: aber er fährt nur fort in seinem Gedankengang. „Flötjepipen", sagt er, „Euer verfluchter Heldentod. Is ja doch alles Schwindel". Ich denke: der ist krank geworden, aber kann mich unter den Fellen nicht rühren. Er nimmt seinen Revolver und sagt dabei noch einmal: „Ich pfeife auf Heldentod." Und draußen ist er. Ich war so taumelig vor Müdigkeit, daß ich nur dachte: Immer nur unnützes Gerede: lassen wir ihn. Ich lausche in die Nacht. Nichts regt sich. Leise kommt der Schlaf. Gegen Mitternacht fahre ich empor, denn hinter dem Walde knattern Schüsse. Erst ein einzelner, dann eine ganze Reihe, auf der Seite der Engländer, alsbald von hüben bei den Unsern beantwortet. Ich schlafe weiter, hin- und hergeworfen von gräßlichen Träumen wie alle Nacht draußen. Am Morgen erst fällt mir die Sache mit Levi wieder ein. Er fehlt beim Appell. Keiner weiß Auskunft; einige meinen, er hat die Waffe gegen sich selbst gekehrt. Zwei Tage später erklärte sich sein Verschwinden. Man fand ihn, als das nördliche Ende der englischen Stellungen von uns genommen wurde, neben einem riesigen Pferdekadaver, von mehreren Kugeln durchbohrt. Wenn ich jetzt den Vorgang jener Nacht vergegenwärtige, so höre ich wieder den Schrei des Pferdes und darin die ganze Qual und das Elend der irdischen Kreatur. Diesem Notschrei folgte er, rasend über alle, die ihn anhören und schlafen konnten. Das Pferd lag nahe den englischen Gräben, aber es muß ihm trotzdem gelungen sein, im Schutz der Schneenacht sich heranzuschleichen. Er gab dem Pferd den Gnadenschuß und machte dadurch den Feind aufmerksam, und als er zurückwollte, hat man ihn mit ein paar Schüssen hingestreckt. Es ist merkwürdig, daß ein Mensch, der aus lauter Berechnung zusammengesetzt war, einen so sinnlosen Tod gestorben ist.

Es gibt dreierlei Arten Leser: eine, die ohne Urteil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urteilt, die mittlere, die genießend urteilt oder urteilend genießt: diese produziert eigentlich ein Kunstwerk aufs Neue. Die Mitglieder dieser Klasse . . . sind nicht zahlreich.

Goethe an Rochlitz. 1819.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Wien, vierte Märzwoche.

Oesterreichische Eindrücke

Noch immer ist der Deutsche — wie einst — von kräftigem Stolz auf seine Wirtschaft erfüllt. Obwohl sich auch die Mark nicht mehr gerade imposant ausnimmt, sieht er doch immer noch mit Herablassung auf die 30-Pfennig-Krone herab; und obwohl die Verhältnisse im Reiche unleugbar alles eher als rosig sind, schwebt ihm als besonderer Schrecken doch immer noch das Hinabgleiten „in österreichische Zustände" vor. Jedenfalls ist ihm das Wirtschaftsland Österreich quantité negligeable: — wenn er sich orientieren will, blickt er nach dem Themse- und Hudsonstrand, sicher nicht nach dem Strande der schönen blauen Donau. Das ist in jeder Beziehung falsch. Nicht alles an Oesterreichs gegenwärtiger Situation ist dem Reichsdeutschen ohne weiteres verständlich; wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, als Landfremder nach zwei Jahren zum ersten Male wieder Betrachtungen anstellt, wird so rasch nicht das Kausalnetz aller Zusammenhänge übersehen können. Aber schon der erste Eindruck lehrt unbedingt dreifaches: Erstens, daß die geringwertigere Krone im Augenblick tatsächlich ein höherer Valeur ist als die dreimal teurere Mark. Zweitens, daß die berüchtigten österreichischen Zustände ökonomisch und sozial mindestens im Augenblick tatsächlich besser sind als unsere deutschen. Und drittens: daß wir nirgendwo Aufschlußreicheres für die Gestaltung unserer eigenen Verhältnisse erfahren können, als in diesem Waisenwinkel Europas. Deutsche Wirtschaftspolitiker, — beamtet und nichtbeamtet, — studiert ein paar Monate in Wien. Es wird sich, in jeder Hinsicht, lohnen!

Die Krone ist seit vielen Monaten stabil, — das ist A und O alles österreichischen Geschehens. Nirgendwo zeigt sich drastischer als hier, daß es viel weniger darauf ankommt, wie hoch das Papiergeld steht, als vielmehr darauf, daß es eben steht. Der österreichische Kaufmann kann wieder kalkulieren. Er hat nicht mehr nötig, Kursstürze von morgen schon heute im Warenpreis zu antizipieren. Er hat nicht mehr nötig, mit unberechenbaren Materialpreissteigerungen, Lohnerhöhungen, Tarifzuschlägen zu rechnen, er kann wieder dazu übergehen, mit 25 und 10, statt 50, 100 und 200 Prozent zu operieren. Mit einem Wort: Handel und Produktion sind wieder, wie ehedem, zu einer einfachen Spekulation geworden, statt, wie bei uns noch, eine doppelte zu sein. Irgendwie ist gewiß jede kaufmännische Betätigung spekulativer Natur und erfordert Sicherung durch Risikodeckung. Aber der normale Vorgang ist nur eine

Spekulation in Waren, während bei uns notwendig noch eine Spekulation in Geld hinzukommt. Auf diese Weise entsteht, da das Geldrisiko sehr groß ist, eine Wirtschaft, die schließlich überhaupt nur noch aus Spekulationsprämien besteht, — aus Prämien, für die es keinen Erfahrungsmaßstab gibt, deren Bemessung also reiner Willkür überlassen bleibt, sodaß eine vollkommene Kalkulationsanarchie mit all ihren gegenwarts- und zukunftsschädigenden Folgen unvermeidbar wird. Österreich hat diesen Zustand für's erste überwunden. Uns steht er, — wer weiß es? — in höchster Schärfe vielleicht erst bevor.

Freilich wird nirgendwo mehr als in Österreich selbst bezweifelt, ob die sogenannte Stabilisation der Währung vorhalten kann. Man behauptet, daß nach wie vor, trotz angeblicher Stillegung der Notenpresse, auf Umwegen dennoch Papiergeld in den Verkehr gebracht wird; und die pessimistischen Meinungen schienen gerade in diesen Tagen bis zu gewissem Grade dadurch bestätigt zu werden, daß der Lebenshaltungsindex, trotz stabileren Außenkurses der Krone, zum ersten Male seit längerer Zeit wieder um einen nennenswerten Prozentsatz stieg. Hier zeigt sich in der Praxis eine bisher nicht einmal theoretisch überdachte Möglichkeit, die aber auch für Deutschland von aktuellstem Interesse ist: während bisher in allen Schlechtvalutaländern die innere Kaufkraft des Papiergeldes, durch allerhand künstliche Mittel, höher gehalten wurde als seinem Auslandskurse entsprach, sehen wir uns hier mit einem Male der Tatsache gegenüber, daß umgekehrt auch die Auslandskurse, durch allerhand künstliche Mittel, lange Zeit hindurch höher gehalten werden können als der inneren Kaufkraft entspricht. Dahin kann es und muß es kommen, wenn eine Stabilisierungspolitik begonnen und längere Zeit hindurch fortgesetzt wird, ohne daß gleichzeitig auch die Zahlungsbilanz aktiviert und das Regierungsbudget balanziert werden konnte. In Deutschland ist dieser Zustand eklatant. Während einerseits, nach außen, stabilisiert wird, wächst die Passsivität der Handelsbilanz rapid, erhöht sich tagtäglich das wirkliche Reichsdefizit bis zu einer Summe, die gegenwärtig mit 7½ Billionen Mark nicht zu hoch geschätzt sein dürfte, steigt die Notenausgabe der Reichsbank auf 3—400 Milliarden Mark pro Woche, schwellen die Girokonten ins Phantastische an. An diesen Bedingungen gemessen, sind die Bedingungen, unter denen die österreichische Kronenstabilisation versucht und vorerst durchgeführt wird, zweifellos noch günstig zu nennen. Das Budget ist tatsächlich weniger angespannt und für den Augenblick herrscht ein annehmbareres Verhältnis zwischen nationalem Einkommen und nationalem Verbrauch.

Dazu kommt, daß weit umfänglicher als in Deutschland auch die Balance zwischen Verdienst und Verbrauch der einzelnen Schichten hergestellt ist. Es ist das eine Tatsache von größter Tragweite. Für eine Wirtschaftspolitik, die ihren Namen verdient, gibt es sicher nur zwei divergente Möglichkeiten: entweder die Gesamtheit aller Wirtschaftsvorgänge unter Zwangskurs zu halten und dadurch ein künstliches Gleichgewicht zu schaffen, sowohl zwischen dem Verhältnis der inländischen zur ausländischen Wirtschaft, als auch zwischen dem Verhältnis, in dem die Lebensbedingungen der einzelnen inländischen Bevölkerungsschichten zu einander stehen; oder alle Ventile aufzureißen und die Zustände hier wie dort ausschließlich dem Regulativ von Angebot und Nachfrage zu überlassen. In Österreich ist seit langem das letztere geschehen und mindestens eines ist damit erreicht worden: daß das ungefähre Vorkriegsverhältnis zwischen den Klassen wieder hergestellt ist. Differentialgewinne einzelner Schichten auf Kosten anderer, - diese furchtbare Erscheinung im heutigen Deutschland, - sind dem Österreicher in einer Zeit, in der Arbeiter, Angestellte und Beamte wieder ungefähr nach 1914er Rate bezahlt werden, trotz nachklingender Beschwerden darüber kaum noch möglich. In Deutschland stehen die Dinge anders. Bei uns versucht man es noch immer mit einer tollen Mischung von Zwangs- und Frei-, von Subventions- und Marktwirtschaft, deren Effekt wesentlich der ist, daß die Einkommen breiter Bevölkerungsschichten mit dem Anstieg der Preise nicht Schritt halten können, die Differenz aber den Produzenten und Großhändlern zufließt.

Nur gedämpft, kaum hörbar, tönt selbst in dies nächste Nachbarland das Toben des deutschen Existenzkampfes hinüber. Wer da glaubt, die Welt zentriere im Ruhrproblem, alle Blicke seien nach der Ruhr gerichtet, sollte sich in diesem stamm- und schicksalsverwandten Volk davon überzeugen, wie wenig selbst hier fremde Angelegenheiten als eigene empfunden werden. Nur die Presse - nicht immer Ausdruck der wahren Stimmung - widmet den Ereignissen einigen Raum. Aber geschieht es mit jener bedingungslosen Billigung unserer Haltung und Taktik, die wir hier noch am ehesten erwarten dürften? Einige Stunden, ehe diese Zeilen geschrieben wurden, trafen Nachrichten über Reden von Hermes und Stresemann ein, die ein Versuch zu sein schienen, der Weltöffentlichkeit jetzt, nach drei Monaten, doch noch jene deutschen Vorschläge bekannt zu geben, die im Januar in Paris unterbreitet und aus rein innerpolitischen Gründen nie veröffentlicht wurden. Niemals habe ich härtere Worte über solche Politik stotternden Nachhinkens hinter den Ereignissen gehört, als im Kreise einiger der wärmsten und verständigsten Sachwalter Deutschlands im deutschen Oesterreich....

GLOSSEN

DER TYPUS DINTER

Am 16. September hatte ich als Angler am Zeitungsstrom ein Inserat gefischt:

> Die Ausstellung meiner Bücher in den Auslagen der Buchhandlungen und der Verkauf auf den Bahnhöfen ist von einzelnen Landesregierungen seit Monaten verboten worden. Gestern wurde mein Zeitroman „Die Sünde wider den Geist" von der Reichsregierung beschlagnahmt. Die Beschlagnahme meiner übrigen Bücher steht bevor. Unter diesen Umständen suche ich einen deutsch-völkischen Gesinnungsgenossen als Privatsekretär, der bereit ist, gegen freie Wohnung und freie Station mir beim Abschluß meines neuen deutschvölkischen Zeitromans „Die Sünde wider die Liebe", in dem ich die sozialen, parteipolitischen und christlich-religiösen Probleme der heutigen Zeit aufrolle und ein deutschvölkisches Programm zu ihrer möglichen Lösung aufstelle, behilflich ist. Vollkommenste Beherrschung von Stenographie und Schreibmaschine unerläßlich. Angebote mit Lichtbild erbeten an Dr. Arthur Dinter, Landhaus Waldruh.

Ich hatte der Anzeige einige erläuternde Worte hinzugefügt und war daraufhin von Arthur Dinter wegen Beleidigung verklagt worden. Die Worte „Sündenschmierer, Sündendinter, Sünder wider den Geist, wässerige Dinter" hatten den Zartfühlenden gekränkt. Herr Dr. Dinter glaubt durch Beleidigungsprozesse sein Ansehen in der Welt zu fördern, er selbst verkündet stolz, daß er bisher 42 Prozesse geführt habe. Was mich betrifft, so bin ich durch die Klage Dinters erst zum Studium seiner interessanten Laufbahn verleitet worden. Da Herr Dinter mehr als ein Einzelner ist, nämlich ein Typus, so will ich mich daran machen, die Biographie des Dinter zu schreiben. Der Typus soll sein Denkmal haben und es wird ihn überleben.

Die Klage Dinters mußte in Arnstadt (Thüringen) verhandelt werden. Das deutsche Recht liefert den Schriftsteller jedem Örtchen in Deutschland aus, an dem er gelesen wird oder gelesen worden sein soll. Nicht nur am Erscheinungsort allein, wie in anderen Ländern, kann der Verfasser gerichtlich belangt werden, sondern überall, wo es dem Gegner paßt. Heut in Mecklenburg, morgen in München. (Die primitivste Preßreform hätte diesen Unsicherheitszustand des Schriftstellers beseitigen müssen, aber wer hat seit 1918 auch nur an die primitivste Preßreform gedacht?) Arthur Dinter wählte sich das Städtchen Arnstadt in Thüringen.

Als es zur Verhandlung kam, beantragte ich vorläufige Vertagung, ich hatte, von deutschen und ausländischen Zeitungen entsendet, im Ruhrgebiet zu tun. Mein Anwalt, Wolfgang Heine, bat mit Rücksicht auf diese im vaterländischen Interesse gelegene Arbeit um Vertagung. Das Arnstädter Gericht lehnte ab und verhandelte in meiner Abwesenheit. Ich hatte beantragt, durch die Sachverständigen Professor Dr.

Köster, Dr. Wilhelm Michel und Hans Kyser zu beweisen, daß nach dem Urteil literarischer Fachleute eine Charakteristik, die Dinter einen Schmierer nennt, sachlich berechtigt sei. Das Gericht lehnte die Einvernahme der Sachverständigen ab. Ich hatte auch einen interessanten Zeugen vorladen wollen, durch den ich beweisen wollte, daß Dinter ein „Träumer von ungenierter Pfiffigkeit" sei. (Darüber näheres in meiner Dinter-Biographie.) Das Gericht lehnte auch diesen Zeugen ab. Ich wurde in meiner Abwesenheit zu 20 000 M. verurteilt. Selbstverständlich mußte ich Berufung einlegen.

Von meiner Reise heimgekehrt, fand ich das Urteil des Schöffengerichts Arnstadt vor. Die Begründung des Urteils enthält immerhin einige Stellen, die Dr. Dinter nicht schnell vergessen wird. So heißt es da: „Mag auch der Privatkläger drei Romane, „die Sünder wider das Blut, die Sünde wider den Geist, die Sünder wider die Liebe" geschrieben „und mögen diese nach Ansicht des Angeklagten und selbst berufener Sachverständiger künstlerisch und wissenschaftlich nicht nur bedeutungslos, sondern auch moralisch angreifbar sein, so berechtigt das niemanden, und auch den Angeklagten nicht, den Privatkläger offensichtlich den „Sünder wider den Geist" zu nennen."

Das Inserat, in dem Herr Dinter einen Sekretär sucht, dem er kein Gehalt bezahlen will, nennt das Urteil „einen nicht zu billigenden Aufruf des Privatklägers", einen Aufruf, „der wegen seines unsozialen und andererseits auch reklamehaften Inhalts durchaus Grund zu einem Ausfall gegen den Privatkläger bot". So wurde denn dieses Inserat als mildernder Umstand in Betracht gezogen und, wie es im Urteil heißt, „auf die geringe Geldstrafe" von 20 000 M. erkannt.

Ich enthalte mich jeder Kritik des Urteils. Nicht einmal über die Frage, ob das Gericht verhandeln mußte, während ich im Ruhrgebiet tätig war, möchte ich mich äußern. Nur des Spaßes halber sei erwähnt, daß Dinter in dem Blättchen des Grafen Reventlow über seine Prozesse auf seine Weise berichtet und daran die echte Dinterei knüpft, er werde den Kampf führen „bis zum letzten Atemzuge", versteht sich, „auch wenn ich, wie es mir anonyme Drohbriefe ankündigten, in diesem Kampfe fallen sollte". Der gute Dinter, von dem ein Regimentskamerad vor Gericht ausgesagt hatte, er halte ihn für einen feigen und mutlosen Offizier, malt vor erschütterten Seelen seinen Heldentod aus. Aber weder Handgranaten, noch Eisenstangen sollen sein kostbar Haupt bedrohen. Er wird sich damit begnügen müssen, daß seine Lebensgeschichte geschrieben wird.

St. Gr.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

Düsseldorfer Nachrichten.

Den in Nr. 11 veröffentlichten Brief „Düsseldorfer Nachrichten" möchte ich ergänzen:

„Jawohl, man hat schon eine leise Ahnung von der Geistesverfassung Düsseldorfs. Diese Kunststadt brachte es fertig, einem künstlerischen Unternehmen, wie das Düsseldorfer Schauspielhaus (Direktion Dumont-Lindemann), die Subvention zu entziehen, während man dem „Zirkus an der Alleestraße" (so nannte man s. Zt. das Stadttheater), nach wie vor großzügige Unterstützungen angedeihen ließ.

Gegen das Schauspielhaus wurde seit langen Jahren eine regelrechte Maulwurfsarbeit geleistet. Den vereinigten Bemühungen der Düsseldorfer Zeitung und des Düsseldorfer Tageblatts in Verbindung mit brunnerisch orientierten Zentrumsleuten ist es dann schließlich gelungen, dieses auf hohem Niveau stehende Kunstinstitut vor die Hunde zu bringen. Man scheute keine Mittel. Man bediente sich unfehlbar wirkender Schlagworte, wie „bolschewistischer Propaganda" usw. Gelegentlich einer Veranstaltung des Immermannbundes versuchte ein Redakteur der Düsseldorfer Zeitung sogar, seine Meinung dem Direktor Lindemann vom Schauspielhaus durch eine Ohrfeige plastisch zu demonstrieren. Ein wichtigeres Ereignis in diesem „München am Niederrhein" war das Auftauchen und die Wirkungstätigkeit des Wanderredners Pater Muckermann. Nomen est omen. Nach einigen „ethischen" Volksvorträgen folgte prompt ein Angriff gegen das Schauspielhaus. Man hatte als Uraufführung Hans W. Fischers „Der Motor" herausgebracht und aus diesem Anlaß veröffentlichte die Schauspielhaus-Zeitschrift „Masken" einige Arbeiten des Dichters. Ein künstlerisches Gedicht hatte es dem Muckermännchen angetan. Man muß es ihm lassen, er hat es verstanden, den Brei kunstgerecht anzurühren. Ganz Düsseldorf stand Kopf und die Stadtverordnetenversammlung nahm sich der Sache liebevoll an. Erfolg: Der Dramaturg und verantwortliche Leiter der „Masken", Hans Franck, wurde mit Frau und Kind auf die Straße geworfen. Wesentlichen Anteil an dieser Tat hatte die Düsseldorfer Zeitung. Wie reagierte darauf das Schauspielhaus? Indem es Gustav Landauer als Nachfolger verpflichtete. In unzähligen künstlerischen Morgenveranstaltungen hatte man Gelegenheit, diesen Mann in seiner großen Art kennen zu lernen. Als dann Landauer, dieser reine Tor, bei den Münchener Vorgängen wie ein Hund zerschlagen und zertreten wurde, war es wieder die Düsseldorfer Zeitung, die ihrer Freude darüber garnicht lebhaft genug Ausdruck verleihen konnte.

Ja ja, Sie sehen, man kennt dieses Düsseldorf, das einstmals eine Kunststadt war."

Walter Woltmann-Hamburg.

TISCH MIT BÜCHERN

Schi-King, das Liederbuch Chinas. Gesammelt von Kung Fu Tse. Hundert Gedichte, dem Deutschen angeeignet, nach Friedrich Rückert von Albert Ehrenstein. (Ver-

lag E. P. Tal & Co., Wien. 152 Seiten. Gedruckt in 1000 Exemplaren.)

Aller Zauber chinesischer Dichtung ist in dieser Sammlung vereinigt, die aus vorchristlicher Zeit stammend, gewissermaßen die Richtschnur des künstlerischen Empfindens in China wurde. Solche Sammlungen führen mit großer Eindringlichkeit in eine Volkspsyche ein, nur ist es notwendig, sie in irgendeiner Form dem zeitlichen Empfinden des Lesers wieder plausibel zu machen. Vor hundert Jahren tat das Rückert; Ehrenstein baut auf ihm auf, reinigt die Melodie und die Wahl und gibt aus seinem tiefen dichterischen Ahnungsvermögen viele wunderschöne Klänge und Farben.

D. H. Lawrence: Der Regenbogen. Roman. Übertragen von F. Franzius. (Inselverlag, Leipzig. 662 Seiten.)

Der englische Kant hat diesem Dichter das Leben schwer gemacht; Grund genug, sich mit ihm zu beschäftigen. Seine Bücher sind außerordentlich freimütig, aber anders als die von Wilde, Shaw, Chesterton, sie packen mit Entschiedenheit die letzten Sexualprobleme an, man kann sagen mit einer erstaunlichen Kühle. Selbst ein Mucker wird dem „Regenbogen“ keine Spekulation auf geile Instinkte nachreden. In antithetischer Form wird der weibliche Trieb zum Kinde in zwei Generationen bloßgelegt, oder auch der Sinn und Widersinn der Ehe. Es ist kein Tendenzbuch. Die Fähigkeit, Figuren wirklich Gestalt werden zu lassen, ragt weiter über das hinaus, was man an englischen Romanziers gewöhnt ist. Die glänzende Übertragung macht das deutlich.

———

RUDOLF JOHANNES SCHMIED-ANEKDOTEN

8.

Daß er Gottfried Keller den „Weltgeist in Pantoffeln“ genannt hat, wurde hier schon erzählt. Er hat auch für andere Dichter treffende Affichen erfunden. So nannte er Herbert Eulenberg den „Unterprimaner Shakespeare“ (ja damals). Hans Heinz Ewers: den „Aschinger der Magie“.

9.

Im Frühjahr 1916 besuchte mich Schmied, kurz ehe bei uns ein Mädchen geboren wurde. Er zeigte großes Interesse für das bevorstehende Ereignis und bat um schleunige Nachricht. Zwei Tage nach der Geburt erschien er wieder und wünschte den Säugling zu sehen. Er besah ihn von vorn und hinten, untersuchte die Fontanelle, die ihn lebhaft beschäftigte, veranstaltete eine Sehprobe, die natürlich mißlang, und andere Scherze. Schließlich durfte das Kind wieder weggetragen werden. Ich wartete auf einen kritischen Spruch. Aber alles, was er zu sagen hatte, war: „Das ist doch gut von der Natur eingerichtet, mein Lieber, daß ich nie in meinem Leben schwanger werden kann!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 11):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Gustav Kiepenheuer, „Die Schriften des Vaters", bei, auf den wir ganz besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500.— M. (freibleibend). In England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien 80 Lei, in Jugoslavien 50 Dinar, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DSCHUNG KUEI

Bezwinger der Teufel

Altes chinesisches Volksbuch, zum erstenmal unmittelbar aus der Ursprache übersetzt und mit Nachbildungen echter chinesischer Zeichnungen veranschaulicht von Professor Dr. Cl. du Bois Reymond, vormals Dozent an der deutschen chinesischen Medizinschule in Schanghai.

FREIGEISTER UND WELTVERBESSERER hat es auch in China immer gegeben. Dies beweist der anonyme Dichter, der hier spottend seiner Umwelt den Zerrspiegel vorhält. Bis heute, 300 Jahre lang, ist seine ergötzliche Predigt lebendig geblieben, in immer neuen Auflagen hat sie sich im Reiche der Mitte verbreitet. Gemalte Dschung Kueis, im Hause aufgehängt, verjagen auch heute noch die bösen Geister.

In originellem Pappband mit 2farbigem Aufdruck derzeit M. 12800.—



GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Märzwoche

Bei den kleinen Familienzwistigkeiten, die in Bayern ausgebrochen sind, hatte Herr Dr. Heim Ludendorff vorgeworfen, er mißbrauche das Gastrecht in Bayern. Darauf erwiderte Ludendorff: „Ich bin in Bayern kein Gast, ich lebe hier als Deutscher, Kraft der Verfassung und älterer deutscher Rechte." Hoffentlich nimmt es Herr General Ludendorff nicht übel, wenn ihm hier attestiert wird, daß er dem Regensburger Wirts-Deutschen sehr vernünftig geantwortet hat. Nicht allein, weil er sich auf die geltende Verfassung berufen hat. Der Unfug, daß ein Deutscher den andern einen Gast nennt, ist zu albern, als daß er nicht einmal eine kräftige Zurückweisung verdient hätte. Beiläufig, diese Betonung des Gast- und Wirtrechtes geschieht nie, um dem Anderen als dem Gast besondere Zuvorkommenheit zu erweisen, sondern stets nur, um dem Gast die Möglichkeit des Hinauswurfs vor Augen zu führen. Die Bayern, ehemals Fremdenbeherberger und Fremdenfreunde, sind Wirte wundermild geworden... Ja, Ludendorff hat recht. Es ist absurd, daß der Bayer dem Preußen sagt: Du bist mein Gast, also kann ich dich hinausschmeißen. Der Wirtwahnsinn hört nämlich an der Ländergrenze nicht auf. Schließlich ist der Nürnberger in München auch nur ein Gast, und mit gleichem Recht kann der Nordbayer zum Südbayer sagen: du bist hier nur Gast. In Österreich ist es ja de facto vorgekommen, daß nicht bloß Oberösterreich gegen Niederösterreich, sondern sogar eine Bezirkshauptmannschaft sich gegen die andere abgeschlossen hat, die etwas getreidereichere fühlte sich als Wirtvolk, die Kornärmere sollte der lästige Gast sein, niemand durfte die Grenze des Bezirks überschreiten. Und schließlich, warum in einer Ortschaft jedem Heimatsrecht zugestehen? Wer in der Ludwigstraße wohnt, ist in der Wilhelmstraße bloß zu Gast, kann also aus der Ludwigstraße mit Schwung hinausfliegen. Zu diesen kläglichen Konsequenzen kommt man auf den bayerischen Wegen der Einteilung in Gast-Deutsche und Wirt-Deutsche. Es ist eine sehr durchsichtige und sehr gemeine Hausknechtlogik, die von den Urbayern geübt wird. Wären die Leutchen einiger Besinnung fähig, so müßte man ihnen eine Feiertagspredigt halten und ihnen sagen: Kinder, wir alle sind auf dieser Erde nur Gäste, wir blühen auf wie die Gräser und verwelken wie sie. Ist's nicht töricht, daß wir, zu

kurzem Blühen Verurteilte, uns gegenseitig den Stuhl vor die Tür setzen wollen? Und man möchte, wenn bei dem eigensinnigen Wirtvolk nicht Hopfen und Malz verloren wäre, die schönen Verse Ibsens zitieren, die Eduard Grieg in sanfte Musik gesetzt hat. Eine liebe Seele war aus dem Dasein gerauscht. Da sang Ibsen-Grieg:

Sie war ein Gast nur,
Nun ist sie geschieden.

Auch die Hausknechte, liebe Bayern, sind nur Gäste auf dieser Erde!

Über den „politischen Nutzen der Landschaftsmalerei" könnte der Herr Postminister Stingl Vorlesungen halten. Er war bei der Beratung seines Etats im Reichstag angegriffen worden, weil in vielen Amtsstuben noch Wilhelms Bilder hängen, dann und wann hat ein rötlicher Postbeamter Liebknechts Gesicht an die Mauer geheftet. Die Einen klagten über die Sowjetsterne, die Andern über die Hakenkreuze. Der Postminister, endlich ein Politiker mit Humor, wollte von allen diesen Demonstrationen im Amt nichts wissen, und was die aufgehängten Köpfe in den Amtszimmern anlangt, so wünschte er alle fort und Landschaften an ihre Stelle. Von einem Getreidefeld mit gelben Halmen und rotem Mohn, von einem Stück brandender See geht Beruhigung aus. Der Postbeamte hat besser eine Wiese mit weidenden Schafen als Wilhelm des Zweiten zwistbringenden Kopf vor sich. Lieber die Ruinen der Akropolis vor Augen als Marxens wallendes Haupt. Mit derselben Humorigkeit hat Herr Stingl leider die Frage der Einbürgerung des drahtlosen Rundspruchverkehrs in Deutschland nicht zu behandeln gewußt. Hier ist das Reich im Begriffe, mit Hilfe des Staatssekretärs Bredow eine ungeheure Dummheit, wenn nicht Schlimmeres, zu begehen. Darüber wird in diesen Blättern noch einiges zu sagen sein. In anderen Ländern ist die Radio-Telephonie sozusagen über Nacht aufgeschossen, und nährt Zehntausende, Ingenieure und Arbeiter. Hier verhindert Herr Bredow aus Gründen, die ihm und einigen bevorzugten Interessenten einleuchten, das Emporblühen einer großen technischen Industrie. Vielleicht verhindert auch hier ein Kopf die Aussicht auf eine freie Gegend? Vielleicht wird es nötig sein, auch diesen Kopf aus dem Wege zu räumen, um den deutschen Landschaften zu ihrem Rechte zu verhelfen?

In Norddeutschland kennt man die sanfte Weise der Nationalsozialisten noch viel zu wenig. Die Arien des Herrn Hitler klingen rauher als Cuno und die Cunoisten hören wollen. So schrie Herr Hitler in der vorigen Woche in einem Wirtshaussaale in Neuhausen (nach einem unberichtigten Versammlungsbericht der Münchener Post):

Die Idioten und Kanaillen in der Reichsregierung wollen von einem aktiven Widerstand nichts wissen! Aber die Nationalsozialisten sind die Partei zum Losschlagen gegen Frankreich!

Es ist nicht anzunehmen, daß die „Idioten und Kanaillen der Reichsregierung" bei ihrem Besuch in München Einwände gegen die etwas rauhe Tonart der Protektoren der Münchener Regierung vorgebracht haben. Der herzliche Ton der Münchener Unterhaltung hätte unter dieser Erinnerung vielleicht gelitten?

Im Sommer 1914 wurden Ladenschilder und Fensterscheiben entzwei geschlagen. Auch diesmal fühlt man mancherorts das dringende Bedürfnis, sich wie der Elefant im Porzellanladen zu benehmen. Seltene Rührigkeit entfaltet namentlich die Fremdenpolizei: Sie hat seit einigen Wochen mit einer Ausweisungskampagne begonnen, angesichts deren man wieder einmal die alte Doktorfrage erwägen muß, was eigentlich erwünschter sei: Untätigkeit oder Eifer von Behörden. In diesem Falle ist der Eifer gewisser Ämter eine Katastrophe für tausende unserer Landsleute, und zwar deshalb, weil es nun einmal keine organisierte Ausweisungskampagne in einem Lande ohne Vergeltungsmaßnahmen im anderen zu geben pflegt. Die Behörden haben es in Berlin z. B. für gut befunden, einigen Tausend sogenannter Tschechoslowaken die Wohnungen zu nehmen und das Aufenthaltsrecht zu entziehen. Das war an sich schon stumpfsinnig genug, denn in 90 Prozent der Fälle handelte es sich um Deutsch-Böhmen, um Angehörige eben jener Gruppe in der Tschechei, die um ihr Deutschtum die bittersten Kämpfe führt und eine Art Kitt zwischen dem jungen Staate und dem Reiche darstellt; diese Leute, die nicht weniger deutsch sind als irgendein halbslavischer Großgrundbesitzer, einfach nach dem Paß zu behandeln, beweist kein Übermaß von Intelligenz. Aber es beweist auch keine Intelligenz, bei all diesen Dingen stets nur an sich und seine eigenen Züge, nie an den anderen und seine Gegenzüge zu denken. Die tschechische Regierung hat den deutschen Ausweisungen jetzt ebenso organisierte Ausweisungen von Deutschen entgegengesetzt. Tausende von Reichsdeutschen, die sich in Prag, Brünn und Pilsen eine Existenz gegründet hatten, stehen plötzlich vor dem Nichts. Sie stehen vor dem Zusammenbruch dessen, was sie sich in jahrelanger Arbeit mühselig aufgebaut, und man kann sich ihre Stimmung vorstellen, wenn sie sich vor Augen führen, daß ausschließlich die eigenen deutschen Behörden und ihre plump-gedankenlose Gschaftelhuberei, ähnlich etwa der chinesischen Praxis in den Boxertagen, daran Schuld tragen. Ist die Reichsregierung, sind die Landesregierungen willen, diesem antipolitischen, antiwirtschaftlichen, antisozialen Treiben verantwortungsloser Heimkrieger auch weiterhin freie Hand zu lassen?

AN UNSERE ABONNENTEN IN DEUTSCHLAND

Schon in der vorigen Nummer haben wir mitgeteilt, daß wir den Preis für das bevorstehende Quartal auf 12 000 M. festsetzen mußten. Wir wollen heute noch einige Worte hinzufügen.

12 000 M. sind 2,40 Friedensmark. Wir stehen also noch weit unter dem Friedenspreis, — und das in einer Zeit, in der das Druckpapier nicht, dem Dollarkurs entsprechend, 5000 mal mehr als im Frieden kostet, sondern 6500—7000 mal mehr! Wir haben dennoch gerechnet und wieder gerechnet, ob wir den verhältnismäßig großen Sprung vom vorigen Quartalspreis bis zum jetzigen nicht doch noch um eine weitere Spanne verkürzen könnten. Aber nicht nur hat sich seit der vorigen Preisfestsetzung der Dollarkurs noch immer vervielfacht, außerdem ist auch die Anpassung des innerdeutschen Kostenniveaus an das Goldniveau viel weiter vorgeschritten, als es damals war, darum mußten wir uns,— wollten wir die Tendenz beibehalten, unsere Mitarbeiter wieder auf menschenwürdige Honorare zu steigern, — zu dem Preise entschließen, der nur dem Auge groß scheint und der durchaus in Einklang mit den neuen Preisfestsetzungen gewissenhaft kalkulierender Tageszeitungen steht.

Es hätte nur einen Ausweg gegeben: wir hätten jetzt einen niedreren Preis benennen und dann während des Quartals eine oder gar mehrere Nachzahlungen fordern können. Aber diese Methode hielten wir weder für aufrichtig noch für klug. Es hat keinen Sinn, Versprechungen zu machen, von denen man von allem Anfang an weiß, daß sie unhaltbar sind. Wir haben im vorigen Quartal keine Nachzahlung verlangt, obwohl wir uns das Recht dazu ausdrücklich vorbehalten hatten; wir hoffen, auch im jetzt beginnenden nicht dazu genötigt zu sein; und wir hoffen, gerade mit diesem Verzicht auf naheliegende Verschleierungen den Interessen unserer Abonnenten am besten zu entsprechen.

Verlag u. Redaktion des „T.-B.“

AN UNSERE AUSLANDSABONNENTEN!

Die steigende Anpassung der deutschen Inlandspreise an die Goldpreise hat dazu geführt, daß ein Teil derjenigen Abonnementspreise, die wir bisher den Beziehern in Ländern mit ebenfalls entwerteter Valuta berechneten, bereits unter dem neu festgesetzten deutschen Preise liegen würde.

Wir müssen darum für das nächste Quartal auch hier neue Tarife festsetzen, die sich aber, trotz der Erhöhung, immer noch durch Billigkeit auszeichnen. Es kostet das Quartal: für Belgien 15 belg. Franken, für Italien 15 Lire, für Tschechoslowakien 25 Kč., für Frankreich 12 franz. Franken, für Jugoslavien 70 Dinar, für Rumänien 150 Lei, für Österreich 45 000 Kronen.

Die Überweisung wird per Scheck oder Wertbrief erbeten. Unseren Lesern in der Tschechoslowakei haben wir die Überweisung aber dadurch erleichtert, daß sie jetzt im Lande selbst erfolgen kann, und zwar auf das Konto „Tagebuchverlag m. b. H.“ bei der Böhmischen Kommerzialbank in Prag, Příkopy 6. Auch ein Postscheckkonto in Prag wird demnächst bekannt gegeben werden.

Verlag und Redaktion des „Tage-Buch“.

Der Großindustrielle Arnold Rechberg, im Kriege Adjutant des Kronprinzen, gibt hier eine Darstellung der unterirdischen Strömungen, die das Unheil Deutschlands heraufbeschworen haben. Rechbergs Schilderung kommt, so scheint es, zur richtigen Stunde heraus. Daß der heilige Name Stinnes in dieser Darstellung des öfteren genannt wird, schien uns kein Grund zur Unterdrückung des geschichtlich wichtigen Beitrages.

Die Redaktion des „T.-B.".

Als im August des Jahres 1914 der Weltkrieg begann, trat das gesamte deutsche Volk mit einmütiger Begeisterung in den Kampf. Diese Begeisterung wuchs aus der Überzeugung, daß der Krieg Deutschland aufgezwungen sei. In der Einigkeit der deutschen Stämme und Parteien schienen alle Gegensätze und aller Hader der Vergangenheit überwunden. Sie berechtigte zu der stolzen Hoffnung, daß Deutschland in dem gewaltigen Kampf gegen erdrückende Übermacht nicht unterliegen werde.

An der Marne scheiterte im September des Jahres 1914 der geniale Plan des Feldmarschalls Grafen Schlieffen. Sein Nachfolger, der Generaloberst von Moltke, ist nicht fähig genug gewesen, um die strategische Idee dieses Planes ganz erfassen zu können. Außerdem fehlten dem Generalobersten von Moltke die Eigenschaften, welche ein Feldherr haben mußte, der den Schlieffenschen Plan in die Wirklichkeit übertragen wollte. Der Gedanke des Grafen Schlieffen wurde verdorben. Nur die ganz außerordentliche Führerleistung des Oberbefehlshabers der Ersten deutschen Armee, des Generalobersten von Kluck, und die unvergleichliche Kampfkraft der deutschen Truppe überhaupt, wendete in den Tagen der Marneschlacht eine völlige Niederlage des deutschen Heeres ab. Es konnte aber nicht verhindert werden, daß der Kampf auf den Fronten in Frankreich zum Stellungskrieg festfror.

Damit war die Hoffnung auf eine schnelle Beendigung des Krieges geschwunden, denn auch gegenüber den gewaltigen russischen Heeresmassen konnte mit kriegsentscheidenden Ergebnissen für absehbare Zeit kaum gerechnet werden, wenn die wesentlichen Kräfte des deutschen Heeres auf den Fronten in Frankreich gebunden blieben. Nur einmal hat sich im Osten die Gelegenheit zu einem tatsächlich rechtzeitig entscheidenden Schlag gegen Rußland geboten. Sie blieb ungenutzt.

Das Erstarren des Krieges steigerte aber sehr erheblich die Gefahr, welche Deutschland bedrohte. Es war zu befürchten, daß die Überlegenheit der Entente an Menschen und besonders an Kriegsmaterial umso drückender werde, je länger der Kampf andauere.

Der Weltkrieg hatte von Anfang an eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Siebenjährigen Krieg. So wie damals Preußen

on Feinden umgeben war, so war nunmehr Deutschland mit seinen Verbündeten ringsumher eingekreist. So wie Friedrich der Große nach dem Verlust der Schlacht von Kolin die Hoffnung auf den schnellen und entscheidenden Sieg über seine Gegner begraben mußte, so war mit der Marneschlacht des Jahres 1914 die gleiche Hoffnung auch für Deutschland vernichtet. Friedrich der Große hat nach der Schlacht von Kolin nur noch für den Bestand seines Staates gekämpft. Auch für Deutschland ging es nach der Schlacht an der Marne um die Behauptung seines Daseins. Schon damals zu Ende September des Jahres 1914 hat der greise Feldmarschall Graf Haeseler gesagt, daß er ein besseres Resultat als den Frieden auf dem status quo ante in Erwägung der gegebenen Lage für nicht mehr erreichbar halte, daß er aber das Risiko jedes militärischen Rückschlages als für Deutschland ganz außerordentlich groß ansehe.

Damals streckten deutsche Schwerindustrielle ihre Hand nach dem von den Deutschen besetzten Belgien und nach den Erzgebieten Nord-Frankreichs aus. Ihr politischer Führer wurde mehr und mehr Hugo Stinnes. Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Industriekapitänen der politischen Initiative nicht entbehrend, hat er die zähe Energie seines Willens für die von ihm verfolgte Absicht, Belgien nicht wieder aufzugeben, eingesetzt. Diese Absicht des Herrn Stinnes, welche naturgemäß wesentlich auf industrielle Expansion gerichtet war, mußte aber mit Naturnotwendigkeit zu der Politik im Gegensatz kommen, welche der Reichsleitung durch die militärische Lage vorgeschrieben wurde. Wenn Deutschland Belgien behalten wollte, dann mußte sich das mit jeder Friedensmöglichkeit gegenseitig ausschließen. Ein Belgien, welches in den Händen der Deutschen blieb, war sowohl für Frankreich als für England vollkommen unannehmbar. Die Absichten des Herrn Stinnes hätten daher nur verwirklicht werden können, wenn Deutschland einen vollständigen militärischen Sieg nicht nur über Frankreich, sondern auch über England zu erringen vermochte, also gegen zwei überaus starke Großmächte. Die deutsche Reichsleitung konnte aber einen derartig entscheidenden militärischen Sieg gegen die beiden Großmächte keineswegs als mit Sicherheit zu erwarten in Rechnung stellen. Sie konnte das umso weniger, als es von vornherein zweifelhaft sein mußte, ob die Vereinigten Staaten von Amerika nicht mit Waffengewalt eingreifen würden, sobald eine völlige militärische Niederlage Frankreichs und Englands als möglich erschien. Im Gegenteil mußte die Reichsleitung in Erwägung der gegebenen Risiken jedenfalls zugreifen, sobald durch die Rückgabe Belgiens und der französischen Erzgebiete der Frieden mit beiden Gegnern auf dem status quo ante erreicht werden konnte. Es war also von vornherein ein zunächst noch latenter Gegensatz zwischen den Absichten des Herrn Stinnes und der Reichspolitik gegeben.

Hugo Stinnes hat aber versucht, seinen Absichten entsprechend die Reichspolitik zu beeinflussen. Es mag ihm dabei zugebilligt werden, daß er guten Glaubens gewesen ist und die Gefahr der Lage nicht erkannt hat. Er hat über seine industriellen Absichten hinaus nicht weitergesehen, und des militärischen Urteils ermangelnd, nicht verstanden, daß die Politik des verantwortlichen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg gerade durch die militärische Notwendigkeit erzwungen war. Leider hat dabei die von Hugo Stinnes befürwortete Politik auch in der Obersten Heeresleitung Verbündete gefunden, und zwar vornehmlich den Obersten Bauer, der schon vor dem Kriege Beziehungen zur Schwerindustrie hatte. Ebenso ist diese Politik schon frühzeitig von einflußreichen deutschen Zeitungen unterstützt worden. Endlich haben sich hervorragende Führer deutscher Parteien für die von Hugo Stinnes befürworteten Absichten eingesetzt. Aus einem vom 19. Juli des Jahres 1915 datierten, von Hugo Stinnes eigenhändig unterzeichneten und an den damaligen Oberbefehlshaber Ost gerichteten Schreiben geht hervor, daß am 14. und am 17. Mai des gleichen Jahres eine Anzahl einflußreicher Reichstagsabgeordneter auf den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg energisch im Sinne der von Herrn Stinnes verfolgten Absichten eingewirkt haben. Unter diesen Abgeordneten befanden sich der Graf von Westarp, der Dr. Stresemann und der Landrat Rötger. Es geht leider aus dem gleichen Schreiben hervor, daß der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg nicht energisch genug gewesen ist, um eine derartige unbefugte Einmischung von der Hand zu weisen. Er hat sich vielmehr ganz augenscheinlich an die Wand drücken lassen. Es ergibt sich ferner aus diesem Brief, daß Hugo Stinnes bestrebt war, auch den Feldmarschall von Hindenburg für seine Ziele zu gewinnen. Einen anderen Zweck wenigstens konnte das Schreiben nicht verfolgen, in welchem dem Feldmarschall mitgeteilt wird, wie der Reichskanzler dem auf ihn ausgeübten Druck nachgegeben habe und das in hohem Maße geeignet scheint, das Vertrauen des Heerführers in das Zielbewußtsein der politischen Reichsleitung zu erschüttern. Hugo Stinnes hat Glück gehabt, daß der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg nicht Bismarck gewesen ist. Hätte ein Bismarck gehört, daß während eines Krieges um Sein oder Nichtsein des Reiches und Volkes ein Privatkaufmann versucht hätte, auf die Heerführung g e g e n den Reichskanzler einzuwirken, dann würde diesem Privatmann wohl sicher sehr viel Schlimmeres widerfahren sein, als seinerzeit dem Botschafter Grafen Harry Arnim.

Es kann dabei keinem Zweifel unterliegen, daß der Versuch des Herrn Stinnes, Hindenburg, welcher damals noch die deutsche Ostfront befehligte, zu beeinflussen, als für seine Absichten sehr klug, als für die Interessen Deutschlands aber überaus gefährlich erscheinen muß. Hindenburg war in jener Zeit der Mann, dem das

Vertrauen des ganzen deutschen Volkes gehörte. Er und Ludendorff hatten Millionen deutscher Krieger in den Kampf zu führen. Auf ihnen ruhte die tägliche schwere Verantwortung für das Schicksal deutscher Heere. Der Fortgang der militärischen Operationen stellte sie immer wieder vor Entschlüsse von gewaltiger Tragweite. Kein billig Denkender konnte aber von ihnen die Fachkenntnisse erwarten, die erforderlich sind, um weltwirtschaftliche Fragen zu prüfen. Es mußte auf den Feldmarschall einen großen Eindruck machen, wenn führende Männer der deutschen Wirtschaft, deren Vaterlandsliebe der große Heerführer vertraute, bestimmte Forderungen als für die wirtschaftliche Zukunft des deutschen Volkes unerläßlich bezeichneten. Die Einwirkung auf den Feldmarschall mußte besonders verstärkt werden, wenn ihm mitgeteilt wurde, daß sich der Reichskanzler in die Richtlinien der von Herrn Stinnes befürworteten Politik habe drängen lassen. Wie wenig aber die Forderungen des Herrn Stinnes in Wahrheit unerläßlich gewesen sind, das ergibt sich daraus, daß die deutsche Wirtschaftsleistung nicht allein nach der Aufgabe Belgiens und der französischen Erzgebiete, sondern sogar nach der Niederlage, nach der Revolution und nach dem Verlust wertvollster deutscher Wirtschaftsgebiete bisher lebensfähig geblieben ist.

Dazu kam, daß Herr Stinnes in seinem Schreiben vom 19. Juli 1915 die Freigabe der Erörterung über die Kriegsziele dringend befürwortet hat. Durch die Freigabe der Erörterung über die Kriegsziele wurde die Propagierung von Annektionsplänen möglich. Gerade diese Propaganda aber mußte überaus gefährlich sein. Im Sommer des Jahres 1915 hatte der Krieg schon schwere Opfer vom deutschen Volke gefordert. Es hatte harte Entbehrungen tragen müssen. Trotzdem war das Volk entschlossen, bis zum Äußersten durchzuhalten. Die weitaus überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes wollte aber die schweren Opfer des Krieges nur zur Verteidigung seines Daseins auf sich nehmen, keineswegs jedoch für Eroberungen weiter bluten und leiden. Wenn Herr Stinnes in seinem damaligen Schreiben gesagt hat, „selbst der einfachste Mann sei entrüstet, wenn man auch nur im entferntesten andeute, daß etwa Belgien wieder herausgegeben werden könne", so war das ein vollkommener Irrtum. Gerade im Gegenteil konnte der Kampfeswille des deutschen Volkes nur durchgehalten werden, wenn das Volk nicht an der Tatsache irregemacht wurde, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg um Sein oder Nichtsein kämpfte. Eine Propaganda für Annektionen mußte aber im Volke das Mißtrauen hervorrufen, daß seine Opferwilligkeit für Eroberungen oder gar für die Sonderinteressen Einzelner mißbraucht werden sollte. Damit wurde der Propaganda der Gegner im deutschen Volk eine für diese Gegner überaus erwünschte Angriffsfläche geboten. Je lauter außerdem deutsche Expansions-Absichten verkündet wurden, um so mehr konnte die Entente ihre eigenen ermüdenden Völker

immer wieder am Kampfe festhalten. Die Freigabe der Erörterung über die Kriegsziele mußte also zwangsläufig dazu führen, daß einerseits die Einigkeit des deutschen Volkes gesprengt wurde und daß andererseits den Gegnern Deutschlands furchtbare Waffen in die Hand gegeben wurden. Auf den großen Heerführer an der Ostfront scheint die Einwirkung des Herrn Stinnes zunächst allerdings keine sehr effektive gewesen zu sein. Im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost stand der Einfluß des Generals Hoffmann der Politik des Herrn Stinnes entgegen. Der General Hoffmann hat schon frühzeitig seinen Vertrauten gegenüber die Ansicht geäußert, daß Deutschland, wenn es nicht gelänge, bis spätestens zum Frühjahr 1918 den Frieden zu erreichen, dem Zusammenbruch und der Revolution verfallen sein werde.

Als aber Hindenburg und sein Generalquartiermeister Ludendorff die Oberste Heeresleitung übernahmen, da kamen sie im Großen Hauptquartier in eine vollkommen andere Atmosphäre, als sie im Stabe des Oberbefehlshabers Ost zu finden gewesen ist. Im Osten hatten wesentlich militärische Erwägungen die Handlungen der beiden Feldherren beeinflußt. Im Hauptquartier der Obersten Heeresleitung aber war der politische Einfluß des Obersten Bauer und der von Hugo Stinnes geführten deutschen Schwerindustrie fühlbar. Es soll dabei auch dem Obersten Bauer der gute Glaube nicht abgesprochen werden. Er wird gemeint haben, daß die Ausdehnung Deutschlands in Belgien und Nordfrankreich für das deutsche Volk lebenswichtig sei. Dazu kam, daß der Nachrichtendienst der Obersten Heeresleitung die Lage durchgängig als für Deutschland zu günstig bewertet hat. Hindenburg aber kannte das Ausland und seine Kraftquellen wenig. Die Imponderabilien der Weltpolitik waren niemals in den Kreis der Aufgaben getreten, welche die militärische Vergangenheit dem Feldherrn gestellt hatte. Er war also nicht in der Lage, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Politik nachzuprüfen, welche auf zum mindesten einseitig ausgewähltem Nachrichtenmaterial aufgebaut war. Durch das alles mußte aber die Orientierung der Obersten Heeresleitung in immer ausgesprocheneren Gegensatz zu der Politik des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg kommen.

Der Zwiespalt, welcher durch die allmählich sich verschlimmernden Differenzen zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Reichskanzler geschaffen wurde, war umso tragischer, als das Vertrauen des deutschen Volkes nicht mit dem Reichskanzler war, sondern den beiden großen Heerführern gehörte. Dem Reichskanzler wurde nicht zu Unrecht der Vorwurf gemacht, daß er den Ausbruch des Krieges gegen eine von vornherein so überaus starke Koalition von Gegnern nicht habe vermeiden können. Die Ungunst der politischen Lage wurde ihm aufgebürdet. Hindenburg und sein Generalquartiermeister Ludendorff dagegen hatten

unbezweifelbare Beweise überragender militärischer Fähigkeiten gezeigt. Sie hatten deutsche Gebiete vom Einbruch des Feindes befreit und sich damit ein Anrecht auf den immer währenden Dank des Volkes erworben. Das deutsche Volk, des politischen Denkens wenig gewohnt, war daher geneigt, das gerechtfertigte Vertrauen in die militärische Leistung der Obersten Heeresleitung auch auf deren politische Orientierung zu übertragen. Dazu kam, daß von der militärischen Leistung der beiden Heerführer die Zukunft des deutschen Volkes tatsächlich abhing. Der Kanzler schien entbehrlich, Hindenburg und sein Generalquartiermeister waren nicht entbehrlich. Wenn die Oberste Heeresleitung also politisch gegen den Kanzler orientiert wurde, dann war es von vornherein sicher, daß der Kanzler in diesem Streit unterliegen mußte. Je mehr der Einfluß von Hugo Stinnes in der Obersten Heeresleitung wuchs, umso mehr wurde er schon damals der Mann, welcher tatsächlich die Geschicke des deutschen Volkes bestimmte, und zwar wesentlich nach Absichten industrieller Expansion. Dr. Hermann Brinkmeyer berichtet in seinem bekannten Buch über Hugo Stinnes, daß im Jahre 1916 im Ruhrgebiet drei Gesellschaften gegründet wurden: Die Industriegesellschaft m. b. H., die Verkehrsgesellschaft m. b. H. und die Bodengesellschaft m. b. H. In allen dreien hatte Hugo Stinnes großen Einfluß. Sie wurden beim Betrieb und beim Ankauf belgischer Objekte begünstigt. Daraus geht hervor, wieweit der Einfluß von Hugo Stinnes schon im Jahre 1916 gereicht hat.

So kam das Jahr 1917 heran. Über alles menschliche Erwarten hinaus hatte die gewaltige Kampfkraft des deutschen Volkes, hatte die überlegene Kunst seiner Heerführung der gegnerischen Übermacht erfolgreich standgehalten. Trotz des Verlustes der Schlacht an der Marne, trotz aller Fehler der deutschen Politik und trotz des immer mehr vertieften Zwiespaltes im Innern standen Deutschlands Heere unerschüttert auf gegnerischem Boden. Das gewaltige Heer Rußlands war völlig geschlagen. Die revolutionäre Zersetzung in dieser der Zahl nach stärksten Armee, welche die Welt je gesehen hat, machte rasche Fortschritte. Ein völliges Erlöschen ihrer Kampfkraft war mit Sicherheit zu erwarten. Im Westen hatten die Engländer und die Franzosen die deutsche Front nicht durchbrechen können. Eine für die Entente wirksame Kriegshilfe der Amerikaner aber stand noch in weitem Feld. Es war daher natürlich, daß auch unter den Staatsmännern der Entente die Friedensneigung wuchs. Ein Verhandlungsfriede schien möglich. Es konnte ganz selbstverständlich nur ein Friede der Behauptung Deutschlands sein, denn niemand konnte erwarten, daß sich die Entente als besiegt erklären würde. Ein Verhandlungsfriede aber blieb ohne die Freigabe Belgiens ganz ausgeschlossen. Dazu waren — wie der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg in seinen Erinnerungen bezeugt — sowohl der Kaiser als auch

ganz besonders der deutsche Kronprinz bereit. Beide wollten erforderlichenfalls selbst Teile von Elsaß-Lothringen aufgeben für die anderweitige Kompensationen sehr wahrscheinlich erreichbar gewesen wären. Wie der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ebenfalls in seinen Erinnerungen berichtet, haben feindliche Staatsmänner im Frühjahr 1917 feststellen wollen, ob Deutschland der Sieger oder der Besiegte sei.

Am 26. Juni des Jahres 1917 suchte der päpstliche Nuntius Monsignore Paccelli den deutschen Reichskanzler auf, um ihn über konkrete Friedensbedingungen zu befragen. Auch der damalige Reichstagsabgeordnete Erzberger erfuhr von den Friedensbemühungen des Papstes. Dem deutschen Volk eröffnete sich die Aussicht auf eine glänzende Zukunft. Wenn es gelang, den gewaltigen Krieg auf dem status quo ante zu enden, dann war Deutschlands Weltmachtstellung ganz ebenso zweifellos gesichert. wie Preußens Großmachtstellung nach dem Siebenjährigen Kriege, dessen Frieden ja auch auf dem status quo ante geschlossen worden ist. Es wäre nach menschlichem Ermessen dann wohl niemals wieder gegen Deutschland eine Koalition von gleicher Stärke zusammengekommen, wie es die von 1914 gewesen ist. Das deutsche Kaiserreich — Bismarck's Werk — hatte dann die Probe schwerster Belastung bestanden. Der Ruhm des deutschen Heeres aber konnte seines Gleichen nicht in der Weltgeschichte finden. Sicherlich hätte sich Deutschland wenige Jahre nach dem Friedensschluß die Bündnisse mit allen Großmächten der Welt nach Belieben auswählen können und seiner Wirtschaftsleistung hätte sich dann keine Macht auf Erden mehr entgegen zu stellen vermocht.

Es ist nicht mehr zu beweisen, ob die Bemühungen des Papstes tatsächlich zum Frieden geführt haben würden. Es ist aber ganz sicher, daß der Kanzler, an den sie gerichtet waren, unter allen Umständen solange im Amte gehalten werden mußte, bis eine völlige Klärung über das Ergebnis der päpstlichen Friedensbemühungen möglich wurde.

Ein Frieden auf dem status quo ante, bei dem Belgien aufgegeben werden sollte, entsprach aber keineswegs der von Hugo Stinnes befürworteten Politik. Es ist auffallend, daß der Kampf gegen den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gerade dann mit erneutem Nachdruck einsetzte, als Gerüchte über die päpstlichen Friedensbemühungen durchsickerten. Insbesondere hat der Oberst Bauer an dem Sturz des Reichskanzlers sehr aktiv gearbeitet. Es wurde im Reichstag geglaubt, der Oberst Bauer handle im Auftrage der Obersten Heeresleitung und das mußte die Wirkungen seiner Aktion ganz außerordentlich verstärken. Das Mißtrauen zwischen Heeresleitung und Kanzler war außerdem schon soweit vertieft, daß es zweifelhaft bleibt, ob es der Kanzler überhaupt gewagt hat, mit der Obersten Heeresleitung über die Friedensbemühungen des Papstes offen zu sprechen. Der Versicherung des

General Ludendorff, daß ihm während des Krieges niemals eine tatsächlich ernstliche Friedensmöglichkeit mitgeteilt worden sei, muß Glauben geschenkt werden. Es scheint, daß dem General Ludendorff Mitteilungen über Friedensmöglichkeiten wiederholt als der tatsächlichen Grundlage entbehrend geschildert worden sind

Jedenfalls wurde der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gerade dann gestürzt, als er unter Aufgabe Belgiens und der Erzgebiete Nordfrankreichs Frieden schließen wollte.

Der Annektionspolitik standen aber auch nach dem Sturze des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg noch zwei gewichtige Faktoren gegenüber. Der eine dieser Faktoren war der Reichstagsabgeordnete Erzberger, der sich allerdings zum Sturz des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg hatte mißbrauchen lassen und die von ihm geführten Mehrheitsparteien des Reichstages. Der andere dieser Faktoren war der General Hoffmann.

Es soll nicht bestritten werden, daß Erzberger in seinen politischen Maßnahmen bisweilen erheblich geirrt hat. Es ist aber über jeden Zweifel erhaben, daß er von bestem Willen beseelt und durchaus selbstlos gewesen ist. Er war ein Patriot. Seine Witwe lebt in überaus bescheidenen Verhältnissen. Erzberger war überzeugt, daß die Rettung Deutschlands nur noch auf dem Wege über einen Frieden der Behauptung erreicht werden könne. Er hatte mit steigendem Mißtrauen und mit wachsender Erbitterung Widerstände gesehen, welche einem solchen Frieden entgegengestellt wurden. Irrtümlicherweise suchte Erzberger die Ursache dieser Widerstände und ihre treibende Kraft in den politischen Absichten der großen deutschen Heerführer selbst. Erzbergers wachsendes Mißtrauen gegen die Oberste Heeresleitung übertrug sich aber auf die von ihm geführte Reichstagsmehrheit, und damit wurde ein tiefer Zwiespalt zwischen den Führern des deutschen Heeres und zwischen den Vertretern des deutschen Volkes aufgerissen, ein Zwiespalt, der den Keim des Zusammenbruchs und letzten Endes der Revolution in sich tragen mußte.

Es war nach der Lage der Dinge natürlich, daß Erzberger die Verbindung mit dem General Hoffmann gesucht und gefunden hat, der ebenso wie Erzberger ein besseres Resultat als den Frieden der Behauptung Deutschlands für nicht erreichbar hielt und der bemüht gewesen ist, den Zwiespalt zwischen der Obersten Heeresleitung und der Mehrheit des Reichstages zu überbrücken.

Gegen Erzberger aber setzte eine steigende Agitation in der Presse ein, welche sehr bald durch persönliche Verdächtigungen grotesker Natur auf die niederen Instinkte der Massen einzuwirken suchte. Gleichzeitig wurde in der Obersten Heeresleitung selbst gegen den General Hoffmann gearbeitet, monatelang vergeblich, weil der General Ludendorff immer wieder jede Verdächtigung seines treuesten und klügsten Waffengefährten von der Hand gewiesen hat. Endlich zu Beginn des Jahres 1918 ist es aber doch

gelungen, Verstimmungen zwischen den beiden hervorragenden Generalen hervorzurufen. Die Zusammenarbeit Ludendorffs und Hoffmanns im Stabe des Oberbefehlshabers Ost und auch später noch, nachdem Ludendorff Generalquartiermeister geworden war, ist gut gewesen. Beide haben Seite an Seite die stolzesten Siege deutscher Kriegsgeschichte erkämpft. Die Verstimmung zwischen den beiden Heerführern traf auch die militärische Kraft Deutschlands ins Lebensmark.

Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, auf die weiteren Geschehnisse des Krieges einzugehen. Es mag nur noch der Vaterlandspartei und ihrer Propaganda für den Annektionsfrieden gedacht werden. Diese Propaganda der Vaterlandspartei hat Lord Northcliffe dem englischen Propagandaminister alle die Argumente in die Hand gegeben, deren er bedurfte. Sie hat gleichzeitig den Zwiespalt im deutschen Volk immer mehr vertieft. In der Vaterlandspartei saßen deutsche Männer und Offiziere, an deren Vaterlandsliebe kein Zweifel erlaubt ist, alle — ohne es zu ahnen — damit beschäftigt, die Grundfesten des deutschen Kaiserreiches zu untergraben und die Zertrümmerung des deutschen Heeres vorzubereiten.

So geschah, was geschehen mußte. Es kam die Niederlage, die Revolution, der Zusammenbruch und das Diktat von Versailles.

HERMANN BAHR — ERINNERUNG AN VICTOR ADLER

Also doch Agitator?' Nach Freiburg gehen und, wie mir Pernerstorfers Briefe dringend rieten, dort bei seinem Freund Philippovich den Doktor machen, der mir in Berlin durch die gespannten Beziehungen zu Schmoller ziemlich ungewiß geworden, und dann zunächst Sekretär irgendeiner Handelskammer, bis ich Dreißig würde, was man damals sein mußte, um ins österreichische Abgeordnetenhaus gewählt zu werden? Aber wenn ich dann wieder mit Arno Holz im Café Bauer saß, schien's mir doch eigentlich weit schöner, in irgendeiner Dachkammer zu hocken und auch „meine Muse wallen" zu lassen „auf andren Wegen —

Ins Waldversteck verirrt sie sich nur selten,
Die blaue Blume ist ihr längst verblüht,
Doch zieht die Ahnung neugeborner Welten
Ihr süßer als ein Märchen durchs Gemüt.
Zur Armut tritt sie hin und zählt die Groschen,
Ihr rotes Banner pflanzt sie in den Streit,
An ihr Herz schlägt das große Herz der Zeit
Und aller Weltschmerz scheint ihr abgedroschen!"

War ich denn aber ein Dichter? Ich wußte nicht einmal, ob ich mir's wünschte, einer zu sein! Die Begeisterung und das Entsetzen, durch mein erstes Drama: „Die neuen Menschen" erregt, schienen es zu verheißen, ja selber schon der Beweis zu sein, zu meiner eigenen Verwunderung: denn mir, dem es, eigentlich von klein auf, für ausgemacht galt, zu Großem be-

stimmt zu sein, blieb immer noch ungewiß, wo denn eigentlich mein Schicksal den Lorbeer für mich wand. Doch das war seine Sorge, ich hielt meine Stirne für den Kranz bereit, auf ein paar Jahre früher oder später kam's mir auch dabei gar nicht an. Ich weiß nicht woher, aber ich hatte das ganz sichere Gefühl, auf allen Wegen von einer schützenden Hand geleitet zu sein. Immer, wenn ich mich wieder in eine Dummheit, ja sogar wenn ich mich in Unrecht verstrickt sah, war ich im Grunde nur neugierig, was damit eigentlich gemeint wäre, welchen Sinn es für mich hätte, denn ich zweifelte niemals, daß, was immer auch mit mir geschah, zu meinem Besten war, ja daß ich auch auf Irrwegen sogar von meinem lieben Führer mit himmlischer Geduld ganz sicher zur Wahrheit gesteuert wurde. Ja zuweilen ließ ich mich in Abenteuer und Gefahr eigentlich bloß aus Schadenfreude sozusagen ein, neugierig, was da mein geplagter Schutzgeist jetzt wohl wieder erfinden müßte, mir herauszuhelfen. Ein undankbarer Übermut hat mich oft sündigen lassen und die Geduld des immer gleich heiteren Helfers, dessen Huld ich zuweilen fast sinnlich zu fühlen glaube. Man hat an mir meine Sicherheit in Bedrängnissen, aequam in rebus arduis mentem, meine Gelassenheit in Aufregungen bewundern wollen, das ist ein Irrtum: ich weiß nur den zuverlässigen Gefährten immer bei mir, immer über mir.

So dacht ich auch damals: es wird sich schon zeigen, was mir eigentlich zugedacht ist; es wird schon richtig entschieden werden. Zunächst blieb mir ja keine Wahl: ich hatte mein Freiwilligenjahr immer wieder verschoben, jetzt lief die Frist ab. Und so stand ich am 1. Oktober 1887 im Hof der Alserkaserne zu Wien, bereit, bei den Vierundachtzigern den Dienst eines Einjährigen vom Linzer Hausregiment anzutreten. Festlich war mir gerade nicht zumute. Eben Vierundzwanzig geworden, sah ich mich von Kameraden angestaunt, die vor zwei Monaten erst maturiert hatten. Noch weniger angenehm war, daß am selben Tag dem Obersten des Regiments ein Schreiben des Kriegsministeriums zukam, das mich seiner besonderen Obhut empfahl: vor Jahren schon von der Wiener Universität wegen Hochverrats relegiert, dann an den Universitäten von Graz und Czernowitz mein unpatriotisches Wirken fortsetzend, Überbringer einer hochverräterischen Huldigung der österreichischen Burschenschaften an Bismarck, hätte ich mich überdies durch sozialdemokratische Umtriebe sogar in Preußen mißliebig gemacht und an dem Obersten wäre es nun, mich vom Anfang an scharf im Auge zu behalten, die Kameraden vor geistiger Ansteckung durch mich zu sichern und zur Kenntnis zu nehmen, daß ich unwürdig sei, Leutnant zu werden. An demselben Tage, da dem Obersten dieser Geheimakt zuging, erfuhr auch ich den Wortlaut. Jemand im Ministerium, der ihn in die Hand bekam, spielte nachmittag mit Pernerstorfer und Viktor Adler Tarock, erzählte davon und fragte sie, ob sie näheres über den kuriosen Freiwilligen wüßten. Am Abend erzählten sie's mir und warnten mich. Das war mein Glück. Denn es reizte mich, zu versuchen, wer stärker sein würde: der Auftrag, mich zu mißhandeln, oder mein Entschluß, das Muster eines Freiwilligen zu sein. Ich biß die Zähne zusammen und bin das ganze Jahr hindurch kein einziges Mal bestraft worden. hab' niemals nachexerzieren müssen, keinen Stubenarrest, nicht den geringsten Verweis bekommen, ward unter den ersten zum Korporal ernannt und bestand die theoretische wie die praktische Offiziersprüfung „vorzüglich". Das war eine Leistung: nicht von mir, sondern meiner Offi-

ziere, die mir dann, in ihrer Versammlung am Ende des Jahres befragt, einstimmig auch die Würdigkeit zum Offizier zusprachen. Ich vermute, wenn ich, vom preußischen Ministerium gleich gut empfohlen, in einem preußischen Regiment zu dienen gehabt hätte, daß wahrscheinlich nach ein paar Wochen eine Kugel aus dem eigenen Revolver mein Schluß gewesen wäre. Unser Kriegsministerium freilich war preußischer als das Offizierskorps meines Regiments. Von den Offizieren für fähig und würdig zum Leutnant erkannt, ward ich dennoch vom Ministerium nicht zum Leutnant ernannt, ja nicht einmal den Feldwebel gönnten sie mir, ich blieb Korporal und als Korporal der Reserve hab ich meine Waffenübungen abgedient, die lustigste als Redakteur der von S. Fischer gegründeten, von Otto Brahm geleiteten „Freien Bühne", aus der später die neue Rundschau wurde, in Eger, wo Karl Iro, nachmals ein berühmter deutschradikaler Abgeordneter, mein Feldwebel war. Mich, dem Ehrgeiz überhaupt fremd ist, hat's nie verdrossen, daß mir die militärischen Ehren versagt blieben: es war eigentlich auch viel bequemer. Doch mein armer Vater härmte sich sehr; er empfand's als eine persönliche Kränkung, unser Name schien ihm befleckt und er bot seinen ganzen politischen Einfluß auf, mir mein „Recht" zu schaffen. Ich fand nach seinem Tod einen „Akt" mit allen Verhandlungen vor, die von befreundeten Ministern und Abgeordneten mit dem Kriegsministerium geführt worden waren. Besonders heiter ist darin die feierliche Zusicherung des Kriegsministers, daß es zwar leider untunlich sei, einen Mann, der aus seiner unpatriotischen Gesinnung niemals ein Hehl gemacht, sondern sie stets öffentlich zur Schau getragen, ja sich ihrer geradezu gerühmt hätte, mit dem Portepee zu schmücken, daß ich aber in Anerkennung meiner militärischen Fähigkeiten im Ernstfall, wenn ein Krieg ausbräche, dennoch „natürlich" sogleich zum Offizier befördert werden würde. Daß man einen Mann seiner hochverräterischen Gesinnung wegen für zu gefährlich hält, um ihm in tiefem Frieden auf dem Exerzierfeld oder bei Manövern die Führung eines Zuges überlassen zu können, aber im Krieg, wenn's ernst wird, wenn ihm Gelegenheit zum Verrat geboten ist, auf einmal Zutrauen zu diesem Hochverräter faßt, diese Logik leuchtete mir nicht recht ein. Dankbar aber bin ich heute noch dem Schicksal, daß es mich durch jenen Tarockpartner Pernerstorfers und Adlers vorher warnen ließ; das Jahr hätte mir sonst manches Ungemach bringen können. Wie denn das Tarock überhaupt im alten Österreich zu den Staatsnotwendigkeiten gehörte: die Brücke zwischen den sonst so streng voneinander geschiedenen Ständen und Klassen wurde durch das Tarock geschlagen, der Ausgleich der Gegensätze hergestellt, eine seelische Gemeinschaft, die ja sonst unter Franz Joseph ganz fehlte, geschaffen und was in westlichen Ländern durch die Demokratie bewirkt wird, durch die Demokratie der Sitten, ward im alten Österreich durch das Tarock ersetzt. Ich habe schon deswegen im alten Österreich auf jede geistige Wirkung verzichten müssen, weil ich unfähig blieb, jemals die Tarocks zählen zu lernen; sonst hätte man mir schon auch den Hochverrat verziehen, wie viele meiner Jugendfreunde sind damit Exzellenzen geworden, mit Hochverrat und Tarock! Es war ein lustiges Land, so lustig, daß es unglücklich enden mußte. Denn lustig war doch auch, daß ich als Einjähriger Woche für Woche, bis wir dann ins Brucker Lager kamen, jeden Donnerstag nach dem Befehl in die Berggasse zu Viktor Adler kam, um ihm bei der Redaktion seiner „Gleichheit" zu

helfen, in der ich als Freiwilliger eine Reihe der boshaftesten „Glossen“ schrieb.

Ich kannte Viktor Adler schon von Berlin her. Durch die Dreistigkeit meiner Schrift gegen Schäffle war er aufmerksam auf mich geworden. Wir kamen auch ungefähr aus derselben inneren Gegend: auch er hatte zunächst als Burschenschafter großdeutsch geschwärmt, auch er war über Bismarck zu Marx gelangt, vom Deutschen Schulverein, den er gründen half, zur Internationale. Als er, eine sozialdemokratische Wochenschrift planend, nach Berlin ging, um Mitarbeiter zu werben, fanden wir uns und aus der politischen Übereinstimmung erwuchs rasch ein persönliches Verhältnis, das alle politischen Entfremdungen überdauert hat; ich bin ihm bis zum heutigen Tag dankbar treu geblieben. Unvergeßlich ist mir mein erster Abend mit ihm, damals in Berlin, bei Siechen, in der Stammkneipe Albert Niemanns, wo wir in der Beratung und Betrachtung unserer weit in die Zukunft schweifenden Pläne immer wieder aufgeschreckt wurden, so oft irgendeiner dieser märkischen Hünen eintrat, über deren Grenadiermaß der niemals hochgewachsene Viktor in eine mit Grauen versetzte Bewunderung geriet: das Physische dieser Preußen, ihre Wucht, ihr Riesenschritt bezauberten ihn, und daß solche Prachtstücke der Menschheit nun aber dabei doch die gehorsamsten Untertanen sein konnten, darüber hat er, der immer das innere Volumen für Wagnermusik hatte, doch selber äußerlich dürftig geraten war, sich damals den ganzen Abend nicht beruhigen können, er war untröstlich über den Bierphilister in Heldengestalt. Er suchte mich dann, ein paar Wochen bevor ich als Freiwilliger einrückte, in dem kleinen Moorbad bei Salzburg auf, wo mein alter Vater sich von der Gicht und mich von meinen Narrheiten zu heilen hoffte. Die Situation war für mich keine ganz leichte, zwischen dem josefinisch aufgewachsenen, altliberal gesinnten Notar, für den die soziale Frage noch immer bei Bodenbach aufhörte, und dem ersten leibhaften Sozialisten, den er im Leben mit eigenen Augen sah, noch halb ungläubig, daß es also derlei wirklich gab, ja dem Anschein nach sogar ganz überraschend zivilisiert und mit dem richtigen Gebrauch von Messer und Gabel erstaunlich vertraut; und ich hatte zum erstenmal Gelegenheit, Viktors unbeschreiblichen Takt, seine Klugheit in der Behandlung von Menschen und das Talent sachlicher Selbstbehauptung bei persönlicher Zuvorkommenheit zu bewundern. Der alte Herr erklärte nachher, ja solche Sozialisten wie diesen könne sich jeder rechtlich denkende Mann gefallen lassen, aber offenbar sei Viktor doch gar kein richtiger Sozialist! Goethes Forderung, „scheinbar so leicht, doch fast unmöglich zu erfüllen“, die Forderung von „Nachgiebigkeit bei großem Willen“ hab ich kaum von irgendeinem anderen mit so viel Anmut, Geschmeidigkeit und Selbstbeherrschung erfüllt gesehen wie von Viktor. Er hatte dazu vor allem zwei ganz außerordentlich seltene Gaben: die, den anderen reden, ja sogar ausreden zu lassen, und die noch seltenere, dem anderen zuzuhören und ihn dabei sogar wirklich anzuhören; dafür sind alle Menschen unendlich dankbar, denn das erleben sie ja fast nie. Sie haben dann das Gefühl, endlich einmal verstanden zu werden, was sie so beglückt, daß sie sich dafür dann sogar einen Widerspruch gefallen lassen. So fanden sich die Leute mit den, wie sie's nannten, etwas überspannten Ideen Adlers willig ab, bloß weil er ihnen mit solcher Geduld zugehört hatte, weil er, wie sie meinten, ein Mann war, mit dem sich reden und der

sich belehren ließ. An dieser bewundernswerten Geduld war aber das wunderlichste, daß sie nachließ in dem Grad, als man ihm näher kam, daß sie sich immer mehr verlor, je mehr er einen lieb gewann. Gar mit sich selbst hat er gar keine gehabt, ich kann mich kaum irgendeines anderen Mannes von solcher Unerbittlichkeit, ja Grausamkeit gegen sich selbst entsinnen, und vor allem aber von solcher Kraft, sich den Verstand von Einmischungen des Gemüts, der Laune, des Affekts ganz rein zu halten. Goethe bemerkt einmal, in dem Aufsatz über den Kammerberg, daß wir uns in unseren Urteilen meistens weniger von Gründen als durch Impulse leiten lassen; bevor wir noch urteilen, hat immer irgendeine Willkür in uns, ein geheimer Wunsch, eine Laune schon ein Vorurteil gefällt, dem der Verstand, ohne das selber zu merken, willig gehorcht. Das wußte Viktor und er war von einer zuweilen fast komischen Angst, seinen Verstand nur ja nicht von irgendwelchen Wallungen äffen zu lassen. Sentimentalität gar, die Wiener Grippe, diese Melange von Verstand und Gemüt, durch die Kopf wie Herz verfälscht und der ganze Mensch schweißig wird, diese (hier kann man das Wort kaum vermeiden) „jüdische Sentimentalität", die den Jammer über das Weltelend selbst noch bis ins Schachspielen hinein abfärben lassen möchte, war seinem Wesen ganz fremd. Er mußte sich eher hüten, nicht seine ganze Natur vom Verstande tyrannisieren, ja terrorisieren zu lassen; dem entging er nicht immer. Aber da half ihm wieder eine Gegenkraft: Musik. Noch in der Mahlerzeit hat er, der atemlos Vielbeschäftigte, fast niemals an den großen Abenden gefehlt; er gehörte zu den paar Wienern, für die Mahler gelebt hat, auch schon vor seinem Tod. Musik glich ihn immer wieder aus, Musik stellte das Gleichgewicht, wenn es von der Übermacht seines leidenschaftlichen Verstandes (denn seiner hatte Pathos, so wenig er sich das merken lassen wollte) bedroht war, immer wieder her.

Auch damals schon, in der Berggasse, hing das Haus voll Musik. Da wurde nicht, wie man heutzutage sagt, mit einer Wendung, die so häßlich ist wie die Sache selbst, „Musik gemacht", sie lag in der Luft und wenn plötzlich bei der Tür Schubert mit Schwind und Bauernfeld hereingekommen wäre, sie hätten sehr gut hereingepaßt. Es kam aber statt ihrer meistens der Pernerstorfer mit seiner lieben stillen Frau herein und im Grunde war's aber menschlich gar kein so großer Unterschied; der begann erst in der Mentalität. Wer fähig ist, den Leuten die Haut ihrer Mentalität abzuziehen, wird oft unerwartete Verwandtschaften gewahr. Irgendwie spann Altwiener-Luft ihre Silberfäden in die heftige, gereizte, ja rabiate Geistigkeit des Hauses. Ich schrieb damals einen Einakter, der schon den künftigen Autor des „Konzerts" ankündigte durch einen Spott, der, wie ich später einmal von allen meinen Lustspielen sagte, die Menschheit nicht auslachen, sondern anlachen will. Ich glaubte mir allerhand Übermut mit Pernerstorfer darin erlauben zu dürfen, weil ich ja mich selber noch viel weniger schonte. Das Stück war Frau Emma Adler gewidmet. Es hieß auch nach ihr: „La marquesa d'Amaëgui"; Mussets, für den ich damals schwärmte, Andalusierin, pâle comme un beau soir d'automne, schien mir in der verehrten Frau wiedergeboren. Als ich dann aber im Herbst von ihr Abschied nahm, gab sie mir nach Paris ein Andenken mit: Stifters Nachsommer. Es war, als hätte sie mir ihr eigenes Bild mitgegeben. Sie glich selber zeitlebens einer Gestalt aus dem Nachsommer. Ein Stifterglanz lag auf ihrer schweren, ernsten, stillen Erscheinung. In Stifterluft wuchsen ihre Kinder auf, Fritz und Karl.

Was man will, kann man nicht geben,
Und man gibt nur, was man muß,
Also gibt man einen Kuß
Und man gäbe gern das Leben.

Also gibt man einen Strauß
Statt des Gartens um ein Haus,
Gibt das Buch als den Entgelt
Für die Weisheit aller Welt,

Drängt den Ring an einen Finger,
Schlingt die Kette um den Hals,
Alles nur ein wie geringer
Abschlag auf die Schuld des Alls.

Jenes Alls, in dem man ist,
Wenn man eine liebt, —
Wer der Gabe Sinn vergißt,
Was hat er, was er gibt?

Alle Gabe ist nur Sinn
Und Bild in einer Hülle.
Seit ich fühle alle Fülle,
Weiß ich erst, wie arm ich bin.

Mach mich du, geliebtes Kind
Zum reichsten von den Leuten!
Sieh nicht an, was Gaben sind,
nur an, was sie bedeuten.

Für das ganze Feld die Ähre,
Für den Himmel nimm den Stern,
Und mich selbst für was ich gern
Um deinetwillen wäre.

Diese Hände mit den Schuhn —
Fühle, was sie nur vertreten,
Sieh nicht, was sie eben tun,
Und was sie lieber täten!

Nimm sie so, wie ich sie sende,
Denn sie meinen, Süße,
Lieber legt ich beide Hände
Unter deine Füße!

Zwar sie stehn für keine Gabe
— Dennoch sei das Spiel verziehn!
Alles ist ja nur geliehn,
Solang ich dich nicht habe.

H. L. MENCKEN AUS DEM WÖRTERBUCH „JAZZ WEBSTER“

Alimente. Ein Lösegeld, das der Glückliche dem Teufel zahlt.

Axiom. Etwas, das jedermann glaubt. Wenn etwas von jedermann geglaubt wird, hört es auf, wahr zu sein. Z. B. die Bemerkung, das unscheinbarste Mädchen in einer Gesellschaft sei das treuste.

Chirurg. Einer, der von dem Patienten bestochen wird, die falschen Diagnosen des Hausarztes auf sich zu nehmen.

Civilisation. Ein gemeinsamer Versuch, die handgreiflichen Irrtümer und schlechten Witze des lieben Gottes zu verbessern.

Demokratie. Die Theorie, daß zwei Diebe weniger stehlen als einer, drei weniger als zwei, vier weniger als drei und so weiter ad infinitum. Die Theorie, daß der Pöbel weiß, was er will und auch verdient, es voll und ganz zu bekommen.

Ehefrau. Eine, die bedauert, es getan zu haben, es aber auf jeden Fall wieder tun würde.

Ehemann. Einer, der mit dem Glück spielte, und mit dem nun mit Glück gespielt wird.

Erfahrung. Eine Serie von Mißerfolgen. Jeder Mißerfolg lehrt den Menschen etwas, nämlich . . . daß er es das nächste Mal wahrscheinlich wieder falsch machen wird.

Flitterwochen. Die Zeit, in der die Frau dem Ehrenwort ihres Mannes glaubt.

Gentleman. Einer der niemals eine Frau schlägt . . . . ohne dazu herausgefordert zu werden; einer, dessen Ehrenwort man mindestens in einem von zwei Fällen glauben kann.

Gewissensbisse. Reue, daß man es nicht schon früher getan hat.

Glück. Ruhe nach der Anstrengung, das Gefühl, Schwierigkeiten überwunden zu haben, in Sicherheit zu sein, sich wohl zu befinden. Die einzig wirklich glücklichen Menschen sind verheiratete Frauen und ledige Männer.

Grabstein. Ein übler Mahner an einen, den man glücklich vergessen hat.

Historiker. Ein erfolgloser Romanschreiber.

Hoffnung. Ein krankhafter Glaube an die Realisierung des Unmöglichen.

Humanität. Ein aufrichtiges Bedauern, wenn man sieht, daß die Kinder des Nachbarn von den Wölfen gefressen werden.

Jachtklub. Ein Asyl für Landratten, die lieber am Suff sterben. als seekrank werden.

Liebe-auf-den-ersten-Blick. Ein abgekürztes Verfahren.

Lügner. a) Einer, der behauptet, sehr gut zu sein.
b) Einer, der behauptet, sehr schlecht zu sein.

Märtyrer. Der Mann einer Frau, die den Märtyrer-Komplex hat.

Musikfreund. Einer, der aus dem Stegreif sagen kann, wieviel Kreuze die C-Dur-Tonleiter hat.

Prohibitionist. Ein Kerl, mit dem man nicht trinken würde. selbst wenn er ertränke.

Rechtsanwalt. Einer, der uns vor Räubern dadurch beschützt, daß er uns alles abnimmt, was sie in Versuchung führen könnte.

Schöpfer. Ein Komödiant, den auszulachen sein Auditorium sich nicht traut. Drei Beweise seines Humors: Demokratie, Heuschnupfen und eine dicke Frau.

Selbstmord. Eine verspätete Ergebung in den Willen der Angehörigen seiner Frau.

Seufzer. Ein Laut, hervorgebracht von Frauen, Säuglingen, Tenören, eleganten Geistlichen, Schauspielern und Betrunkenen.

Sonntag. Ein Tag, der den Amerikanern gegeben wurde zum Wünschen, daß sie tot und im Himmel wären, und die Andern tot und in der Hölle

Versuchung. Eine unwiderstehliche Kraft, die einen beweglichen Körper bearbeitet.

Weib. Vor der Heirat eine Agente provocateuse, nachher ein Gendarm.

Berechtigte Übersetzung von Theamaria Lenz.

Es war nötig, ihn zu vertagen. Der Ruhrkrieg hatte zur Folge, daß Cuno das Tanzen verbot, und überhaupt den leeren Tand und Flitter und das gedankenlose Lachen. Der Ernst der Zeit ward den Berlinern verordnet. Das öffentliche Essen, Trinken, Tanzen nach elf Uhr abends war vor zwei Monaten als ziemlich vaterlandslos verfehmt worden. Inzwischen ist das Gesicht der Zeit noch etwas ernster geworden, aber das öffentliche Essen, Trinken, Tanzen ist jetzt erst nach zwölf Uhr unpatriotisch und de facto zwinkert das Auge des Gesetzes sogar nach Mitternacht. Das Lachen ist nicht mehr unvaterländisch, höchstens unsittlich. Aber, unter uns gesagt, ein nicht steriles Volk braucht sein Quantum Unsittlichkeit. Wenn der furchtbare Ernst der Zeit bis in die kostbarsten Drüsen dränge. dann wären wir fertig.

Nun also, nach zwei Monaten verschärften Ruhrkrieges waren wir so weit gekommen, daß der Presseball doch stattfinden konnte. Die Franzosen hatten zwar das Ruhrgebiet noch nicht verlassen, sondern die Einbrecher hatten sich inzwischen noch ein wenig häuslicher eingerichtet, die Methode friedlicher Gewinnung war durch Morde und Plünderung, so beweist die Presse täglich, ersetzt worden. Aber die Situation war für die Abhaltung des Presseballes endlich reif geworden.

Er fand in den Räumen des Zoo statt und hieß bloß Gesellschaftsabend. Schon die Wahl dieses Saales entsprach den vaterländischen Intentionen der Berliner Presse. Dieser ungeheure Marmorsaal, ungeschmückt und kahl, verhindert jede unzeitgemäße Fröhlichkeit. Hier erstarrt das Lächeln des Eintretenden. Von den Marmorwänden weht Kühle, die Blechmusik, die diesem Raume gewachsen ist, zerschmettert jede leise Unterhaltung. Intimität kann immer leicht in Unsittlichkeit entarten. Hier war jede Intimität von Anfang an unmöglich gemacht.

Die eintretenden Gäste wurden mit einem Almanach bedacht. Gab es unter ihnen unsittlich-frohe Gemüter, so brauchten sie nur einen Blick in das Buch zu tun, das ihnen übergeben war, und sofort erfaßte sie der ganze fürchterliche Ernst der Zeit. Ludwig Fulda hatte neckische Vierzeiler beigesteuert. Bulcke dichtete, Karl Rosner sann. Aber Hermann Sudermann entlockte seiner Leier, um im Stile des Berichterstatters zu sprechen, vaterländische Töne. Aufrichtig gestanden, ich war gut gelaunt und ahnungslos in den Zoo gekommen. Da las ich als Prolog den Beitrag Sudermanns:

Wir tanzen.

Wir tanzen zu düsterer Stunde,
Und rings ist Bangen und Weinen,
Und jeder Bissen im Munde
Müßte uns Ekel erscheinen.
Wir tanzen.

Wir tanzen um Tröge von Trebern,
Als böten sie köstliche Gaben —
Wir tanzen auf unseren Gräbern,
Die wir uns selber gegraben.
Wir tanzen.

Das Gedicht schlug ein, das Lächeln erfror mir auf den Lippen. Mit jeder Strophe ergriff mich grausiger der Ernst der Zeit. So vorbereitet trat ich in den Saal.

Wir tanzen? Aber es wurde ja gar nicht getanzt. Die Leute, die gekommen waren, marschierten den Saal ab. Das muß festgestellt werden, um den Teilnehmern volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; sie marschierten in Reihen von acht bis zehn Personen von der einen Ecke des Saales in die andere, es gab fast keine Unbotmäßigkeit, kaum Einer marschierte gegen den Strom. Der wälzte sich stundenlang durch den Saal und die Musikkapelle spielte vaterländische Weisen. Man kann annehmen, daß der Teilnehmer an dieser Festlichkeit durchschnittlich zwanzig Kilometer zurückgelegt hat, denn es wurde ungefähr von neun Uhr abends bis gegen Mitternacht marschiert. Dann und wann wurde in einem Nebensaal kurze Rast gemacht, aber da das Haupttreiben sich doch im großen Marmorsaal vollzog, so ist die außerordentliche Marschleistung des einzelnen Festteilnehmers mit 20 Kilometer eher zu niedrig als zu hoch bemessen. Ich möchte bezweifeln, daß unsere Feinde bei ähnlichen Gelegenheiten auf ähnliche Rekorde zurückschauen können. Auch die schlappen Wiener wären ähnlicher Ballmarschübungen nicht fähig. Vielleicht wäre der Marsch noch animierter verlaufen, wäre dann und wann ein befeuerndes Kommandowort ertönt. An Offizieren (mit vollem Ordensschmuck) hat es ja nicht gefehlt.

Dem Ernst der Zeit sollte das Fest entsprechen. Man kann sagen, daß diese Forderung voll erfüllt wurde. Allenthalben sah man ernste Gesichter. Die Jugend, der es an innerer Festigkeit doch noch gebricht, hatte diesen Abend, wie auf Verabredung, dem reiferen Alter überlassen. Junge Mädchen, eitle Schauspielerinnen, galante Frauen hätten leicht einen Mißton in das vaterländische Fest gebracht. So wurde denn der ernste Abend eine von innerem Ernst getragene Parade der Fünfzig- und Sechzigjährigen. (Umso höher muß die außerordentliche Marschleistung der Beteiligten anerkannt werden!) Diesen reifen Frauen und Männern war endlich, vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der deutschen Vergnügungen, der Typus eines absolut ernsten Gesellschaftsabends geglückt. Kein frivoles Gelächter, keine unbändige Heiterkeit, keine zynische Ausgelassenheit! Unerschütterlich ernst schritt man an einander vorüber; die Gesichter, von tragischer Maskenhaftigkeit,

neigten sich kaum beim Gruße. Der Abend fand zu Gunsten der Invaliden des deutschen Schrifttums statt. Nun, das Bewußtsein der erfüllten Pflicht prägte sich auf den Gesichtern aller Festteilnehmer aus, ja, der Physiognomiker hätte aus den ernsten Zügen der Gäste den wohltätigen Zweck des Abends erraten können. Es war, als stünde das Invalidentum den Festteilnehmern im Gesicht geschrieben. So verlief der Abend würdig, ernst, gehaltvoll; kein leichtfertiger Mißton störte. Auch in der Kleidung herrschte vaterländischer Stil. Treffend bemerkte Alfred Holzbock in seinem fest-würdigen Bericht, daß alle gezeigten Kleiderkunstwerke Schöpfungen der deutschen Mode waren. Das Eigenkleid kurzen Rock und weißem Kinderjäckchen. Neckischer ist vaterländische Gesinnung kaum je betont worden als in diesem Gesellschaftskleid. Eine andere Dame protestierte sehr launig gegen die überwog. Ich sah eine Dame in schwarzen Strümpfen, rotem Willkür der französischen Mode, die in vergangenen Jahren Bauschungen um die Hüften vorschrieb, indem sie ihr Seidenkleid nur auf einer Seite zu einem Wulst an der Hüfte raffte. Im großen ganzen war auch in den Kleidungen der sittliche Ernst der Teilnehmer unverkennbar. Es fehlte fast jedes frivole Decolleté und so einheitlich war der Stil des Abends, daß man dort, wo das Decolleté nicht fehlte, es unbedingt fortgewünscht hat. Dem Feste fehlten, wie es sich ziemt, fremdländische Gäste. In gewissem Sinn war das zu bedauern, denn gerade dieser deutsche Abend bewies, wie weit wir von modischem Tand und leichtfertigem Luxus entfernt sind. Es gab kein Kleid, das man anstarrte, keine Trägerin, die man bewunderte. Schlicht und sparsam — das war die Devise dieses Festes, es wird die Devise der deutschen Festlichkeit für eine lange Zukunft sein müssen. Glaube nun niemand, daß das Fest keinen Höhepunkt hatte. O doch! Die durch den Saal Marschierenden kamen auf ihre Kosten. Zwar der Reichspräsident hatte abgesagt, der Kanzler war verhindert, die Minister waren nicht gekommen, die Sterne des Bühnenhimmels leuchteten nicht, aber wie schreibt Meister Holzbock: „Neben der Ehrenloge erregte die besondere Aufmerksamkeit jene Loge, in der sich unsere weiblichen Filmsterne zu einem kleinen Schönheitskongreß vereint hatten.“ Mit einem Wort: Fern Andra war erschienen! Auch Henny Porten soll da gewesen sein, doch entging sie im Zuge der weiblichen Teilnehmer dem betrachtenden Blick.

Der Reichskanzler hat diesem Feste gefehlt. Sein Ideal der vernünftigen Freudigkeit, der versittlichten Heiterkeit waren an diesem Gesellschaftsabend erfüllt, er, gerade er, der in allen Reden häusliche Lyrik, echtes Familiengefühl verrät, gehörte in die Mitte dieses stillen, nicht durch Ausgelassenheit befremdenden bürgerlichen Festes, das man mit Fug und Recht den Ehrenabend der Berliner Hausfrauen nennen durfte.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Märzwoche

Die wichtigste Nachricht in bezug auf den wahren Stand der Dinge im Ruhrgebiet war dieser Tage im Handels-, nicht im politischen Teil der Blätter zu lesen. Unter den Meldungen vom Gütermarkt war da mitgeteilt, bei den englischen Zechen werde gegenwärtig ein großer Teil der letztmonatigen französischen Kohlenbestellungen annulliert. Selbstverständlich war als hoffnungsvolles Kommentar hinzugefügt, die Versorgung Deutschlands mit englischer Kohle müsse nach Preis und Menge dadurch erleichtert werden. Unterlassen indessen waren Betrachtungen darüber, wieso die Franzosen denn plötzlich dazu kommen, ihren Bezug aus England wieder einzuschränken. Sollten die englischen Lieferungen nicht Ersatz für die ausbleibenden Ruhrlieferungen sein, und lesen wir nicht fortgesetzt im politischen Teil, aus dem Ruhrgebiet werde praktisch noch immer nichts abtransportiert?

Das Interesse der außerdeutschen Länder an der Beendigung des Ruhrkonfliktes wird offensichtlich falsch eingeschätzt. Wohl gibt es unter den unbeteiligten Ländern einige wenige, die unter den anormalen Verhältnissen empfindlich leiden; insbesondere Holland, Endgebiet des Rheinschiffahrtsverkehrs, teilweise, via Rotterdam, auch Ausfallstor der rheinischen Überseetransportes, ist schwer betroffen und entsprechend verstimmt. Im großen ganzen aber wirkt sich der Ruhreinfall für die übrigen Länder in merklich belebtem Handel aus. In Amerika zum Beispiel hat sich der Auftragsbestand des Stahltrusts von 6,74 Millionen Tonnen Ende Dezember auf 7,28 Millionen Tonnen Ende Februar gesteigert, Ende März wird er sicher sogar noch höher sein; und wenn sich in dieser Absatzsteigerung gewiß auch die allgemeine Konjunkturbelebung ausdrückt, die in Amerika seit Monaten zu verzeichnen ist, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß auch die Ruhrwirren großen Anteil daran haben; die weiterverarbeitende Industrie, die zum größeren Teile im unbesetzten Deutschland liegt, muß sich für den Ausfall der ruhr-rheinischen Materialien notwendigerweise eben im Ausland eindecken. Aus demselben Grunde sind von den 22 tschechoslowakischen Hochöfen, die zu Jahresschluß bis auf 2 ausgeblasen waren, eine ganze Reihe wieder in Betrieb gesetzt worden. Aus demselben Grunde gehen den österreichischen Werken Aufträge zu, die der Arbeitslosigkeitswelle, die sonst vielleicht unerträglich wäre, einen Damm entgegensetzen. Aus demselben Grunde steigert sich von Tag zu Tag der Beschäftigungsgrad der englischen Stahl- und Eisenindustrie; und was die englische Kohle anbelangt, ist eine Periode außerordentlichster Depression von einer Nachfrage abgelöst worden, die auf Monate

hinaus die gesamte Förderungskapazität des Landes mit Beschlag belegt. Unter diesen Umständen, die auf die Geschäftsverhältnisse auch in anderen Branchen dieser Länder nicht ohne Einfluß sind, kann es nicht wundernehmen, daß die Gefühle dem Ruhrproblem gegenüber mindestens nicht einheitlich sind.

Im Handelsteil eines großen Berliner Blattes ist den Banken, insbesondere der Reichsbank, dieser Tage vorgeworfen worden, sie erstickten im „ewig Gestrigen", jede Phantasie neuer Wege und neuer Ziele, jeder Mut zur Entfernung von der Routine fehle ihnen. Dieser Vorwurf ist sichtlich übertrieben. Gerade die Reichsbank hatte zwei Tage vorher den Beweis dafür geliefert, daß es ihr an Mut und Originalität keineswegs gebricht. Zwei Tage zuvor nämlich war ein Wochenausweis erschienen, aus dem die zunächst erstaunlich scheinende Tatsache hervorging, daß sich der Metallbestand, der in der Vorwoche noch mit 1075 Millionen (Goldmark) ausgewiesen worden war, plötzlich um 400 Millionen auf 1474 Millionen gesteigert habe. Späterhin erfuhr man aber, daß es sich dabei um Aluminium handle, und zwar um jene 200 Markstücke aus Aluminium, die zunächst dem Verkehr übergeben werden sollen. Ob sich ein mutigerer und originellerer Schritt denken läßt, als diese Addition von Gold und Aluminium, diese Gleichsetzung von Real- und Prägwerten, scheint fraglich.

Herr von Siemens hat in der Jahresversammlung seiner Gesellschaft wieder einmal auf ein Problem aufmerksam gemacht, auf das nicht häufig genug hingewiesen werden kann: auf das Problem des Rentabilitäts-, des Dividendenwertes von industriellen Unternehmungen. Welchen Reiz bietet es heutzutage eigentlich noch, verfügbares Kapital in deutschen Industrieaktien anzulegen? Bis vor wenigen Wochen gab es selbstverständlich den Reiz des Spekulationsgewinnes durch Weiterverkauf des Papiers; und selbstverständlich mag die jetzige Spekulationsstagnation noch einmal von einer Periode abgelöst werden, in der solche Zwischenhandelsgewinne wieder an der Tagesordnung sein werden. Aber diese Zwischengewinne beruhen auf einer öffentlichen Wertung der Papiere, deren Basis die sogenannte Sachwerttheorie bildet; und diese Sachwerttheorie wiederum scheint von der vollkommen unhaltbaren Fiktion auszugehen, daß ein Fabrikgebäude, eine Maschinenanlage, ein industrielles Patent an sich schon einen Wert darstellten. Das ist offensichtlich nicht der Fall. Eine Beteiligung selbst am best eingerichteten Unternehmen ist dann wertlos, wenn es unter Bedingungen arbeitet, die ihm fortgesetzt keinen Gewinn ermöglichen, und die so geartet sind, daß auch ein etwaiger neuer Leiter oder ein Käufer bei etwaiger Liquidation keine größeren Gewinne zu erzielen vermöchte. Wie groß aber sind denn die Gewinne, die ein Aktienbesitzer gegenwärtig erzielt? Nicht nur in Gold, auch in Papier betra-

gen sie oft weniger als $^1/_{10}$ Proz. des Kurswertes. Die Frage ist: besteht irgendwelche Aussicht darauf, daß sich dies unmögliche Verhältnis zwischen Investitions- und Ertragssumme in absehbarer Zeit ändert oder nicht! Ist diese Aussicht nicht vorhanden, so ist nicht nur das Kursniveau der Industriepapiere noch heute, in der Baisse, phantastisch übersteigert, es muß auch ein Zustand eintreten, in dem jeder, der über Anlagekapitalien verfügt, sie lieber zu noch so tollem Umrechnungskurs im Ausland anlegen wird, als sie, praktisch ertraglos, in deutschen Unternehmungen arbeiten zu lassen. Die Alternative ist außerordentlich klar: wenn die Zeit der leichten Zwischengewinne vorbei sein wird, muß es entweder gelingen, die Dividendenwerte der Papiere weit, weit über ihre jetzige Höhe zu steigern; oder es muß gelingen, die Kurswerte der Papiere weit, weit unter ihre jetzige Höhe zu drücken. Tritt weder das eine noch das andere ein, so muß eine vollkommene Vernichtung des Investitionsmarktes die Folge sein.

Anstatt Erleichterungen zu erfahren, wird das Paßwesen in letzter Zeit offensichtlich wieder kriegsmäßig ausgebaut, — nur mit dem Unterschied, daß sich die Erschwerungen diesmal mehr gegen Freunde als gegen Feinde richten. Die heftigsten Klagen kommen aus Österreich. Unsere Freunde dort, sind, ehe und wenn sie die Grenze überschreiten, den unmöglichsten Weiterungen und Schikanen ausgesetzt. Sie können keine Einreiseerlaubnis beim deutschen Konsulat in Wien mehr bekommen, — zuerst muß eine innerdeutsche Behörde ihre Reise genehmigen, dann erst erfolgt das Visum in Wien. Die Handhabung ist nicht anders, als sie von England bis zum Frühjahr 1919 deutschen Reisenden gegenüber geübt wurde. Dazu kommen erregte Klagen über das unmögliche System von persönlichen Bevorzugungen und Benachteiligungen, das von dem Leiter der deutschen Paßstelle in Wien ausgeübt werde. Dazu kommt eine Kontrolle an den bayerischen Grenzübergängen, wie sie aufreibender kaum gedacht werden kann. Dazu kommt als besondere Spezialität des bayerischen Freistaates, daß für den Aufenthalt in Bayern eine Sondergebühr von 36 000 M. für je 48 Stunden verlangt wird. Im Budgetausschuß des österreichischen Nationalrats sind diese Dinge erst dieser Tage wieder zur Sprache gebracht worden, und ausdrücklich wurde betont, daß diese Belästigungen österreichischer Staatsbürger sich ausschließlich auf Bayern beschränken, und daß in anderen deutschen Bundesstaaten nichts dergleichen zu verzeichnen sei. Nun wohl, es mag dem bayerischen Staate überlassen bleiben, die Vorbedingungen seines Wirtschaftsverkehrs selbst zu regulieren. Aber Bayern ist nicht nur ein Einzelstaat, es ist auch Durchgangsstation für den Wirtschaftsverkehr der übrigen deutschen Länder. Darf man hoffen, daß diese anderen Länder versuchen werden, einen bescheidenen Einfluß auf Bayern auszuüben?

GLOSSEN

SCHIEBERHOF

Als ich vor einem sogenannten Menschenalter im Gymnasium zu Erfurt, der Stadt der schönen Türme, geschunden, aber nicht erzogen wurde, war es der schönste Tag des Schuljahrs, wenn ein Ausflug zu einem kleinen kuhumweideten Dorf des Thüringer Waldes unternommen wurde, Oberhof genannt, das aus einigen Bauernhäusern und wenigen schieferüberzogenen Gasthäuschen bestand.

Dieser als Jugenderinnerung mir so teure Ort ist jetzt der teuerste Ort Mitteldeutschlands. Ich kam zwar über den lichten Rennstieg auf Skiern hin; aber der normale Mensch, der nach Oberhof reist, muß hinter Gehlberg in einen langen schwarzen Tunnel hineinrutschen, um in diese Hölle des Luxus und der strapaziösen Genüsse zu gelangen. Dann wird dir die Hälfte des mitgebrachten Vermögens abgenommen, wofür dich ein Schlitten zu dem Plateau hinaufführt, auf dem einst Oberhof inmitten weiter und anmutiger Panoramen schlummerte.

Jetzt ist da ein Betrieb wie Sonntags Vormittag zwischen zwölf und zwei auf dem Kurfürstendamm. Aber die Leute, die hier promenieren, sind strotzend bunt kostümiert und werden deshalb von den Bewohnern des Thüringer Waldes „Papageien" genannt. Autos, sofern sie nicht im Schnee steckengeblieben, die Straße versperren, fahren dir messerscharf die Spitzen deiner Skier ab oder zermalmen deinen Rodel. Die weiblichen Papageien haben eine raffinierte Technik, zinnoberrote Bridges mit kanariengelben Jacken, violette Gamaschen mit weiß glacélederartig prall anliegenden, spinatgrün karierten Kostümen kraß kontrastieren zu lassen. Die wirklichen Sportler und wenigen gutgewachsenen Mädchen könnten amüsante Kleckse auf dem Schnee abgeben (selbst dieser erhebt hier nicht mehr Anspruch auf das Prädikat „jungfräulich"), wenn sie nicht verdrängt würden durch Tonnen, die in Paletots auf Gummischulen wandeln und von fülligen Damen, bei deren Nahen du nicht weißt, ob sie rückwärts oder mit der Vorderfront auf dich zuschreiten. Die Papageien hausen in den Riesenkäfigen der Hotelpaläste.

Der Konzern dieser Hotelpaläste, — von wem anders könnte er aufgekauft sein als vom großen Stinnes? Der gewaltige Handelsmann Hugo residiert gerade dortselbst. Die zehntausend Zeitungen, die er besitzt, predigten zwar allesamt eindringlich Landestrauer wegen der Ruhrbesetzung, forderten Enthaltsamkeit von Luxus und Tanz, aber in den Hotels ebendieses Hugo wird hingebend und vorzüglich geschlemmt, wird getanzt von nachmittags um fünf bis früh um fünf; nachmitags in Sportdreß und Roll-

söckchen, abends in großer Gesellschaftstoilette. Und wehe dem Verkommenen, der es wagen würde, abends anders als im Smoking den Hotelsaal zu betreten! Doch auch die kleinen alten schieferüberzogenen Gasthäuser preisen auf Plakaten ihre Tanzdielen und Kabaretts.

An manchen Sonntagen werden große Sportfeste veranstaltet. Da kommen dann aus dem Norden von Erfurt, aus dem Süden von Suhl her viele Extrazüge; und stundenlang strömen auf den Zugangstraßen die bürgerlichen Marschkolonnen von Schaulustigen herauf, wie ich ein solches Anrücken der Massen bislang nur in Oberammergau vor dem Beginn des Passionsspiels sah. Dann stellen sich die Tausende an den Hängen des Sprunghügels auf und sehen den grandiosen Springern zu, bis ihnen die Beine so kalt geworden sind, daß sie sich wieder warm essen, trinken und tanzen müssen.

Die Leute, die als Wintersportgäste Schieberhof bevölkern, essen keineswegs die vielen guten Speisen mit dem Messer. Erst, wenn sie zu reden beginnen, merkt man, welcher Art sie sind. Alle Phantasie, die in ihnen wohnt, lassen sie nicht auf Landschaft oder Kunst ausströmen, sondern verwenden sie auf die Gestaltung ihres Sportanzuges. Es erweist eine große Geschicklichkeit, daß sie in diesen beschwerlichen Maskenkostümen dennoch eine, wenn auch sanfte Chaussee herunterzurodeln vermögen. Damit sie aber durch schwitzige Schwerarbeit, die sie auch sonst im Leben scheuen, nicht belästigt werden, ist ein elektrischer Aufzug da, der die Schlitten samt den Rodlern sanft wieder hinaufbefördert in die Eß- und Tanzpaläste.

Thüringen ist immer noch des Deutschen Reiches lieblichstes Land und es ist glücklicherweise nur dieser eine unglückliche Ort, dessen Physiognomie so verschoben wurde. Das fühlte ich, als ich in die Nacht hinein, über die sanften Berge, unter den Sternen durch schneekrachende Tannenwälder dahinfuhr. . . . Dort hauste ich in dem höchsten Gasthaus dieses Gebirges, der Schmücke, die so verschneit ist, daß man nicht mit Schlitten und nicht zu Fuß, nur auf Skiern hingelangen kann. Selbst der Neppbazillus ist noch nicht durch diese reine Luft hierher gedrungen.

Kurt Pinthus.

KLEINE ZEITGESCHICHTE

Der Oberbürgermeister einer besetzten Stadt hatte mit einigem Geschick härtere Zusammenstöße zwischen den städtischen Behörden und der Okkupationsmacht vermieden. Im Februar 23 erreichte ihn aber doch, aus hier nicht interessierendem Anlaß, der Ausweisungsbefehl. Als er das Rathaus verließ, stand an der Rampe eine größere Anzahl französischer Offiziere, die einer nach dem andern dem abziehenden Stadtchef salutierten. Er dankte für jeden Gruß mit einer kurzen höflichen Verbeugung und mit den liebenswürdigen Worten: „. . . Sie mich auch —! Sie mich auch —!“

TISCH MIT BÜCHERN

Charles Louis Philippe: Das Bein der Tiennette. — Die gute Madeleine. Mit Holzschnitten von Franz Masereel. Zwei Bände. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Zwar, diese Novellen scheinen Tagesfracht zu sein, Zufallsarbeit für die Zeitungen, allerlei Erlebnisse aus dem Alltag der Namenlosen. Aber sie sind doch wie die Hauptstücke Philipps mit einer merkwürdig einfachen Umrißzeichnung gegeben, die alle Muskeln und seelischen Vorgänge sehen läßt. Er ist immer ein Dichter mit dem, was er nicht ausspricht, seine Schlichtheit hat Größe, die Tragik seiner Geschichten immer Anmut. Man könnte sagen, sie sind tendenzloser Sozialismus, weil sie ein Gefühl von Güte, Hilfsbereitschaft, Herz auslösen, ohne unbedingt in Sentimentalität abzurutschen. Masereels Holzschnitte treffen dies mit einer erstaunlichen Weichheit, es gibt heute keinen Holzschneider, der Licht und Schatten in so zarten Kurven ausgräbt wie er. Die Übersetzung des zweiten Bandes von Hans Mardersteig liest sich glatt und geschmeidig, aber die des ersten von Annette Kolb strotzt leider von Flüchtigkeiten. *K.*



Max Picard: Expressionistische Bauernmalerei. Mit 24 Tafeln. (Delphin-Verlag, München.)

Die Neuausgabe dieses epochalen Werkes drängt zur Überprüfung: man ist überrascht, in Picard den frühzeitigen Erkenner des expressionistischen Problems zu finden. Die Bauernmalerei, an sich zwar betrachtet, wird ihm der Ausgang tieferer künstlerischer Reflexe. Hier sind die fundamentalen Sätze und Definitionen vom künstlerischen Subjekt und Objekt, von Erlebnis und Ausdruck zuerst und erschöpfend ausgesprochen worden. Darüber hinaus bestätigt das zusammengetragene Material die tiefe Verbundenheit einer scheinbar modischen Kunst mit dem „Volkslied in der Geschichte der Malerei".

Bildergalerie zur russischen Literatur. Ausgewählt und herausgegeben von Alex. Eliasberg. Eingeleitet von Thomas Mann. (Orchis-Verlag, München.) Eine vorzügliche Ikonographie des russischen Dichtertypus, in wichtigen Fällen, wie Puschkin, Gogol, Tolstoj aus verschiedenen Stadien, oft aus den Winkeln der Vergessenheit Herangeholtes. Das Buch ist als en-regard-Ausgabe deutsch und russisch gedruckt. Für die Berechtigung und Nützlichkeit einer solchen phisiognomischen Literaturgeschichte findet Thomas Mann ausgezeichnete Einführungsworte.

FILM

Das alte Nest

Dieser amerikanische Film ist eine Mustergeschichte. Sechs Brüder hat die Dame, Kinder, die der Mutter Sorgen, Freuden, Qualen bereiten, mißratene, leichtsinnige, eigenwillige, aber im Grunde doch natürlich herzensgute Kinder. Vor den Augen des Zuschauers altert die Mutter. Zuletzt wird es natürlich eine Apotheose der Greisin . . . Im Thema liegt Sentimentalität, Familiensimpelei, Rührung aller Art. Warum folgt das Auge des deutschen Zuschauers? Warum ertappt man sich auf Gerührtheit? Weil der amerikanische Regisseur sich damit begnügt, immer nur zwei Schritte ins Land der Rührseligkeit zu gehen. Schwups, kommt ein kleiner fröhlicher Einfall. Es gibt, deutsche Regisseure, ein besonderes Taktgefühl fürs Sentimentale. Wer diesen Takt nicht verletzt, der kann von uns auch Thränen haben. Wer aber nicht zwei, sondern zwanzig Schritte ins Land der Rührseligkeit tut, dem verweigern wir nach dem dritten Schritt die Gefolgschaft. *c. g.*

ALT-HEIDELBERG

Es soll nicht billiger- (wenn auch gerechter-) weise zum 1001. Male dies herrliche Rührstück verhohnepiepelt werden, das alle Ingredienzien des Kitsches in klassischer Mischung wirken läßt. Hans Behrend, Manuskriptverfasser und Regisseur, bemühte sich, das alterprobte Stück von der Rührseligkeit zu befreien, eine schlichte Natürlichkeit und Heiterkeit anzustreben. Statt des Kitsches fügte er allerlei nette Regieeinfälle ein, ohne allerdings den Mut zu haben, das Ganze ironisch zu bestrahlen. Aber noch niemand rührte unbestraft an die Tradition des Kitsches. Was soll von einem Schmarren übrig bleiben, wenn man ihn seiner Schmarrenhaftigkeit entkleidet? Dies chemisch gereinigte Alt-Heidelberg, begleitet vom schaurigen Getön eines Männergesangvereins, wirkte ziemlich stimmungsarm und nüchtern, zumal die kalte Starrheit Eva Mays nichts bot, was der deutsche Bürger an dieser Kati sehen will. *K. P*

RUDOLF JOHANNES SCHMIED-ANEKDOTEN

10.

Jedem seiner Freunde wird sein stereotyper Satz noch im Ohr klingen: „Kannst du mir eine Mark pumpen?“ Einmal, als er abends gegen elf Uhr ins Café des Westens trat, das dicht besetzt war, sah er im Hintergrund Carl Rößler sitzen, und über die Gäste hinweg schrie er: „Possenshakespeare, Lustspielgoethe, kannst du mir eine Mark pumpen?“ — Er pflegte auch einen Traum zu erzählen: Shakespeare sei ihm erschienen und habe ihm ein stundenlanges dramaturgisches Kolleg gehalten, er, Schmied sei garnicht zu Wort gekommen. Endlich habe der

Dichter eine Sekunde verschnauft, da habe er ihm zugerufen: „Shakespeare, nur eine Mark! eine einzige Mark!“ Worauf die Erscheinung unter heftigem Erschauern verschwunden sei.

II.

Eines Abends saßen im Café des Westens Schmied, Paul Lindau und etliche andere zusammen. Lindau erzählte in ziemlich weitschweifiger Art von seinem Freunde Max Nordau in Paris. Endlich riß Schmied die Geduld, da er garnicht zu Worte kam. „Ich pfeif auf Ihren Nordau!“ prustete er den alten Herrn an. Lindau schwieg gekränkt. Sich von einem 40 Jahre jüngeren Menschen zurechtweisen zu lassen, war mehr als peinlich. Schmied fühlte das Prekäre der Situation. Und versöhnlich einlenkend fügte er hinzu: „Wenn ich pfeife, lieber Doktor, so pfeife ich nicht wie ein Sperling, sondern wie eine Nachtigall!“

———

NEUE GEDICHTE VON RUDOLF BORCHARDT

Das Gedicht „Mit den Schuhen“, mit dem wir unsere Leser in dieser Nummer erfreuen, ist einem neuen, demnächst im Ernst Rowohlt-Verlag erscheinenden Gedichtbande „Die Schöpfung aus Liebe“ entnommen.

———

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 12):

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Straße 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Postscheckamt Berlin NW 7, Konto-Nr. 53840. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Str. 123 b.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.



FIM
AUSKUNFT MESSAMT
Messe
FRANKFURT A·M
15.-21.
APRIL

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Aprilwoche

Auf zwei Beinen sprang der Geheimrat Cuno in die politische Arena. Das eine hieß Amerika, das andere Industrie. Nur die guten Verbindungen in den Vereinigten Staaten und nur das Versprechen der Industrie, einem Mann ihres Vertrauens alle erdenkliche Hilfe angedeihen zu lassen, legitimierten den Neuling vor der Öffentlichkeit. Welchen Ertrag brachten die amerikanischen Verbindungen? Bis zur Stunde keinen wie immer gearteten, bis zur Stunde auch kein leisestes Anzeichen dafür, daß in absehbarer Zeit mehr daraus folgen könne. Und was ward aus der Unterstützung der Industrie? Der schauerliche Mißerfolg der Dollaranleihe, der nur mit vollkommener Indifferenz gerade der kapitalkräftigen industriellen Kreise erklärt werden kann, ist ein Anzeichen, das keiner Erklärung bedarf. Wären Kabinette Menschen, menschlichen Lebensbedingungen unterworfen, so müßte dies Kabinett Cuno, dem seine beiden Beine grausam gebrochen worden sind, wie ein schwer Kriegsbeschädigter in sich zusammenbrechen. Kabinette sind indessen keine Menschen, — sogar wenn ihre Beine schon gebrochen sind, halten sie Fäden, an denen sie hängen, zuweilen noch aufrecht.

Die Osternummer des „Berliner Tageblatt" sprach zum Gewissen. Nicht zum Gewissen der Bankiers, die trotz aller vaterländischer Aufrufe, trotz Helfferich, Becker und Cuno die Dollaranleihe des Reiches sabotierten, sondern zum Gewissen Poincarés. Die ehrwürdige Gestalt Gerhart Hauptmanns trat aus den schlesischen Bergen und sprach über „die Schmach Europas". Der Schlesier war von je her ein großer Gestalter. Nie hat er Sentenzen gesponnen, immer Figuren gemacht. Hauptmanns Ruhm als Menschenbildner wird nicht herabgesetzt, wenn man mit aller Offenheit — gerade diese Offenheit wären Alle dem reinen Dichter schuldig — feststellt, daß seine Ausflüge ins politische Gebiet immer mißlungen sind, keiner aber so wie dieser Osterfluch. Eine politische Kundgebung hat nämlich nur dann Sinn, wenn hinter ihr ein politischer Gedanke steht. Auf den Markt zu treten mit einer Prophetenklage — was hilft's? Hauptmann erzählt, er habe in seinem Schreibtisch einige offene Briefe liegen, einen an Poincaré, einen an Harding, und einen Appell ans Weltgewissen. Er hat, wenn auch diese offenen Briefe nur pathetische Monologe waren, gut getan, sie in der Lade liegen zu

lassen. Rache ist unproduktiv, sagte einmal ein Deutscher, der politisch dachte. Ach, Entrüstung ist es auch und sogar die Verfluchung ist nicht imstande, verzwickte Situationen zu vereinfachen und zu klären. Nun unternimmt Hauptmann aber am Ende seines Monologs den Versuch, Poincaré über den Begriff der Gewalt aufzuklären. Er hält ihm nicht weniger als neunundzwanzig deutsche Sprichwörter vor die Nase und rät ihm, sie genau zu studieren. Es ist aber zu befürchten, daß Poincaré an dem Ruhreinbruch vorläufig festhalten wird, trotzdem „Gewalt die Kuh auch nicht in den Stall führt", trotzdem man mit „Gewalt keinen Bullen melken kann" und trotzdem er nun durchs „Berliner Tageblatt" erfährt, „Gewalt gibt kein Recht". Die Welt wäre ja überhaupt leichter ins rechte Geleise zu bringen, wenn die Sprichwörter mehr beachtet würden. Gewiß, wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, und Ehrlich währt am längsten, aber das hat den Tischler Mattern nicht gehindert, sein Hannele totzuschlagen und die Sprichwörter haben auch die gute Waschfrau Wolfen nicht zu einem rechtschaffenen Lebenswandel bewegen können. Wenn die Sprichwörter einen Einzelnen nicht umkrempeln können, werden sie dann auf eine besessene Nation bessernd wirken? .... Oft genug wünscht man die Berufspolitiker zum Teufel und hofft die Erneuerung des öffentlichen Lebens von den Geistern, die sich mit Realpolitik nicht befleckt haben. Ergreift dann endlich Einer das Wort, und ist der Eine Deutschlands stärkster Dichter, dann lauscht man mit dem inneren Ohre. Lauscht — — — und schleicht am Ende tief geknickt zu den Berufspolitikern. Sie wollen die Welt wenigstens nicht bloß mit alten Sprichwörtern in Ordnung bringen.

Was mit einem Staat geschieht, der seine Unabhängigkeit für das in kleinen Portionen servierte Linsengericht von Entente-Krediten verkauft, das kann man jetzt an Österreich und seinem Vormund, dem von der Entente aufgestellten Generalkommissar Dr. Zimmermann sehen. Der Herr Kurator ist ein strenger Herr. Er hat seine Augen überall in Österreich, er schaut auf die Eisenbahntarife, er ist um den Beamtenabbau bemüht, er mustert mit strengem Blick die republikanische Volkswehr, welche in Österreich keine monarchische Reichswehr ist. Er schreibt dem Bundeskanzler Ermahnungen, Verwarnungen und dann wieder süß-sauere Ermunterungen. Und die Österreicher? Sie sind oder scheinen gehorsame Mündel (wenigstens bis die Kredite wirklich ausbezahlt sind) und da sie nie ein Volk mit Würde waren, so gibt es Hunderte, die ihre Volksgenossen beim Herrn Aufseher Zimmermann verpetzen. Kein Wunder, daß der Kamm des Kurators geschwollen ist. Kürzlich hat Herr Zimmermann dem Korrespondenten der „New Yorker Evening Post" ein Interview gegeben, in dem er erzählt, was er denn mit seinem armen Schützling vor hat. Nun, erstens will er „Tausenden österreichischen Familien

die Reise nach Brasilien und Argentinien ermöglichen, damit sie dort als Kaffee-Plantagen-Arbeiter fortkommen". Also Menschenexport en gros. Dann will er das etwas entvölkerte Österreich von den überflüssigen Ausgaben für Krankenversicherung, Altersunterstützung und Pensionen befreien. Also Menschenexport in der Richtung zum Jenseits. Das Arbeitsverhältnis soll individuell geordnet werden, d. h. der Staat soll den Achtstundentag abschaffen und, wenn möglich, die Gewerkschaften machtlos machen. Schließlich soll die Volkswehr vertrauenswürdig, d. h. brauchbar zum Schießen auf Befehl gemacht werden. Der Anschluß an Deutschland darf nicht einmal mehr gewünscht werden. Das ist ein wohlüberlegtes Geßler-Programm, das der Vogt von Österreich da ausgebreitet hat. Kein Wunder, daß selbst die gutmütigen Donaumenschen zu knirschen beginnen und der Abgeordnete Otto Bauer im Nationalrat einen Gesetzentwurf vorgelegt hat, der den Umgang mit dem Reichsvogt als Landesverrat unter Zuchthausstrafe, nicht unter zehn Jahren, stellt. Vielleicht wäre die Anmaßung des Herrn Generalkommissars nicht so unerträglich geworden, wenn die Österreicher untereinander mehr Würde bewahrt hätten, vor allem aber, wenn sie sich selbst rechtzeitig zu inneren Reformen, zu erhöhter Arbeitsintensivität und zu intensiver Bodenausnutzung entschlossen hätten: Die Axt im Haus ersetzt den Zimmermann!

ABONNEMENTSFONDS DES T.-B.
FÜR GEISTIGE ARBEITER

Bis zum 20. Februar hat sich die Gesamtsumme unseres Fonds durch weitere Zeichnungen auf

692 360 Mark

erhöht. Wiederum danken wir den Spendern im Namen derer, denen der Fonds zugute kommen wird und geben der Hoffnung Ausdruck, dass ihr Beispiel noch weitere Nachahmung finde. Wir entbehren gerade diese Leser, die aus Not aufs „Tage-Buch" verzichten müssen, am Bittersten, und wir wissen aus ernsten Briefen, wie bitter diese Verarmten das „Tage-Buch" entbehren.

Quittung über die neu eingegangenen Beträge: H. F., Bukarest, 50 000 M.; A. B., Prag, 6000 M.; F. B., Herndingen, 6860 M.; A. B., Stadttheater Nürnberg, 2000 M.

Verlag und Redaktion des T.-B.

MIT DEN AUGEN DES AUSLANDES

1.

JOHN F. O'RYAN, Generalmajor der Vereinigten Staaten.

Ich gehöre zu denjenigen, die die französische Ruhraktion für berechtigt halten. Ich glaube außerdem, daß sie notwendig war. Diese Meinung hege ich ungeachtet des tiefen Bedauerns darüber, daß die ohnehin schon kritische Lage in Europa durch diesen Vorgang noch weiter kompliziert worden ist.

Der Schaden, der durch den Ruhreinfall angerichtet worden ist, liegt auf der menschlichen Seite des Problems. Solange es Geschichte gibt, wurde jede Kriegsführung durch Leidenschaften unterstützt, die aus dem „letzten Kriege" stammten. Wann immer eine Kriegspartei in einem Lande Krieg zu entzünden strebte, wurde ihre Aufgabe dadurch erleichtert, daß aus vergangenen Kriegen noch Haßgefühle und Rachewünsche vorhanden waren, zu deren Neuentzündung es nur einer geschickten Propaganda bedurfte. In eben derselben Weise wird es eine unglückliche Folge des französischen Ruhreinfalls sein, daß er neuen Haß und neue Rachewünsche in vielen Angehörigen des deutschen Volkes erzeugen wird. Ein besonderer Zug der gegenwärtigen Situation ist es, daß das Territorium gerade des deutschen Volkes überfallen wird, dessen Masse, wie ich sicher glaube, die Unvernunft ihres früheren Militarismus verstehen gelernt hat und nach Frieden hungert, und daß andererseits die Überfallenden Franzosen sind, die den Krieg und all seine Begleitumstände ebenso verabscheuen.

Es besteht aber die Tatsache, daß Deutschland seinen Reparationszahlungspflichten nicht genügt hat; und daß die Reparationskommission, die aus vier Mitgliedern besteht, mit drei Stimmen den Verzug als absichtlich und vorsätzlich charakterisiert hat. Das vierte (englische) Mitglied enthielt sich der Stimme.

Durch den Friedensvertrag verpflichtete sich Deutschland, 2 Millionen Tonnen Kohlen pro Monat zu liefern. Bis zum Juli 1920 gelang es den Alliierten nur, 900 000 Tonnen Kohlen pro Monat zu erhalten. Bei der Konferenz von Spaa erklärte Herr Stinnes, unterstützt von einem Delegierten der Bergarbeitergewerkschaft, es sei physisch unmöglich, mehr als 1,1 Millionen Tonnen pro Monat zu liefern. Daraufhin erließen die Alliierten ein Ultimatum, in dem unter Androhung der Ruhrbesetzung 2 Millionen Tonnen pro Monat gefordert wurden. Sofort verschwand die physische Unmöglichkeit und die 2 Millionen Tonnen pro Monat wurden geliefert. Während 1922 ergaben sich jedoch aufs neue Rückstände. 1922 verlangten Frankreich, Belgien, Italien und England ferner eine gewisse Menge Holz. Im Dezember stellte man fest, daß nur zwischen 14 und 54 % dieser Anforderung befriedigt worden war, obwohl mehr als 30 % der deutschen Wälder entweder kommunales oder Regierungseigentum sind, und die Menge ihrer Erzeugung im Jahre 1913 elfmal höher war als die von den Alliierten geforderten Quantitäten. Ähnliche Drückebergereien wurden selbst in kleineren Angelegenheiten versucht. 1921 verlangte Belgien 4500 Tonnen Kartoffeln, aber nur 412 Tonnen wurden geliefert. 1922 reduzierte man die Forderung auf 1000 Tonnen, nun wurden nur 173 Tonnen geliefert.

Denselben Mangel an gutem Willen hat Deutschland auch in finanziellen Angelegenheiten gezeigt. Im Jahre 1922 unternahm man die Durch-

führung einer inneren Zwangsanleihe. Diese Anleihe hätte zu dem im vorigen Jahre gültigen Satze den Gegenwert von ungefähr 666 Millionen Goldmark ergeben sollen. Aber die Eintreibung der Anleihe wurde so langsam und unwirksam durchgeführt, daß nur ungefähr ein Zehntel jener Summe realisiert wurde. Deutschland gestattete gerade seinen größten Unternehmern Zahlungsverzögerungen und Drückebergereien in bezug auf die Steuer. Es hat zu dem Niederbruch seiner Währung und zur Zerstörung seines Kredites selbst beigetragen. In bezug auf die Ausgaben hat Deutschland seine Versprechungen an die Alliierten mißachtet. Zum Beispiel hat es sich verpflichtet, keine vom Reichstag ungenehmigte Ausgabe zu machen, ohne vorher das alliierte Garantiekomitee zu benachrichtigen. Nichtsdestoweniger hat es 31 Milliarden Papiermark ohne Autorisation und ohne Benachrichtigung an gewisse Rheeder bezahlt. Die deutsche Bevölkerung, speziell die reiche Bevölkerung, ist keineswegs so besteuert, wie es die Umstände erfordern, nicht einmal so, wie das britische Volk zur Abtragung der Kriegskosten tatsächlich besteuert ist.

Ich glaube nicht, daß das deutsche Volk in bezug auf seine Zivilisation oder in irgend einem fundamentalen Sinne von anderen Völkern unterschieden ist. Die Masse der Deutschen besteht aus Vätern, Müttern und Kindern von fast gleichem Typ wie die Bevölkerung Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. Ihre Sorge gilt vor allem dem Erwerbe ihres Lebensunterhaltes und einer anständigen Familienführung. Sie sind keineswegs von irgendwelchen hunnischen Instinkten besessen, die es ihnen unmöglich machten, sich von Komplotten gegen den Frieden und die Ordnung der Welt zurückzuhalten. Aber offensichtlich ist es wahr, daß das deutsche Volk, als Folge der Erziehung, die es durch das militärische System von Kindheit an empfing, von großem Respekt vor Macht und Kraft und von Verachtung für Schwache erfüllt ist. Als darum die allierten Regierungen vor der Frage standen, welche Maßnahmen sie ergreifen sollten, wenn Deutschland sich weigern würde, seinen Verpflichtungen nachzukommen, mußten sie der deutschen Psychologie Rechnung tragen, — dieser Psychologie, die unzweifelhaft noch existiert und die vielleicht noch so lange existieren wird, bis eine neue Generation in Deutschland aufgewachsen ist. Die alliierten Regierungen mußten nachgeben oder sie mußten energische Schritte unternehmen. Die Abstandnahme von drastischen Maßnahmen würde vom deutschen Volk als Schwäche gedeutet worden sein, und die trotzige Haltung der deutschen Regierung hätte sich verstärkt. Mir ist es ganz klar, daß, wenn ausreichende Zusicherungen mit ausreichenden Sicherungen fehlten, nur eine Maßnahme überhaupt in Betracht kam, und diese Maßnahme war die Ruhrokkupation.

2.

PIERREPONT B. NOYES,
vormals amerikanischer Vertreter in der Rheinlandkommission.

Zwei entscheidende Faktoren haben meiner Ansicht nach zur gegenwärtigen Situation geführt, — Faktoren, die, wenn sie verstanden werden, auch viele sonst unverständliche, zukünftige Entwicklungen klären werden. Erstens: die Kriegsentschädigung Deutschlands ist seinerzeit unermeßlich viel höher angesetzt worden, als irgendein Land von Deutschlands Größe je zahlen könnte. Zweitens: Frankreich weiß das, Frankreich hat es immer gewußt; es hat vorsätzlich eine Zahl erzwungen, die zu deutschen

Verfehlungen führen mußte. In jedem Augenblick seit dem Jahre 1920 war Frankreichs politische Macht in den Händen von Männern, die die Zerstörung Deutschlands als unendlich viel wichtiger betrachteten als den Erhalt von Reparationen. Die unmögliche Entschädigung wurde ebenso wie die riesige Armee für den Tag unterhalten, an dem man gegen die anderen, protestierenden Alliierten mit Sicherheit gleichgültig sein und den sorgfältig vorbereiteten Ruhrfeldzug würde beginnen können.

Zunächst ein Wort über die Reparationen. Ich möchte die Angelegenheit aus einem sehr einfachen Gesichtswinkel betrachten. Im Jahre 1871 betrug das Nationalvermögen Frankreichs nach der Schätzung eines französischen Kabinettsmitglieds ungefähr 125 Milliarden Franken. Deutschland verlangte von Frankreich eine Entschädigung von 5 Milliarden Franken, 4 % des französischen Nationalvermögens. Die beste Schätzung, die ich über Deutschlands Nationalvermögen im Jahre 1914 erhalten kann, schwankt zwischen 300 und 360 Milliarden Goldmark. Nach dem Kriege sind 300 Milliarden sicherlich schon sehr weitgehend angesetzt. Die Entschädigung, die Deutschland im Jahre 1920 demgegenüber auferlegt wurde, betrug annähernd 240 Milliarden Goldmark — 75% des gesamten Volksvermögens. Und das hochgelobte, barmherzige Londoner Kompromiß vom Jahre 1921 verlangt noch immer 132 Milliarden Goldmark, — 43 % von Deutschlands Gesamtvermögen. Im Jahre 1871 wurden die 4 % als Verbrechen eines verrückt gewordenen Siegers betrachtet. Trotzdem hat man in den letzten drei Jahren die Darstellungen der französischen Propaganda wiederholt, die da behauptet, daß Deutschland die 75 % bzw. 43 % seines Gesamtvermögens sehr leicht zahlen könne, vorausgesetzt, daß es nur wolle.

Das ist aber noch nicht alles. Zahlen, die dem französischen Parlament im Jahre 1872 vorgelegt wurden, beweisen, daß sich die Gesamtkosten des Krieges für Frankreich auf weniger als 6 % seines Nationalvermögens beliefen. Der Weltkrieg dagegen kostete Deutschland zwischen 30 und 40 % seines Vermögens. Und trotz dieser Konstellation würde Frankreich in den Jahren 1871—73 die Entschädigung nicht haben zahlen können, wenn es nicht Kredit besessen hätte, der in jeder Weise von den Neutralen und sogar von Deutschland selbst unterstützt würde. Andererseits hat die Politik der Alliierten vom ersten Tage des Waffenstillstands darauf abgezielt, den Kredit Deutschlands in der Welt zu zerstören.

Will angesichts solcher Zahlen irgend ein vernünftiger Mensch behaupten, daß Deutschland einen wesentlichen Teil der von Frankreich verlangten Reparationen zu zahlen vermöge, oder daß es auch nur eine schwache Hoffnung darauf besitzen könne, sich von den Lasten durch Zahlung zu befreien?

Meine Anklage, daß Frankreich die Verfehlung Deutschlands tatsächlich gewünscht habe, stützt sich übrigens nicht einmal nur auf so einfache und überzeugende Beweise wie diese. Vor Festsetzung der Entschädigung im Mai 1920 wurde die Drohung mit dem Ruhreinfall immer auf Verfehlungen in bezug auf die Kohlenlieferungen gegründet. Es war in diesem Zusammenhang, daß ich sehr schlagende Beweise von den wahren Zielen M. Poincarés und der französischen Militaristen erhielt. Ich wurde von der Reparationskommission zu der Zeit, in der eine deutsche Delegation nach Paris zitiert worden war, um einen Plan für große Kohlenlieferungen an Frankreich zu besprechen, als einer der Kohlensachverständigen designiert. Als Präsident der interalliierten Kohlenkommission für das besetzte

Deutschland hatte ich Zahlen vorbereitet, die bewiesen, daß Deutschland, ohne seine eigene Industrie zu ruinieren, 1¼ Million Tonnen im Monat liefern könne. Ich drang in unser Kommissionsmitglied, darauf zu bestehen, daß auch die Menge Kohle, die Frankreich überhaupt transportieren könne, zur Diskussion gestellt werde; denn ich war sicher, daß man zu einem Ergebnis mit den Deutschen kommen könne, das den Franzosen mehr Kohle gewähren würde, als sie überhaupt zu befördern vermöchten. Aber M. Poincaré gestattete nicht einmal, diese Angelegenheit zu diskutieren; er betrachtete einen deutschen Verzug in den Kohlenlieferungen offenbar als größeres Wertstück, denn mehr Kohle selbst.

All diese Dinge zusammengenommen haben mich davon überzeugt, daß der Erhalt deutscher Entschädigungen in den Plänen der militärischen Aktivisten schon seit langem nur noch eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Aus dieser Überzeugung heraus habe ich vor mehr als zwei Jahren vorausgesagt, daß M. Poincaré Premierminister werden müsse. Ich sagte voraus, daß die französische Armee ins Ruhrgebiet vormarschieren würde, denn dies Gebiet ist aufs evidenteste der strategische Ausgangspunkt für eine Militärexpedition gegen Deutschland und Europa. Ich sagte diese Dinge nicht voraus als bloße Einzelfälle, sondern als unbremsbare Schritte in einer nationalistischen Kampagne, deren Endziel die Militärherrschaft über Europa ist.

Für die Zukunft sind nur zwei Dinge gewiß: Deutschland kann keinen organisierten, bewaffneten Widerstand leisten, und das französische Unternehmen kann nur zu einem Ende führen: zu Elend und Unglück sowohl für Frankreich als auch für Deutschland, — und in weiterer Entwicklung für die ganze Welt.

3.

A. AULARD, Professor d. Geschichte an der Sorbonne, Paris.

Während die Ruhrbesetzung, die mit Recht als in die Interessensphäre der ganzen Welt fallend betrachtet wird, vollzogen wird, muß die Haltung des französischen Volkes, die nicht leicht zu verstehen ist, Interesse erwecken. Die großen Pariser Zeitungen, die im Auslande am meisten gelesen werden, vermitteln irreführende Eindrücke. Der „Temps", der „Matin", das „Journal", der „Petit Parisien", das „Echo de Paris" und andere unterschieben der Gesamtheit des Volkes Gefühle, die in Wirklichkeit nur von der Regierung gehegt werden; und man muß sich vor Augen halten, daß diese Regierung aus einer Kammer hervorgegangen ist, die, unmittelbar nach dem Kriege und in den Tagen des Bolschewikenschrecks gewählt, schon heute nicht mehr die Volksmehrheit repräsentiert.

Obwohl die Franzosen, wenn sie sich der Tatsache gegenübersehen, daß Deutschland noch nichts Nennenswertes für die Wiederherstellung der französischen Ruinen getan hat, grausame Enttäuschung empfinden, zu Zeiten vielleicht sogar Verzweiflung, wäre es doch falsch, anzunehmen, diese Entäuschung und Entmutigung habe sie durchweg mit Haß erfüllt. Sie sind enttäuscht und sind entmutigt, aber von Haß gegen den Gegner von gestern kann bei der Bevölkerung keine Rede sein. Das trifft nicht nur, wie Ausländer zuweilen glauben, auf die Wenigen zu, die, wie ich selbst, der linken und pazifistischen Gruppe angehören. Gewiß gaben wir

„demokratischen Republikaner", ob sozialistisch oder nicht, das Signal zur Beendigung des Hasses. Es war die Rechte, es waren die Konservativen, die „Gemäßigten", die nach dem Kriege noch bestrebt waren, den Haß zu verewigen und zu unterhalten. Sie beherrschen die großen Pariser Zeitungen, darum hat man es als selbstverständlich erachtet, daß sie auch im Namen des französischen Volkes sprechen. Tatsächlich aber spricht die Pariser Presse nur im Namen gewisser großer Wirtschaftsinteressen. Die Zeitungen von Lyon, Marseille, Toulouse, Bordeaux und Nantes sind viel vertrauenswürdigere Interpreten der Meinungen und Gefühle des republikanischen Frankreich. Indessen haben während der letzten Jahre sogar die nationalistischen Zeitungen minder häufig an den Deutschenhaß appelliert. Dies beweist, daß ihre Leser weniger tobsüchtig sind und daß der Gedanke einer Zusammenarbeit zwischen beiden Völkern in der öffentlichen Meinung einige Fortschritte gemacht hat.

Der Puls der Öffentlichkeit kann in Frankreich am besten im Theater gefühlt werden, denn es ist die Bühne, auf der Empfindungen am offensten ausgedrückt zu werden vermögen. Das Bühnenwerk nun, das den größten Erfolg hatte, ist ein Drama von François de Curel: „La Terre inhumaine" Das Thema ist eine Spionengeschichte aus dem Kriege. Die Rolle des Spions ist undankbar, und gewöhnlich ist der Spion auf der Bühne ein Feind, also ein Deutscher. In Mr. de Curels Stück ist der Spion ein Franzose. Und welch ein Spion! Er ermordet kalten Blutes einen lothringischen Bauern (also einen Franzosen), dessen einziges Verbrechen darin besteht, daß er den Spion zufällig sieht und wiedererkennt. Dieser Spion trifft, während er sich bei einem lothringischen Landwirt verbirgt, eine deutsche Prinzessin. Und alle Glorie des Stückes ist auf die Rolle dieser Prinzessin konzentriert. Glauben Sie aber, daß die Zuhörer protestierten? Keineswegs, sie applaudieren mit stürmischem Enthusiasmus. Selbst die nationalistischen Zeitungen versicherten, daß de Curels Drama ein Meisterwerk sei. Und die Zuhörerschaft wiederum rekrutiert sich doch mit nichten aus dem linken oder demokratischen Lager. Sie besteht zum großen Teil aus „guter Gesellschaft", aus Abonnenten der nationalistischen Blätter. Das alles, so unscheinbar es anmuten mag, ist, tiefer gesehen, doch von Wichtigkeit. Das französische Volk hegt absolut keinen unversöhnlichen Haß gegen Deutschland, und die Kollaboration der beiden Völker, — diese wahre Grundlage des Weltfriedens! — kann organisiert werden, wenn einmal für dies furchtbare und verflochtene Problem der Reparation eine Lösung gefunden worden ist.

Kann diese Lösung aber durch die Besetzung des Ruhrgebiets erfolgen? Die politischen Parteien der Rechten glauben es, mindestens behaupten sie, es zu glauben. Ihr wütendstes Organ, die „Action Française", brüllt es Tag für Tag in die Welt. Und es ist ihr Druck gewesen, der M. Poincaré dazu bestimmte, sich auf das Abenteuer einzulassen, nicht irgendwelchen Gefühle des Hasses gegen Deutschland auf seiten des französischen Publikums. Das Ruhrabenteuer ist das Werk einer reaktionären Minderheit, die zufällig die Zügel der Macht in Händen hält, und die, als Herr der großen Tageszeitungen, einen Teil des Volkes glauben gemacht hat, daß eine Zurschaustellung von energischer Gewalttätigkeit das Deutsche Reich zum Zahlen zwingen werde.

4.

VON EINEM AUSLANDDEUTSCHEN

EINDRÜCKE VON DEUTSCHLAND

Im vergangenen Sommer und Herbst lebte ich eine Zeitlang in München und wurde dort Abonnent und aufmerksamer Leser der „Münchner Neuesten Nachrichten". Ich traute meinen Augen kaum, als ich dieses Blatt täglich in die Hand bekam; es hat sich von Grund auf geändert und ist eines der wüstesten deutschnationalen Schimpfblätter geworden. Den verstorbenen Besitzer der „M. N. N.", Georg Hirth, hatte ich sehr gut gekannt. Er war einer der eindrucksvollsten Vollmenschen, die mir im Leben begegnet sind; um sein Blatt kümmerte er sich in seinen letzten Lebensjahren als angehender Siebziger wohl kaum mehr. Doch wußte jeder Redakteur, daß er bei Georg Hirth war und daß das Blatt sich unbedingt anständig halten müsse, daß eine absichtliche Unwahrheit niemals in den „M. N. N." stehen durfte und daß bei aller unzweifelhaft nationalen Gesinnung Hirths ein Zweifel am Liberalismus der Zeitung nicht entstehen konnte. Ich konnte mir nicht erklären, was mit dem Blatte geschehen war, erst viel später hörte ich, daß Stinnes das Blatt gekauft habe. Nach einer Version Stinnes selbst, nach einer der andern deutschen Großindustriellen der „Vera"-Gruppe, unter Beteiligung von Stinnes. Das Blatt behielt einen großen Teil seiner alten Redakteure, nannte sich wie bisher demokratisch, es ist aber angesichts seines Inhaltes kein Zweifel daran möglich, daß es die politischen Wünsche der nationalistischen Schwerindustrie vertritt.

Das Publikum und vor allem die Journalistik selbst ist leicht geneigt, die politische Wirkung der liberalen Presse zu unterschätzen. Es besteht ein auffallendes Mißverhältnis zwischen den Leserzahlen der demokratischen Presse und den Wählerziffern der demokratischen Partei. Offenbar liest das Publikum die journalistisch mit einem gewissen materiellen und geistigen Aufwand hergestellte linksbürgerliche Presse gern, aber mit einem politischen Vorbehalt. Nicht ganz mit Unrecht. Diese Art Zeitungen hat ihre Mängel, wenngleich sie im ganzen eher besser ist als die Presse der anderen Parteien. Aber in dem Fall Bayerns zeigt sich klar, daß einem Lande ein Stück Gehirn oder Rückenmark fehlt, wenn ihm die Linkspresse plötzlich exstirpiert wird. (Auch der „Fränkische Kurier" in Nürnberg und andere Lokalblätter sind zum Nationalismus übergegangen; fast die ganze bayrische Prese einschließlich der sozialdemokratischen bezieht einen Großteil ihrer Telegramme von der stark tendenziösen „Telegraphen-Union", die an Stinnes übergegangen ist.) Wenn in einem Lande die demokratische Presse nationalistisch wird, so liegt es auf der Hand, daß die ursprünglich nationalistische Presse geradezu tollhäuslerisch toben muß, um sich überhaupt noch zu unterscheiden und um sich behaupten zu können. Es etabliert sich ein Konkurrenzwettlauf im Chauvinismus, alles gerät in Unordnung, auf die Gehirne der armen Leser wird ein Trommelfeuer von Entstellungen und direkten Unwahrheiten losgelassen, bis das ganze Volk krank ist. Dies ist der Zustand Bayerns seit dem Verkauf der „M. N. N.". Viele führen den bayrischen Nationalismus auf die Anwesenheit Ludendorffs in München zurück, viele auf den österreichischen Tapezierergehilfen Hitler, viele auf die Nachwirkung der Exzesse der Kommunisten unter Eisner. An alledem mag ein Tröpfchen Wahrheit sein. Aber ohne den Übergang der großen Presse ins Lager der Rechten hätten diese Kräfte niemals auch nur annähernd so stark wirken können. Über die Folgen der bayrischen Brutalitäten gegen Fremde für ganz Deutschland geben sich nur wenig Leute Rechenschaft. Nach Frankreich erhält ein Reichsdeutscher nur in seltenen Fällen ein Paß-

visum, nach Belgien, England nur unter den größten Schwierigkeiten, immer unter Berufung auf die Heldentaten der Münchner Polizei, die auf die Fremden in den Hotels förmliche Hetzjagden veranstaltet. In Amerika erschienen Boykottartikel, in denen vor Reisen nach Bayern gewarnt wurde, ebenso in den skandinavischen Staaten. In der Tschechoslowakei wurden vor kurzem an 100 000 Reichsdeutsche ausgewiesen, darunter Fabriksdirektoren, Ingenieure in langjährigen Stellungen, alles unter Berufung auf die Brutalität Bayerns gegen fremde Staatsbürger. Man kann sagen, daß die Erbitterung in Frankreich, die den Opportunisten Poincaré gegen seinen Willen zur Ruhrokkupation verleitete, ohne die fortwährende Berufung auf die Presse der Schwerindustrie nicht den gegenwärtigen Grad hätte erreichen können.

In der gesamten westlichen Presse wird der gegenwärtige Reichskanzler Cuno als ein Gefangener der Schwerindustrie bezeichnet. In dieser Allgemeinheit sicherlich mit Unrecht. Er wird hingestellt als ein wunderschöner Mensch mit weißer Haut, roten Wangen, blauen Augen und blondem Haar, mit einer schönen deklamatorischen Begabung, mit der er die Reden vorträgt, die ihm Becker und Helfferich, die Agenten der Hüttenkonzerne, soufflieren. Für den genaueren Beobachter ist es klar, daß Cuno seine eigene Meinung hat, die sich allerdings nicht sehr stark von der der Stahlbarone unterscheidet, doch aber unabhängig ist und ihm hier und da schon den Tadel der Rechten zugezogen hat. Die französische Presse, aber auch ein großer Teil der wirklich neutralen Presse, identifiziert ihn vollständig mit den Schwerindustriellen, der Berliner Korrespondent des „Daily Telegraph" schreibt seinem Blatte konsequent: „Cuno and his master Stinnes"; von London aus geht diese Charakteristik in die amerikanische Presse überhaupt auf die ganze andere Seite der Erdkugel über. Wenngleich diese Art der Pauschalverdächtigung ungerecht ist, so muß man doch sagen, daß infolge der Eigenart der deutschen Paßverhältnisse der Westen besser über die wirklichen Herrscher von Deutschland unterrichtet ist als Deutschland selbst, in mancher Beziehung besser als der Reichskanzler Cuno. Der gegenwärtige Reichskanzler ist ein echtbürtiger Sohn Germaniens, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Was ihm im Ausland als Schlauheit oder Vermessenheit angerechnet wird, ist ohne Zweifel echte Naivität, wie sie dem theoretisierenden, ideal angehauchten Deutschen eigen ist. Cuno ist tief innerlich von seiner Misson durchdrungen, der Retter Deutschlands gegen Unrecht und Gewalt sein zu müssen. Wenn er zu der Aufführung des „Tell" geht und der Pathetik Schillers applaudiert, so träumt er davon, durch einen gutgezielten Angriff gegen den Tyrannen Deutschland wieder frei und unabhängig zu machen.

Kürzlich hat sich der Pariser „Temps" über die Tellaufführungen in Gegenwart der Regierenden lustig gemacht und gemeint, die Ideale Schillers mit dem Hintergrund des Ministeriums der Schwerindustrie seien furchtbar komisch. Indem er — was alle feindlichen Blätter Tag für Tag wiederholen — darauf hinwies, daß die gegenwärtigen Beherrscher Deutschlands durch ihre Markbaissespekulationen auf dem Rücken des deutschen Mittelstandes und auf Kosten der Arbeiter und kleinen Sparer Milliarden aufgehäuft hätten, zitierte er gewisse Stellen aus dem letzten Akt des „Tell", in denen dieser den Mörder Parracides verflucht („Ich hebe meine reinen Hände zum Himmel") und bemerkt dazu, die herrschenden Klassen von Deutschland hätten keine reine Hände, sondern seien Mörder ihres eigenen Volkes. Demgegenüber ist zu bemerken, daß der „Temps" ein von der eigenen und von fremden Regierungen bekanntermaßen ausgehaltenes Blatt

ist und daß er also alle Ursache hat, nicht so viel von reinen Händen zu sprechen. An der Korruption des „Temps“ und der französischen Presse ist allerdings das Versöhnende, daß jeder Leser weiß, daß die Blätter käuflich sind, während in Deutschland das Lesepublikum keine Ahnung davon hat, wie viel Zeitungen teils durch Kauf teils durch Bedrohung zur Übergabe gezwungen worden sind und wie viele andere, vielleicht neun Zehntel aller Zeitungen, von gekauften Nachrichtenagenturen verlogene Depeschen übernehmen müssen.

Die Vergleiche mit Schillers unkomplizierten Gestalten hinken natürlich alle ein bißchen. Wir leben doch in einer anderen Welt als in der des großen Klassikers. Wenn ein tüchtiger Regisseur jetzt zum Beispiel Ibsens „Wildente“ herausbringen würde, so würde das Publikum sich vor Lachen schütteln bei den Anspielungen auf aktuelle Vorgänge der jüngsten Zeit. Wie man sich wohl erinnert, läuft in Ibsens Stück ein Mann umher, Gregers Werle, der alle Türen mit seiner „idealen Forderung“ einrennt, ferner ein anderer, Hjalmer Ekdal, der fortwährend davon spricht, daß er Schulden, die ihn drücken, ganz bestimmt bezahlen werde, heute, nein, morgen, nein, übermorgen und so weiter. Er brütet über einer geheimen Erfindung, einem geheimen Reparationsplan. Er kann darüber keiner Menschenseele etwas verraten. Die „ideale Forderung“ hat er von Gregers Werle übernommen. Im Wesen besteht sie darin, daß die Umwelt ungerecht ist und daß durch irgendein Wunder ohne Arbeit und ohne Leiden plötzlich alle Schulden bezahlt sein werden. Von der „idealen Forderung“ heißt es auf eine Frage der kleinen Ekdal: Ist das eine Art Krankheit? Darauf antwortet Dr. Relling: O ja; es ist eine N a t i o n a l k r a n k h e i t. An einer andern Stelle sagt derselbe Doktor Relling zu Gregers Werle: Sie sind wieder einmal in eine Häuslerstube getreten mit Ihrer idealen Forderung. H i e r i m H a u s e w o h n e n k e i n e s o l v e n t e n L e u t e . . . Ach, das Leben könnte ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen famosen Gläubigern, die uns armen Leuten das Haus einlaufen mit ihrer idealen Forderung.

Natürlich geht die Beschreibung der „idealen Forderung“ nicht nur auf deutsche Rechthaber, sondern vielleicht noch besser auf die französischen Shylocks. Manche Züge allerdings weisen darauf hin, daß Ibsen an germanische Ideale gedacht hat. Hjalmar Ekdal wird geschildert: weiß und rosig, ein schöner blonder Mensch und guter Deklamierer fremder Ideen, ein bißchen flachköpfig mit allerhand liebenswürdigen Talentchen. Gregers beruft sich dem Arzt und Raisonneur des Stückes Dr. Relling gegenüber darauf, daß Hjalmars Vater, der alte Ekdal, so große Stücke von dem begabten Sohn mit den schönen Idealen gehalten hat. Darauf sagt Dr. Relling: Der alte Ekdal ist aber auch das größte Rindvieh! Diese Wendung ist ganz unibsenisch, zeigt aber, wie der norwegische Dramatiker diesen Typus gehaßt und verachtet hat.

Wenn man von der Fremde aus Deutschland beobachtet, so erscheint es einem vollkommen rätselhaft, wohin die deutschen Politiker eigentlich steuern und was mit mit einer Haltung, die ihnen so ungeheure Opfer auferlegt, eigentlich bezwecken. Wahrscheinlich wissen wir nicht, was eigentlich vorgeht oder es geschieht ein Wunder, und die Männer, die sich in ihren öffentlichen Reden als kümmerliche Halb-Begabungen längst erwiesen zu haben scheinen, haben wirklich insgeheim einen großartigen Gedanken, der Deutschland aus seiner Erniedrigung erretten wird. Die aufopfernde Haltung des deutschen Volkes würde es verdienen, daß seine stillen Heldentaten nicht wieder vergeblich gewesen sind.

Den Ruhm der Sarah Bernhard habe ich, wenn ich im Theater saß, nie begriffen. Freilich habe ich sie vor etwa fünfundzwanzig Jahren zum ersten Mal gesehen und damals war sie schon eine fünfundfünfzigjährige Frau. Ihr Gesicht hager und staubig, ihre Hakennase hart und eigensinnig, ihr Auge klein und stechend, der berühmte Haarwuschel, der über die spitze Stirn hing, verfärbt und glanzlos. Und die Stimme, die berühmte Stimme? Ich habe keine Erinnerung an sie. Einmal hörte ich die Sarah und die Duse in einer Woche, beide als Kameliendame. Die Melodie des Rufes „Armando, Armando, Armando" der Duse wird mir im Ohr klingen, wenn ich taub und blind sein werde. Wie klang der Ruf der Sarah nach dem ersehnten Armand? Ich weiß es nicht mehr, nichts ist davon übrig geblieben. Wenn die Duse die papierenen Kamelien in die Hände nahm, dann lebten die weißen Blüten an einem klopfenden Herzen. In den knöchernen Händen der Sarah wurden lebendige Kamelien leinern und steif. Ich hörte sie in L'aiglon, und es schnarrte ein französisches Grammophon in mein Ohr. Da hatte sie ihren dürftigen Körper in ein Militärkostüm gesteckt und die Unsinnlichkeit und Trockenheit ihres greisenhaften Leibes wirkte gespenstisch. Dann erinnere ich mich, sie als Phädra Racine'sche Verse herunterrollen gehört zu haben. Es war als hätte eine Gipsmaske Stimme bekommen. Immer wieder drängte sich der Eindruck des Gespenstischen vor. Etwas Grausiges, Lebloses, Entsetzlich-Unsterbliches sprach aus diesem angeweißten Gesicht.

Dennoch war sie damals, vor fünfundzwanzig Jahren, die berühmteste Schauspielerin Europas. Sie trat in London, in New York, in Rio de Janairo, in Stockholm, in Wien auf. Sie besaß ein großes Theater in Paris, und sie spielte auf dem Instrument der internationalen Presse wie keine Zweite. Sie wußte, daß der Zeitungsruhm alljährlich mit frischen Enten genährt werden muß, und sie verstand es, dieses Geflügel in die Welt zu setzen. Nicht das vaterländische Getue war ihre schlimmste Reklame, dieser gallische Schrei klang zuweilen auch für französische Ohren zu schrill. Den widerwärtigsten Lärm veranstaltete sie bei Lebzeiten mit ihrem hageren Leibe. Sie legte sich in einen mit weißer Seide ausgeschlagenen Sarg, den Kopf auf ein Kissen, das mit vergilbten Liebesbriefen vollgestopft war, und in diesem Zustand ließ sich die alte Person für die Zeitungen photographieren.

Aber sie ist erst im späten Alter auf die widerwärtigsten Reklametricks verfallen. Als sie noch im besten Mannesalter stand, da hat sie sehr kluge Regeln zur Technik des Ruhmes aufgestellt. Den Arm-Seligen, denen Ruhm, Zeitungsruhm, Großstadtruhm, historischer Ruhm wichtig scheint, werden diese zehn Gebote von Nutzen sein. In diesen zehn Sätzen hat die Vielerfahrene den Dekalog der Carrièristin niedergeschrieben:

Das erste Gebot der Sarah hieß: „Du sollst ein hauptsächliches Interesse haben, das dein Leben ausfüllt." Das ist beinahe Weisheit. Für den großen Erfolg ist vor allem Spezialisierung nötig. Keine Vielheit der Talente an sich dulden, sich beschneiden, sich fürs Leben zurechtstutzen, nicht nach vielen Richtungen dilletieren. Selbst Helfferich hat ja sein Talent als dramatischer Dichter unterdrückt, bevor er sich zu seiner Lebensaufgabe, Deutschland finanziell zu deroutieren, endgültig entschloß.

Zweites Gebot, das erste ergänzend: „Du sollst Nebeninteressen haben, die dich vor Einseitigkeit bewahren." Im engeren Fall der Schauspielerin heißt das: Du darfst einen Freund oder einen Gatten oder ein Kind oder eine Puppensammlung oder ein Briefmarkenalbum haben. Du darfst diese Raritäten sammeln; solche Nebeninteressen können für dein Hauptinteresse gelegentlich von Nutzen sein.

Drittes Gebot: „Du sollst entscheiden, was in deinem Leben wesentlich ist, und dich darauf konzentrieren . . ." Für den Fall der echten Schauspielerin gibt die Bühne das Lebensgesetz. Geliebter, Freund, Kind, Kleider, Tennis, Tanzen, mit einem Wort: jeder Sport ist nur von sekundärer Wichtigkeit.

Viertes Gebot: „Du sollst entscheiden, was in deinem Leben unwesentlich ist und das Wesentliche sollst du ausschalten können." In Berlin würde man sagen: Keine Gemütskisten! Ist deine Laufbahn dir das Wichtigste — nun, dann mußt du laufen und entlaufen können. Auf eine verkaufte Nacht, auf einen geopferten Kameraden darf es dir nicht ankommen.

Fünftes Gebot: „Du sollst an allen Dingen ein augenblickliches Interesse haben, aber dieses Interesse darf nicht zu tiefe Wurzeln fassen." Hier steigt die Meisterin des Zeitungsruhms in ihre eigene Tiefe. Hier ist sie beinahe nackt. Der von seiner Karriere Besessene darf sich nur den ihm wesentlichen Dingen und Menschen widmen, aber diese Besessenheit würde, wenn sie unbekleidet vors Publikum aufträte, abstoßend wirken. Also: Tue als ob dich auch andere Dinge neben deinen eigenen interessierten, nicke den Dingen freundlich zu, klopfe den jungen Talenten wohlwollend auf die Backe, begönnere die kommende Generation, markiere den Objektiven. Aber lasse um Gottes, will sagen: um deinetwillen, kein Interesse tiefere Wurzeln fassen!

Die nächsten drei Gebote des Sarah'schen Dekalogs sind kluge diätetische Ratschläge. Sechstens: „Du sollst essen, was dir gefällt und wann es dir paßt, aber du sollst aufstehn, ehe du genug hast." Die Sarah war die Erste, die auf der Bühne den Mut zur Magerkeit hatte. Es war, wie man aus diesem Gebot sieht, keine natürliche Magerkeit, sondern eine abgerungene. Vielleicht fehlte deshalb der Magerkeit der Sarah jeder Reiz. Sie war dürr aus Askese, nicht schlank aus Kräfteverbrauch.

Das siebente Gebot bekräftigt ihre wahrscheinlich jüdische Abstammung: „Du sollst viel Wasser und Fruchtsäfte trinken." Von

Wein, von Sekt war nicht die Rede. Die Karrièristin ist immer nüchtern!

Achtes Gebot: „Du sollst schlafen, wann und wo du müde bist." Und neuntes Gebot: „Gönne dir viele Male am Tage Ruhepausen — diese kleinen Erholungen verlängern dein Leben." So wird man achtzig Jahre.

Ihr letztes Gebot, das zehnte, war eine Banalität: „Du sollst Deinen Beruf als Vergnügen, nicht als Strafarbeit empfinden." Dies läßt sich, wenn man schon über dem Berge ist, leicht raten. Der Aufstieg all der wild auf ein Ziel gerichteten Carrièristen ist ohne sauere Arbeit, ohne einen sehr guten Magen und ohne ein robustes Talent zur schnellen Vergeßlichkeit nicht möglich. Ob diese zähe Energie Sarah Bernhardt oder Maria Orska heißt, der erste Weg ist immer steinig, und es gehört die ganze instinktive Besessenheit der Ruhmsüchtigen dazu, um nicht auszureißen, sondern, die Zähne zusammen, den Ekel zu verbeißen und den gewählten Weg bis ans Ende zu steigen.

Und was bleibt am Ende? „Leben wird zu Kunst verpfuscht, und die Kunst wird zum Geschäfte." Der Satz steht in dem Buch eines großen, nordischen Dichters, der eines Tages aus diesem dummen Rummel der Eitelkeiten davonlief. Die Sarah aber ist von ihrem Druckerschwärze-Wahnsinn noch bis in ihr Greisenalter verfolgt worden. Selbst ihr Tod war schließlich nur mehr ein Ereignis im Dienste der Journale.

Dr. RUDOLF BERNOUILLI

PRÜFT SCHRENCK-NOTZINGS PHÄNOMENE!

An populärer Literatur über Okkultismus ist kein Mangel. Selbstverständlich kann ihr höchstens Kuriosität zugebilligt werden; zwingende Schlüsse über Wirklichkeit oder Täuschung der darin berichteten Beobachtungen ergeben sich nur in den seltensten Fällen. Damit rückt diese ganze Literatur aus dem Bereich einer möglichen Diskussion in die Sphäre des Glaubens oder Nichtglaubens. Schroff und unvermittelt stehen die Meinungen einander gegenüber und jeder Versuch, den eigenen Standpunkt zu begründen, führt zu unerquicklichen Zusammenstößen.

Diese Atmosphäre temperamentvoller Parteinahme hat leider keine Abkühlung erfahren, als seit einer Reihe von Jahren versucht wurde, dem negativen Urteil der beiden wichtigsten Kompilationen von Lehmann und Dessoir einzelne positive Tatsachen auf Grund eigener experimenteller Erfahrungen entgegenzuhalten. Dr. Albert Freiherr von Schrenck-Notzing in München hat sich der undankbaren Aufgabe unterzogen, das dunkle Gebiet nach und nach aus den Konventikeln der Blindgläubigen in das Laboratorium des Psychiaters zu verlegen. Dadurch kam er natürlich zwischen zwei Feuer: Den Gläubigen um jeden Preis war ihr religiöses Orakel zu

einem wissenschaftlichen Versuchsobjekt degradiert, das mit Maßregeln, die geradezu an die Vivisektion erinnern, gequält und schließlich zum Dank dafür als Betrüger angesprochen wurde. Den Skeptikern um jeden Preis paßte die ganze Richtung nicht; ohne sich im einzelnen auf Nachweise einzulassen, hielten sie die gewonnenen Resultate für unwahrscheinlich, mit ihrem Weltbilde unvereinbar und schlossen daraus, daß trotz allem irgendwelche Fehler und Irrtümer, wenn nicht absichtlicher Betrug von Seiten des Experimentators vorliegen müsse.

Zunächst mag das 1890 zum ersten Mal erschienene Werk von Charles Richet erwähnt werden, das Schrenck-Notzing in deutscher Sprache herausgegeben hat, und das 1921 in zweiter Auflage in unverändertem Abdruck erschien: Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Die Schwierigkeit des Experiments auf diesem Gebiete besteht darin, daß einmal die Versuchsperson die in Frage kommende Empfindung ohne Vermittlung der Sinnesorgane nur in beschränktem Maße besitzt, und daß ferner infolge mannigfaltiger Indispositionen Trübungen eintreten. Daß trotzdem, wie Richets Versuchsreihen dartun, die Zahl der gelungenen Versuche die Erwartungen der Wahrscheinlichkeitsrechnungen weit übersteigt, darf als Beweis aufgefaßt werden, daß eine solche Empfindungsmöglichkeit mit Ausschaltung der Sinnesorgane tatsächlich existiert. Oder man müßte eben annehmen, die Statistiken wären verfälscht, die Versuchsberichte gefärbt, übertrieben, das Ganze mehr oder weniger zusammengelogen, dann, aber nur dann, kann behauptet werden, daß es Richet nicht gelungen ist, eine Empfindungsmöglichkeit im angedeuteten Sinne nachzuweisen. Und selbst dann, kann eingewendet werden, wäre es möglich, daß das, was Richet nicht gelang, einem anderen gelingen könnte.

Auf demselben Gebiete bewegen sich die Untersuchungen des Irrenarztes Chowrin, die Schrenck-Notzing 1919 herausgegeben hat: Experimentelle Untersuchungen auf dem Gebiete des räumlichen Hellsehens. Auch hier kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß bei seltenen Personen Sinneseindrücke ohne die Vermittlung der Sinnesorgane empfangen werden können. Durch die Verdoppelung wird die Wahrscheinlichkeit einer solchen Veranlagung entsprechend verstärkt. Die ungeheure Seltenheit geeigneter Versuchspersonen erschwert eine experimentelle Nachprüfung außerordentlich, macht sie sogar in der Regel unmöglich. Aber das dürfte kein Grund sein, die ungewöhnlichen und in der Tat seltsamen psychischen Sonderfälle von vornherein zu leugnen.

Doch wären die beiden angeführten Arbeiten allein noch nicht imstande gewesen, die Gemüter stark aufzuregen. Analoge Versuche waren schon gelegentlich angestellt worden mit ähnlichen Resultaten. Ihr Verlauf ist ja auch keineswegs sensationell, erfordert im Gegenteil Geduld, Kaltblütigkeit und Sorgfalt. Als aber

1913 Schrenck-Notzing sein unwahrscheinliches Werk, die Materialisationsphänomene, veröffentlichte, hat er ins Wespennest gestochen. Daß Gedankenbilder, Träume, Visionen nicht nur dem Denker und Träumer selbst subjektiv sichtbar seien, sondern unter bestimmten Umständen bei besonders veranlagten Personen sich äußerlich sichtbar abzeichnen und damit anderen Personen, ja der photographischen Platte sichtbar werden können, das war zu unerhört, um ohne weiteres für wahr gehalten zu werden. Wer ehrlich war, suchte sofort in den Schrenck-Notzingschen Berichten nach Lücken, wo sich betrügerische Manipulationen verstecken konnten, nach Ungenauigkeiten, Widersprüchen. Fanden sich solche, konnte möglicherweise alles auf die einfachste Weise als Taschenspielerei aufgeklärt werden. Es gab aber auch unehrliche Gegner, die sich nicht die Mühe nahmen, die Protokolle nur auch durchzulesen, die infolgedessen dem Verfasser Meinungen unterschoben, die er nie geäußert hat und die dann das Ganze in Bausch und Bogen für Unsinn erklärten. Damit war natürlich erst recht nichts erreicht. Nur Kritik konnte dem wahren Sachverhalt näher kommen. Der Münchener Arzt Dr. von Gulat-Wellenburg, seine Kollegin Frau von Kemnitz, die Rezensentin des Psychic Magazin in Paris, Miß Barkley, waren die Einzigen, die wirklich nachzuweisen suchten, wo denn eigentlich der Versuchsfehler war, wie die Versuchsperson die Kontrolle täuschen konnte und wie schließlich die Experimentatoren immer wieder in derselben Weise betrogen wurden. Die Presse frohlockte: Die Versuchsperson war als Betrügerin entlarvt. Der Autor als der Betrogene sollte nach vertrauenswürdigen Berichten bereits seinen Irrtum eingestanden haben. Alles war wieder in Ordnung.

Doch im Januar 1914 erschien im Gegenteil Schrenck-Notzings Verteidigungsschrift: Der Kampf um die Materialisationsphänomene, in der er nicht nur seine Berichte in vollem Umfang aufrecht hielt, sondern auch Punkt für Punkt nachwies, daß die Erklärungshypothesen seiner Rezensenten auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhten und das Rätsel der Phänomene keineswegs auf so kindliche Weise gelöst werden konnte. Der Krieg ließ andere Interessen in den Vordergrund treten. Schrencks Verteidigungsschrift wurde kaum beachtet. Der Fall war ja erledigt. Siehe oben!

Inzwischen arbeitete Schrenck-Notzing weiter. 1919 gab er seine Physikalischen Phänomene des Mediumismus heraus, die nachträglich eine Vorstufe zu seinem Werk bildeten. Nun arbeitete er schon nicht mehr allein, sondern Kollegen, Konkurrenten mit und neben ihm. Soeben erschien der zweite Band seiner Materialisationsphaenomene, der alle einschlägigen Arbeiten zu einem vollständigen Kompendium zusammenfaßt. Das Unwahrscheinliche zeigt sich hier: Dieselben Resultate, die er mit seiner ersten Versuchsperson erhalten hatte, traten auch zu Tage, als andere Experimentatoren mit ihr arbeiteten. Mehr als das: Die Versuche blieben nicht auf die

eine Person beschränkt; 3, 4 ähnlich veranlagte Personen konnten aufgestöbert werden; eine davon, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren konnte bewogen werden, sich für eine fortlaufende Reihe von Versuchen zur Verfügung zu stellen. Immer wieder zeigen sich dieselben Erscheinungen: Es ist, als ob Träume, unzusammenhängend, kindisch und spukhaft, wie eben nur Träume sein können, aus dem Bewußtsein des Träumenden heraustreten, Wirklichkeit werden, aber nur für Minuten, und dann mit unbegreiflicher Plötzlichkeit wieder verschwinden. Der ganze Scharfsinn des Experimentators ging zunächst dahin, jede Betrugsmöglichkeit auszuschließen, ohne das Zustandekommen der Phänomene allzusehr zu beeinträchtigen. Und dann heißt es: Beobachten, besser noch: Photographieren. Weil die Beobachtung nicht immer zuverlässig ist, muß das Hauptgewicht auf die Versuchsanordnung und auf die photographischen Resultate gelegt werden. Zeigt die erste keine Lücke, wo ein Betrug einsetzen könnte und läßt die Photographie wirklich geformte Bildungen unbekannter Art erkennen, muß wohl oder übel anerkannt werden, daß wir es hier mit einer der seltsamsten Naturerscheinungen zu tun haben, die je festgestellt worden ist. Man spreche nicht von Glauben oder Zweifel. Man weise nach, wie das Zustandekommen der geschilderten Phänomene geschehen sein könnte unter Zuhilfenahme von Betrug oder in welcher Weise sich die Experimentatoren getäuscht haben könnten. Man erkläre, wie die Spukgestalten auf der photographischen Platte entstanden sind. Notabene alles das unter gewissenhaftester Berücksichtigung der Protokolle! Aber hier kommt nun eben der springende Punkt: Die Protokolle der angestellten Experimente weisen keine Lücke auf. Jede Vorsicht ist getroffen, jeder Einwand berücksichtigt. Um die Tatsächlichkeit der Phänomene zu bestreiten, muß man die Wahrheit der Berichte, so wie sie gegeben werden, in Zweifel ziehen.

Also doch wieder Glauben oder Nichtglauben? Soll es wirklich nicht möglich sein, festzustellen, ob hier eine wissenschaftliche Großtat ersten Ranges vorliegt oder eine Reihe von gerissenen Taschenspielereien? Eine Tatsache bleibt: Da steht ein Mann, der unbekümmert um Tagesmeinungen, jahraus jahrein experimentiert, ohne andern Dank als Spott und erbitterte Gegnerschaft. Ob sympathisch oder nicht, er berichtet, was er erreicht hat. Und da sind einige seltsame Menschen, die, ohne genannt zu werden, Woche für Woche sich einen oder zwei Abende unter Zugabe ihrer Gesundheit stundenlang quälen lassen, binden, den Magen auspumpen lassen, ausziehen, sich kreuz und quer untersuchen lassen, um schließlich das Gefühl zu haben, als Versuchskaninchen der Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben. Und nachher haben sie das Vergnügen, Betrüger und Lügner gescholten zu werden. Diesen Menschen muß ihr Recht werden! Das ist nicht nur eine Forderung der Wissenschaft, es ist eine Forderung des Rechts, der Menschenwürde! Der Laie wagt nicht zu entscheiden, die Wissenschaft prüfe!

Der Überflüssige neben einem umgestürzten Stuhl, eine Schlinge um den Hals, in der einen Hand eine Schere. Von der Decke über ihm baumelt der abgeschnittene Strick. Der Sprechende wirkt stark reduziert — etwa wie ein geistiger Mensch.

Der Strick ist gut, weil Friedensware,
solid umspannt er das Genick —
ich hab' es immer schon gesagt: Man spare
beim Hängen keinesfalls am Strick.

Die Welt ist angefüllt mit Greisen,
die ihren Vorteil nicht versteh'n.
Man muß sich irgendwie begabt erweisen
und mit Bedacht zu Werke geh'n.

Es sei mir immer eine Lehre,
zwei Seiten hat ein jedes Ding:
Der Strick ist gut, doch besser ist die Schere.

Wie, wenn ich jetzt da oben hing'?

Das Leben liegt uns schwer im Magen,
wenn unsereinem sonst auch nichts,
es hat ja immer einen Haken
und eine Schlinge des Verzichts.
Die Dreckflut steigt,
der Stuhl ist nahe,
aus gräßlichen Kloaken stinkt's —
hinauf und fort! Auf einmal winkt's
und faßt dicht zärtlich an: Bejahe!

Du Strick, du Strick um meinen Hals,
du hast mich mächtig angezogen;
schon war der Himmel mir gewogen
(und die Familie ebenfalls)
da schnitt ich zu — die Erde hat mich wieder.
Ich freu' mich meiner noch so dürftigen Glieder —
das Schicksal ist so wetterwend'sch.

Ich bin ein Esel, denn ich bin ein Mensch.

Ich will am Straßenrand des Lebens steh'n
und heitern Blicks den bunten Strom betrachten;
es ist nichts Rühmliches, davonzugehn
und, weil man Pech hat, andre zu verachten.

die so talentvoll sind.
Potz Element —
wer kann für meinen Mangel an Talent!

Sei's wie es sei — dem Leben steh' ich nah' —
nicht mitzumachen, mitzulachen bin ich da.

Man muß des Lebens tiefern Sinn begreifen
und wenn die Engel noch so lieblich pfeifen,
hält man es mit den Menschen und den Teufeln —

Abschneiden und nicht verzweifeln!

PETER ALTENBERG

EIN BRIEF

Diesen entzückenden Brief, datiert vom 30. XII. 1881, schrieb Peter Altenberg, damals 22 Jahre alt, an eine 15 jährige Jugendfreundin. Sommers über wohnte das Mädchen mit seinen Eltern in Altenberg a. d. Donau. Dort war der Dichter öfters zu Besuch und „Altenberg" wählte er sich — sein bürgerlicher Name war Richard Engländer — zum Dichternamen. Den hier veröffentlichten Brief schrieb Peter in Graz, wo er seine erste juridische Staatsprüfung ablegte. Unmittelbar nach der Matura hatte er ein Jahr Medizin getrieben, war dann zum Jus übergegangen, gab auch dieses Studium auf und praktizierte einige Monate in einer großen Stuttgarter Buchhandlung. Der Beruf sagte ihm gar nicht zu; er kehrte im Herbst 1881 nach Graz zurück und nahm dort seine juridischen Studien wieder auf. Den Weihnachtsabend 1881 hatte Peter in Thalhof in Reichenau verbracht, das Sommerparadies seiner Kinderjahre. Der Brief an die Fünfzehnjährige ist schon echtester Altenberg. Er ist schon durchaus charakteristisch für die besondere Art Altenbergs, Menschen zu sehen, Natur zu empfinden, für die unvergleichliche, persönliche Grazie und Laune, mit der dieser überlegene Geist kleines Leben widerspiegelte.
Alfred Polgar.

L. P. 30. 12. 81.

Ich hatte heute Abend ein glückliches Gesicht und ein feuchtes Auge; mein liebes Mäderl, ich danke Dir für Deinen lieben Brief und Dein schönes Geschenk; Dein Brief hat die Tagzahl 21./12. und Brief und Mappe kommen aus Graz; neun Tage lagen die liebenswürdigen Sachen herrenlos herum im traurigen Graz, vielleicht auf der Post, vielleicht in meinem verlassenen Zimmer; ich aber war in den Bergen und saß damals mit den Holzknechten um einen kleinen eisernen Ofen, welcher fürchterlich rauchte, in einer Stube im Thalhof in Reichenau: Die Stube war warm und dunstig, das Christkindl machte keine langen Geschichten, ließ einige gestrickte Leibeln, wollene Socken und Nußbeugel herunterfallen und entschwand: ich

saß da unter diesen guten unschuldigen ruhigen Menschen; eine Zeitlang schauten sie in die Glut; hatten alle rote Gesichter und nachdenkliche Mienen; später rafften sie sich auf und verzehrten eine große Menge Sterz in Milch aus einem gemeinschaftlichen Lavoir; um 9 Uhr, als man annehmen mochte, die Verdauung sei schon gewissermaßen vorgeschritten, knieten alle nieder und beteten drei Rosenkränze. Die Sache ging eintönig und würdevoll vor sich; ich zählte unterdessen die Sterzbrocken, welche die Herren im Lavoir übrig gelassen hatten; als ich diesen Teil der Statistik beendet hatte, hörte ich gerade zum dreihundertsten Male: „Heilige Maria, bitt' für uns", und schlief ruhig ein; ich erwachte, als sich die Herren aus ihrer demütigen Stellung erhoben und sich die Kniee rieben, dann sprachen einige die Vermutung aus, daß es noch ein wenig zu kalt sei in der Stube und fachten ein beträchtliches Feuer an. Es ist ohne Zweifel, daß ich noch an keinem Weihnachtsabend so viel geschwitzt habe; einige der Herren nahmen wieder ihre nachdenklichen Mienen und feuerscheinigen Gesichter an und andere spielten Karten; ein Herr mit einem Stück überflüssigen Halses sagte zu jeder Karte, welche er ausspielte: „Marsch, du bist unnötig"; dann drehte er sich jedesmal nach mir um und obzwar ich durchaus nicht in der Lage war, die Sache zu beurteilen, erwiderte ich mit einiger Reserve, daß das Ding nicht ganz ohne wäre und empfahl mich schließlich, als ich merkte, daß die Feier ihren Höhepunkt erreicht hatte und eine beträchtliche Anzahl Herren auf dem Fußboden mit nachdenklichen Mienen schlief.

Der schneeige Hof war still und leer und roch nach Tannenzapfen; ich öffnete meine Jalousien und sah die schwarze Masse des Waldes und den weißen Schnee; ich dachte an Kinderjubel und den Duft herabgebrannter Wachskerzchen; dann sagte ich zu mir: Marsch, du bist unnötig, und legte mich schlafen; — — — Da hast Du meinen Weihnachtsabend — — — und Du, meine liebe P., warst Du heiter und lächelnd? Aber in Deinem Alter?!

Ich selbst genieße noch einige Zeit dieses eigenartige Leben; von früh bis abend wandere ich mit einem Manne, den ich verehre und der mir eine zarte Sympathie entgegenbringt, in den Wäldern umher und bewundere vom Gipfel der Berge die weiße Welt; mein Gefährte ist 43 Jahre alt, Oberst im Generalstabe und das Bild eines Helden; ich hänge an seinem Munde, wenn er sein wildes Leben erzählt und seine großen Erlebnisse, und bin stolz, ihm zu gefallen; im Eilschritt, wie er in Bosnien seinen Leuten vorschritt, so wandern wir durch die kalte menschenleere Gegend und klettern mit Steigeisen über die Felsen; abends sitzen wir mit einigen liebenswürdigen Frauen beisammen. Ich habe hier viele schöne, glückliche Abende verlebt — — — der liebenswürdigste ist aber heute und am meisten gefreut hat mich, meine P., daß Du mich Deinen Bruder genannt hast. Lebewohl — — — Richard.

Ein Sternhimmel als Vorhang. Es dauert eine halbe Stunde, bis er sich hebt. Aber die Kinder werden nicht müde, in ihn hineinzusehen, sie scheinen schon im Vorhang endlose Wunder zu entdecken, sie sehen in ihn hinein, wie man in den wirklichen Sternhimmel hineinsieht.

Als der Vorhang endlich aufsteigt, sitzt eine Mutter da mit zwei Kindern, die vor ihren Knieen stehen. Auch die Mutter wird von einem Kind dargestellt. Die Kinder im Zuschauerraum erkennen sie, das silberne Geräusch eines Lachens brandet kurz durch die Bänke, dann aber setzt die Stille der Bewunderung ein, daß eins von ihnen so gut eine Mutter machen kann und dann ist es eine Mutter geworden. Eins der Kinder oben ist blind und hält die Augen tapfer geschlossen. Aber es ist, als ob das zweite Kind und die Mutter selbst auch blind seien. Sie sehen mit gläsern unbewegten Augen geradeaus, sie machen keine unnötige Bewegung. Müssen sie über die Bühne, so nehmen sie den Schritt von Nachtwandlern an, die den Stühlen ausweichen, ohne sie zu sehen. Auch nicht selbst untereinander sehen sie sich an und sprechen abgewandt zusammen. Wenigstens scheint es, daß sie sich nicht sehen. Aber es ist nur, daß sie Furcht haben, mit Aug' in Aug' zu treffen. Denn dann würden sie unter den Masken sich selbst erkennen und ihr Spiel als Spiel, sie wollen aber unter ihren Masken bleiben und wollen nicht aus dem Traum ihres Spiels gerissen werden. Darum sehen sie auch mit so rätselhaft starren Augen über die Köpfe der Zuschauer weg. Darum auch sprechen sie mit so fremden und feierlichen Stimmen, die nichts mit den Stimmen zu tun haben, die man im gewohnten Leben von ihnen hört. Es ist natürlich auch, daß sie Furcht haben, vor vielen hundert Augen so zu stehen und zu sprechen, darum wird ihr Atem kurz, und sie eilen, fügen Satz an Satz ohne Pause, um nur zu Ende zu kommen und das Schwere hinter sich zu haben. Aber der tiefe Grund dieser fremdartigen Sprechweise ist doch noch mehr, daß sie sich auf einem besonderen Boden fühlen, sie fühlen sich als Diener einer festlichen, fast kirchlichen Handlung, nicht bewußt, nur in der Dumpfheit ihrer erregten Kinderstirnen. Nicht anders empfinden die kleinen Zuhörer, die mit schrägen Gesichtern, in allen möglichen verzauberten Stellungen, jede Mundbewegung oben mitmachend und für die das, was da oben geschieht, in jener Welt, die vorher durch einen Sternhimmel von ihnen getrennt war, in Wirklichkeit Vorgänge einer Himmelswelt sind. Wenn ein Knabe die Bühne betritt, im Anzug eines Erwachsenen und mit angeklebtem Bart, der noch dazu sehr bald sich zu lösen anfängt, dann schallt wohl wieder das silberne Gelächter von Zwergenvolk durch den Saal, — aber lachen nicht auch manchmal im Himmel die Engel den Herrgott aus? Daß es in dieser Himmelswelt einen guten Gott gibt, den man nicht sieht, den man aber nah fühlt,

das geht ja aus dem kantig gegliederten Gang der kindlichen Handlung sehr schnell hervor. Die Mutter klagt, daß sie nicht mehr habe, um die Kinder heute Mittag satt zu machen, denn der Vater ist noch immer nicht aus dem Krieg heimgekehrt, man weiß nicht, ob er jemals heimkommen wird, ob er noch lebt. Die Kinder beschließen, da ja die Mutter noch viel mehr Hunger haben muß als sie, im Verhältnis zur Körpergröße, heimlich ein Opfer zu bringen. Sie gehen auf die Straße, den gelben Vogel zu verkaufen, der die einzige Labsal der kleinen Blinden ist. Die Blinde aber hat es selbst vorgeschlagen. Ist es nicht Gottesfügung, daß gerade jetzt zwei reiche Herren vorbeikommen, die nicht nur den Vogel für sehr viel Geld kaufen, sondern auch nach der Wohnung der Kinder fragen — man ahnt, daß sie dort einen Besuch machen werden, der den armen Tisch im Zimmer nicht leer lassen wird. Die Kinder bringen das Geld nach Haus, daß heißt nicht alles, sie haben schon Fleisch und sogar eine Flasche Wein gekauft, daß die kranke Mutter sich einmal stärken kann. Ist es nicht natürlich — wie könnte, was Gott fügt, nicht natürlich sein? — daß gerade, als sie sich an den Tisch setzen wollen, die Tür aufgeht und der Vater eintritt? Sie weinen nicht, auf der Bühne nicht und bei den Zuschauern nicht, obwohl von Tränen gesprochen wird. Aber welch ein ungeheurer fremder Ernst strahlt auf allen Gesichtern! Und nun, da man eben erfährt, daß der Vater noch sehr schwach ist von seiner Verwundung, nicht arbeiten und nicht Geld verdienen kann, kommen die zwei guten Herren von der Straße herein (es sind wohl verkleidete Engel). Sie bringen den Vogel wieder, der bei dieser Familienfeier nicht fehlen darf, kaufen das kleine Haus, aus dem, auch gerade heute, ein böser Hausherr die Leutchen vertreiben will, sie schenken es ihnen.

In diesem lächerlichen Geschehn — gleichwohl, es weht ein geringer Hauch jenes Schicksals darin, das in der griechischen Tragödie zum Sturm wird. Die alten Schauspieler der Hellenen, sie haben Masken aufgehabt, gleich fremd und starr wie die Mienen dieser Kinderschauspieler. Sicher haben ihre Worte einen ähnlich unmenschlichen, merkwürdig rhythmisierten Ausdruck gehabt. Ob man auch den Kindern ein solch einfältiges, mehr tuendes als seiendes Stück vorsetzt, sie machen das ihre daraus, seid unbekümmert. Und es geschieht auf eine Weise, die ihr garnicht herbeiführen könnt, nicht einmal zu erklären vermögt: daß sich über Jahrtausende hinweg Ältestes mit Heutigem, nein, Zukünftigem verbindet, daß an diesem zwergigen Abend, die Anfänge der Kunst absturztief wieder vor einem geöffnet sind. Das, was die Zukünftigsten und Besessensten heute ahnen — die Dorfkinder hier, die unwissenden, ungelenken, haben es auf eine närrische und für sich schon ergreifende Art erfüllt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Aprilwoche

Während der letzten Jahre vollzog sich ein guter Teil aller wirtschaftlichen Geschehnisse in Deutschland unter der Decke eines trügerischen Schleiers, — eines Schleiers, der den Namen Geldentwertung trug. Unnötig, zu rekapitulieren, in welchen Bereichen und in welchen Formen sich diese Verschleierung äußerte, unnötig, zum tausendsten Male darzustellen, welche Täuschungen und Selbsttäuschungen durch sie verursacht wurden, — genug das eine: wer die Zusammenhänge auch nur oberflächlich überblickte, mußte es für eine ausgemachte Tatsache halten, daß eine Wirtschaft in Wahrheit, Klarheit und Logik erst dann wieder möglich sein werde, wenn die Dampfschwaden der ständig gährenden Währung sich verzogen haben würden; und die sogenannte Stabilisierung wurde, abseits privater Interessen, gerade darum so ungestüm ersehnt, weil man annahm, sie werde den Weg zu wirtschaftlicher Wahrhaftigkeit wieder erschließen. Seit einigen Wochen haben wir diese Stabilisierung. Aber wenn wir heute fragen, ob und inwieweit sie uns aus dem Laborieren mit Fiktionen schon befreit habe, müssen wir mit Schrecken feststellen, daß auch die neue Ära eine Ära absoluter Tatsachen-Verschleierung ist. Nur, daß die Verschleierung diesmal nicht ungewollte Folge eines übermächtigen Verhängnisses, sondern gewollter Bestandteil eines leider gar nicht übermächtigen Willens ist. Beide Verschleierungen tragen das gemeinsame Signum des „Zehrens von der Substanz". Der einzige Unterschied ist, daß die Substanz früher vorwiegend an dem Orte angeknabbert wurde, an dem sie sich von Haus aus befindet: nämlich im Besitze der einzelnen Wirtschaftspersonen; während sie jetzt vorwiegend an einer Stelle verausgabt wird, die kein direktes Verfügungsrecht darüber besitzt, die sich aber schließlich nur durch Rückgriff auf die eigentlichen Besitzer wird schadlos halten können: nämlich an den Zentralen der Staats- und der Geldwirtschaft. Dieser Prozeß, der im Gegensatz zum früheren ein willkürlicher ist und im Gegensatz zum früheren praktisch auch nur begrenzte Zeit durchgeführt werden kann, hat allerdings den Vorzug, daß seine Kosten innerhalb jener begrenzten Zeit den eigentlichen Kostenträgern nicht zu Bewußtsein kommen. Die Verschleierung ist kurzfristiger, aber vollkommener. Das ändert leider nichts an der Tatsache, daß auch dieser Aufwand wird bezahlt werden müssen, — und fast mathematisch genau in gleicher Höhe wie der Aufwand auch des früheren Verschleierungszustands.

Einige gerade in letzter Zeit veröffentlichte Zahlen von zerschmetternder Beweiskraft kennzeichnen den Grad dieses Verschleierungsaufwands, kennzeichnen zugleich auch die Verschleierung selbst. Der letzte Dekadenausweis der Reichs-

finanzverwaltung berichtet für die Zeit vom 11. bis 20. März Einnahmen von insgesamt 102 Milliarden Mark. In denselben 10 Tagen hat sich die schwebende Schuld des Reiches aber um 1455 Milliarden vermehrt, also um das 14fache der Einnahmen! Einschließlich dieser letzten Steigerung beläuft sich die gesamte schwebende Reichsschuld jetzt auf 5800 Milliarden, so daß mehr als ein Viertel der gegenwärtigen Gesamtschuld allein aus den 10 Berichtstagen stammt, — in 10 Tagen ein Viertel dessen, was in 4 Kriegs- und 4 Nachkriegsjahren zusammengelaufen ist! Entsprechend hat die Reichsbank in einer einzigen Woche (3. Märzwoche) an Schatzwechseln neue 528 Milliarden in ihrem Portefeuille verstauen müssen, — in einer einzigen Woche mehr als ein Viertel des ganzen bisherigen Bestandes! Und entsprechend ist der Notenumlauf um 683 Milliarden gewachsen, — in einer einzigen Woche fast um ein Sechstel des in 8 Inflationsjahren erreichten Betrages! Dies alles aber wiederholt sich nun schon wochenlang; und das charakteristische ist, daß die Ziffern nicht etwa, — sozusagen im Nachtrab früherer Ereignisse, — langsam abschwellen, sondern daß sie sich, im Gegenteil, fortgesetzt noch steigern. Wenn einmal die Bilanz der Kosten gezogen werden wird, die während der letzten 2½ Monate im neuen Wirtschaftskampf aufgewandt worden sind, so wird sich ziffernmäßig feststellen lassen, daß sie bei weitem höher waren, als irgend eine bisher gezahlte jährliche Reparationsquote.

Unter diesen Umständen wäre es wunderbar, wenn die fortgesetzten Regierungs- und Presserufe nach dem P r e i s a b b a u, der ja als wesentlicher Bestandteil der neuen Wirtschaftspolitik gedacht war, in absehbarer Zeit noch größeren Erfolg zeitigen könnten als den bisherigen, — nämlich: keinen. Tatsächlich ist der Großhandelsindex, der sich in den ersten Wochen um einige wenige Punkte gesenkt hatte, nach den neuesten Ermittlungen schon wieder im Steigen begriffen, und die Differenz, die ihn noch von seinem höchsten Stande trennt, ist so gering, daß sie überhaupt nicht mehr ins Gewicht fällt. Diese Widerstandskraft des Preisniveaus beweist nicht nur, daß zwischen geredeter und gehandelter „rückhaltloser Unterstützung aller Regierungsmaßnahmen" nach wie vor eine gewisse Inkongruenz herrschen kann, sie beweist vor allem, — was wirtschaftlich wichtiger ist, — daß in den preisbestimmenden Schichten unüberwindbare Zweifel an der Haltbarkeit dieser Art von Stabilisation gehegt werden. Insoweit sie nur Tatbestände allgemeinwirtschaftlichen Charakters verdecken, läßt man sich die Schleier dort applaudierend gefallen; insoweit sie aber eigenste Interessen überhüllen wollen, zieht man sie mit schonungslosem Griff hinweg; und es kann so weit kommen, daß ein gereizter Abgeordneter der Rechten, der Dr. Fr. A. Pinkerneil, seinem Freunde, dem Wirtschaftsminister Dr. Becker, in offenem (Handelsteil-)Artikel zum Preisabbau-Problem erklärt:

„Die eine, große Voraussetzung ist die Möglichkeit der Stabilisierung des Dollarkurses auf längere Zeit. Die Politik wird dazu ein ernsteres Wort sprechen müssen als das Reichsbankdirektorium. Es zweifeln nur wenige daran, daß — so oder so — die Grenze des künstlichen Niederhaltens erreicht ist." (Börsencourier, Osternummer.)

Es ist gewiß eigenartig, diesen Kolbenschlag eines scharf rechts gerichteten Volksvertreters gerade gegen den industriefrömmsten aller bisherigen deutschen Wirtschaftsminister in voller Öffentlichkeit appliziert zu sehen. Es ist auch fraglich, ob derselbe Herr sich mit den gleichen oder noch schlagenderen Argumenten in die Schanze warf, als Herr Dr. Becker den einzigartigen Erlaß herausgegeben hatte, der, als sich der Preisabbau von den Preisen her als schwer durchführbar erwies, die Sache von den Löhnen her anzupacken empfahl. Aber man sieht an diesem springenden Punkt, wo die Grenzen dieser neuen Art von unseriöser Politik liegen und liegen müssen und wieso sie in einem Debacle enden muß. Vorerst wird Mittelchen nach Mittelchen angewandt, wenigstens den Anschein eines Erfolges zu erwecken. Man ermäßigt die Kohlenpreise durch Herabsetzung der Kohlensteuer, — eine Methode, die natürlich auf nichts anderes als auf neue Anspannung der Schatzwechselbegebung hinausläuft, also auf Zahlung aus der Substanz. Man bereitet (während das Eisenbahndefizit wieder in raschem Steigen begriffen ist) einer organisierten Pressekampagne nach zu schließen, bereits eine Ermäßigung der Frachttarife vor. Man scheut offenbar vor keinen Kosten zurück, den Schleier der Stabilität und der Billigkeit vorerst intakt zu halten. Aber wer zahlt diese Kosten, wohin müssen sie führen? Die Frage wird nirgendwo auch nur angeschnitten.

Ein hervorragendes Teilstück der neuen Politik war nach den Plänen ihrer Urheber die Dollaranleihe. Sie ist in diesen Blättern ausführlich kritisiert worden. Zu weiterer Kritik fordert die erstaunliche Tatsache heraus, daß die Auflage ohne schlüssige Klärung gerade des wesentlichsten Punktes, nämlich der Frage der Beleihbarkeit, erfolgte. Man hatte anfangs den Glauben erweckt, eine Beleihbarkeit bis zu 80 % sei beabsichtigt; amtlich aber ist das nie bekanntgegeben worden, und in der Tat prasselte gerade in die letzten Zeichnungstage eine neue Version, die plötzlich nur noch von 40 % sprach. Man hat die Wahl, worauf man diese seltsame Ungenauigkeit zurückführen will, —: wie immer man sie sich erkläre, ist wohl nicht zweifelhaft, daß eine andere Taktik die Lust zum Zeichnen stärker gefördert haben würde. Indessen: alle Konstruktionsfehler der Anleihe und alle dunklen Punkte ihrer Begebung sogar in Rechnung gestellt, bleibt doch immer noch ein Mißerfolg übrig, der durch keine der landläufigen Erklärungen wirklich erklärt wird. Tatsächlich sind statt 200 Millionen Goldmark nur 50 Millionen gezeichnet worden, — und wenn man damit das Resultat etwa der gleichartigen Anleihe des kleinen Österreich ver-

gleicht, so wird man nicht mehr willens sein, die offiziösen Theorien vom „Beweise für unsere Verarmung" und dergleichen zu akzeptieren. Man kann aus dem Handgelenk die Namen einiger Magnaten schütteln, die bei gutem Willen allein im stande gewesen wären, einen Betrag von 50 Millionen Goldmark aufzubringen. Kein Zweifel, daß sie und daß die großen Industriellen überhaupt auch in dieser Angelegenheit mehr von gesprochenen als von gehandelten Patriotismus Gebrauch machten. Es ist das nur die Wiederholung einer Erfahrung, die man schon im Jahre 1919 bei der ersten Reichsanleihe nach dem Kriege machen mußte. Die Verhältnisse bei jener „Sparprämienanleihe" sind dem Schreiber dieser Zeilen sehr genau bekannt, er war damals, im Auftrage des Finanzministeriums, mit der organisatorischen Leitung in einem großen und wichtigen Bezirke Deutschlands betraut. Dabei wurde es in denkbar eindeutigster Weise klar, daß die Industrie eine planvolle Sabotage trieb. Das wurde gelegentlich aufs patriotischste mit der Absicht begründet, Herrn Erzberger, den unliebsamen Minister, zu stürzen. Heute ist der Geheimrat Cuno im Amt, ein Mann, den kein Stinnes zu stürzen wünscht —: und dennoch, was hat Herr Stinnes gezeichnet? Darf man die Frage ganz spezialiter stellen? Wird jemals eine Antwort darauf erfolgen, — so wie man, um noch einmal von Österreich zu reden, auch dort die wesentlichsten Beteiligungsquoten veröffentlichte? Es scheint ratsam, einige Zweifel zu hegen und sich mit der amtlich beglaubigten Tatsache zu begnügen, daß diese Anleihe der industriegesegneten, diskontfähigen Regierung Cuno, (die mit ihren 50 Millionen Goldmark nur das 5½fache Goldergebnis der Erzberger-Anleihe erbracht hat,) „durchaus befriedigend" und ausreichend ist, die Stützungsaktion auch fernerhin „kraftvoll" fortzusetzen.

Es kann nicht ausbleiben, daß, an dem Reigen dieser wunderbaren Gegenwart gemessen, sogar die Katastrophen von gestern noch angenehm erscheinen. Der wirtschaftliche Zustand dieser glorreichen Tage, dieser Gesundungstage, dieser Siegestage, muß den wenigen, die durch die Schleier schauen, einen Seufzer der Sehnsucht nach Zuständen entlocken, die ihnen noch vor wenigen Wochen als unerträglich gegolten hatten. Diesen Seufzer stößt bemerkenswerterweise jetzt sogar Herr D. Helfferich aus, — auch er zu Ostern im Börsencourier. Dort schildert er, wie sich bis zum Juni 1922 (also erstens in der Reparationszeit, zweitens unter dem Wirth) die Reichsfinanzen stetig besserten, — in der inneren Verwaltung von Monat zu Monat größere Einkünfte abwerfend. Sogar so weit geht er, zuzugestehen: „Die sich so herausentwickelnden, recht ansehnlichen Überschüsse standen für die Durchführung des Friedensvertrags zur Verfügung." Klingt das nicht, in Wort und Ton, wie eine Elegie auf entschwundene, bessere Zeiten? Klingt es nicht wie eine allerdings sehr verspätete Gerechtigkeit gegen Leistungen und Meinungen, die früher durchaus nicht existierten?

GLOSSEN

KÜNSTLERSORGEN

Fürchterliches hat sich im Sommer 1922 zugetragen: ein angesehener Berliner Kritiker hat seiner Zeitung aus München über ein Konzert referiert, in dessen Mittelpunkt Richard Strauß stand, und dem Bericht die Mitteilung eingefügt, daß die Sängerin des Abends, er nannte sie gar eine „verständnisvolle Interpretin", verdientermaßen an den Ehrungen teilnehmen durfte, die sich zu begeisterten Ovationen steigerten. Ähnlich stand es in Münchner Blättern zu lesen. Was jedoch den Gatten der Künstlerin betrifft, so ist er ein bekannter Großindustrieller, der geradezu dem „Stinneskonzern" angehören soll und obendrein in den bayrischen Bergen, ohne Zweifel zu dem Zweck, Kritiker zu ködern, eine herrschaftliche Besitzung unterhält.

Um diesen Tatbestand, den weitere Einzelheiten von vielleicht lokalem Klatschinteresse nicht ergiebiger machen, tobte in der Münchner Konzertöffentlichkeit ein erbitterter Kampf; der Bund konzertierender Künstler hat ihn entfesselt. Die Leistungen der Sängerin, so behaupten ihre gütigen Kollegen, seien beiweitem nicht so gut wie ihre Kritiken, und sie berufen sich dabei auf das Votum des Publikums; selbstverständlich wäre jeder von ihnen bereit, in eigener Sache die Kritik gegen das Publikum auszuspielen, wenn vielleicht die Presse, die er hat, ihn für den Publikumserfolg entschädigt, den er just einmal nicht hat. Die schlimme Dame habe ich nicht gehört. Aber ich denke, eine Künstlerin, die einen ganzen Abend Richard Strauß singt, und Richard Strauß erweist ihr die seltene Ehre, sie persönlich am Flügel zu akkompagnieren (in seiner Vaterstadt, wo man ihn seit Jahren nicht gehört) — eine durch so hohes Vertrauen ausgezeichnete, auf so ritterliche Art von Strauß lanzierte Strauß-Sängerin, so denke ich, wird zum mindesten genau das sein müssen, was in der elastischen Sprache des Konzertreferenten eine „verständnisvolle Interpretin des Meisters" genannt wird. Und wenn der weltberühmte Mann ihr die Liebenswürdigkeit erweist, sie an den Ovationen teilnehmen zu lassen, die vermutlich ihm und seiner Weltberühmtheit gelten — nun, so ist das seine Sache; die Freunde vom Konzertiererbund hat es verstimmt; aber was hat solche Verstimmung den auswärtigen Berichterstatter zu kümmern?

Sie schreien „Korruption" und decken Selbstverständlichkeiten auf; denn es ist selbstverständlich — nicht, daß der Kritiker im Hause des Industriellen verkehrt; doch, daß er seiner selbst sicher genug sein muß, sich von solchem Verkehr nicht abhalten zu lassen, weil er Kritiker ist. Aber, halten sie entgegen, er wird ja nur eingeladen, damit . . .? Und dann schreibt er nur, weil . . .? Nur weil, nur damit — sie sollten sich schämen. Im Ernst, was ist das, für Leute, die nicht professionelle Schnüffler sind — was für eine Beschäftigung ist das: Zusammenhänge zu wittern, Schleier zu lüften, Intimitäten zu enthüllen, Lärm zu schlagen, Skandal anzuzetteln — nur weil in der Zeitung gestanden hat: „Die verständnisvolle Interpretin . . . ." (Eine Reportermeldung sozusagen.)

Korruption ist ein garstiges Wort, das mit Takt gehandhabt werden muß; allzu Treuherzige sollten seinen Gebrauch meiden. Es gibt

Menschen, die „Aha“ sagen, und sie haben einen Journalisten im Gespräch mit einem Bankdirektor ertappt; andere, deren Scham- und Zornesröte nicht auf sich warten läßt, wenn sie Kunst mit Geld verbündet sehen; der Industrielle, den es gelüstet, etwas für Bedürfnisse des Musiklebens zu stiften, ist ihnen ein Greuel. Behalte dein schnödes Geld!—? Aber, ganz im Gegenteil: Heraus mit dem Geld für Zwecke der Kunst! Der kleinste Teil seiner Industriegewinne soll, muß uns heute willkommen sein; denn es steht erbärmlich um die wirtschaftlichen Fundamente der öffentlichen Kunstpflege. In Berlin hat vor kurzem ein betriebsamer junger Mann der Not der Zeit und dem Edelsinn seiner Freunde die Mittel abgerungen, um die teuerste Symphonie der Welt, Mahlers achte, spielen zu lassen; man hat bedauert, daß die Aufführung nicht besser war, aber man hat immerhin anerkannt, daß die vielen Papierscheine besser angewandt waren als die Millionen, die sich allnächtlich in verbotenen Dielen verflüchtigen. Gepriesen sei der Industrielle, der einen Konzertsaal erbaut, um ihn unbemittelten Künstlern zur Verfügung zu stellen. Nun ja, mit Geld hat es fast immer irgendeine Bewandtnis; auch Spender sind nur Menschen. Vielleicht hat der hilfreiche Musikfreund das Talent seiner Gattin allzu stürmisch gefördert;, aber es gibt Peinlichkeiten, angesichts deren der Gewissenhafteste genug getan hat, wenn er milde vorbeilächelt. Und wenn die unbegabte Frau — ich will unterstellen, sie sei unbegabt — wenn sie es zu toll treibt: keine Sorge! Sie hat es, eben weil sie die Gattin des Industriellen ist, schwerer als andere, ernst genommen zu werden; sind gar ihre Leistungen nicht zum Ernstnehmen: sie wird es nie erreichen. Mag sie die größten Inserate, die geschicktesten Photographen, die gefälligsten Schaufenster haben; mögen ihre Waschzettel den Weg über den Ozean finden — wir wissen alle, was es zu bedeuten hat: „Die verständnisvolle Interpretin durfte . . .“

Jedes Ding ist so wichtig, wie es genommen wird. Deutsche Künstler zitieren ihre Kritiken aus dem Gedächtnis; noch nach fünfzehn Jahren. Kritik ist ihnen Quelle bleibendster Erlebnisse, Quelle, aus der sie tiefste Befriedigung, unauslöschlichen Haß schöpfen. Kritik betrachten sie als eine Institution der göttlichen Gerechtigkeit, und sie glauben unerschütterlich an ihr göttliches Recht auf eine Gerechtigkeit, die in keinem irdischen Bezirk zu finden ist. Gedruckte Kritik, meine Freunde, ist ein Stück Zeitung; nicht ein Stück Ewigkeit. Die Unfehlbarkeit der Kritik und des Kritikers ist eine deutsche Fiktion, erzeugt durch jene deutsche Vorstellung von „Objektivität“, Vorstellung einer Objektivität, die es nie und nirgends gegeben hat; deren Kehrseite deutsche Autoritätsgläubigkeit, und deren Korrelat die Unnahbarkeit, die Isoliertheit, Entrücktheit des Kritikers ist. Ein Künstler, von dem bekannt wird, daß er mit einem Zeitungsmann bekannt ist, weckt

unter deutschen Künstlern stillen Neid und laute Entrüstung. Gewiß, der Richter soll nicht Freund des Mörders sein. Muß aber der Künstler sich zum Kritiker verhalten wie der Mörder zu seinem Richter? Oder wie ein verbissener Schulknabe zum Lehrer? Immer mißtrauisch-feindselig, argwöhnisch geduckt, zähneknirschend, die heimlich geballte Faust in der Tasche, doch ebenso heimlich um Gunst werbend, beglückt, wenn ein gutes Wort für ihn abfällt — so unwürdig-unfreie Einstellung, die leider typisch ist, kann nicht Symptom eines gesunden Zustands sein. Laßt endlich von dem Wahn, Kritik dürfe nicht subjektiv, der Kritiker dürfe nicht ein Mensch sein wie Ihr, ein Mensch mit Schwächen, Neigungen, Interessen; erhitzt Euch nicht bei vermeintlichem Fehlspruch, als wärs freventlich verfälschtes Gottesurteil; lockert Eure Vorstellung, laßt endlich von dem Objektivitätsschwindel, bei dem Ihr, weil Ihrs so wollt, die Betrogenen seid und der Kritiker, Vexierbild aller hohen Richtertugend, zum unfreiwilligen Heuchler wird, den nur Geschicklichkeit vor Entlarvung bewahrt. Nicht an Objektivität, an Subjektivismus, an Recht auf unverhüllte Subjektivität fehlt es. Subjektivismus ist Betonung des Persönlichen, der Persönlichkeit; zum Betonen aber ist nötig, daß Persönlichkeit vorhanden sei. Der Kritiker soll eine Persönlichkeit sein, eine im Kritischen schöpferische, frei sich auswirkende; kein unpersönlich-überpersönlicher Richtbeamter mit ressortmäßig abgegrenzter Kompetenz, sondern ein Mensch, dessen Wort gilt, weil hinter dem Wort Persönlichkeit gefühlt wird; der dem Künstler und dem der Künstler menschlich nahen darf; und der seiner selbst sicher genug und so achtenswert ist, daß er sich auch gestatten mag, ohne Heimlichkeit im Hause des Industriellen zu verkehren, dessen Gattin . . .

War Schaden angerichtet worden? Nein. Aber, argumentieren die Münchner Künstler, wir sind in unsern vitalen Interessen bedroht, wenn eine schlechte Sängerin gute Kritiken bekommt. Doch vor allem ists ihnen um die Reinheit der journalistischen Atmosphäre zu tun. Das heißt: sie verfechten in Einem ihre (vermeintlichen) sehr realen Berufsinteressen und proklamieren als Kampfziel (angebliche) Ideale von sehr öffentlichem Belang; sie täuschen Wahrung allgemein-ethischer Interessen vor, ködern, mobilisieren die öffentliche Meinung — um dann ihre kleinen Zunfthändel auszutragen; und fühlen nicht, die pfiffigen Moralapostel, wie wenig so trübe Verquickung von Privatgeschäft und öffentlichem Dienst sich von der „Korruption" unterscheidet, gegen die sie zetern. Vor welches Forum wird der „Fall" gebracht (der Fall ihres Kritikers, den sie herausgegriffen haben, denn ohne Angeklagten gibt es keinen Prozeß) — vor welches Forum? Aber eine

solche Gelegenheit, nach einem „paritätischen Schiedsgericht" zu schreien, wird man sich doch nicht entgehen lassen. Es ist nicht auszudenken, in was alles organisierte Künstler von heute hineinreden wollen. Aber es ist wirklich nicht Künstlers Sache, bei Fragen der journalistischen Standesehre mit zu Gericht zu sitzen. Selbstverständlich hat der (allein zuständige) Schlichtungsausschuß der Münchner Presse den Eingriff in seine Hoheitsrechte zurückgewiesen. Was aber bleibt nicht aus? Die Konzertierenden „verbitten sich", daß in Zukunft „die in der Mitgliederliste aufgeführten Mitglieder" von dem Kritiker (den der Presseausschuß deckt) besprochen werden. So etwas kommt immer wieder vor und zeugt von komischem Mißverstehen der Rolle, die dem Objekt der Publizistik zugewiesen ist (nächstens wird die Butter sich verbitten, daß ihr Preis in Zeitungen diskutiert wird). Die Münchner Presse hat mit Boykott der in der Mitgliederliste Angeführten geantwortet . . . .

Eine vielleicht nur mittelmäßige Sängerin ist vor einem Jahr angeblich behandelt worden wie eine gute Sängerin; außerdem hat sie einen Großindustriellen zum Mann. Deutsche Künstler machen Kunst, die sich, noch immer, überall in der Welt sehen und hören lassen kann; aber sie haben Sorgen, daß man sich an den Kopf greift.

Klaus Pringsheim.

FILM

Paganini

Ein herrlicher Stoff: hier kann der Film Phantastik und Dämonie entfalten, ohne Gewaltsamkeit, durch Übersteigerung der Realität in engster, organischer Zusammenwirkung mit der Musik. (Musik nicht nur im Orchester, sondern als bewegender Strom im Bild.) Aber was auf der Leinwand vorübertaumelte, war Kitsch schlimmster Art (weil er sich den Anschein gab, mehr als Kitsch zu sein), war eine sentimentale Romanhandlung, deren Held keineswegs notwendigerweise Paganini zu sein brauchte. Goldbergs Regie war ohne mitreißende Bewegung veraltete Kulissenarbeit. Conrad Veidt, der eigens auf die Welt gesandt scheint, um Paganini zu verkörpern, wirkte nur, wenn er allein im Bild stand, niemals aus dem Geschehen oder der Persönlichkeit Paganinis heraus, sondern nur durch sein schmales, knochiges Gesicht, das, fast unbeweglich, leidend-verzückt, irdischkeitentrückt, wie aus dem Jenseits suggestiv ins Publikum starrte.

Die Tänzerin Navarro

Asta Nielsen, die beste Filmschauspielerin Europas, wurde am Ostersonnabend im Mozartsaal bezischt. Aber nicht über ihre Leistung war das gutwillige und geduldige Publikum unwillig, sondern deshalb, weil die Klassikerin des Filmspiels an der Hand eines aus mühselig abgebrauchten Motiven zusammengestoppelten Manuskripts sich abquälen mußte, und weil man anscheinend den ältesten Kurbelkasten aus der

Rumpelkammer hervorgekramt hatte, um diese langweilige Unmöglichkeit zu drehen. Als unter dem Gelächter des Publikums vierzig Soldaten in musterhafter militärischer Disziplin sich bemühten, Asta Nielsen zu erschießen, war sie schon längst durch Manuskript, Regisseur und Photograph umgebracht. Es zeugt für die Verantwortungslosigkeit der Berliner Filmindustrie, wenn eine Firma, die Asta Nielsen zur Verfügung hat, mit so unbarmherziger Interessenlosigkeit Deutschlands einzige Filmdarstellerin großen Stils zur Wirkungslosigkeit verdammt. *K. P.*

ARNO HOLZ WIRD 60 JAHRE

Am 26. April wird Arno Holz 60 Jahre alt. In der Einsicht, daß es keinen Zweck hat, auf seine wirtschaftliche Not von neuem hinzuweisen, in der Einsicht, daß es aussichtslos ist, die deutschen Bühnenlenker davon zu überzeugen, daß die deutschen Bühnen nicht ausschließlich Schwankfabrikanten zur Verfügung stehen dürften, in dieser Einsicht haben sich Freunde des Dichters zu einer Tat zusammengetan: Sie stifteten zum Geburtstag wertvolle Handschriften, Originalgraphik, Luxusdrucke, und bitten hierdurch Leser und Freunde von Arno Holz, sich an dieser Aktion durch ähnliche Spenden zu beteiligen. Die für diesen Zweck bestimmten Werke sind abzugeben im „Bücher-Kabinett", Charlottenburg, Mommsenstr. 12 (Steinplatz 4572), wo sie am 25. April, 4 Uhr, öffentlich versteigert werden. Der Erlös wird ohne jeden Abzug dem Dichter zugeführt.

ANEKDOTEN

Kleine Korrektur

In einem jener Blättchen, die sich rings um den Film parasitär einsetzen, geschah es in der vorigen Woche, daß ein aus der Fremde angelangter Herr sein Bild großmächtig auf eine ganze Seite setzen und darunter gegen gute Bezahlung schreiben ließ:

Herr Rosefter,
der bekannte amerikanische Film-General-Direktor, der soeben in Berlin eingetroffen ist.

Am Spätnachmittag, das Blättchen sollte gerade in die Maschine gehen, stürzt ein Gehilfe zu dem Herausgeber: „Wir müssen das Bild herausnehmen, in den Abendblättern steht die Verhaftung Rosefters, er ist ein abgestrafter Hochstapler." Der Herausgeber überlegt eine Weile. Das Bild herausnehmen wäre zu umständlich und zu kostspielig. „Nein, das ist nicht nötig. Wir ändern nur die Unterschrift:

Karl Rosefter,
der bekannte Hochstapler, der soeben in Berlin verhaftet wurde."



Moskauer Möglichkeiten

Die Erschießung des katholischen Prälaten in Moskau bringt einen Satz in Erinnerung, den Paul Levi sprach, als er als Angeklagter vor das Moskauer Parteitribunal geladen wurde.

„Werden Sie hingehen?“ frug man Levi.

„Ich danke“, erwiderte er, „ich kann auch leben, ohne erschossen zu werden.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 13):

AN DEN LESER

Dem Hefte liegt eine Zahlkarte bei. Im Interesse der pünktlichen Zustellung ist es gelegen, den Abonnementbetrag schnell einzusenden.

*

Redaktion und Verlag des Tage-Buch befinden sich seit 1. April

Berlin W8, Jägerstraße 11.

Die Telefon-Nummern des T.-B. sind von jetzt ab:

Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935.

Redaktion u. Verwaltung des T.-B.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Centrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstr. 11.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanen 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.


Schönmann & Lederer
ANTIQUITÄTEN
RAUMKUNST
KURFÜRSTENDAMM 244
TEL. STEINPL. 15260



AUSKUNFT MESSAMT

Meſſe

FRANKFURT A·M

15.-21.
APRIL



DIE PRINZESSIN SUWARIN

UCO-FILM DER DECLA-BIOSCOP

Nach dem Roman der „Berliner Jllustrierten Zeitung“ von Ludwig Wolff / Frei für den Film bearbeitet von Thea von Harbou

REGIE:

Dr. JOHANNES GUTER

In den Hauptrollen:

Lil Dagover, Xenia Desni, Lucie Mannheim
Alfred Abel, Rudolf Klein-Rogge, Anton Edthofer

Photographische Leitung: Günther Krampf / Photographie: Otto Baecker und Günther Krampf / Bauten: Erich Czerwonski / Aufnahmeleitung: Herrmann Scheibner

Uraufführung:

Donnerstag, den 12. April

MARMORHAUS



DER MALIK-VERLAG

SEIT 1. APRIL 1923
IM GEBÄUDE „DES MEISTERSAALS“

BERLIN W 9
KÖTHENERSTRASSE 38 III
AM POTSDAMER RINGBAHNHOF

TELEPHON: KURFÜRST 6067

BUCHHANDLUNG UND KUNSTAUSSTELLUNG

werden im gleichen Gebäude
nach einigen Monaten
ERÖFFNET

VERLANGEN SIE UNSEREN KATALOG

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Aprilwoche

Hugo Stinnes von den Franzosen verhaftet! Diese Nachricht wirkte am letzten Dienstag zwei Stunden lang sensationell. Dann aber kamen gottlob beruhigendere Einzelheiten, — nicht nur diejenige, daß es dem großen Potentaten „nach einiger Zeit" gelungen sei, seine Reise dennoch wieder fortzusetzen, sondern überhaupt Einzelheiten über die „Verhaftung". Herr Stinnes wurde also „aus dem Schlafwagen geholt", mußte sich „in einem Gepäckraum aufhalten", sein Gepäck wurde „durchwühlt", — dann ließ man ihn wieder frei. Der Vorgang hört sich empörend an, aber er hat, näher betrachtet, auffallende Ähnlichkeit mit Erfahrungen, die jeder Reisende an jeder Zollgrenze machen muß. Im heute üblichen Stil wiedergegeben, würde sich der Übertritt des Handlungsgehilfen Meyer über die dänische Grenze bei Flensburg etwa folgendermaßen ausnehmen: „Verhaftung des Handlungsgehilfen Meyer! Gestern nacht 12 Uhr wurde der Handlungsgehilfe Meyer, der sich auf einer friedlichen Geschäftsreise befand, plötzlich ohne jede Warnung von dänischen Truppen verhaftet. Man zwang ihn. mitten in der Nacht mit seinem gesamten Gepäck den Schlafwagen zu verlassen, und hielt ihn, während man ihm seine Ausweispapiere abnahm, in einem zugigen Gepäckschuppen fest. Seinen wiederholten Protesten antwortete die dänische Soldateska nur mit gleichgültiger Nichtachtung, im Gegenteil, sie durchwühlte sogar rücksichtslos seine Koffer, trotzdem Meyer bereits zur Genüge erklärt hatte, daß er nichts Strafbares bei sich führe. Es ist noch nicht festgestellt, welche Absichten dieser schwachvollen Vergewaltigung einer friedlichen Privatperson zugrundelagen, indessen scheinen den Dänen späterhin selbst Bedenken aufgestiegen zu sein, denn nachdem die Gepäckuntersuchung ergebnislos verlaufen war, gelang es dem außerordentlich erbitterten Meyer, seine Reise schließlich doch wieder fortzusetzen."

Vor einer Woche wurde die Leiche eines jungen Menschen aus der Isar gezogen. Man untersuchte sie und fand, daß der Tote einen Schuß in den Kopf empfangen hatte und dann ins Wasser geworfen worden war. Der junge Mensch, ein 22 jähriger Student, hieß Karl Bauer. Das Leben dieses Gerichteten böte den Stoff zu einem politischen Schauerroman. Bauer, Sohn eines kleinen Beamten in einem mecklenburgischen Städtchen, war ein nicht sehr begabter Mensch, er sollte Lehrer werden, hatte schlechte Seminarzeugnisse und wurde deshalb verbittert; er fühlte sich nicht durch seine eigene Unzulänglichkeit, sondern durch die Ungerechtigkeit der „Juden-

knechte" die ihn so ungünstig beurteilten, gehemmt. Wie bei so vielen Hassern: Aus seiner Minderwertigkeit entsprang seine Gesinnung! Der zur Arbeit wenig Befähigte will eine Tat begehen. Die Tat statt der Leistung. Ein politischer Mord? Vorläufig begnügte er sich, den Rathenau-Mördern Kern und Fischer beizustehen, sie mit Geld und Fahrrad und Unterkunft zu unterstützen. Deshalb wird er vom Reichsgericht steckbrieflich verfolgt. Wohin zieh'n die Mörder-Abenteurer? Wo fühlen sie sich geborgen? In München. Eines Tages rafft sich der verunglückte Lehrer zu einem völkischen Entschlusse auf. Er verkündet die Ermordung Scheidemanns. Was tut ein völkischer Mordplaner vor allem? Bauer will seinen Plan finanzieren. Aber er findet, ungeschickt, auch in diesen Dingen, nicht den Weg zu den vollen Kassen. Er hat den Scheidemannmord etwas zu laut angekündigt. Die Münchener Polizei muß ihn verhaften, läßt ihn aber schnell wieder frei, weil er versichert, er habe den Mordplan schon wieder aufgegeben. Nun, und die Absicht sei doch nicht strafbar. Es liegt zwar auch ein Steckbrief des Reichsgerichtes vor, aber den hatte die Münchener Polizei in der Eile der Entlassung übersehen. Nun geht Bauer in München spazieren, aber wie so viele Tat-Schwätzer kann auch er nicht schweigen. Seine Plaudereien kommen auch einem demokratischen Journalisten, Herrn von Puttkamer, zu Ohren. Bauer hat mit den Rathenaumördern Kern und Fischer vor ihrem Tode sehr vertrauliche Gespräche geführt, er ist über geheimste Organisationsfragen vorzüglich unterrichtet gewesen. Auch darüber hat er vielleicht geplaudert? Es waren also zwei Maßregeln nötig. Die eine Tat besorgten jene völkischen Instanzen, die im Rathenauprozeß vergifteten Schokoladenbonbons an den gleichfalls plauderlustigen Angeklagten Günther gesandt hatten und so wird eines Tages die Leiche des von völkischer Fahne erschossenen Karl Bauer aus der Isar gezogen. Die andere Tat besorgte die Münchener Polizei: Sie verhaftete den Herrn von Puttkamer, zu dem Bauer geplaudert hatte, und seinen jüngeren Bruder. Grund? Landesverrat? Doch nicht. Noch gilt auch in München die Mitteilung an demokratische Zeitungen nicht als Landesverrat. Auch ein Brief oder Bericht an eine preußische Behörde kann vorläufig noch nicht mit Fechenbachstrafen belegt werden. Die Münchener Polizei nennt den Journalisten öffentlich einen „Spitzel", weil er sich „in nationale Kreise" eingeschlichen habe. Wer also einen Mörder-Helfer und Mordplan-Erfinder anhört und das Gehörte, noch dazu vor Ausführung des Mordes, an eine ihm vertrauenswürdige Behörde berichtet, der verdient die Ächtung. Nach der Darstellung der Münchener Polizei selbst wäre Herr von Puttkamer nie verhaftet worden, wenn er die Bauerschen Mordpläne nicht nach Berlin, an Zeitungen und an Behörden, berichtet hätte. Herr von Puttkamer mag vielleicht gedacht haben, zur Verhinderung künftiger Morde sei es ratsam, Mord-Schwätzer aufmerksam anzuhören, nicht zu unterbrechen und erst

dann dingfest zu machen, wenn ihre Gemeingefährlichkeit schwerer wiegt als ihre Plauderlust. Dieser altväterische Herr von Puttkamer dachte, im Kampfe gegen den politischen Mord sei der Journalist der Bundesgenosse der Polizei. Bundesgenosse? Die Münchener Polizei steckte Herrn von Puttkamer, seinen Bruder, seine Frau ins Gefängnis. Die Münchener Polizei weiß es besser, wo sie ihre Bundesgenossen zu suchen hat . . . .

Geschäftspatriotismus, — das ist so ziemlich die ekelhafteste Sache. Sind alle deutschen Patrioten, wie man wünschen möchte, frei von dieser Pest? Durchaus nicht, soeben erst ist's aktenmäßig festgestellt worden. Einem der größten deutschen Zeitungsunternehmen, der Firma des Geheimen Hofrates Herfurth in Leipzig, Herausgeber der „Leipziger Neuesten Nachrichten", ward in einem Urteil des Landgerichts Leipzig bestätigt, die „Verquickung von Kundenfang und verletztem Vaterlandsgefühl", die gewerbsmäßig von ihr betrieben wurde, sei „im höchsten Grade taktlos" und „widerspreche dem Anstandsgefühl, das sich die Presse bewahren muß". Der Fall hat eine lange Vorgeschichte, nämlich den Erwerb des „Leipziger Tageblattes", eines Konkurrenzblattes der „L. N. N.", durch eine Gruppe, der auch der Verlag Ullstein angehörte. Seither verfolgt der angenehme Herr Herfurth, von dem schon in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift Ungewöhnliches zu lesen war, die Ullsteins mit all dem Haß, dessen ein Geschäftsmann und Chauvinist fähig ist, selbst dann, wenn er sein Blatt nach der Revolution den Sozialdemokraten anbot. Als der Ruhrkrieg begann, glaubte der Klein-Pariser endlich einen Haupttrumpf ausspielen zu können. Die Ullsteins geben nämlich, speziell für's Ausland, ein Wochenblatt der „Voß" heraus, das abwechselnd Exportbeilagen auch in fremden Sprachen enthält, darunter, o Schrecken, auch in französischer. Das nun benutzten die Leipziger Schlauesten zu einem Rachefeldzug. Sie ließen an die Inserenten der „Voß" ein Rundschreiben herausgehen, worin sie auf dies schmachvoll landesverräterische Treiben der Ullsteins gebührend hinwiesen und gleichzeitig selbstverständlich darauf aufmerksam machten, daß die Leipziger Neuesten sich infolge ihres wahren Deutschtums viel besser zur Insertion eigneten und übrigens auch im Preise billig seien. Die Ullsteins klagten aber wegen unlauteren Wettbewerbs und das Gericht verurteilte die Firma Herfurth. Man sollte meinen, daß damit der Fall erledigt wäre, daß die Konfrontation von Ullstein mit Patriotismus nach diesem Urteil wenigstens für eine Weile eingestellt werde. Mit nichten, — auch Herrn Stinnes' „Deutsche Allgemeine" haßt den Verlag, der sich zuweilen erlaubte, an den politischen Praktiken des großen Markentwertungsverdieners Kritik zu üben. Statt das Urteil bekannt zu geben, veröffentlichte diese wahrheitsliebende Redaktion einen Leitartikel, der das Urteil im Gegenteil vertuschte und nur eine anders textierte Wiederholung des

Anreißerbriefes der „L. N. N." war, mit demselben Aufwand sittlich-völkischer Entrüstung und derselben freundlichen Empfehlung ihrer eigenen Leistungen für Deutschland. Man kann nachfühlen, daß solche Empfehlungen für nötig gehalten werden. Ohne fortwährenden Trommelwirbel würde die Öffentlichkeit vielleicht doch zu intensiverem Nachdenken über die fürchterliche Tatsache gelangen, daß ein eminenter Teil dessen, was dem Mittelstand und dem kleinen Kaufmannstum in Form der bekannten „Verelendung" weggenommen worden ist, sich heute in den Kassen des Herrn Stinnes befindet, und daß aus dem politischen Einfluß nicht zum wenigsten dieses einen Machthabers die Situation erwachsen ist, die sich in der Ruhrbesetzung entlud und die demnächst vielleicht sogar zur Blockade Hamburgs und Bremens führen wird.

In Chemnitz lebt ein Witwer in einer kleinen Wohnung. Sein Flur-Nachbar, ein Offizier a. D., Rechtsrat von Beruf, möchte gern die Wohnung des Verwitweten. Da begeht der Alleinstehende etwas Unvorhergesehenes, er nimmt eine Frau zu sich, sie bestellt ihm das Haus, sorgt für ihn, vielleicht wird daraus ein neuer Ehefrühling. Mit Entsetzen vernimmt dies der Nachbar. Zuweilen legt er das Ohr an die Wand und horcht. Die Ergebnisse seiner Lauschertätigkeit teilt er dem Polizeipräsidium in Chemnitz mit und dies gibt — am 22. Februar 1923 — folgenden Befehl an den Chemnitzer Bürger heraus:

An Herrn X. Y., hier!

Sie unterhalten mit Fräulein Z. ein unsittliches, ärgerniserregendes Verhältnis.

Auf Grund der Bestimmung in § 2 unter 1 des Gesetzes A vom 28. Januar 1835, verbunden mit § 8 des Gesetzes vom 8. März 1879 wird Ihnen aufgegeben, sich dieses unsittlichen, ärgerniserregenden Verkehrs zu enthalten. Insbesondere wird Ihnen untersagt das gegenseitige Besuchen, Besuchsannehmen, das Wohnen und Nächtigen in einem und demselben Hause sowie jedes Betreten der gegenseitigen Wohnungen, auch wenn diese mit dritten Personen geteilt werden.

Für jeden Zuwiderhandlungsfall wird Ihnen eine Geldstrafe von 400 M. Geld, hilfw. vier Tage Haft angedroht.

Zur Vermeidung gleicher Strafen haben Sie ferner den gegenwärtigen unstatthaften Zustand des Wohnens in einem und demselben Hause binnen 14 Tagen, vom Empfang dieser Verfügung an gerechnet, durch Trennung zu beseitigen.

Polizeipräsidium.
gez. Dr. Schulze, Oberregierungsrat.

Chemnitz, reine Fabrikstadt, sozialistische Majorität, die radikalste Gegend in Sachsen. Und so ein Schulze, Oberregierungsrat, herrscht da im Jahre 1923, mit Ignorierung einer Revolution, nein, eines Jahrhunderts, bis ins Bett der Untertanen.

PAUL OESTREICH

REICHSGESETZLICHE VOLKSAUSLIEFERUNG?

Das „kleine“ Reichsschulgesetz zum Artikel 146, Absatz 2, das am 22. April 1921 eingebracht wurde, damals die deutsche Lehrerschaft und die Kulturbünde in Harnisch brachte und vor dem lauten Widerstand, so schien es, in einem Reichstagsausschuß lautlos verschied, dieses Reichsschulzerstörungsgesetz ist nun, ausgerechnet während die Franzosen im Ruhrgebiet stehen, plötzlich auferstanden und will hinter der Einheitsfront mit einem „Notexamen“ durchschlüpfen. Wie vom Donner gerührt war jeder ehrliche deutsche Kulturpolitiker, als er aus der Zeitung erfuhr: Das Kompromiß zum Reichsschulgesetz ist fertig, die Parteien der Mitte sind einig, das Gesetz wird schnell verabschiedet werden. Der Geschulte begriff, hier soll eine Sache „erledigt“ werden, die Allen peinlich ist, die Alle los werden möchten, die Einen, um sie heim zu bringen, die Andern, um durch den Schulzank nicht länger in ihren wirtschaftlich-politischen Aktionen gestört zu werden.

Wenige der Politiker — außer den stillvergnügten Siegern vom Zentrum und der evangelischen Orthodoxie — scheinen zu wissen, um was es geht und was kommen wird. Die Öffentlichkeit gar, von Brot- und Valutasorgen ausgefüllt, ist ganz interesselos. Die geeignetste Zeit, solche Entmannungsoperation zu vollziehen! Und nun darf hinter der Einheitsfront ja nicht einmal warnend geschrien werden. Wir schreien doch! Und wäre es auf einem Kirchhof, um die Toten aufzuwecken, die glaubten, sie stürben für ein Volk — nicht für Reiche und Priester!

Der Artikel 146 verspricht im Absatz 1: „Für den Aufbau des Schulwesens ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend. Diesem schönen Volkserziehungsprogramm aber folgt im Absatz 2, den Zentrumsdrohung mit Rheinlandabsonderung und Friedensvertragsablehnung in größter Vaterlandsnot 1919 den Sozialdemokraten abzwang, der Widersinn: „Auf Antrag der Erziehungsberechtigten sind Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Abs. 1 nicht beeinträchtigt wird.“ Das Nähere sollte die „Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes bestimmen.“ Dies Reichsgesetz wurde im April 1921 eingebracht.

Der Entwurf von 1921 zeigte den guten Willen eines Schulkompromißvaters von 1919, seinem Gewissen als Volkskulturmann zu genügen, und doch dem klerikalen Koalitionsbruder seine Wünsche zu erfüllen, es wimmelte also von Unmöglichkeiten. Die deutsche Volksschule ward in vier Schularten zerschlagen: Gemeinschaftsschulen [die „grundsätzlich allen Schülern offen stehen“, mit

Religionsunterricht als ordentlichem Lehrfach im Sinne des Artikels 149, Absatz 1, der Reichsverfassung, also mit getrenntem evangelischen und katholischen Religionsunterricht „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft" (Kirche)], Bekenntnis-, weltliche und Weltanschauungsschulen, wobei freilich die Gemeinschaftsschulen die Norm, die andern die Ausnahme sein sollten: „Die Volksschulen sind Gemeinschaftsschulen, soweit sie nicht nach näherer Bestimmung dieses Gesetzes (vom 22. April 1921) Bekenntnisschulen oder bekenntnisfreie Schulen bleiben oder werden. Die bekenntnisfreien Schulen sind entweder weltliche oder Weltanschauungsschulen." Die Einzelbestimmungen des Gesetzes stellten aber dann die bekenntnisfreien Schulen ganz in den Schatten und lieferten die Gemeinschaftsschule der Willkür des konfessionellen Angriffs aus (Lehreranstellung, Schülerrecht, Lehrbuchfrage). So starb der Traum der deutschen Lehrerschaft von einer nationalen Einheitsschule; gerade jetzt, in der Republik!, sollten Kirche und Bildungsabsonderung nie erhoffte Triumphe feiern? Die Lehrerschaft empörte sich, die Linksparteien protestierten, der Gesetzentwurf versank.

Nun ist er wieder da und — wie schaut er aus. 1921 war der Klerikalismus jeglicher Observanz keineswegs mit den Angeboten des Entwurfes zufrieden, er verlangte volle Auslieferung der Schule, unter dem Stichwort „Freies Spiel den Kräften!" Die heutige Lage scheint diesen vollen Sieg zu bringen! In dem Kompromißantrage heißt es: „Die Gemeinschaftsschule erteilt den Unterricht auf christlicher Grundlage ohne Rücksicht auf die Besonderheiten der einzelnen Bekenntnisse für alle Kinder gemeinsam; der Religionsunterricht wird nach Bekenntnissen getrennt erteilt. Bei Besetzung der Lehrerstellen an der Gemeinschaftsschule soll auf das religiöse Bekenntnis der die Schule besuchenden Kinder nach Möglichkeit Rücksicht genommen werden." Diesem § 2 des Gesetzes aber soll nach den bisherigen Mehrheitsbeschlüssen des Ausschusses voraufgehen ein § 1, der lautet: „Die Volksschulen sind entweder Gemeinschaftsschulen oder Bekenntnisschulen oder bekenntnisfreie Schulen! Hält man diese beiden Paragraphen zusammen und vergleicht sie mit dem Entwurf von 1921 und der Verfassung von 1919, so wird der restlose Sieg des Klerikalismus in seiner Verfassungswidrigkeit evident! Die Verfassungspythia verspricht Unabhängigkeit der Ausbildung von der Konfession und gesteht — als Ausnahmen! — Bekenntnisschulen zu, der Entwurf von 1921 legt also die „Gemeinschaftsschule" als Regelschule fest. Und 1923 beschließen Rechte und Mitte des deutschen Reichstages die Gleichberechtigung der „Gemeinschafts"-, der „Bekenntnis"-, der „bekenntnisfreien" Schulen! Offenbarer Verfassungsbruch, zu dem aber die den Weg bahnten, die 1919 den Janustempel des Artikels 146 erbauten und die, ohne die Verantwortung abzuschütteln, es vor zwei Jahren schon geschehen ließen, daß die neue

Mehrheit des Reichstages den Verfassungssinn von 1919 vergewaltigte: Staatssekretär Heinrich Schulz hatte in Weimar im Auftrage der Reichsregierung den Artikel 149, Absatz 2, „die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen bleibt der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat", offiziell dahin interpretiert, positiv!: „Zum Religionsunterricht muß a n gemeldet werden!" und der Reichstag beschloß zwei Jahre später: „Vom Religionsunterricht muß a b gemeldet werden"! Der Religionsunterricht wurde damit aus einer Sache der Spontaneïtät, des wirklichen Bekenntnisses zu einer Sache des Zwanges, der Normalität, des Kompagnieexerzierens! Es zeigte sich, daß Verfassungsgarantien nur soweit Wert haben, als lebendige Kraft hinter ihnen steht!

Der Ausschußbeschluß von 1923 zum § 1 des Entwurfes ist also nur der folgerichtige Ausdruck dieser neuen Gesinnung: Es wuchs der Appetit der kirchlichen Parteien: Die Bekenntnisschule ist nun unser, in ihr wird der ganze Unterricht, vom Rechnen bis zur Geschichte und zum Pappen „nach den Grundsätzen der Konfession" (durch die „Persönlichkeit" des Lehrers!) erteilt; unsere Pastoren und Kapläne werden schon dafür sorgen, daß kein Dorf ohne Bekenntnisschule bleibt! Aber — wenn doch irgendeine Gemeinschaftsschule übrig bleibt? In der würde dann außerhalb des Religionsunterrichts „weltlich" (sachlich!) unterrichtet werden! Entsetzlich! Also ist die Zentrumselastizität, die sonst erklärt, es gäbe kein „Christentum" außerhalb der Konfession, bereit, für die „Gemeinschaftsschule" eine „christliche Grundlage ohne Rücksicht auf die Besonderheiten der einzelnen Bekenntnisse" anzuerkennen. Dann, wenn das geschluckt wird, hat man die ganze Schule. Dann hat man die beste Einbruchspforte in die Gemeinschaftsschule! „Kirchliche Schulaufsicht" ist abgeschafft, aber nie war sie so da, wie sie dann kommen wird, wenn auch im deutschen, naturwissenschaftlichen Geschichtsunterricht der „Gemeinschafts"schule die christliche Grundlage bestimmend wird.

Wenn § 1 und § 2 so Gesetz werden — die andern Paragraphen würde man dann in der allgemeinen Fall- und Schlafsucht über Nacht unter Dach und Fach bringen —, was blüht uns dann?

Schlimmeres, als all die Entente-, Valuta-, Steuerbesorgten von heute sich ausmalen können! Der nationalliberale Pfarrer Hackenberg pflegte lange Jahre hindurch immer wieder den Dissidentenschutzantrag einzubringen, daß dissidentische Kinder nicht zur Teilnahme an einem Religionsunterricht verpflichtet seien. Damals — solange das erfolglos geschah — schickte Adolf Hoffmann seine Kinder in den jüdischen Religionsunterricht als den relativ unschädlichsten. Das war peinlich. Aber wenigstens waren damals oft die Kinder in den anderen Unterrichtsstunden vor der Muß-Religiosität sicher. In Zukunft aber gibt es das nicht! Alle Stunden

werden auf christlicher Grundlage erteilt! Das „Recht" besteht zwar, sein Kind vom Religionsunterricht abzumelden, aber — was ist damit nun geholfen? Die Dogmatik kommt durch Geschichte. Biologie, Rechnen!

Aber es gibt ja bekenntnisfreie, weltliche Schulen? Dahin könnt Ihr Antidogmatiker ja Eure Kinder schicken! Habt Ihr so wenig Vertrauen zur Überzeugungskraft Eurer Weltanschauung?

Dieser Hohn widerlegt sich selber. Der Klerikalismus rechnet mit dem Stumpfsinn, der Trägheit, der Bequemlichkeit der Massen. Er weiß: Bis auf einige Industriezentren ist der Geistliche Herr der Sitte, die Selbständigen sind eine Minderheit, und wenn Recht gleich Widerstreben gesetzt wird, so schleicht der Durchschnittsmensch davon. Weltliche bekenntnisfreie Schulen werden also nur vereinzelt möglich sein und stets wird an ihnen die Minierarbeit der kirchlichen Einflüsse nagen. Dazu werden es ausgemachte Proletarierschulen sein (wo bleibt da in der Republik das Gesamtvolk?), sie werden in kommenden Notzeiten in Lehr- und Lernmitteln, in Stipendien, in Wohlfahrtseinrichtungen mit den vollen Kirchensäckeln nicht wetteifern können! Und — wie gesagt — in kleinen Orten wird die nicht hinreichend zahlreiche Minderheit völlig ausgeliefert sein der „Bekenntnis"-, oder der in allen Fächern christlichen Gemeinschaftsschule.

Wenn das Gesetz nun irgendwie über Nacht angenommen wird. weil jetzt keine Zeit zum Kulturkampf ist, so — beginnt gerade der Kulturkampf! Achtzehn Monate später können die ersten Schulumwandlungsanträge gestellt werden! Und man sei sicher: achtzehn Monate später wird in jeder Schule, die nicht schon Bekenntnisschule ist, der klerikale Umwandlungsantrag einlaufen und der Kampf unter den „Erziehungsberechtigten" und denen, die es in den nächsten fünf Jahren werden sollen, beginnt: Der Kulturkampf in Permanenz! Gesetzlich verbürgt!

Aber was willst du! Kampf ist also unvermeidlich, kämpfen wir! — Ja, kämpfen wir, aber nicht, nachdem wir uns selber entwaffnet haben, wie es durch dies Gesetz geschieht! Der Kampf beginnt, beginne bei diesem Gesetz! Denn, wenn es Gesetz wird. so ist der Kampf zunächst verloren! Alle Nachteile werden den Antidogmatikern, den Volksschulleuten zugeschoben, aller Verfassungsschutz wird ihnen durch dies Gesetz genommen! Das Zentrum weiß wohl, weshalb es hinter der Einheitsfront sein Gesetz unter Dach bringen will: Schon nach dem Entwurf von 1921 sollen an der Bekenntnisschule nur Lehrer dieses Bekenntnisses angestellt werden, während an den weltlichen Schulen beliebige Lehrer, an den Gemeinschaftsschulen nun also auch „nach Möglichkeit" konfessionelle Lehrer angestellt werden! Die Lehrbücher werden „der Eigenart des Bekenntnisses angepaßt"!

Es wäre ein Buch zu schreiben, um das Idyll der „Zukunftsschule" plastisch aufzubauen. Zank, Seelenbedrängnis, Seelen-

fischerei, das ist ihre Geistigkeit. Und ihre Bücher sind konfessionell „eigenartig" gefärbt. Alle! Denn nun kommt die Not, die grausige, die dem Vielerlei an Lehrbüchern ein schnelles Ende bereiten wird. Nun kommen die Universalschulbücher und — die werden konfessionell, in den Lesestücken, der Biologie, den Rechenaufgaben! Denn „der ganze Unterricht ist konfessionell"! Es gibt ja kein Volk, es gibt nur Konfessionen!

Gegenüber dieser antinationalen Kompromißlerei ist der sozialdemokratische Antrag: „Die Gemeinschaftsschule ist grundsätzlich und ihrem Wesen nach unabhängig von dem Bekenntnis oder der Weltanschauung der Kinder, die sie besuchen, und der Lehrer, die an ihr tätig sind", im Recht! Die Kleinkinder gehören einem Volke an, in eine Kulturgemeinschaft sollen sie hineinwachsen, es gibt nur eine praktische Religiosität, in verschiedenen Gestaltungen! Verkehrt ist nur, daß sie dann beantragen, „bekenntnisfreier Religionsunterricht oder Moralunterricht ist an den Gemeinschaftsschulen ordentliches Lehrfach". Da nach Artikel 149 bereits konfessioneller Religionsunterricht „ordentliches Lehrfach ist", würden diese Gemeinschaftsschulen zweifachen, obligatorisch-fakultativen Religionsunterricht haben.

Kommt das Gesetz — und die Kampfmüdigkeit der Lehrer, der Demokraten, der Sozialisten läßt Schlimmes befürchten —, so gehört keine Prophetie dazu, um die Entwicklung zu übersehen. In dichtbevölkerten Gegenden werden die Schulen zerschlagen: zweiklassige weltliche und vierklassige Bekenntnisschulen treten für achtklassige Gemeinschaftsschulen ein (oder umgekehrt, jedenfalls „Niveau"herabdrückung!), überall sonst wird die Schule offen oder in „Gemeinschafts"-Maske klerikal, die Dissidenten werden keine Sonderzwergschule bezahlen können oder erlaubt erhalten, also wird nun ihre Nachkömmlingsschaft schulisch verkirchlicht!

Was ist zu tun? Den Kampf aufzunehmen! Die demokratischen Parteien müssen — alle! — begreifen, daß es ein Ausweichen in diesem Kampfe nicht gibt, daß sie mit der Jugend ihre eigene Zukunft aufgeben! Die nationale — richtig verstanden —, die Schule zum Volk ist das, was wir brauchen, und wahre Religiösität: Menschheitsliebe und -glaube! Der Kampf wurde allzu lange vermieden, jetzt rächt sich das: Im Augenblicke könnte der Klerikalismus bei einer Volksabstimmung in der Schulfrage siegen! Er kann es aber bald nicht mehr, wenn Arbeiterschaft und demokratisches Bürgertum ihre Schuldigkeit tun! Man treibe endlich aktive Schulpolitik, baue einen Volksbildungsplan (wie den unserer elastischen Einheitsschule) auf, der Erfolg wird nicht fehlen.

Auf keinen Fall aber darf das Reichsschulgesetz hinter dem Rücken der Einheitsfront durchgeschmuggelt werden. Solch fundamentales Gesetz darf nur beschlossen werden, wenn die öffentliche Diskussion ganz frei ist. Also fair play! Man warte, bis der Ruhrkonflikt erledigt ist.

„Helden und Händler“ so hatte während des Krieges Werner Sombart ein damals viel Aufsehen erregendes Buch genannt. Der Gegensatz heldischen und händlerischen Verhaltens wurde darin so überdehnt, daß diese beiden Typen als die äußersten Pole der Schöpfung erschienen. Nach Stimmung und Sitte jener Tage wurde dieser Gegensatz dabei möglichst zusammengeworfen mit dem Wesensunterschiede deutschen und englischen Volkstums, wobei man aber vollständig übersah, daß alles, was man Heldentum und heldisch nannte, im Grunde ebenfalls durchtränkt war von jenem Zweckbegriffe, der die „Selbstlosigkeit“ (im Sinne eines Nutzens zugunsten anderer) als den Kern heroischer Lebenshaltung betrachtet. Wir erinnern uns gegenüber solch billigem Begriffsspiele jener Worte Schopenhauers, daß das gesamte Leben des Menschengeschlechts heute eigentlich nichts anderes sei als ein einziger Zweck- und Handelsmarkt, wobei jedoch jeder eine Maske trage und scheinbar für Ideen und Ideale lebe, indeß er von diesen Ideen und Idealen sein eigenes Leben friste In diesem allgemeinen Lügenspiele dünke, so meint Schopenhauer, nur ein einziger ehrlich und maskenlos, nämlich der Händlerstand selber, welcher offen eingestehe, was alle anderen Stände mt irgendwelchen Fiktionen bemänteln, daß er im Grunde nur irgendeinen Vorteil oder eine Macht erringen wolle. Eingedenk dieses Wortes dürfen wir getrost sagen, daß wohl die gesamte Kultur (Politik, Staat, Wissenschaft wie Kunst) das Antlitz des Händlertums trägt.

Wir wollen in Folgendem in Kürze einige wenige Kennzeichen dieses Antlitzes zu formulieren versuchen, indem wir bewußt sind, mit dem Problem des Händlertums zu behandeln das Problem der menschlichen Werte überhaupt.

In einem Abgrund verborgen, von keinem Aug’ gesehen, blüht eine Blume still für sich selbst. Sie wirkt ihr eigenes Wesen aus. Ihres Lebens Inhalt besteht darin, die in ihrer besonderen Natur angelegten Möglichkeiten voll ausblühen und erfüllen zu können. Hierzu bedarf sie keinerlei Bezogenheit auf die Welt außerhalb ihrer; diese besteht für sie nur gerade soweit, als sie ihr verhilft zur Erfüllung der eigenen Vollkommenheit und Seeligkeit. Das gerade Gegenstück eines solchen Organismus ist ein Gefüge, in welchem ein jedes seinen Wert nur bezieht von Wille und Wunsch der anderen. Die Möglichkeit des blumenhaften sich selber genügenden Lebens ist unterbunden, sobald die Wesen sich zusammenrotten zum Markt, wo jedes sich selbst und seine Leistung darbietet im Wechselspiele von Nachfrage und Angebot. Wir wissen, daß die Stadt entsteht aus solchen Märkten. Das Bedürfnis des Austausches aller Werte führte zur Begründung neutraler Stätten, wo alle Unterschiede und Wesenheiten sich verwischen. Gehen wir heute durch

die Straßen einer Großstadt, so schreien uns stundenlang die Schilder und Aufschriften der Häuser in die Ohren, daß hier Menschen beieinander wohnen, deren jeder alles, was er ist und kann, darbietet als Ware oder Wert für jeden anderen, der gewillt ist, diese Ware zu bezahlen. Dieses Gepräge des Relativen und Bezogenen kann nun so stark werden, daß man schließlich garnicht mehr weiß, wo denn eigentlich die Substanz und Wesenheit des Lebens zu suchen ist, da doch ein jeder sein gesamtes Selbstgefühl zu beziehen scheint von irgendeiner Instanz außerhalb seiner Eigenart.

Der erste Charakterzug dieser Umgewöhnung der Menschen in die große Wirtschafts- und Staatsmaschinerie ist der Forschritt zur Sachlichkeit und Dinglichkeit. Alles Händlertum und mithin auch aller städtische Austausch und Markt will hinaus auf immer weitere Ausschaltung des Einmaligen und Subjektiven. Der Fortschritt des Handels selbst ist ein immer weiteres Zerstören des Persönlichen. Schemata, feste Formen und Normen, Münze, Geld, schließlich der Scheck und das bloß zahlenmäßige Kalkulieren tritt an die Stelle jenes Verkehrs von Mensch zu Mensch, wie wir ihn noch in den Bazaren und Kaufläden des Orients oder der südlichen Länder sehen. Persönliche Gefühle werden möglichst ausgeschaltet. Der Handel wird mithin immer sachlicher, logischer und gerechter. Um ein scheinbar an der Peripherie liegendes Beispiel zu nennen, möge hingewiesen sein auf den Umstand, daß durch die Schreibmaschine, und gegenwärtig noch mehr durch die Rechenmaschine, eine Fülle persönlicher und seelischer Beziehungen aus dem Geschäftsverkehr ausscheidet. Wer einen Brief in eigener Handschrift schreibt, gibt immerhin ein, wenn auch noch so kleines Stück Persönliches preis. Es ist daher im Geschäftsleben beinahe schon peinlich geworden, einen Geschäftsbrief handschriftlich schreiben zu müssen. Diese Versachlichung im Gefolge des Handels führt nun zuletzt dahin, daß die Mehrzahl aller Menschen gleichsam dauernd draußen steht und die Welt nur immer als eine dringliche, gegenständliche vor sich hat. Man lebt sachlich, aber man ist nicht in den Sachen darin. Die Objekte treten feindlich, herbe, hart der von ihnen abgelösten Seele gegenüber. Ja man kann sagen, daß dieser immer stärkere Handelsgeist erst alles und jedes zu einem sachlichen Wert macht. — Sehr bezeichnend gebraucht man auch für die geistige Welt die gleichen Ausdrücke wie für die händlerische, wie denn überhaupt Geldwirtschaft und Geisteswirtschaft im Grunde genau die gleiche Ablösung vom Lebenselement verbirgt. Der schöpferische Künstler empfindet sein Leben als Produzieren von „Werten"; er gibt sich also nicht mehr naiv, wie die Blume den Duft verstreut, der Vogel das Lied, sondern auch er wendet sich an einen durch Nachfrage und Angebot geregelten Markt des Schaffens und Leistens.

Das zweite Merkmal im Antlitz der auf Handlung und Handel gestellten Welt ist die Tendenz zur Technik. Wo der rechnerische Kalkül an die Stelle naiven Anschauens getreten ist, muß notwendig das Ideal auftauchen, alles und jedes berechenbar zu machen. In der Tat scheint es, als ob wir erst in den Anfängen einer technischen Entwicklung oder Entwicklung zur Technik stehen, von der wir kaum schon die rechte Ahnung haben. Es gibt kaum irgendein Gebiet, welches nicht zuletzt in weitestem Maße rechnerischer Voraussicht zugänglich wäre. Wenn wir die Umläufe der Gestirne oder das Rollen einer Roulettekugel vorausberechnen, so können wir zweifellos auch den Ausgang einer Wahlaktion, den Erfolg eines bestimmten Vortragthemas, eines Kunstwerkes, eines Theaterstücks einst völlig sachlich vorausberechnen. Damit aber wird dann alles naive Können und Erleben eingefangen in Betriebs- und Zwecksysteme. Der Erfolg, der Ruhm wird zum Kalkül; das schöpferische Leben wird zum bloßen Schaffen und Leisten. Da genau vorauszusehen ist, daß man nach Marktlage und Konjunkturwirkung gewinnen kann und die Welt keine Überraschungen und Wunder mehr zuläßt, so erscheint als Dummkopf jeder, der bloß den Gesetzen der eigenen Natur getreu auf alle Wirkung auf andere von vornherein verzichtet.

Damit stehen wir beim dritten und letzten Merkmale. Wir wollen es nennen, das Merkmal der Selbstlosigkeit. Sogar das Ich, das eigene Selbst streckt sich zuletzt nach den Maßstäben des großen Erdausnutzungsgeschäftes. Eines der ruchlosesten Worte, das ich kenne, ist das folgende Wort eines unserer berühmtesten Philosophen: „Man darf sein W e r k nicht mit sich selbst zerstören.“ Das zeigt den Gipfel aller erreichbaren Technik und Objektivität. Das Werk ist nicht mehr Lebensspur und Lebensausdruck eines einmaligen und in gleicher Art im gesamten Weltverlaufe nie sich wiederholenden Schicksals und Wesens, sondern das Wesen hat sich hingeopfert zugunsten der generellen Sachlichkeit und Gültigkeit für alle anderen. Die qualitativen Besonderheiten werden schon heute auf den meisten Gebieten nur noch empfunden wie ungehörige Launen, Schrullen und Subjektivismen. Man greift zu Büchern, um aus ihnen Sachlichkeiten zu erlernen. Eine Welt der Seelenlosen will nicht erfahren von der einmaligen Seele. Das Kunstwerk verflüchtet sich zu reiner Leisterei und Könnerei. Den größten Leistungen gegenüber aber hat man oft das Gefühl, als ob eine Menschenseele an ihnen gestorben und verdinglicht sei, so wie die ganze Wirklichkeitswelt unseres Wachbewußtseins bald nichts anderes mehr sein wird als ein frostiges Grabmal des an Wert und Wille zugrunde gerichteten Lebens.

Eine nicht ganz harmlose Erkrankung, die als Nervenfieber bezeichnet wird, hat mich seit einigen Wochen zum Gefangenen verurteilt. Sie macht mich unfähig, über irgend etwas, was nicht mit ihr zusammenhängt, nachzudenken. Darum gib dich diesmal keinen allzu großen Hoffnungen hin, lieber Leser, etwas Vernünftiges von mir zu hören. Alles, was ich dir heute zu bieten vermag, das sind die Träume eines Kranken.

Denn wahrlich, alle Krankheit ist Traum. Wenn ein Mann das Krankenlager aufsucht, die Bettgardinen zusammenzieht, — zu welchem Zwecke dient das anders — als um einen seltsamen und großartigen Traum zu erleben? Keinen Laut hereinlassen! Keinen Lichtstrahl! Vergessen, daß da unten der Alltag ruhelos weitergeht! Fühllos werden gegen die Unrast des Lebens, und nur den matten Pochen des eigenen Blutes lauschen!

Wenn es eine Einsamkeit gibt, wie nur Könige sie sich schaffen können, so ist es die des Krankenlagers. Hier ist der Patient unumschränkter Herrscher. Wie ein Souverän verfügt er über sein Kopfkissen. Er wendet es um, er türmt es mühselig auf, — um es einen Augenblick später wieder zu stürzen. Er zerknüllt es, ballt es zusammen, — und glättet es wieder, ganz wie seine fiebernde Phantasie es von ihm verlangt.

Wie ein Politiker wendet er sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Bald liegt er ausgestreckt, bald zusammengekrümmt, der Quere nach, oder die Füße am Kopfende — und doch kann kein Mensch ihm Gesinnungslosigkeit vorwerfen. Zwischen seinen vier Vorhängen ist er unabhängig. Für ihn gibt es nur das Eine — die Pflicht gegen sich selbst. Und diese Pflicht wird ihm zum Recht. Werde ich gesund? Außer dieser Frage existiert auf der Welt nichts für ihn.

Noch vor kurzem sah er voller Sorgen einer Gerichtsverhandlung entgegen, von der das Wohl und Wehe seines besten Freundes abhing. Nichts war ihm zu viel, als daß er es nicht getan hätte, um diesen Mann zu retten. — Heute ist die Verhandlung . . . . Es ist ihm so gleichgültig, als ginge es um irgendeine Angelegenheit in Honolulu. Im Hause flüstert man sich etwas zu . . . . Man will es ihm verheimlichen, aber er errät es doch: Das Urteil ist gefällt, — sein Freund ist ruiniert. Nichts beunruhigt ihn weniger als dieses „ruiniert". Er hat nur daran zu denken, wie er gesund werde. In diesem einen Gedanken gehen alle Sorgen um fremdes Leid rettungslos unter.

Ja, er hat sich mit seiner Krankheit gewappnet, wie mit einem Schild, und er rüstet sich mit seinen Leiden wie mit einem stählernen Hemd. Sein Wohlwollen hält er gleichsam hinter Schloß und Riegel, wie einen Jahrgang erlesenen Weines — nur für den eigenen Bedarf.

Er liegt da und bemitleidet sich selber. Der Gedanke an das, was er aushalten muß, bricht ihm fast das Herz. Er spricht sich Trost zu und schämt sich wahrhaftig nicht, ein bißchen über sich selbst zu weinen.

Unaufhörlich grübelt er darüber nach, wie er sich etwas Gutes antun könne. Er denkt sich kleine Kriegslisten aus und schafft sich künstlich Erleichterung. Er vervielfaltigt sich, indem er sich durch einen verzeihlichen Selbstbetrug in so viele Einzelwesen teilt, als er schmerzende Glieder hat. Manchmal hängt er trübsinnigen Betrachtungen nach über seinen armen, schmerzenden Kopf wie über einen Gegenstand, der ihn gar nichts angeht. Oder er sieht zur Abwechslung mit dem Ausdruck grenzenlosen Mitleids seine feuchtkalten, abgemagerten Hände an. Er ist sein eigener Mitempfindender und kein Mensch — so fühlt er — wird diesen Dienst so gut versehen wie er selber.

Nach Publikum fragt er nicht bei seiner Tragödie. Nur seine alte pünktliche Pflegerin ist ihm willkommen, die ihm seine Kraftbrühe und seinen Südwein bringt. Der gleichmäßig milde Ausdruck ihres Gesichtes tut ihm wohl, und er weiß, daß er vor ihr mit seinem Jammer genau so wenig zurückzuhalten braucht, wie vor seinen Bettpfosten.

Was sich in der Welt ereignet, kümmert ihn kaum. Er begreift die Pflichten und die Geschäfte der Menschen nicht. Höchstens läßt der tägliche Besuch des Arztes die Erinnerung in ihm aufdämmern, daß es da draußen auch noch andere Menschen gibt. Aber er liest in den Zügen dieses abgehetzten Gesichtes nichts anderes, als die Sorge um ihn, d e n Kranken.

Die fernen Geräusche des Haushalts stören ihn nicht. Schwache Laute, die anzeigen, daß das Leben dort seinen Lauf weitergeht, beruhigen ihn, weil er sich um nichts zu kümmern braucht. Beim gedämpften Laut des tücherumwickelten Klopfers zieht er schwer die Augenlider empor und schließt sie langsam, ohne sich zu erkundigen, wer es war. Die Vorstellung, daß es jemand gewesen sei, der sich nach seinem Befinden erkundigte, schmeichelt ihm zwar, aber er legt keinen Wert darauf, zu wissen wer da gefragt habe.

In der großen Stille und dem ehrfurchtsvollen Schweigen des Hauses herrscht er unumschränkt wie ein König in seinem Reich.

— — — — — — — — — —

Aber es braucht unserem Patienten nur ein wenig besser zu gehen, so wendet sich das Blatt. Erinnert man sich der liebevollen Behutsamkeit, der zarten Rücksichtnahme, mit der die Pflegerin das Krankenlager umgab, und vergleicht damit das weit unbekümmertere Benehmen, das sich nun in der Umgebung des Patienten bemerkbar macht, — es kommt sogar einmal vor, daß eine Tür zugeschlagen wird, — so begreift man, daß der Weg zum Kranken-

bett, bis zum Liegestuhl des Rekonvaleszenten, ein Herabsteigen von hoher Würde bedeutet, ja einer Entthronung gleichzuachten ist.

Und wie rücksichtslos geht die wiederkehrende Gesundheit mit dem Genesenden um! Sie läßt ihn, bildlich gesprochen, wieder zu seiner früheren, alltäglichen Gestalt zusammenschrumpfen. Was bleibt ihm nun noch von der Ausnahmestellung, die er bisher sich selbst und seiner Umgebung gegenüber einnahm? Sein Krankenzimmer, die Bühne seiner Königstragödie, — auf der er zum Schauspieler seiner despotischen Idee wurde — — was für ein gewöhnliches Schlafzimmer ist nun daraus geworden! Die pedantische Ordnung des Bettes hat geradezu einen Zug ins Kleinliche und Unbedeutende.

Und was das Schlimmste ist, — das Bett wird jeden Tag gemacht! Ach, nun gleicht es nicht mehr, wie vorher, als man es höchstens alle zwei Tage einmal in Ordnung brachte, dem weiten Ozean in Sturm und Wellen! Wenn man ihn damals, während er Angst und Schmerzen ausstand, für ein Weilchen heraushob, so mußte er sich diesen Übergriff einer höchst widerwärtigen Ordnung, die sein schlotternder Körper tief mißbilligte, wohl oder übel gefallen lassen. Und erst wenn man ihn wieder hineingehoben hatte, fühlte er sich in Sicherheit . . . Nun war er wieder Herr über sein Bett! Er durfte es von neuem zerwühlen, bis jede Falte des Leintuches ein neues Dokument seiner Krankheitsgeschichte darstellte. . . . Und in der Tat, die Runzeln eines menschlichen Gesichtes können keine wahrere Geschichte erzählen, als die vielen Falten eines zerknitterten Bettuchs. — —

Zerstoben sind nun all die spukhaften Traumbilder, verstummt die Seufzer, die aus den geheimnisvollen Tiefen eines furchtbaren und unbekannten Leidens emporstiegen. Die tausend kleinen Qualen sind bezähmt. Das Rätsel der Krankheit ist gelöst, und der herrliche Philoctet wird wieder ein ruhmloser Alltagsmensch.

Vielleicht, daß noch ein Rest jener Träume von Macht und Größe in den seltener werdenden Besuchen des Arztes weiterlebt! Aber wie durchaus verändert ist auch dieser Arzt! Ein Mann voll Neuigkeiten und Geplauder, dem nichts ferner zu liegen scheint, als die Sorge um seinen Patienten. Ist das wirklich der selbe, der sich noch vor wenigen Tagen zwischen ihn und seinen grausamen Feind, — den Tod, — stellte, als ein feierlicher Abgesandter der allversöhnenden Natur?

Mag denn nun alles dahingehen, was die Krankheit zu einem weltbewegenden Ereignis machte! Die Zaubermacht, die den Haushalt verstummen ließ, alle Sorgen der Umwelt und die eigene, weit zärtlichere Besorgnis. Was ward aus jenem Menschen, der, die ganze Welt vergessend, in sich selber eine Welt zu tragen glaubte, die doch nichts anderes war, als sein eigenes Theater?

„Zu einem Punkt ward er im leeren Nichts.“

(Freie Übertragung von Cläre Heuser.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Aprilwoche

Der bayerische Handelsminister von Meinel hat in einer Großhändlerversammlung zu München eine Rede gehalten, die sich in so bemerkenswerten Wendungen über die **Markstabilisierungspolitik** ausließ, daß der Versuchung nicht widerstanden werden kann, dies typische Produkt derzeitiger wirtschaftlicher Publikumsbelehrung mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Nach der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erklärte der Minister in anerkennenswerter Aufrichtigkeit, die Stützungsaktion habe „keine endgültige Stabilisierung verfolgt", sie habe nur dazu gedient, die Entwicklung für „einen längeren Zeitraum hinzuhalten". Das ist. wie gesagt, aufrichtig, wenngleich es nicht ganz mit einer kühneren Behauptung harmoniert, die der Reichsfinanzminister Hermes vor kurzem im Reichstage aufstellte: daß nämlich die Stützungsaktion „die erste Etappe einer dauernden Sanierung unserer Währungspolitik" darstelle. Aber mag dieser Zwiespalt zwischen der Meinung beider Minister schon schwer auszugleichen sein, so scheint eine andere Differenz noch unüberbrückbarer, nämlich: daß Herr von Meinel die Aktion (an deren Wirksamkeit er offenbar ein wenig zweifelt) auf einmal gar nicht mehr als Aktion, sondern als natürliche (natürliche), — wie gesagt: als „natürliche Reaktion auf den ohnehin übermäßigen Aufstieg des Dollar" betrachtet wissen will; während Herr Hermes, der Nichtzweifler, seinerzeit sichtlich Wert darauf legte, an den Lorbeeren einer durchaus nicht natürlichen, einer meisterhaft durchgeführten Staatsmannshandlung zu partizipieren. Immerhin: Herr von Meinel legt ein Pflaster auf die Wunde, indem er die Aktion, die gar keine Aktion, sondern ein Naturereignis war, andererseits jedennoch auch wiederum rechtfertigt. Ohne das Eingreifen der Reichsbank, meint er nämlich, „wäre es unmöglich gewesen, genügend englische Kohlen zu kaufen." Das ist nun aber doch ein Plädoyer, an das hoffentlich auch der kollegiale Advokat nicht glaubt. Denn hat irgendwer davon gehört, daß die englische Kohle durch die Pfundverkäufe der Reichsbank etwa billiger geworden ist? Durchaus nicht, als einziger Unterschied gegen früher ergibt sich: früher hätten die Importeure die Pfunde, mit denen sie die Kohle bezahlen, mit größeren Marksummen bei der Reichsbank einkaufen müssen, jetzt werden sie ihnen, auf Umwegen, für geringere in die Hände gegeben, während die Differenz vom Volksvermögen gezahlt wird. Man soll diesen aktensicheren Tatbestand selbst als Minister und Kollege nicht ganz übersehen, — oder lieber überhaupt nicht von der Kohle reden, das Kapitel ist ohnedies nicht übermäßig reinlich. Während Herr von Meinel doch so viel auf Reinlichkeit hält, daß er sogar „das Bemühen vieler tadelt, sich auf Kosten anderer Volksgenossen wertbeständige Anlagen zu sichern". Dieser „Trugschluß" sei „schon längst erwiesen". Aus diesen

Worten, man muß es anerkennen, funkelt ja nun geradezu eine romantische Schwärmerei; die achtet nicht der Dollaranleihe, der Rhein-Main-Donau-Anleihe und sonstiger wertbeständiger Trugschlüsse; die achtet nicht der Tatsache, daß sehr viele nahe Freunde eben des Handelsministers Meinel „das Bemühen, sich auf Kosten anderer Volksgenossen wertbeständige Anlagen zu sichern", durchaus noch nicht als Trugschluß erkannt haben; die achtet nicht des Umstandes, daß ein gut Teil der Kraft, auf die sich mancher Minister und manche Regierung heute stützen, fast nur aus der Propaganda von Organen stammt, die gerade jenen erwiesenen Trugschluß ihre Subventionen verdanken; die ist da und ist schön und weiß nichts vom Leben! Warum sollten Schwärmer von Kohle reden!

Ein hübsches Beispiel für jene Politik wirtschaftlicher Tatsachenverschleierung, von der hier kürzlich die Rede war, liefert die Art und Weise, in der soeben die neue Regulierung der Beamtenbezüge erfolgt ist. Im Einklang mit jenem unhaltbaren Erlaß des Reichswirtschaftsministers Dr. Becker gegen weitere Lohnerhöhungen in der „Preisabbauperiode" mußte natürlich vor allem die Regierung selbst versuchen, neue Aufbesserungen ihrer Angestellten zu verhindern. Der Versuch mißlang selbstverständlich, wie so mancher andere dieses Ministers, — die Tatsachen waren stärker als das ministerielle Plädoyer. Indessen hatte man sich mit Beschwörungen und Weigerungen so festgelegt, daß ein einfacher Rückzug nicht mehr angängig schien, — und so refüsierte man den Beamten nach wie vor zwar die offen sichtbare Aufbesserung, bewilligte ihnen aber für die zwei Monate April und Mai ein drittes Monatsgehalt als Extrazugabe. Gezahlt wird mehr, aber die Tarife, gottlob, bleiben. Und jedwedermann staunt, was eine Eisenenergie vermag!

An der Wiener Börse gab es im Laufe dieser Woche eine plötzliche Hausse in Montanwerten. Aus welchen Gründen? Die Blätter meldeten darüber: „Besonders belebend wirkten Mitteilungen über umfangreiche Schienenbestellungen der deutschen Reichsbahn bei der Alpinen Montangesellschaft." Die Alpine Montan, in Österreich belegen, ist bekanntlich Eigentum unseres Stinnes, der Vorgang beansprucht also doppeltes Interesse: erstens weil es sich um deutsche Reichsaufträge und zweitens, weil es sich um Stinnes handelt. Ist es notwendig, deutsche Schienenaufträge nach Österreich zu vergeben, ist anzunehmen, daß die österreichischen Preise billiger sind, als die deutschen? Das würfe ein angenehmes Licht auf die Entwicklung in der deutschen Eisenfabrikation und wäre eine sehr düstere Illustration zu der industriellen Entwicklung unter der Ruhrbesetzung. Auskünfte des Reichsverkehrsministeriums über Umfang, Preise und Beweggründe dieses Auftrags wäre sicher nicht fehl am Ort. Anderseits aber erfährt man wiederum mit Genugtuung, daß, wie immer die Konjunktur

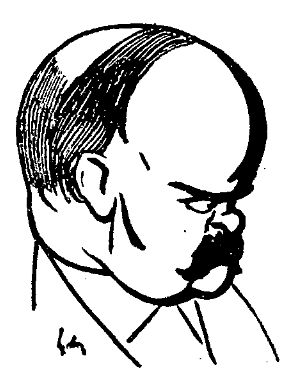
sich auch gestaltet, Herr Stinnes, der Verhaftete, auf der Gewinnseite liegt. Ohne Ruhrbesetzung Kohlenproduzent, unter der Ruhrbesetzung Kohlenimporteur, ohne Ruhrbesetzung als Deutscher, unter der Ruhrbesetzung als Ausländer: — Herrn Stinnes hat es der liebe Gott und sein Freund Castiglioni beneidenswert glücklich arrangiert.

Es war nicht sehr weise, die — nun ja: Gepäckrevision, der eben derselbe Herr Stinnes an der Zollgrenze unterzogen worden ist, in dieser dramatischen Form dem Volke mitzuteilen. Denn während eine wirkliche Mißhandlung, eine wirkliche Gefangensetzung der Reputation des Mühlheimer Magnaten so zustatten kommen würde, daß man im ersten Moment fast zu glauben versucht war, er habe sich dies kleine Golgatha selbst „gerichtet", lenkt die bald festgestellte Bedeutungslosigkeit des Vorgangs die Aufmerksamkeit im Gegenteil auf's neue auf die Tatsache, daß den eigentlichen Gebietern im Ruhrrevier bis zum heutigen Tage auch noch nicht ein Härchen gekrümmt worden ist. Kohlenlieferungen werden verweigert, offenbar und betontermaßen doch von den Zechenbesitzern —: aber außer Fritz Thyssen (nicht August, dem Vater, dem eigentlichen Besitzer), der überdies mit 4000 Franken davonkommt, werden nur Angestellte, Direktoren und Beamte vor Gericht zitiert. Transporte werden verweigert, Steuern nicht abgeführt, — aber alle Maßnahmen richten sich in keinem einzigen Falle gegen diejenigen, die doch die letzte Verantwortung tragen, sondern immer nur gegen mehr oder minder Subalterne. Es ist die eigentümlichste und aufregendste, die konsequenteste und planvollste Verschiebung der Verantwortlichkeit, und niemand wird die Frage ersticken können, die immer verwundeter in immer breiteren Schichten auftaucht: Was in Teufelsnamen veranlaßt eigentlich die Franzosen zu dieser erstaunlichen Courtoisie gegen Stinnes, Krupp, Kirdorf, Thyssen, Klöckner und wie sie sonst heißen mögen? Es wäre ein Segen für Stinnes, wenn er wirklich mal verhaftet würde, es wäre fast schon eine Entlastung. Aber er wird ja nicht verhaftet! Verhaftet wird nur, was in seinem Brote steht.

Einige Bankiers und Börsenleute fühlen sich bemüßigt, Betrachtungen über die Gewinne anzustellen, die die Markintervention dem Bankhaus Mendelssohn abgeworfen habe. Sie behaupten, daß die Firma nicht nur, wie es selbstverständlich ist, dank ihrer vorherigen Kenntnis der Prozedur sehr lukrative Eigenoperationen vorgenommen habe, sie nennen auch fast phantastische Ziffern als Honorar für die Interventionstätigkeit. Solche Betrachtungen erscheinen furchtbar kleinlich. Man muß bedenken, daß sich die Firma Mendelssohn andererseits auch niemals berechtigten Ansprüchen entzogen hat, wenn sie dem Vaterland einmal opfern sollte. Soeben erst ist bekannt geworden, daß sie gemeinsam mit ihrer holländischen Verbindung de Bary den außerordentlichen Betrag von 4100 Gulden für die Ruhrhilfe gesammelt hat!

Im November 1921, als Loucheur mit Rathenau in Wiesbaden verhandelte, erschien im „Popolo Romano“ diese Studie über den französischen Industriekapitän. Sie hat jetzt neue Aktualität gewonnen:

Loucheur ist in Frankreich weder volkstümlich noch sonderlich beliebt. Während des Krieges, als er zunächst 1916 Albert Thomas im Munitionsministerium unterstützte, um ihn 1917 ganz zu ersetzen, hat sich Loucheur seine Kollegen von der Industrie zu Feinden gemacht. Mittels der Unternehmungen, in denen er die Kontrolle ausübte, der Gesellschaft für elektrische Beleuchtung (Société pour l'illumination électrique) und der Thompson-Houston, hat er auf die Senkung der Preise für Waffen Einfluß geübt. Seine Kollegen sagten damals, nachdem er sich bereichert habe, suche er nun auf ihre Kosten sich populär zu machen. Aber die Popularität kam nicht, denn sie hätte ihm nur von den Arbeitern verliehen werden können: ihm, der in einem Industrieland geboren, sich aus nichts emporgearbeitet hatte, ein leidenschaftlicher Streber und zuletzt ein großer Industrieller. Aber die Arbeiter hüteten sich, sie ihm zu geben: nicht nur, weil der Parlamentarismus in Frankreich bei der Arbeiterklasse unpopulär ist, sondern auch, weil im Gegensatz zu den deutschen Männern seines Ranges Loucheur sich von seinem industriellen Leben entfernt hatte, um sich vollständig der Politik in die Arme zu werfen.



Der Großvater Louis Loucheurs war ein armer Weber von Roubaix; wie alle Bauern und Handwerker in der ganzen Welt von dem Wunsche beseelt, seine Kinder in bessere Bedingungen zu bringen, als die eigenen, machte er aus seinem Sohn keinen Weber, sondern unter großen Opfern einen Baumeister. Dem Beispiel des Großvaters folgend, schickte der Vater Louis' seinen Sohn auf das Polytechnikum. 1893, mit 21 Jahren, trat Louis Loucheur, der die Opfer seiner Eltern begriffen und darum angestrengt gearbeitet und auch Stipendien errungen hatte, als Ingenieur in den Dienst der Nordbahn. Das ist der Posten, wie ihn Vater und Großvater für ihn geträumt hatten: ruhig, sicher, mit Aussicht auf Karriere, Ehren und Pension. Und Loucheur fühlte sich wohl dabei, weil er zum Teil die Richtung seiner Familie geerbt hatte.

Aber 1899 geschah es, daß ein Kollege vom Polytechnikum, Giros, ihn ausgrub, weil er zur Ausführung eines staatlichen Baukontraktes eines Kompagnons bedurfte. In der Firma Giros & Loucheur spielt er nur die zweite Rolle: Giros hatte das Kapital und die Verbindungen beschafft. Unter solchen Bedingungen arbeitet Loucheur an der Konstruktion des Kanalisationsnetzes der Stadt Commercy, der Wasserleitung von Bargou in Tunis, der Elektrizitätswerke und der Überlandzentrale des französischen Nordens.

Mit der Zeit schwingt sich Loucheur zum leitenden Kopf der sich immer mehr erweiternden Unternehmung auf. Durch seine Initiative erhält die Firma den Kontakt für die Verdoppelung der Eisenbahnlinie St. Denis-Villiers-le-Bel, baut sie die elektrischen Zentralen der Siagne, der Sioule, der Vis, der Roizonne, der Elektrizitätsgesellschaft der Loire und des Centre. Die Tätigkeit des Hauses wächst schwindelerregend. Loucheur hat das kleinbürgerliche Erbteil seines Geschlechts, das sparsame und ruheliebende, abgeworfen und strebt bereits über die Grenzen seines Landes hinaus. Nachdem die Giros & Loucheur das Tramwaynetz des Departements Haute-Vienne für 20 Millionen Francs zusammen mit einer der größten Marseiller Gesellschaften gebaut hat, sucht und erhält sie die Konzession für die Verbesserung des Straßenbaus des Ottomanischen Reiches — 110 Millionen Franken. In Rumänien und in der Türkei führt Loucheur öffentliche Arbeiten aus, Ausbau von Wasserkräften, Straßen- und Brückenbauten.

1914, bei Kriegsausbruch, ist Loucheur einer der ersten, der begreift, daß der Krieg die Verhältnisse in der Lohnarbeit umwälzen muß, und daß es nötig sein wird, die Industrie auf die Beschäftigung zahlloser ungelernter Arbeitskräfte umzustellen: hauptsächlich auf große Massen von Frauen, die auch die elementarsten Begriffe der Industriearbeit bisher nicht kennen. Und nach diesem Prinzip organisiert er die Fabriken der Société pour l'illumination électrique, die bald in der Lage ist, 30 000 Geschosse täglich herzustellen. So wird er mit einem Schlage einer der wichtigsten Rüstungsindustriellen. Die Firma Giro & Loucheur wandelt sich in eine „Allgemeine Gesellschaft für technische Unternehmungen", aber der Name Loucheur ist außerdem überall, wo von einer großen industriellen Unternehmung oder Organisation die Rede ist. 1916 wird er von Albert Thomas zum Unterstaatssekretär im Munitionsministerium gemacht, 1917 tritt er als Minister an seine Stelle.

Von da an verläßt Loucheur allmählich seine industrielle Tätigkeit. Die Politik bemächtigt sich seiner und nimmt ihn vollständig in Beschlag. Loucheur ist von nun an nur mehr der Kriegsgewinnler und Politiker. Um frei zu sein, tritt er von seinen Stellungen als Aufsichtsrat in 48 Direktionen zurück, wo die bloßen Tantièmen ihm 400 000 Franks im Jahre eingetragen hatten.

Und gerade das ist ihm vorgeworfen worden: indem er aufhörte, ein großer Industriekapitän zu sein, war er von einer Ordnung, die alle Macht der sozialen Umwandlungen in sich schloß, zu einer Ordnung von geringerer Wirkungsmöglichkeit übergegangen: dem Parlamentarismus. 1919 läßt er sich im Departement du Nord zum Abgeordneten wählen; 1920, nach dem Sturz Clemenceaus, verläßt er vorübergehend die Regierung, um 1921 mit Briand als Minister für die befreiten Gebiete wiederzukehren. Er will höher steigen, aber seine Macht sinkt. Die politische Macht Loucheurs rührt von seiner industriellen Macht her; heute vergißt er das und vernachlässigt die industrielle Macht um die politische.

Mit der Zusammenkunft von Wiesbaden schwang sich Loucheur zum Staatsmann auf. Was er dort abschloß, waren nicht bloß die Verhandlungen über den Wiederaufbau der befreiten Gebiete; es war die Gesamtannäherung Frankreichs und Deutschlands, die er nach drei Jahren diplomatischer und politischer Vorbereitungen einzuleiten und zu fördern suchte. Seine ganze Energie richtete er auf dieses Ziel. Er arbeitete bis zur physischen Erschöpfung. Man erzählt von ganzen Wochen, in denen er nur wenige Stunden geschlafen hat.

GLOSSEN

EINE SELBSTANZEIGE

Walter Bloem hat das blutige Geschehen von 1914 bis 1918 in einem großen Werke „Der Weltbrand" darzustellen versucht. Es entstand ein geschichtliches Werk, das vor ähnlichen Büchern den Vorzug innerer Unabhängigkeit voraus hat. Dem Deutschen, der nicht bloß hypnotisiert in die Vergangenheit starrt, dem Deutschen, der die Zukunftsmöglichkeiten des Reiches und des Volkes ins Auge faßt, sei das Werk, das W. Bloem hier anzeigt, wärmstens empfohlen.

Ich lese gern Vorreden, aber ich schreibe nicht gerne selber welche. Von allen meinen Büchern weist nur „Sturmsignal —!" eine solche auf. Ich mag mich nicht in Werken, die für eine längere Dauer bestimmt sind, auf die Stimmung des Augenblicks festnageln, in dem ich sie entlasse. Trotzdem ist es ein unbehagliches Gefühl, diese Stimmung ganz für sich behalten zu müssen. Dieses Gefühl erklärt das Phänomen der Selbstanzeige, möge auch diese rechtfertigen. Ich bin Stephan Großmann dankbar, daß er sie angeregt hat.

Das deutsche Volk als Gesamtheit kennt seine Geschichte nicht. Kein Wunder, daß es sie nicht versteht. Grund: sie ist um ein vielfaches verwickelter und schwerer zu schreiben, zu lehren und darum auch zu begreifen als diejenige jedes anderen Volkes.

Das gilt auch für den letzten schon bis zu einem gewissen Grade historisch gewordenen Abschnitt unserer nationalen Geschichte: für den Weltkrieg. Millionen deutscher Männer wissen: wie es war. Kaum eine verschwindende Minderzahl weiß: wie es kam.

Das war's, was ich zeigen wollte — zeigen zu sollen glaubte. Ich bin kein Historiker vom Fach. Ich konnte den Versuch, dem deutschen Volke seine größte Tat und sein größtes Leiden zu erzählen, nur unternehmen als der, welcher ich bin: als der glühende Patriot, als der leidenschaftliche Soldat, als der Dichter, der sich eingehend mit der Schilderung kriegerischer Erlebnisse unseres Volkes befaßt hat. Und schließlich hatte ich den Krieg mitgemacht: als Frontkämpfer in West und Ost, als Mitglied der belgischen Verwaltung und als Angehöriger der Nachrichten-Abteilung des Generalstabes des Feldheeres: Dienststellen, die in solchem Wechsel kein anderer Deutscher meines Berufes bekleidet hat.

In diesen Voraussetzungen liegen meine Möglichkeiten und ihre Grenzen beschlossen. Der letzteren bin ich mir deutlich bewußt — über die ersteren mögen meine Kritiker urteilen und haben es auch bereits an mancher maßgebenden Stelle getan.

Was ich — statt Vorrede — hier der Öffentlichkeit sagen möchte, ist dieses: es gibt für uns nur einen Weg der Urteilsbildung: den der unbedingten subjektiven Wahrhaftigkeit. Jeder von uns, der sich eine Meinung erkämpft hat, und das Recht und die Fähigkeit zu besitzen glaubt, sich der Nation zu offenbaren, soll,

nein muß das tun. Vollends, wenn er so völlig unabhängig ist wie ich es bin. Für mich hat mein Leben keinen andern Sinn und hatte nie einen andern als den: meinem Vaterland zu dienen.

Als ein solcher Dienst ist mein Buch entstanden. Ich habe bei den Vorarbeiten und in der Niederschrift mir selber erst dasjenige erarbeitet, was ich an Verständnis für unser größtes nationales Schicksal zu besitzen glaube. Dieses Verständnis aber läßt sich in einem Worte zusammenfassen: eben in diesem Worte: Schicksal. Es ist sinnlos, nach einer Schuld oder gar nach Schuldigen zu suchen. Wenn irgendwo, dann ist hier Notwendigkeit: unerbittlich logische Folgerichtigkeit.

Alle Männer, alle Menschengruppen, die auf deutscher Seite „handelnd", also durch Willensakte in dieses Schicksal eingegriffen haben, gaben ihr Bestes: faßten ihre Entschlüsse und setzten sie in Taten um aus dem ehrlichen Bewußtsein heraus, das Beste ihres Vaterlandes zu fördern. Alle Kritik also, welche laut werden muß, richtet sich gegen die Verstandesseite im Menschentum dieser Männer, dieser Gruppen. Vorwürfe gegen die Gesinnung und in diesem Sinne gegen den Charakter der entscheidenden Persönlichkeiten und Parteien sollen und können nicht erhoben werden. Der deutsche Mensch in seiner Gesamtheit hat charakterlich die Probe des Weltkrieges bis zur äußersten Grenze seiner Möglichkeiten bestanden

Das müssen wir alle erkennen, einer vom andern. Aus dieser Erkenntnis allein kann das große gegenseitige Verstehen und Verzeihen erwachsen, das die Grundlage unseres künftigen nationalen Lebens werden muß, der einzig denkbare Ausgangspunkt unseres Aufstiegs, unserer Wiedergeburt. *Walter Bloem.*

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

„Die Reichsbank und der Wechseldiskont"

Sehr geehrter Herr Schwarzschild! Ihren Artikel „Die Reichsbank und der Wechseldiskont" aus der Nummer vom 10. März, möchte ich deswegen nicht unwidersprochen lassen, weil ich aus Ihren früheren Aufsätzen schließen zu können glaube, daß Sie die Ansicht vertreten, dem Kaufmann müsse gestattet werden, seine Vermögenssubstanz zu erhalten.

Der von Ihnen vorgeschlagene Indexdiskont würde, wenn er gegen Ende des letzten Jahres bereits bestanden hätte, die Versorgung des Marktes mit Waren einfach unmöglich gemacht haben. Als der Geldwert anfing, so rapid zu sinken und außerdem die Devisenverordnung es dem Inlandskaufmann unmöglich machte, sich für Verkäufe von Waren sofort wieder mit wertbeständigem Ersatz zu versorgen. konnten sich viele Kaufleute nur dadurch helfen, daß sie durch einen Wechsel die Bezahlung einer gekauften Ware bis nach deren Verkauf hinausschoben. Es hat also Herr Müller am 10. Oktober einen Wechsel über 1 Million akzeptiert,

der am 10. November verfällt. Während dieses Monats konnte Herr Müller die Ware verkaufen und das Geld zum 10. November bereit stellen. Hätte er fürchten müssen, daß ihm am Fälligkeitstag des Wechsels noch eine Indexdiskontrechnung von 70 % präsentiert würde, so hätte er natürlich mit dem Verkauf der Ware bis ganz nahe an den 10. November warten müssen, was, wenn Herr Müller z. B. Detailleur ist, natürlich ein Ding der Unmöglichkeit darstellt.

Noch weitaus schwieriger durchführbar, wenn nicht geradezu unmöglich erscheint mir jedoch das Problem des Indexdiskonts deswegen, weil ich nicht weiß, wie dieser Diskont zu Zeiten steigenden Geldwertes gehandhabt werden sollte. Sinngemäß müßte der Wechselschuldner bei steigendem Geldwert am Fälligkeitstage weniger bezahlen müssen. Für die diskontierende Bank würde der Erhalt einer kleineren Summe, auch wenn diese kleinere Summe die gleiche Kaufkraft darstellt, unbedingt einen Verlust bedeuten, insbesondere aber für die Reichsbank, denn während bei jedem Warenkaufmann der Wert von deutschem Geld und Gold innig verquickt ist, sind für die Reichsbank beides zwei ganz getrennte Begriffe.

Wenn Herr Müller am 10. Februar einen Wechsel über 1 Million unterschrieben und bei der Reichsbank diskontiert hat, am 10. März aber nur ½ Million hingeben muß, so hat die Reichsbank einen Verlust von ½ Million, denn die zweite halbe Papiermillion ist ja mittlerweile von ihr in Umlauf esetzt worden, und sie erhält kein Äquivalent dafür.

Andererseits ist es einleuchtend, daß ein Indexdiskont auch für steigenden Geldwert in Form eines Disagios Geltung haben müßte, denn Herr Müller könnte ja vielleicht die mit dem Wechsel bezahlte Ware am Fälligkeitstag noch nicht verkauft haben, für ihren Verkauf aber nur noch die Hälfte erlösen können. Dieses Risiko besteht natürlich auch bei dem heutigen Zustand. Es ist aber nicht so sehr gefährlich, weil der Wechselschuldner während sinkenden Geldwertes durch seine Wechselschulden seinen Papiergeldbesitz ja auch erhöhen konnte. Wenn Sie ihm aber diese Möglichkeit durch die Einführung des Indexdiskont — bei steigendem Geldwert jedoch aussetzt, so liegt es auf der Hand, daß Herr Müller in diesem Monat ruiniert würde.

Franz Wolff, Hamburg.

Antwort in Kürze:

1. Es ist selbstverständlich, daß die Ansetzung des Indexdiskontes so geschehen müßte, daß eine im letzten Teile der Diskontfrist ganz plötzlich eingetretene Geldentwertung nicht voll ausgedrückt wäre. Darum ist in dem Aufsatz gesagt worden, die Höhe des Indexdiskontes würde „in irgend einer milden Rechnung ... zu bestimmen sein". Außerdem ist darauf hingewiesen worden, daß sich unter dem Einfluß eines Indexdiskontes die Anpassung der Preise an die jeweilige Valutalage rascher und vollkommener vollziehen würde als bisher. Drittens aber — und das ist die Hauptsache, — sind überhaupt keine Schwankungen des Geldwertes in bisherigem Grade mehr zu erwarten, wenn die stete Schaffung zusätzlicher Kaufkraft auf dem Um-

wege über den Wechseldiskont aufhört.

2. Es ist ebenso selbstverständlich, daß bei steigendem Geldwert der umgekehrte Indexdiskont in Anrechnung gebracht werden müßte. Auf die reale Bilanz der Reichsbank würde dies keineswegs verderblich einwirken. Auch bei der Reichsbank sind Geld- (Papier) und Gold- (Valuten) Werte innig verquickt, und auf dem Wege über den negativen Indexdiskont würde jeweils die dem veränderten Geldwerte entsprechende Kontraktion des Umlaufs usw. ermöglicht.

TISCH MIT BÜCHERN

René Maran. Batuala. (Rhein-Verlag, Basel). Maran ist ein Neger. Man begreift die Sensation die sein Buch in Paris hervorrief. Der Prix Goncourt, der dafür ausgeworfen würde, unterstrich sie noch. Das war besonders tapfer, weil „Butuala" eine Kampfansage an den Zivilisationsdünkel und die Brutalität der franzäsischen Konquistadoren am Kongo bedeutet. Der Roman kommt zu Anfang nicht recht los von einem gewissen europäischen Literatur-Intellektualismus. Schließlich siegt doch das Blut; der Urwald wird gelichtet, man bekommt geradezu dämonische Schilderungen aus einem Negervolk, die in großer Form hinaufwachsen und dort, wo eine Verquickung mit Aberglaube, Religiosität, Märchen geschieht, zu natürlichem Pathos sich steigern. Man überhöre die Stimme dieses aktivistischen Negers nicht; sie hat das Grollen ferner Erhebungen in sich und erschüttert die lächelnde Überlegenheit des Zivilisations-Fanatikers... Die Übertragung von Claire Goll liest sich ganz ausgezeichnet. *K.*

Daumier: Robert Macaire; Der Dichter; Die Portierfrau. (Mauritius-Verlag, Berlin W 35.) Hätten wir ihn! Seine Satire im Großen risse die Aspekte auf. Manchem politischen Gauner liefe ein Frösteln über den Rücken; er käme zu allerhand Einsichten. Tiefsinnige Parallelen zur Gegenwart stellen sich ohne Weiteres ein: das Kleine in seinen übermenschlichen Beziehungen, das fingierte Große in seiner Armseligkeit... Steckt Euch für Tram, Eisenbahn, Wartestunde diese drei Bändchen in die Tasche: sie ersetzen den sensationellen Schmöker, sie sind profund, sie beschenken Euch mit Kunst. Und auch auch die Texte, von mehreren geschrieben sind heute und hier so gültig wie vor achtzig Jahren in Paris. *K.*

Josef Ponten: Der Jüngling in Masken. Fünf Erzählungen aus einem reifenden Leben (G. Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.) Diese fünf Geschichten, die übrigens Thomas Mann gewidmet sind, gehören aus tiefinneren Momenten fast romanhaft zusammen, so sehr sie in Figur und Erlebnisform voneinander geschieden sind. Hier erwachen die guten und heftigen Geister in einem jungen Menschen, die Regungen der Humanität, der Liebe, des Sinnes für die Kreatur. Man hatte recht, Ponten als einen Gotiker zu bezeichnen, er ist es in seiner leidenschaftlichen Sehnsucht; aber der Form nach scheint er mir deutscher, d. h. barocker, als gotische Kräfte es je werden können. Und dann erinnert manches an ihm an Jean Paul, nur daß man überall bei ihm, so nahe man dem Himmel zu sein glaubt, auch die Erdkrume riecht und den Menschen auf eine glückliche, zu tiefst keusche Art nahe ist. *K.*

Alfred Kerr: New York und London. Stätten des Geschicks. Zwanzig Kapitel nach dem Weltkrieg. (Verlag S. Fischer, Berlin.) Der Theaterkritiker Kerr hat im Reisenden Kerr sein Widerpart, seine enthusiastische Auslösung.

Auch hier das dichterische Phänomen: mit einem Wort Sinn, Klang, Farbe, Bewegung zu treffen. Er greift eine Sache immer sogleich in der Mitte an; seine Begeisterung ist echt und groß, wenn er eine Ranke an einem Haus sieht oder die unheimliche nackte neue Romantik des Broadway. Er wird zum Verkünder des menschlichen Schaffenstriebes, um mit einer Interpunktion und einem scheinbar liebenswürdigen Seitenhieb die sachlichste Kritik danebenzusetzen. Man kann sagen, daß er den Sinn von New York in ein paar Seiten rund dargestellt hat und über englisches Wesen Seelenzeugnisse von bisher ungekannter Tiefe ablegt — das Interessanteste an diesem Buch wird doch bleiben, einen Menschen bei der Beobachtung zu beobachten, der in Allem von einer außerordentlichen Einheit der Anschauung, des Künstlertums und der Kenntnisse ist. *K.*



FILM

Bohême

Es gibt kaum eine Kunstgattung, die von der weichen, verweinten Grazie der Murgerschen Impromptus „Aus dem Leben der Bohême" nicht profitiert hätte. In diesem Ruhm ist allerdings viel bürgerliches Ressentiment. Murger, dieser unglücklichste aller Bohêmiens, der die hemmungslose Ungebundenheit der „Vie de Bohême" mit einem schrecklichen Tod bezahlt hat — sein Fleisch verfaulte am lebenden Leib, als er in den Armen der Goncourts starb, er selbst konnte den Verwesungsgeruch nicht ertragen — Murger, dieser Märtyrer des Märtyrerberges Montmartre, hat seine Verderberin niemals anders, als mit den Augen der Liebe und der Rührung gesehen. Noch das grauenvollste Elend traumhaft vergoldet: genau so, wie der Leser-Philister, der nedisch in eine fremde Zauberwelt blickt, sie sehen will. Quand même: es ist eines der französischsten Bücher, die es gibt; es hat eine ungeheure Tradition, die von Puccini bis Charles Louis Philippe reicht, — dessen „Bubu de Montparnasse" ohne das weiche Colorit dieser Bohême nicht vorstellbar ist.

Spät genug ist der Film auf diesen reizenden Stoff gekommen, der durch die Loslösung von der Sprache, durch die Auflösung in stumme Bilder nicht allzusehr entweiht wird. Der „National-Film" hat, mit einem italienischen Regisseur, Gennaro Righelli, und einer italienischen Hauptdarstellerin — seit Puccini ist der Bohêmestoff ja sozusagen legitim in das Miteigentum der Italiener gekommen — den Versuch gewagt: mit Geschmack und einer leichten, angenehmen Hand, der manches gelingt, was dem deutschen Durchschnittsfilm im allgemeinen abgeht.

Maria Jacobinis sanfte Blässe erinnert ein wenig an den Typus

unserer Margarete Schlegel; in der tragischen Geste hat sie stärkere Akzente als die anämische Schlegel. Sie bleibt hoffentlich dem deutschen Film erhalten: unsere eigene Skala an mädchenhaften Filmschauspielkräften von ihrem Schlage ist beschämend arm. Neben ihr fand Dieterle ein paar innige, schwermütige Töne, die den Zuschauer berühren. Victor Janson und Karl Goetz, von einer zuweilen überraschend geschickten Regie geführt, ergänzen mit angenehmer, unaufdringlicher Sachlichkeit das saubere Ensemble. Das Manuskript, etwas ausladend und pedantisch, zumal in der Exposition, wäre durch ein paar energische Schnitte noch verbesserungsfähig. *W. H.*

ANEKDOTEN

1.

Es kommt auf die Auffassung an

In Meran sprach ich einen alten Tiroler: „Na, wie fühlen Sie sich jetzt — mit der neuen Grenze?"

„No", sagte der Tiroler, „daß wir a Stückel Italien kriegen werden, das haben wir ja schon beim Kriegsausbruch g'wußt. Aber daß uns gleich das ganze Italien zufallen wird! . . ."

2.

Altenberggeschichte

Er hieß, wie er ungern im Leben bekannte, eigentlich Richard Engländer. Eines Tages sitzt Peter Altenberg im Café Central, von seinen jungen Verehrern umgeben. Da kommt der Historiker Heinrich Friedjung vorbei, der Altenberg von Jugend auf gekannt hat. „Guten Morgen, Herr Engländer", sagt Friedjung in seiner breiten, langsamen Art. Altenberg starrt ihm wütend nach. Dann ruft er hinter ihm: „Elender Historiker".

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 14):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Centrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstr. 11.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanen 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60.— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Aprilwoche

Eine ungeheure Verantwortung lastet auf Vater Ebert. Nach der Verfassung ist seine Macht groß, nach seiner stillen Aktivität ist sie noch größer. Friedrich Ebert hat Rathenau in den Sattel gesetzt, er, persönlich, hat seinerzeit dafür gesorgt, daß das Wiederaufbauministerium keinem Genossen, sondern dem Eingänger Walter Rathenau anvertraut werde. Aber auch Cuno ist eine Erfindung Eberts. Der liebenswürdige, geschmeidige Mann hat sich in des Reichspräsidenten Gunst vielleicht nach dem Ostermontag 1922 gesetzt, als er, zum Protest gegen den Vertrag von Rapallo, spornstreichs nach Berlin dampfte. Die politischen Chancen des Rapallo-Vertrages sind mit Rathenaus Tod vollkommen vernachlässigt worden, Herr Cuno glaubte, die amerikanische Hilfe in der rechten Westentasche zu haben, das war seine Rechtfertigung, sein Lebensideal, oder um bei der Gregers Werle-Figur zu bleiben, seit November seine Lebenslüge. Seit Amerikas Hilfe reiner Essig wurde, hat Cuno mehr keine politische Idee gehabt und also keine politische Existenzberechtigung. Die Führung des Reichs ist übergegangen — auf wen? Auf Herrn von Rosenberg? Nun, neben dem schlichten Lyriker Cuno sieht der Routinier Rosenberg fast wie ein Staatsmann aus. Aber wer seine allzuwässerige, noch immer mit einem Cuno'schen Sehnsuchtsblick nach Amerika ausgestattete, im Grunde bitterarme Rede vom 15. April gehört oder vielmehr, da Rosenberg, ein guter Deutscher, nicht reden kann, gelesen hat, der weiß, daß der einzige Staatsmann dieses Kabinetts . . . Herr Dr. Stresemann ist. Er hat am 17. April das Wort nach Frankreich und England hinübergerufen, das Rosenberg nicht eingefallen ist, von dem liebenswürdigen Lyriker nicht zu reden. Stresemann hat sich nicht mit Allgemeinheiten begnügt und auf pathetisch-moralische Erziehungsversuche der Feinde verzichtet. Er hat den Franzosen und Engländern vorzurechnen versucht. Er hat sachlich-überzeugend nachgewiesen, daß der französischen Ablehnung von Vergleichssummen immer eine von England anerkannte Herabsetzung der deutschen Leistungsmöglichkeit gefolgt ist. Er ist auch dem englisch-französischen Wunsch nach einer klaren Ziffer nicht so ungeschickt aus dem Wege gegangen wie Rosenberg. Er schlug drei Ziffern vor: Eine konstante und zwei konditionelle Summen, die vom Gutachten der internationalen Sachverständigen abhängig wären. Damit war dem psychologischen Bedürfnis der Franzosen, nicht von einem Ausländertribunal abhängig zu sein, Rechnung getragen und die Tür zu den internationalen Bankiers doch nicht zugeschlagen. Mit

einem Wort: Hier sprach ein Politiker von synthetischer Kraft, und noch dazu einer, der Kredit hat, weil man weiß, daß die deutsche Industrie mit ihm in Fühlung ist. Aber nur ein Parlamentsredner? Diese Rede Stresemanns ist ein Programm und vor allem ein Befähigungsnachweis. Findet sie in London und Paris verständnisvolle Aufnahme, dann ist nicht einzusehen, warum die lyrische Unfruchtbarkeit Cunos noch länger repräsentieren soll. Dann nehme Herr Doktor Stresemann selbst mit fester Hand die Zügel eines großen Ministeriums an sich. Es ist nicht Zeit zu Michaelis-Experimenten. Der Herr Reichspräsident, der Cuno erfunden hat, muß den stillen Mut besitzen, seine Erfindung sacht, aber gründlich ins Hamburger Dunkel zurückzuziehn.

Der Herr Reichsjustizminister Heinze genießt den Ruf eines lauteren, sittlichen Mannes. Eine gewisse Bedächtigkeit des Handelns mag seinem angeborenen nationalliberalen Naturell entstammen. Aber es gibt eine Langsamkeit des Entschlusses, welche sündhaft und schon ein Verschulden ist. Daß die bayerischen Volksgerichte, Eisners unglückselige Improvisation, weiterbestehen, nach dem sie Fechenbach und Lemke vernichtet haben, mag der gewissenhafte Minister mit sich selbst ausmachen. Die Seufzer der Eingekerkerten müssen seinen Schlaf stören. Aber Herr Heinze ist ein älterer Mann, keiner wird Jünglingsmut von ihm verlangen. Doch der Vernichtungsversuch an Franz von Puttkammer spielt sich vor Heinzes Augen ab. Ein Journalist wird von der Münchener Polizei des Landesverrates bezichtigt, weil er eine Reichsinstanz informiert hat! Die „norddeutsche Regierungsstelle", von der die Bayern dunkel erzählen, ist ja nicht eine preußische, sondern das Reichsministerium des Innern. Zugegeben, das Reich ist schwach wie ein Rekonvaleszenter mit Rückfällen. Aber das es schweigend dulden soll, daß die Verständigung mit einer Reichsstelle vom Münchener Polizeipräsidenten als Landesverrat bezeichnet wird, das darf auch das entkräftete Reich nicht stille hinnehmen. Und wenn Herr von Puttkammer, wie das Münchener Schauermärchen behauptet, den Versuch gemacht hätte, zum Morde an Scheidemann zu verleiten, dann muß der Reichsjustizminister die Kraft haben, den Münchener Herren zu sagen, daß für eben diese Fälle das Gesetz zum Schutz der Republik geschaffen wurde und daß die Untersuchung durch den Reichsanwalt, nicht durch die Münchener Rachegeister zu führen wäre. Der Fall ist so klar und so einfach und die Lebensgefahr für Puttkammer so groß, daß Herr Heinze diesmal von seinem nationalliberalen Naturell keinen Gebrauch machen darf: Leben und Ehre eines bedrohten Menschen liegen in seiner Hand!

Überall hat es im Kriege Exzesse der Spionageangst gegeben, doch lernte man sehr bald zwischen spontaner und künstlich gemachter Spionageangst unterscheiden. Was sich im

August 1914 in Berlin und anderen deutschen Städten an Prügeleien ereignete, war sicher spontan. Was bis ins Jahr 1918 hinein in England und Amerika vor sich ging, war offensichtlich stimuliert. Was soll man aber da zu einem Plakat sagen, das seit einigen Wochen wieder in allen deutschen Eisenbahnkupees angeschlagen ist?

Achtung! Spitzel beiderlei Geschlechts in fremdem Sold sind überall tätig. Achtet auf Verdächtige und sorgt ohne voreilige Gewalttat für ihre Festnahme!

Hütet Eure Zunge!

Auch manche ernste Überlegung eignet sich nicht für öffentliche Gespräche!

Anfangs war man zu der Annahme geneigt, es handle sich um ein versehentlich klebengebliebenes Kriegsplakat. Aber nein, es ist neu, ein Ruhrkriegsprodukt. Ausländer, die in Deutschland reisen, werden angenehme Schlüsse auf die deutsche Geistesverfassung daraus ziehen! Spitzel? Was um Gotteswillen sollen Spitzel denn eigentlich erfahren können, das nicht in aller Öffentlichkeit schon bekannt geworden wäre?

Ein Brief aus Frankreich berichtet uns: Der Deputierte Marcel Cachin, der Führer der französischen Kommunisten, hätte in Frankfurt a. M. gegen die Besetzung des Ruhrgebiets gesprochen. Seine Maßregelung durch die französischen Behörden stand bevor, das konnte ich an den Fingern abzählen. Zuerst aber mußte die Kammer seine Immunität aufheben. Dieser Beschluß kam mit Zufallsmehrheit eines Abends zustande. Nun darf in Frankreich, übrigens auch in England, niemand zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang verhaftet werden. Am Morgen nach dem Kammerbeschluß erwachte Cachin von einem Heidenlärm und erwartete nichts anderes als die Verhaftungskommission. Der Lärm vor seinem Haus schwoll an, er trat ans Fenster — und wurde von der Straße herauf mit einem frenetischen Jubel begrüßt. Man sang ihm zu, er mußte auf den Balkon treten, er mußte zu den Leuten sprechen, und so ging es mit kleinen Abwechslungen bis tief in den Nachmittag hinein. Gegen Abend verlief sich die Masse, um am anderen Morgen, kurz nach 6 Uhr, wieder vor seinem Haus Posten zu fassen, so zahlreich, daß eine Polizeimannschaft sich nur mit der Waffe hätte durchschlagen können. Solange die Sonne kalendergemäß am Himmel stand, würde, daß sah der Staatsanwalt ein, man sich des Deputierten nicht bemächtigen können. Man ersuchte ihn deshalb in einer Depesche, zwecks einer Unterredung sich zum Staatsanwalt zu begeben. Cachin war zu klug, sich dieser Aufforderung zu widersetzen, die so oder so doch einmal mit Gewalt erfüllt werden würde, und stellte sich. Er sitzt noch heute in Untersuchungshaft. Kein Mensch denkt daran, ihm den Prozeß zu machen, der nur einen Märtyrer abstempeln würde. Die Praxis des Mundtotmachens ist kürzer, durchgreifender und lautloser.

Zwischen Ludd und Kantara, 20. März.

Aus den Orangengärten des Judäischen Hochlands sank man langsam und fast unmerklich in die Ebene von Jaffa, stieg in dem kleinen Ort Ludd in einen neuen Zug — und fährt jetzt südwärts, in die Wüste Sinai. (Englische Truppen haben gegen Ende des Krieges diese vorzügliche Bahnstrecke erbaut.)

Draußen, hinter den zitternden Fensterscheiben, eine Stille ohnegleichen. Zarter gelbrosa Sand, vom Wind in sanften Hügeln aufgebaut, opalisierende Frühlingswolken.

Die Knappheit der Landschaft ist berauschend. Manchmal einige Beduinenzelte, am Horizont die Silhouette eines regungslosen Kamels; Frauen am Brunnen, in sagenhafter Anmut; manchmal eine langgestreckte Kamelkarawane, magere, barfüßige Beduinen, arabische Hunde mit gelbem, zottigem Fell. Dann nähern wir uns dem Meere: bei El-Arisch, und die Palmenoasen tauchen auf, kostbare Säulenpaläste mit tausend Rundbogen. Der Expreßzug saust vorüber, am Ufer entlang, hält an einsamen Stationen, lose hingeworfenen Holz- und Wellblechbaracken.

Die Reisenden sind schweigend, wie umhüllt von der großen Landschaft. Es sind Beamte der palästinenschen Regierung, einige Amerikaner mit ihren Familien, arabische Kaufleute und jüdische Kolonisten; dann eine große Zahl Unqualifizierbarer, in langen Mänteln und bunten Tüchern. Auf einer Bank am Fenster kauert ein Beduine, arm und zerlumpt und ewig schweigsam.

Jerusalem liegt weit zurück. In der Erinnerung bleibt ein Eindruck von religiösem Fanatismus, von Straßen, die intensiv nach rohem Fleisch und Leder riechen, von Menschenmassen in uralten Laubengängen, von lauten, schreienden, lebensgierigen Bazarstraßen. Nirgends sonst — auch im übrigen Orient nicht — ist eine Stadt so ganz in festes, eigenstes Gesetz gebannt, wie Jerusalem. Es ist ungeheuer gegenwärtig und unhistorisch — selbst die Historie dient hier nur als Nährstoff für die große Gier, das eigene Leben bis an den Rand auszuleben. Das ist die Levante, die „ewige Stadt", gierig und gelassen zugleich — und im tiefsten Grund furchtbar unheilig, trotz Glockengeläute und Klagemauern.

Du bist unter die Heiden gegangen, alte Stadt! Die Versunkenheit deiner Gassen dampft von verborgenem Leben, das nicht Gottes Leben ist.

Kairo, 23. März.

Ägypten ist permanent in einer schweren politischen Krise. Als im Februar der Premier Tewfick Nassim Pascha demissionierte, fand sich fünf Wochen hindurch kein Politiker, der sich der Kabinettsbildung gewachsen gefühlt hätte. Fast einhellig war die Meinung, der einzige Mann sei Zaghloul Pascha. Aber Zaghloul ist weit weg, er ist dem „Martial Law", das seit 9 Jahren auf dem Lande lastet, nach Gibraltar verbannt worden, und so kam nach vielen fruchtlosen Kombinationen das farblose Ministerium Yehia Ibrahim ans Ruder.

Die Generalfrage, die Ägypten seit Jahren in Krämpfen schüttelt und ein Ministerium nach dem anderen zu Fall bringt, ist die Frage der Unabhängigkeit. Jedes Ministerium stand hier vor einer Alternative —: entweder „der Residenz" (so wird das Palais des britischen High Commissioners" genannt) oder der überwiegenden nationalistischen Majorität,

die in der Partei des „Wafd" repräsentiert wird, zu Gefallen zu sein. Jedesmal aber vermochte die unbefriedigte Partei das Kabinett der Gegner rasch wieder zu stürzen, — in ein neues Rätselraten hinein. Es wird angenommen, daß der „Wasd" — sein Begründer und Oberhaupt ist eben der verbannte Saad Pascha Zaghloul — etwa 90 % der arabischen Bevölkerung hinter sich hat. Seine Manifeste haben einen autoritativen Klang und betonen immer wieder die allgemeine Forderung nach der ägyptischen Freiheit. Aufhebung des Ausnahmezustandes, Verkündigung der Verfassung und freie Wahlen einer Nationalversammlung, Abzug der englischen Schutztruppen — dies sind die Hauptpunkte. Für England stehen natürlich viel zu weitgehende Interessen auf dem Spiel (deren wichtigstes der Schutz des Suez-Kanals ist), als daß es seine Truppen ohne genügende Garantien zurückziehen könnte. Seit 1917, da das englische Protektorat über Ägypten erklärt, und seit dem Februar 1922, da es widerrufen und die Unabhängigkeit versprochen wurde, hat Großbritannien der ägyptischen Bewegung wesentliche Konzessionen gemacht, — aber die Ruhe im Lande wurde dadurch nicht hergestellt.

Die Notwendigkeit von Verhandlungen mit Ägypten wird heute in England nicht weniger als hier empfunden. Seit 1921 gab es mehr als 20 Revolver- und Bombenattentate gegen englische und englandfreundliche Persönlichkeiten. Und keiner der Attentäter ward je entdeckt. Weil sie in der Masse des gleichgesinnten Volkes verschwinden, — sagen die einen. Weil es Agents provocateurs sind, — flüstern die anderen. . .

Kairo, 25. März.

Die Araber Ägyptens sind das friedlichste Volk, das ich kenne. Aber wie alle Primitiven, werden sie korrumpiert und von ihrer Geradlinigkeit abgedrängt, — weniger durch den Einstrom der Zivilisation, als durch den Einstrom der zivilisierten Völker. Das empfand ich wieder einmal gestern, als ich — dritter Klasse — einige Stunden mit der Bahn ins Land hinein fuhr und mit Fellachen und Nilschiffern zusammenkam. Wie hoffnungsvoll und vornehm ist dies Volk, wenn es sich selbst überlassen bleibt, wie breit und tief in seiner Einfachheit ruhend. Die halbgebildeten Städter dagegen, die „Effendis": deprimierend in ihrem Leichtsinn. Kein Wunder, da sie es den „Europäern" nachmachen wollen. Dies europäische Element in Ägypten (ich meine „die Hiesigen") ist wohl das Minderwertigste der Erzeugnisse Europas. Die Männer: Abenteurer des Profits, aber ohne Schwung und in plattgedrückter Gier; die Frauen: orientalisierte Puppen, engherzig und geschmacklos und albern.

Welch dummes Argument: die Araber würden ohne die Europäer bis in die Ewigkeit in ihrem Drecke hocken! Als ob Europa heute Grund zu der Annahme hätte, es allein besitze das Rezept zur Glückseligkeit und müsse es den anderen bescheren!

Auf dem Wege nach Port Said, 28. März.

Eine wesentliche Erkenntnis nimmt man mit —: daß das ganze sogenannte Problem des Nahen Ostens ein einfaches Entwicklungsproblem ist, und daß alles Beunruhigende und Qualvolle dem Westen entstammt. Wir haben uns daran gewöhnt, Geschichte grob zu materialisieren und politische Verwicklungen des Orients im Aspekt der „Interessensphären" westliches Mächte zu betrachten. Aber die Legende von dem kranken Orient ist eine Lüge; sie wird eines Tags wie eine stinkende Bombe explodieren, man wird sehen, daß man hier nicht nur Objekte vor sich hat.

Adolf Hitler war so freundlich, eine Beleidigungsklage gegen mich einzureichen, deshalb mußte ich nach München. Über den Prozeß, der sich ausschließlich um die Geldquellen der Hitlerei drehn wird, will ich heute nicht sprechen, es wird noch genug darüber geredet und geschrieben werden. Nur eine kleine Bemerkung: Hitler wird von allen Seiten öffentlich beschuldigt, ausländische Gelder, Franken, Kronen und Dollars, für seine nationaldeutsche Bewegung empfangen zu haben. Eines Tages war zwischen ihm und einem seiner Gesinnungsgenossen ein Zwist entstanden; damals tauchte die Beschuldigung zum ersten Male auf. Hitlers Gegner erbot sich, seine Bücher offen vor alle Welt zu legen, wenn Hitler das gleiche tue, aber der Vorschlag wurde von Herrn Hitler abgewiesen. Auch ich bin bereit, öffentlich Buße zu tun und zu zahlen, wenn Herr Hitler sich entschließen will, einen Dritten von unantastbar nationaler Gesinnung in die Geschäftsbücher der Nationalsozialistischen Partei und des „Völkischen Beobachters" Einsicht nehmen zu lassen. Ich will gar nicht selbst hineingucken, ein Dritter, an dessen Integrität wir beide glauben, soll es tun und darüber öffentlich berichten. Ist das nicht ein annehmbarer Vorschlag, Herr Hitler?

Ich hatte keinen Grund, die persönlich sauberen Motive des Herrn Hitler zu bezweifeln. Eine so starke Bewegung, wie es die nationalsozialistische heute in Bayern ist, wird nicht von einem Geschäftemacher ins Leben gerufen. Ganz wie in der kommunistischen Bewegung, deren Erbe ja Hitler angetreten hat, finden sich reine Schwärmer neben schmutzigen Gesellen, weltfremde Torheit neben verschmitztem Spekulantentum zusammen. Aber Herr Hitler selbst, würde ich meinen, ist ebenso wie Hölz (mit dem er offenbar die größte Ähnlichkeit hat) von idealen Absichten erfüllt, sein Wille ist wahrscheinlich rein, er ist von den Schlagworten, die er ausgibt, überzeugt, er glaubt seine eigenen Räubergeschichten, er ist überzeugt davon, daß die Weltjuden an den internationalen Börsen den Krieg angezündet haben und nicht die Militärs, die offenbar alle Pazifisten waren. Ja, ich bin selbst entschlossen, Hitlers immer wieder auftauchende Bemerkungen über Frankreich, das gar nicht der gefährlichste Feind sei, so harmlos als möglich auszudeuten.

Hitler ist ein Tapezierer und Anstreicher aus Braunau in Oberösterreich. (Beiläufig, es wäre interessant und wichtig, gelegentlich festzustellen, ob Herr Hitler schon deutscher Reichsbürger ist. Die bayerische Regierung, die erst unlängst harmlose Kunstakademiker aus München hinausgeschmissen hat, bloß weil sie Österreicher waren, soll damit keineswegs zu einer Heldentat angereizt werden, die jedem Deutschen gegenüber unzulässig ist. Hitler, ein kleiner schmächtiger Mann mit nicht ganz gerader Nase, sehr großen, starrenden Augen, war im Krieg. Nach dem Zeugnis seines Regimentskommandeurs hat er sich mutig

benommen und keine Lebensgefahr gescheut. (Anders als Herr Arthur Dinter, dem ein Kriegskamerad vor Gericht Feigheit attestiert hat.) Leider kommt es in der Politik auf andere Führertugenden an. Herr Hitler ist gewiß kein Buchmensch, seine wirtschaftlichen, seine historischen Kenntnisse sind offenbar sehr gering. Er beherrscht keine fremde Sprache. In einem Augenblick, in dem Deutschland das Opfer französisch-englisch-amerikanischer Beschlüsse ist, kann kein Politiker, der nur deutsche Gedankengänge verfolgen kann, Anspruch auf eine Führerstellung machen. Herr Hitler — dies alles sind Feststellungen, nicht Vorwürfe — hat als Anstreicher wie als Soldat auch nicht Zeit gehabt, solide Grundlagen seiner politischen Wissenschaft zu legen. Ich bezweifle, daß er Zeit hatte, je eine Volkswirtschaftslehre gründlich durchzuackern. Erst jetzt, als Führer, scheint er sich zu bemühen, diese Mängel auszufüllen, deshalb sagen ihm seine Freunde nach, er befinde sich in einem Zustande der Läuterung. Aber jetzt hat er sich längst öffentlich festgelegt, jetzt schreibt ihm seine Stellung die Erkenntnisse vor, jetzt kann er sich höchstens Belege für Maximen zusammensuchen, die er gefaßt hat, als ihn noch die blanke Unwissenheit leitete. Wahrscheinlich hat ihn ein an sich gesunder Instinkt geführt. Er hat als seine Aufgabe erkannt: die Nationalisierung der Arbeiter. Diesem Grundgedanken ist er treu geblieben. Wenn man seine Reden und Zeitungen durchliest, wird man keine Abschweifung ins Konfessionelle und nicht einmal eine Katzbuckelei vor dem Unternehmertum finden. Es war in Bayern nicht leicht, die Bewegung vor einem klerikalen Anstrich freizuhalten, seine Politik enthält unzweifelhaft auch utopistische Elemente; die Kommunisten, die einst hinter Hölz, jetzt hinter Hitler einherlaufen, erhofften von beiden einen „Umschwung", der ihnen, mindestens ein paar Wochen, gut tun soll. Das Programm Hitlers (wie Hölzens) ist negativ. Deutschland muß „gereinigt" werden, von Juden oder von Ausbeutern. Was dann, nach der „Reinigung", geschehen soll, darauf antwortet Hitler mit höchstens schwärmerischen Redensarten: Deutschland dürfe keine Feiglingspolitik treiben, Deutschland müsse den Geist der Wehrhaftigkeit großziehen, ein Volk wie wir kann nicht untergehen. Lauter sehr edle Wahrheiten, leider schwer in Gegenwartspolitik umzusetzen. Es könnte der Hitlerei nichts Katastrophaleres zustoßen, als wirklich an die Macht zu kommen. Die Katastrophe würde sich freilich nicht auf die Hitlermannen beschränken. Und die Ähnlichkeit mit den kommunistischen Räteregenten fällt wieder auf. Als Lewien die Herrschaft antrat, blieb ihm nichts übrig, als einen Irrsinnigen zum Leiter der bayerischen Außenpolitik zu bestellen. Bei den Hitlerleuten ist nicht einmal ein Irrsinniger vorhanden, der sich mit Auslandspolitik befaßt.

Es wäre töricht, die unzweifelhaften Talente Hitlers zu leugnen. Er ist ein starkes oratorisches Talent. Im Zirkus, in dem er neuer-

dings mit Vorliebe spricht, beherrscht er den Riesenraum, er hat ein aus dem Innern kommendes nationales Pathos, reißt die Leute mit, weiß genau, wann die Münchener den Ernst satt haben, wann er in bayrisch-oberösterreichischen Dialekt reden muß, und wann er, letztes Hilfsmittel, humoristisch jüdeln muß. Seine Urwüchsigkeit als Redner, fast hätte ich gesagt, als Volksschauspieler, wäre wahrscheinlich beschädigt worden, wenn er sich durch Studium geistige Hemmungen geschaffen hätte. Nichts ist frischer, als die schlagwortfrohe Unwissenheit. Auch in dieser Einsicht ist übrigens der Hitler von heute nicht mehr ganz der Hitler von gestern. Er befindet sich sozusagen im Anfangszustand der Vergeistigung. Die ersten Furchen der Verantwortung zeigen sich auf seiner Stirn. Nebenbei: Hitler hat sich nie photographieren lassen. Es gibt in ganz München kein Bild des Führers. Es ist noch in keiner Zeitung ein Bild Hitlers erschienen. Böse Menschen legen diese Bildscheu als Ängstlichkeit aus. Aber es könnte auch sein, daß Sach-Wille und Verachtung einer Operettenpopularität, also höhere Gründe, Hitler leiten.

Wer ihn sehen will, kann ihn ja jeden Sonntag sehen, wenn er den nationalsozialistischen Sturmtruppen die Parade abnimmt. Vor einiger Zeit sah ich diese Parade in München. Es zogen ein paar Tausend Mann, in Sechser- oder Fünferreihen, durch die Ludwigstraße. Jedes Bataillon hat seine Fahne, jeder Mann hat eine uniformähnliche Tracht, ein Käppi, eine wasserdichte Joppe, Ledergürtel, Kniegamaschen, bei besonderen Anlässen im Gürtel womöglich „Radiergummi und Feuerzeug“, will sagen: Knüppel und Revolver. Ich sah mir die Gesichter dieser schwarz-weiß-roten Armee an. Neun Zehntel sind Burschen von 16 bis 20 Jahren. Das ist das, was man am meisten bedenken sollte. Die bayerische Jugend marschiert in seinem Zuge, alles noch Urteilsunfähige, also Urteilswillige tut mit. Warum? Erstens, weil es eben, man urteile sonst wie man wolle, eine nationale Bewegung ist und nicht eine praktisch-politische, deshalb vorsichtige und zur Nüchternheit gezwungene Bewegung, sondern eine ganz instinktive. Deutschland, das zerrissene, zerstückelte, von der ganzen Welt im Stich gelassene, wäre innerlich tot, wenn solche instinktiv-nationale Bewegungen nicht aus ihm hervorbrächen. Wenn die Juden in Rußland, gepeinigt und gequält, national-zionistisch reagierten, so hat das auch die Börsendemokratie Berlins begriffen. Und das neue Ghetto der Welt, Deutschland, sollte nicht ebenso reagieren? Die Demokratie und die Sozialdemokratie wird aus dem Aufblühen der Hitlerei lernen müssen, daß ihre Jugend das nationale Lied erlernt — oder sie wird nicht singen! Ich brauche nicht zu sagen, daß dieses deutsche Lied schönere Melodien kennt als die Hitlersche. Aber national wird die nächste deutsche Generation sein. Das gebieten die Franzosen.

Dazu kommt noch ein zweites, kurioses Element. Die Hitlertruppen werden ganz militärisch einexerziert. An jenem Sonntag

regnete es in München. Es war kein Vergnügeni, vier, fünf Stunden zu marschieren. Aber die Trupps haben ihre Führer. Bei der militärischen Übung darf kein Mann der Sturmtruppe fehlen. Die militärische Spielerei gefällt gerade denen, die nicht im Krieg waren. Es gibt unter den 18jährigen so etwas wie Neid auf das Kriegserlebnis der Älteren. Ja, unzweifelhaft sogar eine Sehnsucht nach dem Kriegserlebnis. Diese jungen Burschen kennen die Lust des Gehorchens. Der knappe militärische Befehlston tut ihnen wohl. Die militärische Spielerei macht ihnen Spaß. Wenn so ein Sturmtruppführer im Motorrad an ihnen vorbeisaust, fühlen sie die höhere Instanz. Und gar, wenn Hitler im Auto, der Führer selbst, den Zug entlang rast. Zuweilen sah ich fünfzig Jungens eingezwängt in ein Lastauto. Sie standen aneinandergepreßt und sangen. Offenbar waren sie stolz auf die Unbequemlichkeit und fühlten sich. Gewiß, das ist eine etwas gefährliche Jugendspielerei, aber sie füllt die Phantasie der jungen Leute aus, sie befriedigt den Spieltrieb der Achtzehnjährigen und sie leitet doch in das Gebiet des nationalen Opferdienstes über. Auch aus diesen Beobachtungen sollen verantwortliche Volksführer lernen, nicht bloß Verbote verlangen oder gar lächeln.

Man hat mir in München gesagt, der Höhepunkt der Hitlerei se überschritten. Ich glaub's nicht. Man hat darauf hingewiesen, daß die Bayerische Volkspartei die Konkurrenz lästig empfinde, man hat auf die Streitigkeiten mit Dr. Heim hingewiesen. Ja, ich glaube schon, daß die Erwachsenen sich nach und nach abwenden. Aber eben nur die Fünfzig- und Sechzigjährigen. Es fehlt unter den Sozialisten wie unter den Bürgerlichen der frische junge Führer und deshalb jede frische junge Bewegung. Am meisten erstaunt war ich, als ich vernahm, daß die Nationalsozialen in Nürnberg noch festeren Fuß gefaßt haben als in München. Nürnberg-Fürth, die eigentlichen Industriestädte, die Stadt, in der Kurt Eisner, Adolf Braun und die ältesten Führer der bayerischen Arbeiterbewegung gewirkt haben. Aber die Leute sind alt geworden und es war die eigentliche Todsünde der sozialistischen Bewegung, daß sie nicht frühzeitig genug an ihre Erneuerung, an ihre Jugend gedacht hat. Ich bin überzeugt, daß die Bayerische Volkspartei letzten Endes sich in ihren Dörfern, Marktflecken und Kleinstädten behaupten wird. Aber die nationalsozialistische Bewegung ist eine Angelegenheit der großen Städte. Dort hat sie die beliebsten Jugendspiele eingeführt. Hitler ersetzt den Fußball . . . Als ich diese jungen Gesichter an mir vorüberziehen sah, konnte ich auch keine Züge von Verwilderung oder Pöbelhaftigkeit wahrnehmen, im Gegenteil, eine gewisse Dienstfreudigkeit leuchtete aus all den Gesichtern (im Regen). Ich bin ja auch überzeugt, daß 90 % dieser jungen Menschen gute, abenteuerfreudige Jungens sind, vom besten Willen beseelt, zu selbstlosem Tun fähig. Das wird sie nicht hindern, wie in der Rätezeit, gemeinsam viehische Grausamkeiten zu begehen.

Natürlich ist's traurig, daß diese jungen Menschen Opfer der allerrohesten Demagogie werden sollen. Am Montag sollte mein Prozeß mit Hitler stattfinden. Am Freitag abend brüllten Riesenlettern des „Völkischen Beobachters" durch die Münchener Straßen:

Die jüdische Kanaille.
Stefan Großmann's Verhöhnung des deutschen Hitlers.

In vier Spalten war der wüsteste Schimpf gegen mich aufgestapelt. Der Aufsatz, der offenbar zur Introduktion des Prozesses, zur Beeinflussung der Laienrichter geplant war, schloß mit den Worten:

„Dieser freche Jude gehört nicht etwa vor einen Richter gezogen und zur Geldstrafe verdonnert, sondern wegen Förderung französischer Interessen und Verhöhung des um sein Dasein ringenden deutschen Volkes zum Tode durch den Strang verurteilt. Auch dann sogar, wenn man sich sagen muß, daß selbst ein Strick noch zu schade für ihn ist."

Die Herrschaften, die zu meiner Strangulierung aufforderten, begegneten mir diesmal nicht, der Lettern-Aufwand war ein nutzloser: Die Verhandlung ist vertagt worden. Aber München strahlt im Frühling, ich werd' es wiedersehen.

HANS REIMANN

MONUMENTAE GERMANIAE

1. KARL VALENTIN

Wenn du hinkommst, sinkst du ohnmächtig zu Boden; und wenn es aus ist, dankst du deinem Herrgott, daß du überhaupt noch jappsen kannst. Aber Kopfweh hast du bestimmt noch auf drei Tage. Schlimmer, als wenn du zum erstenmal echte Döllnitzer Ritterguts-Gose (nur in Leipzig erhältlich) getrunken hast.

Mit Lichtbildern fängt es an. Jedes Wort ein Blödsinn. Oder besser: eine Parodie. Das ganze Inserat-Unwesen wird in Grund und Boden zerfasert. Eine Feuerversicherungsgesellschaft liefert genaue Kostenanschläge, in Stadelheim findet ab elf Uhr morgens italienische Nacht statt, und zur Reisesaison werden Reißbretter empfohlen.

Und dann tauchen auf der Bühne etliche Musikergestalten auf und begeben sich auf ihre Plätze. Als vorletzter naht ein länglicher, dürrer, bleicher, ekelhafter Kerl mit einer schwarzen Hornbrille auf der Kolben-Nase. Er hat ein verärgertes Wesen und wickelt mißlaunig die Beine umeinander, bis sie passen. Das ist Karl Valentin.

Er nimmt die Geige zur Hand und stinkt vor Weltmüdigkeit.

Warum der Alte noch nicht da ist, fragt er. („Der Alte" ist der Kapellmeister, und wird derselbe von Liesl Karlstadt in virtuoser

Weise dargestellt. Nicht auf den plumpen Effekt hin, sondern psychologisch vertieft und mit klugem Eingehen auf Valentins seltsame Extempores).

Valentin und der Klavierspieler disputieren über den Kapellmeister. Nicht eben schmeichelhaft. Bis der Meister naht.

Valentin merkt nichts. Merkt nicht, daß sein Vorgesetzter längst hinter ihm steht und Kenntnis von den Injurien nimmt. Hernach redet er sich in der saudümmsten Weise heraus, und es wird zur Tagesordnung übergegangen.

Die Bühne stellt die Bühne eines Vorstadt-Tingeltangels dar. Die Vorstellung beginnt. Sie beginnt? Keine Spur! Valentin erhebt sich, stiert dem Kapellmeister schamlos ins Gesicht und fragt: „Pause?"

Nein — widerspricht der Dirigent — von Pause könne keine Rede nicht sein, da ja die Vorstellung noch garnet begonnen habe.

„Warum sagn Sie denn nacha „Pausä"?"

„Ich hab doch net Pausä gesagt. Wie kommen denn Sie dazu zu sagen, ich hätte Pausä gesagt? Mir ham ja noch garnet angfangn."

„Ja, weil Sie sagn: „Pausä"!"

„Sie hamm gsagt „Pausä"!"

„So? Ich habs gesagt? Drum. I habs doch gheert!"

Es geht los. Eine Chansonette. „Verlorenes Glück". Aber der Vorhang will leider, leider nicht in die Höh.

„Ma siehgts schonn!" tröstet Valentin im Hinblick auf die ans Rampenlicht getretenen Beine der Sängerin.

Trotzdem muß nach dem Tapezierer geschickt werden. Der erscheint mitten im „Verlorenen Glück". Und nun entsteht ein grauenerregendes Durcheinander. Der Kapellmeister klettert auf die (auf der Bühne befindlichen) Bühne und erteilt seine Direktiven. Valentin steigt, von animalischer Neugier besessen, die Leiter hinauf, unermüdlich fiedelnd. Es wird geklopft und gehämmert. Bis der Vorhang wieder funktioniert. Und die Chansonette singt brav und bieder ihr Liedlein zu Ende.

Hinterher erhebt sich großes Gejammer. Valentin steht nämlich seit geraumer Zeit auf den Pratzen des Souffleurs.

Nach dieser ersten, verheißungsvollen Nummer produziert sich Herr Mister Humphton-Bumphton auf seinem Dreirad mit Glockengeläute und bei Nacht und Nebel.

Erzählen läßt sich das nicht. Ich unterbreche mich.

Wie der dürre, käsgesichtige Mensch hinter seinem phantastischen Notenpult hockt und abwechselnd Posaune und Trompete bläst oder die Giege gogt oder seine gläserlose Brille putzt oder ein Duell mit seinem Kapellmeister ausficht oder von dem ungeheuerlichen Zufall berichtet, wie er auf der Theatertinerstraße mit einem

Kollegen von einem Radfahrer gesprochen hat und tatsächlich ein Radfahrer des Wegs dahergeradelt gekommen ist (so ein Zufall!) . . . das ist nicht zu schildern.

Zum Schluß muß er (o Gott!) die Kesselpauke bedienen und die große Pauke und das Becken und das Tambourin, und das ist sein Ruin. Und unserer ebenfalls. Denn er kennt sich nicht aus. Und wir kennen uns noch weit weniger aus. Der Paukenklöppel flattert in die Lüfte, als sei er eine sich ins Ätherblau schwingende Lerche. Und Valentin wills recht gut machen und den mehrfach von ihm beleidigten Kapellmeister zufrieden stellen und verwechselt infolgedessen die diversen Apparate und schmeißt die Vorstellung.

Was zu bemerken übrig ist: Valentin, das Münchner Unikum, schafft seine eigenen Rollen nebst Zubehör. Er produziert und reproduziert. Beides in gleichem Maße vollendet.

Er verzichtet auf Zoten und Geschmacklosigkeiten. Er macht keine Konzessionen. Er ist diskret in seinen Wirkungen und läßt lieber eine Pointe unter den Tisch fallen, als daß er sie auf den Tisch hinknallte.

Hundert Komiker habe ich gesehen. Chaplin, Pallenberg, Paul Beckers, Joseph Plaut, Max Adalbert, Carl Napp, Sums, den seligen Mörbitz, den unwahrscheinlichen Otto Reutter, herrliche Knockabouts (deren Namen keiner kennt), — doch keiner (außer den zwei erstgenannten) kann mit Valentin konkurrieren. Wäre er ein winziges bissel komischer, so hätte die Komik ein Ende.

Wie man das bei Pallenberg erleben kann.

Es ist, als tauche man die Hand in kaltes Wasser, und jemand schreit, es sei brühheiß, und man zieht erschrocken die Hand heraus, und es war doch nur kaltes Wasser.

Ich meine: es ist grade die Grenze.

Die Grenze, wo Komik und Tragik sich umfangen.

Vielleicht sind nur solche Individuen ausersehen, uns das spüren zu lassen, die jahrelang im Dreck gelebt haben.

Von meinem geliebten Max weiß ich, daß er elend dahin vegetiert hat. Und das Genie Valentin ließ sich noch vor kurzer Zeit (als er im Münchner „Germania-Brettl" wirkte) Bier und Wurscht auf die Bühne reichen. Von Gönnern der Kunst.

Ihr Berliner habt den Namen Valentin nie gehört, vermute ich. Und werdet ihn nie zu Gesicht bekommen, den Träger dieses Namens, der einst einem ehrsamen Schreiner als Firmentafel diente.

Der Valentin hat nämlich Angst vor der Welt und getraut sich allenfalls bis Wien oder Nürnberg.

Aber Berlin? Da hats geschnappt.

Ich erzähl auch nur deshalb von ihm, weil ich finde, daß Ihr da droben in Norddeutschland vielzuviel Geschrei von Leuten macht, die es kaum wert sind; und weil mir persönlich der Valentin im kleiner Finger lieber ist als der ganze Kortner. Beispielsweise.

1. Gegenstände.

Sie hielten sich früher im Randfelde des täglichen Erlebens, standen beiseit, gut geformt und gut gemacht, dem Gebrauch auf selbstverständliche Weise dienend und nur normaler Pflege bedürftig. Jeder von ihnen war leicht ersetzlich, und als wüßten sie das, dauerten sie im Gebrauche aus. Sie brauchten nicht erst zu zerbrechen, um anderen Platz zu machen; mit immer neuen Verbesserungen kamen sie immer billiger zu Markte, aus Bronce, Edelmetall, ausländischem Holze, reinster Porzellanmasse, schönstem Bütten. Sie wurden geliebt und gingen in die Freude am Dasein ein, aber sie blieben immer Gegenstand; und noch der geliebteste von ihnen, sofern er nicht als Geschenk in eine völlig neue Seinsform emporschwang, hielt an seelischem Anspruch die Distanz, die ihm zukam, vom durch Alter oder besonderen Wert ausgezeichneten Ding, vom persönlich gestalteten Werk, vom seelisch nahe gerückten Instrument oder gar vom Kunstwerk, das auf sinnlichster Anschaulichkeit selbständig geistige Werte darbrachte. Die Gegenstände, jederzeit erreichbar oder doch der zu ihnen hinstrebenden Anstrengung nicht prinzipiell entrückt, dienten dem Menschen und bewarben sich um ihn; ja, Dinge, Werke und Instrumente stiegen auf Gegenstandsstufe herab — Dinge, alte Möbel des Biedermeier oder Empire, trieben sich auf dem Markt herum, Werke — Häuser — waren vermietbar, und Instrumente (wie Klaviere) waren entleihbar zu Summen, die so gut wie jeder aufbrachte, dessen Wesen nach ihnen verlangte. Und nur die Kunstwerke lebten im Zentrum der seelischen Bewegung, sie allein beanspruchten immer von neuem Anteil und Aufmerksamkeit, brachten Unruhe, Strömen, Begeisterung und erneuernden Zuwachs, brachten Aufruhr in das begierige Herz.

2. Das neue Relief des Alltags.

Heute . . . es hält schwer, die Veränderung sachlich zu zeichnen. Eine Fülle von ihnen ist überhaupt transzendent geworden, nicht einmal mehr anstrebbar, ohne daß sie ihr Gegenstandsein darum verloren; und von dem Widerspruch von Unerreichbarkeit und „bloß Gegenstand" geht etwas unbeschreiblich Aufreizendes und Empörendes aus. Keine Rede ist von Neid, Habsucht, ohnmächtiger Begierde; auch nicht der seelische Kampf zwischen Besitzenwollen und Nichterwerbenkönnen ist hier gemeint, denn geschultem Geschmack und bescheidenem Bedürfen sind so wenige der ausgestellten Waren derart faszinierend, daß der Wunsch, dies heimzutragen, sich brennend meldete und jene lähmende Aufregung hervorriefe, um die es sich bei jenem Kampfe allein handelt. Nein; all den Dingen selber, diesen Speiseservicen und elektrischen Öfen, diesen Vasen und Lampen ist der Stempel des uns Unerreichbaren

aufgedrückt, selbst wenn wir sie begehrten; dabei aber bleiben sie dienende, beiseitestehende, seelisch wenig wesentliche Massenwaren guter Art — Gegenstände. Es hat sich nämlich zwischen sie und uns eine ganz neue Kategorie von Sachen eingeschoben — Sachen, von denen man früher sagte: „Wie kannst du davon Aufhebens machen — das ist doch kein Gegenstand". . . . Ein Paar Schuhe, die Kravatte, ein Würfel Margarine, ein Pfund Reis, gewöhnliche Teller, eine Zigarre — das sind heut Gegenstände. Aber mit welch neuer Note! Drohend und gewalttätig dringen sie auf uns ein, stets da, immer von neuem sich meldend, sei's als mangelnde, als der Wiederherstellung bedürftig, als zu pflegend, als verloren. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, von den Kräften eines jeden sich nährend, zerreißen sie die Stille, in der sich das Schaffen abspielt. Sie haben sich zusammengeschlossen, uns umringt, und zum Angriff übergehend, machen sie uns alt und müde. Immer von neuem müssen wir um die Gesammeltheit kämpfen, die früher Wochen des Arbeitens ohne Störung andauern konnte, und wieviel beste Stärke vergeudet sich an diesem neuen Sisyphusstein, genannt: beständig unterbrochen werden! Aber auch die zusammengefaßte Energie selber, die uns einst zur Konzentration wurde — sie reißen sie an sich; die Wege, die man früher in die Natur lenkte und auf denen man dachte, sann, empfand, innerlich musizierte und seiner Welt Klärung, Bereicherung, Sichtung und vertieften Raum schuf: sie mit ihrer vergleichsweise nichtigen und unfruchtbaren Existenz reißen das beste Teil davon an sich und stoßen dabei immer den Stachel in uns, wie ungehörig, wie aufreizend und von niederträchtiger Verschwendung des Besten begleitet das alles sei. Mit der Energie, die man heut aufwendet, sich eine Wohnung — unzureichend, zu eng, ohne den selbstverständlichsten Zubehör — zu verschaffen, schrieb man früher einen Roman, stellte man eine umfassende und erhellende Abhandlung ins Reine, organisierte man damals einen Bund zum Eingriff in irdische Zustände. Und die Fragen, deren uns teures Leben verwandelt ist in den Krieg mit den Gegenständen und in ihre Sklaverei, verlieren von ihrer Jugend Jahrfünfte — und das unabänderlich.

Es ist gewiß etwas so Banales wie die Not, die hier beschrieben ist. Und nun gar noch lange nicht die größte auf dieser rollenden Erde — wesensverschieden von der zermalmenden russischen etwa; das wird nicht vergessen. Aber diese ist eine Katastrophe, der Springflut gleich, und wie sie ungeheuerlich und selten; die beschriebene jedoch ist der kommende Normalzustand, wie Flut und Ebbe. Und es schadet nichts, wenn man auch die banalen Dinge einmal genauer besieht; sie bekommen etwas von ihrer ursprünglichen Gefährlichkeit zurück — und das ist nur der Anfang zu ihrer Erkenntnis.

3. Eingriff ins Wesen.

Denn der Angriff der Gegenstände trägt weiter noch. Die Unordnung, davon er Zeuge und Wirkung, ist die der Welt moralischer Werte, die damit in den Geistigen auch praktisch und so stoßartig eindringt, daß er unmittelbaren Gegenstoß braucht, um nicht völlig gelähmt zu werden. Und das ist von entscheidendem Einfluß auf seine eigentlichste Sendung: die Gestaltung. Ihm ist, anders als dem Publizisten (seiner ebenso notwendigen wie legitimierten Ergänzung) aufgegeben, die moralische Unordnung der Welt geduldig und eindringlich anzuschauen und ebenso darzustellen: mit all ihren Wurzeln, auf all ihren Wegen, in ihrer ganzen Begreiflichkeit, in ihrer vollen Verworfenheit, mit dem Imperativ zur Abhilfe, den sie wie jede Not unmißverständlich an sich trägt, und mit der ganzen Zärtlichkeit und dem lächelnden Erbarmen, das der gebrechliche Mensch und seine selbstgeschaffene Welt schließlich herausfordert! Nur so entstanden die großen Gedichte, nur von ihnen auch die großen tieffassenden Verwandlungen. Die Komödien des Aristophanes oder „Krieg und Frieden" haben zur Reinigung der menschlichen Natur und zur Säuberung der Welt mehr beigetragen, Hamlet und Don Quixote haben Einkehr des Menschen ins eigne Herz und Abkehr von seiner falschen Lebensgestaltung intensiver bewirkt als die leidenschaftlichen Antworten auf Ungeheuerlichkeiten des Tages in treuer und unmißbarer Erfüllung ihrer Sendung zu allen Zeiten ausgingen; und es hat der ganzen Geschicklichkeit einer geistreich-falschen Ästhetik bedurft, um die erneuernde Sendung des großen Kunstwerks, der Antigone wie des Lear, von der echten Aktivierung aller tätigen Kräfte des Menschen abzuspalten, und eine Erschütterung im Geistigen unfruchtbar verlaufen zu lassen, die revolutionär ins Tun des Menschen zu münden bestimmt war, ist und sein wird.

Ohne so große Gestaltungen anders denn als Vorbilder und orientierende Denkmale zu zitieren, gilt der Satz, daß jede künstlerische, zum Beispiel die dichterische Gestaltung, in der gleichen Sphäre des Geistes vor sich geht. Den drei Funktionen der Sprache entsprechend, der mitteilenden Verständigung, dem analytischen Begriffsdenken und der anschaulichen Gestaltung, zeigen sich dem forschenden Blick auch verschiedene Sphären des geistigen Lebens. Durch das Bewußtsein des Menschen strömt, indem er erlebt, reagiert, überlegt, ein dauerndes Band von innerlich hörbaren Worten in Sätzen, dessen Mitte vom augenblicklichen Bewußtsein hell herausgehoben wird, und das aus einer vagen Vorbereitetheit kommend, im Erinnerbaren und Vergessenen verdämmert. Alles was vom täglichen Denken getragen wird, hat hier seinen Ort, und von hier auch gehen dem Publizisten die Inhalte und Sätze zu, die seine von tiefer her vorstoßende Leidenschaft zur Produktion macht.

In ganz anderem, wortloserem Raume bewegen sich, verfließend und doch klar, von Blitzen gleichsam schnellend beleuchtet und wieder vergleitend, eher sichtbar als hörbar (doch auch hörbar), die anschaulichen Gegebenheiten, die dem Dichter und dem Philosophen zum Werke dienen. Auch in diese stillere Sphäre tritt alles ein, die ganze Welt und das ganze Schicksal, wie die täglichste Pein und die leiseste Freude; heraustreten aber kann es aus ihr, beladen mit seiner ganzen Symbolkraft für Menschendasein, nur gereinigt, nur verwandelt, nur an die bedeutsamste Stelle gerückt und in einer anschaulich-aufschließenden Gruppierung. Nur ein Beispiel. Als der junge Shakespeare die wild absurde und grauenvolle Wirklichkeit des Bürgerkrieges darstellten wollte — und so von uns aus gesehen, jeden Krieg, zwischen Bürgern der Erde —, regierte in ihm nicht die leidenschaftliche Redereaktion gegen den Krieg, die das expressionistische Stück etwa beherrscht; vielmehr sah er im Geiste einen Vater, der in der Schlacht, unahnend, wen, seinen Sohn erschlagen hat, die Leiche des vermeinten Feindes herbeischleppend, um sie zu plündern, als Parallele einen Sohn, der ebenso unwissend seinen gerade getöteten Vater heranschleift, um sein Beuterecht an diesem Mann der Gegenpartei zu üben, in der Mitte machtlos den König, dessen Herrschaft diesen Greueln zur Ursache wurde (3. Heinrich VI., 11, 5): und alles, was die Gestalten nun zu sagen haben, ist vom Anschaulichen so völlig beherrscht, daß die Redesphäre erst von hier aus in Aktion gesetzt wird — nicht primär verwaltet, wie bei den Heutigen.

Solche Kraft ist dem absichtlichen Wollen völlig entrückt; nach unbekannten Gesetzen der Phantasie tritt sie auf; aber der Dichter muß die Möglichkeit haben, den Wortvorhang des normalen Denkens beiseite zu schieben und ehrlos ins Stille hineinzuwarten, zu blicken. Wie aber, wenn das Lebendige in ihm, von der Tyrannei der Gegenstände leidenschaftlich zur Abhilfe oder Abwehr gezwungen, das Schweigen nicht mehr ermöglicht? Wenn die politischen und wirtschaftlichen Unerträglichkeiten, all die Morde, all die Habgier, all die europäische Unvernunft, durch das unwegschiebbare Medium des täglichsten Bedarfs ständig mit Aufruhr in ihn greift — ihn, der nichts dringlicher ersehnt, als bei seiner Arbeit bleiben zu dürfen? Wenn er unmittelbar, worthaft reagieren muß, um all dem nicht auch innerlich zu erliegen, gelähmt und verdammt? Dann droht ihn die Tagessphäre, das Reich der abwehrenden Worte, zu denen auch diese Niederschrift gehört, am Ende ganz in und an sich zu ziehen — und es ist noch viel Glück vonnöten, daß er den störenden Anlaß mit solcher Niederschrift beseitigen, und, indem er nach außen sich ganz abschließt, die Welt vergessen kann, in der die Gegenstände herrschen, um sich der großen stillen Offenheit dienstbar und würdig zu halten, aus der die Gestalten treten: sinnfällig, sinnbildhaft und dadurch erst ganz geladen mit der Not der Gegenwart.

Der Wiener Privatdozent Hermann Swoboda war Freund und Diskussionspartner Otto Weiningers. Er hat soeben ein Büchlein, „Otto Weiningers Tod“ (bei Hugo Heller, Wien) herausgegeben, das auf eine sehr verständliche, beinahe breite Art den freiwilligen Tod des hartwilligen Genies erklärt. Dem kleinen Buch sind einige Briefe Weiningers beigegeben, die, bedeutender als die ganze Schrift, auch in ihren politischen Teilen Unvergängliches enthalten. Der Leser beachte das Datum dieses wichtigsten Briefes, er ist über zwanzig Jahre alt.

17. Juni 1902.

Lieber Freund!

Verzeih', daß ich Deine Karte, die mir eine große Freude und auch eine kleine Genugtuung gewesen ist, erst jetzt beantworte. Ich war in den beiden vergangenen Wochen mit einer sehr unangenehmen Arbeit beschäftigt: ich mußte meine Dissertation umschreiben. Erstens war diese allmählich ein schmutziges Geschmier geworden, die Blätter alle ausgefranst, und zweitens hatte ich einiges zu ändern — Du ahnst bereits, nach welcher Richtung hin. So ist denn das Ganze jetzt viel straffer, mit einer gewissen Steigerung gearbeitet; ich habe es in zwei Teile geteilt und einen gewissen, freilich recht unvollkommenen Parallelismus zwischen beiden hergestellt. In der neuen Gestalt wird der augenblickliche Erfolg geringer sein; aber ich bin jetzt etwas mehr mit dem Ganzen zufrieden; wenn mir auch noch fundamentale Punkte fehlen, glaube ich doch, die Auffassung seit dem Jänner 1901 bedeutend vertieft zu haben. Auch meine Kritik an Mach und Avenarius ist zum einen Teile darin: was Wurzel der Philosophie und Ich-Problem betrifft. Den andern Teil, nämlich das Ökonomieprinzip, zu kritisieren, wird sich schon noch Gelegenheit finden. Meine Einwürfe halte ich für absolut schlagend.

Das Hauptresultat meiner Arbeit für die empirische Psychologie lege ich Dir hiermit vor: nämlich, daß das Haupthindernis einer Klärung in den schwierigsten Dingen (Parallelismus, Urteilsfunktion, Ethik) bisher der Mangel der Unterscheidung zwischen der Psychologie von M und der von W gebildet hat. Beide sind zweierlei und sollten eigentlich ganz getrennt behandelt werden. Aus ihrer Vermischung der ganze Wirrwarr.

Ich komme immer mehr darauf, wie fundamental das Problem Mann—Weib ist: und fühle, daß es mich kaum je in meinem Leben ganz loslassen wird. Man kommt von da überhaupt auf alles.

Da ich annehme, daß Dich das doch ein wenig interessiert, habe ich Dir's so ausführlich mitgeteilt. Bitte Dich jedoch, es nicht mit dem Lächeln der Avenarusschen Psychologie zu kritisieren.

Und nun fahre ich in meiner Polemik gegen Dich und Deinen Standpunkt wieder ein bißchen fort.

Ich glaube, daß Du die handelnden Menschen, Feldherren, Politiker, Kaufleute stark überschätzest. Mir haben die Politiker ja auch eine Zeitlang imponiert, ich gesteh' es offen, nur weil ich selbst es so gar nicht bin. Aber es ist wirklich nichts an ihnen, trotzdem Du sie so hoch wertest — diesen Irrtum teilst Du übrigens mit einem großen Manne, mit Carlyle. Selbst die besten und hervorragendsten, Cromwell, Napoleon, Bismarck, sind noch alle Lügner und Betrüger. Cromwell scheint mir wenigstens aufrichtig gegen sich selbst gewesen zu sein, die andern nicht einmal das. Und bedeutende Menschen — ich bleibe trotz Deines Tadels bei dem Ausdruck — bedeutende Menschen lügen nicht gewohnheitsmäßig; wenn sie es einmal tun, leiden sie ihr ganzes Leben darunter.

Dem von Dir so außerordentlich verehrten Bismarck fehlt doch eine ganze Menge. Ein Mensch, der gar kein Verständnis für die Kunst hat, der der Erscheinung eines Wagner so ganz kühl, so frech kühl gegenübersteht! Sein Antisemitismus war mir immer das Sympathischeste an ihm, und selbst der ist gar nicht einwandfrei. Und was ist denn schließlich so Großes am neuen Deutschen Reich, was Euch Deutschnationale immer wieder vor Bismarck den Hut ziehen läßt? Noch nie — ich bin nicht der einzige, viele glauben das mit mir — ist Deutschland kulturell so tief gestanden wie heute. Da kommt man dann freilich mit den Dynamomaschinen. Aber die Maschinen können eben nur Menschen erschlagen.

Bismarck hat nicht einmal solche Momente, wie sie Napoleon doch manchmal gehabt hat; du haut de ces pyramides 40 siècles vous contemplent. Hier steckt doch ein Gefühl für das Welthistorische nicht nur, sondern noch für etwas anderes, Unsagbares. Das haben die Franzosen auch wohl gefühlt und sich darum diese Aussprüche so gut gemerkt. Bismarck hat nichts Metaphysisches, um das Wort herauszusagen; er ist vor allem schlauer Geschäftsmann, nicht einmal im Antimoralischen großzügig, nicht einmal recht bête humaine; mehr Stahlkönig, mehr amerikanischer Milliardär, mehr Stahlkönig, mehr amerikanischer Milliardär, mehr großer Schachspieler als großer Schauspieler (der Napoleon war), mehr Böse als böse. Und sein Gott, den er allein gefürchtet hat und sonst nichts auf der Welt, ist doch eigentlich der Jehovah gewesen.

Der Politiker steht in gewissem Sinne tiefer als der Techniker. Beide sind nie universell veranlagt, beide streben immer nur empirische konkrete Zwecke an. Beim Techniker ist aber wenigstens die Arbeit verbunden mit einem minimalen theoretischen Interesse an der Problemlösung, mit einer intellektuellen Befriedigung, die beim Politiker fehlt. Au fond ist bei ihm alles doch Ehrgeiz, wenn auch noch so gut maskiert; und Ehrgeiz ist ein niedriges Motiv, das kein besserer Mensch kennt. Denn dieser gibt sich selbst seine Ehre und macht sich auch nicht in seinem Tun abhängig von den konkret-zeitlichen Bedingungen seines Lebens, die für den Politiker (weil er eben Geschäftsmann ist) immer das Ding an sich bleiben. Der Genius ist immer zeitlos, mit seiner Zeit nie zu entschuldigen und nie aus ihr zu erklären. Der Politiker schafft darum nie Kulturwerte, ebensowenig der Feldherr. Am allerwenigsten aber macht sich der große Mnesch abhängig vom Pöbel und das tut jeder Politiker. Alle Willensersparnistheorien gehen nur auf den formalen Akt der Initiative. Ein Politiker sollte es versuchen, Rigorist zu werden, Ethiker zu werden! Da würde er was erleben! So sieht es mit dem „Einfluß auf die Massen" aus. Es gibt keinen Politiker, der nicht hinabstiege. Darum ist auch jeder Politiker ausnahmslos Volkstribun, jeder für die Konstituante, für die Volksversammlung, für das Parlament. Keiner hat es in sich und jeder spürt das; darum hat Bismarck 1866 das allgemeine Wahlrecht gegeben. Nicht Tiberius und Diokletian, nicht Marc Aurel sind Politiker, sondern Kleon, Antonius. „Ambitio" = Herumgehen. Nicht umsonst sind Politik und Journalismus verschwistert. Alle Politik ist Kompromiß, alles Wählertum Untreue gegen sich selbst.

Um das kommt man nicht herum. Und während Du sonst so oft findest, daß einer zugleich Dichter und Philosoph, Geschichtsforscher und Ästhetiker usw. gewesen ist, findest Du keinen sonst bedeutenden Menschen, der außerdem noch Politiker gewesen wäre. Hoffentlich führst Du mir nicht den Leibniz als Gegenbeispiel an. Die übrigen, Solon, Archytas, Friedrich II. sind aber relativ recht unbedeutende Menschen.

Und darum hat Plato recht: Ouk esti kakon paula ean me e hoi philosophoi basileusosin e hoi basileis philosophesosi gnesios te kai ikanos, das heißt nie. Moral und Politik schließen einander aus.

Wenn Du also unter dem schaffenden Menschen den Techniker im weitesten Sinne verstehst, den Feldherrn, den Politiker, den Großkaufmann, den Arzt (auch den Psychotherapeuten), so müßte ich direkt sagen: der große Mensch schafft nie.

Genug davon. Nun will ich noch eines nachtragen. Du hast mir schon zweimal gesagt, wie bedeutungsvoll Deines Erachtens Goethes Ausspruch über die Mikroskope usw. sei. („Fernrohre und Mikroskope verwirren den reinen Menschensinn.") Ich bin damals nicht dazu gekommen, Dir meine Überzeugung zu sagen, daß dieser Ausspruch eigentlich mir recht flach scheint. Das ist Lehnstuhlphilosophie (Goethe-Denkmal!), Verzichten aufs Denken, Denken nach dem kleinsten Kraftmaß, Komfort als Zweck der Zwecke. Es steckt der allerschlimmste, weil nicht einmal mehr ästhetische Katholizismus in dieser Äußerung. Es stünde traurig, wenn Goethe nichts anderes gesagt hätte. Aber Du betrachtest eben alles, was er gesagt und getan hat, als kanonisches Recht. Das ist diese Auffassung von Goethe als dem größten Menschen, Goethe = Gott. Aller Widerspruch verstummt; denn Goethe hat etwas Ähnliches gesagt. Die Überschätzung Goethes: ein eigenes Kapitel. Goethe ist Euer erstes und letztes Wort.

Und warum? Erstens: Goethe als Vorläufer Darwins. Zweitens: Goethe war nie sehr schonungslos gegen sich, er hat sich mit extremer Delikatesse behandelt: er hat eben aktuell, nicht bloß potentiell viel vom Weibe. Es gibt solche Menschen. Daher Goethes Heiterkeit, die berühmte Ruhe. Nicht das Vervollkommnungsstreben, der letzte Schluß der Weisheit seines Faust, sondern des empirischen Goethe allzu menschliche und gar nicht olympische Gelassenheit hat es den Modernen angetan, das ist's, was ihnen an Goethe imponiert. Das kann nur Zeus sein, denken sie. Aber es ist mehr der Clavigo, den Goethe sein Leben lang nicht losgeworden ist.

. . . .

Dein O. W.

SIEGFRIED v. VEGESACK

DAS BÖRSENSPIEL

Hab ich einen leichten Schwipps,
Geb' ich dir die besten Tipps:
Her damit, mit den bedreckten
Lappen: kauf dir feine, feine
Prima, prima Anteilscheine, —
Kauf Effekten! Kauf Effekten!

Und vor allem die begehrte
Phönix-Aktie, Schantungwerte,
Dürkopp, Daimler und die hohe
Gelsenkirchen, Hohenlohe,
Orenstein und Mannesmann,
Siemens-Halske, Scheidemandel, —
Alles gibt es ja im Handel,
Wenn man es bezahlen kann!
Selbst mit Lindes Eismaschinen
Läßt sich einiges verdienen.

Mag die Welt auch noch so wettern:
Die Papiere klettern, klettern,
Klettern hoch ins Riesengroße,
Riesenchancen! Riesenhausse!
Kattowitz und Laurahütte!
Sitz nur still: ich schütte, schütte
Dividenden, Anteilscheine,
Vorzugsaktien, feine, feine,
Junge Aktien, junge, junge, —
Und schon türmen sich im Schwunge
Die Millionen, die Millionen.

Und du kannst im Bristol wohnen,
Und du kannst im Auto sausen,
Und du kannst bei Hiller schmausen, —
Lehnst dich üppig in dein Kissen,
Faltest satt die fetten Hände:
Denn bei jedem deiner Bissen,
Mögen auch Millionen frieren,
Schuften, hungern und krepieren, —
Rollt dir, ohne Zahl und Ende,
Rollt dir zu die Dividende!
Laß den Pöbel, den bedreckten,
Für dich schuften: kauf Effekten!

Kauf Produkte! Kauf Produkte!
Und vor allem das begehrte
Weizenmehl, Getreidewerte,
Roggen, Gerste, Kaffeebohne,
Selbst Peluschken sind nicht ohne,
Schau dir auch die Wolle an,
Kauf dir einen ganzen Haufen, —
Alles, alles ist zu kaufen,
Wenn man es bezahlen kann!
Selbst mit Mais und mit Lupinen
Läßt sich einiges verdienen.

Mag die Welt auch noch so wettern:
Die Produkte klettern, klettern,
Klettern hoch ins Riesengroße,
Riesenchancen! Riesenhausse!
Nur Geduld, Geduld, ich bitte,
Sitz nur still: ich schütte, schütte
Hafer, Wolle, auch von Schafen,
Doppelzentner, frei ab Hafen,
Seradella, — Junge, Junge,
Und schon türmen sich im Schwunge
Die Millionen, die Millionen.

Und du kannst im Bristol wohnen,
Und du kannst im Auto sausen,
Und du kannst bei Hiller schmausen,
Lehnst dich üppig in dein Kissen,
Faltest satt die fetten Hände,
Denn bei jedem deiner Bissen, —
Mögen auch Millionen frieren,
Schuften, hungern und krepieren, —
Kannst du doch behaglich heizen,
Denn es steigen Korn und Weizen!
  Laß das Volk nur, das verruckte,
  Für dich schuften: kauf Produkte!

Kauf Devisen! Kauf Devisen!
Und vor allem die begehrte
Dollarnote, Dollarwerte,
Gulden, Pfund und Schwedenkrone,
Selbst die Lira ist nicht ohne,
Schweizer Frank und Yen sodann, —
Kauf dir einen ganzen Haufen,
Alles, alles ist zu kaufen,
Wenn man es bezahlen kann!
Selbst mit ein paar Tschechen-Kronen
Kann sich das Geschäft noch lohnen.

  Mag die Welt auch noch so wettern:
  Die Devisen klettern, klettern,
  Klettern hoch ins Riesengroße,
  Riesenchancen! Riesenhausse!
  Nur Geduld, Geduld, ich bitte,
  Sitz nur still: ich schütte, schütte
  Dollarnoten, Guldenscheine,
  Schweizer Franken, feine, feine,
  Schwedenkronen, — Junge, Junge,
  Und schon türmen sich im Schwunge
  Die Millionen! Die Millionen!

Und du kannst im Bristol wohnen,
Und du kannst im Auto sausen,
Und du kannst bei Hiller schmausen,
Lehnst dich üppig in dein Kissen,
Faltest satt die fetten Hände,
Denn bei jedem deiner Bissen, —
Mögen auch Millionen frieren,
Schuften, hungern und krepieren, —
Steigen Dollar, steigen Kronen,
Und du sitzt auf den Millionen!
  Laß den Pöbel nur, den miesen,
  Für dich schuften: kauf Devisen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Aprilwoche

Zahlen zur Lage der Reichsfinanzen vor und nach der Ruhrbesetzung:

	Ausgaben	Steigerung der Ausgaben auf's	Einnahmen	Steigerung der Einnahmen auf's
im Januar	746 Milliarden	—	159 Milliarden	—
im Februar	1821 „	rund 2½fache	314 „	rund 2fache
im März	3289 „	„ 4½ „	226 „	„ 1½ „

Im Januar deckten die Einnahmen also noch ungefähr ein Fünftel der Ausgaben, im März deckten sie nur noch ungefähr ein Vierzehntel. Im Vergleich zum durchschnittlichen Monatsresultat in der Vorkriegszeit (1913 = 1) ergibt sich:

	Die Ausgaben betrugen das . . . . fache des monatlichen Vorkriegsdurchschnitts:	Die Einnahmen betrugen das . . . . fache das monatlichen Vorkriegsdurchschnitts:
in Januar	das 3525 fache	das 920 fache
im März	„ 15553 „	„ 1312 „

Im Januar also das gewohnte Bild: die Ausgaben waren dem Dollarkurs rascher nachgeeilt als die Einnahmen, aber sie waren goldmäßig noch immer erheblich niedriger als die Friedensausgaben. Im März aber sind die Ausgaben, selbst auf Gold reduziert, geradeaus dreimal so hoch geworden wie die Friedensausgaben! Entsprechend sind natürlich auch die Schulden gewachsen. Die unfundierte Schuld belief sich am 10. Januar auf 2,2 Billionen, sie hat sich in den zehn Wochen bis zum Ende des März mehr als verdreieinhalbfacht —: 7,6 Billionen!

Unter der Decke der Markstabilität ist Gottseidank noch immer nicht alles Börsenleben erstorben. Sogar in Devisen, die in ihrem imposanten Beharrungszustand doch wenig Aussicht auf große Spekulations- und Arbitragegewinne bieten sollten, vollziehen sich lebhafte Geschäfte. Für Terminpfunde werden, (zur selben Zeit, in der die Tagesnotiz auf 97 000 lautet) 120 000 Mark und mehr geboten, die innere Tendenz ist überhaupt recht zugig, und die Reichsbank (die ihre Goldverschiffungen nach dem Ausland seit Wochen sozusagen nur zum Spaß betreibt) hat fortgesetzt Gelegenheit zu dem schmeichelhaften Nachweis, wie sehr der Markt ihren Abgaben gehorcht. Über die Höhe dieser Verkäufe bleibt man nach wie vor im Dunkel, nur gelegentlich sickert eine Meldung durch,

— (so am 16. April, als die „Deutsche Allgemeine“ zu berichten wußte, an diesem einen, keineswegs besonders nervösen Tag habe die Reichsbank annähernd 500 000 Pfund = rund 60 Milliarden Papiermark herausgeworfen), — aber, wie gesagt, trotz dieser stabilisierenden Verkäufe ist es noch immer beiweitem nicht so still am Markt, wie man nach den Ziffern annehmen sollte. Auch darüber berichtet die „Deutsche Allgemeine“:

> „Die Banken vermögen seit einiger Zeit Auszahlung London in der Provinz über dem amtlichen Kurs abzusetzen, das sie dann an der Börse zum niedrigeren Kurs bei der Reichsbank eindecken können!“

Die Nachricht stimmt, — und es folgt aus ihr, daß das Zentralinstitut denjenigen Banken, die von der Lage zu profitieren gewillt sind, Tag für Tag eine nette Summe schenkt. Auf dieser Basis läßt sich's getrost arbitragieren!

Was das Reich mit seiner Dollaranleihe, die bis in fernste Zeiten als unübertreffliches Muster weiser Finanztechnik gelten wird, selbstverständlich nicht vermochte, wozu auch die Reichsbank allerwege zu schwach und solide war, das ist nun glücklich von den finanzgewaltigen Sparkassen vollbracht worden —: die Übernahme von Goldkursverpflichtungen gegen Papiermarkeinzahlung. Hinfort wird es dem ausgepowerten Mittelstand möglich sein, entwertungsgesicherte Konten bei den Sparkassen zu errichten, und sich wenigstens nachträglich wieder einen gewissen Schutz vor der fürchterlichen Saugpumpe zu verschaffen, die bisher, autorisiert durch den gigantischsten Kollektivvertragsbruch aller Weltgeschichte, unausgesetzt an seinem Blute zehrte. Das Novum ist mutig und lobenswert, aber es müßte keine deutsche Maßnahme sein, wenn es nicht mit einer Reihe kleinlicher und belangloser Nebenbedingungen versehen wäre, die einem die Freude rasch wieder verderben können. Daß die Goldmark, die als Rechnungseinheit dieser Konten gelten soll, überraschenderweise mit 1/10 statt 1/4 Dollar bewertet wird, mag schließlich hingehen, — wenn die Beamten leichter mit 10 als mit 4 manipulieren, soll ihnen die Eselsbrücke gegönnt sein, obwohl wir an verschiedenen Markarten, — am Lebenshaltungs-, am Großhandels- und am Valutenindex, am Roggen, an der Kohle, an Koks und an Devisen gemessen, — bereits etwas reichlich versehen sind. Aber warum sollen von diesen Konten keine Überweisungen, sondern nur Abhebungen erlaubt sein? Es geschieht nichts damit, als daß man den Kontoinhaber dazu zwingt, einen Weg zu machen und ein paar Stunden zu versäumen. Warum sollten die Zinsen nicht ebenfalls dem kursgesicherten Konto gutgeschrieben, sondern sepa-

rat auf ein gewöhnliches Papiermarkkonto überschrieben werden? Wer das Goldrisiko des Kapitals übernimmt, wird wohl auch kräftig genug zum Goldrisiko der Zinsen sein. Und wie soll in der Praxis die Bestimmung gehandhabt werden, daß jeder Einleger nur soviel auf Goldkonto einzahlen darf, wie er gleichzeitig auf einem Papierkonto unterhält? Angenommen, ich hätte heute 100 000 Mark auf Papiermark- und 100 000 Mark auf Goldmarkkonto; angenommen ferner, der Goldkurs steigerte sich morgen aufs Doppelte: soll ich dann verpflichtet sein, Nachschuß auf mein Papiermarkkonto zu leisten, bis es, dem Goldkonto entsprechend, auf nominal 200 000 gebracht ist? Oder, wenn ich es nicht tue: soll ich exekutiert werden? Kleinliche Vorbehalte mit schikanösem Effekt!

Alles wiederholt sich! Als im Kriege Polen erobert war, hörten wir mit Hoffnung, daß die Ernährung der Zentralmächte jetzt gesichert sei; diese „Kornkammer Rußlands“ werde ihre Schätze nun vor allem den Siegern erschließen müssen. Damals handelte es sich um die Mengen, heute um den Preis und um die Valuta. Es wird bekanntgegeben, ein großzügiges Austauschgeschäft zwischen Deutschland und Polen stehe vor der Tür, — nämlich Austausch der bei uns überschüssigen, ungeheuren Kartoffelmengen letztjähriger Ernte (auf einmal ungeheurer Überschuß!) gegen ebensolche Getreideüberschüsse Polens! Dadurch werde kollossaler Dollarbedarf umgangen und große Verbilligung erzielt werden können. Alles wiederholt sich, alles wiederholt sich! Wie steht es mit den polnischen Lieferungen? Niemals in normalen Zeiten war Polen eine Kornkammer, schon vor dem Kriege importierte es Getreide. Sind aber irgendwelche Tatsachen bekannt geworden, die darauf hindeuten, daß Polens agrarische Bilanz seither etwa, ganz plötzlich, aktiv geworden wäre?

Laut „Literarischem Echo“ (XXV. 11/12) verleiht die Augsburger Schillerstiftung „einem jungen, besonders begabten Schriftsteller zum 10. November 1923 eine Gabe von 1000 (eintausend) Mark. Einsendung der Arbeiten (mit Rückporto!) bis 1. Juni an Amtsgerichtsrat Ammann in Augsburg, Völkstraße 27.“ Bei Oskar Wilde heißt es einmal: „Wenn ein Mann etwas ganz Blödsinniges tut, so tut er es immer aus den edelsten Motiven.“

Dr. ARTHUR HEICHEN

GOLDMARKWECHSEL KONTRA SCHLECHTGELDPOLITIK

Im vorigen Heft des T.-B. ist ein Brief veröffentlicht worden, dessen Autor den hier vorgeschlagenen „Indexdiskont", dieses neue Mittel sowohl gegen die Markverschlechterung als gegen ihre privatspekulative Ausbeutung, zu weitgehend fand. Herr Dr. Heichen findet ihn im Gegenteil noch zu milde!

Der Preisindex ist wie jeder andere Index ein rechnerischer Durchschnitt, ein Mittelwort. Das heißt: es müssen die Einzelpreise, deren Gesamtheit den Index konstituiert, ungefähr je zur Hälfte teils über, teils unter dem Gesamt-(Durchschnitts-)Index liegen. Um das an einem Beispiel zu erläutern: Im August 1922 betrug der Großhandelsindex der „Frankfurter Zeitung" 13 978 (Friedenszeit = 100). Von den 98 Einzelpreisen lagen damals 52 unter und 46 über dem durchschnittlichen Gesamtindex. Die Lagerung der einzelnen Preisschichten ist dabei eine verschiedene. Von den 115 Waren des Großhandelsindex des „Berliner Tageblatts" befanden sich am 10. April d. Js.:

Waren in einer Preislage des	0— 1000 fachen der Vorkriegszeit	= 1
in einer solchen des	1001— 2000 fachen,	= 4
„ „ „ „	2001— 3000 „	= 7
„ „ „ „	3001— 4000 „	= 6
„ „ „ „	4001— 5000 „	= 20
„ „ „ „	5001— 6000 „	= 20
„ „ „ „	6001— 7000 „	= 16
„ „ „ „	7001— 8000 „	= 10
„ „ „ „	8001— 9000 „	= 14
„ „ „ „	9001—10 000 „	= 6
„ „ „ „	über 10 001 fachen der Vorkriegszeit	= 11

Man nennt diese relative Abweichung der Einzelpreise vom mittleren, durchschnittlichen Preisniveau, wie sie die Gesamtindexziffer darstellt, die Streuung (Dispersion) der Preise. In Zeiten rapiden Falles des Außenwertes der Mark wird die Streuung der Preise außerordentlich groß; und umgekehrt verringert sie sich, wenn sich — wie das gegenwärtig der Fall ist — das Preisniveau stabilisiert. Die einzelnen Preisschichten sind also zunächst in weiten Abständen auseinandergelagert und erst die allmähliche Wiederanpassung des Innenwertes der Mark an ihren Außenwert bringt ein Wiederzusammenrücken der Preislagen in engeren Abständen, bringt eine Kontraktion der Preissteuerung. Der Rythmus der Preisfluktuationen ist dabei folgender: Bei einer rapiden Markentwertung, die von der äußeren Valuta (der Zahlungsbilanz des Landes) ausgeht, rücken die Einfuhrwaren (Baumwolle, Kolonialwaren) in weitem Abstand von dem Zentrum der mittleren Preislage gewissermaßen in die oberste Etage des Preisgebäudes, während in den Kellerräumen Erzeugnisse der Binnenwirtschaft,

agrarischen (Kartoffeln) wie auch industriellen Ursprungs, — namentlich Massenkonsumartikel des unmittelbaren Bedarfs — verbleiben.

Was bedeutet das für die Beziehungen zwischen Markgläubigern und Markschuldnern, soweit die Schuldverhältnisse aus Warengeschäften resultieren? Was oben für die Statik der Preise gesagt wurde, gilt ähnlich für die Dynamik der Preisentwicklung. Bei einem Valutasturz haben zunächst zirka die Hälfte aller Warenpreise zu kurze Beine.. Sie kommen mit dem Durchschnittsindex nicht mit, während der Rest der übrigen Preise über das mittlere Tempo hinaus emporklettert. Erst späterhin, im Verlauf einiger Wochen, erfolgt ein Tempo- und Abstandsausgleich. Diese Zusammenhänge sind den Warenkaufleuten, wenn auch nicht theoretisch, so doch praktisch-empirisch bekannt. Ein einfacher Papiermarkwechsel, den ein Warenschuldner seinem Gläubiger für gelieferte Waren übergibt, erlaubt es in Zeiten sinkenden Markwertes dem Wechselschuldner in jedem Falle, ein müheloses, bequemes Differenzgeschäft zu machen. Der Wechselschuldner steckt den ihm während der Laufzeit des Wechsels „unverdient" zugewachsenen inflationistischen Differenzgewinn zwischen dem Wert der Mark am Tage der Inzahlunggabe und dem Wert am Tag der Wiedereinlösung des Wechsels in seine Tasche. Der Verlierende. auf Kosten dessen Substanz der Wechselschuldner sein „Schlechtgeldgeschäft" macht, ist wohl nur selten ein anderer Warenkaufmann oder eine Privatbank (beide sind zu solchen Verlustgeschäften denn doch zu schlau geworden), sondern das Zentralnoteninstitut. Der Reichsbank sucht man alle Wechsel möglichst schnell und mit einem Minimum von Giros zuzuschieben.

*

Macht nun ein I n d e x wechsel, wie ihn Kollege Schwarzschild hier in Vorschlag brachte (Heft 11 des „T.-B."), solche Schlechtgeldgeschäfte der Warenkaufleute unmöglich? Nein! Der Indexwechsel verengert nur den Rahmen und das Feld, auf dem Wechselgeschäfte mit dem Effekt der Erzielung differentieller Geldentwertungsgewinne möglich sind, auf vielleicht die Hälfte. Im übrigen ist Schlechtgeldpolitik mit Hilfe des Wechseldiskonts — wenn auch in geringerem Ausmaß — nach wie vor möglich. Es wäre beispielsweise für Metall- oder Getreidehändler durchaus rentabel, gegen Inzahlunggabe von Indexwechseln Getreide oder Metalle zu kaufen, denn deren Preise springen in Zeiten starken Markverfalls über den Index weit hinaus. Kolonialwarengroßhändler können auf dem Rücken von Kaffee- und Pfeffersäcken die gleichen Differenzgeschäfte machen. Anders wäre die Situation schon für Kartoffelhändler. Die Kartoffelpreise bleiben — nicht zuletzt infolge der preispolitischen Einwirkungen öffentlicher Kontrollorgane (Preisprüfungsstellen) — erfahrungsgemäß zunächst

hinter dem Ansteigen des Index zurück. Für den Kartoffelhändler wäre also der Indexwechsel ein gefährliches Instrument. Er kann ihm unter Umständen Kopf und Kragen kosten. Er wird auf Wechselkredit besser verzichten und sich an das Zahlen per Kasse halten müssen. Die Schlechtgeldpolitik, das Spekulieren auf Geldentwertungsgewinne mittels Warenkauf (Bedarfskauf sowohl wie Übervorratung) wird also durch den Indexwechsel nur solchen Kaufleuten unmöglich gemacht, die Waren kaufen, deren Preisauftrieb hinter dem Anstieg als Durchschnittsindex zurückbleibt. Ergo: Der Indexwechsel ist zu milde! Wir, die wir im Sumpf der Währungszerrüttung rettungslos zu ersaufen drohen, brauchen radikalere Mittel, brauchen Anti-Inflationastica in stärksten Dosierungen. Dazu taugt nur der simple Goldmarkwechsel, ein Wechsel, dessen Konstruktion denkbar einfach ist, der zu einem normalen Diskontsatz, wie er in Ländern mit stabiler Währung, aber knappem Gelde gilt, berechnet wird. Wer soll auch die Aufschläge für Indexwechsel einigermaßen zutreffend festsetzen. Gewiß, die Reichsbank! Aber auf welchen Unterlagen? Soll der offizielle — aber schlechte — Großhandelsindex des Statistischen Reichsamts, oder sollen die besseren, aber inoffiziellen Indexziffern privater Stellen als Basis dienen. Oder soll man sich gar an die Reportgeldsätze der Börse anschließen, die ja zweifellos Schätzungen (doch ziemlich willkürliche) „des Marktes über den Geldentwertungskoeffizienten" darstellen. Ich bin zu indexskeptisch, um an die Möglichkeit der Realisierung solcher Vorschläge zu glauben. Auch spricht die Entwicklung, die das „wertbeständige" Anleihewesen genommen hat, durchaus gegen eine solche Möglichkeit.

Der Goldwechsel ist, wie gesagt, ein einfaches, wenn auch radikales — und vor allem das einzig wirksame Instrument, demgegenüber alle Schlechtgeldkünste, alle Spekulationen gerissener Warenpreisarbitrageure und Geldwertdifferenziers rettungslos versagen. Am Goldwechsel stirbt alle Kunst unserer Inflationspraktiker. Er zwingt zur Solidität und Ehrlichkeit. Der Goldwechsel ist das Sterbesakrament und der Goldgiroverkehr der Totengräber für das Zeitalter des finanziellen Großschwindels.

Freilich, das eine ist nicht zu verkennen: — Wer einen Geldwechsel akzeptiert, muß eine Goldverpflichtung auch tragen können, wie das im Frieden normaler Weise üblich war. Die Streuung der Preise in Zeiten sinkenden Markwertes, die Lagerung der Machtverhältnisse zwischen Produzenten und Konsumenten bringt es nun mit sich, daß eine solche Tragfähigkeit a priori nur für gewisse Gruppen von Gewerbezweigen und Händlern gegeben ist. Für die anderen wird aber der Wechselverkehr dem Kassazahlungssystem wohl oder übel eben weichen müssen. Das läßt sich nicht verhindern. Im übrigen: Keine Halbheiten. Nicht Indexwechsel, Goldwechsel brauchen wir.

GLOSSEN

BEI GEORG BRANDES

Kopenhagen, im April.

Man sucht seinen Namen in dem Telephonbuch vergebens — Brandes hat kein Telephon. Er will seine Ruhe haben. Ein Mensch, der so viel Bekannte hat, wie er, darf sich kein Telephon halten, meint er. Er kennt ja die ganze Welt. Er ist überall gewesen, hat alle Menschen von Bedeutung kennen gelernt, er ist in Paris genau so zu Hause, wie in Berlin, Budapest, Rom oder London. Er korrespondiert mit unzähligen Leuten, weiß alles, erfährt alles, und erinnert sich an alles. Sein Gedächtnis ist ein Wunder. Er beschreibt, wie Poincaré beim Essen Messer und Gabel handhabt, er erzählt, wie Anatole France mit seiner Vortragsreise in Argentinien durchgefallen ist, weil er den hübschen Argentinierinnen nicht von dem Pariser Geschmack, sondern von dem langweiligen Rabelais erzählen wollte, er weiß Einzelheiten über den großen Krach der Kopenhagener Landsmansbank zu erzählen, und in dem nächsten Augenblick erzählt er, was man sich in Paris über den Bestechungsskandal Berthelots zu berichten weiß, denn er hat soeben einen Brief von einer Pariser Freundin bekommen. In der kleinen Wohnung am Strandboulevard, wo ein Petroleumofen fast unerträgliche Hitze verbreitet, zwischen Regalen, die bis zur Decke mit Büchern voll sind, scheinen aus allen Weltstädten unsichtbare Fäden zusammenzulaufen....

Brandes nähert sich bereits der Achtzig, — aber sein Interesse für die Welt ist nicht im geringsten erlahmt. Er fragt nach Berlin und nach der Ruhr, die Dollaranleihe interessiert ihn genau so, wie die Scheidung der Asta Nielsen und ob Reinhardt wirklich nach Amerika gehen will. Auf seinem Tisch liegen Zeitungen aus Paris und Wien, aus Berlin und Buenos-Ayres, er liest sie alle. Er will alles wissen, was in der großen Welt vor sich geht....

Es wäre unmöglich, alles wiederzugeben, was er im Laufe einer Stunde erzählt. Er spricht über Politik und Gesellschaftsklatsch, über Literatur und Bolschewismus, zitiert bekannte und vergessene Autoren, zieht Parallele und erzählt Anekdoten, wird boshaft und bleibt dabei stets liebenswürdig....

„Wissen Sie“, — sagt er, — „wenn ich so die Zeitung lese, komme ich meistens zum Schluß, es sei ein Aberglaube, daß der Mensch ein Vernunftswesen ist. Gilbert Morris schreibt an einer Stelle, mit der Vernunft ist es, wie mit dem Radium, es gibt davon nur sehr wenig auf dieser Welt. Die Franzosen beweisen jetzt die Wahrheit dieses Spruches von Neuem. Ich glaube, ganz Europa verurteilt sie einstimmig, mit Ausnahme jener wenigen Leute, die noch immer in Paris verliebt sind. Der Versailler Vertrag ist ein teuflisches Werk. Bisher hat man einen Frieden noch niemals so abgeschlossen, daß man dem geschlagenen Gegner dem Hunger und dem Elend preisgegeben hat. Vor Hundert Jahren hat sich ganz Europa gegen die Franzosen zusammengetan, aber haben Sie jemals davon gehört, daß auf dem Wiener Kongreß einer der russischen oder österreichischen Diplomaten von Reparationen gesprochen hat oder gar die Aufteilung Frankreichs vorschlug? Gewiß nicht. Man hat ihnen die Gebiete abgenommen, die sie mit der Waffe erobert haben, und damit war die Sache erledigt. Aber, dem besiegten Gegner die Gelenke abzuschnei-

den, — diese Politik blieb den Franzosen vorbehalten. Was man in Paris mit Deutschland, Oesterreich und Ungarn gemacht hat, ist ganz einfach ein Werk des Teufels, — ein anderes Wort kann ich dafür wirklich nicht finden. Man sagt, daß in Paris der Patriotismus regiert.... Möglich, — aber ich möchte Macaulay zitieren, der an einer Stelle sagt, der Patriotismus sei sehr schön, aber es sei sehr, sehr schade, daß er in der letzten Zeit allmählich die letzte Zuflucht der Schufte geworden ist. Wenn einer schon ganz am Ende seiner Wissenschaft angelangt ist, betätigt er sich berufsmäßig als Patriot. Poincaré ist sicher ein sehr geschmeidiger Advokat, aber ein mäßiger Staatsmann. Seine diplomatische Waffe ist die Brutalität, — womit man gewiß viel erreichen kann, wenn es auch sehr lange dauert. Für mich, der ich außerhalb der Ereignisse stehe und sie nur aus den Zeitungen kenne, ist die Hauptfrage, ob die Deutschen jetzt wirklich einig sind, und ob sie es bleiben werden. Bis jetzt waren sie immer uneinig. Sie haben viel zu viel aufeinander geschossen. Nirgends in den besiegten Staaten — Rußland muß man freilich ausnehmen — haben sich so viel politische Morde ereignet wie in Deutschland, wo die Parteien sich in jeder Frage hart gegenüberstehen. Werden sie damit jetzt aufhören? Denn wenn sie damit nicht aufhören werden, dann wird die französische Brutalität siegen. Gewalt zermürbt jeden Widerstand, wenn die Einigkeit fehlt....

Einen Ausweg? Wo soll man ihn sehen? Die Franzosen sind in einer sehr schweren Lage, sie haben Unrecht, gewiß, und eben das macht ihre Lage so schwer. Sehen Sie, — als Alfred Dreyfuß endlich nach langen Jahren frei geworden war, ob er die französischen Militärs sehr hasse. „Nein", — sagte er, „ich hasse sie nicht. Denn es ist sehr hart, einzusehen, daß man Unrecht gehabt hat...."

Das merkwürdigste aber ist, daß dieselben Franzosen, die ihre Forderungen so unerbittlich eintreiben wollen, selbst sehr säumige Zahler sind. Was hätte man zu einem Shylock gesagt, der erst der ganzen Welt erzählt hätte, daß er seine Schulden nicht bezahlen könne und wolle, dann aber mit dem Messer in der Hand hingegangen wäre, um das Pfund Fleisch aus dem lebendigen Leib des Antonio herauszuschneiden? Glauben Sie nicht, daß man einen solchen Shylock für einen Wahnsinnigen angesehen hätte? So machen es aber jetzt die Franzosen. Sie wollen ihre Forderungen von Deutschland mit äußerster Gewalt eintreiben, aber ihre eigenen Schulden wollen sie nicht bezahlen.... Man könnte darüber lachen, wenn es nicht so unsagbar traurig wäre....

Nur eine einzige Macht der Welt kann Europa helfen, — und diese sieht heute noch zu, — Amerika.

Früher sagte man: Ex oriente lux.... Heute ist es anders geworden. Nur aus dem Westen kann die Erlösung kommen...."

Eugen Szatmari.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Die Rathenau-Totenfeier in Heidelberg

Der republikanische Student Mierendorf ist von einem badischen Gericht zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Warum? Das erzählt er, auf unren Wunsch, in diesem Brief:

Das Ministerium hatte verfügt, die Universität solle sich der allgemeinen Arbeitsruhe am Nachmittag des 27. Juni, als Rathenau bestattet wurde, anschließen, sie solle sich in die Front der nationalen Trauer eingliedern; die Flaggen seien halbmast zu setzen.

Aber kurz nach drei Uhr hatte ich mit einigen Freunden feststellen müssen, daß das physikalische Institut, der Sitz des Geheimrat Lenard, in vollem Betrieb war. Die alten Bekannten am Hochschulring marschierten aufgeblasen vor Freude unter unseren Augen den Berg hinan ins Institut.

Schon vormittags war es aufgefallen, daß dieses Lenards-Institut keine Flagge trug, aber das Rektorat hatte mit dem Hinweis beschwichtigt: „Sie wissen ja, daß wir gegen Lenard machtlos sind." Nun muß man wissen, daß ich schon tagszuvor dem Rektor nahegelegt hatte, aus Opportunität die Universität von der allgemeinen Trauer nicht auszuschließen. So heftig sei die Erregung in der Bevölkerung, daß eine Geste der Gleichgültigkeit Mißverständnissen ausgesetzt sei und den Aberglauben bekräftigen könnte, auch Heidelberg sei von nichts als anti-republikanischen Strebungen beherrscht. Wir republikanischen Studenten liebten aber unsere Universität zu sehr, um sie in einen solchen ungerechten Verdacht kommen zu lassen, selbst wenn auch der Rektor uns gerade am selben Tage noch die Bitte rundweg abgeschlagen hatte, uns mit einer Rede unseres Lehrers Alfred Weber in einem der Hörsäle eine Trauerkundgebung abhalten zu lassen. Die Anordnung des Ministeriums enthob uns indessen dieser Sorge. Wollte nunmehr Lenard ostentativ auf eigene Faust eine Machtprobe provozieren?

Was tun: das Institut, eine große gelbe Kaserne, liegt, exponierter als das Schloß, am Abhang der Philosophenhöhe auf dem anderen Neckarufer; Lenard ist ob seiner politischen Exzesse in den Kollegs stadtbekannt, ob seiner demonstrativen Weigerung, am 1. Mai den — in Baden gesetzlichen — Feiertag zu heiligen, bei der Arbeiterschaft verrufen; in der Stadt gehen Arbeiterpatrouillen, damit jedermann angehalten werde, den Trauerakt nicht zu stören; die Nachricht vom ministeriellen Befehl auf Flaggen und Schließen durchläuft schon die Stadt.... Das Verhalten Lenards muß daher bemerkt und als das aufgefaßt werden, was es ist: eine

offene Verhöhnung der Republik und ihrer Gesetze durch den eigenen Beamten, wert, auf der Stelle zurückgewiesen zu werden. Zusammenstöße scheinen unvermeidlich. Man muß zuvorkommen, vorbeugen. Ich telephoniere den Rektor an: — er versagt. Er sieht nicht die unerhörte Schmähung, nicht die maßlose Provokation aller Republikaner, in denen noch der Schrecken des Attentats auf Rathenau lebt. „Das ist doch nicht so schlimm," sagt er mir wörtlich. Er begreift nicht die riesige Gefahr für Institut, wertvolles Staatseigentum, Leben von Studenten, ja von Lenard selbst, nicht die Gefahr für die Reputation der Universität. Er „kann nichts mehr tun". Ich erschrecke; und weise darauf hin, daß ich mich dann mit den Gewerkschaften „in Verbindung setzen" müsse, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Handeln zu bringen. Vergebens, er bleibt taub, versagt.

Dann nimmt alles seinen Weg: ich setze das Werkschaftskartell in Kenntnis; es entsendet eine zuverlässige Deputation erprobter Funktionäre, Eisenbahner, Transporter, Fabrikarbeiter, um Lenard auf gütlichem Wege zur Einsicht zu bringen; ich schließe mich an. Wie wir am Institut angekommen, ist es aber schon zu spät, die Komplikation bereits da. Das Tor ist verriegelt; wir beraten; Passanten werden aufmerksam, irgendwoher kommt Zustrom. Denn eine der Patrouillen war inzwischen, vor uns, dagewesen, hatte L. höflichst um Einlenken ersucht und war von ihm mit der Drohung, er habe „noch andere Mittel, die sehr unangenehm werden könnten", vom Hofe verjagt worden. Natürlich hatten sie weidlich Lärm geschlagen; daher nun der Zustrom. Ein Polizeikommissar erscheint; ich stehe neben ihm, dicht vor dem Tor. Er klingelt, begehrt Einlaß, gestikuliert. Man öffnet nicht. An den Fenstern des Instituts die Studenten in Laboratoriumsmänteln, geben allein die Antwort: sie grinsen. Sonst rührt sich nichts. Die Menge entrüstet sich ob solcher Respektierung des Vertreters der Staatsgewalt, bleibt aber in musterhafter Haltung. Ein Allzuregsamer bequemt sich auf mein Einschreiten wieder vom Tor herunter. Da erscheinen die glitzernden Mundstücke von Schlauchleitungen in den Händen der Institutsinsassen am Fenster am Fenster und richten sich herunter. Die Menge wird nervös: (es lief damals das hartnäckige Gerücht um, im Hause seien Maschinengewehre verborgen) da knattern auch schon ohne jeden Anlaß die Wasserstrahle gegen die Menge. Welche wahnsinnige Provokation! Man stürzt in den Hof, Steine fallen auf die Verdersten herab, man betritt das Haus.

Ich folge langsam — hinter d e m S c h u t z m a n n nach. Ich will Augenzeuge sein, mit den Augen des Intellektuellen sehen, was sonst nur Proletarier zu beschreiben vermöchten (man kennt aber die merkwürdigen Verzeichnungen in ihrer Optik noch vom Krieg her, aus den Pa-

trouillenberichten). Ich gehe ins Haus hinein, sehe die Treppen überflutet, im oberen Stock einen ohnmächtigen Studenten, eine Gruppe verlegener, völlig niedergeschlagener Leute, auf und abrennend einen verstörten Mann: Lenard. Ich biete ihm meinen persönlichen Schutz an; er ist aber völlig kopflos, springt plötzlich ohne allen Grund hinter eine Glastür, schlägt sie provokant zu. Im Nu ist sie zertrümmert. Jetzt fürchte ich um ihn, die Menge, in Wut, könne nachstürzen, man muß sie ablenken. Die Studenten fallen mir ein: Mit den Säurevorräten und Elektrizität können sie in ihrer Tollheit noch größeres Unheil anrichten! Man solle auf sie acht geben! Das lenkt ab, Lenard ist gerettet. Ich rate dem Kommissar, ihn in Schutzhaft zu nehmen; man konnte ihn zu dieser Stunde noch unbeobachtet über die Hintertreppe aus dem Hause schaffen. Umsonst. Ich gehe wieder nach vorn; Arbeiter haben zwei Studenten am Genick; ich fahre sie an, was sie mit ihnen wollten: „sie sind alle terrorisiert". Das wirkt, wird sofort verstanden, man läßt sie fahren. Sie erinnern sich an Lenard: „Der ist bereits verhaftet", sagte ich (und glaubte es selber). Endlich aber hat man ihn verhaftet und das Haus wird geräumt. Ein paarmal kann ich noch mit Erfolg meinem „Terrorisiert" intervenieren. So sehr trat ich für die Institutionsinsassen ein, daß man mir selber zu mißtrauen anfing! Dann rücken Schutzleute (sie haben sich inzwischen vermehrt) mit Lenard und der Menge ab, ich habe schließlich nur noch das zweideutige Vergnügen, einem meiner größten sachlichen Gegner, der dazu noch mein persönlicher Feind ist (leider Gottes), dem Führer des Hochschulrings, rundheraus gesagt das Leben zu retten. Ein Nachtrupp erkennt ihn nämlich, ich soll ihn agnoszieren: ich leugne die Bekanntschaft. (Anderntags denunziert er mich prompt unter Mißbrauch seines Amtes beim Senat als „ehr- und würdelosen" Akademiker und fordert Relegation.)

Ich vermag bis zum heutigen Tag noch nicht zu begreifen, weshalb damals das Institut nicht ausgeplündert wurde, in Flammen aufging und einige Tote auf dem Platze blieben. Alle Voraussetzungen dazu waren gegeben.

Noch nicht vierundzwanzig Stunden später gab ich als freiwilliger Zeuge diese Darstellung Punkt für Punkt zu Protokoll in einem Verfahren gegen Lenard wegen Verstoßes gegen das Schutzgesetz der Republik.ff Ebenso taten die meisten der Funktionäre. Nach genau vier Wochen waren w i r die Angeklagten: Landfriedensbruch.

Mierendorf.

2.

Münchener Erlebnis

Man kennt die etwas dürftigen Plakate, mit denen zur Ruhrspende aufgefordert wird. Die Überschrift beginnt: „Fest stehen wir und unerschütterlich —", und darunter stehen also fest und unerschütterlich die Männer an der Ruhr. Bei uns in München nun war, an einer Plakattafel der Luisenstraße, die weitere, zur Spende auffordernde Unterschrift überklebt mit einem Zettel: Thomasbräu München. —

In hoc signo vinces!

Engelbert Tafler

3.

Funkelnagelneue Antiquitäten

Ein italienischer Leser schreibt dem T.-B.: Ihre Bemerkung (Heft 11) von den funkelnagelneuen Antiquitäten erinnert einen T.-B.-Leser an eine Firmeninschrift in Taormina, Sizilien: „Au dernier cri de l'antiquité", wozu der Beweis höchst sinnfällig geliefert wurde; denn der Inhaber stand vor der Haustür und schoß, beraten von der versammelten Dorfbewohnerschaft, mit Schrot gegen einen „künstlich gealterten' Tisch.

TISCH MIT BÜCHERN

„K i l i m a n d s c h a r o." Ein überaus herrliches Buch, dieser Kolonialroman! Die Geschichte eines kleinen Leutnants in Deutschost, der im hoffnungslosen Krieg durch das Buschland eine Handvoll Leute führt, für sie sorgt und mit ihnen trinkt und für sie leidet, und sauber bleibt wie außen so innen, herzensanständig und ohne Scheuklappen und garnicht sentimental und ein ganzer, wunderbarer Kerl. Der einmal tagelang allein hinreitet durch die tausendäugige Steppe und dann anfängt, eine Farmersfrau zu lieben, die er im ungeheuren Lande niemals wiedersieht, und den zuletzt ein brutaler Hund von Troupier gegen einen Pfosten schmettert, so daß er als Gehirnkranker in einem englischen Lazarett endigt. Und um ihn herum die schwarzen Askaris und Massai und die deutschen Kämpfer, die korrekten und die verwogenen und die verrückten Typen, und dann die Farmer, die abenteuerlichen und die bienenfleißigen — Bwana Arbeitsschweiß und Bibi Arbeitsschweiß — und wieder um alle herum das geschichtslose, zeitlose Riesenland, darin ein sonderbarer und gräßlicher kleiner Krieg geführt wird, weil draußen über den Meeren ein großer und gräßlicher Krieg sich ausrast.

Und dies liest man mit einer Spannung wie als Knabe den „Winnetou" und mit einem literarischen Entzücken wie als Erwachsener das erste Buch von Johannes V. Jensen. Beglückt erkennt man eine Sprachkunst, deren Säfte zusammengesogen sind aus dem Ur-

boden reiner kräftiger Anschauung und aus jeder guten Tradition. Und das Herz geht einem auf von echtem Nationalgefühl, vor einem ernsten Wissen um das Deutsche, um die ewige, unverwechselbare Art dieses Volkes, vor einem Patriotismus, der nach Geist und Wäldern duftet und nicht nach Leder und Bier. Herrlich! Herrlich! Das Buch ist eine reine, große Freude vom Anfang bis zum Ende. Kauft es, lest es, erwärmt euch dran, erschüttert euch dran, bessert euch dran!

Sein Verfasser heißt Balder Olden. Erschienen ist es bei Gyldendal in Berlin.

Bruno Frank.

HUMOR DER ZEIT

In den „Hamburger Nachrichten“ findet ein Freund des „T.-B.“ folgende gemütsinnige Annonce:

Meine Devise:
Großer Umsatz, kleiner Nutzen!
Wilh. H. Kropp, Beerdigungsbüro St. Anschar, Gerhofstraße 25/29. 4 Fernsprecher.

Mit vier Fernsprechern wird der Hamburger Totengräber hoffentlich den Andrang bewältigen können.

AN UNSERE ABONNENTEN IN DER TSCHECHOSLOWAKEI.

Die angekündigte Einrichtung eines Postscheckkontos in Prag ist vollzogen. Das Konto lautet auf den Namen „Tagebuchverlag G. m. b. H.“ und trägt die Nummer Prag 79 813.

Daneben bleibt unser Konto bei der Bömischen Commerzialbank, Prag, Příkopy 6, bestehen.

Wir bitten unsere Abonnenten, die Überweisung der fälligen Beträge nunmehr so rasch zu vollziehen, daß keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 15):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Aprilwoche

Bismarck schrieb, wie er sprach: Knapp, bestimmt, klar. Sein Wesen war in seinem Wort. Zur Antwort auf die Rede des Lord Curzon ließ Cuno folgende Sätze halbamtlich veröffentlichen: „Die Reichsregierung betrachtet die Rede Lord Curzons als eine wichtige politische Tatsache, die die bisherige Situation nicht unwesentlich beeinflussen könnte. Sie ist in Erwägungen darüber eingetreten, welche Folgerungen sich hieraus ergeben." Nicht unwesentliche Beeinflussung der Situation, in Erwägung eingetreten, welche Folgen sich ergeben. Vorsichtigste, langweiligste, instinkloseste Geheimratsprache. In Erwägung des Umstandes, daß Lord Curzon unzweifelhaft nicht unwesentliche Eröffnungen gemacht, beschließt die Regierung nun seit Sonnabend zu beraten, ob aus dieser geänderten Situation nicht politische Konsequenzen, wenn auch nicht unmittelbar, sondern in einem etwas späteren Zeitpunkte gezogen werden sollten. So verkünden die Geheimräte des Geheimrats. In der bildkräftigen Sprache des unversehrten Menschen heißt das: Cuno legt den Finger an die Stirn. Beruhigt Euch, Deutsche, harret aus, vertraut getrost, die Regierung hat ja beschlossen, in etwas zu treten, nämlich in Erwägungen.

Deutschland steht vor Verhandlungen. Was muß in diesem Augenblick geschehen, um die innere Einheit aller Deutschen zu demonstrieren? Es muß im Reichstag ein Gesetz gegen alle Parteifanatiker beraten werden, die sich gegenseitig die Versammlungen sprengen. Dank der geistigen Abwesenheit der Regierung muß sich daraus ein tagelanger wilder Streit entwickeln, mit Hohngelächter der Einen, Obstruktion der Anderen, Beschimpfungen und erbärmlichen Witzen. Es war nun einmal kein passenderer Augenblick zur Beratung dieses sprengenden Spreng-Gesetzes zu finden. Und wir haben einen über den Parteien stehenden Führer, einen reflektierenden Lyriker, der, wenn erst das so abstoßende wie unnötige Schauspiel vorbei ist, gewiß in Beratungen und Erwägungen eintreten wird, ob die Regierung diesen wüsten Lärm nicht hätte voraussehen und also vermeiden können.

Als das Wort „Reichsverdrossenheit" um die Wende des Jahrhunderts laut gesagt wurde, erschrak Deutschland. Erschrak vor einem Wort. Jetzt stehen die Reichsfeinde hinter dem Begriff und Deutschland nimmt das erste Stadium der Zersetzung, die Reichsgleichgültigkeit mit beängstigender Ruhe auf. Herr Oberst Xylander darf, wann er will, in München über die Fragen:

Wer regiert Berlin? Wer regiert in Berlin? sprechen. Die Vereinigung der Reichszernager und -Zersetzer nennt sich in München Verband der Vaterländischen Vereinigungen, sie wird von der bayrischen Regierung patronisiert. Ihrem ungehemmten Einfluß ist es zuzuschreiben, daß in München jede Fahne geflaggt werden darf, nur die des Deutschen Reiches nicht. Das Reichsgericht nennen sie die „Tscheka", den Reichstag überhäufen sie mit Beschimpfungen, die Reichsregierungen erkennen sie nur unter besonderen Vorbehalten an, immer mit der Drohung in der Seitentasche: Wenn Berlin es wagen sollte, dann . . . . Das Klägliche und Empörende dieses Zustandes ist, daß es wiederum, wie zu Lewiens Zeiten, gar nicht Bayern sind, die Bayerns Abfall vom Reich vorbereiten. Herr Hitler, der Anstreicher, der leider nicht bloß die Fassade des Reichs bearbeitet, ist ein Oberösterreicher, Herr Ludendorff (der unlängst dem angestammten Herrscherhaus der Wittelsbacher huldigte) ist Urpreuße und die journalistischen Vorkämpfer der Reichszersetzung? Der Pastor Traub ist preußisches Gewächs. Und die beiden Lenker der gelesensten bayrischen Zeitungen residieren in Berlin. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" gehören zum Herrschergebiet des Herrn Hugenberg, der in Berlin im „Lokalanzeiger" altpreußische Melodien, in München urbayerische Schnadahüpfeln spielen läßt. Auch der „Fränkische Kurier" in Nürnberg, der zur Trompete der Hitlerei wurde, gehört zum Reiche des Herrn Hugenberg, den wieder zarte Bande mit Stinnes verknüpfen. Und die „Münchener Zeitung", die mit vollen Backen gegen Berlin blasen, gehört zum Konzern des Herrn Huck, der gelegentlich mit besonderen Aufträgen aus der Wilhelmstraße beehrt wurde. Auch Herr Dr. Huck, versteht sich, residiert in Berlin. Das Schimpfen auf die Saupreußen rentiert sich . . . für die Saupreußen. Der Prozeß der Reichszersetzung bleibe ungestört, solange er Abonnenten und Inserenten einbringt.

Der Anschluß ist verhindert oder wenigstens für Jahrzehnte vertagt worden. Aber die innere Gemeinschaft zwischen den Deutschen des Reiches und Österreichs kann keine Macht zerstören. Keine Macht — außer den Deutschen selbst. Will man sehen, wie tatunfähig der Nationalismus der bloßen Redensarten ist, so muß man einen Blick auf die Kämpfe zwischen deutschen und österreichischen Buchhändlern werfen. Vom 20. April an wollten die deutschen Verleger Österreich als Ausland behandeln, deutsche Bücher, nach Österreich geliefert, sollten nach Schweizer Franken gerechnet werden; das würde für die lesenden Österreicher eine Verteuerung der wissenschaftlichen Bücher um fast 60 %, für die übrige Literatur um etwa 30 % bedeutet haben. Gewiß trifft die schwerste Schuld die österreichischen Buchhändler, welche ihnen billiger gelieferten Bücher ins Ausland verschoben und auf diese Weise den deutschen Verleger schädigten. Die deutschen Verleger ver-

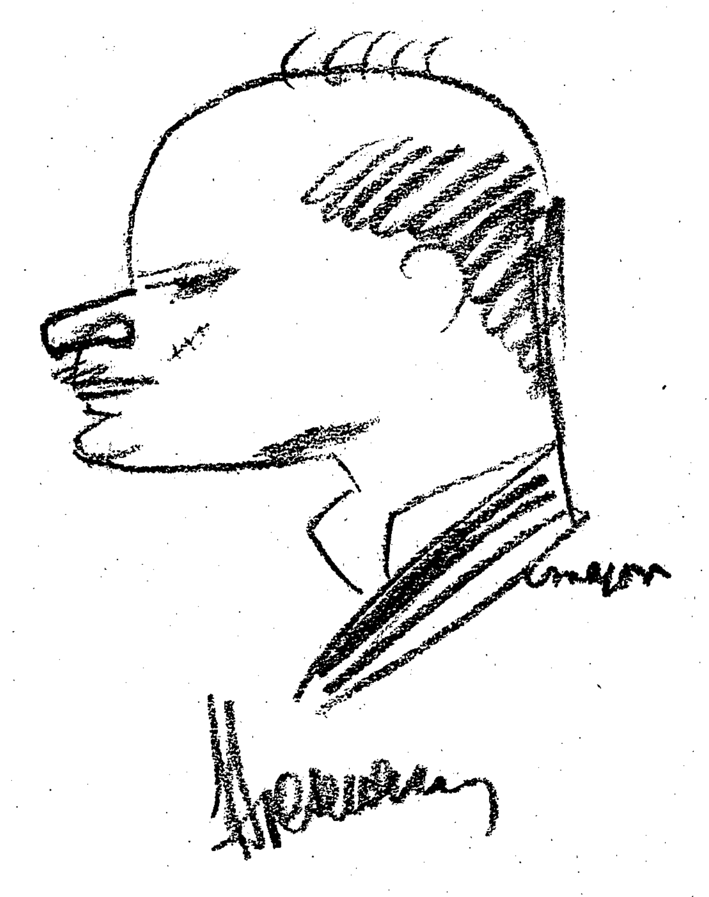
langten mit Recht ein Ausfuhrverbot für nach Österreich gelieferte Bücher. Da liefen würdige Wiener Buchhändler ohne Scham zum französischen Gesandten. Zum Glück hatten die Ungarn, um deutsche Bücher lesen zu können, schneller als die österreichischen Exzellenzen in Wien, eine Ausfuhrkontrollstelle geschaffen. Da endlich, im allerletzten Moment, entschloß sich auch der österreichische Ministerrat, ein Buchausfuhrverbot zu erlassen. Es wird also, welcher Sieg, möglich sein, daß deutsche Studenten in Wien deutsche Lehrbücher kaufen können! Die Buchhändler selbst, lauter heftig nationale Leute, brachten diese natürliche Einigung nicht zustande. Erst eine Staatsaktion war nötig, für Dinge, die unter Deutschen das Selbstverständlichste von der Welt sein müßten.

Wenn die bayrischen Hakenkreuzler mit ihren völkischen Unterstützungen Staat machen wollen, dann weisen sie stolz auf die Millionen hin, die sie von deutschen Stammesbrüdern aus der Tschechoslowakei empfangen. Vieles mag da — aus guten Gründen — übertrieben werden, aber daß die ödeste, gedankenärmste und gehässigste Hakenkreuzlerei in Böhmen unzählige Anhänger hat, kann nicht bestritten werden. Nun, es gab einen historischen Moment, in welchem diese Alldeutschen nicht bloß große Reden, sondern männliche Taten vollführen konnten. . . . Damals, als Österreich zerfiel. Die Tschechen, die im Oktober 1914 noch über keine große militärische Macht verfügten, hätten eine Erhebung der Deutschböhmen kaum meistern können. Die Landkarte Mitteleuropas sähe vielleicht anders aus, wenn die Sudetendeutschen im Herbst 1914 zu einer Tat fähig gewesen wären. Eben jetzt sind militärpolitische Erinnerungen des ehemaligen österreichischen Staatssekretärs für das Heerwesen, Dr. Julius Deutsch, erschienen, in denen dieser Wissende berichtet, wie sich die rrradikalsten Deutschböhmen damals anstellten, als ihnen das tschechische Joch auferlegt wurde. Deutsch schreibt:

„Nach dem ersten Aufflammen des nationalen Geistes war eine völlige Mutlosigkeit über das deutschbömische Volk gekommen. Wir schickten Waffen und Munition, aber man benützte sie nicht. Wir bewogen Offiziere und Unteroffiziere als Organisatoren des Widerstandes nach Deutschböhmen und Schlesien zu gehen, aber ihre Arbeit verpuffte wirkungslos. So konnten kleine tschechische Abteilungen, deren militärischer Wert gewiß in keinem Verhältnis zu dem stand, was sie „eroberten", kampflos eine deutsche Stadt nach der anderen besetzen. Es getraute sich dort nur niemand, eine Parole des Widerstandes auszugeben. In der zweiten Dezemberhälfte waren die Tschechen Herren der Sudetenländer, ohne irgendwo gezwungen gewesen zu sein, eine nennenswerte militärische Macht aufzubieten."

Stets dasselbe Lied. Die Schreier sind keine Täter. Ein tschechisches Flintenschüßchen, wie Pallenberg sagen würde, und von den Vorkämpfern oder vielmehr Vorschreiern des nationalen Widerstandes war keiner mehr zu sehen.

Zeichnung von H. Major



STRESEMANN

„Unser Leben und Sterben hängt nicht davon ab, ob wir eine Goldmilliarde mehr oder weniger zahlen . . .“ (22. IV. 23.)

„Es ist ganz falsch zu glauben, daß man international Eindruck macht, wenn man die eigene Politik immer nur als den weißen, unschuldsvollen Engel hinstellt.“ (17. IV. 23.)

„Ich halte nicht viel davon, vor internationalen Verhandlungen eine große Liste der Voraussetzungen aufzustellen.“ (17. IV. 23.)

Seitdem Mommsen das Wort von dem „Ferment der Dekomposition gesprochen und Houston Steward Chamberlain die Rassenwissenschaft bemüht hatte, um die Minderwertigkeit des jüdischen Menschen ad majorem gloriam des arischen blonden Adelings zu „beweisen“, ist in die Schicht der Gebildeten unserer Tage die Vorstellung von der zersetzenden, einseitig kritisch-negativ gerichteten Tätigkeit der Juden im europäischen Kulturkreis als nicht mehr zu erschütterndes Glaubensdogma eingedrungen. Und heute mehr denn je ist der sogenannte nationale Teil unseres Volkes geneigt, alle Entartungserscheinungen auf den Gebieten des öffentlichen und Familienlebens auf das Konto jüdischer Vergiftungstaktik zu setzen. Nichts gibt es, hinter dem für sie nicht, wie der Gottseibeiuns hinter dem Nonnenkloster, der tückisch grinsende Jude steckt, um, teils aus Bosheit, teils zur Vollendung seiner, von den berühmten „Weisen von Zion“ ja so dankenswert offenbarten Weltherrschaftspläne fortzeugend Böses zu gebären. Was hat es genutzt, daß ein Jakob Wassermann auf seinem „Weg als Deutscher und Jude“ einmal in einer Atempause Rückschau haltend, in schmerzvollem Zorn ausrief: „Es ist vergeblich, ihnen Treue zu halten, sei es als Mitbürger. Sie sagen: Er ist der Proteus, er kann eben alles. — Es ist vergeblich, ihnen zu helfen, Sklavenketten von den Gliedern zu streifen. Sie sagen: Er wird seinen Profit schon dabei gemacht haben. — Es ist vergeblich, die Verborgenheit zu suchen. Sie sagen: Der Feigling, er verkriecht sich, „sein schlechtes Gewissen treibt ihn dazu“. — Es ist vergeblich, „unter sie zu gehen und ihnen die Hand zu bieten. Sie sagen: Was nimmt er sich heraus mit seiner jüdischen Aufdringlichkeit“. . . .

So entstellt ist in den Augen der Mitwelt das Antlitz des Judentums und das Gesicht des jüdischen Menschen worden, daß es auch für den ehrlich um Klarheit ringenden Deutschen, der den wirklichen, nicht von Haß verzerrten, aber auch nicht von schwülstiger Apologetik verhimmelten Juden sehen will, kaum möglich ist, ein unverdorbenes, wahrheitgetreues Bild zu bekommen. Das heißt, bis heute. . . . Jetzt aber habt Ihr die Möglichkeit! Geht hin, lest das Buch eines Mannes, in dem der reine, edelste jüdische Geist wieder Fleisch geworden ist, lest, geschüttelt von Schauern und gepackt von der Wucht eines aus Zeit und Materie heraushebenden Erlebnisses Emil Cohn's Buch: „Judentum. Ein Aufruf an die Zeit“. (Georg Müller-München). Ein Künstler, ein Dichter ist dieser Schüler des unvergeßlichen Theodor Herzl, des größten und hinreißendsten Juden des letzten Jahrhunderts, ein Mensch, aus dem wie glühende Lava in rasender Eruption aus dem kreisenden Berge ein Bekenntnis, ja weit mehr als das, ein Aufruf herausbricht.

Zwanzig Jahre Entwicklung und innerer Kämpfe stecken in diesem Buch. Beginnend nicht erst mit dem Tage, da, vor einund-

einhalb Jahrzehnten der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Berlins, unter dem hypnotischen Druck der Furcht vor der allezeit regen antisemitischen Agitation, den blutjungen zionistischen Rabbiner als gefahrvollen Neuerer und als „undeutsch" von der Kanzel und aus dem Amte jagte. „Ein jüdischer Fall Jatho", so überschrieb damals Franz Oppenheimer zornglühend ob dieser Ghettoängste seinen Protestartikel. Heute spricht einer, der im Zenith des Lebens steht und doch immer noch ein aufgewühlter, leidenschaftsdurchglühter, vom Fieber der Gottbegeisterung geschüttelter Mensch hier zu uns und langsam fällt bei seinen Worten ein Stück nach dem anderen des Popanzes zu Boden, den Haß, Unkenntnis und Irrtum im nichtjüdischen Lager ebenso wie Vergessen und Verleugnen der eigenen Werte aus jämmerliche Schwäche im jüdischen Lager als den Juden aufgerichtet haben. Des Popanzes, den man je nach Temperament und Laune bespien, getreten, kritisiert, verspöttelt oder — das schlimmste — schweigend verachtet hat. An seiner Stelle ersteht verkörpert das reine Wollen und himmelstürmende Drängen, das heute in den besten Köpfen des modernen Judentums alt-neue Gedankengänge zur Schönheit ewig neuen Handelns führen will. Die Allgewalt und das echte Pathos der Sprache der Propheten, ihre Glut und ihr Eifer, ihr Bekennermut und auch der Mut, der nicht davor zurückschreckt, zum Alten, dem modernen Menschen längst überwunden Erscheinenden, aufzurufen, sind hier wieder erstanden. Diese Sprache wird sich den Weg bahnen sowohl zu dem verschütteten Herzen des sogenannten modernen Juden, der in Wirklichkeit so klein und schwach ist im Vergleich zu der prachtvollen Geschlossenheit und Stärke des für die Außenwelt als Paria abgestempelten mittelalterlichen Ghettojuden, sie wird auch den Weg finden zu jedem Menschen, der überhaupt noch eine Saite im Innern trägt, an die ein leidenschaftsdurchblutetes, lebensarmes Ethos anschlagen kann.

Emil Cohns Buch ist eine Kampfansage. Den Entartungen der Zeit im Kapitalismus, Sexualismus und Nationalismus schlägt es mit geballter Faust ins Gesicht. Dem Sinnlosen stellt er das Sinnvolle entgegen, und die große Frage nach dem Sinn des Lebens wird hier nicht in banger Resignation nur aufgeworfen, sondern mit starker Gläubigkeit beantwortet. Hier ist — und das unterscheidet dieses Buch von so vielen anderen gut gemeinten jüdischer Autoren — keine Spur von Apologetik zu finden; nicht das gequälte Bemühen, diese oder jene Anwürfe des Antisemitismus von dem Kleide des Judentums wieder abzuwischen. Nein, hier zeigt einfach jemand — nicht er spricht, sondern es spricht aus ihm —, was Judentum, was wahre Gläubigkeit, was höchstes Menschentum ist. Und das hat — weil sie immer nur von der Defensive aus und mit Seitenblicken auf den Antisemitismus vorging, niemals mit annähernd gleicher Kraft eine Apologetik vermocht.

Erbarmungslos, aber mit einer Erbarmungslosigkeit, die aus tiefstem Erbarmen herausgeboren ist, rechnet Cohn mit der jüdischen Generation von heute ab, die durch ihre Anbetung des „Zeitgeistes“ und ihre bedingungslose Hingabe an das Fortschrittsphilistertum sich dazu hat verleiten lassen, ihre Eigenart, Geschichte und alle fünftausendjährigen Werte über Bord zu werfen. Als ein Aufrufender peitscht er sie mit wortgewaltiger Eindringlichkeit zurück zu den Quellen jüdischer Kraft, zur Erkenntnis des Sinnes ihres Lebens. Vielen Juden wird dieses Buch zum Wendepunkt ihres Seins werden, viele Nichtjuden wird es tief erschüttert aufhorchen lassen. Denn hier spricht nicht ein Literat, wirbt nicht ein neuer Sektengründer um Gefolgschaft in lebensfremder Askese, sondern hier verschmelzen sich lebendiges, nie dem Leben entfremdetes Gottessuchertum, Palästinasehnsucht, Heimkehrwille und heiße Liebe zum Volk der Ahnen und zur Menschheit, zu dem, was aus der Geschichte des Menschenvolkes niemals hinwegzudenken sein wird — zum jüdischen Geist.

ALFONS GOLDSCHMIDT

BUENOS AIRES

Alfons Goldschmidt, europamüde, zurzeit in Mexiko, vor einem Jahr in Argentinien, vor zwei Jahren in Sowjetrußland, läßt in der nächsten Zeit im Ernst Rowohlt-Verlag ein kleineres Buch „Argentinien“ erscheinen, das mit dem ganzen hinreißenden Schwung des seh-freudigen Schwärmers geschrieben ist. Goldschmidt, Volkswirt und Lyriker, Berliner und Berlin-Flüchtling, Journalist und Zeitungsfeind, Zukunftsmensch von heftigster Gegenwart, hat in diesen argentinischen Schilderungen sein künstlerisches Zenith erreicht. Hier ein Kapitel aus dem brausenden Buch:

Diese Stadt ist eine Heterogenität. Sie ist quadriert, ein Gefüge von Parallelen, geplant. Sie ist alt und doch nicht geworden, sie hat eine Geschichte, aber keine Tradition. Sie kam von außen, mit dem Lande selbst hat sie keine Gemeinschaft. Es ist das Problem Petersburg in Argentinien, das Problem kapitalistische Küstengroßstadt, Mobilisierungsmaschine, die gegen das Land stößt. Sie ist handelseuropäisch und handelsnordamerikanisch, sie ist gehetzt und schwül, schlecht hingelagert und ungesund, Steinschachbrett mit eingekitschten und angekitschten Park- und Villengeschmacklosigkeiten. Die Meerwinde hier sind nicht gut, senkrechte Sonnen, Feuchtigkeit und springende Kälten. Eine Architektur und ein Wetter ohne Klima. Es ist keine Stetigkeit in dieser Stadt. Sie ist quadriert, aber nicht organisch. Welche Stadt gefällt Ihnen besser, Buenos Aires oder Córdoba?, fragte mich der Prä-

sident des Landes. Córdoba!, sagte ich, denn Còrdoba gehört zu diesem Boden, Buenos Aires gehört zum internationalen Rummel.

Eine schwüle Raserei stürzt dir entgegen, ein Autokatarakt am Eingang der Avenida de Mayo. Es ist die Stolzstraße der Zivilisierten, ein furchtbarer Druck gegen die Kultursehnenden. An den Enden Offizialpaläste der Regierung und des Parlamentes, und gleich hörst du, was bei ihrem Bau gestohlen wurde. In Goldpesos geschätzt. Es ist eine Genugtuung in dieser offenen Heimlichkeit. Sie sagen: Nicht wahr, wie reich ist dieses Land, daß seine Ober- und Unterhalunken Millionen Goldpesos stehlen können? Brüderfreude speichelt aus dieser Mitteilung und der Geschäftsneid Abseitiger.

Sie führen dich durch quetschende Straßen und zeigen dir mit Brustwurf die Brillanten der Calle Florida. Sofort weißt du: hier wird teures Fleisch gehandelt, der Prostitutionsruhm der Stadt ist berechtigt. Wo Brillanten blitzen, stinkt die Bürgerehe. Nicht die Organisierung der Lustreserve überrascht dich, das „reformierte" Fleischausbeutungssystem, das System der Einzelhäuschen in jeder Quadra, mit einer Frau und einer reizlosen Alten. Sie wollen so die Truckerpressung, den Verkauf von Brunstarbeit gegen Schuldknechtschaft bekämpfen, den Kehldruck des Zuhälters, den wüsten Kuppelmord der Massenbordelle. Aber es ist nur ein Formwechsel, kein Wesenswechsel. Die Abhängigkeit bleibt, der Zuhälter wird jetzt Grundstücksspekulant, Hochmieten fordern eine entsetzliche Arbeit bis zum Verrecken. Fünfzehn Mann in einer Stunde sah ich in einen solchen Käfig schleichen. Und wieder erlebte ich dieses: je geschniegelter, humanitätsblasender die Technik, um so entsetzlicher die Ausbeutung. Es ist nur eine neue Regelung des Geschäftes, das Geschäft selbst wird intensiviert, aber nicht geändert. Sie sprechen im Lande von den Kaftans, von einem Massenmädchenhändler Makroff. Damit benennen sie die Vampyre. Ich weiß nicht, ob die Stinksage von dem fliehenden Lustspekulanten begründet ist: sicher nutznießen nicht nur Kaftane und Makroff, es nutznießt der ganze Terrainwucher bis hin zu den Salbungsvollen, die eine geschmierte Moral frech verkünden.

Nicht das macht mich staunen, nicht das abgetriebene seifig langweilige Locken auf den Tanzböden, nicht die Darbietung Fleisches aller Rassen und Länder, nicht die Exaktheit des Geschäftes, die Quadrierung, Registrierung und Tarifierung. Das Knallende ist es, die Schaustellung wie auf einem Markt. Nicht wie auf einem offenen Markt und doch wie auf einem Markt. Nackt tritt der Handel auf, bekleidet nur mit Mauern, aber nackter als in Europa. Es ist noch immer Kolonialfleischhandel, es ist Viehhandel, mit dem Auge dieser Stadt gesehen. Du siehst hinter all der Zivilisation die Sklavin. Sie behandeln das Weib nicht mit Kultur, sondern mit Verbeugungen, sie sind Caballeros, aber keine Männer. Nicht alle

sind so. Viele genoß ich, die Kameradschaft wollen, den Stolz der freien Lust oder das Heim. Herrliche Männer darunter, Zukunftsmänner, elegante und wuchtige Kämpfer. Große, herzinnige Freunde der Frau, gediegene Hätscheler und Streiter gegen das Galante. Aber der Markt ist fürchterlich, fürchterlicher, je geschminkter er ist. Welch kranke Parfümschwüle, welch falschzierliche Marasmus. welch schlimmes Drängen in großen schwarzsamtenen Augen.

Diese Stadt verbraucht Menschen. Sie stößt Menschen nach dem Peso, sie raubt ihnen den letzten Besinnungsaugenblick. Es jachtert durch die engen Parallelen, du merkst noch nichts von dem leisen breiten Dröhnen der Produktion; es ist Handelskapitalismus.

Es ist Reklame, Zivilisationsreklame, d. h. Reklame für den Geldbeutel. Handelskapitalistische Stadtverwaltungen sorgen zuerst für Paläste und dann für Wohnungen. Zuerst für Parks und dann für Erholungswege, zuerst für den Profit und dann noch lange nicht für die Arbeit. Man nennt das „Wahrzeichen“ einer Stadt. Es sind Generalsdenkmäler, Regierungspaläste, architektonische Orgien nutzloser Parlamente, es ist frisierte, gepfropfte, beschnittene Natur. Es sind Plätze, aber keine Räume. Es gibt zwei Straßen. Das übrige sind Beengungen.

Der Park Palermo in Buenos Aires ist weit angelegt. Aber es ist keine organische Weite, es ist keine Atemweite, die Lungen jauchzen nicht, du bleibst gedrückt auf einem vierfach breiten Wege, auf diesem Kunstrasen, an diesen Kunstseen. Du flüchtest dich in Gärtchen, wo du kuhwarme Milch schlucken kannst. Kuhwarme Milch, das ist Natur, nicht aber dieser Korsoasphalt, wo nachmittags die Beperlten mit hängenden Herrschermienen im Auto fahren, wo die Faulenzer sich beneiden, wo eine ekle Mischung von Benzin-, Asphalt- und Parfümdüften dir das Gehirn vernebelt. Abseits, fern von den Geschniegelten, findest du ein Wasser, von stilleren Bäumen umzärtelt, ohne Kriegsschiffimitationen, ohne verdrechselte Brücken, ohne Tümpelhaftigkeit, ein wirkliches Wasser. Hier konnte ich eine Stunde lang Luft holen, hier durfte ich die Stadt ausatmen. Hier war es abseits und gottlob nicht mittendrin.

Aber den Zoologischen Garten der Stadt muß ich loben. Es ist ein Prachtgarten in einem andern Sinne. Hier ist Gefiederpracht, Fellpracht, Hautpracht, hier ist ein Zwitschern, Brüllen, Hacken, Juchtern, Schnarren, daß du auflebst. Eine Kleinkinderbahn kreiselt, auf Maultieren sitzen Pausbäckchen und Fettwaden. Es kostet wenig. Jeder kann sich den Gang, die Fahrt, den Ritt durch diesen Wundergarten leisten. Kann unter der Giraffe stehen, dieser urdummen gefleckten Himmelsziege, dem Ministerpräsidenten des Gartens. Sie döst und benimmt sich wie ein Koalitions-

minister, schwankt mit Hals und Beinen nach rechts und links, hört nicht auf zu schwanken, hat keine Kraft in den Knien, stapft energielos und hat ein Auge von solcher Blödheit, daß du Namen nennen möchtest. Das Nilpferd jedoch würde ich nicht mit einem Minister vergleichen. Das Nilpferd ist eine Masse, es revolutioniert das Wasser, es trompetet mit Kraft, daß die Gnus und Zebras, die Lamas und Papageien fliehen. Es ist ein Mann und keine Giraffe, eine Gewalt und kein Koalitionsminister.

In diesen Garten mußt du dein Söhnchen, dein Töchterchen führen. Zu den Pelikanen, den Flamingos, den unsagbar fetten Karnickeln, zu den trägschleimigen Schlangen und zu den Affen. Auch in Berlin gibt es diese Tiere, aber dort, unter jenem tropennäheren Himmel sind sie aufgekratzter oder noch träger. Sie schnattern unartikulierter und lustiger, sie stelzen organischer, sie plumpsen und krächzen instinktmäßiger, sie sind nicht so ausgestellt wie in den Tiergärten Europas. Du empfindest nicht den Herzdruck auch vor dieser Knechtschaft.

Selbstverständlich hat die Stadt ihre Villenvororte. Belgrano insbesondere. Es ist ganz die kapitalistische Stadtbildung; die Armen bleiben gepfercht oder müssen sich in schmutzigen Sondervororten ansiedeln. Die Mehrwertler ruhen in Gartenvillen, duftumschwebt. Die Mehrwertler haben ihre Spezialnatur, Spezialfahrt, Spezialpapageien, Spezialsingvögel und Spezialpalmen. Man nennt das vornehme Zurückgezogenheit. Es ist Angst, Trennung von den Mahnenden, es ist Kraftansammlung, während man den Vielen Hygiene widmet. Der Mehrwertler ißt gut, trinkt gut, atmet gut, reitet, fährt und ruht gut, der Proletarier erhält Hygiene. Hygiene ist die sozial-medizinische Firma des Pauperismus, Hygiene ist die billige Humanität, das dreckige Massenbad, das Wasserklosett in der Zweizimmerwohnung mit zwölf Mietern. Hygiene und Villenvorort, Schmierseife und Blumenduft, Chlorkalk auf Gräbern und Hautpflege nach dem Warmbad und vor dem Kraftfrühstück. Hygiene ist dasselbe etwa wie der eherne Lohn.

Die Stadt ist eine geraste Quadriertheit. Ein Gesicht hat sie nicht, es ist kein Bild und nur eine langweilige Umrahmung. Etwas Frische genießest du nach Tigre hinaus, wo das La-Plata-Ufer begrünt ist, wo Flußverzweigungen sind, Strandstickereien des seebreiten Stromes. Hier ist schon Pampaahnung, schon Kampwitterung und Wasser zugleich. Aber es ist keine Unberührtheit, kein Sichgeben der Natur, auch dies ist mehr gemacht als geboten. Hier wohnen Mittelständler, Krabbler, Ärzte, Schriftsteller, Künstler und der Advokat, vor dem du dich nirgends in der Welt retten kannst. Der Advokat hat sich nicht geändert, er ist geblieben, wie Balzac ihn schildert, wie Daumier ihn zeigt. Der Zwischenhändler eines sterbenden Rechtes, der Verankerer des Legalverbrechens, spitzigtätig und unfruchtbar, eine mordende Gescheitheit, die grausigste Ob-

jektivität. Er „vertritt“ eine Partei, er vertritt die andere Partei. Wie jener Zeitungsmann, der heute gegen und morgen für die Österreichische Südbahn schrieb, weil er objektiv bleiben wollte. Es sind Chemiker der Gesinnung, gedrillte Transformatoren, Kasuisten mit Rizinusgehirnen, aber völlig steril. Einen kenne ich in Deutschland, der klipp und klar zeigt, daß der Wucher berechtigt ist. Keiner könnte etwas dagegen sagen, denn der Wucher ist berechtigt, solange das Kapital berechtigt ist. Aber das es jener beweist, ist das Todesurteil gegen den Advokaten. Es sind Vernunftidioten, Entweder-oder-Leute, Zweiseitenmedailleure, Händler.

In Europa fallen sie schon wie die Fliegen, weil das Handelskapital fällt, in Argentinien gedeihen sie noch, weil das Handelskapital gedeiht. Sie werden gefressen vom Proletariat, mit dem sie nicht marschieren können. Es gibt keine bürgerliche Republik ohne Ministeradvokaten. Das ist charakteristisch. Der Jurist löst den König ab, das Kompromiß die zentralistische Starrheit, aber das Kompromiß ist eine Übergangssache.

Buenos Aires ist eine Heterogenität. ein Einwanderergemengsel, ein fürchterliches Gegeneinander der Banken aller Länder, der Exporthäuser, Läden und Menschen. Es ist keine Heimat, es ist ein Gewirbel. Es gibt keine Traulichkeitsecke, alles hat Warenhauscharakter; Umsatz, Umsatz ist die Parole. In den Hafenbassins pökeln sich die Schiffe, die Palmen sind verkehrsbestaubt, die Illuminationen, Parteireklameverschwendungen, sind grell und nicht festlich, es gibt Restaurationen und keine Gasthäuser, du wirst gesättigt und nicht gespeist.

Ohne den Amigo, ohne eine Herzinsel kannst du dort nicht leben. Ich fand und landete. Freunde, Genossen fand ich, einige Lachende, Herzoffene, einige Gütige, Hilfsrasche, einige Warmpulsende, Ehrlichhöfliche, anders als die Glatten mit der Phrasentünche. Wie verehre ich dich, mein alter Freund Sussini, geradäugig, mit freier Brust und der keulenschwingenden lieben Sprache. Wie großentrüstet warst du gegen all den Seelendreck, gegen die Umwegler, die Vonhintenleute, die Politiker. Wie sahst du das Ganze, den Menschen und nicht nur die Niere, wie begriffst du jede Wissenschaft als einen Teil und einen Zweck. Wie fügt sich dir das Studium des Herzmuskels in das Mühen um die Gesamterkenntnis. Du bist alt an Jahren, aber immer noch stehst du hoch mit dem Schwert, entrüstet und begeistert, kein Sezierer, sondern ein Umfasser.

Wie danke ich euch andern guten Herzen, Hilfsbegeisterte, Trunkene, wahre Freunde. Ihr wart mir die Frischluft in dieser furchtbar schwülen Stadt, Stationen des Gehetzten, immer bereit mit Rat und Tisch. Ihr wirbelt nicht mit, um euch wirbelt es, und ich weiß, daß ihr und euresgleichen zur freien Zukunft Argentiniens gehört.

Was man kaufen kann, steht Raffke zur Verfügung. Wundert ihr Euch, daß Raffke die besten Kollektionen moderner Bilder hat? Es gehört nichts dazu, als ein Portemonnaie und das Abonnement auf eine Kunstzeitschrift. So und so viele Originale von Kokoschka und Feininger und Nolde und Kirchner und Chagall und Kandinsky kann man von Händler oder direkt vom Künstler kaufen . . . je nachdem, wie große Wandflächen man frei hat. Und die Phrasen, die man braucht, um mit Verständnis über moderne Kunst zu sprechen, liefert der Kunstschriftsteller, der in den Zeitschriften den Raum zwischen den Klischees füllen darf.

Raffke kann sich auch ein Grundstück kaufen und Mauersteine, Holz, Zement und Sand, und . . . warum nicht!? . . . er kann sich auch einen Architekten kaufen, einen Diplom-Ingenieur, Dr. Ing. oder Professor. Aber, soviel er auch anlegt, . . . er kann nicht bauen.

Zum Bauen gehört allerdings Geld und Geld und nochmals Geld. Trotzdem kommt das Geld zuletzt. Das erste ist der Wille, klar zu sein.

Raffke hat den entgegengesetzten Wunsch: sich zu verhüllen.

Es ist sehr eigenartig, aber völlig logisch, daß Raffke romantische Kunstneigungen hat. Überall dort, wo sich in den Kunstausstellungen geschickte Maler auf Verkauf einstellen, bemerken wir den niemals vergeblichen Marsch in die dickste Romantik. Romantik ist das Stichwort derer, die ihre Bilder ungern wieder nach Hause tragen. Wenn man 2—3 Tage nach Eröffnung der Juryfreien mustert, was im ersten Ansturm seinen Käufer fand, so findet man die bis zur Narretei romantischen Bildchen der Klaus und Erik Richter und ihrer bereits zahlreichen Nachfolger — und ähnlich in der Berliner Sezession, für die das Gesetz gilt: je schnurriger gemalt, um so besser verkauft. Es macht hier direkt Laune, zu verfolgen, auf was für neue Witze die Krauskopf, Kohlhoff und Genossen von Mal zu Mal kommen in ihrem Bestreben, jede Sache in eine fette und pikante Tunke unterzutauchen und darin aufzulösen. Alles ist hier möglich, nur keine klare, direkte, einfache Mitteilung. Die Stoffe sind literarisch oder theatralisch bestimmt — oder mindestens historisch, und sind in letztem Fall eine kinomäßige Mischung aus Heroenkult . . . „Augenblick der Weltgeschichte" . . . und Anekdotentrivialität. Die Darstellung ist von stürmender Genialität . . . man darf diesen Käufern schon eine reichlich kindische Mache anbieten, sofern sie nur verbogen genug ist.

In den Bildern, Zeichnungen, Aquarellen, Lithos, die Raffke sich zur Freude kauft . . . aber vieles kauft er ja auch „aus Kultur" . . . gibt es nie und nirgends eine grade Linie. Wie also sollte Raffke bauen können, da er die Voraussetzungen jedes Bauens, Klarheit. Entschlossenheit, Sachlichkeit, auf das Strikteste meidet, da er sich

heimisch fühlt nur in einem Milieu, in welchem die aufgelöste Linie untertaucht in zweideutiger Maniriertheit, die klare Farbe gebrochen wird in malerisch-mystischen Helldunkel-Effekt. Wie sollte er bauen können, da die simple, direkte Fügung eines Ziegels auf den anderen für sein Gefühl roh und häßlich sein muß . . . weshalb er auch stets für Putzbau ist.

Kapitalistisch-händlerische Epochen hatten immer eine malerische Kunst, z. B. die Niederlande seit ihrem Aufstieg zum Welthandel, z. B. Venedig. Wie mag das begründet sein?

Geld hat immer die Neigung, sich zu verstecken. Macht bekennt sich offen und tendiert zum Bauen . . . selbst noch in der renommistischen Figur Wilhelms II., der freilich nur noch auf „Formen" reagierte. — Geld, eine nicht geringere, aber indirekte Macht, hält sich im Verborgenen und tendiert, — logisch — zum Malerischen.

Wenn der zu Gelde Gekommene „Bauherr" wird, so entsteht eine Villa — und was ist die Villa, wenn nicht der Triumph des Malerischen über das Bauen.

Die Villa ist ihrer Natur nach das verbogene Haus. Ihre Geschichte beweist es. Die Grundrisse der Grunewald-Villen aus den 80, 90er Jahren zu studieren, ist sehr amüsant. Warum springen die Mauern vor und zurück, winklig, eckig, schief und zackig? — Ja, wenn man sie normal und gerade bauen wollte, hätte man doch in der Stadt bleiben können! Und warum blieb man nicht in der Stadt? — Man wollte Mensch sein, einen grünen Baum sehen, sein „eigenes Dach über dem Kopfe haben". Das hatte man im Etagenhaus der Stadt allerdings nicht. Und tatsächlich: bis in die neuere Zeit hinein, da Muthesius' Vermittlung des unsentimentaleren englischen Landhauses immerhin eine Verbesserung, Vereinfachung brachte, treibt das deutsche Landhaus einen seltsamen Kult des Daches. Das Dach wird zum künstlerischen Motiv des Eigenheims. Je mehr Dach, desto mehr Mensch! Seinen malerischen Bewegungen in Ziegelrot folgen brav die tragenden Mauern. Das Dach wird um die vier Ecken des Hauses geworfen, wie der Mantel um die Schultern des fliegenden Holländers. Viele Villen waren überhaupt nur noch Dächer— mit kompliziert eingeschnittenen Türen und Fenstern.

Man ist über den Kult des Daches auch heute noch nicht hinaus, doch spürt man die Wirkung einer neuen Parole: Ruhe, Geschlossenheit, Haltung! . . . Ostendorf wirkt schon und Fridericus Rex. Aber leider: auch so gelingt es nicht, zu bauen! Man bemerkt wohl die Ängstlichkeit, mit der jedes romantische Mätzchen vermieden wird: ein strenges Gitter; das ganz einfache Haus (natürlich aus bestem Material!) in kurzem Abstand parallel zur Straße; seine Wand nur durch die Öffnungen der Türen und Fenster gegliedert; kaum ein Ornament; karge Profile; das knappe Sattel-

dach mit betonter Stereometrie aufgesetzt; der Garten lieber kahl als buschig — letzter strenger Chic. . . . Das ist doch nicht mehr „malerisch"?! Das ist doch gebaut!?

Ja, wenn man glaubt, „gebaut sein" bedeute „dieselbe Fassade haben wie ein ehemals vielleicht gut Gebautes", so wäre die armselige Stilisierung dieser vornehmen Villen Architektur. Und sie sind freilich nicht mehr im gewöhnlichen Sinne malerisch; aber sie sind trotz aller betonten reglementmäßigen Geradheit genau so verbogen wie Arnold Hartmanns St. Rochus oder die Ebersburg im Grunewald. Denn bauen hat zur Voraussetzung die beste funktionale Gliederung des gesetzten Lebensraumes. Was man gemeinhin „Architektur" nennt, ist nichts als die feste, sichtbare Struktur der endgültigen Organisation aller Bewegungen, Beschäftigungen, aller Zwecke und Bestimmungen in einem Hause. Die Leistung des Architekten zeigt sich darin, daß z. B. alle Wege im Haus klar und übersichtlich zueinander liegen, in allen ihren möglichen Kombinationen absolut frei und offen — und das nicht in einem mechanischen Sinne: 12 Türen in einem langen Korridor . . . sondern im Sinne allerfeinster, ehrgeizigster Organisierung, Durchkonstruierung. Die Leistung des Architekten zeigt sich nicht in der Ornamentik der Haustür, nicht einmal in der anständigen Proportionierung der Fassade. Der Architekt kann seine wirklich künstlerische, d. h. gestaltende Aufgabe erst ergreifen und erfüllen, wenn er die Frage der Lebenshaltung, der Wohnweise des Bauherrn aufrollte . . . eine Sache, die er natürlich nur „mit" diesem, nicht „ohne" oder gar „gegen" diesen leisten kann. Deshalb bedeutet Bauherr sein noch etwas anderes, als ein Grundstück, Ziegelsteine und einen Architekten kaufen. Der Bauherr muß eine Aktivität sein, deren Tendenz, den erworbenen Raum zu ergreifen, eine so bestimmte, klare, reiche und organische ist, daß sie sich in die Beziehungen gemauerter Wände verwandeln läßt — und zwar in Beziehungen, die nicht eine Konvention oder Praxis, sondern Notwendigkeit, lebendiger Sinn reguliert.

Bedenken wir nun, daß der Villenbesitzer doch hinauszieht, um dem schematischen Zwange der Stadtwohnung zu entgehen, und daß ihm die Größe des ländlich-freien Grundstücks ja erlaubte, seine Räume nun mit der feinsten Empfindlichkeit für Lage, Zuordnung, Licht, Abmessungen, gegenseitige Verbindung usw. zu bestimmen . . . ist es da nicht seltsam, daß dieser Villenbesitzer nie etwas anderes getan hat, als daß er das kaum (und nie im Prinzip!) veränderte Schema seiner Etagenwohnung in der Stadt draußen platt auf den Boden setzte, mit einem eigenen Dach abschloß und mit einer prima Fassade — zwischen Jugendstil und Messelimitation — umzog! Welche schöne Aufgabe, die Räume hier rein nach ihren letzten sachlichen Funktionen frei gegeneinander auszubalancieren, unter Ausschluß aller Willkür, mit dem Ehrgeiz, aus Boden, Boden-

bewegung, Größe des Innen- und Außenraumes, Notwendigkeit der besten Raumfolge, Lage zum Licht, zum Garten usw. usw. die zuletzt nur noch allein mögliche, die endgültige tektonische Zuordnung aller Faktoren, den Bau, zu schaffen! Hierbei müssen alle Symmetrie-Aven, alle Reißbrett-Geometrien, alle Grundrißornamente sofort verschwinden. Wir sehen aber in Wirklichkeit den grotesken Zustand, daß alle Villenbesitzer, die, dem Schema zu entgehen, auf das Land zogen, sich demselben Schema freiwillig wieder unterwarfen. Daher ist die Villa ihrer Natur nach das verbogene Haus, ist eine Aufgabe, die nicht gebaut werden kann, weil stets nur das Klare, Notwendige, das Unverbogene gebaut werden kann.

Sehr viele neue moderne Villen sind in Westend, Dahlem, Grunewald, Halensee, Zehlendorf „gebaut" worden: Dächer, Mauern, geputzt in allen Farben moderner Jumper; Statuen, Altane, Säulen, Pilaster, Balkone, Rustica und Portici. Keines dieser Häuser ist dynamisch wahr. Jede ihrer Formen ist eine Hemmung. Sie hätten die Möglichkeit, frei und lebendig gebaut zu sein. Was hindert, ist die Scheu des Geldes vor Klarheit und Offenheit. So sind alle diese Villen zusammengeschachtelte Räume — und völlig aus der Art schlägt Erich Mendelsohns Haus am Karolinger Platz, das Raum bewegt — das einzige Haus in diesem Umkreis, das gebaut ist — und es ist wichtig, daß es — deshalb — das einzige ist, daß das Gesetz eines Ganzen, Platz, Straße usw. in sich trägt.

HONORÉ DE BALZAC

DER ERZBISCHOF

Neben seinen großen Romanen hat Balzac, der Unerschöpfliche, noch eine Menge kleiner Erzählungen geschrieben. Diese hier zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheinende Geschichte ist, wie der Leser sogleich erkennen wird, ganz im Stile der „Contes drolatiques", in denen sie aber nicht enthalten ist.

Zu jener Zeit, da die Kirche reich und mächtig war, trugen die Kirchenfürsten weder die Einfalt der Apostel, noch die steife, kalte Gleisnerei der modernen Prälaten zur Schau. Damals betrachteten die Konzile als eine Notwendigkeit, die ebenso unabweisbar wäre wie Essen und Trinken, auch dieses: eine gute Zahl frischer und fröhlicher, wohlgeputzter und, wie die alten Autoren sagen, „hochbusiger" Kurtisanen zu requirieren. Auf dem Konzil, wohin sie gekommen waren, um den hochwürdigen Vätern zu Diensten zu sein, kehrten sotane liebliche Kreaturen in den Gasthäusern das unterste zu oberst und erhielten für ihre Zelter, ihre Affen, ihre Mohrenknaben, Zwerge und Amantes die fürtrefflichste Kost. Respektiert wurden sie gleich den Königinnen, denn sie stellten die ganze Machtvollkommenheit eines Kardinals, eines Seigneurs, eines Fürsten oder Papstes dar. Und waren lustig in der Christenheit wie ein Mönch im Nonnenkloster, und war nur ein einig Ding, vor dem sie sich hüteten: das Altwerden nämlich. Im übrigen aber ließen sie die

Chorhemden auffliegen, trieben mit Bischofsmützen Possen und livrierten mit den roten Kardinalsmäntelchen ihre Affen, und alles dieses ad majorem Dei gloriam.

Auf solche Weise wußte man sich die Zeit zu vertreiben in den Tagen, da noch Treu und Glauben herrschte. Was für ein Vergnügen sollte man etwa daran haben, heutzutage vom Bischof von Paris eine gute Geschichte zu berichten? Die Anekdote würde zuvörderst politischen Charakter tragen, sodann vom Budget handeln, dann von den Kirchensteuern. Und es hieße der Poesie Adieu sagen.

Sie sollen sich also in die frühen Tage zurückbegeben und i Geiste jener berühmten römischen Kurtisane ansichtig werden, v deren Moschusdüften uns Verville erzählt hat: der schönen Ir peria *) nämlich, wie sie in dem Städtchen Trient schläfrig i Abend liegt . . .

Um sie her: samtene Möbel, Vorhänge mit goldenen Fransen, geschnitzte Leuchter, türkische Teppiche, köstlich duftende Kerzen, in Filigran gerahmte venezianische Spiegel — kurz: alle Seltenheiten, alle Prunkstücke aus jener Zeit, da die Künste ihren Aufschwung nahmen. In einer Ecke dieser prächtigen Verschanzung stand ein spitzenreiches, zur Wollust geschaffenes Bett, auf welchem die Frau Imperia reizend hingestreckt lag und den galanten Reden des jungen Erzbischof Monsignore Salviati lauschte.

Die schöne Imperia hatte gerade einen Kanarienvogel verloren, und sie war so sehr in ihrem Schmerze befangen, daß sie kaum wußte, ob der Erzbischof ihr die Hand drückte oder den Fuß. Sie liebte Salviati. Doch nicht etwa seines frauenhaften Teints wegen, nicht seiner schwarzen Augen oder seines schönen wehenden Haars, nicht seines unermeßlichen Reichtums oder seiner Jugend wegen — frische, junge, reiche und schöne Abbés machte sie zur Streu und hätte selbige bei sich zum Fenster hinauswerfen können für die Damen der Christenheit, so deren ermangelten. Denn sie bekümmerte sich um Prälaten so viel wie ein Gastronom um Kommißbrot. Sie liebte Salviati vielmehr, weil er einmal äußerst sauber einen französischen Kapitän hatte erdolchen lassen, dessen indiskrete Zunge einer Meinung Ausdruck gab, die ihre Kurtisanenehre kränkte. Dieser arme Teufel hatte jene delikaten Moschusdüfte mißgedeutet und behauptete nun in Verkennung des Organes, die schöne Imperia rieche beim Sprechen fürchterlich aus dem Munde. Salviati, dem viel daran lag, der reizenden Dame zu gefallen, befahl flugs einem seiner Bravi, den Kapitän Bompart umzubringen; was auch geschah.

Zur selbichten Zeit war aber die kapriziöse und furchtbare Imperia noch gegen einen anderen von großem Haß erfüllt: gegen den Kardinal Mathuseca della Genga, der sie seit der Eröffnung des

*) Imperia ist bekanntlich auch in einer der Contes drolatiques verewigt. (Der Übersetzer.)

Konzils mit seinen Anerbieten verfolgte und sie kaufen wollte, wie einer ein Windspiel kauft, und ohne sich den galanten Präliminarien zu unterwerfen, dieser platonischen Vorrede, welche die Kurtisane gebieterisch verlangt, als eine Herzogin. Aber Salviati wagte nicht, einen Kardinal ohne jede Zeremonie ermorden zu lassen.

„Ich habe mein Geliebtestes verloren . . .," sagte Imperia weinend. „Ein liebes Tierchen, das mich nie verdroß . . . Das einzige . . . Denn mein Affe . . . Ist zwar recht folgsam, aber er beißt . . . Ganz so wie Sie . . . Der Papagei . . . Er plärrt . Dagegen der kleine Girlitz . . ."

„Madame, Sie sind sehr grausam gegen mich," sagte Salviati.

Da trat ein Page der Frau Imperia ein (denn sie hielt sich Pagen) und hatte ein bestürztes Gesicht.

„Was gibt's?" fragte sie.

„Monseigneur der Kardinal Mathuseca ist da," sagte er. „Er ist dabei, sein Maultier mit dem Zügel wo anzubinden, und steht schon auf den Stufen."

„Ich sterbe, wenn ich diesen Menschen noch einmal sehe . . ." rief die schöne Imperia. „Er ist mir entsetzlich . . . Er ist mein böser Geist . . . Oh, wie wollte ich's dem Menschen danken, der ihn mir vom Halse schaffte! . . . Ich wäre imstande, mich an den Herzog von Parma zu wenden: nur weil der eine gute Klinge führt . . . Ich will doch sehen, ob dieser Ochse von Kardinal nicht ins Jenseits zu befördern ist! . . . Was aber jetzt tun? . . . Ihn nicht empfangen? . . . Er wird mich einsperren lassen . . . Ihn empfangen? . . . Lieber sterbe ich . . . "

Imperia war ganz außer sich. Sie hatte sich erhoben. Ihre Kleider waren in Unordnung und ließen die Brüste sehen. Sie zitterte vor Haß.

„Würden Sie mir's lohnen," sagte der Erzbischof, „wenn ich Sie für diesen Abend von ihm befreite?"

„Sie bleiben!" antwortete sie mit einer Gelassenheit, wie sie der heroischen Zeit des Galateo würdig war.

„Nun gut," sagte der Erzbischof, „retten Sie sich in Ihr Betzimmer, und verhalten Sie sich dort ruhig, aber geben Sie mir Ihr Häubchen, und nehmen Sie einen von diesen Leuchtern mit!"

Imperia fing an zu lachen, und in weniger Zeit, als nötig ist, um es zu erzählen, setzte sie dem Erzbischof das Häubchen auf, wickelte ihn mutwillig in ihr Bettzeug ein und enteilte mit des Priesters abgelegtem Kleid.

„He, he!" rief donnernd der Kardinal und drang in das Zimmer der Kranken ein, „wir sind zu Bett, schöne Dame! So wahr ich ein Sünder bin, Sie ersparen mir die Mühe, ihre goldgesteppten Korsetts zu sprengen!"

Und seinen groben Spaß belachend ließ er sich neben dem Bett nieder, das vom Schatten eines Vorhangs verdunkelt ward.

„Die Galanterie ist überflüssig in articulo mortis," antwortete die falsche Imperia mit matter Stimme.

„Da steckt irgend eine Teufelei dahinter, daß du lateinisch sprichst,“ sagte der Kardinal.

„Oh, wie angenehm wären Sie mir,“ begann hinwiederum die Kurtisane, „hätten Sie für mich jene liebenswürdigen Formen, die Sie bei der Marquise von Pescara so trefflich anzuwenden verstehen! Sehen Sie, lieber Kardinal, wir lassen uns nicht gern brüskieren wie die Frauen von Welt. An dieser Art von Scherzen mögen sich jene ergötzen. Aber ich, was soll denn ich, wenn Sie mich nicht mit Respekt behandeln?“

„Du räsonnierst wie ein Doktor.“

„Wollen Sie mich gefälligst nicht duzen, oder ich lasse Sie am Roste braten!“

„Ich bete Sie an heute abend . . .“

„Also gut, wenn Sie sehr liebenswürdig sind: morgen . . .“

„Ach, morgen! Es deucht mich acht Wochen bis morgen . . . Reichen Sie mir Ihre Hand zum Kusse!“

„Sie sind sehr ambitiös . . . Aber versprechen Sie mir, zu gehen, und ich will mir die Hand küssen lassen . . .“

„Ich schwöre es beim Evangelium.“

„An das Sie nicht glauben.“

„Bei der ewigen Verdammnis.“

„Nicht minder.“

„Bei was soll ich denn schwören? Beim Papst?“

„Schwören Sie nicht, gehen Sie!“ sagte Salviati und reichte aus dem Bett eine rundliche weiße Hand, die der Kardinal mit Verzückung küßte.

Aber indem daß er des Bischofsringes nicht achtete, riß er sich an den Lippen, und da die Rauheit des Ringes seinen Verdacht erregte, führte er jene Männerhand zum anderen Male an seine Lippen, wobei er sich so neigte, daß der Kerzenschein auf den Ring fiel, den er nunmehr erkannte.

„Auf morgen!“ sagte er artig.

Er hat mich erraten, dachte der Erzbischof, ich werde ihm zuvorkommen müssen.

Wenn du morgen noch lebst, werde ich Hugenott, dachte der Kardinal.

Anderen Tags fanden sie sich nach der Sitzung des Konzils wie von ohngefähr an der Tafel des Patriarchen von Aquileja ein, und dieweil es zwei schlaue Brüder waren, vergifteten sie sich alle beide: jeder hatte von der Vorsichtsmaßregel Gebrauch gemacht, die er in seiner eigenen Absicht angewendet hatte, um vor dem anderen sicher zu sein.

Imperia belustigte diese Begebenheit gar sehr, und sie erzählte selbige Geschichte einmal einem Abbé aus der Touraine, als welcher sie aber kaum verstand.

(Deutsch von Ossip Kalenter.)

LIED NACH DER VERHANDLUNG

Kennt ihr die schwarze Anne Lie.
Ach seit ich die, ach seit ich die
zum erstenmal gesehen,
wenn ich nur ihre Nähe fühl,
dann wird mir schwul, dann wird mir schwül,
kann kaum mehr aufrecht stehen.
In jeder Woche nur zweimal
seh ich sie in dem Tanzlokal.
Sie wird so streng gehalten
von ihren Alten.

Mein Mann, das ist ein guter Mann
Wenn ich ihn auch nicht ausstehn kann,
Er geht mir auf die Nerven
Und wenn er mit mir zärtlich tut,
Die Qual, die Qual in meinem Blut
Die kann er nur verschärfen.
In jeder Woche nur zweimal
Werd ich erlöst von meiner Qual
Im Tanz mit meiner Kleinen.
Es ist zum weinen.

Ich glaub, es wird das beste sein,
Ich geb dem guten Mann was ein,
Was Saures in die Suppe:
Er ruht von seinem Leiden aus,
Und ich nehm ganz zu mir ins Haus
Die süße schwarze Puppe.
Nicht in der Woche nur zweimal,
Nicht immer nur im Tanzlokal,
Nein, stets im Tête-a-tête
Von früh bis späte.

Und kommt's heraus, was ich gemacht,
Daß meinen Mann ich umgebracht,
Dann wird man mir vergeben.
Die guten Richter sehn es ein:
Man kann nun mal nicht anders sein
Als man veranlagt eben.
Laßt mich zu meiner Anne Lie.
Ich kann nicht leben ohne sie,
Die ich im Herzen fühle,
So schwul, so schwüle.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Aprilwoche

Die Genugtuung, es vorausgesehen zu haben, ist gering, wenn die Prophetie so leicht war, daß auch Studenten im dritten Semester oder Reichstagsabgeordnete oder sogar Minister dazu imstande hätten sein müssen. Stillschweigende Vereinbarung allerseits war aber wieder einmal, gar nicht sehen zu wollen und einer tausendmal genasführten Bevölkerung zum tausendundeinten Male Sand in die Augen zu streuen. Jedermann in den Ämtern, den Büros, den Redaktionen, jedermann, mit dem man hinter verschlossenen Türen sprach, gab vom ersten Tage der sogenannten Markstützung an unumwunden zu, auf längere Zeit sei die Sache natürlich nicht durchzuführen. Aber ebenso natürlich schien es, daß dieselben Jedermanns, sobald sie zur Öffentlichkeit sprachen, genau das Gegenteil dieser Wahrheit sagten und naiv genug waren, ihren krampfhaften Versicherungen Überzeugungskraft zuzutrauen, — nach den Erlebnissen neun fürchterlicher Enttäuschungsjahre immerhin ein etwas ausschweifendes Vertrauen! Der Zusammenbruch der Aktion auf der ersten Stufe beweist nicht nur, daß die Sache so und unter gegenwärtigen Verhältnissen objektiv nicht gemacht werden kann, er beweist auch, daß sich unsere sogenannten Autoritäten jetzt auch auf wirtschaftlichem, ebenso wie zuvor auf politischem Gebiet den Glauben der Subjekte weitgehend verscherzt haben. Daß der Dollarkurs, nachdem er einige Wochen lang um 22 000 festgehalten worden war, plötzlich an einem einzigen Tage über 30 000 hinausschnellen konnte, war nicht nur eine Konsequenz der in sich immer ungünstiger werdenden Devisenbilanz, sondern auch eine Folge der Tatsache, daß man den Zusicherungen so oft und so gründlich kompromittierter Autoritäten im Lande und draußen keinerlei Gewicht mehr beimaß. Wird eine Lehre aus diesem Schwund jeglichen Vertrauens gezogen werden, wird man sich befleißigen, diese entsetzliche Verwüstung durch doppelte Vorsicht, durch besonders peinliche Zuverlässigkeit langsam wieder gutzumachen? Eine Kardinalfrage für die Zukunft, eine keineswegs nur moralische! Offene, wahrhaftige Worte vom Finanzministerium, vom Reichsbankdirektorium könnten vielleicht heute noch wesentliches zur Beschwichtigung der allgemeinen Überzeugung beitragen, daß jeder Schritt dieser Instanzen nur als Manöver mitnichten ehrbarer Kaufleute aufzufassen sei. Aber unglücklicherweise zeigen sich heute so wenig wie früher Anzeichen einer Wandlung. Daß die Markstützung Hermes-Helfferich'schen Typs nach diesem ersten Chock, der auch die wenigen Gläubiger ins Pessimistenlager getrieben haben muß, noch aussichtsloser als früher ist, sollte so klar

sein, daß man gar nicht erst den Versuch machte, sich noch einmal kompromittieren zu lassen. Wenn jetzt Schluß damit gemacht würde und das Problem von einer ganz anderen Seite, von der Schatzwechselbegebung und vom Handelswechsel her energisch in Angriff genommen würde, so könnte vielleicht noch ein Vertrauensrest gerettet werden. Aber nein: „Die Stützungsaktion wird fortgesetzt!" Auch eine Formel ist schon wieder gefunden: „Stabilisierung durch fortgesetzte Unstabilhaltung!" Dies, im zwanzigsten Jahrhundert, einem gebildeten, einem in der Hölle hundertfältiger Lügen reizbar gewordenen Volk!

Der Reichsbankdirektor hat am 23. April, in der Sitzung des Zentralausschusses seines Instituts, einige sanfte Tadelsworte über den Mißerfolg der Dollaranleihe gesprochen. Er sagte: „Die Goldschätzanweisungsanleihe hat den Erwartungen, die daran geknüpft werden durften, nicht entsprochen." Vor einigen Wochen hat man es anders gehört. Die ersten, offiziellen Verlautbarungen behaupteten bekanntlich, das Resultat entspreche „vollkommen den Erwartungen". Auch an diesen Gegensatz könnte man wieder Betrachtungen über die abscheuliche Art unseres wirtschaftlichen Offiziösentums knüpfen, das keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, sich selbst Lügen zu strafen. Aber nicht davon soll jetzt mehr die Rede sein, sondern es soll einmal die Frage aufgeworfen werden, inwieweit sich die sanft tadelnde Reichsbank denn selbst an jenem Mißerfolg mitschuldig gemacht hat. An der Emission der Goldanleihe ist ein Umstand von vornherein höchst bemerkenswert gewesen: daß niemals auch nur andeutungsweise ein Einzelergebnis veröffentlicht worden ist. Wir hatten das Beispiel der acht Kriegs- und der nachfolgenden Sparprämienanleihe vor uns. Wir hatten ferner das Beispiel der Goldanleihe vor uns, die das kleine Österreich im Herbst vorigen Jahres aufgelegt hat. Wir hatten weiter das Beispiel der Amerikanischen Freiheitsanleihe, überhaupt aller Emissionen vor uns, die in besonders bewegten Zeiten von bedrängten Staaten in die Welt gesetzt wurden. In all diesen Fällen ist während der Zeichnungsfrist laufend veröffentlicht worden, welche Firmen sich an der Zeichnung beteiligten und in welcher Höhe sich ihre Quoten bewegten. Darin lag ein Druck sowohl für den Zeichner selbst als auch für seine Nachbarn. Nur die Dollaranleihe ist, höchst auffallenderweise, vom ersten Tage an sorglich mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt worden, und jedem, der zeichnen oder nicht zeichnen wollte, war die vollkommenste Garantie gegeben, daß kein Außenstehender auch nur die leisteste Information erhalten könne. Das war eine Begünstigung der Nichtbeteiligung, wie sie in ähnlich prononcierter Weise noch niemals von einem Emissionsinstitut durchgeführt worden ist. Es ist selbstverständlich ein Unsinn allerersten Ranges, zu behaupten, die deutsche Wirtschaft sei so „verarmt", so ausgeblutet,

daß sie wesentlich höhere Beträge als 50 Millionen Goldmark nicht herzugeben vermocht hätte. Die Goldanleihe des kleinen Österreich brachte im Herbst vorigen Jahres 80 Millionen Goldkronen ein. Niemand wird glaubhaft machen, daß das zehnmal größere Deutschland nicht mindestens zehnmal so viel hätte aufbringen können. Aber während in Österreich vom ersten Zeichnungstage an veröffentlicht wurde, wie viel dieses Bankhaus und wie viel jenes, wie viel dieses Industrieunternehmen und wie viel das andere gezeichnet habe, hat man in Deutschland eine sehr neuartige und sehr eigentümliche Art des Bankgeheimnisses in Szene gesetzt, hat man den Devisenbesitz von vornherein jeder Belästigung entzogen, hat man ihn unter Spezialschutz gestellt. Damit haben sich Regierung und Reichsbank vollkommen mitschuldig an dem Mißerfolg gemacht; und der väterliche Tadel des Herrn Havenstein, dieser antioffiziöse Tadel, erweckt nicht nur seiner Verspätung wegen eigentümliche Gefühle.

Nun plant man angeblich wieder neue Maßnahmen gegen den Devisenbesitz, eine Pflicht zur Deklaration aller Bestände soll gesetzlich eingeführt werden. Die Deklaration hätte natürlich keinen Sinn, wenn sie nicht mit Beschlagnahmungen der deklarierten Summen verbunden wäre, — es scheint also tatsächlich eine Art zwangsweiser Enteignung geplant zu sein. Seien wir nicht so grausam, dem Reichswirtschaftsminister, Herrn Dr. Becker, der diese Maßnahmen zu verantworten haben wird, mit gewissen Reden zu konfrontieren, die er, als Abgeordneter, gegen die unvergleichlich milderen Devisenprojekte der Regierung Wirth hielt. Seien wir aber klar genug, die Sache vorweg bis zum Ende durchzudenken, und von vornherein gegen eine fast sichere Gestaltung der Prozedur Stellung zu nehmen, deren Wirkung und Wesen unerträglich sein würde. Wenn nämlich den Behörden ein Recht zur Beschlagnahme der deklarierten Devisenbestände eingeräumt werden soll, so ist ganz selbstverständlich, daß am nächsten Tage alle Kaufleute mit Auslandsgeschäften protestieren und erklären werden, für sie sei diese Bestimmung untragbar, ihnen werde, wenn man ihnen die Devisen nimmt, jeder Handel einfach unmöglich gemacht. Sie hätten auch vollständig recht mit dieser Behauptung, und die Folge davon würde sein, daß man dem Gesetze einen Ausnahmeparagraphen beigäbe, der den Finanzämtern oder ähnlichen Instanzen Befugnis erteilt, in gewissen Fällen von der Beschlagnahme abzusehen. Welche Konsequenzen aber würde diese Ausnahmebestimmung in der Praxis haben? Keine andere als die gewohnte: daß die großen Konzerne (auf die es doch gerade ankäme), überhaupt alle, die sichs auf dem Amte „zu richten" wissen, nach wie vor vollkommen unbehelligt blieben; während einigen Tausend armen Schächern, die sich, als Schutz gegen die Geldentwertung, ein paar

Gulden zusammengespart, oder die, in Deckung gegen weitterminliche Lieferungen, vorerst überschüssige Deviseneingänge beiseitegestellt haben, rigoros das Fell vom Leibe gezogen würde. Die Wirkung solcher Praktik wäre denkbar parteiisch, denkbar plutokratisch, und das Schlimmste ist, daß jede Bestimmung, die gewissen Ämtern diskretionäre Ausnahmekompetenz einräumte, unweigerlich zu solcher Praktik führen muß. Aus diesem Grunde verspricht auch die neue Devisenordnung keinen Ersatz im Materiellen, dafür umso unduldbarere Ungerechtigkeit im Sozialen. Wenn es nicht gelingt, dieser Gefahr auszubiegen — und es ist schwer abzusehen, wie es gelingen sollte —, so ist es besser, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

DAS KLÜNGELSYSTEM IN DER KOHLENWIRTSCHAFT

Mit großem Interesse verfolge ich die im „Tage-Buch" erscheinenden Aufsätze, die das Bestreben zeigen, die Dinge darzustellen, wie sie sind und nicht, wie sie die große Industrie, die eigentliche Leiterin unserer Geschicke, dargestellt sehen möchte. Es sei mir daher gestattet, Ihnen einiges Material über die ungemein wichtigen Fragen der Kohlenwirtschaft zu unterbreiten, das Ihnen vielleicht einiges Neue bieten wird. Ich gehöre selbst dieser Branche an und kann mit wachsender Erbitterung verfolgen, wie in der Kohlenwirtschaft durch Regierungsmaßnahmen, die angeblich im Interesse des ganzen Volkes erlassen werden, sowie durch die Taktik der großen Syndikate in brutalster, unfairster Weise die Existenz der mittleren und kleineren Firmen vernichtet wird und zwar immer wieder zu Gunsten derselben Kreise der Großindustrie und des Groß-Bergbaues.

Während es auf vielen Gebieten des kaufmännischen und bürgerlichen Lebens demjenigen, der „getreten" wird, möglich ist, seinen Protest gegen Ungerechtigkeit und Willkür wenigstens geltend zu machen, manchmal sogar mit Erfolg, müssen wir hier vollkommen machtlos die Entscheidungen unserer wirtschaftlichen „Vorgesetzten" über uns ergehen lassen, d. h. die Entscheidungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und seiner Unterorgane, sowie der Herren Reichskommissare für die Kohlenverteilung und die Kohleneinfuhr. Obgleich diese Instanzen sich nur als Vollstrecker der angeblich planmäßigen Gemeinwirtschaft auf dem Gebiete der Kohlenverteilung betätigen sollten, wird auf keinem Gebiete das Recht des Schwachen mehr mit Füßen getreten und lediglich im Interesse einiger weniger Großen gehandelt, wie gerade auf dem Gebiete der Kohlenwirtschaft.

Die Kriegswirtschaft mit ihrer straffen Rayonnierung des Konsums, ihren Bezugsscheinen, Industriekarten usw., welche die Ver-

teilung und den Verbrauch bis ins kleinste regelte, ist auf dem Gebiete der Brennstoffwirtschaft auch heute noch, von geringen Erleichterungen abgesehen, in voller Wirkung. Wer aber profitiert von der Aufrechterhaltung dieses Restes der Zwangswirtschaft? Sicherlich nicht der Konsument! Nutznießer sind (außer dem großen Beamten-Apparat, der dadurch erforderlich bleibt) allein die großen Syndikate, bzw. die Produzenten und ihre Verteilungsorganisationen.

Infolge der Zwangswirtschaft liegen diesen Organisationen alle Details der Verteilung, des Verbraucherkreises, der Kunden- und Händlerschichtung wie eine Registratur offen. Und ich möchte nun darstellen, in welcher Weise von diesen privatwirtschaftlichen Kreisen ihre in angeblich sozialwirtschaftlichen Institutionen erworbenen Kenntnisse privatwirtschaftlich verwertet werden.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat unterhält in den verschiedenen Provinzzentralen Unterbüros, denen das Vertriebsmonopol für westfälische Kohle in ihrem Bezirk übertragen ist. Jeder Kohlenhändler des betreffenden Absatzgebietes muß alle Ordres mit genauer Angabe sämtlicher Details bei diesen Provinzialkontoren einreichen. Nicht genug aber mit dieser faktischen Kontrolle des ganzen Verkehrs —: in der Praxis fast noch wichtiger ist, daß das Kohlensyndikat durch seine Unterorganisationen auch als Konkurrent auftritt ,daß es die Abnehmerschaft auch direkt beliefert. Zwar gewährt es angeblich Kundenschutz, und zwar in der Weise, daß es einer Händlerfirma die Belieferung eines schon bei einer anderen Händlerfirma eingetragenen Kunden verbietet, bezw. ihm die Zuteilung von Brennstoffen für den betreffenden Konsumenten verweigert. Sobald der betreffende Verbraucher sich aber direkt an die Agentur des Syndikats wendet, wird er von diesem direkt beliefert! Dieser ausgezeichnete „Kundenschutz" besteht also darin, daß zwar die Kunden der einzelnen Kohlengroßhändler den Kohlengroßhändlern untereinander geschützt werden, — daß aber, sobald das Syndikat selbst oder seine Freunde zu liefern wünschen, der Schutz nicht gewährt wird und der betreffende Kunde verloren geht. Nimmt man nun hinzu, daß die ursprüngliche Bezugsquote des Handels durch die Minderung der Kohlenförderung und der verfügbaren Mengen im Laufe der Jahre immer mehr verringert worden ist (übrigens in ganz willkürlicher Weise, die sich jeder Kontrolle entzieht), so ist leicht zu begreifen, mit welch unbedingter Sicherheit (die ich übrigens ziffernmäßig belegen könnte), der legitime Kohlengroßhandel allmählich ausgeschaltet wird.

Zu wessen Gunsten aber wird er ausgeschaltet? All diese Praktiken treffen tatsächlich nur die kleineren und mittleren Betriebe, denen keinerlei Machtmittel oder Einfluß beim Syndikat oder seinen Agenturen zur Seite stehen und die dessen Willkür vollständig ausgeliefert sind. Anders verhält es sich natürlich mit

Firmen, wie der Hugo Stinnes G. m. b. H., der Thyssen-Handel G. m. b. H., der Gebr. Röchling G. m. b. H., deren Geschäft sich im Gegensatz zur allgemeinen Entwicklung, verglichen mit den kleineren und mittleren Firmen, sogar bedeutend erweitert hat. Gewöhnlichen Sterblichen ist es praktisch unmöglich, unter Berufung auf moralische oder materielle Rechte energisch vorzugehen, da man in der Praxis eben ganz auf das Wohlwollen, fast möchte ich sagen: die Duldung der Syndikats-Organisationen, angewiesen ist. Die großen Firmen aber beherrschen ihrerseits das Syndikat und durch das Syndikat die ganze „gemeinwirtschaftliche" Verteilung der innerdeutschen Produktion.

Nun sollte man glauben, der Zustand inbezug auf die deutsche Kohle resultiere nur (mit einiger Natürlichkeit) aus der Tatsache, daß jene einflußreichen Vertriebsfirmen innerlich identisch sind mit den eigentlichen Produzenten. Man sollte glauben, daß die „gemeinwirtschaftliche" Kohlenwirtschaft wenigstens inbezug auf importierte Kohlen wirklich das sei, was sie zu sein vorgibt. Tatsächlich aber wirkt die Regelung der Kohleneinfuhr, wie sie von dem Herrn Reichskommissar getroffen wird, in genau ebenso großmachtsbegünstigendem Sinne, wie die Regelung der innerdeutschen Produktionsverteilung, — ja, gerade auf diesem Gebiete herrschen Zustände, die jeder Gerechtigkeit vollkommen Hohn sprechen und es schwer machen, an die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit des Herrn Reichskommissars oder seiner ausführenden Organe zu glauben.

Nur eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Firmen besitzt die Einfuhrerlaubnis. Hauptimporteure sind, fast möchte ich sagen: selbstverständlich, dieselben Firmen, die auch in der innerdeutschen Kohlenwirtschaft die führende Rolle spielen und zu deren Gunsten der ganze Syndikatsapparat arbeitet, nämlich: die Unterorganisationen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, die Gebr. Röchling G. m. b. H., die Hugo Stinnes G. m. b. H., die Thyssen-Handel G. m. b. H.

Einige wenige Firmen haben also ein ziemlich unbeschränktes Monopol, sowohl für den Handel in deutschen Brennstoffen, wie für die Einfuhrkohlen; und diese ganze, durchaus künstliche Entwicklung ist nur dadurch möglich gewesen, daß der Herr Reichskohlenkommissar die Verordnung über die Einfuhr ausländischer Kohle vom 11. Mai 1921 auch heute noch, bei völlig veränderten Verhältnissen, in der bürokratischsten Weise auslegt. Wie das geschieht und wie das Monopol jener Firmen vom Reichsminister verteidigt wird, dafür gebe ich in der Anlage einige Beweisstücke, Ausschnitte aus dem Briefwechsel einer mir bekannten Firma mit dem Herrn Reichskommissar. Diese Firma sucht schon seit drei Jahren zum Einfuhrhandel zugelassen zu werden und hat deshalb schon die weitschweifigste Korrespondenz mit dem Herrn Reichs-

kommissar geführt. Es ist ihr bis heute nicht gelungen, die Konzession zu erhalten, die von jenen Großfirmen monopolisiert ist; und wie ihr ist es vielen anderen Bewerbern gegangen. Es folgt daraus, daß wir unter der Flagge einer gemeinwirtschaftlichen tatsächlich eine monopolwirtschaftliche Kohlenwirtschaft mit allen Vorteilen für die großen Konzerne haben, und daß die regulierende Reichsinstanz nur eine Flagge ist für ein Schiff, das in Wahrheit unter dem Dampfdruck größtkapitalistischer Privatinteressen segelt.

*

Es sei mir noch gestattet, einige Bemerkungen politischer Natur hinzuzufügen:

Sie haben, wenn ich mich nicht irre, in einer zur Zeit des Einmarsches der Franzosen ins Ruhrgebiet im „Tage-Buch" enthaltenen Notiz die Frage gestellt, wer eigentlich dafür verantwortlich sei, daß die Reparationskohlenlieferungen in Rückstand geraten sind. Möge die Minderlieferung von Reparationskohlen auch nur einen formellen Grund für die Ruhrbesetzung gebildet haben, so sei es doch wichtig gewesen, den Franzosen auch diesen formellen Grund nicht zu geben.

Hier liegt nun offensichtlich ein Verschulden auf Seiten der verantwortlichen Stellen, und hier liegt auch die Schuld des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, das die Ausführung der Reparationskohlenlieferungen im wesentlichen vorzunehmen hatte, — denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die fehlenden Mengen hätten geliefert werden können.

Vor dem Kriege, als wir im Besitze der ganzen oberschlesischen, der Saar- und Rheinlandsförderung waren, wurden englische Kohlen in sehr großen Mengen ganz regelmäßig eingeführt; die norddeutsche Industrie, ja, auch Berlin, verbrauchten in wesentlichem Umfange englische Kohlen. Es ergab sich aber das eigenartige Bild, daß die deutsche Industrie trotz des Verlustes eines großen Teiles der oberschlesischen Förderung, trotz des Ausfalls des Saargebiets, trotz geringerer Förderung infolge des Achtstundentages, trotz der Reparationslieferungen usw. bis zum Sommer vorigen Jahres fast restlos mit den billigen Ruhrkohlen beliefert werden konnte; und das in einer Zeit der Hochkonjunktur.

Folgt daraus nicht mit zwingender Logik, daß es unbedingt möglich war, die Reparationskohlenlieferungen voll auszuführen, wenn ein Teil der Industrie zum Bezuge englischer Kohlen nach Vorkriegsmuster genötigt worden wäre, selbst wenn sie höhere Preise dafür hätte zahlen müssen als für die billige deutsche Kohle? In der Zeit des Niederganges der Mark, als die Industrie durch Wechseldiskont und niedere Papiermarklöhne Milliardenverdienste eben auf Kosten der Löhne und der Reichsmark erzielte, hätte sie die Belastung durchaus vertragen können. Man wird sich also

fragen müssen, ob die künstliche Abschnürung der Einfuhr und des dadurch nötigen Devisenbedarfes so notwendig waren, daß es vorteilhafter erschien, dem Gläubiger Frankreich seine Reparationskohlenansprüche nicht voll auszuführen!

Angesichts der katastrophalen Folgen der Ruhrbesetzung und der dadurch nötig gewordenen, nunmehr ganz außerordentlich großen Einfuhr von englischen Kohlen kann die Antwort auf diese Frage keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die einzigen Erklärungsmöglichkeiten sind: entweder ein geradezu unverständlicher Mangel an Voraussicht seitens der Reichsregierung; oder: ein völliges Versagen der Verteilungsorganisationen, erstens des Herrn Reichskommissars für die Kohlenverteilung (der wegen seines mannhaften Telegrammes aus Berlin, den Franzosen keine Kohlen zu liefern, von der technischen Hochschule Charlottenburg zum Ehrendoktor ernannt worden ist), und zweitens des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats (dessen Direktorium sich rechtzeitig und vollständig nach Hamburg in Sicherheit brachte).

Die einzigen Profiteure aber in der fast trostlosen Lage, in die zum großen Teile durch ihr Verschulden die deutsche Allgemeinheit geraten ist, sind dieselben Großindustriellen, denen jetzt das privatwirtschaftliche Monopol für die Kohleneinfuhr in den Schoß gefallen ist.

Anlagen.

1.

An den
Herrn Reichskommissar für die Kohlenverteilung
Berlin W 62

Wir danken für das Schreiben des Herrn Reichskommissars vom 13. März, müssen indessen unsere Behauptung, es seien zu Gunsten verschiedener Firmen Ausnahmen von den allgemeinen, für die Einfuhr ausländischer Kohlen geltenden Bestimmungen gemacht worden, durchaus aufrecht erhalten:

I. In den Monaten Februar bis März sind u. a. von folgenden Firmen englische Kohlen über Hamburg eingeführt worden:

1. L. M. N., gegründet 1920, obwohl der Herr Reichskommissar am 16. Juni 1922 auf unsere Angabe, die Firma L. M. N. sei zum Einfuhrhandel zugelassen, wie folgt schrieb: „Die Firma L. M. N. ist von mir nicht zum Einfuhrhandel mit ausländischen Kohlen zugelassen worden und habe ich vor einiger Zeit die nötigen Maßnahmen in dieser Angelegenheit getroffen".

2. O. P., gegründet 1919/1920, obwohl der Herr Reichskommissar uns am 13. Februar auf unsere Mitteilung, die Firma O. P. besäße die Erlaubnis zur Einfuhr englischer Kohlen, schrieb, er mache uns darauf aufmerksam, daß weder die Firma H. C. R. noch die Firma O. P. die Einfuhrerlaubnis englischer Kohlen besäße.

3. K. M. (dänische Firma, gegründet 1916).

II. Wir stellen fest, daß das Vorgehen des Herrn Reichskommissars praktisch ein p r i v a t wirtschaftliches Monopol einer beschränkten Zahl von Firmen für den Einfuhr englischer Kohlen geschaffen hat.... Dieses p r i v a t wirtschaftliche Monopol ist um so bedeutungsvoller, als es sich bei dem größten Teile der betroffenen Firmen um solche handelt, die bereits durch den Besitz deutscher Bergwerke den maßgebenden Einfluß in den Verteilungsorganisationen der innerdeutschen Kohlenförderung besitzen.

III. Besonders unbillig ist es aber, daß selbst für ausländische, z. B. holländische Brennmaterialien, die bisher n i c h t oder wenigstens nicht in die betreffenden Verbrauchsgebiete eingeführt worden sind, künstlich und ohne Grund ein weiteres Monopol der durch die Einfuhrerlaubnis für englische Kohlen bereits begünstigten Firmen geschaffen wird, mit der Tendenz, unter allen Umständen das bestehende p r i v a t wirtschaftliche Einfuhrmonopol aufrecht zu erhalten, obwohl dadurch die Ausnutzung bestehender Verbindungen unmöglich gemacht wird.

IV. Am 16. August 1921 wurde die Ablehnung unseres Antrages u. a. mit dem verhältnismäßig g e r i n g e n Umfange der gesamten Einfuhr, die eine Erweiterung der hierfür in Frage kommenden Handelskreise nicht erforderlich mache, begründet. Jetzt dagegen wird der außerordentlich g e s t i e g e n e Umfang der Einfuhr und die dadurch hervorgetretene Beunruhigung des englischen Kohlenmarktes als Grund für die Beschränkung der Zahl der einführenden Firmen angeführt. —

V. Wir glauben auch feststellen zu müssen, daß der Herr Reichskommissar sich an diejenigen Organisationen um gutachtliche Auskunft wegen der Zulassungsanträge zur Einfuhr englischer Kohlen zu wenden pflegt, die die bisher zum Einfuhrhandel zugelassenen Firmen umfassen, obwohl selbstverständlich die betreffenden Firmen ein Interesse daran haben, den Kreis der zugelassenen Importeure so klein wie möglich zu erhalten; — diese Vereinigungen werden also, wenn wir so sagen dürfen, zu Richtern in eigener Sache gemacht.

Hochachtungsvoll

Firma A. B. C.

2.

Der Reichskommissar für die Kohlenverteilung — Berlin W 62

Abt. Einfuhr

An die Firma A. B. C.

P. D.

Von ihren Ausführungen vom ..... habe ich Kenntnis genommen. Auf die darin enthaltene Behauptung über Zulassung einiger von Ihnen genannten Firmen erwidere ich, daß Sie sich hier durchaus im Irrtum befinden. Die von Ihnen genannten Firmen sind nicht von mir zum unmittelbaren Einfuhrhandel mit ausländischen Kohlen zugelassen worden und erhalten demgemäß auch keine Einfuhrscheine von meiner Abteilung Einfuhr. — —

Was den Punkt 5 Ihrer Ausführungen anbelangt, so bemerke ich, daß ich für Erkundigungen über antragstellende Firmen erforderlichenfalls auch

die gutachtliche Äußerung des Zentralverbandes der Kohlenhändler Deutschlands herangezogen habe, also einer Organisation, die den gesamten Kohlenhandel in Deutschland vertritt, nicht nur die Einfuhrberechtigten Importfirmen. Ihre Annahme beruht also auf einem Irrtum.

gez.: Hofmann

3.

An den Herrn

Reichskommissar für die Kohlenverteilung

Berlin W 62

Für die Ausführungen des Herrn Reichskommissars vom 10. April danken wir bestens, sind aber überzeugt, daß wir uns mit unseren tatsächlichen Angaben nicht im Irrtum befinden.

Zum Beweise erlauben wir uns, u. a. für die von uns genannten Firmen die folgenden direkt angeführten Kohlensendungen aufzugeben:

1. L. M. N. am 19. April 1923: aus London: Englischer Dampfer „Stanley", net. 927 T.-R., Capt. Boyde, mit einer Ladung von 1684 tons schottische Kohlen.
Aus Liverpool: Englischer Dampfer „Blachwood", not. 1377 T.-R., Capt. Haustone, mit einer Ladung von 3509 tons schottischer Kohlen.

2. O. P., am 27. März 1923: Folgen ebenfalls Daten über zwei Dampfer aus England.

3. K. M. am 16. März 1923: folgen Daten über einen Dampfer aus Schottland.

Wir bemerken dazu, daß wir mit Angaben über weitere, durch die obigen Firmen direkt eingeführten Kohlensendungen dienen können. Außerdem haben wir nur diese Firmen mit unserem Ergebenen vom 7. April aufgeführt, während die Zahl der in ähnlicher Lage befindlichen Firmen sich durch weitere Firmen vermehren ließe. . .

Im übrigen . . . bemerken wir, daß der Herr Reichskommissar unsere Ausführungen über die künstliche Monopolisierung bisher noch nicht eingeführter nichtenglischer Brennmaterialien zu Gunsten der Monopolinhaber für die englische Kohleneinfuhr, ebenso unsere Bemerkungen über frühere Begründungen für das bestehende privatwirtschaftliche Monopol mit Stillschweigen übergeht.

Andererseits wissen wir nicht, weshalb der Herr Reichskommissar anführt, daß er auch den Zentralverband der Kohlenhändler Deutschlands um gutachtliche Äußerungen ersucht hat, denn diese Erklärung entkräftet ja keineswegs unsere Behauptung, daß der Herr Reichskommissar sich an diejenigen Organisationen um gutachtliche Auskunft wegen der Zulassungsanträge zur Einfuhr englischer Kohlen zu wenden pflegt, die die bisher zum Einfuhrhandel zugelassenen Firmen umfassen. Dabei haben die betreffenden Firmen selbstverständlich ein Interesse daran, den Kreis der zugelassenen Importeure so klein wie möglich zu erhalten, um unter dem Schutze des Herrn Reichskommissars unter sich zu bleiben.

Hochachtungsvoll

Firma A. B. C.

GLOSSEN

ABSCHIED VON ROWOHLT

Auf diesem Heft des „Tage-Buches“ fehlt Dein Name schon, blonder Riese aus Bremen. Es hilft nichts, Schneuztüchlein hervor, die Arme ausgebreitet, die Stimme beginnt zu glucksen — Abschied von Ernst Rowohlt.

So sieht der Abschied von ferne aus.

In der Nähe aber war das „Tage-Buch“ schon seit zwei Jahren ein Gebilde für sich, — kein Verlagsorgan, sondern das Organ seiner Herausgeber, nicht abhängig von irgendwem, sondern längst auf eigenem Separatkonto laufend. Wenn wir jetzt auf dem Tage-Buch-Schiff die Flagge Rowohlt einziehen und den eigenen Tage-Buch-Wimpel flattern lassen, so geschieht's nur, weil wir beide zu groß geworden sind. Du, Rowohlt, bist heute der lebendigste deutsche Verleger, fast hätt ich gesagt: der einzig lebendige, wenn ich an die Schläfrigkeit, Bedächtigkeit, Mattherzigkeit der Editeure denke, deren Ehrgeiz es einstmals war, am Strome der Zeit zu sitzen und die reich belohnten Fischer junger Begabungen zu sein. Ich hab's nie ganz begriffen, wieso Du dazu kamst, die Talente um Dich zu sammeln. Liest Du denn außer schönen Gedichten noch etwas? Aber die Andern witterst Du, Rowohlt, Du hast die mysteriöse Wünschelrute unsichtbar in der Hand. Es zuckt Dich, wenn ein Talent in Deinen Kreis tritt, Lesen ist überflüssig. Deshalb fiel Dir von selbst fast der Prachtmensch Carl Ludwig Schleich zu, in den Du Dich vertiefen wirst, wenn die hundertsten Auflagen der „Besonnten Vergangenheit“ und der „Weisheit der Freude“ erscheinen. Mit einem seiner erschütternden Händedruck hatte Dich Alfons Goldschmidt von seinem vulkanischen Talent überzeugt, ein langsamer Aufschlag seiner runden Augenlider hatte Dir Ehrensteins orientalisches Dichtertum enthüllt und die Anmut des Erzählers Franz Hessel hast Du aus der Kurve seiner glänzenden Glatze gelesen. Gewiß, Lesen ist wichtig, kalkulieren ist wichtig, aber das Wichtigste für einen siegreichen Verleger ist die Wünschelrute. Weil Du sie fest in Händen hast, deshalb wird das „Tage-Buch“ ein „Rowohlt-Organ“ sein, auch wenn Dein Name nicht mehr auf dem grünen Umschlag, sondern nur mehr im Handelsregister verzeichnet ist, auf jenem Blatt, das die vier Männer enthält, die sich zusammen Tage-Buch-Gesellschaft heißen.

In Friedenszeiten hätten wir unsere wachsenden Betriebe in einem großen gemeinsamen Hause untergebracht. Erste Etage: Verlagsdirektion. Zweite Etage: Lektorei Rowohlt. Höchste Etage: Tage-Buch-Leitung. In diesem entsetzlichen Zeitalter bedeutet Wachsen Auseinandergehen. Aber wenn wir jetzt in die Jägerstraße gezogen sind, so wollen wir hier auch für

Dich auf die Jagd gehen, für Dich, den lebensfrohesten der ach so bekümmerten deutschen Verleger. Und so bleibt das „Tage-Buch" aus freiestem Willen, aus Passion, ein Rowohlt-Organ, weil es an blonde Riesen, an die angeborene Tapferkeit des Menschen, selbst wenn er Verleger ist, und an die Wunder der Wünschelrute glaubt.

———

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH".

Hitlers Hausjude.

Sehr verehrter Herr Großmann!

Wissen Sie, wem Sie eigentlich die Aufforderung der Hitlerleute, Sie aufzuhängen, verdanken? Dem Literaten Hermann Sinsheimer, dem Hausjuden der „Münchener Neuesten Nachrichten" und also der Hitlerei. Als Vorwand zu dieser freundlichen Ermunterung dienten nämlich einige herausgerissene Sätze aus einem Aufsatz von Ihnen, der im „Tage-Buch" in den ersten Wochen der Ruhrbesetzung erschienen ist, als die Franzosen das Geschäft noch mit Butterbroten, nicht mit Reitpeitschen machen wollten. Ein amerikanisches Blatt hat den Aufsatz vermutlich gestohlen. Aber die erste propagandistische Entstellung für die Hitlerei hat hier jener ehemalige Trabant Gustav Landauers vorgenommen, der jetzt durch die Pfiffigkeit, mit der er die Anerkennung seiner deutschnationalen Chefs erwirbt, sein innerstes Wesen enthüllt. Die Hitlerleute, das muß man ihnen lassen, haben eine Tugend: Sie sind nicht literarisch. Auf einen Aufsatz von Ihnen mußten sie erst mit der Nase gestoßen werden. Diesen Stoß versuchte Herr Sinsheimer, natürlich nicht in den „Münchener Neuesten" selbst, die hätte Ihnen doch zu Augen kommen können, sondern in der Telegrammzeitung desselben Blattes, die über Bayern nicht hinausdringt. Herr Sinsheimer ist sehr tapfer, aber es ist ihm doch lieber, wenn die Angegriffenen von seinen Tapferkeiten nichts erfahren. Deshalb ist auch sein persönlicher Angriff anonym erschienen. Herr Sinsheimer hat die bittere Ironie Ihrer Darstellung sehr gut kapiert, aber er hat es für zweckmäßig gehalten, sich schwerhörig zu stellen. Nehmen Sie's ihm nicht übel. Er hat als Hausjude der borniert-nationalistischen „Neuesten" ein schweres Leben. Er war Direktor der Kammerspiele und versagte vollkommen, er war Regisseur am Schauspielhaus und blieb erfolglos, er hat sich Schauspielerinnen leidenschaftlich genähert und wurde abgewiesen. Nun rächt er sich an allen, an den Kammerspielen, am Schauspielhaus und auch an den Schauspielerinnen. In keiner anderen Stadt, außer eben in München, ließe man den durchgefallenen Angestellten zum Kritiker seiner früheren Direktoren und Kolleginnen werden. Aber in München, der Stadt der moralischen Großmäuligkeit, war der Theaterkritiker Sinsheimer möglich. Da der arme Hausjude der allerteutschesten Zeitung ein Gefühl der bürgerlichen Unsicherheit nicht los wird, so drängt sich der geistige Wagenlenker von vorgestern zu allerlei Extradiensten. Minder-

wertigkeit, die durch Überleistungen kompensieren will. Die Herrlichkeit wird doch nicht lange dauern. Es gibt hier Sammlungen der Pfiffigkeiten Sinsheimers. Wenn Sie einmal viel Raum haben, geben Sie mir Platz für eine schnelle Abschlachtung dieses Landauer-Verehrers, der mit Hoffnungen begrüßt, Vielen Vieles schuldig geblieben ist. Das literarische und künstlerische München wird Ihnen für eine solche Exekution dankbar sein. Und wahrscheinlich auch die Hitlerleute. Ein offener Jude, den sie einmal erschlagen können, ist ihnen lieber als ein maskierter Gobbo, der als beschnittener Marodeur der Sturmtruppe vor- oder nachhinkt. *G. III. H.*

TISCH MIT BÜCHERN

Balzac: Kleine Leiden des Ehestandes. Illustriert von Bertall. (Neuausgabe im Hyperionverlag, München.) Sie haben geheiratet, und nach den Annehmlichkeiten eines ungebundenen Junggesellenlebens erfahren Sie plötzlich die Tücken der Rücksichtnahme, die Ihnen nicht gerade erleichtert werden. Man, d. h. Ihre Frau versteht es ganz wundervoll, Ihren Schwächen ihre Stärke, Ihrer Überlegenheit ihre weibliche Zartheit entgegenzusetzen. Sie unterliegen immer. Wenn Sie es nicht gutwillig tun, so entspinnt sich ein vehementer Krieg mit allen Waffen der Moral und der Grimasse, in dem Sie als anständiger Mann zu unterliegen haben. Trotzdem sind das nur die kleinen Leiden des Ehestands, durch die Ihnen Balzac ein ausgezeichneter Führer sein wird. Sie mögen sagen, seine Geschichte, ein wundervolles Palaver aus Anekdoten und Axiomen, sei heute doch etwas historisch und das Menschengenre habe sich seither wesentlich geändert — Sie werden gleichwohl der Eheweisheit letzte Schlüsse hier vorfinden. Ihr Entzücken über seine Psychologie wird sich steigern, wenn Sie die Bartallschen Holzschnitte betrachten, die ebenso zynisch sind wie getreu, ebenso witzig, wie ihren Gegenstand erschöpfend. Und Sie werden sehr vergnügt sein, daß es nicht nur reichen Sammlern möglich ist, sich auf diese Postille des Humors zurückzuziehen, wenn es in Ihrem ehelichen Gemach etwas hitzig zugehen sollte.

Robert Müller: Rassen, Städte, Physiognomien. Kulturhistorische Aspekte. (Verlag Erich Reiß, Berlin. 168 Seiten.) Robert Müller, der den Coudenhove einmal einen Grandseigneur des Geistes genannt hat und der Schrittmacher eines undogmatischen, warmblütigen Aktivismus ist, charakterisiert Typen: den Deutschen, den Juden, den Literaten, den Schieber; er schreibt über Wien und New York, über den Orientalen und Walt Whitman, daß heißt schon schlechthin über das Menschliche. Er weitet ihre seelische Existenz aus, bezeichnet gewissermaßen ihren geographischen Ort. Oft macht er es novellistisch, und das hat seinen Reiz, wenn er im ungesagten Umriß, also im Sphärischen, sehr viel mehr gibt, als in einer philosophischen oder kritischen Deutung des Typus. Aber es ist auch dann immer Erkenntnis, immer mehr als ein Schattenriß; es sind durchaus mit Blut gefüllte Figuren, mitsamt ihrem Trieb in ihre Bestimmung geordnet und, was mir das Bedeutsamste daran erscheint: immer mit der Abgrenzung ihres Blickfeldes und ihrer Wirksamkeit. Mit anderen Worten: sie sind von innen wie außen geformt. Man ermißt, was in den Fluktuationen der Gegenwart solche Gestalt gewordene Psychologie darstellt: Kristallisationsmoment.

Kasimir Edschmid: Das Bücher-Decameron. Eine Zehn-Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft und Literatur.

(Erich Reiß, Verlag, Berlin. 333 Seiten.) Edschmids Anfänge waren Farbe, Akzent, Bewegung. Aber die Welle lief im Sande aus und es gab keine Ablagerungen. Auch seine Kritik, die früher mit einer gewissen Treffsicherheit Persönlichkeit und Problem aufgriff, verfiel einem Dandysmus von bedenklicher Äußerlichkeit. Es schmerzt gewiß nicht, daß er Literatur als Bagatelle für nächtliche Unterhaltungen auslegt, aber daß er sie mit Maßen mißt, die für seidene Wäsche zureichen und den Gestus in einem parfümierten Salon festlegen. Indem er Anekdoten nebeneinanderreiht, meint er Assoziationen und Zusammenhänge zu geben. Seine Verquickung von Literatur und vermeintlich gut angezogener Welt, die er europäisch nennt, ohne zuinnerst vom wahren Europäertum einen Zug auch nur zu skizzieren, mag dem Filmstar imponieren — sie wirkt peinlich, weil sie sich mit einer Geistigkeit umrankt, in der der Objektive einen namenlosen Stolz auf den verschlungenen Lesestoff erkennt, doppelt peinlich, wenn es in einem Deutsch geschieht, das selbst den Gelassensten dazu treibt, mit roter Tinte hunderte von grammatikalischen Schnitzern und Inversionstorheiten anzustreichen.

Melchior Vischer: Der Hase. Eine Erzählung. (Verlag Jacob Hegner, Hellerau bei Dresden. 96 Seiten.) Es ist lange her, seit man in deutscher Sprache eine Geschichte von so eindringlicher Einfachheit las. Ein Straßenkehrer erzählt die Umstände seines Lebens, das aus den unumwölkten Höhen des Genusses durch seine sucherischen Lüste der Armut verfiel. Er erzählt das, fast beichtend, in einer aus tiefster Naivität kommenden Weise, und der seelische Zwiespalt wird ganz natürlich offenbar, die Vision verdichtet sich, ohne Aufenthalt und Verzierung sagt er Dinge, die in uns als schwerste Erschütterungen aufgehen. Man hat das Gefühl, einem Blinden gegenüber zu sitzen, in dessen Stimme so viel Vorsicht ist, damit sie nichts zerbricht. Und man hat das andere Gefühl, daß er das Geheimnis des Lebens wirklich einmal vorübergehen sah. Das Ganze ist wie eine Glasscheibe, man spricht lieber nicht, sonst könnte der Hauch sie beschlagen, und der Charme der Geschichte wäre verflogen. (Und welch ein schöngedrucktes Buch!)

Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi: Das Wesen des Antisemitismus. (Der Neue Geist-Verlag, Dr. Peter Reinhold. 206 Seiten.) Der junge Wiener Philosoph R. N. Coudenhove hatte den guten Gedanken, dieses Werk seines Vaters aus dem Verschollensein zu heben, in dem mit Gründlichkeit das Wesen des Judentums überhaupt, seine Geschichte im Spiegel seiner Feinde, seine Verquickung mit dem Abendlande typisiert wird. Der alte Coudenhove war ein Mann von letztem Adel, ein Aristokrat mit weitem Horizont, über den Rassen und dem Haß stehend und einer Abstraktion bis ins äußerste zugänglich. Er überwand in sich die traditionelle Judengegnerschaft, indem er das Phänomen Jude vor sich selber klärte. Sein Buch, der Extrakt dieser Selbstbekehrung, wirft die pharisäischen Anwürfe der Antisemiten auf ihre letzte Grundlosigkeit zurück. Das gesamte Material der Streitfrage ist mit Sachlichkeit verarbeitet, das macht, nebenher, diese Studie besonders profund. Auch in der größten Leidenschaft bewahrt Coudenhove immer die nobelste Haltung und läßt auf der allerbreitesten Angriffsfläche keine Lücke, durch die ein Angreifer ihm die Front wieder aufrollen könnte.

Kr.

FILM

DIE PRINZESSIN SUWARIN

Dieser Film müßte nicht heißen „Die Prinzessin Suwarin“, sondern seinem Inhalt adäquat: „Arme, kleine Prinzen!“ Es sei meilenfern von mir, die Romane Wolffs lobpreisen zu wollen, aber gerechterweise ist festzustellen, daß der Roman Wolffs an Qualität als Roman besser ist, als das Kinomanuskript Tea von Hurbous als Filmmanuskript. Die Prinzessin Suwarin ist von der Dame Harbou mit kindlicher Chirurgie zerstückelt und zerschlagen worden, so daß der Beschauer über die Reise und Sprünge von Handlung und Psychologie manchmal nicht recht wegkommt. Dafür aber endet der Komplex von Abenteuern, in den unsere von den Bolschewisten vertriebene Prinzessin verstrickt ist, so versöhnlich und sympathiefördernd für alle beteiligten Edelmütigen-Bösewichte, als habe sich die Verfasserin das Lieblingswort der Brüder Goncourt „tout s'arrange“ als Motto gesetzt. Die aristokratische meschuggesensationslüsterne Filmdiva kehrt zu Acker, Kuh und Ehemann zurück, der Diamantenräuber Muiewsky geht am Bett eines Kindes in sich und darauf außer Land, der geld- und seelengierige Kipman bekommt seine Filmgesellschaft und der edle Milliardär die allerseits enttäuschte arme kleine Prinzeß. Alles in Butter, als wäre sie wer weiß wie billig.

Zweifellos war hier ein Stoff, in dem die Wirrnis unserer abenteuerschwangeneren Epoche fühlbar ist, also ein (zu propagierender) Film-Zeit-Stoff. Daß er zu sehr verkitscht wurde, ist Schuld der Manuskriptschreiberin; daß er nicht zu stärkerer Wirkung kam, Schuld des Regisseurs. Der erfahrene Regisseur Guter hat den Film mit Sorgfalt und Liebe gedreht, eifrig bemüht, ein Mosaik unserer Tage zu geben. Aber er fand keinen eigenen Stil: es fehlt die Originalität der Führung und der Einfälle, und es fehlt auch oft die für einen derartigen Film nötige Suggestivkraft der Konzentration (wie sie besonders in den Russen-Szenen geglückt ist). Unter den Schauspielern ragten hervor Abel als Kipman und Edthofer, der mehrfach im Film erwies, daß er auf dem Theater zum Bonvivant mißbraucht wurde, während er ein diskreter, dennoch einprägsamer Charakterspieler mit Nerven ist.

Dieser Film bot aber, was man im deutschen Film selten sieht: in den beiden weiblichen Hauptrollen zwei schöne Frauen: Lit Dagover, die reife, große Dame, immer edellieblich in Antlitz, Körper und Bewegung und (neu!) Xenia Desni, vorläufig mehr noch gut anzusehen, als gut im Spiel, aber immerhin — mit Erfolg gestartet. *Kurt Pinthus.*

HUMOR DER ZEIT

Vorahnung

Am Gebäude der Bayerischen Vereinsbank in Partenkirchen wurde im vergangenen Jahr eine Tafel angebracht, die besagt: „Hier vor diesem Hause fand der Kniefall Friedrich Barbarossas vor Heinrich dem Löwen statt."

Der alte Herr scheint in der Tat ein weit vorausschauender Finanzpolitiker gewesen zu sein.

RUDOLF JOHANNES SCHMIED ANEKDOTEN

12.

Rudolf Johannes Schmied hatte einen Hang zum Kosmischen. Das kleinste Erlebnis geschah im Weltall. Einmal fuhr er in der Eisenbahn. Er war mißmutig. Ossip Melnik fragt ihn: „Was drückt Dich?"

„Ach", antwortet Rudolf Johannes, „unsere Stirnen streifen die Wolken, aber unsere Hintern fahren dritter Klasse."

13.

Es war ihm vielleicht ein Mädchen untreu geworden. Der Fall war auch eine kosmische Angelegenheit geworden. In düstere Gedanken versunken steht Schmied da. Plötzlich sagt er: „Vielleicht war auch Beatrice eine Sau, aber ich gönn' es dem Dante."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 16):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

GROSZ

GEORGE GROSZ



ABRECHNUNG FOLGT!

NEUERSCHEINUNG

57 POLITISCHE ZEICHNUNGEN

1.—10. TAUSEND

*

DAS GESICHT DER HERRSCHENDEN KLASSE

II. TEIL

*

PREIS

BROSCHIERT 2.—

GEBUNDEN 4.50

VORZUGSAUSGABE NUMERIERT UND SIGNIERT 60.—

*

SCHLÜSSELZAHL DES BÖRSENVEREINS

*

GROSZ

DER MALIK-VERLAG

GROSZ

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Maiwoche

Wenn man's überlegt, dann muß man preußengläubig werden. Die Zerstückelung des Reiches war eine Zerstückelung Preußens. In Schlesien ward es schwer beschädigt, an der dänischen Grenze wurde es beschnitten, im Westen hat es die Besetzung schwer verletzt. Und doch ist das neue Preußen das Land der großen Besonnenheit, preußische Sozialisten sind klüger als sächsische Genossen, preußische Volksparteiler toleranter als bayrische. Ja, selbst unter den alten preußischen Junkern gibt es genug wirklichkeitsklare Köpfe, die einsehen, jetzt ist nicht die Zeit zur wüsten inneren Balgerei, jetzt geht es ums Ganze, nämlich um das ganze Deutschland. Die drei Reden, die in den letzten Wochen von drei Mitgliedern der Deutschen Volkspartei gehalten wurden, die Reden von Stresemann, Frau von Oheimb und Freiherrn von Kardorff sind Beweise eines Mutes zur politischen Nüchternheit und Toleranz, wie sie von gelernten Demokraten seltener zu hören sind. Kein Wunder, daß der Gedanke der Schaffung einer einheitlichen republikanischen Staatspartei an allen Ecken und Enden wieder aufleuchtet. Zwei Gründe sprechen einleuchtend für die Verschmelzung von Demokraten, Volksparteilern und sogar, wenn die Partei schon durchgereift wäre, des Zentrums. Wir werden in den nächsten Wochen einen Ansturm der nationalistischen Deklamationspolitiker erleben, der leicht politische Besoffenheit aller Verantwortungslosen erzeugen kann. Da wird die energische Agitation aller politisch Nüchternen nötig sein. Wer nicht die Zerstörung des Reiches will, wird sich für die opfervolle Politik der unerbittlichen Nüchternheit entscheiden müssen. Herr Hitler kann leicht jede Verständigung mit den Franzosen ablehnen, im schlimmsten Falle geht er nach Oberösterreich zurück und streicht wieder Häuser an. Aber wer Deutschland ein notwendiges Jahrzehnt kontinuirlicher, stiller, wundenheilender Entwicklung verschaffen will, wird jetzt undemagogische Politik treiben. Zentrum, Demokraten, Volkspartei werden sich die Hände reichen müssen gegen den Ansturm der besoffenen Phrasen-Politiker. Die Einheit nach außen hängt zusammen mit der Einheit im Innern. Es muß Reichspolitik gemacht werden, wenn das Reich bestehen soll. Wir können uns jetzt den Luxus säch-

sischer und bayrischer Narrheiten nicht gestatten. Entsteht endlich die starke republikanische Volkspartei, dann wird sie auch den Staatswillen der Sozialisten stärken. Es wird nicht fortwährend zu den proletarischen Waffen gerufen werden. Die Sehnsucht nach roten Armeen wird schwinden, wenn es keine schwarzweißroten Sturmtruppen gibt. Nie war die große republikanische Staatspartei nötiger als in der nächsten Zukunft.

Am 28. April gaben die „Frankfurter Nachrichten", die älteste Zeitung der alten Demokratenstadt Frankfurt am Main, tief hinter ihrem lokalen Teil bekannt, sie seien in den Besitz des Herrn Hugo Stinnes übergegangen. Herr Stinnes, so fuhr der offenbar zum Scherzen geneigte Mitteiler fort, sei infolgedessen jetzt Eigentümer von drei deutschen Zeitungen: der „Deutschen Allgemeinen", der „Handels- und Industriezeitung" und eben der „Frankfurter Nachrichten" selbst. Es ist etwas schönes um Bescheidenheit, obwohl auch die Wahrheit nicht geringe Vorzüge hat; und obwohl es sicher ehrlicher gewesen wäre, wenn der neue deutsche Meinungsgroßhändler, der unter so vielfachen Decknamen zu operieren pflegt, sich nicht gerade die Zahl drei, der ebensogut zwei Nullen angehängt werden könnten, käpuziert hätte. Aber es ist nicht die erste kleine Fälschung, die dem Regime Stinnes hier nachgewiesen wird und wird nicht die letzte sein; und es ist offengestanden auch nicht die erste kleine Fälschung, die das gekaufte Organ sich gestattet hat, seitdem es, ausgehalten von kleineren Lokalindustriellen, dem Ehrgeize nachhing, die unbequeme „Frankfurter Zeitung" vaterländisch auszuknocken. Nicht weil, wie anderwärts, eine bestehende und eingeführte Zeitung durch Besitzwechsel unter der Hand in eine neue politische Richtung umgebogen werden soll, ist dieser Fall auch interessant, sondern weil er offenbar eine wichtige Etappe in dem lange genug vergeblich geführten Ringen ganz Stinnesiens gegen die „Frankfurter Zeitung", dieses stolzesten, unabhängigsten Blattes Deutschlands, darstellt. In welcher Weise und mit welchen Mitteln dieser Kampf geführt wurde, darüber gibt es in den Archiven des „Tage-Buch" einige Belege, von denen anzunehmen ist, daß sie sogar der „Frankfurter Zeitung" selbst unbekannt sind. Dies Material beweist, daß eine schwerindustrielle Gruppe, deren Agent ein sowohl in Stinnesschen als auch in Hugenberg'schen Dienste stehender Berliner Anwalt war, im Frühjahr 1921 den Versuch unternahm, sich durch ein geschickt maskiertes Manöver in den Besitz der „Frankfurter Zeitung" zu setzen. Vorgeschoben wurde ein Herr Emilio O. Schiffner, angeblich Auslandsdeutscher, der sich der Frankfurter Administration in der Maske eines hilfsbegierigen politischen Freundes, eines Demokraten, Republikaners, Antikapitalisten nähern und ihr eine Kapitalseinlage anbieten sollte, die so hoch gewesen wäre, daß sie zur Stimmen-

majorität geführt haben würde. Der „Frankfurter Zeitung“, besonders ihrem rüstig amtierenden Aufsichtsratspräsidenten Payer, war der Braten verdächtig; obwohl die Komödie soweit getrieben worden war, daß sich sogar vollkommen integre Mittelspersonen gutgläubig um die Sache bemühten, lehnte sie ohne viel Besinnen ab. Ein Instinkt mag sie dabei geleitet haben, sicher hatten sie nicht die aktenmäßige Kenntnis der Zusammenhänge, die wir heute besitzen: daß jener rührende Freund, Auslandsdeutscher, Republikaner, Demokrat, Sozialpolitiker und Pazifist Emilio O. Schiffner in Wirklichkeit nichts anders war, als ein Strohmann der Stinnes und Hugenberg, die dem gefürchtetsten ihrer Gegner auf diese pfiffig organisierte Art die Gurgel abzudrehen und ihn — wie sagt man heute? — versklaven und in Knechtschaft nehmen wollten. Der hübsche Plan hat sich zerschlagen, nicht zum wenigsten, nehmen wir an, an jenem Prinzip, daß den Erben Leopold Sonnemanns testamentarisch überkommen ist: ihr Blatt lieber eingehen als es in fremde Hände gelangen zu lassen. Aber da es mit dem Kaufen nichts war, wird es jetzt, noch einmal, mit der Konkurrenz versucht. Einige Milliarden wird sich Herr Stinnes den Versuch, die „Frankfurter Zeitung“ totzuputschen, sicher kosten lassen. Beruhigend indessen, in der „Deutschen Allgemeinen“ den Beweis dafür erbracht zu sehen, daß es mit Milliarden und einer Kompagnie Seeoffiziere allein gottseidank auch nicht zu machen ist.

Ein altes Fräulein, das ein Papiergeschäft im Berliner Westen führt, kannte den Ernst Werner Techow, als er noch nicht der Mörder Rathenaus war. Der junge Mensch tat der alten Dame leid; sie veranstaltete eine Sammlung für ihn: Weihnachtsgaben für den jungen Mörder. Das ist eine nach dem Gesetz zum Schutz der Republik verbotene Tat, und so wurde die Papierhändlerin zu drei Monaten Gefängnis und 5000 M. Geldstrafe verurteilt. Die Alldeutschen, oder wie R. H. Bartsch sie doppelsinnig nennt, die Knalldeutschen, schreiben einen sehr sentimentalen Roman über dieses Urteil. „Die Frau mit schlohweißem Haar“, „mütterliche Sicherheit in Blick und Haltung“, „unergründliches Mitgefühl eines Frauenherzens“. Möglich, wahrscheinlich. Es ist denkbar, daß das alte Papierfräulein bloß aus Humanität handelte, aus einer Humanität, die sich freilich instinktiv lieber mit dem Mörder als mit dem Ermordeten beschäftigte. Aber wenn die alte Dame wirklich eine politikferne harmlose Seele ist, so braucht sie nur zum Reichspräsidenten zu gehen und ihm ein Gnadengesuch zu überreichen. Wer Vater Ebert kennt, weiß, daß ihm nichts mehr Freude macht, als eine Geste des politischen Edelmutes auszuführen, im Besonderen, wenn sie einem alten Weiblein Rettung aus allen Nöten bedeutet.

Der Inseratenteil der Zeitungen ist oft interessanter als der redaktionelle. Das „Berliner Tageblatt“ vom 1. Mai 1923 brachte folgende Annonce:

Heereslieferung

Handelsgesellschaft mit gr. Kapital übernimmt Vertretungen aller Art, geeignet für Militärkantinen in ganz Deutschland. Nur aus erster Quelle. Gefl. Angebote unter .... an Rudolf Mosse, Berlin.

In welchem Jahre leben wir?

Die Politik ist eine triste Sache, daß es vielleicht gestattet ist, die heitere Geschichte eines kleinen Mißverständnisses zu erzählen, in welchem der Herr Reichskanzler eine Rolle spielt, ohne bei den komischen Vorgängen mitgespielt zu haben. Ein in Wien und Berlin seit vielen Jahren bekannter Politiker, ehemals Gesandter eines östlichen Staates, gab im Adlon ein Fest, bei dem „Alles“ geladen und erschienen war. Diplomaten, Minister, Industrielle, Künstler. Der Korrespondent eines ausländischen Blattes glaubte auch Cuno entdeckt zu haben. Es war aber nur Herr Adlon jun., der nicht bloß in Figur und Antlitz eine große Ähnlichkeit mit dem Reichskanzler hat, auch seine unverbindliche, etwas glatte Liebenswürdigkeit nach allen Seiten verstärkt dieses Naturspiel. Man kann sagen: Herr Adlon hat die liebenswürdige Würde des Reichskanzlers oder auch: Herr Cuno hat die Scharmantheit des großen Hoteliers. Unglücklicherweise stieß der Journalist auf einen Schalk, der ihn in seinem Irrtum bestärkte. Er flüsterte ihm zu: „Ihre Zeitung soll nicht zu kurz kommen, ich will dafür sorgen, daß Sie beim Nachtisch neben dem Reichskanzler sitzen.“ Wirklich kam der Korrespondent beim Café neben Herrn Adlon zu sitzen. Er verwickelte den vermeintlichen Leiter unserer Politik in ein längeres, versteht sich, sehr taktvoll geführtes Gespräch. Herr Adlon antwortete so diplomatisch wie ein international geschliffener Hotelier nur antworten kann. Der Journalist wurde etwas wagemutiger und berührte heiklere Fragen der äußeren Politik. Herr Adlon erwiderte, immer sehr höflich, in etwas allgemein gehaltenen Sätzen, die einen Mann von Welt bewiesen. Der Journalist wagte, die Ruhrfragen zu berühren. Herr Adlon antwortete mit einem schlichten Bekenntnis zum Deutschtum und einer Andeutung darüber, daß bei gutem Willen drüben eine Lösung noch immer zu finden wäre. Der Journalist, über die liebenswürdig vorgetragenen Selbstverständlichkeiten des Reichskanzlers entzückt, bedankte sich bei dem Vermittler. „Ja,“ sagte er, „wenn ein Staatsmann eine große Linie hat, so verleugnet er sie auch in einem Gelegenheitsgespräch nicht“. Der Schalk biß sich auf die Lippen und erzählte seinen Till-Eulenspiegel-Streich am nächsten Tisch. Er beendete die Geschichte mit den Worten: „Jetzt weiß ich wirklich nicht: hat Adlon Talent zum Staatsmann oder Cuno Talent zum Hotelier?“

FRIEDRICH STERNTHAL

DIE MENSCHEN ZWISCHEN RUHR UND HARZ

I.

Würde ein Chinese fragen, wo er das echteste Deutschland fände, so wäre zu antworten: „Da, wo es keine gothischen Kirchen gibt." Es ist eine widrige psychologische Taktlosigkeit, das urfranzösische Wesen der Gothik zu leugnen. Man darf sich nicht täuschen lassen von der Fata morgana des Kölner oder Freiburger Domes. In N i e d e r s a c h s e n, wo Deutschland am reinsten germanisch und deutsch blieb — in jenem Gelände zwischen Harz und Bremen, zwischen Ruhr und Elbe —, da konnte die Gothik niemals Wurzel fassen. Denn — um nur ein weniges zu sagen — Gothik: das ist die schnurgrade Linie, die von Notre Dame de Paris über Pascal zu Karl Joris Huysmans führt, oder mit anderen Worten: Brünstiger Glaube und zugleich Satanismus (das Standbild des Teufels auf dem First von Notre Dame!), der leidenschaftliche Wille, mit den Mitteln der Logik, ja der Mathematik über das Endliche zu herrschen und zugleich der heilige Aufschwung ins Unendliche; klare Formen und zugleich mystisches Halbdunkel; strenge Architektonik und zugleich verwirrendes Flimmern der Ornamente; hoffärtiger Angriffsgeist und selbsthasserische Demut; Zerknirschung im Gebet und zugleich jene Heiterkeit, deren Gelächter diabolisch klingt. Die Gothik enthält im Keime bereits Barock und Romantik. Aber wie unendlich fremd ist das alles den Menschen, die in den rauhen, staubigen Ebenen und auf den kleinen Hügelketten Nordwestdeutschlands leben. In Niedersachsen — und dazu gehört in weiterem Sinne nicht nur das Land zwischen Weser und Elbe (Ostfalen), sondern auch Westfalen — hat Gotik nur scheinbar, Barock überhaupt nicht, Romantik nur wenig Wurzel gefaßt.

II.

Und d a s soll deutsch sein? Sind nicht die Deutschen das romantische Volk schlechthin? Jedenfalls nicht die Niedersachsen. Dieser Landstrich zwischen Ruhr, Elbe, Harz und dem heutigen Bremen blieb unberührt von der Völkerwanderung. Während der ganze deutsche Süden und Westen halbkeltisch ist — mit dem keltischen Gipfel in Bayern —, während der deutsche Osten einen halb- oder dreiviertel slavischen Charakter hat, blieb Niedersachsen unvermischt. Hier blieb das ursprünglich deutsche Wesen am reinsten gewahrt. Freilich fehlt auch der geistige und seelische Reichtum, durch den sich andere deutsche Stämme auszeichnen. Blut und Flamme sprühen nur aus gemischten Stämmen. In Niedersachsen gedeihen große Charaktere, Genies findet man nicht.

III.

Denn so ist der niedersächsische Menschenschlag: Breit, mächtig von Gestalt. Die Haut hart und gespannt, das Haar glanzlos. Klare, nüchterne, aber nicht ausdruckslose Augen. Die Körper werden selten fett, neigen aber zu vorzeitiger Fülle. Chirurgen, die aus

anderen Teilen Deutschlands nach Niedersachsen kommen, berichten erstaunt über die Schwierigkeiten eines Bauchschnitts an diesen kolossalischen Menschen. Wollen sie elegant sein, so wirken sie immer wie der Tanzbär.

Dem Körperlichen entspricht Geist und Seele: Am besten sind die Niedersachsen bezeichnet durch das plattdeutsche, fast unübersetzbare Wort: „dröge", d. h. wörtlich: „trocken" —, aber nicht etwa trocken im Sinne von „sec", also nicht etwa trocken — knisternd — sprühend. Auch nicht trocken wie die heroische Nüchternheit des anglo-amerikanischen Puritaners oder die mesquine Schwunglosigkeit des echten Preußen. Das niedersächsische „dröge" bedeutet (etwa): „n i c h t - s t r ö m e n d". Ja, Empfindungen, Gedanken, Worte strömen den Niedersachsen nicht zu und strömen deshalb auch nicht von ihnen aus. Sie begreifen schwer. Was sie aber einmal erfaßt haben, das halten sie fest fürs Leben. Das Neue ist nicht nach ihrem Geschmack, gegen das noch nie Dagewesene haben sie Mißtrauen. Das Hergebrachte bewahren sie so lange wie möglich. Aber romantische Verklärung der Vergangenheit ist ihnen fremd. Sie sind sachlich, doch nicht maschinenhaft. Sie sind ohne Schwung, aber nicht seelenlos. Sie sind zähe, eigensinnig, trotzig; aber gesunder Menschenverstand schützt sie vor Übertreibungen. Niedersachsen schließen schwer Freundschaft, aber wenn —, dann hält sie wie Granit. Sie öffnen ihr Herz selten, selbst dem Freunde selten. Geschieht es, so wirkt es oft kindlich-rührend. Sie sind bauernschlau, dennoch ehrlich, treu, bieder, zuverlässig. Sie sind selbstherrlich und doch nur selten disziplinlos. Mäßigkeit, Tüchtigkeit, Fleiß, Disziplin sind ihnen selbstverständlich. Sie halten diese preußischen Kardinaltugenden mit Recht für subaltern und rühmen sich ihrer nicht.

Die Niedersachsen sind knauserig wie alle echten Bauern. Doch fehlt der stinkende Geiz, der den französischen Landmann verunstaltet. Alle Niedersachsen sind gastfrei, aber selten freigebig. Sie essen und trinken gern etwas Gutes. Ein Niedersachse trinkt zwei Bayern unter den Tisch, wenn's sein muß. Aber der Alkohol bleibt ohne Einfluß auf die Politik. Es fehlt zwar politischer Instinkt, doch man gibt sich keinen Illusionen hin. Die größte politische Schöpfung der Niedersachsen, die Hansa, war eine Sache voll härtester Wirklichkeit. Sie streiten nicht gern. M u ß es sein, so kämpfen sie ihre Sache durch. Pure Rauflust ist ihnen widerwärtig. Sie behaupten ihren Standpunkt ohne Aufsässigkeit und ohne Herrschsucht. Sie lassen sich nicht gern befehlen. Wollust im Gehorchen ist ihnen unverständlich. Die preußische Freude am Kriechen nach oben und Treten nach unten ist ihnen verhaßt. Daher haben sie niemals das tiefe Mißtrauen gegen das Preußentum verlieren können. In der anderen Einstellung zu Befehl und Gehorsam liegt eine der Ursachen für das Vorhandensein der welfischen Bewegung.

Die Niedersachsen haben eine derbe Sinnlichkeit. Galant sind sie nicht. In ihren Umgangsformen sind sie grob, niemals roh. Zeiht man sie der Unhöflichkeit, so sind sie beschämt. Sich der Grobheit etwa zu rühmen, wie es der Bayer, Schwabe, Schweizer gern tut, wäre für einen Niedersachsen undenkbar.

Diese Menschen haben etwas Verträumtes, und deshalb blicken sie nicht weit in die Zukunft. Daß die Träume nicht überwuchern, dafür sorgt die angeborene Nüchternheit. Die Niedersachsen sind eine konservative Macht. Was Stendhal von den Deutschen sagt, das gilt von den Niedersachsen insbesondere: „Im Grunde sind sie ein gutes, langsames, schwerfälliges Volk, das nur durch ganz heftige und oft wiederholte Stöße in Bewegung gebracht werden kann."

IV.

Einen Volksstamm erkennt man wie den einzelnen Menschen am tiefsten aus seinem Lachen. Das Lachen lügt nicht. Der niedersächsische Witz hat keinerlei Ähnlichkeit mit dem Witz anderer Völker oder Stämme. In Niedersachsen gedeiht nicht eigentlich Witz, sondern Schalk. Till Eulenspiegel ist die beliebteste Volksgestalt. Schalk kommt aus dem Herzen, nicht vom Hirn.

Der Niedersachse ist eine konservative Urkraft, gemildert durch Schamhaftigkeit, Nüchternheit und Schalk.

V.

Das Denkmal des symbolischen Niedersachsen Till Eulenspiegel steht in Braunschweig, der symbolischen Stadt Niedersachsens. Gothische Türme lodern zum Himmel empor wie schlanke, gekräuselte Flammen. Aber die Braunschweiger Kirchtürme stehen da wie Festungstürme: breit, klobig, fast ohne Ornament. Niemals verlor der niedersächsische Kirchenbau seinen deutsch-romanischen Charakter. Selbst in den gothischen Profanbauten Niedersachsens ist das Gothische so in die Breite gedehnt, daß es seinen Sinn verkehrt. (Ähnliches gilt übrigens für die Backsteingothik der Küstenstädte.) An den Häusern springt jedesmal das obere Stockwerk über das jeweils darunter liegende hervor, sodaß die Häuser — je weiter nach oben — desto breiter werden. Ein stärkerer Gegensatz zur Gothik und zum gothischen Weltgefühl läßt sich nicht denken. Die breite Urkraft dess Landes lebt sich aus. Allerdings, es „strömt" nicht. Den Niedersachsen fehlt die berühmte „halbe Flasche Champagner im Blut", die Bismarck überhaupt an den Deutschen vermißte. Aber Champagnerblut bei anderen wird geschätzt, wenn auch anfangs mit Mißtrauen beobachtet, bis man sich überzeugt hat, daß der Champagnerblütige kein Windhund ist. Hierin unterscheidet sich der Niedersachse völlig von der steifleinenen preußischen oder der sturen bayrischen Abneigung gegen warmblütige Menschen. Überhaupt ist für den echten Niedersachsen Ostelbien eine periphere, Bayern eine exotische Angelegenheit. (Bayern ist — unter nordwestdeutschem Gesichtswinkel — keltisch und gehört

unmittelbar neben Irland und die Vendée.) Der wahre Gegenpol zu Niedersachsen ist Deutsch-Österreich. Die Pfeiler, die die gesamtdeutsche Brücke tragen, sind Braunschweig und Wien, — (die hier symbolischer sind als die extremeren, aber bekannteren Fälle des anglisierten Hannover und des italianisierten Salzburg). Kein Wunder, daß im ganzen neunzehnten Jahrhundert der größte Teil von Niedersachsen österreichisch, und das hieß: antipreußisch gesinnt war. Denn in Deutsch-Österreich liebte und haßte man zugleich das Gegenbild des eigenen Wesens.

VI.

Alles, was hier vom eigentlichen Niedersachsen (O s t falen) gesagt ist, das gilt im Durchschnitt auch für W e s t falen. Und nun ermesse man, wie auf solche Menschen der Einbruch des tollwütig gewordenen französischen Militarismus in Westfalen wirken mußte. Nachgiebigkeit oder aktiver Widerstand wären in gleicher Weise verhängnisvoll geworden. Da erhob sich aus der innersten Natur dieses Volksstammes der p a s s i v e W i d e r s t a n d, der s o nur h i e r entstehen konnte. Mit dem passiven Widerstand hat das westfälisch-niedersächsische Volk dem ganzen Deutschland ein Beispiel gegeben. Mit passivem Widerstand kann man es weit bringen. Er macht hart und groß. Das lehrt die jüdische Geschichte, die im Grunde genommen seit 2000 Jahren nichts weiter ist als die Geschichte des passiven Widerstandes gegen Unterdrückungsversuche.

Über eins aber sei man sich klar: Wer auch immer den frevelhaften Versuch machen sollte, den passiven Widerstand in aktiven zu verwandeln oder den passiven — sei es zu früh, sei es zu spät — aufzugeben, der wird in einen gnadenlosen niedersächsischen Zorn verfallen. Denn so gutmütig, phlegmatisch und versonnen diese Menschen auch sind, so gibt es bei ihnen zuweilen Temperamentausbrüche von einer fast beispiellosen Heftigkeit. So haben die Braunschweiger — im Höhepunkt der Metternich-Zeit! — 1830 ihrem liederlichen Herzog das Schloß über dem Kopf angezündet und ihn verjagt, eine ungeheuerliche Tat für damalige Begriffe.

Etwas ähnliches an urplötzlicher, maßloser Heftigkeit bei gutmütigen, phlegmatischen, versonnenen Menschen gibt es nur noch ein einziges Mal in der Welt: bei den ebenso stillen, fleißigen, unromantischen Chinesen. „Nun höre ich von unbändigen Wutausbrüchen . . . . Von Zeit zu Zeit komme es vor, daß einer in Wut gerät, und dies dann so nachhaltig, daß es Tage währe, bis er seinen Gleichmut wiedergewinnt; unterdessen sei er wütend wie Stiere wütend sind . . .“ (Keyserling, Reisetagebuch eines Philosophen, Bd. II.) Ein Chinese, der echtestes Deutschland kennen lernen will, würde sich also in Niedersachsen garnicht so fremd vorzukommen brauchen. Das „Ch'i“, der Wutstoff, spukt hier wie dort. Wehe dem, der ihn zur Entladung bringt! Mögen dies alle hören, die es angeht!

ARNOLD RECHBERG

INNERE EINFLÜSSE BIS ZUR RUHRBESETZUNG

Arnold Rechberg, der bedeutende Kaliindustrielle, im Kriege Adjutant des Deutschen Kronprinzen, begann vor einem Monat eine Artikelserie im Tage-Buch, deren erste Folge „Innere Einflüsse im Weltkrieg" betitelt war. Es ergab sich, daß darin in der Hauptsache mit der verhängnisvollen Rolle Hugo Stinnes' Abrechnung gehalten werden mußte. In der folgenden Fortsetzung nun werden unsere Leser eine vielfach von vollständig neuen Mitteilungen durchwobene, oftmals erschütternde Darstellung der entscheidenden unterirdischen Vorgänge zwischen Waffenstillstand und Ruhrbesetzung finden. Auch hier wieder sind es vor allem die Einflüsse des Mühlheimer Großindustriellen und seiner Freunde, deren vorwiegende Verantwortlichkeit für Deutschlands Schicksal festgestellt wird. Fast durchweg werden dabei Ansichten vertreten, die schon zuvor im Tage-Buch geäußert worden sind. Wo das nicht der Fall ist, z. B. in dem ganzen Abschnitt über die russische Frage, über den Rapallovertrag, über das Wesen der Sowjetherrschaft und den Nutzen oder Schaden wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Sowjetrußland, müssen wir allerdings unseren eigenen Standpunkt den Anschauungen des Herrn Verfassers gegenüber wahren.

Mit dem Beginn des Weltkrieges hat in Deutschland eine Umschichtung der Vermögen eingesetzt. Die meisten Inhaber der mittleren und der kleineren Vermögen — soweit sie flüssig waren oder sich flüssig machen ließen — kauften mit diesen ihren Kapitalien Kriegsanleihe. Die Summen, welche durch die Kriegsanleihen aufgebracht wurden, flossen zum großen Teil den deutschen Kriegsindustrien zu. Diese Industrien konnten einen wesentlichen Prozentsatz der ihnen zufließenden Summen als Gewinn vereinnahmen und sie haben diese ihre Gewinne meist in die technische Verbesserung der industriellen Werke gesteckt, deren Sachwert damit erhöht wurde. Gleichzeitig aber sank der innere Wert der Kriegsanleihen in dem Maße, in welchem der Gesamtbetrag dieser Anleihen anwuchs und damit in ein steigendes Mißverhältnis zu der realen Leistungsfähigkeit der deutschen Finanzen geriet. Diese Entwicklung haben die meisten Anleihezeichner nicht erkannt. Sie stellt einen Prozeß dar, durch welchen die Vermögen der gehobenen Schichten des deutschen Volkes und des Mittelstandes zu einem erheblichen Teil in die Hände der Großindustrie übergingen. Ein solcher Prozeß der Vermögensumschichtung wird an und für sich in jedem Kriege mehr oder weniger unvermeidlich sein. Er wurde aber im Weltkrieg durch dessen lange Dauer ganz besonders einschneidend.

Die deutsche Kriegsindustrie im allgemeinen und ganz besonders die Schwerindustrie ist aber im Weltkrieg nicht allein reich, sie ist auch politisch überaus mächtig geworden. Es ist im Weltkrieg eigentlich zum ersten Male geschehen, daß die Verfertiger des Kriegsmaterials Einfluß auf die Kriegspolitik genommen haben. Jedenfalls streckten Kapitäne der deutschen Schwerindustrie, deren Führer immer mehr Hugo Stinnes wurde, schon zu Beginn des Krieges ihre Hand nach dem von den Deutschen besetzten Belgien und nach den Erzgebieten Nord-Frankreichs aus.

Wie aus einem, schon in meinem vorigen Aufsatz zitierten, von Hugo Stinnes an den damaligen Oberbefehlshaber Ost gerichteten und vom 19. Juli 1915 datierten Schreiben hervorgeht, haben er und seine Anhänger

diese Annektions-Politik mit großem Nachdruck verfolgt. Es ist ganz zweifellos ein Verschulden des Reichskanzlers von Bethman-Hollweg gewesen, daß er derartigen Beeinflussungen nicht hinreichenden Widerstand geleistet hat, denn nach der Bismarck'schen Verfassung war der Reichskanzler mächtig genug, um jede Einwirkung von außen her ablehnen zu können. Der Reichskanzler hätte sich sagen müssen, daß eine derartige Annektionspolitik jede Friedensmöglichkeit von vornherein ausschließen müsse.

Es ist heute nicht mehr zu beweisen, ob es möglich gewesen wäre, einen Ausweg aus dem Weltkrieg auf der Grundlage eines Friedens zum status quo ante zu finden. Dagegen ist es sicher, daß die Annektions-Propaganda wesentlich dazu beigetragen hat, die im Kriege lebenswichtige Einigkeit des deutschen Volkes zu sprengen. Das deutsche Volk wollte in seiner Mehrheit die schweren Opfer, welche der Krieg ihm auferlegte, wohl für die Verteidigung seines Bestandes nicht aber für Eroberungen oder gar für die Sonderinteressen Einzelner bringen. Es ist durch die Annektions-Propaganda an der Tatsache irregemacht worden, daß der Weltkrieg ein Verteidigungskampf Deutschlands um Sein oder Nichtsein gewesen ist. Nur so konnte es geschehen, daß die Deutschen nach einem Heldenkampf, der in der Weltgeschichte nicht seinesgleichen hat, die Waffen wegwarfen.

Den Zusammenbruch im Herbst des Jahres 1918 hat die deutsche Schwerindustrie vermöge ihrer vorhergehenden Kriegsgewinne relativ leicht überwunden. Die Zerrüttung, welcher die Finanzen des deutschen Reiches durch den Krieg und durch die Revolution verfallen waren, hatte das dauernde Sinken der deutschen Valuta zur Folge, und es erwies sich, daß diese Entwicklung für die deutsche Industrie nicht ungünstig war. Die Produktionskosten und insbesondere die Löhne folgten dem Fallen der Valuta nicht mit gleicher Schnelligkeit und dementsprechend konnte die deutsche Industrie billiger produzieren und verkaufen als die Industrien der Länder mit hoher Valuta. Daraus ergaben sich für die deutschen Industrien günstige Absatz-Möglichkeiten auf dem Weltmarkt.

Über die natürliche Ausnutzung der Möglichkeiten, welche für die deutsche Industrie durch das dauernde Sinken der deutchen Valuta — wenigtsens für eine gewisse Zeit — gegeben war, hinaus, hat aber Hugo Stinnes und sein Anhang von Anfang an die überaus günstigen Aussichten erkannt, welche die Verschlechterung der deutschen Mark der Spekulation bieten mußte. Er hat daher in ganz großem Maßstabe und teilweise unter weitgehender Ausnutzung seines Kredites dauernd Sachwerte, wie industrielle Unternehmungen, Grundstücke, Liegenschaften und Wälder gekauft, und er konnte bei dem fortwährenden Sinken der Mark den Kaufpreis dieser Sachwerte zum Nachteil der Verkäufer in verschlechterter Valuta abdecken. Der Ankauf von Sachwerten ist Herrn Stinnes und seinen Gefolgsleuten dadurch erleichtert worden, daß die finanziell schwächeren Sachwerte-Besitzer infolge der Markverschlechterung an Kapitalsmangel zu leiden begannen und dadurch zum Verkauf ihrer Sachwerte gezwungen wurden. Es geschah in Deutschland das, was in der Redeweise amerikanischer Industrie-Magnaten mit dem Ausdruck „das Ausfrieren des Schwächeren zugunsten des Stärkeren" bezeichnet wird. Das Vermögen des Herrn Stinnes und seiner Anhänger vermehrte sich steigend, während das deutsche Volk durch die Markentwertung schnell verarmte.

Es ist an und für sich nichts dagegen einzuwenden, daß ein Kaufmann die gegebene Lage in vollem Umfang zu seinen Gunsten ausnutzt. Das ist von jeher nicht anders gewesen. Aus der Gesamtheit der Einzel-Egoismen ergibt sich die wirtschaftliche Gesamtleistung eines Volkes. Nicht unbedenklich ist es aber, daß Hugo Stinnes nicht nur als Großkaufmann in Vertretung weitverzweigter eigener Interessen auftritt, sondern daß gleichzeitig sein politischer Einfluß dauernd gewachsen ist. Er gehört einer der mächtigsten Parteien des Deutschen Reiches, der Deutschen Volkspartei, an. Es ist durchaus natürlich, daß sein Einfluß in dieser Partei schon allein durch die hinter ihm stehende gewaltige Kapitalsmacht erheblich ist. Die Deutsche Volkspartei aber wiederum hat großen Einfluß auf die Reichsregierung und zwar aus dem Grunde, weil keine deutsche Reichsregierung, von welchen Parteien sie auch immer gebildet sein möge, der Deutschen Volkspartei derzeit ganz entbehren kann.

Die politische Macht des Herrn Stinnes ist aber keineswegs allein durch seine Zugehörigkeit zur Deutschen Volkspartei bedingt. Sehr viel höher zu bewerten ist sein steigender Einfluß in der Presse. Die Zeitungen sind zugleich mit dem Niedergang der deutschen Wirtschaft und dem Sinken der deutschen Valuta immer mehr, rein kaufmännisch gesehen, ein schlechtes Geschäft geworden. Es gibt nicht mehr sehr viele Blätter, welche aus eigener Finanzkraft bestehen können. Wenn nun Hugo Stinnes und die deutsche Schwerindustrie überhaupt auf der einen Seite über immer reichlichere Mittel verfügen konnten und wenn auf der anderen Seite immer weniger deutsche Zeitungen finanziell lebensfähig blieben, so konnten Hugo Stinnes und seine schwerindustrielle Gefolgschaft unschwer ihren Einfluß auf die deutsche Presse direkt oder indirekt erweitern.

Die Beherrschung der öffentlichen Meinung durch die Presse ist aber in rein demokratischen Staaten fast gleichbedeutend mit der Beherrschung des Staates überhaupt. Wer in demokratischen Staaten, in denen die Regierung allein und ausschließlich von den Wahlen abhängt, die Mehrheit der Presse kontrolliert und infolgedessen die öffentliche Meinung entscheidend beeinflussen kann, der wird zum eigentlichen Lenker der Staatsgeschicke. Ich glaube kaum, daß sich derzeit irgendeine der deutschen Reichstags-Parteien von rechts bis weit nach links hinüber dem Einfluß entziehen kann, welchen Hugo Stinnes auf die öffentliche Meinung des Landes ausübt. Seine innerpolitische Macht ist deshalb ganz außerordentlich, und es ist eigentlich kaum eine Übertreibung, wenn behauptet wird, sie sei zwar nicht de jure aber de facto größer als die der früheren kaiserlichen Regierung. Jedenfalls hat die kaiserliche Regierung niemals die öffentliche Meinung so weit beherrscht, um auch die Opposition auf diesem Wege beeinflussen zu können. Hugo Stinnes und seine Gefolgschaft haben also auf die Entschließungen der Reichsregierung großen Einfluß, während andererseits der Unternehmer Stinnes dauernd mit der Reichsregierung weittragende geschäftliche Transaktionen tätigte, wie sie schon allein durch die Auswirkungen des Friedensvertrages von Versailles auf der Tagesordnung gestanden haben. Dazu kommt, daß Hugo Stinnes als der derzeit sicherlich größte politische Macht-Faktor in Deutschland ganz selbstverständlich und ohne sein Zutun über fast alle politischen Maßnahmen vorher informiert sein muß. Das gibt ihm wiederum in seinen Geschäften eine sehr erhebliche Überlegenheit einfachen Spekulanten gegenüber. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß in Erwägung alles dessen die Zu-

gehörigkit von Hugo Stinnes zur Deutschen Volkspartei den Wählern gegenüber als eine sehr erhebliche Belastung dieser Partei erscheint und als solche auch empfunden wird.

Die Entwicklung scheint daher zunächst auf eine ganz überragende Machtstellung des Herrn Stinnes in Deutschland hinzudrängen. Wenn Hugo Stinnes immer reicher wird und wenn der deutsche Staat und das deutsche Volk immer mehr verarmen, so ist zu erwarten, daß Herr Stinnes eines Tages in der Lage sein wird, den Staatsbesitz an Eisenbahnen, Wäldern und Domänen zu übernehmen. Er würde zum Eigentümer eines wesentlichen Teiles des früheren Staatsvermögens und dann wäre seine Macht gestützt auf diesen gewaltigen Besitz und auf seinen Einfluß in der Presse eine tatsächlich fast unbegrenzte.

Ich glaube kaum, daß Hugo Stinnes selbst diese letzten Konsequenzen seines Aufstieges durchdacht hat. Er macht überall gute Geschäfte wo sie sich finden und stellt vielleicht gar nicht in Rechnung, daß seine Entwicklung längst den Rahmen privater Angelegenheiten überschritten hat. Er übersieht daher nach meinem Gefühl nicht, daß eine Entwicklung wie die seinige von allem Anfang an dem schließlichen Mißerfolg verfallen sein wird.

Es hat in der Geschichte noch niemals eine Diktatur des Besitzes in der Hand einiger Weniger gegeben, die von irgend welchem Bestand gewesen wäre. Eine solche ist auch tatsächlich unmöglich. Wenn nämlich eine derartige Diktatur nicht auf eine starke Waffengewalt gestützt werden kann, dann zieht sie fast wie ein Magnet den Zugriff kriegsgerüsteter Nachbarn auf sich. Aber auch dann, wenn eine Diktatur weniger Besitzenden zunächst über eine eigene geworbene oder ausgehobene Wehrmacht verfügen könnte, wird sie nicht von Bestand sein. Sobald nämlich diese Wehrmacht stark genug wäre, um einen Zugriff feindlicher Nachbarn nach dem Besitz unmöglich zu machen, wird früher oder später, wahrscheinlich aber sehr bald, irgend einer der militärischen Führer dieser Wehrmacht die Besitzenden beiseite drängen und deren Reichtum an sich reißen. Ganz besonders aber muß eine Diktatur des Besitzes gefährdet sein, wenn sie sich in einem verarmenden Volk entwickelt. In einem verarmenden Volk ist die revolutionäre Spannung immer groß. Es ist infolgedessen die Gefahr von Ausbrüchen gegeben, welche das Leben und Eigentum gerade der Besitzenden um so schlimmer bedrohen, je mehr die Mittelschichten des Volkes schwinden.

Es ist ganz selbstverständlich, daß ein Machtfaktor von so großem Gewicht, wie es Hugo Stinnes an und für sich und als politischer Führer einer überwiegenden Mehrheit der Schwerindustrie geworden ist, auch die äußere Politik des Deutschen Reiches entscheidend beeinflußt.

Nach dem Ausbruch der Revolution sind Hugo Stinnes und seine Gefolgschaft allerdings zunächst von der Führung der Staatsgeschäfte zurückgedrängt worden. Sie wurden von Erzberger mit großer Entschiedenheit ferngehalten. Erst nachdem Erzberger durch eine mit ungewöhnlicher Energie und unter Zuhilfenahme ganz erstaunlicher Verleumdungen geführte Presse-Kampagne aus der Politik ausgeschaltet worden war, kam nach den Wahlen des Sommers 1920 auch Hugo Stinnes und seine schwerindustrielle Gefolgschaft wieder zum Einfluß auf die Reichsgeschäfte. Reichsminister des Äußern wurde der Dr. Simons, der bis dahin Geschäftsführer des Reichsverbandes der deutschen Industrie gewesen war und demgemäß als besonderer Vertrauensmann der Schwerindustrie galt.

Die Lage war damals im Sommer 1920 vor der Konferenz von Spa tatsächlich günstig für Deutschland. Das deutsche Volk war in seiner Mehrheit von den Ergebnissen der Revolution enttäuscht. Das zeigte sich in den Wahlen, und die Revolutions-Müdigkeit kam außerdem besonders durch die Entwicklung in Bayern zum Ausdruck. Das deutsche Volk würde daher einer klugen und energischen Politik Gefolgschaft geleistet haben. Es waren also die innerpolitischen Voraussetzungen einer aktiven Außenpolitik gegeben.

Die ausschlaggebende Macht in Europa war damals immer noch, gerade wie nach dem Kriegsende, England. Allerdings hatte Lloyd George im Friedensvertrag bereits die Entwaffnung Deutschlands genehmigt. Diese Entwaffnung war aber noch nicht effektiv. Deutschland hatte noch reichlich schwere Artillerie und die Waffen für hunderttausende von Soldaten. Solange Deutschland aber noch in der Lage war, äußersten Falls eine Armee aufzustellen, solange konnte England einen Druck auf Frankreich ausüben und England war nicht gewillt, einer weiteren Machtausdehnung der Franzosen zuzustimmen. Im Sommer 1920 hätte England, wenn es hart auf hart ging, die Franzosen sicher nicht ins Ruhrgebiet hineingelassen. Diese Ansicht erscheint insofern als durchaus begründet, weil die Franzosen im gleichen Jahre die Besetzung von Frankfurt am Main auf englisches Verlangen wieder aufgehoben hatten. Außerdem hatte sich die Überlegenheit Englands gezeigt, als es sich um die Auslieferung der deutschen Heerführer handelte. Ich konnte im Frühjahr 1920 an den damaligen Reichskanzler Bauer und an Erzberger die von sehr autoritativer englischer Seite kommende Mitteilung weitergeben, daß England nicht zustimmen werde, wenn Frankreich das Ruhrgebiet besetzen wolle, um Deutschland zur Auslieferung der Heerführer zu zwingen. Infolgedessen hat Erzberger die Auslieferung der deutschen Heerführer glatt verweigert. Er hat am 9. Februar 1920 in der Presse erklärt:

„Ich habe die Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles schweren Herzens befürwortet, da ich sie für damals unvermeidlich hielt. Ich bin mir daher völlig bewußt gewesen, daß sehr viele Deutsche mein Handeln mißbilligen würden. Es war mir ferner von vornherein klar, daß manche Bestimmungen des uns aufgezwungenen Friedensvertrages auch bei dem denkbar besten Willen von deutscher Seite nicht durchführbar sein würden. Ich war aber überzeugt, daß es meine Pflicht sei, im Interesse Deutschlands so zu handeln, wie ich es getan habe. Mehr als jede andere Bestimmung des Friedensvertrages von Versailles halte ich die der Auslieferung von Deutschen an fremdländische Gerichte für völlig undurchführbar. Auch nur der Versuch, diese Bestimmung des Versailler Vertrages zu verwirklichen, würde sehr schwere Verwicklungen nach sich ziehen und die Konsequenzen könnten auch für das gesamte Europa ganz unberechenbar ernst werden. Ich kann daher nur nochmals betonen, daß ich unter keinen Umständen — und was auch immer eintreten möge — die Hand zur Auslieferung von Deutschen an fremdländische Gerichte bieten werde und ich bin überzeugt, daß das Kabinett diese meine Auffassung teilt."

Es hat sich gezeigt, daß daraufhin tatsächlich keine französischen Sanktionen erfolgt sind. Dazu kam, daß auch das französische Heer kriegsmüde war und kaum ernsthaft gegen eine modern bewaffnete deutsche Armee von immerhin einigen hunderttausend deutschen Soldaten hätte kämpfen wollen.

Ganz ebenso kamen vor der Konferenz von Spa aus England, allerdings wohl ohne Vorwissen und Zustimmung des damaligen englischen

Premierministers, dringende Ratschläge, Deutschland möge die weitere Entwaffnung verweigern. Diese Weigerung könne mit der aus dem Osten drohenden bolschewistischen Gefahr durchaus zu Recht begründet werden. Ganz selbstverständlich waren derartige Ratschläge nicht etwa durch englische Sympathien für Deutschland beeinflußt. Sie kamen lediglich aus der Voraussicht, daß die völlige Entwaffnung Deutschlands die Hegemonie Frankreichs über Europa und dementsprechend die Ausschaltung des englischen Einflusses in Europa zur Folge haben werde.

Aber auch mit Frankreich selbst wären vor der Konferenz von Spa vielleicht Verständigungsmöglichkeiten gegeben gewesen. Der verstorbene deutsche Botschafter in Paris, Dr. Mayer-Kaufbeuren, hat mir erzählt, daß im Frühling des Jahres 1920 in der französischen Schwerindustrie sehr ausgesprochene Neigungen für die Anbahnung einer weitgehenden Interessengemeinschaft zwischen der französischen und deutschen Schwerindustrie zutage getreten seien. Dabei hätten die Franzosen geäußert, es werde richtig sein, den Friedensvertrag von Versailles stillschweigend an den Nagel zu hängen, um den vorteilhafteren Weg gemeinschaftlicher industrieller Arbeit mit den Deutschen einzuschlagen. Es sei schließlich durch die Vermittlung des Botschafters eine Aussprache zwischen den französischen Schwerindustriellen einerseits und Herrn Stinnes als dem Vertreter der deutschen Schwerindustrie andererseits anberaumt worden, die Herr Stinnes aber im letzten Augenblick telegraphisch abgesagt hätte. Herr Stinnes hat mir gegenüber später diese Darstellung des Botschafters Mayer-Kaufbeuren als unrichtig bestritten. Sie ist aber in einem Aufsatz des Dr. Wilhelm Feldmann, welcher am 10. März dieses Jahres in der Presse veröffentlicht wurde, erneut vorgebracht worden. Jedenfalls ist der Botschafter Dr. Mayer-Kaufbeuren bis an sein Lebensende der Ansicht gewesen, daß die Konferenz in Spa einen für die deutschen Interessen weitaus günstigeren Verlauf genommen hätte, wenn die von ihm gewünschte Annäherung zwischen der französischen und der deutschen Schwerindustrie vorher erfolgt wäre. Es wäre überaus klug gewesen, wenn die deutsche Schwerindustrie damals eine Einigung mit der französischen Schwerindustrie auch dann abgeschlossen hätte, wenn die Bedingungen dieser Vereinigung vielleicht nicht bis zur letzten Grenze des Erreichbaren ausgehandelt werden konnten. Es wäre dann vielleicht möglich gewesen, die Franzosen von der Forderung einer völligen Entwaffnung Deutschlands abzubringen. Aber auch dann, wenn die Franzosen trotz eines derartigen Wirtschafts-Bündnisses mit Deutschland auf dessen Entwaffnung bestanden hätten, oder wenn ein solches wirtschaftliches Bündnis nicht geschlossen wurde, mußte auf der Konferenz von Spa die völlige Entwaffnung Deutschlands verweigert werden.

Statt daß aber v o r der Konferenz in Spa eine feste Vereinigung zwischen der deutschen und der französischen Schwerindustrie geschlossen worden wäre und statt daß dann w ä h r e n d dieser Konferenz unter Berufung auf die Gefahr aus dem Osten die weitere Entwaffnung Deutschlands unter allen Umständen verweigert wurde, ist das genaue Gegenteil geschehen. Infolgedessen wurde das Ergebnis der deutschen Politik in Spa ein überaus unglückliches. Es war schon damals kein Geheimnis, daß die französische Schwerindustrie vornehmlich durch die französische Presse genug Einfluß auf die öffentliche Meinung in Frankreich und auf die französische Kammer hatte, um letzten Endes die Waffengewalt des französischen Heeres zwecks Erzwingung der von ihr angestrebten Vereinigung

zwischen französischem Erz und deutscher Kohle in die Wagschale werfen zu können. Eine auf dem Wege freiwilliger Verhandlungen rechtzeitig getätigte Interessengemeinschaft zwischen der französischen und der deutschen Schwerindustrie mußte aber eine gewaltsame Expansion der französischen Schwerindustrie in das Ruhrgebiet hinein zwecklos machen. Eine solche Interessengemeinschaft wäre infolgedessen ein überaus wirksamer Schutz für die niederrheinischen deutschen Werke gewesen, während umgekehrt die Gefahr einer militärischen Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen wachsen mußte, wenn eine derartige Interessengemeinschaft nicht zustande kam. Gleichzeitig wurden durch die völlige Entwaffnung Deutschlands militärische Maßnahmen Frankreichs weitgehend erleichtert.

Endlich wurde durch das Resultat der Konferenz von Spa jede zukünftige Intervention Englands zugunsten Deutschlands fast unmöglich gemacht. Der Einfluß Englands auf die Ereignisse in Europa hat von jeher auf dem militärischen Gleichgewicht zwischen den europäischen Kontinentalmächten beruht. Durch die Entwaffnung Deutschlands wurde dieses Gleichgewicht beseitigt. Damit wurde die militärische Hegemonie Frankreichs über Europa geschaffen, welche durch Frankreichs Militärbündnisse noch weiter ausgebaut worden ist. Der von kriegserfahrenen Generalen geführten und mit allem modernen Kriegsmaterial reichlich ausgerüsteten französischen Armee steht auf dem europäischen Kontinent keine gleichwertige Waffenmacht mehr gegenüber. Das französische Übergewicht ist daher tatsächlich größer, als es unter Napoleon I. gewesen ist, der selbst auf der Höhe seiner Herrschaft noch mit so gewaltigen Militärmächten wie mit Österreich, mit dem russischen Kaiserreich und mit dem damaligen England rechnen mußte. Das heutige England kann dagegen etwaige Differenzen mit Frankreich nicht mehr bis zur letzten Konsequenz eines englischen Krieges gegen Frankreich austragen. Der Kanal liegt unter französischen Kanonen und für die französischen Flugzeuge ist England ebenso zugänglich, wie die englische Flotte für die französischen Unterseeboote angreifbar wäre. Eine englische Blockade — selbst wenn sie gegen die ausgebaute französische Unterseeflotte überhaupt gewagt werden könnte — hat der Agrarstaat Frankreich, welchem außerdem ganz Europa offenstehen würde, kaum zu fürchten. Die französischen Kolonien aber könnten sich selbt dann jahrelang halten, wenn ihnen die Seeverbindung mit dem Mutterland abgeschnitten würde. Damals in Spa wurde der Kriegsausgang zwischen Frankreich, England und Deutschland erst wirklich entschieden. Damals mußten wir das Risiko der Ruhrbesetzung laufen. Erst seitdem nach dieser Konferenz die letzten deutschen Waffen zerschlagen worden sind, ist die Macht Frankreichs so hoch emporgestiegen und die Englands niedergegangen. Wir haben in Spa den Weltkrieg eigentlich erst wirklich verloren. Wenn wir vor dieser Konferenz ein Wirtschaftsbündnis mit Frankreich abschlossen und zugleich einen nicht unerheblichen Teil unserer Wehrmacht retten konnten, dann wäre der Wiederaufstieg Deutschlands wohl gesichert gewesen und unsere Aussichten wären jedenfalls besser als sie derzeit sind, wenn wenigstens die völlige Entwaffnung Deutschlands verweigert wurde. Es ist für uns ein magerer Trost, daß auf der Konferenz von Spa England mit uns zugleich den Krieg verloren hat. Ich erinnere mich, daß ich vor der Konferenz in Spa vergeblich versucht habe, den Führern der Regierungsparteien die Notwendigkeiten der Lage darzulegen. Ganz allein der Dr. Stresemann hat sich für die erforderlichen Entschlüsse eingesetzt, aber auch er konnte

nicht durchdringen. Es ist natürlich nicht festzustellen, ob und inwieweit die Initiative dieser verkehrten Politik Hugo Stinnes zugeschrieben werden darf. Er kann aber keinesfalls von aller Verantwortung dafür entlastet werden, denn es ist nicht anzunehmen, daß der Reichsaußenminister Dr. Simons gegen den bestimmten Willen des Herrn Stinnes und seiner Anhänger weittragende Entschlüsse gefaßt hat.

Die Politik des Dr. Simons hat aber nicht allein vor und während der Konferenz von Spa versagt, sie hat auch in der oberschlesischen Frage die klare Erkenntnis der gegebenen Notwendigkeiten vermissen lassen. Am Ende des Jahres 1920 wandte sich ein an den Verhandlungen über die oberschlesische Frage beteiligter Vertreter der oberschlesischen Schwerindustrie mit dem Wunsche an mich, meine Ansicht über die Lage in Oberschlesien zu hören. Ich warnte vor jedem Optimismus. Die damals bevorstehende Abstimmung in Oberschlesien werde von den Franzosen nur dann anerkannt werden, wenn sie gegen Deutschland ausfalle. Sei das Ergebnis, wie zu hoffen wäre, ein für Deutschland günstiges, dann werde Frankreich die Abstimmung mehr oder weniger ignorieren. Ich glaube, daß England den Franzosen das oberschlesische Wirtschaftsgebiet durch dessen Auslieferung an die Polen nur ungern überlassen werde. Ich hätte aber starke Zweifel, ob England überhaupt noch mächtig genug sei, um die Absichten der französischen Politik zu durchkreuzen. Es sei mir ganz klar, daß die französische Schwerindustrie sich durchaus in den Besitz der oberschlesischen Werke setzen wolle. Die französische Schwerindustrie fühle sich aber nach meinen Informationen nicht sicher, ob sie, besonders unter polnischer Verwaltung, die oberschlesischen Werke erfolgreich weiterleiten könne, und werde sich daher, soviel ich wisse, mit einer Beteiligung an den oberschlesischen Werken begnügen.

Ich habe dann auf Wunsch des oberschlesischen Vertreters mit autoritativen Franzosen gesprochen und es wurde französischerseits angeregt, die oberschlesische Industrie möge zwanzig Prozent ihres Aktienbesitzes unter der ausdrücklichen Bedingung an die Franzosen verschenken, daß das oberschlesische Industriegebiet bei Deutschland verbleibe. Ich habe diesen französischen Vorschlag der oberschlesischen Industrie gegenüber befürwortet. Ich hielt seine etwaige Verwirklichung als für im vaterländischen Interesse liegend. Außerdem glaubte ich, daß die vorgeschlagene Lösung für die oberschlesische Industrie vorteilhaft sein werde. Ich wenigstens würde es an Stelle eines oberschlesischen Industrieellen vorgezogen haben, achtzig Prozent meines Besitzes unter deutscher Oberhoheit als hundert Prozent unter polnischer in Händen zu haben. Die oberschlesischen Industriellen haben sich aber nicht dazu entschließen können, diesem meinem Rate zu folgen.

Auch der fürstlich Hohenlohesche Kammerpräsident von Kleefeld hat die gleiche Politik wie ich verfolgt. Der Kammerpräsident von Kleefeld war von der oberschlesischen Industrie ersucht worden, mit einem Vertreter maßgebendster französischer Wirtschaftskreise zu verhandeln, der nahe Beziehungen zu der französischen Regierung hatte. Damals liefen gleichzeitig Verhandlungen zwischen Polen und Frankreich über die Vorbereitung einer französisch-polnischen Entente. Bei den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen hat, wie mir der Kammerpräsident von Kleefeld erzählte, der Bergrat Dr. Geisenheimer aus Kattowitz an den französischen Unterhändler die ausdrückliche Frage gerichtet, inwieweit die politische Zukunft Oberschlesiens durch französisch-deutsche

Wirtschaftsverhandlungen über Oberschlesien beeinflußt werden könne. Es wurde ihm dabei von dem französischen Unterhändler geantwortet, daß sich zugleich mit Verhandlungen über einen französisch-deutschen industriellen Zusammenschluß in Oberschlesien durchaus über diese Frage reden ließe. Der französische Unterhändler ließ dabei durchblicken, daß Eile geboten sei und daß eine französisch-deutsche Einigung über die industrielle Zukunft Oberschlesiens die Verhandlungen über das französisch-polnische Übereinkommen wesentlich beeinflussen würde. Der Präsident von Kleefeld benachrichtigte noch am gleichen Tage den Reichsminister Dr. Simons. Das deutsche Auswärtige Amt aber verhielt sich durchaus ablehnend.

Eine Gelegenheit, die oberschlesische Frage auf rein politischer Grundlage zugunsten Deutschlands zu entscheiden, ist schon vorher im Sommer des Jahres 1920 versäumt worden, als die roten Armeen der Moskauer Sowjetregierung im fortschreitenden Angriff gegen Warschau heranfluteten. Der damalige deutsche Gesandte in Warschau, der Graf Oberndorf, hat mir ohne jedes Geheimnis erzählt, die Polen hätten unter dem Druck des bolschewistischen Angriffes mit französischer Zustimmung ihren endgültigen Verzicht auf Oberschlesien angeboten, wenn ihnen Deutschland einige Divisionen zur Hilfe sende oder zu mindestens Waffen und Munitionstransporte von Frankreich durch Deutschland nach Polen gestatte.

Dieses Angebot ist nicht nur Oberschlesiens wegen für Deutschland überaus günstig gewesen. Wenn deutsche Truppen an der Seite ihrer früheren Gegner den gemeinsamen Feind aller europäischen Zivilisation erfolgreich bekämpften, dann mußte das die Stellung Deutschlands der Entente gegenüber vollkommen zugunsten Deutschlands verschieben. Es gibt auch in der Politik Imponderabilien, an denen kein Staatsmann vorbeigehen kann und ein solches gefühlsmäßiges Imponderabile mußte es sein, wenn Deutschland dem roten Schrecken gegenüber ungeachtet aller Bitternis der Vergangenheit in die Front der europäischen Nationen trat.

Dr. Simons aber war der Exponent der deutschen Schwerindustrie im Ministerium des Äußern, welche schon damals dem Phantom der Handelsbeziehungen zu Sowjetrußland nachjagte. Er mag deshalb gescheut haben, in Feindseligkeiten mit der Sowjetregierung zu geraten. Außerdem hat er vielleicht befürchtet, die deutsche Sozialdemokratie werde einen Kampf deutscher Soldaten gegen die roten Truppen der Sowjetregierung mißbilligen. Dem steht allerdings entgegen, daß die Moskauer Sowjetregierung in Rußland gerade die russischen Sozialdemokraten schonungslos ausgerottet hat, und daß Deutschland sogar unmittelbar nach Ausbruch der Revolution in der Lage gewesen ist, Truppen zum Kampf gegen den Bolschewismus ins Baltikum zu entsenden.

So ging das reiche Oberschlesien, das Friedrich der Große in drei ruhmreichen Kriegen errungen und behauptet hat, dem deutschen Volke verloren. Die Schwerindustrie Oberschlesiens aber ist durch ihren Übergang in polnische Oberhoheit erheblich geschädigt worden. Ihre Wettbewerbsfähigkeit wurde verringert. Die oberschlesischen Industriellen hätten nach meiner Ansicht sicher klug gehandelt, wenn sie den von mir übermittelten Anregungen gefolgt wären.

Die Annäherung der deutschen Schwerindustrie und besonders der rheinisch-westfälischen Konzerne an die Sowjetregierung hat aber nicht nur in der oberschlesischen Frage die deutschen Interessen geschädigt.

Zunächst ist dieser Annäherung deutscherseits eine falsche Voraussetzung zugrunde gelegt worden. Die deutschen Industriekapitäne, mit dem eigentlichen Wesen des Bolschewismus wenig vertraut, haben bei den Moskauer Gewalthabern ihre eigene Mentalität vorausgesetzt. Den Kapitänen der deutschen Schwerindustrie, deren ganz ungewöhnliche industrielle Fähigkeiten über jedem Zweifel stehen, ist der Aufbau industrieller Unternehmungen und die Hebung wirtschaftlicher Werte Selbstzweck. Sie verstanden daher nicht, daß die Sowjetregierung ganz im Gegenteil gar kein Interesse daran hat, Rußland tatsächlich wieder aufzubauen und dessen gewaltige Naturreichtümer nutzbar zu machen.

Die Macht der Sowjetregierung beruht auf ihren Chinesenbataillonen und auf ihrer roten Armee, welche unter Nichtachtung aller Bedürfnisse des russischen Volkes vorzugsweise ernährt wird. Sie beruht ferner auf der Herrschaft des Schreckens, wie ihn die Sowjetregierung durch ihr furchtbares Instrument die Tscheka ausübt. Unter der Herrschaft des Schreckens kann die Wirtschaftsleistung Rußlands nicht wieder hergestellt werden. Die Wirtschaft bedarf überall der Bewegungsfreiheit. Wollte aber die Sowjetregierung das eiserne Band des Schreckens, mit dem sie das russische Volk umspannt hat, auch nur im geringsten lockern, und wolle sie diesem unglücklichen Volk die Gelegenheit des Wiederauflebens geben, dann würde das russische Volk doch vielleicht die Gewalthaber abschütteln, welche es unter ihre Faust gezwungen haben. Solange jeder Russe die Arbeit eines Tages daran setzen muß, um ein erbärmliches Stück Brot zu finden, solange ist die Sowjetregierung ihrer Macht sicher. Die Macht der Sowjetregierung beruht also auch, und zwar sehr wesentlich, auf dem Hunger und auf dem Elend des russischen Volkes. Darum schließt sich die Herrschaft der Sowjetregierung in Rußland mit jedem *tatsächlichen* Wiederaufbau Rußlands gegenseitig aus.

Die Verhandlungen der Sowjetregierung mit den Industrien des westlichen Europas über Handelsbeziehungen zwischen diesen Industrien und Sowjetrußland sind nur ein Mittel zu dem Zweck, die bolschewistische Revolution nach dem Westen zu tragen. Der Außenminister der Sowjetregierung, Tschitscherin, hat ganz offen gesagt:

„Wenn Krassin aller Welt Handelsbeziehungen mit uns vorspiegelt, so ist seine Politik deshalb großartig, weil sie die Dummheit und die Habsucht der Menschen ausnutzt."

Ebenso offen hat sich Rakowski geäußert. Er sagte:

„Es bleibt nichts anderes übrig, als ein trojanisches Pferd zu errichten. Das ist nur eine Kriegslist, um das Mißtrauen der Bourgeoisie einzuschläfern. Man darf nicht darüber erstaunt sein, wenn sich unsere Volkskommissare mit den Bourgeois an derselben Tafel niederlassen und mit ihnen Champagner trinken. Auf diese Weise wird man die Ziele der kommunistischen Revolution durchsetzen und die Herrschaft der Bourgeoisie stürzen."

Die sowjetrussischen diplomatischen Vertretungen in Westeuropa haben in Wirklichkeit keine andere Aufgabe als die der kommunistischen Propaganda und der Spionage. Sie soll Verschwörungen vorbereiten und das westliche Europa für den Endkampf um den Sieg des Bolschewismus sturmreif machen.

Es erscheint ganz unbegreiflich, daß die deutsche Schwerindustrie diese ihre Todfeinde in das eigene Haus laden konnte.

Die Verbindungen der deutschen Schwerindustrie mit der Sowjetregierung haben letzten Endes zum Rapallo-Vertrag geführt. Es ist wohl

kaum jemals von irgend einer deutschen Regierung ein Vertrag geschlossen worden, der unglücklicher gewirkt hätte als der Rapallo-Vertrag. Es ist seit dem Abschluß dieses Vertrages völlig unmöglich gewesen, den Franzosen auszureden, daß der Rapallo-Vertrag mehr als ein Wirtschaftspakt sei und daß er zur Vorbreitung eines deutsch-russischen Krieges gegen Frankreich und Polen geschlossen wäre. Die Franzosen haben kein Geheimnis daraus gemacht, daß der Rapallo-Vertrag den letzten Anstoß zu der Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen gegeben habe. Nur durch den Hinweis auf den Rapallo-Vertrag seien die Bedenken überwunden worden, welche im französischen Kabinett selbst gegen die Ruhrbesetzung geltend gemacht wurden. In französischen Zeitungen hat gestanden, die Überzeugung, daß der Rapallo-Vertrag agressiven Charakters sei, habe die Franzosen in dem Entschluß bestärkt, ihre Hand auf die Werke der niederrheinischen Industrie zu legen. Die Franzosen wollten damit das vermutete Bündnis zwischen der deutschen Schwerindustrie und der Sowjetregierung unwirksam machen.

Ich glaube nicht, daß die bisherigen geschäftlichen Resultate des Rapallo-Vertrages auch nur im entferntesten die Schäden ausgleichen, welche die Besetzung des Ruhrgebietes schon jetzt dem Deutschen Reich im allgemeinen und der niederrheinischen Schwerindustrie im besonderen zugefügt hat. Ich habe, als der Rapallo-Vertrag abgeschlossen wurde, sogleich in der Presse betont, daß nach meiner Ansicht durch diesen Vertrag das Risiko französischer Gewalttätigkeiten gegen Deutschland noch gesteigert werde. Wenn die niederrheinische Schwerindustrie, deren Werke seit der Besetzung des linken Rheinufers schutzlos unter französischen Kanonen lagen, offensichtlich und in ihrer Presse antifranzösische Politik gemacht hat, anstatt jede Möglichkeit einer wirtschaftlichen Interessenverflechtung mit den Franzosen großzügig aufzugreifen, so ist das sicher keine kluge Politik gewesen. Diese Politik konnte um so weniger Erfolge zeitigen, wenn sie durch ein offensichtliches Anfreunden mit den Moskauer Gewalthabern noch besonders belastet wurde. Die niederrheinische Schwerindustrie mußte dadurch außerdem alle Sympathien in den Vereinigten Staaten von Amerika verlieren, welche durchaus und schroff antibolschewstisch sind.

Allerdings hat Hugo Stinnes versucht, einen Ausgleich mit Frankreich auf dem Wege über den Stinnes-Lubersac-Vertrag zu finden. Dieser Vertrag war für Hugo Stinnes überaus vorteilhaft. Die Leistung der darin festgelegten Sachlieferungen mußte zunächst gewinnbringend für die eigenen Unternehmungen des Herrn Stinnes sein. Da die Lieferungen der deutschen Industrie an die Lubersac-Gruppe vom Reiche bezahlt werden sollten, mußte sich die deutsche Valuta bei Realisation des Vertrages weiter verschlechtern, und dadurch wäre die weitere Konzentration deutscher Sachwerte in den Händen des Herrn Stinnes erleichtert worden. Endlich mußte es den Einfluß des Herrn Stinnes auf die gesamte deutsche Industrie steigern, wenn er die Aufträge kontrollieren konnte, welche von der Lubersac-Gruppe an die deutsche Industrie verteilt werden sollten.

Es hat sich aber doch gezeigt, daß der Stinnes-Lubersac-Vertrag als Ersatz für eine französisch-deutsche Interessenverflechtung nicht ausreichend gewesen ist. Er hat jedenfalls die Besetzung des Ruhrgebietes nicht verhindern können. Der Stinnes-Lubersac-Vertrag mußte außerdem in Frage gestellt sein, sobald die Zahlungsfähigkeit des Reiches immer mehr schwand, und er hat auch den Widerstand der französischen Industriellen

ausgelöst. Die französischen Industriellen befürchteten, daß ihr französischer Markt durch deutsche Sachleistungen eingeschränkt werde.

Zu Beginn des Weltkrieges hat die Politik der von Hugo Stinnes geführten Schwerindustrie den Erwerb Belgiens und der Erzgebiete Nordfrankreichs angestrebt. Jetzt ist das Gebiet der niederrheinischen deutschen Schwerindustrie an der Ruhr von den Franzosen besetzt. Das ist ein Endergebnis, welches bitter traurig ist.

Seit dem Jahre 1915 hat Hugo Stinnes mit Ausnahme der Zeit vom Beginn der Revolution bis zu den Wahlen des Sommers 1920 die Politik des deutschen Reiches weitgehend beeinflußt. In dieser Zeit ist das Reich Friedrichs des Großen und Bismarcks zu Grunde gegangen, und wir, einst ein mächtiges und blühendes Volk, sind machtlos, arm und unglücklich geworden. Es sei dabei fern von mir, zu bezweifeln, daß Hugo Stinnes im guten Glauben gehandelt hat.

Als Friedrich der Große starb, war der Staat, für den er in rastloser Mühe gearbeitet hatte, mächtig, dessen Schatz gefüllt und die Wohlfahrt des Volkes im schnellen Emporblühen. Das private Vermögen des großen Monarchen aber war gering geblieben. Als der eiserne Kanzler von uns ging, da hatte er Deutschland zu einem Reich gemacht, auf welches die Augen der ganzen Welt in staunender Bewunderung gerichtet waren. Er selbst aber besaß nicht mehr als das Erbe seiner Väter und das, was ihm sein dankbarer Kaiser und sein glückliches Volk geschenkt hatten. Das soll kein Vorwurf für Hugo Stinnes sein. Das ist nur eine Feststellung.

LEO TOLSTOI — AUS DEN TAGEBÜCHERN

Noch vor der Vollendung der russischen Ausgaben sind die Tagebücher Tolstois in deutscher Sprache (bei Diederichs, Jena) erschienen. Zwei Bände über die innere Werdung des selbstgemachten Christen, der vierzig Jahre lang über den europäischen „Bruchstückmenschen“ sich hinausgesehnt und gestrebt hat. Die folgenden Aufzeichnungen geben ein Bild von dem erschütternden Ernst dieses Tagebuches.

Der böseste Mensch bekommt ein strahlendes Gesicht, wenn man ihm sagt, daß man ihn liebt. Folglich liegt darin das Glück und zwar das größte Glück der Menschen. Es gibt ein Mittel, dieses Glückes teilhaftig zu werden, und dieses Mittel heißt lieben, lieben; wenn Du liebst, so wird man Dich wieder lieben.

Das Gebet ist Selbstbeeinflussung. Ich bemühe mich, mir auf diese Weise einzuflößen, daß ein Leben n u r, n u r, n u r ein Dienen sei.

Zu Gott beten. Man sagt, zu welchem Gott? Wie können Sie wissen, daß er Sie hört? — Aber daß der Gott, der in mir ist, mich hört, kann doch gar nicht zweifelhaft sein! — Wie? Sie beten zu sich selbst? — Ja, aber nicht zu meinem niedrigen Ich, auch nicht zu meinem ganzen Ich, sondern zu dem, was in mir Göttliches, Ewiges, Liebendes ist. Das hört mich und antwortet mir.

6. April 1900, Moskau.

Es ist abends. Seroscha spielt, und ich fühle mich grundlos bis zu Tränen gerührt und habe Verlangen nach dichterischem Schaffen. Ich lebe kein sehr böses Leben und beschäftige mich immer mit derselben Arbeit, die mir den Zugang zum dichterischen Schaffen versperrt, nach dem ich ein großes Verlangen habe.

Meine Gebete zu verschiedener Gelegenheit habe ich während dieser Zeit dann und wann verrichtet. Herr, der Du in mir bist, entbrenne in mir, gib mir Liebe.

Das Christentum, wenn es nur aufrichtig angenommen ist, wirkt wie das schrecklichste Dynamit, es zerstört alles Alte und eröffnet neue unendliche Horizonte.

Es scheint, daß, wie es ein kritisches sexuelles Alter gibt, wo sich allerhand wichtige Dinge entscheiden, es ebenso auch ein kritisches geistiges Alter gibt, den den fünfziger Jahren, wenn der Mensch anfängt, ernst über sein Leben nachzudenken und die Frage nach dessen Sinn zu lösen. Gewöhnlich ist die Lösung, zu der er in dieser Zeit gelangt, unwiderruflich. Es ist ein Unglück, wenn sie falsch ist.

Den Literaten und ihren Arbeiten mißt man eine zu große Bedeutung und Wichtigkeit bei; das kommt aber daher, daß in den Händen der Literaten die Presse ist und die Presse die öffentliche Meinung bestimmt. Nur so kann man sich den sonderbaren Ernst erklären, mit welchem die Kritiker über die Helden einer Dichtung, eines Romans urteilen. Nur so läßt sich die übergroße Achtung begreifen, die man der Kunst entgegenbringt. Es ist eine Sippe.

Was für eine schreckliche Eigenschaft ist doch die Selbstzufriedenheit. Das ist eine Art Zufrieren des Menschen, es bildet sich rings um ihn eine Eiskruste, die jedes innere Wachsen, jede Gemeinschaft mit den anderen unmöglich macht; und diese Eiskruste wird immer dicker! Auf diesen Gedanken hat mich mein Verkehr mit vielen Leuten geführt. Das sind, — schrecklich, es zu sagen —, lauter Schweine, vor die man seine Perlen nicht streuen soll. Du siehst, er ist unglücklich, weil er in einem Irrtum lebt; du lebst mit ihm, sprichst mit ihm und kennst das Mittel, das ihm alles erleichtern, ihn erretten könnte, und kannst es ihm nicht sagen. Übrigens —

Ob das nicht daher kommt, daß man selbst böse und Gott nicht lieb ist? Wäre die Liebe da, so müßte man den Eingang zu ihm, in seine Seele, finden und in sie eindringen können. Man muß wie ein Gas werden, das alles durchdringt, nicht aber grobe Flüssigkeit und fester Körper sein. Darum eben ist alles, alles im Ich, in der Vervollkommnung seiner selbst. Nur wenn man vollkommen ist, ist man allmächtig. Stark ist man in dem Maße, wie man der Vervollkommenheit nahe ist.

31. Dezember 1900, Moskau.

Schreibe noch immer nichts und bin moralisch sehr gesunken. Habe eben einen Brief erhalten von einem Herrn, der eine Bibliothek gründen will. Er macht mir verblümt Vorwürfe wegen meiner Habsucht beim Verkauf meiner Werke: es sei dies eine den Armen auferlegte Steuer usw. Es kränkte mich schrecklich, daß er, ohne mein Verhalten in dieser Sache zu kennen, mich verdächtigt und mir Vorwürfe macht. Nicht genug damit, empfand ich sogar Haß gegen ihn und schwankte, wie ich handeln sollte: ob ich schweigen oder ihm sagen sollte, daß er sich an die falsche Adresse wandte. Und nichts davon schien mir gut. Ich wollte mich über das Ganze erheben und vermochte es nicht, bis ich darauf kam, daß alles auf sein Verhältnis zu ihm selbst ankam. Nicht hassen darf ich ihn, ich muß ihn lieben, ihm seinen Irrtum erklären, ihm helfen. Ja, die Liebe allein befreit, löst alle Knoten.

Ich bin nämlich nicht ganz nüchtern. Ich habe mich nämlich über das Alkoholverbot geärgert; nämlich über die Tatsache, daß ein derartiges Thema überhaupt zur Diskussion gestellt wird. Das ist sehr betrüblich. Denn warum? Ich habe meine erste Zigarette geraucht, nachdem mir von Papa das Rauchen striktstens verboten worden war. Und zweitens gibt es, soweit ich orientiert bin, etwas uns von den Biestern Unterscheidendes, nämlich den freien Willen. Und eben darum ist und bleibt die schönste Jahreszeit der Alkohol. Keinen Widerspruch.

Daß gewisse Menschen ihrer Frau Großmutti ihre Villa vertrinken, finde ich verwerflich. Nie würde ich dergleichen zu tun wagen. Aber auf der Hochzeit zu Kanaa wurde legendärem Vernehmen nach Wein gereicht. Und die Bibel gilt als maßgebend, das bitte ich mir aus.

Kino, Schundliteratur, Raubmordtaten, Sittlichkeitsdelikte und ähnliche Volksbelustigungen werden dem armen Alkohol in die Schuhe geschoben. Das ist Unfug. Denn warum? Weil es unendlich viel leichter ist, etwas g e g e n etwas auszusagen, als etwas zu verteidigen. Nämlich es lassen sich tausend Argumente gegen den Alkohol vorbringen, aber den Alkohol in Schutz zu nehmen, das ist ja so schwer. Darum sagt mein Freund Muckelmann in Hamburg auch immer: „Ariston men marasquino". Denn ebenso gut kann man das Rauchen verbieten, und das ist ein Eingriff ins Privatleben. Wie komm ich denn dazu, mir das Rauchen verbieten zu lassen? Wie? Das fordert meinen flammenden Protest heraus, meine Herren. Im Nichtraucher-Abteil: ja. Aber so gemeinhin, fürs ganze Leben? Nein. Die Zeiten sind vorbei. Wenn mirs paßt, lege ich mich morgen nachmittag halb fünf unter eine Güterzuglokomotive, das geht keinen was an. Das mach ich, wie ich will, verstanden? Niemand hat das Recht, mir in mich hineinzuquatschen. Ich bin mein eigener Herr und lege mich unter die Güterzuglokomotive, wenn ich Lust dazu habe. Und wenn mirs grad paßt, rauch ich eine Zigarre dazu, und vorher trinke ich elend viel Curaçao, damit ich noch etwas von der Welt habe, und dann mag die Lokomotive kommen. Ach nein. Lieber nicht. Nicht, weil ich zu feig bin, ... übrigens ist das keineswegs sicher, ob es Feigheit ist, wenn man sich unter eine Güterzuglokomotive legt; es kann ebensogut Mut sein, ich weiß momentan nicht, außerdem gehört das nicht zur Sache, denn wir reden vom Alkohol, aber es ist ein interessantes Thema, ich meine Das mit der Güterzuglokomotive, es kann meinetwegen auch eine D-Zug-Lokomotive sein, ich lege darauf kein Gewicht, denn in der Wirkung käm' es ja auf das gleiche heraus, ich meine: von was man überfahren wird, nicht wahr? . . . tja, wo war ich stehen geblieben? . . . ach so, ja . . . ich wollte bloß sagen: es ist nicht unbedingt Feigheit, wenn ich mich morgen Nachmittag halb fünf n i c h t unter eine Lokomotive lege. Sondern. Ich tue

es deshalb nicht, weil es dann hinterher heißen wird, ich sei betrunken gewesen, denn ich will doch vorher lauter Curaçao trinken, und meine heldenmütige Opfertat wird als Folge übermäßigen Alkoholgenusses ausgelegt werden, und das möchte ich natürlich vermeiden, denn ich will ja für den Alkohol eintreten, und da wäre es doch verfehlt, einen Akt zu vollziehen, der ein schlechtes Licht auf den Alkohol werfen könnte. Aber den Curaçao trinke ich trotzdem. Mit und ohne Lokomotive.

Und rauchen tu ich nach eigenem Ermessen. Sooft es mir beliebt. Jeder seine eigene Nikotinvergiftung. Das sage ich. Und wenn der Staat schon anfängt, sich in mein Privatleben hineinzumischen, dann erwarte ich, daß er mir das Schreiben untersagt, denn das ist ein gesundheitswidriger Beruf und wird außerdem elend bezahlt. Man frage nur den Viktor Auburtin. Der kann ein Feuilleton schreiben über das Schreiben von Feuilletons. Das ist kein Vergnügen. Aber da enthält sich der Staat jeglicher Intervention. Na schön. Oder er verbietet den Genuß von Pyramidon. Das ist dann alles einerlei. Ist doch wahr. Nein, da kann ich mich ärgern. Ob der Staat den Alkohol verbietet oder den Genuß von Pyramidon, das kommt auf eins heraus. Im Prinzip ist es eine Frechheit, mir Vorschriften zu machen. Der Staat soll nur um Gottes willen den Mund halten. Warum ordnet er denn nicht an, daß alle seine Kindlein bei Regenwetter Gummischuhe tragen, damit sie sich nicht erkälten? Ha? Oder warum schenkt er den Blasenkranken keinen Regenschirm? Das ist ja alles bloß Getue. Ich kenne das. Der Staat will mir den Alkohol verbieten, weil ers gut mit mir meint? Weil er ein Interesse an meiner Volksgesundheit hat? So? Warum paßt er denn nachher nicht besser auf mich auf? Gestern wär mir bei einem Haar meine Brieftasche gestohlen worden. Ich bin jetzt noch außer mir. Tatsächlich. Ich hatte mein ganzes Gehalt drin und ein paar teuere Photographien Hinterbliebener. Ich wäre ja untröstlich gewesen. Zum Glück hab ichs im letzten Moment gemerkt und hab den Dieb zur Anzeige gebracht. Das heißt: ich hab ihn bringen wollen. Aber ich hab mir gedacht: die Scherereien mit der Behörde — — nicht geschenkt. Ja, ich meine: das dürfte der Staat unter keinerlei Umständen dulden, daß einem friedliebenden Staatsbürger die Brieftasche geklaut werden kann. Schon die pure Möglichkeit verursacht mir Weißglut vor den Augen. Wer ist denn überhaupt der Staat? Was ist denn das? Ich bin der Staat, und du bist der Staat, und Euere Waschfrau ist der Staat, und der Zigarrenhändler von gleich um die Ecke ist der Staat und mein Onkel Karl und der Professor Preetorius und der Georg Heinrich Meyer und der Prokurist Seiffhart und die andern alle, nicht wahr? Wir sind der Staat und kein anderer. Und dann ist noch die große Frage, ob Joachim Ringelnatz noch dichten kann, wenn es keinen Alkohol mehr gibt. Und das wäre doch ein Jammer.

Mir fällt gerade ein: Im Jahre 1917 hab ich gelesen, daß ein

Artillerist mit schwerer Strafe bestraft würde, weil er versucht hatte, sich selbst zu verstümmeln, indem er sich etwas abschnitt. Abgesehen davon, daß ich das nicht tun würde, denn man hat doch Weib und Kind zu ernähren, — abgesehen davon ist das auch wieder so ein Beispiel für die Anmaßlichkeit des Staates. Der Artillerist, der sich damals die linke Hand kaputt machen wollte, der wurde dann an die Front strafversetzt und ist im Frühjahr 1918 gefallen. Aber selbst hat er sich nichts antun dürfen. Er hat sich dem Staat vollzählig erhalten sollen, damit er von Staats wegen umgebracht würde. Ach, das ist ja so töricht. Und übrigens: im Felde, da haben wir eine Zeitlang jeden dritten Tag Schnaps bekommen. Vom Staat. Wegen der Seuchengefahr. In Galizien, wo der Typhus herrschte. Da haben wir so viel Schnaps gehabt, daß wir ganze Panjedörfer unter Alkohol gesetzt haben. Und im Westen auch. Als wir vor Albert lagen, am Somme-Kanal, da haben wir andauernd Schnaps gefaßt. Der Staat wird schon gewußt haben, warum. Immer vor Offensiven. Und bei der Marine erst! Ganze Gallions voll Kümmel und Branntwein hat man den Marinern in die Gurgel gejagt. Der Kronprinz Wilhelm war doch so vernünftig, für Schnapsgenuß einzutreten. Ich werde ihm das nie vergessen. Statt den Schnaps zu verbieten oder die Selbstverstümmelung, sollte der Staat lieber die Kriege verbieten, das wär gescheiter. Und das schlechte Wetter sollte er auch verbieten, denn in Hamburg, wo ich letzten Januar mit Ringelnatz zusammen engagiert war, denn wir sind doch Artisten, da war ein derartiges Wetter, daß man ohne Schnaps garnicht hätte leben können, mein Wort darauf. Wo die Sonne fehlt, da muß es der Schnaps ersetzen. Was nützt denn ein Alkoholverbot? Garnichts. Es schadet bloß. Denn warum? Es macht die Menschen zu Lügnern und zu Jesuiten. Jedes Verbot reizt zwecks Übertretung, das ist doch alt. Und Amerika? Kommt nur hin und schaut's Euch an, das Amerika. Es wird nimmer lang dauern, da wird das Alkoholverbot aufgehoben, in Amerika, denn es ist eine Pleite schlimmster Sorte, ich weiß es von einem Zeitungsmann. Und neulich erst hab ich einen Bierbrauer kennen gelernt von drüben, der kauft jetzt alle Brauereien auf, weil er genau ahnt, was kommen wird. Nämlich die Aufhebung des Alkoholverbotes. Aber was geht denn uns Amerika an? Das kann mich doch fümfern. Eine Taktlosigkeit von Columbus, diese Gegend zu entdecken. Nein, das ist Essig mit dem Alkoholverbot. Wenn Gott will, bekommt eine Gießkanne Drillinge. Aber das ist eine Sache für sich.

Was ich noch sagen wollte: im Rausch werden Verbrechen erzeugt und ähnlicher Kohl. Ja natürlich. In nüchternem Zustand machen die Menschen noch viel, viel mehr Mist als in der Besoffenheit. Das weiß ich aus Erfahrung, glauben Sie mir, mein Fräulein. Was dagegen im Rausch schon alles G u t e s getan worden ist, das hängt niemand an die große Glocke. Da finden sich die Herzen, und da tauen die frostigsten Menschenherzen auf, und man kann

dem lieben Nächsten in die Seele hineinkucken, ob sie stinkt oder leuchtet. Mir hat mal ein feiner Mann in der Betrunkenheit alle meine Schulden erlassen, die ich bei ihm hatte. Und die Zeche für den Abend hat er obendrein bezahlt. Wenn er nüchtern gewesen wäre, hätt' er sich das hundertmal überlegt. Und nicht nur mir allein ist es so ergangen. Ich habe einschneidende Beweise. Im Rausch, oder auch schon in der emporgeläuterten Stimmung ist die von der Kruste des raffgierigen und auf schnöden Gelderwerb gerichteten Alltags überkrustete Schale, die in der Tiefe eines jeden von uns schlummerte, wie ein Veilchen zum Dasein erwacht und, indem sie die schlummernden Augen seufzend, aber glücklich aufhob, hat sie die wunderschönsten Blüten nicht nur getrieben, sondern auch in geradezu christlicher Weise zur Verteilung gebracht, oder so ähnlich. Wir verstehen uns schon, nicht wahr? Und wenn ich in einem Anatomischen Museum eine Säuferleber in ihrer tendenziösen Aufbauschung erblicke, da muß ich furchtbar feixen. Gegen die Unterstellung, daß solche Apparate in meinem Intérieur wachsen, muß ich schärfste Propaganda einlegen. Und falls dies trotzdem der Fall sein sollte, so ziehe ich immer noch eine Säuferleber einem Antialkoholikergehirn vor. Prost!

Stundenlang könnte ich mich über die Segnungen des Alkohols in vorbildlicher Weise verbreiten. Ich verzichte. Denn warum? Ich bin eingeladen. Und ich gehe hin, obwohl ich nicht ganz nüchtern bin, weil ich mich so aufgeregt habe über das Alkoholverbot — — diesen Mumpitz.

Ich gehe jetzt zu meinem Freunde Betho Rösing, der ist zwar bloß Elektrodachdecker von Beruf, aber er hat einen feinen Weinkeller, und da setzen wir uns in den trauten Schein des Grammophons und trinken Château Cheval Blanc Ier Crû St. Emilien 1905, und wenn dann jemand kommt und sagt, das sei Alkohol: dem schlagen wir in der sicheren Zuversicht, daß wir dermaleinst von den Geschworenen freigesprochen werden müssen, das Hirnkastl ein. Amen. Betho, ich komme.

HANS SCHIEBELHUTH

VERKLÄRUNG

Du gehst aus einer Hirtenstunde fort,
Schwester des heiligen Franz, über sanfte Hügel
An der Lichtung lebst Du des lauschigen Sommerabends,
Tiere um Dich gelagert ins zarte Gras;
Du streichelst dem Milchhirsch den bläulich geschatteten Rücken
Hätschelst ein Häschen, rostrot mit schneeweißem Bauch
Und küßt es, trauliche Finken
Setzen sich zu Dir und singen ihr Lied....
Auf einmal verklärt sich der Wald, es duften die Steine,
Säuseln die Farne, schwellen Moose,
Boden entschwebt Dir, Du schwingst,...
Und Gott erfühlt Dein Gesicht
Wie ein blinder Greis
Zitternder Hände der Enklin Züge ertastet.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Maiwoche

In der abgelaufenen Woche stand Deutschland unter dem Steuerschreck. Wir alle, die wir schwitzend vor unsern Akten saßen um die siebzigerlei Arten von Lasten auszurechnen, die uns als beglückendes Resultat fortgesetzer Finanzreformen hinterblieben sind, — wir alle werden im verborgensten Winkel unseres Herzens mit Staunen wohl erkannt haben, daß die Belastung in ihrer summarischen Höhe eigentlich noch heute, (so lange wir nämlich unter den Auswirkungen der Geldentwertung stehen,) überaus erträglich, ja, daß sie sogar niedrig ist, — wir werden aber ebenso unwillig gemurrt haben über die Kompliziertheit des Systems, dessen Beachtung man von uns erzwingen will, über das wüste Durch- und Übereinander von Steuerarten, Bewertungmethoden und Zahlungsvorschriften. Dieses System auf die Dauer aufrecht zu erhalten, ist eine bare Unmöglichkeit und die Forderung, die niemals mehr verstummen kann, ist die nach Vereinfachung, nach Vereinheitlichung

Übrigens muß es irgendwelchen, dem normalen Sterblichen nicht ganz verständlichen Zusammenhang zwischen Steuerleistung und Glaubensbekenntnis geben. Als mir aus Nürnberg Steuererklärungsformulare zugeschickt wurden, in denen neben finanziell Wichtigerem auch nach dem Glaubensbekenntnis des Deklaranten und sogar nach dem Glaubensbekenntnis seiner Ehefrau gefragt wird, dachte ich zunächst, es handle sich um eine der bekannten bayrischen Eigenarten. Stellt doch auch die bayrische Polizei, die bayrische Postbehörde usw., höchst unbekümmert um verfassungsmäßige Bestimmungen, seit Jahren wieder die anderwärts längst aufgegebene Frage nach der Konfession. Glücklicherweise aber konnte ich mich rasch davon überzeugen, daß die Reichseinheit auf diesem Gebiete insofern schon wieder hergestellt ist, als auch die preußischen Finanzämter wieder dazu übergegangen sind, zwischen katholischen, protestantischen und jüdischen Einkommen, Kapitalvermögen und Werbungskosten zu unterscheiden.

Über die Frage, wie es eigentlich, trotz Reichsbank und Mendelssohn, zum (vorerst) letzten Marksturz kommen konnte, werden noch immer emsig Betrachtungen und Recherchen angestellt; und obwohl sie alle eine Generaltatsache zu unterschätzen scheinen, nämlich: daß unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt keine sachliche Möglichkeit bestand, auf längere Zeit hinaus, selbst mit unerhörten Opfern, die Mark stabil erhalten zu können, fördern sie doch nicht uninteressante Detailtatsachen ans Licht. Eines dieser Details sind die Devisenkäufe des Herrn Stinnes, über die die „Frankf. Ztg.", ohne sich von den ebenso klobigen wie klebrigen Dementis des päpstlichen Leiborgans einschüchtern zu lassen, höchst nüchtern einige bisher unwiderlegte und offenbar auch unwiderlegbare positive Daten brachte. Noch interessanter als

das somit aktenmäßige Faktum, daß der größte deutsche Industrielle und Händler nicht ganz unbeteiligt an einer Entwicklung ist, die die Reichsbank zwang, an einem einzigen Tage den Gesamtertrag der Dollaranleihe in Interventionskäufen zu verausgaben und die sie am nächsten Tage zwang, die Kurse zunächst einmal überhaupt schießen zu lassen, — noch interessanter als diese Rolle des immer geschäftigen Patrioten Stinnes ist die Gesellschaft, in der er sich dabei befand. Diese Gesellschaft hieß nämlich Poincaré! Selbstverständlich ist in Deutschland nie ein Wort darüber an die Öffentlichkeit gelangt, — liegt es doch in der Taktik dieser großen Zeit, über die wahren Kriegs- und Druckmittel des Gegners ebenso wie über seine wahren Erfolge oder Mißerfolge dem verständnislosen Volk nichts bekannt werden zu lassen. Aber wenn zu Beginn des Ruhrkonflikts von deutscher Seite aus, allerdings mit zu kurzem Atem, ersucht wurde, durch plötzlich massierte Verkäufe den Kurs des französischen Franken niederzudrücken (unwidersprochene Auslandsmeldungen darüber sind vor Wochen hier wiedergegeben worden), so mußte die Frage naheliegen, wann denn nun, nach Sicherung der Frankenfront, die französische Regierung ihrerseits, mit vielleicht etwas längerem Atem, zum Gegenangriff gegen die Mark ausholen werde. Diese Offensive, — eine wichtigere als viele der täglichen Guerillascharmützel, — scheint nun um jenen schwarzen 18. April herum tatsächlich erfolgt zu sein; mindestens war dies die Meinung einiger englischer Blätter, und auch der gewissenhafte, immer gut informierte Dr. Gustav Stolper, Herausgeber des vorbildlichen „Österreichischen Volkswirt", erklärt jetzt in einer Betrachtung sehr bestimmt neben der profitmäßig interessierten Markbaissespekulation hat es auch eine politisch interessierte gegeben, und es sei „nicht von der Hand zu weisen", daß Frankreich „bei dem Ansturm auf die Mark mitgewirkt" habe. Natürlich geschah das nicht in der Absicht, Deutschland Gutes zu erweisen. Aber glücklicherweise haben die verblendeten Franzosen auch hier wieder, wie in ihren Ruhrunternehmungen, in feindlicher Absicht nur Hilfreiches geleistet. Das folgt wenigstens aus der einfachen Überlegung, daß sie doch schließlich nur am selben Markverschlechterungsstrange zogen, wie jene illustren deutschen Baissiers und daß, wenn diese sich am Niedergang des Markkurses betätigten, nicht bezweifelt werden kann, daß solcher Niedergang eben nützlich und vaterländisch erstrebenswert sein muß, — vielleicht, weil er ein Mittel zur Hebung des industriellen Absatzes, vielleicht, weil er ein Schutz gegen die fortschreitende, grauenhafte Verblutung der volkswirtschaftlich ja entscheidenden Sachwertsammler ist.

Daß die Reichsbank, wenn wir uns aus der wüsten Geldverwahrlosungswirtschaft endlich wieder emporarbeiten wollen, auf die Dauer nicht mit dem Diskontsatz von 18 % auskommen kann, der in der vorigen Woche beschlossen wurde, daß sie vielmehr einen Mechanismus einführen muß, der ihr unter allen Umständen die

Rückzahlung der kreditierten Summen in unverminderte Realwerte sichert, ist eine Überzeugung, der kein Denkender sich entziehen kann. Denn welches sind die Mittel, aus denen die Reichsbank die Kreditsummen bestritt? Es sind die Mittel des allgemeinen Geldumlaufs, also einer Größe, deren Wertschrumpfung infolge inadäquater Kreditbegleichung stets von der Allgemeinheit bezahlt werden muß. Wie aber ist die Lage bei den übrigen, den Privatbanken? Die Privatbanken lieben es, in der Berechnung ihres eigenen Zinssatzes sich ohne weiteres auf den Diskontsatz der Reichsbank zu stützen. Das ist richtig insoweit, als sie die von ihnen auf Wechsel kreditierten Summen im Rediskont wieder der Reichsbank diskontieren müssen. Aber es ist unrichtig für diejenigen Beträge, die sie aus den Einlagen ihrer eigenen Kundschaft bestreiten. Solange nämlich die Banken ihren eigenen Kunden keinen Schutz gegen Geldentwertungsverluste gewähren, solange also jeder Einleger nach etwa stattgefundener Markentwertung nur noch in den alten Nominalsummen, nicht aber in den alten Realwerten ausbezahlt wird, zahlt die Entwertungsdifferenzen für diese Summen nicht die Allgemeinheit, sondern der einzelne Kunde, und die Bank macht einen doppelten Gewinn, wenn sie einen Entwertungsersatz sich außerdem noch von demjenigen bezahlen läßt, an den sie die ihr zugeflossenen Kundengelder im Kreditverfahren weitergibt. Aus diesem Zusammenhang würde sich sogar rechtfertigen, daß die Privatbanken mit ihren eigenen, aus dem Durchschnitt berechneten Diskontsätzen heute unter dem Diskont der Reichsbank blieben. Aus diesem Zusammenhang muß es aber jedenfalls als eine geradezu illoyale Gebarung bezeichnet werden, daß die Banken jetzt die Spannung zwischen den Zinssätzen, die sie selbst zahlen, und den Zinssätzen, die sie andererseits für Kredite beanspruchen — diese bisher schon unerträglich hohe Spanne —, nicht nur nicht verringert, sondern noch erhöht haben. Sie begründen das in der laschen Weise, die heute üblich ist, mit den fortwährend steigenden Betriebsunkosten. Aber es wird mit dieser allgemeinen Redensart nicht darüber hinwegvoltigiert werden können, daß die Realunkosten, die Goldunkosten der Banken bei dem derzeitigen Lohn- und Gehaltsniveau nicht höher, sondern bei weitem niedriger sind als in Friedenszeiten, und daß, wenn von erhöhten Unkosten überhaupt die Rede sein darf, nur die Unkosten der maßlosen Expansionspolitik, der fortgesetzten Neubauten, der Vergrößerungen ohne Zahl rechtens damit gemeint sein können. Diese Expansion aber erweist sich als ungesund, wenn sie nicht aus den Erträgnissen einer normalen Geschäftsgebarung, sondern nur aus einer Überbeschröpfung des Publikums mit Provisionen, Courtagen und allen möglichen Arten sonstiger Manipulationsgebühren und mit einer fortgesetzten Erhöhung der Differenz zwischen Debet- und Creditzinsen bezahlt wird.

GLOSSEN

GEBURTSTAGSKLAGE

Am 2. Mai wird der Dichter Franz Dülberg fünfzig Jahre alt. Man soll als verehrender Freund nicht über Freunde schreiben und so sei von Wertungen abgesehen. Doch dieses Fest zwingt zu einigen Feststellungen.

Daß Deutschland seine Dramatiker verhätschelt habe, kann und wird niemand behaupten. In wenigen, ganz seltenen Fällen bestätigten Ausnahmen die Regel. Der Generation um Gerhart Hauptmann ist besonders übel mitgespielt worden. Sie ist vollauf nie zu Wort gekommen. Franz Dülberg hat mit seinem Erstling, dem „König Schrei" — Freund hin, Freund her, es ist ein fabelhaftes Stück! — warten müssen, bis vor ganz kurzem eine rührige kleine Bühne an der Weserkant wagemutig das Werk aus der Taufe hob. Will man ganz schwarzseherisch sein, so könnte man behaupten, daß es wieder einmal die Zensur war, die mit ihrer Mißbilligung des „Korallenkettlins" die Aufmerksamkeit auf den Dichter wandte. Korinta von Orelanden erschien auf dem Staatstheater und schwand trotz Durieux und Thimig bald wieder. Dülberg, der eigene und eigenwillige Pfade wandelt, heischt einige Aufmerksamkeit von seinem Zuhörer und das ist sehr unbequem. Darum führt der kluge Theatermann dann auch lieber unbegabte Ausländer auf, als daß murrköpfigen Deutschen, die etwas mitgeben wollen, die träge Hirnkästen aufrütteln möchten, die gestalten und nicht hingießen, die nicht in Weltanschauungen plauschen, sondern ihre Worte beladen mit Leidenschaften und Gefühlen, daß sie in fremde Seelen suchend dort verharren. Das mag alles ganz schön sein und vielleicht sogar in der Ordnung dieser höchst unordentlichen Welt, solange man die Bücher der unaufgeführten Dichter lesen konnte. Damit ist es nun auch vorbei. Dülbergs „Tyrannenmörder", den Königsberg sehen durfte, ist mir bis heute unbekannt. Man sagt mir, es sei sein stärkstes Werk. Es hat sich bis zu mir rumgesprochen. Es ist eine Lust. Für die kümmerlichsten Neudrucke mäßiger, aber „leichtgestehender", uralter italienischer Novellen, ist Papier da. Dramen, die auch gelesen werden sollen, denn jedes gute Drama ist ein Lesedrama, bleiben Eigentum des Verfassers; hoffentlich sind sie wenigstens steuerfrei. Waren es nicht die Druiden, die ihre Sätze nicht aufschrieben, sondern von Mund zu Mund gaben? Ich schlage als Festgabe für Franz Dülbergs fünfzigsten Geburtstag die Gründung einer Druidenschule vor. Sie wird aufgelöst, wenn Deutschland wieder die Werke seiner Dramatiker druckt. Somit ist ihr Bestehen auf unabsehbare Zeit sichergestellt.

Wolfgang Götz.

TISCH MIT BÜCHERN

H. G. Wells: Geheimkammern des Herzens. Roman. Übersetzt von Hans Reisiger. (Kurt Wolff Verlag, München.) Aus diesem Roman steigt der Ausbruch: „Ich habe diese widerspenstige, unvernünftige Welt satt!" Und dann wird das ganze, aufdringliche Nichtssagende der gegenwärtigen Welt aufgezählt. Es ist der Schrei eines bedeutenden Mannes, dazu eines Idealisten, der dem Weg von

der theoretischen zur praktischen Humanität nachspürt. Voran geht der Versuch, dem drohenden Zusammenbruch der Nerven mit Hilfe eines Psychoanalytikers zu begegnen; hernach folgt ein zartes, in seiner Unaufdringlichkeit und Unsentimentalität wundervolles Bekenntnis der Liebe. Man erkennt die Pole dieses Buches: der Kosmos, also Tat und Sehnsucht, liegt in den Geheimkammern des Herzens, aber man gewinnt ihn nicht durch Methodik und Zerpflücken; es gibt nichts Besseres, als diese Geheimkammern aufzureißen und ihr Blut über die elenden Wiesen dieser elenden Welt fluten lassen. Das Buch hat einen Passus, in dem über Liebe nicht diskutiert, in Gefühlen nicht geschwelgt wird, der aber in seiner Überlegenheit und Distanz eine Vergeistigung der Liebe bedeutet, vor der die erotischen Romaneffekte gemeinhin sehr klein, sehr gewöhnlich werden.

Hieronymus Bosch, sein Werk. Text von Kurt Pfister. 65 zum Teil unveröffentlichte Abbildungen, darunter drei Vierfarbendrucke. 136 Seiten. Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam. Bosch, von dem man weniger weiß, als von irgendeinem großen Maler, Phidias und Greco nicht ausgenommen, und dessen Werk schon von Philipp II. jäh geliebt wurde, feiert hier aus langem Vergessensein eine schöne Auffahrt. Der Deutsche (oder Niederländer) ist eine Rabelaisfigur der Malerei, aber man erschöpft ihn nicht mit dem Begriff des Trollatischen, mit dem Hinweis auf eine bizarre Einfallsmalerei. Er hat den Witz Bruegels, wenn er auch schmäler, zusammengerissener ist; die dämonische Gestaltung abstrakter Begriffe, die höllische Phantasie eines Grünewald; ich meine sogar, er geht heftiger in die metaphysischen Gründe hinab als jener. Die Qual, Mensch sein zu müssen und von göttlichen Sehnsüchten besessen zu sein, hat er ausgeschöpft; seine Inbrunst war groß, sein Anlauf faustisch, aber über allem hat er das Wunder zarter Himmelsfarben. . . . Pfister ist ein guter Führer durch dieses hier erstmals gesammelte Lebenswerk.

Rudolf Wolff: Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.) Hier spricht nicht der Augur zu den Kollegen, sondern ein Einfühlender zu allen; es ist keine der Dutzend Selbstverteidigungen expressionistischer Gebarung sondern der höcht anständige Versuch, das schwere Metall der neuen Lyrik transparent, auch für das normale Auge, zu machen. Das ist im Hinblick auf eine in Form und innere Valeurs oft noch chaotische Sache viel, sehr viel. Wolff bleibt nicht dabei, einen literaturgeschichtlichen Abriß zu geben, er löst das Gesamtbild der Lyrik und ihre Einzelerscheinungen aus dem philosophischen Zeitgewebe und gliedert, ohne Rangordnungen, die nur ärgern würden, herzustellen, ihre allge-

meine Erscheinung aus dem Verflochtensein dieser dichterischen Intelligenzen untereinander und mit dem Ausdruckswillen der Gegenwart. Daß er es nicht akademisch vollzieht, ist eine angenehme Zugabe. *K.*

Emil Zola: Die Rougon-Macquart. Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich. (Kurt Wolff, Verlag, München.) Über die Serie „Rougon-Macquart" ist kein Wort zu sagen nötig; ihre Bedeutung und ihr Reichtum gehören der ganzen Welt. Aber die Deutschen, seit je bereit, sich das geistige Gut aller zu verpflichten, haben jahrzehntelang vor diesem Riesenwerk versagt. Man ließ zu, daß es in unmöglichen Übersetzungen von einer Art Hintertreppen-Verlag schmierig und schlecht verschleudert wurde, das will heißen, man ignorierte das Oeuvre eines Europäers, das sozialkritisch, positiv, elementar und einschneidend war. Es endlich würdig und zu wahrhafter Popularität für die Deutschen herauszubringen, ist ein kulturelles Verdienst des Kurt Wolff-Verlages. Ein Stab qualifizierter Übersetzer trägt dazu bei. Mir liegen vor: „Nana", für deren erhabene Banalität Lucy von Jacoby die schlagendste Dialektik findet; dann „Seine Exzellenz Eugen Rougon" (Rosa Schapire) und „Der Bauch von Paris" (A. E. Rutra). Sie verraten, daß in allen Verästelungen mit Verve und mit tiefem Verständnis für das Gesamtwerk gearbeitet wird; damit ist der Weg beschritten: eine nicht erstarrende, immer lebendige, immer erschütternde Klassizität zu beschwören.

Heinrich Eduard Jacob: Das Flötenkonzert der Vernunft. Novellen. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. 202 Seiten.) Diese Novellen sind nicht, wie man das heute aus technischen Gründen sehr liebt, als Roman in Rahmenform aufgeführt, sie sind vielmehr aus einer tiefinneren Einheit heraus ein Roman, der sich durch die Jahrhunderte des menschlichen Geistes hinzieht. Jede dieser fünf Geschichten — mit historisch profilierten Fabeln von Golgatha bis Berlin — wandelt das Thema vom letzhinigen Sieg der Vernunft, allerdings einer Vernunft aus intuitiver Geburt, in ideelich verdichteten Gestalten und in einer gezügelten, großgeformten Philosophie ab. Der Zuschuß an Farbe, Phantasie und Leidenschaft ist bedeutend. Jacob, in dessen bisherigen Büchern sich die Erkenntnis oft noch etwas verklausuliert und dozierend anbot, ist hier sehr frei und einfach geworden: und indem der Vortrag sich verflüssigte, gewann der Gehalt an Tiefe und Gewicht.

Otto Flake: Die Unvollendbarkeit der Welt. (Verlag Otto Reichl, Darmstadt.) Im „Neuantiken Weltbild" hatte Flake den Indentitätsbegriff bis in die letzte Verflechtung, bis in die höchste Kulmination verfolgt, und sein

fülliger Roman „Ruland" hatte eine epische Variation oder eigentlich einen Figur gewordenen Ausdruck dafür geschaffen. Heute sondiert er die Hemmungen, die eine unvollendete Welt dem in die Wege türmt, der zur Identität mit sich, mit Gott, mit der ewigen Dynamik kommen möchte. Damit weitet sich seine philosophische Region außerordentlich, d. h. Flake nimmt den Umkreis unserer Ausstrahlung und Bewegung mit hinein. Er hebt die Welt aus dem unflüssigen Zustand, als der sie uns erscheint, und zeigt, wie sehr Geschehen sie ist, man könnte sagen, wie sehr sie selbst danach begehrt, zur Identität mit sich zu kommen. Seine Teleologie substanziiert mit unablässiger dichterischer Schöpferkraft die Begriffe neu, und immer sind wir, die Mitleidenden, Mitsehnsüchtigen zentral in die Spannungen und Auflösungen hineingestellt, geradezu magnetisch geführt von einem in seinen Apperzeptionen außerordentlich scharfen, nicht schwankenden Intellekt. *K.*

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

Das i-Tüpfelchen im deutschen Verlag.

Ich benötige den italienischen Text von Boccaccios „Ninfale Fiesolano". Mein Buchhändler bestellt ihn bei Carl Winter in Heidelberg. Nach mehr als zwei Wochen kommt zunächst eine Rückfrage ob der Besteller Reichsdeutscher sei; auf jeden Fall müsse er einen Revers unterschreiben, daß er es sei, sonst werde der Verlag Auslandspreise erheben. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach kann es dem Verlag gänzlich wurst sein, wer im Inland seine Bücher bezieht, zumal neue Bücher ohnedies im Gepäck an der Grenze angehalten werden — andererseits aber jeder durch die Kriegs-Un-Gesetze hindurchgeschleifte Deutsche weiß, wie er um solche kindlichen Hemmschuhe herumkommt... Das Kuriose aber ist, daß mir der Mailänder Buchhändler eine sehr hübsche Originalausgabe für eine einzige Lira schickt, d. h. mit Porto für rund 2000 M., wozu er mir noch

seine Freude über mein Interesse bekundet, während mir Herr Winter für seine Ausgabe 15 000 M. abverlangt, wofern ich nicht als Ausländer eine noch härtere Strafe verwirkt habe. *M.*

*

Die Hitlerei in Nürnberg.

Verehrter Herr Großmann! In Ihrem Artikel, „Die Hitlerei" (Heft 16 des T.-B.), sagen Sie, daß die National-Sozialisten in Nürnberg-Fürth festeren Fuß gefaßt hätten, als in München. Ich glaube, daß dies glücklicherweise nicht den Tatsachen entspricht. Der Beweis dafür, daß die hiesigen „Nationalsozialisten" im Abnehmen begriffen sind, ist schon der, daß sie vor etwa zwei Monaten noch in der Lage waren, an einem Tage vier Versammlungen abzuhalten, während sie sich heute auf eine beschränken und diese eine Versammlung häufig vor nicht mehr gefülltem Saale stattfindet. Die Bewegung stellt gegenüber den republikanisch gesinnten Arbeitermassen einen ganz verschwindenden Bruchteil dar, der auch nach außen hin keine größere Bedeutung hätte gewinnen können, wenn er nicht die Unterstützung von amtlichen Stellen, wie z. B. dem Nürnberg-Fürther Staats-Kommissariat gefunden hätte. Nach wie vor sind die Industrie-Städte Nürnberg-Fürth ein Hort der Republik und wir Nürnberger haben ein Interesse daran, in keinen schlechteren Ruf zu geraten, als wir verdienen. —

Ludwig Schloß,
Schriftführer des Republikanischen Reichsbundes.

Die Richtigstellung ist erfreulich. Meine Vermutung stützte sich auf Auskünfte und Mitteilungen von Münchener Politikern. Die Nürnberger selbst werden es besser wissen. Und schließlich ist zu jedem Kampf auch ein bißchen Optimismus, ja sogar Selbstüberschätzung unerläßlich. Gr.

FILM

Der Schatz.

„Alter Schwede!" sagt man unwillkürlich im Anblick dieses Films zu dem Regisseur Pabst, . . . so sehr wird diese Fünf-Personen-Handlung in der Technik der Schweden-Filme gespielt. „Der Schatz" gehört zu den Kammerspielfilmen, die der anständige Kritiker anständigerweise loben muß, weil aus anständigem Wollen und anständigem Können eine sehr anständige Leistung erzielt wird, — und vor denen er dennoch ehrlicherweise eingestehen muß, daß sie durch schweres Tempo, Dehnungen, Wiederholungen, zumindest stellenweise, lähmend wirken. Hier ist das Dilemma für den Kritiker besonders schmerzlich, denn einerseits empfindet man — zumal in den ersten Akten — quälend, wie schneckenhaft langsam sich die Personen bewegen, wie keine Passage, kein Detail uns erspart bleibt, und andererseits erkennt man: hätte sich dieser liebevoll-begabt arbeitende Regisseur vom Schema der Langsamkeit befreit, so wäre ein Musterfilm entstanden. Weil hier der Regisseur selbst aus einem Stoff von R. H. Bartsch ein gutes, dankbares Manuskript gewann, so daß Regie,

Drehbuch, Photographie (Tober) und Bauten (Herlth und Röhrig) zu einheitlicher Stimmung zusammenschmelzen; weil sich die Schauspieler Krauß, Steinrück, Brausewetter, Grüning, Mannheim gliedmäßig dem Willen des Regisseurs fügten; und weil somit mustergültig die Forderung erfüllt wurde, daß weder realistisch, noch ausschweifend, sondern in einer Art gesteigerter Wirklichkeit gefilmt würde, die sich dem Phantastischen annähert. Aber es scheint, daß auf allen Gebieten der Kunst in Deutschland die guten Bemühungen dadurch zerstört werden, daß aus gutem Willen und gutem Beispiel eine Doktrin gezapft wird, die nicht nur anregt, sondern zugleich lähmt.

Kurt Pinthus.

ANEKDOTEN

Kleiner Unterschied.

Als die Deutschvölkische Freiheitspartei aufgelöst wurde, wanderten auch einige Führer ins Gefängnis. Vorübergehend. In der Zelle hat einer von ihnen, ein früherer Offizier, sehr fleißig gearbeitet. An zwei Aufgaben: an einem Feldzugsplan gegen Frankreich und an einem Film-Manuskript. Eines Tages kommt ein Verteidiger zu diesem Angeschuldigten. Der Gefangene händigt ihm beide Schriftstücke ein. Der Verteidiger vertieft sich in beide Arbeiten. Dann fragt er: „Entschuldigen Sie, welches ist denn das Film-Manuskript und welches ist der Feldzug?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 17):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1986, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 60 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

EDMUND MEYER

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT
BERLIN W 15, POTSDAMER STR. 28

Demnächst erscheint:
Katalog 58, Deutsche Literatur
des XVIII. u. XIX. Jahrhunderts

VERLAG DER NEUEN GESELLSCHAFT
ANTIQUARIATS-ABTEILUNG
Spezialität: Sozialistica
BERLIN W 15, SÄCHSISCHE STRASSE 7
Fernsprecher: Amt Pfalzburg Nr. 5140

„EWER"

BUCHHANDLUNG
für allgemeine und
jüdische Literatur
KNESEBECKSTR. 54-55
Dicht am Kurfürstendamm
Telephon: Steinplatz 14748



JUDAICA
KUNST
GRAPHIK

Filiale:
FLENSBURGER STR. 30

BÜCHER jeder Wissenschaft, schöne und seltene Literatur, Luxusdrucke, illustrierte Bücher, Vorzugsdrucke von neuzeitlichen Pressen stets vorrätig
Neuerscheinungen der ausländischen Literatur
Ankauf von Büchern wie auch ganzer Bibliotheken
Goethebuchhandlung / Antiquariat / Berlin W 8
Friedrichstraße 195, Ecke Leipziger Straße

Nicolaische Buchhandlung
Borstell & Reimarus
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 62
Abteilung: Antiquariat
Ankauf von Bibliotheken und
einzelnen Werken
von Wert

Die Aktions-Buchhandlung
Kaiserallee 222
(am Ranke-Platz) Pfalzburg 1655
Sozialistische Literatur
Kunst - Bücher
Wissenschaftliche Werke
Gesamtausgaben

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer
Sprache. Bücher
über Rußland

Utopia
Buchhandlung und Antiquariat
Kaiser-Allee 209
EckeRegensburgerstr.

---

frei

frei

frei

SCHWEITZER & MOHR

Inhaber: WOLFGANG FALKENFELD
DEUTSCHE LITERATUR / ILLUSTRIERTE BÜCHER
VORZUGSAUSGABEN / GRAPHIK
BERLIN W 35, Lützowstr. 42, im Keller — Telephon: Lützow 9357

Reserviert für
MALIK-BUCHHANDLUNG
BERLIN W 9, KÖTHENER STRASSE 38
Eröffnung demnächst



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Maiwoche

Kriegsgerichte sind ein Widerspruch in sich selbst. Wer dem Krieg dient, kann töten, nicht richten. Verzieht sich die rötliche Wolke des Krieges, so lesen sich im klaren Licht des Friedens fast alle Kriegsgerichtsurteile entsetzlich. Der Schandspruch aber, den die zum Justizmord kommandierten Offiziere in Düsseldorf verkündeten, beschmutzt nicht nur die Handlanger, er beschmutzt die französische Nation. Man kann begreifen, daß Herr General Nollet, wenn er abendlich einsam an seinem gemiedenen Tischchen im Hotel Adlon sitzt, die Blicke der ihn gelassen betrachtenden Deutschen wie plötzliche Befeuchtungen empfindet. Nie hat sich Deutschland innerlich überlegener gefühlt als am Abend des 8. Mai, an welchem Herr Krupp von Bohlen zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Ein kriegerischer Kopf, wie es Friedrich der Große war, schrieb 1752 in sein politisches Testament: „Ich habe mich entschlossen, niemals in den Verlauf des gerichtlichen Verfahrens einzugreifen, denn in den Gerichtshöfen sollen die Gesetze sprechen und der Herrscher soll schweigen." Es mußte erst ein Advokat Herrscher eines Volkes werden, um die Verhurung der Richter zu vollenden. Soll dieses Urteil, das ein Faustschlag ist, mit Faustschlägen erwidert werden? Es war offenbar als Provokation, kalt ersonnen, kalt befohlen, kalt verkündet. Wollen uns die Franzosen zu Tollheiten treiben? Eben deshalb muß jede erhobene Faust herabsinken. Dieses Urteil ist ein Mittel der französischen Kriegsführung, deshalb wollen wir uns die Maske der Kaltblütigkeit fester ums Gesicht binden. Auch das Schandurteil vom 8. Mai soll Deutschland nicht in Kopflosigkeiten stürzen. Justament nicht.

Ein Mitglied der Deutschen Volkspartei schreibt uns: Ich ärgere mich, wenn ich in den Zeitungen, andeutungsweise auch im Tage-Buch, lesen muß, die Deutsche Volkspartei sei die Stinnespartei. Glauben Sie wirklich, daß eine Partei, die unterm allgemeinen Wahlrecht als drittstärkste Partei in den Reichstag gezogen

ist, damit abzutun ist, daß man sie als Instrument oder gar als Besitztum eines einzelnen Großindustriellen hinstellt? Es haben bei den Wahlen Millionen deutscher Beamter, Angestellter, Lehrer und auch Arbeiter für die Deutsche Volkspartei gestimmt, haupstächlich, weil sie den Bankerott des Internationalismus nie deutlicher vor sich sahen als nach dem Ausbruch des Versailler Friedensvertrages. Ich will der Sozialdemokratie nationales Empfinden nicht bestreiten, aber es ist bei ihr ein noch junges Pflänzchen, und viele Agitatoren sind noch ganz im überlebtesten Stil einer wirklichkeitsblinden Ideologie befangen. Hätten wir eine national bewußte (durchaus nicht nationalistische) Arbeiterpartei, dann könnten Sie die Volkspartei als Stinnespartei abtun. Vor allem aber, und deshalb schreibe ich diese Zeilen, überschätzen Sie doch nicht den Einfluß des Herrn Stinnes auf die Deutsche Volkspartei. Sie sagen vielleicht, er sei ihr Geldgeber. Aber Herr Stinnes, das darf ich Ihnen versichern, ist nie ein generöser Spender an seine Partei gewesen. Was er zum Wahlfond beigetragen hat, das ist ein für seine Verhältnisse immer nur sehr bescheidenes Sümmchen gewesen. Er hat auch in der Partei immer egoistische Individualwirtschaft getrieben. Auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ hat er ja nicht der Partei für ihre Zwecke, sondern bloß für sich selbst erworben. Daneben hat das Blatt der Partei „Die Zeit“ einen sehr schweren, opfervollen Kampf zu führen gehabt, Herr Stinnes hat ihn eher erschwert als erleichtert. Ich verrate Ihnen kein Geheimnis, wenn ich Ihnen mitteile, daß große und entscheidende Teile der Partei es für kein Unglück, sondern für eine Erleichterung der Partei ansehen würden, wenn Herr Stinnes endlich den oft angedrohten Übergang zu den Deutschnationalen anträte. Er gehört mehr zu Herrn Helfferich als zu Kardorff, Oheimb, Stresemann, er wird sich bei den alten Annektionspolitikern zu Hause fühlen, er, der als Geschäftsmann, und er ist nur Geschäftemacher, ganz nüchtern denkt, ist als Politiker Fleisch vom Fleische der Helfferiche. Kommt es zu der Schaffung der Republikanischen Staatspartei, dann wird Stinnes, so hoffen Hunderttausende in der Volkspartei mit mir, zu Ludendorff und Helfferich heimfinden und das wird eine Befreiung für die Deutsche Volkspartei sein, die durch diesen Verlust ihr unpopuläres Odium verlieren und damit erst so recht bündnisfähig werden wird.

Im preußischen Landtag haben sich alle Kommunisten aus dem Sitzungssaal hinauswerfen lassen, die letzten an dem Tage, an dem die französischen Offiziere zum Kruppurteil abkommandiert waren. Der Krupp-Prozeß verdrängte den Hinauswurf. Kalte Frage an die Kommunisten: Was nutzt der roheste Hinauswurf, wenn er nicht bemerkt wird? Der Politiker muß sich im richtigen Moment hinausschmeißen lassen!

Am ersten Mai sah man im Berliner Tiergarten folgendes Bild: Mitten im Menschenstrom der feiernden Arbeiter marschierte oder trippelte ein Zug kleiner Jungen, acht-, neun-, zehnjährig die jüngsten unter ihnen. Derlei Kinderdemonstrationen soll man nicht zu tragisch nehmen, der erste Mai bildet sich immer mehr zu einem Volksfamilienfest heraus, da kann man die Kleinen nicht zuhause einsperren und eine Gouvernante hat man auch nicht. So mögen denn die Kinder mittrippeln. Sie trugen sogar eine große mächtige Tafel, auf der in fetten roten Lettern zu lesen war: „Nieder mit der Prügelstrafe!" Auch gegen diese Volksbewegung der Zehnjährigen ist nichts einzuwenden. Im alten Unteroffiziersdeutschland wurde viel zu viel geprügelt, und so mancher stramm revolutionäre Arbeiter ist nebenbei auch ein sehr strenger Unteroffizier gewesen. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Walter Rathenau über das Freiheitsbedürfnis der Deutschen, da schüttelte er den Kopf und sagte: „Leute, die ihre Kinder prügeln, so selbstverständlich, ohne besondere Ursache prügeln, solche Leute haben keinen Sinn für Souveränität." Die Standarte, mitten unter die Genossen getragen, hatte schon ihre Berechtigung. Der Kinderzug bog zum Stadtbahnhof Zoo in den Tiergarten und stellte sich dann vor eine der improvisierten Tribünen auf. Die Kinder standen lange müßig da, Viele guckten neidvoll zu ein paar verwegenen Jungen empor, die in die Gipfel der alten Tiergartenbäume hinaufgeklettert waren. Dann stieg ein Männergesangsdirigent auf die Tribüne und gab das Signal zu einem Massengesang, den er mit drolligen Armbewegungen sozusagen dirigierte. Auch das war ein Vergnügen für die Kinder. Dann kam ein kommunistischer Redner. Der wäre vielleicht ein Unglück gewesen, zum Glück sprach er so unnaiv, so unvolkstümlich, so schlecht dozentenhaft, daß er auf die Kleinen ganz ohne Eindruck blieb und sie bloß langweilte, ärger als der Lehrer in der Geometriestunde. Aber dann sah ich folgendes: Auf die Tribüne trat ein elf- oder zwölfjähriger Knabe und hielt mit dünnem Stimmchen eine Ansprache an die „Kinder der Enterbten". Es war eine offenbar von den Eltern eingetrichterte Rede, und weil sie den Eindruck des Aufgesagtwerdens machte, deshalb bestaunten die Kinder den kleinen Redner, ohne daß seine Worte tieferen Eindruck auf sie machten. Aber wie entsetzlich war dieser Mißbrauch eines Kindes für einen Erwachsenen anzuhören. Die alten Parteivokabel, armseligster Atheismus, abgebrauchte marxistische Formeln, gehorsam von einem Kinde aufgesagt. Es war eine Sünde wider die Natur. Das Erschreckendste war, daß die Erwachsenen, die sich gottweiß wie freiheitsfreudig vorkamen, gar nicht zum Bewußtsein dieser Knabennötigung kamen und dem mißbrauchten Kinde begeistert applaudierten. Ich mußte wieder an das Gespräch mit Rathenau denken: Die Kindermißhandlung beweist, wie wenig natürlichen Freiheitssinn die Deutschen haben.

Dieser Aufsatz rührt von einem Mitarbeiter her, der Roßbach gut genug kennt, um ihm gerecht zu werden. Er gibt ein psychologisches Bild, keine politische Wertung.

Eine mittelgroße, schlanke Figur. Eigentlich slawisches Gesicht. Gebogene Nase, glänzende Augen. In dem Gesicht steht Schlauheit und Trotz geschrieben. Sein reger Hausverstand, durch übergroße Bildung nicht zu sehr beschwert, hemmt eine phantastische Soldatennatur. Auch als Redner ist er soldatisch, knapp, scharf, männlich, kein Phrasendrechsler. Die Soldatenseele ist auch sanfterer Regungen fähig. Zuweilen dichtet er sogar. Man höre:

Ein Landsknecht sei ich von Natur
Und dächt' an Krieg und Wandern nur,
Schlüg' selbst mein Glück in Scherben,
Hätt' keinen Sinn fürs Elternhaus,
Drum würd' ich auch — man sieht's voraus, —
verderben.

Ihr lieben Leut', Ihr habt ja recht,
Ich hab' gekämpft, geliebt, gezecht,
Von mir ist nichts zu erben;
Ich schwur nie Treu vor dem Altar,
Und doch würd' für mein Lieb fürwahr
ich sterben.

Es biß manch Stahl in meinen Leib,
Viel heißer als manch glühend Weib,
Tod? Ich spürt' keine Reue,
Und wenn die Wunden kaum geheilt,
Bin, Brüder, ich zu Euch geeilt
aufs neue.

Nun werd' ich älter Jahr für Jahr,
Bin nicht mehr das, was ich einst war,
Mein Werkzeug rost't im Schranke,
Laß, Gott, im Kampfe fallen mich,
Glaub' mir's, daß noch im Sterben ich
dir's danke.

So ist der Roßbach. Oder vielmehr: So möchte er gesehen werden. Er kommt sich selbst romantisch vor. Sein Leben war abwechslungsreich.

Sohn eines pommerschen Domänenpächters, etwa 1893 geboren, kam Gerhard Roßbach in die Kadettenanstalt, wird außerordentlich spät Offizier, weil er sich schon als Junge in den fest gefügten Rahmen nicht leicht einfügen ließ. Als junger Offizier machte er sich in seinem Graudenzer Regiment unbeliebt, aus einem sehr anständigen Grunde, weil er sich mehr als Sitte vorschrieb, privatim mit den „Kerls" befaßte. Er singt mit den Leuten, geht auf die kleinen und großen Privatsorgen ein und gilt deshalb als „rötlich angehaucht".

Als Infanterieoffizier hat er den Weltkrieg mitgemacht und zwar mit Auszeichnung. Bereits in der Schlacht bei Tannenberg erhielt er als Führer einer Radfahrabteilung das Eiserne 2. Als Führer einer Maschinengewehr-Kompagnie tat er seine Pflicht, bis ihn in der Frühjahrsschlacht 1918 ein Lungenschuß aufs Krankenbett warf. Der „pour le mérite des kleinen Mannes" belohnte seine sicher beachtliche Tätigkeit als Unterführer. Genesend kommandierte er einen Lehrkursus. Nach Ausbruch der Novemberrevolution wirft er sich auf den Grenzschutz. Mit 40 Mann seines Kursus fängt er im Osten an, in ständiger Gefechtsfühlung mit polnischer Banden, die Sturmabteilung Roßbach aufzustellen. Dies gelingt ihm in außerordentlich kurzer Zeit. Seine Leute schwören auf ihn. Er sieht mit Verachtung auf die seinem Empfinden nach viel zu zahmen obergeordneten Dienststellen und auf die „Civilschweine", die in Berlin so was wie Politik machen. Er führt Krieg auf eigene Faust und er hat Erfolge.

In Danzig befreit er ein angsterfülltes Generalkommando aus revolutionsgewollten Abhängigkeiten. In Culmsee schägt er mit harter Hand den aufkeimenden Polenaufstand nieder. Die Sturmabteilung Roßbach war damals — eine Ausnahme — eine fest in der Hand ihres Führers befindliche Truppe, in der es noch Disziplin gab. Roßbach „siegte", aber das verhinderte nicht, daß der Frieden von Versailles ausbrach. Nun wurde es Roßbach zu eng im Vaterlande. Er raffte im Herbst 1919 seine etwa 1500 Mann starke Schar die nur auf seine Person vereidigt war, zusammen, und zog aus eigener Initiative, gegen den Willen seiner Vorgesetzten, nach dem Baltikum. Er führte noch immer Krieg.

Nach einem Gewaltmarsch kommt er vor Riga an, greift in die Kämpfe der „Eisernen Division" und rettet, wie Augenzeugen berichten, die Situation. Er siegt, aber was hilft ihm sein Sieg? Das Baltikumunternehmen muß liquidiert und die Truppe nach Hause befördert werden. Der Heimmarsch war tragisch, aber auch nicht ohne Kömödienszenen. Roßbach, immer um seine Kerls besorgt, verfiel in verzweifelte Stimmungen, als seine Siedelungsprojekte ins Wasser fielen. Was anfangen mit den Leuten ohne Haus und Brot? Es gährte in ihm. In Mecklenburg wurde die Roßbachtruppe aufgelöst. Jetzt beginnt die Zeit der Verschleierungen, der Geheim-Organisationen, die Roßbach schuf, um seine Leute unterzubringen und um seine Macht nicht zu verlieren. Zunächst wurde eine Arbeitsgemeinschaft geschaffen, die in Gruppen auf Gütern zur Landarbeit verteilt wurde; gleichzeitig gründete er — was? — ein Hotelunternehmen in Berlin. Aber Roßbach war nicht lange Hotelier. Während des Kapp-Putsches verkaufte er das Hotel, natürlich an einen Ausländer.

Der Kapp-Putch war eine Gelegenheit, noch einmal zu siegen. Die Roßbachsche Arbeitsgemeinschaft schloß sich auf Aufforderung Lettow-Vorbecks wieder zu einer Truppe zusammen. Sie kämpfte in Mecklenburg und im Ruhrgebiet. Dann die zweite Auflösung in Mecklenburg, aus der wiederum eine Arbeitsgemeinschaft hervorging, die diesmal in Hinterpommern Fuß faßte. Aber auch hier gab es Verdrießlichkeiten und Zwist, hauptsächlich wirtschaftlicher Art. Die pommerschen Gutsbesitzer wollten von den Roßbachschen Siedlungsplänen nichts hören. Land für seine Leute? War das nicht beinahe ein bolschewistischer Wunsch?

Roßbach und seine Getreuen dürften es daher freudig begrüßt haben, als im Mai 1921 in Oberschlesien der Selbstschutz in Tätigkeit trat. Roßbach zog mit einem Stamm seiner alten Leute aus und mit neu gewonnenen Sol-

daten. Der Glückliche, nun konnte er wieder ein bißchen Krieg führen. Leider mischte sich die Entente in die Sache; auf ihren Wunsch wurde die Roßbachsche Selbstschutz-Organisation und die Arbeitsgemeinschaft Ende November 1921 aufgelöst. Jetzt erst politisierte sich Roßbach. Um für seine Leute weiter sorgen zu können, spielte er zur Abwechselung auf einer anderen Klaviatur, indem er nunmehr seine Organisationen auf das politische Gebiet schob. Er gründete die „Vereinigungen deuscher Grenzmärker" und gleichzeitig die „nationale Sparvereinigung", die beide im Sommer 1922 durch den Minister Severing verboten wurden.

Nun erfolgte die letzte Umstellung. Roßbach wendet sich der neu gegründeten deutschvölkischen Freiheitspartei zu. Er wurde sogleich im Führerstab aufgenommen. Man hoffte dort auf sein wichtigstes Feldherrntalent, er hat oft die Kunst bewiesen, Geld heranzuschaffen. Alte Offizierskameraden, Draufgänger und Landsknechte wie er selber, die in blindem Vertrauen an ihm hängen, unterstützten ihn.

In Wannsee bei Berlin hatte sich Roßbach nach seiner Verheiratung, im Jahre 1921 eine Zentrale geschaffen, von wo aus er seine „Operationen" leitete. Die „deutsche Auskunft", ein politisches Informationsbüro, das er dort betreibt, gab nur eine notdürftige Fassade. Gewinne dürfte dieses Unternehmen nicht abwerfen.

Die politische Einstellung Roßbachs hatte ihn von seinen bisherigen Geldgebern entfernt. Es steckte in seinem politischen Denken ein Stück Rebellentum, deshalb stieß er bei den mecklenburgischen und pommerschen Junkern auf Widerstand und Mißtrauen. Allmählich hatte sich herausgestellt, daß der an die deutsche Wand gemalte Bolschewismus nur ein Kinderschreck sei, da hörten nach und nach die Unterstützungen auf. Auch für die nationalen Bestrebungen in Oberschlesien, das heißt für seine Selbstschutzideen, die er nie, trotz aller Verbote und Auflösungen aufgegeben hat, tröpfelte nur mehr ganz wenig. Was blieb Roßbach übrig, als sich mit den Deutschvölkischen, sowohl den Hitlerleuten wie mit denen um Graefe, zu verbinden? Da Roßbach aber bei weitem die stärkste Natur unter ihnen ist, dürfte es wohl richtiger sein, von einem Aufgehen der Deutschvölkischen in den Roßbachorganisationen, als von dem umgekehrten Vorgang zu sprechen. In diesen Prozeß platzte Roßbachs Verhaftung hinein.

Die Leute um Graefe beklagten Roßbachs Schicksal (in der Öffentlichkeit), aber sie trachten zu seinen Quellen zu dringen (im Stillen). Im Gefängnis denkt Roßbach nicht ohne Sorgen und Bitterkeit an die Geschäftigkeit seiner Parteifreunde. Er sitzt und die andern grasen sein Revier ab.

Es wäre nun noch zu untersuchen, welche Gedankengänge Roßbach zu den sogenannten Putschplänen, deretwegen er verhaftet wurde, geführt haben. Ende März war, wie vorher bekannt wurde, eine endgültige Auflösung aller Selbstschutzorganisationen, sowohl der offenen wie der geheimen, vom preußischen Minister des Inneren beabsichtigt worden. Dieser wollte sich Roßbach unbedingt widersetzen. Es ist anzunehmen, daß er viel zu klug ist und genügend Erfahrungen gesammelt hat, um nicht die Grenzen seiner Macht zu übersehen. An einen offenen Widerstand der oberschlesischen Selbstschutzler, der Reste seiner Arbeitsgemeinschaft in Pommern und der von ihm gegründeten deutschvölkischen Turnerschaften, wird er wohl nicht gedacht haben. Vielmehr wählte er einen anderen Weg, nämlich den der . . . mitwirkenden Stellen. Als ein Versuch auf diesem Gebiete ist daher auch jene Versammlung in Wannsee anzusehen, bei der er an

Reichswehroffiziere die Bitte gerichtet haben soll, bei einem etwaigen Konflikt neutral zu bleiben.

Tragisch wiederum der Umstand, daß er verhaftet wurde, während er an seine ehemaligen Kameraden appellieren wollte. Er hatte wohl Grund zu der Annahme, daß er sich auf die Reichswehrkameraden verlassen dürfe. Sicherlich war diese Annahme nicht grundlos, wie sie scheinen möchte, denn es gehen Fäden zwischen da und dort hin und her, Fäden, die zusammengewebt einen Schleier bilden. Es ist der sogenannte Seeckt-Schleier. Auch der wird im richtigen Augenblick gelüftet werden.

POL TORRÉN

BRIEFE AUS DEM ORIENT

II. Jerusalem.

Port Said, d. 2. April.

Sie ist wie eine gedehnte Melodie, diese lange Linie des Suez-Kanals bei Nacht. Das Mondlicht legt die Wasserstraße wie eine wirkliche, traumhaft breite Straße, wie ein dunkles Metallband hin. Die satte Erde des Niltals hat überraschend schnell Dünenketten Platz gemacht, die fahl und überaus wach — wie kaum sonst eine nächtliche Landschaft — auf beiden Seiten den Kanal einschließen. Aus der horchenden Ruhe hebt sich manchmal das Gerippe von Baggermaschinen dunkel in die Luft. Oder ein Kamelreiter huscht vorbei, vorbei — kaum gesehen und von der Nacht verschluckt.

Der Suez-Kanal spricht: Ich will nichts von der Politik dreier Kontinente wisen, mein Dasein ist groß und einfach — ich gehe von den Bitterseen am Roten Meer zum Mittelmeer — mitten durch eine Wüste — damit der Indische Ozean an die Hafendämme Europas schlägt.

Jerusalem, d. 5. April.

Auf einmal bin ich wieder in Jerusalem. Nach der ägyptischen Wärme ist hier die Luft herb und von stürmischen Winden getragen; dem Wiederkehrenden wird fühlbar, daß dieses Land von großer Strenge und in jeder Hinsicht geschaffen ist, um den Menschen das Leben nicht leichter, sondern schwerer zu machen. Gleich am Anfang schon, gestern: an der ungastlichen Reede von Jaffa hatte eine schwere Brandung das Ausbooten unmöglich gemacht, und das Schiff mußte nach Haifa fahren, um seine Passagiere ans Land zu setzen. (Die Bucht des Karmel bietet alle Vorbedingungen für einen guten Hafen — obwohl auch hier noch eine arbeitsreiche Zukunft aussteht, um die Anläufe wahrzunehmen und Haifa an Stelle Jaffas zum ersten Hafen Palästinas zu gestalten.)

In Galiläa ist es Frühling. Das Auto flog vier Stunden lang durch die Landschaft. Zuerst durch grüne Taleinschnitte — an den Hängen weidete Vieh ohne Hüter, aus hohen Blumenfeldern tauchten zottige Schafsrücken, braune, weiße und schwarze Tiere liefen ängstlich, mit kurzen Schrittchen über den Weg; es ist ein Horazisches Land, lieblich und süß, wie man wohl manchmal Felder und Hügel im Frühling träumt. Dann, als der Nachmittag fortschritt, stiegen wir in die Berge von Samaria. Der Wind, der ins Gesicht schlug, wurde kälter und schneidender (eine verwunderte Frage tauchte auf: Palästina — subtropisches Klima?); ein kurzer Aufenthalt in Nablus, der arabischen Hochburg; und darauf in die eiskalte

Nacht des Hochlands von Judäa. Die arabischen Chauffeure sind das Kühnste, was der Automobilismus hervorgebracht hat. Sie sausen mit telepathischer Sicherheit die dunklen Serpentinen hinauf und hinunter, mit der Geschwindigkeit eines Expreßzuges biegen sie um jähe Kurven über Abgründen, die auch dem langsamen Eselreiter bedenklich erscheinen — und es passiert nie etwas. Ihre Hände am Volant scheinen vorausgreifend sich der Straße anzupassen und alle Unebenheiten des Terrains und alle Krümmungen so zu nehmen, wie man atmet, frei und unbekümmert, nur dem Rausch des Fliegens hingegeben —: sie sind eben geborene Fahrer, wie ihre Ururahnen geborene Reiter in der Wüste waren. (Die Beduinen hängen ihren Pferden Amulettketten aus blauem Stein um den Hals, um sie vor Unfällen und bösem Blick zu schützen; dieselben Ketten kann man am Kühler jedes arabischen Autos sehen.)

Am späten Abend traf ich in Jerusalem ein — Jerusalem aber steht im Zeichen eines dreifachen Festes: das christliche Ostern und das jüdische Passahfest sind aus allen Straßen sichtbar und spürbar und werden noch übertroffen von den Sensationen des arabischen Festes Nebi Musa (Prophet Mose). Es heißt, daß der Ursprung dieses extatischen, für die Araber außerordentlich repräsentativen Festes ein politischer war und nichts mit den religiösen Institutionen des Islam zu tun hatte. Der Sultan Salâh-ed-Din soll es in der Zeit der Kreuzzüge eingeführt haben, um der alljährlichen Ansammlung der Christen während der Osterwoche in Jerusalem ein mohammedanisches Gegengewicht zu setzen. Später verlor sich der politische Charakter; aber die religiöse Begeisterung hat bei dem festfreudigen Volk die Zeiten überdauert. — In diesen Tagen strömen die Araber nach Jerusalem — aus Nablus, Hebron, dem Jordantal und aus der Wüste im Süden. In der Stadt hallt und flutet es. Fanatische Tanzprozessionen in tausend Blumenfarben. Städtische Araber, Beduinen und Fellachen sind eins im rhythmischen Wiegen zu Ehren Gottes, die primitiven Instrumente stacheln auf, treiben die Verzückung schrill in die Höhe — „es gibt keinen Gott außer Gott" — Derwische tanzen zum Lärm der Pfeifen, Pauken und Messingbecken, Schaum vor dem Mund, die Augen in eine unfaßbare Unendlichkeit verdreht — „und Muhammed ist der Gesandte Gottes" — immer wieder nur dieses eine höchste Bekenntnis: „es gibt keinen Gott außer Gott" —; Schwerttänze auf dem welligen Pflaster der Straßen in der Altstadt; der Mufti reitet auf einem weißen Pferd, von Fahnen umgeben, den Prozessionen voran, die Feiernden gehen rückwärts, tanzend, und die Glaubensregel in alle vier Weltrichtungen ausrufend. Aus den halbdunklen Gassen ertönt von Zeit zu Zeit grell langgezogenes Frauentrillern, minutenlang.

Es wird noch ein paar Tage dauern, dann zerstreuen sich die Schwärme wieder ins Land hinein. Die Schwadronen der Polizei werden ihre Pferde wieder absatteln können, ohne Judenmassakers zu befürchten. Die englischen Panzerautos werden wieder ihren Dämmerschlaf in den Remisen antreten. —

d. 7. April.

Immer sind hier die starken Gegensätze und Spannungen von Mensch zu Mensch spürbar. Als beherrschende Stimmung der Straße gilt ein unsichtbares, in der Luft liegendes Abwägen: Jude oder Araber. Alles dreht sich jetzt um den dumpfen, nicht zu Ende gesprochenen Haß.

Am Jaffator, unterhalb der Davidsburg, im Mittelpunkt des Verkehrs, reiben sie sich aneinander, stoßen einander, Araber und Juden, alle möglichen Spielarten von beiden: eingeborene Juden mit Tarbusch und weitem farbigem Mantel, festtäglich gekleidete Juden aus Polen, Rußland, Juden aus Persien, Buchara, und in weißen Abbayen die stolzen Maghrebjuden aus Marokko und Tunis; daneben „städtische" Juden aus allen Winkeln Europas; dann die Araber — Städter, Fellachen; Beduinen mit großen Mänteln, die an den Ellenbogen weit gebauscht sind (da man gerne beim Gehen die Arme in die Hüften stemmt) und zum Ausweichen zwingen.

Da noch außerdem die vielen Glocken läuten und eine andere Distanz betonen, gibt es wenig atembare Luft in Jerusalem. Drei Stimmen kreuzen sich immer und scheinen einander zu sagen: Nicht du sollst hier sein —. Eine Ausnahme bilden noch die Basare; in ihnen ist kaum Platz für Hader; in ihrer Emsigkeit konzentriert sich die tiefe Lebenslust des Orients, die nichts anderes will als Nehmen und Empfangen ohne Grenzen.

Ein höchst merkwürdiges Eigenwesen ist Jerusalem — aber keine Stadt, die man, von außen kommend, lieben möchte.

d. 10. April.

Palästina befindet sich im Zustand absoluter Unentschiedenheit; — was ja nicht viel heißen müßte in unserer Zeit, wo die halbe Welt in diesem Zustand lebt: aber hier fällt es ganz besonders auf und drückt jedem Geschehnis, jeder Arbeit sein entwertendes Zeichen auf. Vor allem wird davon die aktivere Schicht umfaßt, die Zionisten. Ihre Erwartungen, hochgespannt in der Richtung eines jüdischen Freistaates — „jüdisch wie England englisch und Amerika amerikanisch" — haben durch die allmähliche Entwicklung der Verhältnisse eine bedeutende Dämpfung erfahren. „Kein Geld, kein Geld," das ist die tägliche Litanei eines kapitalistischen Landes ohne Kapital. Es herrscht eine tiefe, jede Bestrebung ins Provisorium umkehrende Unsicherheit, man ist irgendwie „gekränkt" — hier ist man immer gekränkt —, erwartet Hilfe vor irgendeiner Seite, Kapitalien, die — wenn sie kämen — das Bild ganz anders gestalten könnten. Da man ja nun einmal mit der Unterstützung der übrigen Welt hatte beginnen müssen, wird immer der Schwerpunkt (und natürlich auch die Verantwortung) alles dessen, was im jüdischen Palästina geschieht, auf die Außenwelt geschoben. Ich glaube, daß in dieser Unmoral alles Krankhafte der zionistischen Politik seinen Ausdruck findet, eben das, was sich als „unbehaglicher" und atembeklemmender Konflikt offenbart.

Die arabische Gegenbewegung ist ganz anderer Art. Aus dem Notwendigkeiten der Gegenwart entstanden, will und kann sie nicht durch Schaffung von „Kulturwerten" mit der zionistischen Arbeit konkurrieren; heute — und vielleicht lange noch — sehr primitiv; und darum auch ehrlich: denn es soll noch nichts „realisiert" werden, es ist ein einfaches Krafterwachen in Abwehr von Entwicklungshindernissen; und darum auch nie reaktionär und immer freiheitlich (der Nationalismus des Orients ist immer demokratisch — in tiefem Gegensatz zum europäischen Nationalismus); und intolerant — sieh dir Ägypten an! — nur aus Verzweiflung.

d. 12. April.

Es scheint mir, das für das Nichtgelingen (man kann noch nicht sagen: Mißlingen) des zionistischen Programms tiefere Gründe verantwortlich gemacht werden müssen, als seine Taktik. Zur Beurteilung dieser Bewegung genügt nicht ein Für und Wider die realen wirtschaftlichen Möglichkeiten;

denn in den Grundlagen des zionistischen Gedankens selbst liegt das Kranke. Aus dem großen Unglück und der großen Sehnsucht des jüdischen Volkes nichts anderes herauszuschälen als die Idee einer „Heimstätte" — das ist das Kranke; blind vorbeizugehen an eben diesem Unglück und eben dieser Sehnsucht, ihnen Vorwände zu schaffen, ohne sich nach den letzten Ursachen zu fragen — das ist ja die Krankheit des Judentums selbst! (Sie sagen allerdings: das Unglück sei eine Folge des Golus, in dem die Juden leben; die Sehnsucht richte sich auf die Aufhebung dieses Zustandes und ein eigenes freies Dasein. — Aber die Entwicklung von Völkern ist doch nicht nur eine Reihe von Zufälligkeiten; es lag doch ein Sinn in dem Verlust der Heimat; und solange dieser Sinn nicht erfüllt ist, ist es eben sinnlos, alten Formen ohne neuen Geist nachzustreben.)

Was ist denn das jüdische Leiden — in Wirklichkeit? Eine kurze Antwort: es ist das Leiden um den Verlust der ethischen Bindung. Wir wollen nicht übersehen, daß eine solche Bindung das erste Ziel jeder gesunden Volksentwicklung ist und erst überhaupt Kräfte für produktives Weitergehen freimacht: denn sie ist das Aufgehen jedes Wenn und Aber. In der biblischen Gottesidee hatte sich das junge Volk eine Bindung höchster Art geschaffen; die Kraft hatte Form erhalten. Das Volk war sehr einsam in diesem Zustand. Doch war gerade die Intoleranz gegen „Andersgläubige" kulturschaffend in der biblischen Zeit, denn diese Intoleranz hatte zur Voraussetzung den starken Willen eines Volkes, auf dem einmal als richtig erkannten Weg weiterzugehen und aus dem eigenen Selbst Werte zu gestalten. In dem großen Glauben an das Selbst lag aber die Gefahr eines grenzenlosen Fluches: im Falle einer Abwendung von „Gott", d. h. eines Nachlassens der ethischen Bindung, an der eigenen Kraft zu verzweifeln und sie gegen den eigenen Untergang zu richten. Denn die Kraft hatte sich in „Gott" verschworen zu großen, wenn auch unbekannten Zielen, und mußte nun — als der Fluch wirklich eintraf — ziellos: selbstvernichtend werden. Den Juden blieb das tiefe Schuldgefühl, die eigene Bestimmung, „Gott" — verraten zu haben; und als sie in alle vier Winde gingen, griffen sie automatisch den Begriff „Gott" auf und klammerten sich an ihn wie an eine Form, die einem teuer wird, wenn der Inhalt verloren gegangen. Um das alte Symbol sammelte sich alle Sehnsucht des jüdischen Volkes, das nach einer neuerlichen Bindung dürstete und sie nicht wiederfand. Gott war das Nächste — und zugleich das Fernste. Und aus der früheren kriegerischen, proselytenmachenden Intoleranz wurde die hassende Intoleranz des Ghetto: die Angst, sich immer wieder von dem eigenen „richten Glauben" überzeugen zu müssen. Zwei Jahrtausende lang erhielten Sehnsucht und Angst das jüdische Volk und machten es furchtbar einsam, viel einsamer als es zuvor die Kraft tat, so daß es „den Völkern zum Ekel ward".

Und heute—? Auch heute noch kann man es für die Juden kein Wenn und Aber geben. Es heißt: still werden in sich, Kräfte in sich sammeln — vielleicht für eine spätere Bindung —, Kräfte ziellos in sich sammeln, ohne sofort „realisieren" zu wollen. Der Zionismus aber will unmittelbar „realisieren": eine Heimstätte für die Juden! Er erhebt die Kulisse zum Altar, „Palästina-Sehnsucht" an Stelle tiefster menschlicher Sehnsüchte. Er übersieht, daß die Errichtung einer Heimstätte jeweils das Endergebnis einer Volkskraft war — und niemals ein Hospiz, eine Zuflucht vor dem Leiden —

ARNOLD HAHN

DAS GESETZ VOM EWIGEN DURCHSCHNITT

„H. C. Bumpus vom Marine Biological Laboratory Woods Holl untersuchte 136 Sperlinge, die bei einem Unwetter umgekommen waren, und verglich die Masse der Toten mit den Überlebenden. Es stellte sich heraus, daß gerade die vom Durchschnitt am meisten abweichenden, also die längsten und kürzesten, die mit größter und kleinster Spannweite, mit dem größten und kleinsten Kopfe oder Femur usf. der Katastrophe zum Opfer gefallen waren." (Przibram, Experimental-Zoologie).

Dies ist wohl eines der schönsten Beispiele in der ganzen biologischen Literatur für den Darwin-Spencer'schen Satz vom Survival of the fitist. „Das Überleben des Passendsten", das ist — das Überleben des Durchschnitts. Sowohl der Schwache, als auch der Starke sind dem Untergange näher, der eine, weil er der gewalttätigen Außenwelt zu wenig, der andere, weil er ihr zu viel Widerstand entgegensetzt. Der Starke bietet dem Sturme eine zu breite Front und wird zerschellt, der Durchschnitt hat die Tropfenform des modernen Flugzeugs, vor dem sich die Luft reibungslos öffnet und hinter dem sie sich willig schließt. Dieses Überleben des Passendsten ist der beste Beweis für die Konstanz der Arten und nicht, wie es Darwin wollte, für deren Variation. Und im Grunde genommen ist für das tiefere Denken die Konstanz wunderbarer als die Umbildung. Denn wie viel leichter ist ein ewiger Fluß, eine immerwährende Umformung der gallertartigen Gebilde, die wir Organismen nennen, vorstellbar, als ein ewiges Gleichbleiben auf dieser mit Feuer gefüllten, kantigen, rauhen und unruhigen Steinkugel Erde. Wir werden zur Annahme gezwungen, daß nicht die äußern, kleinen Lebensbedingungen die Arten geformt haben, sondern die alten ewigen Erdbeherrscher, die großen Naturkräfte; und solange wir an die Konstanz der Naturgesetze glauben, der Schwerkraft, der Reibung, des Wärmeflusses, des Lichtes, der elektrischen und magnetischen Ströme, die die Erde umkreisen, solange müssen wir auch an die Konstanz der Arten glauben. Jede Art ist eine Zusammenballung ganz bestimmter chemischer Energien, die unter dem Einfluß der großen Naturkräfte ihre bestimmte Form annehmen m u ß t e. Jeder Versuch einer Änderung durch Züchtung mutet an, als ob man auf einer mit 1 000 000 Kilo belasteten und aequilibrierten Wage durch Hinzufügen eines Milligramms einen Ausschlag bewirken wollte.

Nichts wäre wunderbarer, als wenn das Gesetz vom ewigen Durchschnitt nicht in allen Gebilden, Verhältnissen und Erscheinungen dieser Erde wiederkehrte. Denn die Mannigfaltigkeit der Welt ist nur scheinbar und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das All nach einer unendlich einfachen Formel mit einer einzigen Art von Baustein errichtet ist. Der dichterische Vergleich, der das Ent-

fernteste miteinander verbindet und zur Deckung bringt, ist mehr als ein Schönheitsmittel der Poesie. Er ist die Ahnung von der Kongruenz und Homogenität alles Bestehenden, von der großen, gemeinsamen Formel, von dem konzentrischen Bau der Welt.

So ist es nur selbstverständlich, daß auch die Symbiose der Gattung Mensch, Staat genannt, unter dem Gesetze vom ewigen Durchschnitt stehen muß. Auch der Staat ist ein Knäuel von Elementarkräften, und man wird bei klarer Analyse wieder die alten ewigen Komponenten, Schwerkraft, Reibung, Wärmefluß, Licht u. s. f., als Bildner und Beweger dieses Konglomerates wiederfinden. Unter tausend Worten, Mythen, Sitten- und Staatsgesetzen verborgen, findet man am Ende das Leben des Staates und das Leben im Staate immer in seinen Grundursachen abhängig von Licht, Wärme und dem Umsatz bestimmter chemischer Stoffe, . . . Nahrung. Nichts unterscheidet vor den großen Naturkräften den Staatsbürger von einem Infusor. Geschäft, Handwerk, Industrie, Anwalts- und Ärzteberuf sind im Prinzip nichts anderes, als die Wege, die eine Amöbe zurücklegt, um zu Licht und Nahrung zu gelangen. Das einzellige Tier umschließt mit seinem ganzen Körper die Nahrung und assimiliert sie seinem Organismus; die höheren Tiere haben in ihrem Körper bestimmte Organe zur Nahrungsaufnahme differenziert (Mund, Magen etc.). Der Mensch im Staate, der nicht unmittelbar der Nahrung nachjagt wie das Tier, der sie vielmehr in Form des Geldes erjagt, hat also nicht bloß den Begriff der Nahrung erweitert, sondern auch den Begriff des Fressens und und den Begriff der Freßwerkzeuge. Schon der Erwerb ist hier ein Akt des Fressens, Geldnehmen bedeutet schon Fressen, Feder, Meißel, Pfriem etc. sind Freßwerkzeuge. Der Industrielle, der Arbeiter für sich arbeiten läßt, frißt ihre Arbeitskraft, die Wärmeerzeugung ihrer Muskeln; er frißt die Gehirnenergie seiner Ingenieure. Das gleiche tut der Massaineger, der die Halsvene seiner Rinder anzapft und ihr Blut trinkt. Er gibt ihnen Nahrung und läßt sie immer wieder frisches Blut fabrizieren. Streik ist der Versuch der Arbeitnehmer, ihren Arbeitgeber zu fressen. Staat ist ein notdürftig äquilibriertes gegenseitiges sich Annagen, Ansaugen, Anfressen — oft Auffressen. Denn, wie schon gesagt, besteht Fressen nicht bloß darin, daß dem Magen Muskelfleisch zugeführt wird; der Mensch im Staate frißt ebenso die Wärme, Muskel-, Nervenenergie des andern — er frißt Licht, Schwere, Elektrizität seines Nebenmenschen. Im Staate ist ein jeder das Haustier des andern. Ein jeder hat das Bestreben, möglichst viel zu fressen, möglichst wenig gefressen zu werden.

Nach dem Gesetze vom ewigen Durchschnitt wird auch hier der Passendste überleben, also der, welcher zwischen Fressen und Gefressenwerden die richtige Mitte einhält. Einerseits also muß er

genügend schmackhaft sein (man nennt es sonst nützlich), damit seine Mitmenschen den nötigen Eifer daran wenden, ihn als Haustier zu erhalten, andererseits muß er auch stark genug sein, um sich selbst menschliche Haustiere zu halten. Der über den Durchschnitt Starke wird wohl eine Zeit lang ein Plus des Fressens für sich haben. Aber er wird auch einen unverhältnismäßig größeren Energieverbrauch haben als der mit fast mathematisch geringsten Kraftverbauch lebende Durchschnitt. Ist das Leben des Durchschnitts ein ausgeglichenes Tragen und Getragenwerden, so muß das Leben des Starken mit Naturnotwendigkeit ein Kampf werden. Denn er muß, sofern er wirkt, das Gleichgewicht der Maschinerie stören, muß also Last und Arbeit auf sich nehmen. Er muß dabei zugrunde gehen wie der Sperling mit großen Schwingen oder großem Kopfe. Entweder wird er selbst vom Sturm erschlagen (die Geschichte der Genies der Tat ist eine Geschichte von Mord und Krankheit), oder der Sturm verbraucht ihn so, daß er in seiner zweiten oder dritten Generation zugrunde geht. Nur durch Rückkehr zum Durchschnitt kann sich sein Stamm retten.

Noch schlimmer daran aber werden alle sein, die wohl vom Durchschnitt abweichen, aber nicht im Sinne einer größeren Freßenergie. Jede Hypertrophie einer Fähigkeit oder einer Eigenschaft, die nichtfresserischen Sinnes ist, wird um sie einen Wirbel des Durchschnittsstroms erzeugen, in den sie nur allzuleicht hinabgezogen werden, und dies um so mehr, als eine derartige Hypertrophie meistens durch eine Degeneration der Freßinstinkte kompensiert ist. Aus dem Biologischen ins Menschliche übertragen heißt es: Es ist gefährlich ein Talent zu haben. Wenn es auch schön ist. Wenn es auch manchmal — manchmal! — zum Erfolge führt, d. i. zum Fressen nach Herzenslust. Aber man vergesse nicht, daß das Talent nach zwei Seiten kämpfen muß. Einmal gegen den äußeren Durchschnitt der Mitmenschen, ein harter, böser Kampf; das anderemal gegen den inneren Durchschnitt, den Durchschnitt des genus Mensch in sich selbst, denn auch alle übrigen Organe des eigenen Körpers und Geistes sind auf den Durchschnitt eingestellt. Das Talent hat also auch gegen sich selbst, als Durchschnitt zu kämpfen. Dieser zweite Kampf ist viel härter und hört beim wahren Talente niemals auf. Es ist ein qualvoller Kampf gegen ein durch Generationen bewahrtes inneres Gleichgewicht der Lebenskräfte um einen neuen Schwerpunkt. Das Talent hat sozusagen gegen die Tausend Durchschnittsphilister seiner Vorfahren zu ringen. Schon dieser innere Kampf nimmt einen großen Teil sonst nach außen gerichteter Kräfte, vor allem der Freßkräfte weg.

Aber ist es nötig, die großen Abweichungen des Talents als Beispiele für das Gesetz vom ewigen Durchschnitt heranzuziehen? Zeigt es sich doch gerade jetzt, in der Zeit der Not der geistigen Berufe, daß auch kleine Abweichungen genügen, um den Satz zu

erweisen. Not — das bedeutet in unserer biologischen Ausdrucksweise: Gefressenwerden ohne zu fressen; manchmal auch: Nicht gefressen werden, aber auch nicht fressen. In der Tat muß man alle Menschen mit rein geistigen Berufen als außerhalb des Durchschnitts stehend bezeichnen. Ihre Zahl ist im Verhältnis zu der der andern Menschen gering, die Tätigkeit ihres Gehirns ist eine Ausnahme. Mag auch jeder Beruf mit geistiger Arbeit verbunden sein, so verrichten alle anderen Berufe nur eine Art Handwerk mit ihrem Gehirn. Ihre geistige Arbeit besteht sozusagen in ganz bestimmten, immer wiederholten Handgriffen des Gehirns. Ganz im Gegensatz hierzu besteht die Arbeit des wahrhaft geistigen Arbeiters darin, daß der Wille das Gehirn zu stets neuer, unerprobter Arbeit anpeitscht, es zwingt, neue Eindrücke und fremde Geistesprodukte als neue Lasten im Gedächtnis aufzustapeln und in ungewohnten Verschlingungen und Wellen zu laufen. Schon rein physiologisch muß dieser Umstand bewirken, daß der Blutstrom zum Gehirn ein intensiverer und der Verbrauch an phosphorhaltigen Stoffen als Gehirnnahrung ein größerer wird. Der geistige Arbeiter muß sich also schon im Stoffwechsel und damit in der Arbeitsweise seines ganzen Körpers von allen anderen unterscheiden, er ist also auch physisch eine andere Gattung Mensch; ... dies würde um so klarer werden, wenn etwa der größere Phosphorgehalt des Blutes durch einen Farbenumschlag von rot in dunkelgrün gekennzeichnet wäre. Dann hätten alle geistigen Arbeiter dunkelgrüne Wangen und Hände und würden ohne Weiteres als Ausnahmen empfunden werden. Sie werden es aber auch so, und im allgemeinen hat der gesunde Durchschnittsmensch ihnen gegenüber das Gefühl einer ungesunden, fremden Rasse, die er vielleicht in gewissen Momenten bewundert. Diese Ausnahmemenschen werden nun vom großen Durchschnitt ungern gefressen, sie sind sozusagen für den Durchschnitt keine lebenswichtige Nahrung. In Zeiten des Überflusses sind sie eine Art Delikatesse, von weither importiert, die man aus Neugierde mit Überwindung einer gewissen Scheu kostet, nach längerem Genusse pikant findet und an die man sich halb gewöhnt. In Zeiten der Not entledigt man sich ihrer wie aller Delikatessen. Sie sind die Blätter, die der Baum abwirft, wenn er seinen Haushalt für die karge Zeit des Winters einschränkt. In der Zeit der Not ist der geistige Arbeiter ein Haustier, dem der Durchschnitt die Nahrung vorenthält, weil er für ihn nicht nahrhaft ist, weil sich seine Zucht nicht lohnt.

So sehen wir denn auch tatsächlich, wie ein großer Teil der geistigen Arbeiter, um sich zu retten, in das sichere Element des Durchschnitts zurückkehrt. Ein anderer Teil versucht sich in Durchschnitt und Ausnahme zu spalten: aber wieviele können Diamanten schleifen und einen Tractatus theologo-politicus schreiben? Die Dritten: darben.

Fritz Kortner als John Gabriel Borkmann. Zuletzt sah ich Herrn Kortner als Geßler in der Tell-Inszenierung Jeßners. Hatte diese Einstudierung politische Hintergedanken, dann hat Kortner in das politische Drama einen fürchterlichen Nebensinn hineingebracht. Der Tell war hier als ein hellblonder, still für sich lebender Deutscher von liebenswürdigster Einfalt hingestellt, Kortners Vogt daneben war ein semitischer Tyrann, nicht nur im Profil jüdisch, sondern auch in der jähen Aufgeregtheit und in dem Singsang seiner fettigen Stimme. Durch Kortner bekam dieser „Tell" plötzlich eine Tendenz für Hakenkreuzler. Es war zum Davonlaufen . . . Um so mehr bin ich verpflichtet, einzugestehen, daß sein John Gabriel Borkmann mich, zum erstenmal, von Kortner überzeugt hat. Berthold Viertel, der die Vorstellung und jeden der Darsteller leitete, ist vor allem ein Meister des Theaters, weil er eine pädagogische Natur ist. Er hat die sanfte und feste Hand, komödiantische Naturen zu mäßigen. Er hat die Straub gezähmt (die seither immer nur exzessierte), er hat nun diesen entsetzlich-dämonischen Leopoldstädter zu bändigen gewußt. Kortner, der unter Jeßner tenoristenhaft wurde, und was für ein nasaler Tenor, vergaß die Selbstgefälligkeit seiner asiatischen Physiognomie, und er verlernte die Anmaßung seines nasal-erotischen Gesanges. Zum erstenmal sah ich ihn still, schlicht, vom Geiste durchdrungen. Will Kortner heldisch-verführerisch wirken, dann entblößt er nur sein schlechtrassiges Naturmaterial. Bescheidet er sich als Gestalter, entschließt er sich, eine Figur aus ihrem geistigen Charakter aufzubauen, fügt er sich einem dämpfenden Führer, dann wird aus dem Jargonsänger ein deutscher Gestalter werden. Lernt er gehorchen, dann wird er sich und uns alle Ausschweifung ins Geschmacklose ersparen . . . Ich schreibe das hier auf, weil ich Berthold Viertel und seiner „Truppe" das Beste wünsche. Das Beste, das bedeutet auch in diesem Falle, natürliche Rangordnung der Geister. Bleibt Viertel der Lenker seiner Leute, fühlen seine Mitarbeiter das Glück demütiger Unterordnung, spüren Alle die stärkende Kraft seiner ethischen Begabung, dann wird um ihn herum die letzte Oase des absterbenden Theaters aufblühen . . . Beiläufig: Sollte man dieses grandiose Drama nicht einer sprachlichen Revision unterziehen? Da sagt ein altes Fräulein zu einem Greis: „Du hast das Liebesleben in mir getötet". Ist das nicht beinahe Courths-Mahler? Und doch erschüttert der romanhafte Satz (der vielleicht dem Übersetzer anzukreiden ist), weil hier eine erschütternde Drei-Einsamkeit gestaltet ist. Gerade diese innere Isolierung aller Personen hat Viertel in Raum und Ton zu gestalten gewußt. Hier ist ein Meister, gläubet mir.

Ein kleines Buch begleitet mich acht Tage lang: Emil Schibli: Die innere Stimme (H. Haessel-Verlag, Leipzig). Die Geschichte eines vaterlosen Proletarierjungen, der auf langen Umwegen sein Ziel erreicht: er wird Lehrer. Ein autobiographisches Buch. Ein wohltuendes Buch, in dem keine unwahre Silbe steht. Elend im Hause der Mutter, die an einen Schneidergesellen verheiratet ist. Aber Elend in der Schweiz, also Elend in blauer Luft, Elend, auf das die Sonne scheint. Pubertätskämpfe des Knaben, aber immer Sünden in Unschuld, Sünden, die den Charakter nicht beschädigen. Schließlich der langsame Serpentinenweg eines Aufstiegs mit allerlei Zwischenstationen innerer Gefährdung. Doch dem Knaben und Jüngling erstehen immer wieder helfende Geister. Lag es am Blick des Knaben, der Seelen weckte? Wehen doch durch die ärmste Welt die sanftesten Strömungen? Es gibt Anziehungskräfte der Güte. Auch die verarmte Welt ist nicht entgöttert. Das kleine, einfache, liebe Buch gibt, ohne große Worte, ein bißchen Lebensglauben und deshalb tut es wohl. Deshalb trug ich es acht Tage bei mir und las es Stück für Stück. Und wußte nicht, warum ich im Berliner Gewühl froher als sonst war. Ganz nebenbei ist in der kleinen Lebensgeschichte nur gestreift, daß in dem jungen Menschen dichterisches Wesen treibt. Aber da ist einmal ein Gedicht des Erzählers zitiert, das Gottfried-Keller-würdig ist:

Tod ich bin wund. Mein Schritt ist zag und schwer.
Du weißt es ist so dunkel um mich her.
Ach meine Seele leidet Not;
Komm hol mich Tod.

Komm nur, ich bin auch reif zur Mad.
Komm du geheimnisvoller Kamerad,
Komm nur herzu und schau mir ins Gesicht,
Ich fürcht mich nicht.

Führ du mich einen Weg, vom Leben weit,
Daß mir kein Lärm mehr in die Ohren schreit.
Leg du mich sachte in die dunkle Truh',
Dann hab ich Ruh.

Ja ich bin müd, gar sehr. Ich bin kein Held.
Wie bitter schmeckt mir doch die Welt!
Komm, meine Seele leidet Not.
Komm hol mich, Tod.

Mit dem heutigen Tage, an dem er sich einem der großen und aktiven Filmkonzerne Deutschlands verpflichtete, scheidet er als produktiver Faktor für das deutsche Theater endgültig aus.

Legt man nun Wert auf die Feststellung, daß dies nach einem der stärksten Erfolge geschieht, die in diesem Lande zwischen Kulissen erreichbar sind; daß die mangelnde Bereitwilligkeit einem anderen Stücke gegenüber Eindruck zu machen durchaus verfehlt hat; daß die Schnelligkeit, mit der dem Dahingegangenen das gesamte deutsche Theaterwesen beim Hals hinaushing, unabhängig war von der quadratisch ansteigenden Abstiegsgeschwindigkeit der leitenden — Köpfe: so wird der auf die Verworrenheit des Daseins gerichtete Zeigefinger allzu weit ausgestreckt sein und allzu ernst betrachtet die Lage der Greise, die mit bewundernswerter Seßhaftigkeit und weitaus zu kurz geratenen Beinen auf sehr hohen Stühlen sitzen. (Über ihnen ist kein Himmel, sondern es sind Magenkranke.) Vielmehr sind gerade diese Zustände eher geeignet, das Dahinscheiden des Verblichenen noch rätselhafter zu machen.

Vielmehr geht die Feststellung, warum ein Mann, der sich für einen produktiven hält, das Theater verlassen muß, nicht aus von der Passivität der Bühne, sondern von der Aktivität des Films.

Schließlich kamen sie an, Passivitäten zu besiegen und waren auf alles gefaßt. Wo alles stinkt, kann das Theater allein nicht duften. Auch ein Schwindsüchtiger kann einen gesunden Blinddarm haben. Manche wenden sich gleich ab, andere sind gläubig; diese sind zu bedauern. Denn es stellt sich sofort heraus, daß das Theater an einem Überfluß an Talenten leidet, den es einfach nicht erträgt. Sie haben soviel gute Stücke, daß sie auch bessere nur zweimal und soviel Geld, daß sie schlechte überhaupt nicht aufführen. Das Echo ihrer Taten ist ein europäisches und sie wissen genau, was sie wollen. Leider wissen das andere auch: sie wollen das Theater auf den Hund bringen.

Aber haben diese wohlverdienten Männer nicht völlig recht? Haben sie, beim Klang der Kreide und der Autohupen, die Zeit nicht mehr erfaßt als jene, die auf Kosten einer an sich stets unschuldigen Menge den Schrei gestalten und den Sinn des Daseins suchen, zweimal wöchentlich? Berechtigt sprachliches Können zum Losgelassenwerden auf überreizte Instinkte? Wird der Kreis des Theaters nicht täglich enger und kennt man nicht Dutzende ehrenwerter Männer, die selbst geschenkt in kein Theater gehen? Wäre nicht auch der staatliche Obolus zum freien Besuch der Schauspiele ein Fiasko in dieser Zeit, wo jeder Handlungsgehilfe zweitausend Mark dem Kino hingibt? Lebt nicht auch die beliebte

Operette heute schon mehr vom Auge als vom Ohr und ist es nicht bis in höchste Kreise völlig egal geworden, von wem und mit wem wieder einmal gestohlen worden ist?

Seit Poe, seit Rimbaud wird die europäische Sprache aus einer akustischen eine visuelle. Die optische Analogie beherrscht das gesamte Kunstgebiet. Die Expression beruht auf der Notwendigkeit der primären Visionen. Die Phantastik unserer Erscheinungen durchbricht das klanglich geschlossene System.

Es ist kein Zufall, daß im Film Geld ist und im Theater Armut. Jede Zeit bezahlt ihre Essenz. Das Kino ist Extrakt der Epoche, das Theater nur mehr ihr Surrogat. Das Publikum ist nicht so ganz entscheidend, wie man glaubt. Entscheidender ist die Geste, mit der Milliarden hingehaut werden. Entscheidender ist die Brutalität, mit der das Geld wieder hereingeholt wird. Das Wesentliche und Erfreuliche an der Kunst ist seit jeher die Passivität derer, die für sie zahlen. Das pausenlose Kino hat diesen Zustand noch mehr betont. Nicht das Publikum will das Kino; sondern das Kino will das Publikum.

Sie werden hier den Haken bemerken, an dem sich die Theaterlaufbahn des Heimgegangenen aufgeknüpft hat. Es hat ihm auf die Dauer keinen Spaß mehr gemacht, für hundert Leute in Deutschland Stücke zu schreiben und sich dann noch obendrein sagen zu lassen, wie man es besser hätte machen können. Er verzichtet dankend, vom Wohlwollen schlechtbezahlter Dramaturgen abhängig zu sein und von der Konjunktur allzu ehrgeiziger Regisseure. Mit einem milden Lächeln für die Direktoren, mit einem Dank für die Schauspieler verschied er.

Nun wird er in der Hölle sitzen und Filme schreiben. Er wird schmoren; aber der Film, Gott sei Dank, kennt ja keinen literarischen Schmuß. Man behauptet, das geht in Amerika nicht und jenes lieben die Japaner. Man weiß, wieviel Geld man nicht hat und welches Sujet man brauchen wird. Die Lebendigkeit einer Kunst ist abhängig von ihren äußeren Hemmungen. Anders ausgedrückt: man ist entweder eine Milchkuh, und dann muß man gemolken werden, aber richtig. Oder sie beschränken sich auf den inneren Drang und dann werden sie zweifellos auf dem Viehhof enden.

Denn dies ist das fleischfressende Zeitalter.

Amen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Maiwoche

Das deutsche Angebot an die Alliierten enthielt als Kernstück den Vorschlag, bis zum 1. Juli 1927 eine Anleihe von 20 Milliarden Goldmark an den internationalen Märkten aufzunehmen und den Erlös, abzüglich Zinsen und Amortisation für eine Reihe von Jahren, den Reparationsgläubigern zur Verfügung zu stellen. Man muß sich wundern, mit welchem Vertrauen auf seine Stichhaltigkeit dieses Projekt in Deutschland aufgenommen worden ist. Kein einziges ernst zu nehmendes Organ im Ausland hat unterlassen, darauf hinzuweisen, daß eine Anleihetransaktion in dieser Höhe gegenwärtig unter keinen Umständen durchführbar ist, weder für Deutschland noch für irgend einen anderen Staat. In der Tat übersteigen Summen dieses Ausmaßes bei weitem die Leistungsfähigkeit des internationalen Geldmarktes, und die Wahrscheinlichkeit, selbst unter weit günstigeren Verhältnissen innerhalb vier Jahren auch nur einen sehr erheblichen Bruchteil dieses Betrages mobilisieren zu können, ist so gering, daß man sie praktisch schon mit Null bewerten muß. Die Bedeutung von Milliarden — von Goldmilliarden! — scheint selbst in Fachkreisen nicht mehr ganz klar ermessen zu werden, und es scheint gut, sich den wirklichen Wert solcher Ziffern von Zeit zu Zeit wieder einmal zu vergegenwärtigen. In dieser Beziehung ist es vielleicht lehrreich, aus einer soeben veröffentlichten eingehenden Untersuchung zu erfahren, daß die gesamte ausländische Beteiligung an der Industrie des russischen Reiches sich bis zum Kriege auf nicht mehr als auf rund 4 Milliarden Goldmark akkumuliert hatte. Dies repräsentiert also das Ergebnis einer jahrzehntelangen Investitionstätigkeit des anlagesuchenden Weltkapitals in einem fremden Lande, — aber eines gesunden, zukunftsreichen Landes und nicht einmal in seinen Staatswerten, sondern in der unmittelbar produktiven Industrie. Es ist absurd zu glauben, daß das zerrüttete Deutschland für rein staatliche Zwecke in vier Jahren fünfmal so viel sollte aufbringen können.

Ein zweites Beispiel liegt übrigens noch näher: die österreichische Kreditaktion, die gegenwärtig vor ihrem Abschluß steht. Österreich hat im vorigen Jahre eine innere Goldanleihe aufgenommen, deren Ergebnis — rund 50 Millionen Goldkronen, — wesentlich höher war als der erbärmliche Ertrag der deutschen Dollaranleihe. Österreichs Staatsbudget ist in sichtbarer Gesundung begriffen, das Defizit zum Beispiel, das im Oktober vorigen Jahres noch 572 Milliarden Kronen betrug, hat sich bis zum März auf 307 Milliarden verringert. Real wie psychologisch also sind die Vorbedingungen für eine Anleihe hier viel günstiger, als im Falle Deutschlands, — von dem Fehlen

unserer Reparationshypothek und den immerhin stabileren innen- und außerpolitischen Verhältnissen Österreichs garnicht zu reden. Trotzdem steht die dem österreichischen Staate im Genfer Protokoll zugesicherte „Sanierungsanleihe", insgesamt nicht mehr als 650 Millionen Goldkronen, also rund 0,6 Milliarden Goldmark, noch heute, nach monatelangen Vorverhandlungen, erst vor ihrer Verwirklichung. Und dieser Kredit umfaßt nicht einmal durchweg wirklich neu zu zahlende Gelder; es werden eine Reihe früherer Vorschüsse in ihn eingerechnet werden, so daß die Gesamtsumme der von allen Staaten der Welt gemeinsam auffzubringenden neuen Summe den Betrag von ½ Milliarde Goldmark noch nicht erreicht. Die Schwierigkeiten, die der Anleihetransaktion eines relativ gefestigten Staates entgegenstanden, als es sich noch nicht einmal um eine halbe Milliarde handelte, können einigen Aufschluß über die Schwierigkeiten geben, die Deutschland bei dem unmöglichen Beginnen zu überwinden haben würde, das vierzigfache dieses Betrages, 20 Milliarden, für sich zu mobilisieren.

Aus New-York wurde dieser Tage ein Börsenschwindel gemeldet, der sich nicht nur durch seine Dreistigkeit, sondern auch durch seine Einfachheit auszeichnete. Irgendwer hatte offenbar große Bestände einer gewissen Aktiensorte im Portefeuille und wollte sie zu gutem Kurse an den Mann bringen. Um einen guten Kurs zu machen, muß man Nachfrage schaffen. Und also erfand unser Freund folgendes Mittel: Er ließ zu gleicher Stunde aus verschiedenen Städten an ungefähr 20 Banken Kauforders ergehen (natürlich mit falschem Namen gezeichnet), und jeder Kaufordre legte er einen Barscheck in entsprechender Höhe bei, natürlich einen ungedeckten. Es war anzunehmen, daß all diese Ordres gleichzeitig ausgeführt werden würden, daß der Kurs einen Börsentag lang steigen müsse, und daß der glückliche Spekulant am nächsten Tage, wenn der Schwindel herauskam, sein Schäfchen schon im Trockenen haben werde. In all der Kalkulation war nur ein Loch: daß die Börsenvertreter der New Yorker Banken ihre Ordres offensichtlich gut mit einander durchsprechen und daß sie dadurch ziemlich rasch stutzig wurden und die Deckung der Schecks erst einmal nachprüfen ließen. Was wäre geschehen, wenn die Sache in Berlin, in Hamburg oder Frankfurt gespielt hätte? Unwahrscheinlich, daß in dem wüsten Chaos, das heute in den Börsengeschäften unserer Banken herrscht, in dieser Desorganisation, die es so weit gebracht hat, daß man zuweilen erst nach Wochen Abrechnungen getätigter Transaktionen erhalten kann, — unwahrscheinlich, daß bei uns rechtzeitig auch nur die Ahnung eines Verdachtes aufgedämmert wäre. Schwindlern, die sich den mangelnden Kontakt, die mangelnde Aufmerksamkeit, die mangelnde Organisation unseres heutigen Börsenbetriebes zu nutze machen wollen, sei die Methode des New Yorker Pioniers also empfohlen.

Im vorigen Heft haben wir uns über die Frage nach dem Glaubensbekenntnis auf den Steuererklärungsformularen gewundert. Inzwischen ist uns durch amtliche und private Aufklärungen das Wundern wieder ausgetrieben worden. Die Sache hat unter heutigen Verhältnissen wirklich einige Berechtigung, nämlich im Hinblick auf die Kirchensteuern, die ja zusammen mit der Einkommensteuer veranlagt und erhoben wird.

Die neue Devisenverordnung wird bis zu dem Tag, an dem diese Zeilen im Druck erscheinen, wahrscheinlich schon veröffentlicht worden sein. Sie hat schließlich eine Gestalt erhalten, die durchaus den Erwartungen entspricht, die man nach Lage der Sache und nach der Art, in der die Paragraphen in wochenlanger Verhandlung schließlich zusammengestoppelt wurden, hegen mußte. Im großen und ganzen darf man sich, wie die Dinge heute liegen, von keinerlei Art Devisengesetzgebung wesentliche Einflüsse auf die Entwicklung des Markwertes versprechen. Wenn man aber überhaupt schon zu gesetzgeberischen Mitteln greifen will, statt sich etwas ernsthafter als bisher mit den wirtschafts- und finanzpolitischen Tatsachen zu befassen, die letzten Endes diese fortwährende Verlotterung der Mark verschulden, so ist ganz sicher, daß nur das drastischste Regime nennenswerten Nutzen bringen könnte, nämlich die absolute Zentralisierung des Devisenverkehrs in der Art, in der es die Tschechoslowakei mit so bedeutenden Erfolgen durchgeführt hat. Solche zentrale Regelung hätte mindestens den Vorteil, daß sie in jedem einzelnen Falle die Durchsetzung derjenigen Grundsätze erzwingen würde, die man als für den Devisenverkehr im Landesinteresse für richtig erachtet, — wobei ganz dahingestellt sei, wie diese Grundsätze im einzelnen beschaffen sein mögen. Viele Kritiker halten es aus guten Gründen für undenkbar, wirklich stichhaltige Unterscheidungen zwischen berechtigten und unberechtigten Devisentransaktionen zu stigulieren. Aber wie immer die Unterscheidung auch getroffen werde, sie wird zu einem besseren Spiele, wenn die Ersatz-Zentralinstanz, die Reichsbank, nur in einzelnen Fällen, hie und da, als Stichprobe „Auskünfte" verlangen kann, während das ständig fließende Geschäft, d. h. also 99 % der Vorgänge, praktisch dennoch kontrollos den Banken überlassen bleibt. Diese Ersetzung ständiger Kontrolle durch zufällige, einmalige, sowie die Gefahr, daß ganz einseitige Bevorzugungen und Schikanen aus der Handhabung dieses Regimes sich ergeben werden, ist der entscheidende Grund, warum die neue Devisenverordnung, die letzten Endes keine wirtschaftliche, sondern nur eine politische Bluffverordnung ist, unmöglich bessere Wirkungen wird erzielen können, als ihre Vorgänger.

GLOSSEN

DER PAPIERZWERG

Bekannte aus Wien erzählen mir, der Fackelkraus habe wieder ein halbes Heft gegen mich zusammengestichelt. Mit dem Fackelkraus von Berlin aus zu polemisieren, ist ein Vergnügen. Man bekommt nämlich nie die Antwort zu lesen. Die „Fackel" leuchtet nur bis Meidling oder Floridsdorf. Ich könnte mir ja mit beharrlichen Anstrengungen eines der roten Klatschhefte anschaffen, aber dazu fehlt der Impuls. Ich halt's auch ohne das aus. Ist man kein Gassenjunge auf Lebenszeit, dann verliert sich mit den Jahren die jugendliche Empfindlichkeit für Lob und Tadel, Beschimpfung und Huldigung. Und da ich den Fackelkraus als pathologischen Narziß kenne, immer mit sich beschäftigt, immer nur von sich erfüllt, so ist mir sein Geschrei, nachdem ich ihm auf den Fuß getreten bin, ziemlich gleichgültig. Der Fußtritt kann nötig sein, bei dem Geschrei mich aufzuhalten, ist überflüssig.

*

Übrigens könnte ich den kleinen Kraus zugrunde richten. Auf einen Nasenstüber von vier Dutzend Zeilen antwortete er zwanzig Seiten lang. Ich nehme an, daß er auf meinen in Wien erschienenen Aufsatz „Der Pazierzwerg" in einem Buch geantwortet hat. Da ich Niemanden auftreiben kann, der die Geduld hatte, diese nichts-als-nur-persönlichen Sticheleien zu Ende zu lesen, so würde ich durch eine lange detaillierte Antwort eine Serie von Fackelbänden heraufbeschwören. Diese Bibliothek könnte eben höchstens zwei Leser finden, den Fackelkraus selbst, und mich (wenn ich nicht von so niedriger Dickhäutigkeit wäre). Zurechnungsfähige Leser, selbst die paar Caféhauskiebitze, müssen vor diesen Advokaten-Plaidoyers entfliehen, ob Kraus sie nun mit der Detailwitzigkeit des satyrischen Routiniers oder mit den alttestamentarischen Flüchen eines M. Benedikt vorträgt. Beiläufig, es steckt im Grunde ein alter mährischer Pathetiker, ein richtiger Moritz Benedikt, im Fackelkraus. Man bekämpft ja immer nur seinen Vetter.

*

Ich bekämpfe den Fackel-Kraus keineswegs. Er ist ein Lokalhumorist, über den man, wenn man ihn nicht in zu großen Portionen genießt, zuweilen lachen kann. Er hat sich in der Wiener Atmosphäre, ohne die er undenkbar ist, unzweifelhafte Verdienste erworben, er führt das Amt des freiwilligen Zeitungs-

zensors mit außerordentlichem Fleiß, er verfolgt die große und kleine Presse mit bewundernswürdiger Detail-Leidenschaft, zuweilen erinnert sein Berufsingrimm an den alten Landesgerichtsrat Holzinger, der in seiner Wut auf die Zeitungen auch belustigend anzusehen war. Unzweifelhaft hat der beharrliche kleine Krieg, den Kraus gegen Unsitten der Wiener Presse geführt hat, nützlich gewirkt, viel stärker, als der alte „Hans-Jörgl", der sich, freilich mit bescheidenerer Geste, ähnliche Aufgaben gestellt hat. Der Wortwitz des Fackel-Kraus ist oft billig, das gerade verbürgt seine Wirkung. Er hat auch ein hübsches Vortragstalent, singt so gut wie ein durchschnittlicher Possenkomiker und hat daneben noch ein sehr tönendes Schauspielerpathos, das aus der Tradition der alten Burg stammen soll. An seinem fünfzigsten Geburtstag, der im nächsten Jahr gefeiert wird, wird man das alles gerechterweise zu Gunsten des Jubilars anführen müssen.

*

Seit zehn Jahren habe ich nur dann und wann eines der roten Hefte, die Kraus herausgibt, gelesen. Die meisten kamen mir nicht zu Gesicht, dem Lokalhumoristen ist naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen, aber auch die Hefte, die ich sah, habe ich nur durchflogen. Es genügt, daß ich einen Zipfel des Gelesenen ansehe, ich brauche den ganzen Ballen nicht aufzurollen, ich kenne jeden Faden dieses nicht sehr haltbaren Stoffes. Jedes Heft der „Fackel" ist in drei Wochen altgebacken, die journalistische Verve dieser nichts-als-nur persönlichen Polemik ist kurzlebig. Niemand kann mir einreden, daß diese satirische Routine, dieses Schauspielerpathos aus erster Hand kommt. Bei mir und den anderen Redakteuren der „Arbeiter-Zeitung" (die ihm die ersten Nummern der „Fackel" schrieben) hat der bürgerliche Wortwitzbold gelernt, die Justiz anzuklagen, von Frank Wedekind hat er — frühzeitig, wie ich zugebe — den Haß gegen die bürgerliche Erotik übernommen, und von Peter Altenberg stammt sein revolutionärer Ingrimm gegen die wienerisch-jüdische Bourgeosie, der er beinahe entsprossen ist. Kraus stammt nämlich, laut Kürschner, aus Gitschin in Böhmen. Dort hatte der alte Kraus eine Papiersäcke-Fabrik; will sagen, die Sträflinge in den österreichischen Zuchthäusern klebten, wie ich damals auf meinen Wanderungen durch die Strafanstalten immer wieder klagen hörte, zu Schundlöhnen Papiersäcke für den alten Kraus. Aus diesem zusammengeklebten Vermögen entspringt Krausens innere Freiheit.

*

Es ist erlaubt, vom alten Kraus in Gitschin zu sprechen, weil dieser Kontrast: alter jüdischer Kaufmann — junger christelnder Poet das eigentliche Schema der Krausschen Satire ist. (Es stammt, wie gesagt, aus den revolutionären Kaffeehausreden Altenbergs.) Nach diesem Schema hat er Werfel gegen Werfel, Hofmannsthal gegen Hofmannsthal, ja sogar Stefan George gegen einen nicht existierenden Papa Abeles ausgespielt. Ein sehr triviales Verfahren zur Desillusionierung. Die Hälfte der Wirkung der Kraus'schen Literatursatire stammt aus dieser im Grunde armseligen Methode der Verkleinerung, armselig, weil ja das Geniale, Einmalige eines Geistes werder aus Gitschin, noch von der Prager Kleinseite stammt.

*

Ich sehe den kleinen Kraus immer hinter einem großen Stoß Zeitungen. So höckte er vor zwanzig Jahren Nacht für Nacht im Kaffeehaus, ein

Zwerg hinter einem Zeitungsberg. Sein Rücken beugte sich über den Zeitungshaufen, den er sich zusammengehamstert hatte. Der ganze Kraus ist mir aus diesem Bilde erklärlich. Vor allem braucht man zur Kraus-Analyse die Psychologie des Zwerges. Der Zwerg rächt sich an der Welt, aus der er hervorragen möchte. Gerade der Allzu-Kleine hat die Sucht, herauszuragen, und wenn die Welt ihn übersieht, nimmt er an ihr Rache. Die Minderwertigkeit des Zwerges erzeugt in ihm ein tolles Superioritätsgefühl. Daher die pathologische Eitelkeit fast aller Zwerge. Ich brauche von diesen klinischen Symptomen bei Kraus nicht zu sprechen. Wer einmal ein rotes Heft in der Hand gehabt hat, kennt diese groteske ausschweifende Eitelkeit. Vor fünfundzwanzig Jahren — ich mache Kraus die Freude, mich an ein Gespräch mit ihm zu erinnern — als der erste Aufsatz von Kraus in der Münchner „Gesellschaft" erschien, fragte er mich im alten Café Griensteidl: „Was gäben Sie drum, wenn Sie so berühmt wären?" Diese komische Entblößung einer pathologischen Eitelkeit war der erste starke Eindruck, den ich von Kraus empfangen habe.

*

Alle Zwerge, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, hatten eine schwärmerische Ader. In dem Moment, da ihr Schwarm nicht genügende Beachtung fand — und die Empfindsamkeit der Zwerge ist bis zur höchsten Reizbarkeit entwickelt — da schlug die Schwärmerei in Hohn, die Liebe in Haßliebe um. Immer wieder habe ich beim jüngeren Kraus dies Umkippen von einem Extrem ins andere erlebt. Er war, als ich ihn kannte, Journalist aus Passion. Damals schrieb er Woche für Woche seinen die Lokalereignisse glossierenden Artikel für die „Wage" Ich nehme an, daß diese Aufsätze nicht aus bloßer Eitelkeit, sondern aus Beeinflussungstrieb geschrieben worden sind. Beeinflussungstrieb aber — das ist journalistische Passion. Sei es nun, daß der Zwerg nicht genug auffiel, er fühlte sich fortwährend „totgeschwiegen", sei es, daß er die pressefeindliche Haltung der damals von ihm entdeckten „Arbeiter-Zeitung" übertrumpfen wollte, allmählich schlug die Berufsliebe in Berufshaß um. Der Zeitungsschreiber von Passion kostümierte sich mit Schopenhauer-Zitaten, die Fritz Eckstein ihm gezeigt hatte, als prinzipieller Zeitungsfeind. Umgekippter Berufsenthusiasmus. Dies Umschlagen von kritikloser Schwärmerei in giftige Analyse ist ihm noch öfter passiert. Ich will, obwohl wir von alten Zeiten plaudern, nicht von seiner glühenden Begeisterung für Otto Ernst sprechen. Am lautesten kippte er bei Maximilian Harden um, den der jüngere Kraus bewundert und imitiert hat, um die Imitation allmählich in (immer noch) nachahmende Satire zu verwandeln. Er schwärmt Hauptmann an, wird

nicht genug beachtet, wird gelb vor Giftigkeit und will dann mit einem Male Hauptmann nach dem „Hannele'" das weitere Dichten untersagen. Kein Lebendiger größeren Formats, dem der Zwerg nicht aus mehr oder minder verschmähter Liebe Beschimpfungen nachschmisse. Hauptmann, Hofmannsthal, Schnitzler, Werfel, Ehrenstein, Reinhardt, Kainz, jeder ist kleinwinzig vor Karl Kraus. Das gehört ja auch zum Gesetz der Gattung. Der Zwerg will nur Zwerge sehen! Bin ich Zwerg, so sollst du es auch sein! Deshalb werden die Mittelmäßigen systematisch hinaufgelobt, nicht um sie zu erquicken; sondern um die anderen zu verkleinern. Jeder schlechte Lyriker, der einmal an den Stammtisch kam, ist ein Phänomen. Ist Josef Kainz ein großer Schauspieler? Kraus hält ihm den Berliner Bonvivant Eugen Burg als Vorbild unter die Nase. Ein paar unschädliche Tote werden als Hausgötter aufgestellt (vor denen man Lebende opfern kann), Girardi, Nestroy, die Heroen des alten Burgtheaters. Aber über den freiesten und anmutigsten Dichter Wiens vor und nach der „großen Zeit", über Alfred Polgar, war in fünfundzwanzig Jahren der „Fackel" kein Wort gesagt. Was für ein hysterisches Zwergengekreisch würde der Fackel-Kraus über solches Totschweigen anstellen.

*

Der Zwerg verschwindet hinter dem Zeitungsberg. Der Haß des Kraus gegen die Zeitung ist die Auflehnung gegen sein eigentliches Element. Er lebt in der Zeitung, mit der Zeitung, durch die Zeitung, von der Zeitung. Er ist nicht denkbar ohne die Zeitung. Er nährt sich von der Zeitung, er empfängt das Dasein durch die Zeitung, er ist einsam mit der Zeitung. Er erlebt gar nicht mehr direkt, er erlebt nur mehr auf dem Umweg der Zeitung. Er hat nicht (oder nicht mehr) die Fähigkeit, ein Buch zu lesen, sein Gebiß ist nur mehr auf Zeitungsbrei eingerichtet. Er hat nie einer politischen Partei direkt ins Auge gesehen, er kennt sie nur aus der Zeitung. Er hat den Krieg erlebt aus den Zeitungen. (Der kleinste, feigste Kriegsberichterstatter hat einmal wenigstens das unmittelbare Erlebnis des Zitterns, seiner Angst gehabt.) Er erlebt nicht einmal mehr das Theater, nur die Theaterkritik. Ich glaube, sein Liebesleben beschränkt sich auf die Lektüre von Heiratsannoncen.

*

Für den Typus Karl Kraus hat Gerhard Hauptmann (als es ihm schon verboten war) gedichtet:

Ich bin Papier, Du bist Papier,
Papier ist zwischen Dir und mir.
Papier der Himmel über Dir,
Die Erde unter Dir Papier.
Willst Du zu mir und ich zu Dir:
Hoch ist die Mauer von Papier.
Doch endlich bist Du dann bei mir,
Drückst Dein Papier an mein Papier.
So ruhen Herz an Herzen wir,
Denn auch die Liebe ist Papier,
Und unser Haß ist auch Papier,
Und zweimal zwei ist nicht mehr vier;
Ich schwöre Dir, es ist Papier.

Aber . . . sein Werk „Die letzten Tage der Menschheit“ oder wie es heißt. Ich kenne den Schöpfer zu gut, als daß ich auf die Schöpfung neugierig wäre. Moritz Heimann schrieb einmal: „Jedes Urteil beruht auf ein Vor-Urteil.“ Trotzdem wollte ich mir das Stück ansehen, als ich vor einigen Wochen in Wien war, aber es war, wie mir im Theater gesagt wurde, nach ein paar Aufführungen abgesetzt worden, weil die paar Vorstellungen, trotzdem Arbeitervereine zum Stopfen benutzt wurden, hundeleer blieben. Füllt nicht dieselbe Bourgeoisie in Wien seine Vorlesungen? Aber sie verlangt vom Ochsen nur Rindfleisch, den Kraus hält sie sich bloß wegen der „Bosheiten“ (was für ein trauriges Gewerbe!). Das ist die alte Wiener Saphier-Tradition. Es muß immer ein Witzbold da sein, der Niemanden lieben kann und also auch keinen zu schonen braucht. Spaßmacher der intelligenten, neidischen Hof- und Gerichtsadvokaten. Diesen Verehrern muß er die richtige Gabe bringen, nämlich Selbsterniedrigungen, Journalismus gegen den Journalismus.

Will man den Fackelkraus richtig würdigen (zu seinem 50. Geburtstag), so gebe man eine Sammlung der kleinen Bissigkeiten und Spitzigkeiten heraus, mit denen er die Wiener Bourgeoisie (und einen oder den anderen senilen Sozialdemokraten) gekitzelt und erfreut hat. Diese Sammlung etwas verstaubter Parfidien will ich auch dann und wann gern in die Hand nehmen. Dort liegen Krausens unbestreitbaren lokalen Verdienste. Um dieser örtlichen Scherze willen würde ich ihm das Ehrengrab der Stadt Wien nicht verweigern. *St. Gr.*

ABENDUNTERHALTUNGEN

Nelson

Vor einem halben Jahr war dieses Revuetheater noch politisch angehaucht, Tucholski dichtete, Rößler scherzte. Heute ist (abgesehen von einer durch die Umgebung deplacirten Verhohnepipelung Poincarés) in der Revue „Götter im Olymp“ nur von Geschlechts- und

Devisenverkehr die Rede. Pikant? Die Librettisten tragen faustdick auf. Aber wer nicht auf die Worte, so nett gereimt sie sind, aufpassen will, sondern auf Nelson, der sie in viel feinere Musik gesetzt, wer Freude an Kainers verwegenen Kostümen hat, wen das Anschauen von acht kühn entkleideten Frauen erquickt, der findet hier das geschmackvollste Bühnenbild, die raffiniertesten Tanzeinfälle und die delikateste Chansonsängerin Deutschlands, Käte Erlholz. Herr Nelson könnte aus seinem Bühnchen eine Offenbachsche „boite“ machen. Er hat sich selbst, vor allem sich selbst, den kecksten Maler, den geschicktesten Tanzmeister, den höchsten Geschmack für Darsteller. Es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit: Textschreiber von zarterem Witz. Zur Erotisierung des Theaters, halten zu Gnaden, ist auch ein klein wenig Delikatesse nötig.

DER SOMMER

Aus einem Schüleraufsatz.

Die Sonne begann kräftiger zu strahlen, die Kinder gingen in luftigen Kleidern spazieren, Paare legten sich auf die Wiese und wenn der Herr Lehrer mit uns ins Freie zog, zog er seinen lüsternen Rock an.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 18):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Maiwoche

Die Republik", erzählte der herzensgute Reichswehrminister Geßler im Reichstag, „ist in Deutschland so gefestigt, daß sie es ruhig wagen kann, liberal und tolerant zu sein." Das ist ja eine höchst erfreuliche Mitteilung. Wenn die Republik so fest begründet ist, so müssen ihre Wurzeln in den Köpfen der Deutschen sitzen. Welcher Deutschen? Geographisch genommen: Wo blüht der Enthusiasmus für die Republik am Höchsten? In Norddeutschland? In Pommern? In Mecklenburg? In Ostpreußen? Oder vielmehr in Süddeutschland? Vornehmlich in Bayern? Aber auch das sächsische Bürgertum schäumt über vor republikanischer Gesinnung. (Man sehe sich nur das Organ der sächsischesten Sachsen, die „Leipziger Neuesten" an.) Und daß die Schlesier fanatische Republikaner sind, daß weiß doch jeder Roßbach-Schwärmer. Wenn der geographische Beweis für die feste Begründung der deutschen Republik einige Lücken hat, nun, so genügt dem kreuzbraven Optimisten Geßler eine Umschau in die geistigen Welten. Ist nicht die Schule ganz gesäubert von monarchischem Firlefanz? Sind nicht alle Lesebücher der Kinder gereinigt und befreit von aller Untertanenlyrik? Werden die Mittelschüler in den Gymnasien nicht zum Gedanken der Volkssouveränität erzogen? Sind nicht so ziemlich alle Studienräte glühende Schulreformer? Und die Universitäten? Gibt es noch einzelne Professoren, die das Antlitz stracks in die Vergangenheit, die nicht mehr Wiederkehrende, gerichtet haben? Sind die Hochschulen nicht alle Hochburgen des republikanischen Gedankens? Ist die romantische Farbenspielerei, das mittelalterliche Getue der Burschenschaften, nicht längst überwunden? Gibt es eine republikanischere Generation als die im Hochschulring vereinte? Und wie in den Schulen so im praktischen Leben. Die Landwirte, im Norden wie im Süden, erprobte Republikaner. Die Industriellen, zwar die eigentlichen Nährväter der Hitlerei, im Übrigen abgesagte Gegner des alten Systems. Die Richter — sie sind in dichten Scharen zum Republikanischen Richterbund geströmt. Stichproben aus den Urteilsfabriken beweisen immer wieder, wie innig die Seelen der Richter mit dem republikanischen Grundgedanken vermählt sind. Und schließlich braucht Herr Geßler nur einen Blick in seine militärische Umgebung zu tun, um das frohe Wissen zu

finden, wie fest begründet die Republik in den geordneten Köpfen der Offiziere und Soldaten sitzt. Die Offiziersverbände, die Kriegervereine, die Regimentsvereinigungen — alles, alles leidenschaftliche Republikaner. Kein Wunder, daß Herr Geßler sich fühlt und mit toternstem Gesicht dem namenlos erstaunten Reichstag erzählt, die großen militärischen Ehrenbezeugungen, bei denen Hohenzollern-Prinzen, Hindenburg und Ludendorff statieren, gelten immer nur ihm, dem schlichten Feldwebelsohn, diesem Geßler, der wahrhaftig kein Frohnvogt ist, sondern ein herzensguter, sonniger Optimist.

Der Bücherkrieg mit Österreich ist glücklich beendet. Glücklich? Das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel verkündet, daß die österreichische Regierung das mit Recht verlangte Ausfuhrverbot für deutsche Bücher nicht erlassen hat. Die Ausfuhr deutscher Bücher nach Deutschösterreich geschieht also vom 14. Mai ab nur mehr mit dem Auslandszuschlag. Das bedeutet, wie im Tage-Buch wiederholt festgestellt wurde, die Abschneidung des deutschen Studenten, des deutschen Mittelstandes in Österreich vom deutschen Buch! Es entsteht die beschämende Situation, daß Madjaren deutsche Bücher zu erheblich billigerem Preis beziehen werden als Österreicher. Mit diesem Beschluß der deutscher Verleger ist eine geistige Abschnürung der Österreicher von der deutschen Geisteswelt vollzogen, wie sie verhängnisvoller und verbitternder von keinem Franzosen ersonnen werden konnte. Die Regierung des Monsignore Seipel hat, indem sie diesen Beschluß des deutschen Buchhandels herausforderte, eine schwere Versündigung an der geistigen Einheit der Nation verschuldet. War dieser Buchkrieg und dies klägliche Ende nicht zu vermeiden? Hätte die österreichische Gesandschaft, vorausgesetzt, daß Herr Riedel nicht gerade auf der Jagd war, diesen jämmerlichen Zwist nicht voraussehen und verhindern können? Und hätte Herr Oeser, Reichsminister des Innern, also die oberste Instanz für geistige Angelegenheiten im Reich, nicht rechtzeitig in Wien mahnen, raten und helfen können? Den Anschluß hat die Entente verhindert. Müssen wir deshalb den Abschluß organisieren?

In Preußen ist bekanntlich Ungeheuerliches geschehen —: die vereinigten vaterländischen Verbände der Verfassungsunterhöhler, Mordorganisatoren, das Rekonvaleszenzheim jener Pest, die Deutschland vor den Augen der Welt aussätziger erscheinen läßt als es wirklich ist, dieses sympathische Kränzchen, das sich den Namen „Partei", nämlich Deutschvölkische Freiheitspartei, zugelegt hatte, ist verboten worden. Herr Severing und mit ihm der wahrlich nicht blutdürstige Staatsgerichtshof waren nämlich der Meinung, der

Titel „Partei“ gewähre an sich noch keine Immunität; schließlich brauchte sich sonst ja jeder Verbrecherklub nur Partei zu nennen und wäre damit schon gegen jede Störung gesichert. Das ist so klar, daß wirklich kein Objektiver auf das Geheule hineinfallen konnte, das alsobald von den Verbotenen und ihren Advokaten angestimmt wurde. Man weiß zu gut, daß immer, wenn eine verletzende Sache geschützt werden soll, die verletzte Form dabei vorgeschützt wird, daß nach jedem Mord, jedem Putsch, jeder Gemeinheit die gesamte völkische Presse, voran Herrn Stinnes Deutsche Allgemeine Infektionsspritze, den Schild der Demokratie vor die Täter hält, — diese Rechtsfarce ist schon ebenso Schablone geworden wie „Auf der Flucht erschossen“ oder „Nach dem Erschießen entflohen“. Immerhin könnte diese Art von Hütern der Demokratie sich nicht so aufspielen wie sie es tut, gäbe es nicht jene andere, die sogenannten wirklichen Demokraten, die insofern eine passende Ergänzung zu den Deutschvölkischen bilden, als sie im selben Grade die Hosen voll haben wie jene den Mund. Diese Demokraten, deren republikanische Männlichkeit für ewig eine Zierde im Tiergarten deutscher Politik bilden wird, haben es fertig gebracht, mitten in der grotesken formaljuristischen Debatte über das Verbot der Roßbachmannschaft einen Initiativantrag zu unterstützen, der von der Reichsregierung forderte, dem preußischen Innenminister in den Arm zu fallen und — — „zu prüfen, ob nicht eine Änderung des Gesetzes zum Schutze der Republik behufs Schutzes der politischen Parteien erforderlich ist.“ Der Antrag, den die biederen Herren Demokraten unterstützten, ist nur deshalb durchgefallen, weil 27 Zentrumsabgeordnete sich der Stimme enthielten.

Verelendung — muß das Verlotterung bedeuten? Wer nach Österreich sieht, möchte es glauben. In den schönsten Gegenden sind jetzt Spielbanken, ganz offiziell, errichtet worden: In Innsbruck, Velden (am Wörthersee), in Ischl und Gmunden (am Traunsee. Dazu kommt jetzt neuerdings auch Gastein. Überall geschieht diese Vereinigung von Naturschönheit mit Spielwut, versteht sich, nur aus Wohlfahrtsgründen, der leidende Mittelstand soll aus den Erträgnissen der Spielbanken gespeist werden. Als man dem Bürgermeister von Gastein befragte, ob die Umwandlung des Heilbades in eine Spielhölle nicht manchen quellebedürftigen einfachen Gast vertreiben werde, erwiderte er mit schöner Gelassenheit: „Gastein ist kein Kurort für den Mittelstand. Der Aufenthalt für den Kurgast wird in der Zeit von Juni bis August täglich 120 000 bis 250 000 Kronen kosten.“ Ja, das ist das neue Österreich! Ehemals herrschte dort der Kampf zwischen Klerikalismus und Sozialismus, zwischen Rot und Schwarz. Jetzt hat rouge et noir gesiegt.

Er war ein liebenswürdiger Mann, er war ein guter Familienvater, er besaß ein sittlich und national empfindendes Gemüt. Vor allem aber blieb Cuno in allen Lebenslagen ein wohlerzogener Mensch, selbst in diesen letzten Tagen, da ihn die Sonne des Untergangs bescheint, trumpft er gegen sein Schicksal nicht auf. Es gibt Staatsmänner, die im Bewußtsein ihrer Widerkunft abtreten. Cuno weiß, daß er, bestenfalls in die Stille seines Hamburger Kontors heimkehrend, so gut wie der brave Michaelis nie wieder in das öffentliche Leben zurückspringen wird. Es war ein kurzer Ausflug bei schlechtem Wetter. Deutschland bezahlt ihn teuer genug.

Daß das Experiment mit Cuno einmal gemacht werden würde, wußte schon Rathenau. In Genua sagte er, als die Rede auf diesen liebenswürdigsten der deutschen Delegierten kam, von Cuno: „Er hat ein helles Deckblatt — den Inhalt kennen wir nicht —, aber die Zigarre wird doch geraucht werden müssen, schon wegen der schönen Binde." Damals, in Genua, entdeckte Cuno seine politische Berufung. Seine erste Tat war ein Nein: die Ablehnung des Vertrags von Rapallo. Er fuhr spornstreichs von Genua weg, und Ebert, der auch ein Gegner des Vertrages mit den Russen war, mag sich damals innerlich festgelegt haben. Cuno ist, wie männiglich bekannt, eine persönliche Entdeckung Eberts, an der der Reichspräsident mit schöner Beharrlichkeit festhielt. Schon Wirth sollte mit dem Außenminister Cuno beladen werden. Als die Sozialdemokraten Wirth fallen ließen, präsentierte Ebert seinen Cuno sofort wieder. Er war der erste und festeste Cunogläubige in Deutschland.

Es hat an Cunogläubigkeit auch sonst wahrhaftig nicht gefehlt. Er hatte seine Legende, ehe er die kleinste Tat vollbracht. Woher stammte dieser fromme Glauben? Vielleicht daher, daß Cuno eine Zeitlang abgelehnt hatte, Minister zu werden? Mehr noch wirkte die Illusion seiner „amerikanischen Verbindungen" mit. Man malte die wiederaufgeblühte Hapag an die Wand, der es, nach der Harriman-Vereinbarung, gelungen war, sich rasch zu erholen. Wenn es Cuno gelingen würde, Deutschland so gut zu führen, wie die Hapag! (Wobei garnicht genau untersucht wurde, ob die schöne Erholung der Hapag wirklich Cunos persönliches Verdienst gewesen ist. Es gibt Stimmen, beachtliche Stimmen, die sehr Gegenteiliges zu berichten wissen. Sie sind der Meinung, daß Cuno selbst in dem ganzen Harriman-Handel eine mehr als passive Rolle gespielt habe, daß die Anregung von Max Warburg ausgegangen und daß die Durchführung ein Werk des New-Yorkers Paul Warburg gewesen sei. Herr Cuno, der bis zur Mitte des Krieges einfacher Geheimrat im Reichsschatzsekretariat gewesen war, habe überhaupt niemals die Verbindungen, niemals die Übersicht gehabt, die zu Transaktionen dieses Umfanges notwendig sind. Selbst den

eigentlichen Betrieb der Hapag habe er ja erst 1919 kennen gelernt. Bis dahin sei er, der nach eifrigem Wirken für die staatliche Reederei-Entschädigung von dem dankbaren Ballin aus dem Dunkel seines Kanzleidaseins in die Helle der Hapag versetzt worden war — ebenso wie Herr Stimming, der heute den Norddeutschen Lloyd leitet —, nicht mehr gewesen, als Ballins und Huldermanns repräsentativer junger Mann, von beiden größeren Toten. in seinen Fähigkeiten und Unfähigkeiten sehr exakt eingeschätzt.) Nun, wie berechtigt oder unberechtigt es sei: Cuno hatte vom ersten Tag an eine freundliche Cuno-Legende.

Eigentlich hätte er vom ersten Tag an Cuno-Zweifler finden müssen. Das große Ministerium war ihm nicht gelungen, und er hatte sein Kabinett so unglücklich zusammengesetzt, daß es ihm auch späterhin nicht gelingen konnte, alle großen Parteien zusammen zu bringen. Schon die Vorstellung des Ministeriums brachte eine schwere Niederlage. Der Ernährungsminister, Herr Müller-Bonn, vom ewig geschäftigen Hermes als persönlicher Knappe ins Kabinett bugsiert, mußte schleunigst wieder ausgeschifft werden, weil ihn einmal zarte Fäden in die Dorten-Gegend gelockt hatten. Auch die Schwerbelastung mit Dr. Becker bewies nicht gerade psychologisches Geschick. Auch die Einführungsreden waren im Reichstag mittelmäßig. Kein Unglück vielleicht, daß Cuno nicht sprechen konnte. Aber was er las, war dazu noch langatmig, unpräzis, voll von Sittensprüchlein, ohne Sinn fürs Wesentliche. Seine Reden waren breite Saucen. Kein Gruppierung um einen leitenden Gedanken. Kein Sinn für internationale Akustik. Es waren wackere Reden für das deutsche Haus. Auch das ist nötig, auch das ist verdienstlich. Aber Cunos große Aufgabe war es, die entsetzliche Isolierung Deutschlands zu überwinden. Seine Reden mußten nicht nur für Deutschland, sie mußten auch für London, Rom, New-York gehalten sein. Für Deutschland war der Ton des sittlichen Pädagogen vielleicht ganz richtig gewählt, die europäische Fassung, die in London, Rom, in gewissem Sinn sogar in Paris wirken konnte, fehlte vollständig. Der Mann mit den Amerikaverbindungen entpuppte sich als Politiker fürs Heim der deutschen Hausfrau, — Warnungen vor einem Prasser-Dasein, Beschränkung der Tanzsucht, moralische Appelle an Devisen-Spekulanten. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieser pastorale Ton in einigen Provinzstädten Deutschlands gute Wirkung tat, besonders in München. Es war Cunos dringendste Bemühung, die Bayern zur Reichstreue zu bringen. Das ist ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen, freilich unter Preisgabe allerhand wertvoller Güter, vor allem der Rechtseinheit und der Rechtssicherheit. Immerhin, Herr Knilling wurde so weit gebracht, dem Reichskanzler sympathisch gegenüberzustehen. Das ist aber auch so ziemlich der einzige Erfolg, der Cuno bis heute gutzuschreiben ist.

Denn die außenpolitische Lage hat sich unter seiner Führung entsetzlich verschlechtert. Es soll noch nicht untersucht werden, ob die Ruhrbesetzung vermeidlich gewesen ist oder nicht, es soll (und kann vorerst) nocht nicht untersucht werden, ob das schließliche Ergebnis nicht schon vor der Besetzung, also billiger, zu haben gewesen wäre. Aber Eines mußte sich der Führer des Reichs von allem Anfang an sagen: Die Zeit arbeitet gegen uns, Kompromischancen, wenn sie bestanden, mußten von Monat zu Monat geringer werden. Der Ruhrkrieg durfte nicht, wie der Weltkrieg, zu lange dauern, er mußte in spätestens zwei Monaten beendet werden. Die entscheidende Charaktereigenschaft Cunos zeigte sich: seine vollkommene Passivität. Nie hat er eine erste Karte auf den Tisch geworfen, immer hat er das Spiel nur erwidert. Wochenlang forderten freundlich gesinnte Engländer, Deutschland möge einen klar formulierten Vorschlag zur Diskussion stellen. Man erinnere sich, wie täppisch die Aufforderung der „Sunday Times" in Berlin aufgenommen wurde. Endlich, nachdem Curzon das Angebot öffentlich gefordert hatte, entschloß Cuno sich, zu spät, in bedeutend verschlechterter Situation, mit einem Vorschlage herauszukommen, über dessen verunglückten Inhalt, ja, über dessen verunglückte Form alle Welt einig ist. Cuno muß sich in der englischen Note (abgesehen von allen sachlichen Differenzen) sogar dieses formale Ungeschick vorhalten lassen. Freilich, die deutsche Note, die in ihrer Urfassung vielleicht etwas weniger plump gewesen war, hat noch das Impressum des Herrn von Knilling und damit die Billigung für den bayerischen Hausgebrauch erhalten müssen. („Innerpolitische Einflüsse" konstatiert Curzons Antwort ganz trocken!) Aber schreiben wir diplomatische Noten für's Inland oder für's Ausland? Oder ist Bayern wirklich schon Ausland? Muß man sich in die Reichspolitik pfuschen lassen, damit Herr von Knilling von Hitler eine gute Zensur bekommt? Der Reichskanzler hat sich im Ruhrkrieg von Anfang an auf Grundsätze festgelegt, die seinem Empfinden alle Ehre machen — aber es fehlt Deutschland leider nur die Macht, diese Grundsätze durchzusetzen. Ein Staatsmann aber ist kein Lyriker. Ein Staatsmann darf nur genau so viel Grundsätze haben, wie er verwirklichen kann. Die Parole: „Keine Verhandlungen mit Frankreich vor Räumung des Ruhrgebietes", durften sich alle Leitartikler leisten. Der Staatsmann mußte überlegen, ob er stark genug ist, diesen Grundsatz durchzusetzen. Der Staatsmann darf nicht mehr nationalen Überschwang haben als er realisieren kann. Ein Staatsmann, der sich übernimmt, gerät in die Sackgasse. Was nutzt es, wenn diese Sackgasse mit nationalen Flaggen besteckt ist und helle Lieder durch sie schallen? (In der Sackgasse schallt es am lautesten.) Ein Ausweg fehlt! Hätte ihn ein aktiver Staatsmann nicht doch finden können?

Cuno freilich hatte schon vor Eintreffen der englischen Note zwei schwere Verwundungen empfangen: Die amerikanische Hoffnung, auf welche er in seiner Programmrede mit einigem Privatstolz hingewiesen, war reiner Essig geworden. Vergeblich die Anstrengungen auf der New-Yorker Börse, nebensächlich der Besuch der amerikanischen Handelskammern: Es fiel den Amerikanern nicht ein, ihre Zuschauerloge zu verlassen. Möglich, daß sie bei dem Match dem deutschen Ringer applaudieren wollen (die anfänglichen Sympathien sind inzwischen allerdings fühlbar schwächer geworden), aber was nutzt uns der Applaus, wenn auf uns herumgetrampelt wird? Cuno aber — das bedeutete: die amerikanische Illusion. Der kindische Vergleich mit der Hapag ist erledigt.

Die zweite Niederlage war das Mißlingen der Dollaranleihe und das Versagen der Industrie in der Frage der Garantien. Wozu saß Herr Dr. Becker im Kabinett, der Angestellte bedeutender Industrien, wozu Dr. Hermes, der Schwiegersohn Klöckners, wozu hatten wir die ganze „diskontfähige" Regierung, wenn die Industrie und die Banken die Anleihe sabotierten? Und sprach aus der Devisenpolitik der lange sich sträubenden Reichsbank nicht deutlich die Kühnheit des alten Vabanquespielers Helfferich? War Cuno, der Helfferichschüler, hier nicht drastisch gescheitert? Der nationale Pathetiker Cuno konnte diesen Bankerott der Redensarten überleben?

Das Furchtbare dieser Situation, die aller Welt (bis tief in die Reihen der Deutschen Volkspartei hinein) genau bekannt ist, die aber trotzdem nicht charakterisiert werden darf, ist dies: daß das Kabinett Cuno zwar vollkommen verbraucht und diskreditiert ist, daß es aber auf Kosten Deutschlands doch noch wochen-, vielleicht monatelang als Mumie weiterleben wird, weil niemand die grauenhafte Erbschaft antreten will. Die Krankheit des Reichskanzlers ist unheilbar, aber der Gedanke, nach ihm ins Bett zu steigen, schreckt Stresemann und Müller, Wirth und vielleicht sogar den immer willigen Schiffer. Es ist möglich, daß der Kranke sogar den Roßbach-Anfall überlebt, obwohl die Naivität dieser Doppelzüngigkeit — der Reichskanzler empfängt den Kriegführer auf eigene Faust, den famosen, stigmatisierten Bandengeneral — selbst bei ganz herabgeminderten Ansprüchen nicht mehr zulässig scheint. Die Knillinge, Hitler, Graefe haben es so weit gebracht, daß die verantwortungsvollen Männer sich in einer Art Machtstreik befinden. Man hat die Wahl, mit Herrn Gräfe zu plaudern oder sich von seinen Mannen anschießen zu lassen. Kein Wunder, daß alle qualifizierten Geister aus den Regionen der Politik abwandern. Was Deutschland jetzt erlebt, ist Anarchie in konstitutionellen Formen. Cuno ist die korrekt bekleidete Anarchie. Das schöne Deckblatt. Unterirdisch aber haust der letzte Regent: Hugo Stinnes.

Der Verfasser dieses Briefes, ein europäischer Schriftsteller von hohem Rang, ein Staatenloser, der lange Jahre in England gelebt hat, schickt diese ungeschminkte Schilderung aus französischer Atmosphäre.

Mein Charakter wie mein Beruf verlangt europäische Luft. Jeder Fanatismus geht mir auf die Nerven. Nun, Frankreich ist noch immer das alte — on peut causer avec tout le monde —, man ist immer noch nett, spricht mit weicher Stimme, ißt und trinkt gut, und ist sogar weniger nervös, als vor einem Jahre (da ich ebenfalls hier war). Der Nationalismus ist auch nicht in den Gesichtern zu lesen, wie in Deutschland und macht sich selbst in den Cinemas nicht zu sehr breit. Ich sah die Einweihung des . . . . Kriegerdenkmals. Keine Hand rührte sich, als Foch und Poincaré auf der Leinewand erschienen! Dann kam ein Film: „Les obsèques des victimes d'Essen" — die Musik stoppte und ebenfalls der Atem der Zuschauer: man hörte sekundenlang garnichts —, es war direkt peinlich. Ich ging nachher ins Café, machte das Echo de Paris auf und sah darin zwei Spalten Kritik über „La Correspondence entre Goethe et Schiller", 4 (Vol.); traduction et préface par M. Lucian Herr. (Paris, Plon.) Als ich aus Deutschland wegging, zeigte man mir das „Literarische Echo", das seinen Lesern in einem roten beigelegten Zettelchen versprach, keine Berichte mehr über französische Literatur bringen zu wollen. Ignoranz der französischen und der englischen, wie überhaupt des Auslandes wird am Ende noch Zeichen deutschen Patriotismus und deutscher Überlegenheit werden? Als ob die Unkenntnis der Feinde Deutschland nicht genug geschadet hätte! „Il faut connaître ses énnemis," sagte schon Voltaire, als jemand sich wunderte, auf seinem Nachttische die Bibel zu finden.

Ich schweige von den Freuden des Frühlings im Bois, von den lächelnden Frauen in der Avenue du Bois de Boulogne, von ihrer neuesten Mode: fußfreien Kleidern mit fleischfarbenen seidenen Strümpfen, von dem dolce far niente in den Cafés der Boulevards — und möchte Ihnen nur noch das Loblied der französischen Küche singen. Wenn ich in Paris nicht weiß, was ich machen soll (was selbst in Paris vorkommt). so freue ich mich immer auf die nächste Mahlzeit. Und erst nach Deutschland, das nie kochen konnte, und das bißchen, was es konnte, im Kriege und der Nachkriegszeit auch noch verlernt hat! Wenn man nie aus Deutschland herausgekommen ist, so macht es ja nichts aus: dann kann man ruhig Patriot sein! Aber wenn man, wie ich, immer an der großen Luft gelebt hat.

Ich schreibe Ihnen heute aus Genf, also ungenierter als aus Paris. Die Zensur ist ja immer noch lebendig — stichprobenhaft — und zwar an allen europäischen Grenzen. Ich hätte Ihnen sonst

schon aus Paris mehr über Poincaré geschrieben. Nicht wahr, Sie halten diesen Mann in Deutschland für den größten Schuft des Jahrhunderts: Machiavelli plus Belzebub? Ich habe den Mann einmal in natura gesehen, im Jahre 1913 in London, wo er neben King Georg im Wagen sitzend durch Piccadilly fuhr. An dem damals noch rotwangigem Gesicht fiel mir eine Art brutaler Starrheit auf. Nichts Menschliches — etwas Preußisches, Unnachgiebiges, Explosionsfähiges. C'est un Pan-Germaniste français, dachte ich mir schon damals . . . Vorgestern sah ich ihn wieder im Pathé-Kino auf dem Boulevard des Capucines. Er enthüllte das Kriegerdenkmal von Dünkirchen. Er ist bedeutend gealtert. Aber im Gesicht wieder dieselbe verzückte Starrheit. Der Operateur hatte ihn ganz nahe gefaßt, so daß man jeden Muskel sehen konnte. Wissen Sie, der Mann hat etwas durchaus Zeitgemäßes im Gesicht — nämlich etwas Besessenes. Homo unius libri — oder vielmehr homo einer Idee. In diesem Falle des Nationalismus. Es gibt viele solche Besessenen: Besessene des Nationalismus, des Pazifismus, des Bolschewismus. Und diese Leute bringen es heute zu großen Ehren. Nur diese! Die anderen sind Zaudernde und Relativisten: diese wissen, was sie wollen. Was sie wollen, ist natürlich Blödsinn, aber die Hauptsache ist, daß man etwas will.

Sagen Sie Ihren Deutschen, daß Poincaré kein Schuft ist. Nichts ist seltener heutzutage als ein Schuft, oder ein Heuchler, oder ein Machiavelli — an führender Stelle. Zu diesen Rollen gehört nämlich Intelligenz und Selbstkenntnis. Wir sind aber arme Tröpfe, und wenn wir heucheln, so heucheln wir uns zuerst etwas vor. Poincaré ist einer der Unsrigen. . . .

Es ist möglich, daß hinter dem Patriotengezänk des modernen Europas ein ganz anderes Gezänk droht, ein Gezänk, das weniger scharfe Tinte, aber mehr rotes Blut kosten wird, nämlich der Kampf zwischen Reich und Arm. Vorläufig ist man in Frankreich noch weit davon entfernt. Neben mir auf der Post hinter der Oper kauft ein Pariser Arbeiter eine Aktie „de la défence nationale". „Auf dreihundert oder fünfhundert Francs, auf drei oder sechs Monate gültig?" fragt der Beamte zurück. Denken Sie, solch ein Vertrauen hat dieses Volk noch in seinen Franken. Nein, wenn die Weltrevolution kommt, so wird Frankreich am letzten von ihr ergriffen werden. Es ist ein urgesundes Land mit seinen kleinen Grundbesitzern und seinen sparsamen Arbeitern. Seine tüchtigen Frauen nicht zu vergessen. Ich aß mit einer alten Vorkriegsfreundin von mir, der Comtesse W.: sie mißbilligt die nationalistische Politik, befürchtet aber noch weitere Extremisten, selbst nach Poincaré. Ich besuchte nachher mit ihr den Louvre und erinnerte sie dort an ein Wort, daß sie zu mir im Jahre 1913 bei einem anderen Louvre-Besuch gesagt hatte: „Wir leben in Europa auf einem Vulkan." Von einer deutschen Frau habe ich (trotz Tacitus) nie ähnlich

Prophetisches gehört. Überhaupt: die deutschen Frauen! Es hat große deutsche Männer gegeben, aber wo sind die großen deutschen Frauen? Ich meine Frauen, nicht Frauenrechtlerinnen. Denken Sie an die Schwestern großer Deutscher: an die Schwester von Heinrich von Kleist, an die Schwester von Friedrich Nietzsche. . . . „Wärest Du doch bei Deinen Griechen geblieben," schrieb die Nietzsche'sche Weiblichkeit dem größten deutschen Philosophen in die Einsamkeit von Sils Maria — damals, als er noch nicht berühmt war. Nachher gibt man ihn heraus, mit feierlichster Pythia-Gebärde.

Wissen Sie noch einen Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen? Ein Unterschied, den Sie bei jeder Kaffeehaus-Unterhaltung beobachten können? Der Deutsche glaubt an seine Zeitung, und der Franzose nicht. Der Romane ist mißtrauisch gegen seine Politiker, der Deutsche nicht. Trotz aller seiner Erfahrung im Weltkriege ist der Deutsche ein Gläubiger geblieben. „Was, wir leben in einem ungläubigen Zeitalter?", fragte einst Disraeli ironisch. „Unsinn! dieses ist die gläubigste Zeit, die es je gegeben hat." Er sagte das von ganz Europa. Aber es gibt Grade in der Gläubigkeit. Oben an der Germane, dann der Engländer (besonders als clubman ein Zeitungsgläubiger), dann der Franzose, schließlich der Italiener, der heute noch die ganze Politiker- und Zeitungsbande für „canaglia" hält.

Die patriotische Propaganda wurde im Weltkrieg von den französischen Soldaten als „bourrage du crâne" („Vollpfropfen der Hirnschale") bezeichnet. Wir hatten die Sache auch, aber wir fanden keine Namen dafür. Wie bezeichnend!

Den gare du Lyon, der ganz im Süden von Paris liegt, erreicht man am besten mittels Taxi. Aber ich habe ein unüberwindliches Vorurteil gegen diese Amokläufer des Pariser Pflasters. Die Zeitungen mögen noch so sehr donnern gegen les écraseurs, sie écrasieren die harmlosen Passanten ruhig weiter. Wer eine Pariser Straße überschreitet, riskiert noch immer sein Leben. Damen trauen sich darum mit Recht der Führung eines Sergeant de ville an, der mit seinem weißen erhobenen Stabe das Automeer teilt und die Furchtsamen sicher an das andere Ufer hinübergeleitet. Und selbst innerhalb des Autos (obwohl Überfahren seliger ist, denn überfahren werden) fühle ich mich nicht wohl. Ich nehme daher mein Köfferchen selbst in die Hand und gehe an die nächste Tram. Nummer 19 fährt nach dem gare de Lyon, so hat man mir gesagt, und ein neben mir stehender Polizist bestätigt es. Ich warte eine Viertelstunde. Plötzlich kommt der Polizist wieder an mich heran und sagt: „Monsieur, ich habe mich eben orientiert, es ist heute Sonntag, die nächste Tram kommt erst in einer Viertelstunde, warum nehmen Sie nicht die Métro?"

Die Métropolitain, die Untergrundbahn, ist das beliebteste Vehikel der Pariser. Nur abends und morgens schwer genießbar,

falls man darauf besteht, billig zu fahren. Dann kommen die Ellenbogen in Frage, und der Pariser spricht ironisch von „Metropolitesse“. Aber alle Pariser Kommunikationsmittel, auch die Autobusse, haben erster und zweiter Klasse, und ein Franzose spart, wo er sparen kann. Darum fährt man erster Klasse, d. h. für 15 cent. mehr, überall und zu allen Tageszeiten brillant.

Wer heute einsam und allein seinen Träumen nachhängen will, der braucht nur ein Billet von Paris nach Genf zu nehmen. Er findet in dem ganzen großen direkten Wagen wohl ein paar französische Schweizer, aber kaum einen echten Franzosen. Grund: die Valutabarriere — der Schweizer Franken steht beinahe dreimal so hoch wie der französische. Aber es gibt noch eine andere Barriere und eine, die schon vor dem Kriege bestand, nämlich die religiöse. Der französische Schweizer ist Protestant, und somit in den Augen der Franzosen ein Franzose zweiter Klasse. Die Wetterecke des Genfer Sees (von der aus Dank Calvin und Rousseau einst der Sturmwind der französischen Revolution über la belle France brauste) ist noch heute für den Franzosen „le pays théologique“. Die Leute dort sind unkünstlerisch, Plebejer und Provinzialen. Es fehlt ihnen der freie Blick, der esprit, die französische insouciance. Dafür haben sie „la morale“. Und außerdem die Gelehrsamkeit. Mein Gegenüber und einziger Reisegefährte ist z. B. ein großer Psychoanalytiker, der die ganze Literatur darüber von Freud bis Baudouin kennt. Die Psychoanalyse ist auch ein echt Genfer Späßchen. Der Protestantismus ladet nämlich dem einzelnen Individuum zuviel Verantwortlichkeit auf, und dieses, zumal es sich nicht aussprechen kann, knickt leicht darunter zusammen. Da greift die neue Wissenschaft ein — der katholische Priester macht dem modernen Arzte Platz — und dem Kranken wird unter neuem Aufputz der alte Gewissens-Spucknapf untergehalten. Die Welt nennt das Fortschritt. Und vielleicht ist es auch Fortschritt, wäre es Fortschritt, falls die Ärzte nicht mehr, wie die Theologen, ihre Bewertungen aus der alten Moral nähmen. . . .

Außer für die Psychoanalyse erwärmt sich mein Gegenüber noch gegen etwas, nämlich gegen Deutschland. Schon während des Krieges waren sie „plus français que les français“. Alles aus Moralkoller und Bruderhaß. Das protestantische Rom sagte sich von dem protestantischen Wittenberg (dem es notabene sein Dasein verdankt) ostentativ los. Selbst den Franzosen, trotzdem sie es sich gerne gefallen ließen, ging die moralische attitude ihrer Provinz auf die Nerven. Schon während des Krieges gab es darüber einen Witz: „Paris möchte gern mit den Deutschen Frieden machen, aber Lausanne und Genf erlauben es nicht.“ So ist mein Genfer Reisegenosse noch heute Ententist. Nur ganz leise Zweifel an der „guten Sache“ sind ihm aufgestiegen, und das erst, als er E. D. Morel's „Foreign Affairs“ in seiner Société de lecture ausgelegt

tand. Aber nur mir gegenüber läßt er etwas davon merken, zu Hause liest er weiter „le Journal de Genève“, wenn nicht gar dessen vuläre Schwester „La Suisse“. Der protestantische Genfer hat, ebenso wie andere Protestanten, das Protestieren verlernt.

Die Grenzstation zwischen Frankreich und dem Genfer Kanton heißt Bellegarde. Während des Krieges war sie der Schrecken aller Passanten. Heute ist die Revision leichter geworden, das Gepäck wird gar nicht mehr beachtet. Wer würde heute Waren nach der Schweiz schmuggeln wollen? In Wahrheit gibt es nur eine Ware, deren Schmuggel sich noch heute lohnt, und das ist das französische Gold. Der französische Staat hat nämlich nicht, wie der deutsche, seine vornehmen Beziehungen zur Goldwährung aufgegeben, und bezahlt nicht etwa für zwanzig Goldfrank 56 in Papier, wie es dem Kurse entsprechen würde. Wohl aber tut es die Schweiz, falls man Gold herüberbringt. Darum wird an der Grenze eifrigst auf das edle Metall gefahndet. Beim Durchgang durch die Zollstation wird jeder Passagier einzeln in eine kleine Bude geführt und dort feierlichst und persönlich von einem französischen Beamten gefragt, ob er Gold bei sich führe. Ob sich Goldschmuggler gerade über Bellegarde nach der Schweiz begeben werden (da die Grenze ja überall leicht zu überschreiten ist), will mir allerdings zweifelhaft scheinen. Unmittelbar nach dem Kriege ist aber nicht nur an Gold, sondern an Silberschmuggel Erkleckliches verdient worden, denn das ganze von Frankreich geprägte Silbergeld floß promptenst in die Schweiz. Jetzt hat die Schweiz ihr eigenes Silbergeld geprägt, und nur die thronende Helvetia genießt noch das Recht, in Gold eingelöst zu werden.

Genève-Cornavin, wie die Bahnstation heißt. Allen Reisenden wohl bekannt ob ihres Blickes auf den Mont Blanc, falls er nämlich gut gelaunt ist und sich sehen läßt. Der Gastfreund erwartet mich an der Bahn und führt mich in sein Haus. Er ist Jude und Patriot, hat während des Krieges als Deutscher auf der schwarzen Liste der Entente gestanden — ist heute einstimmig zum Präsidenten der deutschen Handelskammer erwählt worden. Mein Europäertum (ultimus Romanorum!) gerät sofort mit seinem Nationalismus aneinander: diese Juden halten so zäh an ihren Ideen, wie die Deutschen (was übrigens nicht die einzige Ähnlichkeit zwischen ihnen ist). Er ist in Wut, daß es seinen deutschen Reisenden noch immer in einzelnen englischen Kolonien verboten ist, ans Land zu gehen. „Neuerdings hat auch Siam ein Landungsverbot für Deutsche erlassen. Ich bitte Sie, was haben wir je Siam getan? Wie kann man ein ganzes Volk, das man notabene gar nicht kennt, wie Tschandalas behandeln! Die Deutschen werden noch, wie meine Vorfahren, gezwungen werden, beim Verlassen ihres Ghettos ihr gelbes Abzeichen anzulegen!“

„Ist gar nicht nötig“, erwidere ich zynisch und durch Erfahrung verbittert. „Das heutige Abzeichen der Deutschen ist sein Paß. Dieser Paß ist gar kein Paß, er ist einfach ein Unglück. Dieser deutsche Paß ist das, was im Mittelalter die falsche Religion war. Nur konnte man die falsche Religion einst abschwören. Es gab also noch eine Rettung, wenigstens für Opportunisten. Aber welcher Deutsche könnte heute zu einer anderen Nation übertreten? Heute, wo selbst die Schweiz sechsjährige persönliche Residenz des Aspiranten verlangt. Und was England betrifft, so klingt mir noch immer das Wutgeheul der Zeitungen in den Ohren: „Naturalisiert keine Deutschen!“ „Once a German, always a German“ (Wer einmal Deutscher ist, bleibt Deutscher auf immer). „The leopard can not change its spots (Der Leopard kann seine Flecken nicht ändern.) Soweit haben wir es glücklich in Europa gebracht.“

„Und trotzdem bleiben Sie Europäer,“ wirft mein jüdischer Freund ein.

„Ja, gerade darum. Man kann den Haß nicht mit dem Haß, den Wahnsinn nicht mit dem Wahnsinn und den Nationalismus nicht mit dem Nationalismus bekämpfen.“

LEO MATTHIAS

STRINDBERGS LETZTE VERLOBUNG

I.

Man sagt es so leicht hin: er war in seinen letzten Jahren einsam. Aber was ist Einsamkeit? Jede zweite Frau fängt an, davon zu schwätzen, wenn man ihr begegnet. Kommt jedoch morgen der oder das, das „fehlte“, so ist die „Einsamkeit“ „verflogen“. Aber Einsamkeit „verfliegt“ nicht; es ist ihr Wesen, daß sie nicht „verfliegen“ kann. Ihre Ursache ist viel eher eine Fülle, als ein Mangel. Tiefste Einsamkeit war daher immer dort, wo ein Großer unter seiner Größe litt. Ja, vielleicht ist der Mythos, daß ein Gott seinen Herrscher oder Vater bittet, für einige Zeit Mensch sein zu dürfen, (unter anderem) auch deshalb überall zu finden, weil die Gewährung dieser Bitte die Erfüllung einer Sehnsucht ist, die überall Pro-Metheus, der Vor-Sorgende, der Seher, seinen Göttern schenkte — da sie ihm selbst versagt blieb.

Es war d i e s e Einsamkeit, unter der Strindberg in seinen letzten Jahren tief gelitten hat. Am tiefsten in dem Augenblick, wo er sich zum letzten Mal, als Sechzigjähriger, verlobte.*)

Ich kenne keine Dichtung, in der das V e r h ä n g n i s aller Größe wie die Wand eines Oceandampfers, so nah, plötzlich, drohend

---

*) Vergl. das soeben erschienene Buch: „Fanny Falkner, Strindberg im Blauen Turm“. (Verlag Georg Müller, München.)

auftaucht, wie in den paar Sätzen, die er kurz nach der Verlobung sprach. Denn als die Frau, die er liebte, Fanny Falkner, ihn „Herr Strindberg" nannte, sagte er lächelnd: „Herr Strindberg . . . sagt man „Herr Strindberg" zu seinem Verlobten?" Und als sie verlegen schwieg, „wehmütig lächelnd": „Es ist, wie ich in „Schwanenweiß" sagte: Niemand hat meinen Namen nennen können. Du mußt bis morgen herausgefunden haben, wie Du mich nennst!" Und ebenso erschütternd ihr Bekenntnis: „Man konnte nur August Strindberg zu ihm sagen."

II.

Gewiß; er war sechzig und sie war zwanzig — und es liegt nahe, wie sie es selbst getan hat, ihre Unschlüssigkeit, ob sie die Verlobung aufheben solle oder nicht (der Tod Strindbergs hat sie schließlich aufgehoben), auf diesen Altersunterschied zurückzuführen. Zweifellos war auch das Alter mit entscheidend. Aber die tiefere Ursache ihres Schwankens verrät die Geschichte mit dem Namen, und die halb zufällige Bemerkung, daß sie noch ein anderes Wort nicht vergessen konnte, das kurz nach der Verlobung fiel und das lautete: „Es wird sein, als gingest Du ins Kloster."

„Ich ward von Bangigkeit erfüllt."

Seine Größe, die Größe seiner Forderung erschreckte sie. Sie hatte vor ihm F u r c h t. Furcht und Liebe hielten sich die Wage.

Was dabei heraussprang — war die Ehrfurcht.

Sie hatte Ehrfurcht — und er liebte sie.

III.

Das kleine Buch von Fanny Falkner ist von unschätzbarem Wert. Es enthält außer der Geschichte dieser sonderbaren Liebe, auch wertvolle Mitteilungen über Strindbergs letzte Jahre.

Und mit welcher Distance werden Intimitäten hier erzählt! Die zahlreiche Genossenschaft der Kammerdiener könnte lernen.

LUDWIG THOMA

PERNERSTORFER

Aus dem Nachlasse von Ludwig Thoma stammt das eben erschienene Buch „L e u t e, d i e i c h k a n n t e" (Albert Langen, München). Die Figuren, die Thoma schildert, haben alle Thoma'sche Farbe. Auch Engelbert Pernerstorfer war nicht ganz so schwarz-rot-gold, wie Thoma ihn sah. Aber Thomas Auge, eher weit- als kurzsichtig, sah mit Liebe nach Wien, und deshalb sei der Aufsatz hier veröffentlicht.

Er war sozialdemokratischer Führer, aber kein Sozialdemokrat, weder in seinem Wesen, noch in seinen Neigungen, noch in seinem Äußern.

Das ist nämlich auch wesentlich.

Ich sehe es einem an, ob er Sozialdemokrat sein kann, und Pernerstorfer hatte nicht ein einziges Merkmal. Seine Augen blickten altösterreichisch, gutmütig, klar, ein bißchen alldeutsch schwärmerisch. Ich hätte auf Schönerianer geraten. Auch das andere stimmte damit überein; es war gar nichts Unruhiges, Parteisüchtiges, Bohrendes, Hassendes, Arbeitersekretärisches in seinem Gesicht. Wenn man so aussieht, liest man den ledernen Marx nicht, noch keine zwanzig Seiten davon.

Ich weiß, daß ihn die wirklichen Sozialdemokraten auch nicht lesen, aber sie tun so, und man kann ihnen glauben, daß sie markante Marxianische Lehrsätze auswendig lernen. Die Neigungen Pernerstorfers waren Deutschland zugewandt und erreichten merkliche Wärmegrade.

Der Mann war stolz auf sein Deutschtum und trug diese Ketzerei ganz offen zur Schau; er sprach davon, er sprach sogar gleich, bei der ersten Begegnung, davon und kam immer wieder darauf zurück.

Eine sozialdemokratische Größe in München, mit der ich von Pernerstorfer redete, tadelte sofort diese unbegreifliche, ich glaube, er sagte, „senile", Marotte des Wiener Genossen, und dabei hatte sein Ton gleich das richtig Giftige und seine Augen das typische, etwas schielende Arbeitsekretärische.

Wie ganz anders und wie so gar nicht senil wirkte der alte Pernerstorfer, als er mich beim ersten Schoppen Klosterneuburger darauf hinwies, daß von zwölf Millionen Bayern etwa neun herüben in Österreich säßen, und daß wir uns nur ja nicht einbilden sollten, die allein echten Bajuvaren zu sein. Ein Sozialdemokrat, der in seiner Liebe zu Stamm und Rasse eifersüchtig ist? Die Abart gibt es nicht.

Das Wesen Pernerstorfers war behaglich, taktvoll, gutes Altwien, und nun habe ich alles gesagt, was mir die Gewißheit gab, daß der Führer der österreichischen Partei kein Sozialdemokrat war, oder, was noch schwerer wiegt, keiner sein konnte.

Ich lernte ihn in Wien im Januar 1903 kennen, als ich zu einer Erstaufführung in der Burg dort war. Er war im Theater gewesen, denn dafür hatte er ein starkes Interesse. Nach der Vorstellung saßen wir mit Schlenther beim Pilsner zusammen, und Pernerstorfer lud mich ein, den andern Vormittag in das Parlamentsgebäude zu kommen, wo er mich erwarten wollte.

Ich traf pünktlich ein, und da gerade eine Reichsratssitzung war, konnte ich die klassische Stätte des „Bahölls" zusam. ihren Akteuren kennen lernen. Wir standen auf der Galerie und blickten in den Saal hinunter.

Eine laut durcheinander schwatzende, lachende, hin und her sich bewegende Menge; nur wenige Abgeordnete saßen auf ihren Stühlen, die meisten standen oder gingen herum. Der Lärm war so stark, daß Pernerstorfer ziemlich laut sprechen mußte, um sich verständlich zu machen.

Ich fragte ihn, wann die Sitzung beginne.

„Die is doch schon . . ."

„Die ist schon? Spricht jemand oder . . .?"

„Aber natürlich spricht jemand. Dort links, schauen Sie nur hin, steht der Redner."

Ich mußte längere Zeit suchen, bis ich einen kleinen Herrn entdeckte, dessen regelmäßige Armbewegungen darauf schließen ließen, daß er eben das Wort hatte.

Niemand hörte ihm zu, einige standen vor seinem Platze und hatten ihm den Rücken zugekehrt.

Nicht einmal diese Nächststehenden schenkten ihm die geringste Aufmerksamkeit. Ein Verständnis für Österreichs Parlamentarismus dämmerte in mir auf.

Pernerstorfer wies auf die eigentliche Rednertribüne hin, auf der niemand zu sehen war, und erzählte mir einiges von jenem berühmten Skandal, der unter Badeni hier getobt hatte.

Er muß ungeheuerlich gewesen sein, wenn er sich vom üblichen so sehr unterschieden hatte.

Von dort herunter hatten die Saaldiener die sich sträubenden Redner getragen. Der widerhaarige Abgeordnete wurde an Kopf und Füßen gepackt und wie ein Kartoffelsack herunter und zum Saale hinaus befördert.

Ja, es war eine gewaltige Zeit. Sicherlich erschien es Pernerstorfer als etwas sogar die Würde dieses Hauses Entweihendes, aber er erzählte es doch mit einer gewissen Befriedigung, die man hat, wenn man Augenzeuge eines welthistorischen Ereignisses hatte sein dürfen. Ich sah die Tribüne an und warf auch ehrfurchtsvolle Blicke auf die historischen Pultdeckel, mit denen so oft und so laut geklappert worden war.

Wir schieden von der weihevollen Stätte und schritten durchs Haus. In den Gängen kamen uns Abgeordnete entgegen; einige grüßten, andere warfen herausfordernde Kontrahage-Blicke auf den guten Pernerstorfer, der ihnen jedoch keinen dummen Jungen aufbrummte, sondern mit mir ein Weinbeißel in den Tuchlauben aufsuchte.

Wir trafen dort eine Gesellschaft an, die in mir das freundlichste Bild vom alten, liebenswerten Wien wachrief.

Der Lyriker David, einige Beamte, ein Universitätsprofessor Müller, der als beurlaubter Benediktiner in Wien lebte und lehrte.

Diese Unterhaltung in ihrer taktvollen, milden Heiterkeit, in die sich ein bißchen Resignation und Raunzen mengte, war für mich ein altösterreichisches Erlebnis. Und wie die Herren bald mit Stolz, bald mit der leisen Wehmut für ihr Österreichertum sprachen und seine Geltung in Deutschland verlangten, aber auch wieder vermißten, gab der Unterhaltung den besonderen Reiz. Bei Pernerstorfer war das Lieblingsthema angeschlagen, und wenn Professor Müller das Beste sagte, so gab er ganz gewiß das Kräftigste dazu. Wir haben uns zuweilen geschrieben, gesehen habe ich ihn leider nicht mehr.

Und daß er kein Sozialdemokrat geworden ist, dessen bin ich sicher.

DIE GESCHICHTE VOM EUNUCHEN

(Das Märchen der Tausendneunhundertdreiundzwanzigsten Nacht.)

Sehr geehrter Herr Großmann! Gern komme ich Ihrer freundlichen Aufforderung nach, dem Tage-Buch die Kieler Eunuchen-Komödie zu erzählen. Daß dieses Stück hier verboten wurde, ist weder für mich, persönlich noch für die Welt von erschütternder Bedeutung. Aber die Tatsache und die Zusammenhänge sind für Jeden, der im deutschen Theater heute eine Aufgabe und eine Verantwortung weiß, von einigem Interesse. Erlauben Sie mir, die Zusammenhänge in einem kurzen Tatsachenbericht anzudeuten.

Im Sommer vorigen Jahres war durch den Tod des genialen Max Alberty die Kieler Intendanz vakant. Nach langer Wahl holte sich die Stadt Herrn Dr. Kurt Elwenspoek an diesen Posten, der in einer Provinzstadt Oberregisseur war. Diese Wahl war gut. Denn Elwenspoek, dem das Geniale seines Vorgängers durchaus abgeht, der selbst weniger Künstler als künstlerischer Mensch ist, brachte als besondere Eignung zum Intendanten den Vorzug mit, jeden persönlichen Ehrgeiz hintenanzusetzen und sich restlos zum ersten Diener seines Staates zu machen. Die Erkenntnis, die Herbert Ihering jetzt anläßlich des Berliner Ruhrtheatergastspiels aussprach: die Wiedergeburt des Theaters müsse von der Provinz ausgehen, — kennzeichnete von vornherein seine Tätigkeit. „Wiedergeburt“, das heißt: Schaffung des produktiven Ensembles, der Truppe, der künstlerischen Eigenschaft, die auf der Grundlage gleichgerichteter Gesinnung, gleichgespannten Kunst- und Weltgefühls entstehen kann. Daß eine solche Arbeitsgemeinschaft nur unter Menschen von eigener Qualität und — heute — nur unter jungen oder jung empfindenden Menschen möglich ist, liegt auf der Hand. Von diesem Standpunkt aus engagierte Elwenspoek, und er hatte eine glückliche Hand. Von ihm neue gewonnene Kräfte verbanden sich tatsächlich mit den wertvollsten Elementen des alten Bestandes zu einer intensiven und festen Gemeinschaft, die keinerlei „Richtung“ aufmachte, sondern nichts als ernsthafte, verantwortungsbewußte Theaterarbeit zum Ziel hat, allerdings ohne an Geschmack, Niveau oder Gesinnung der Eingeborenen irgendwelche Konzessio-

nen zu machen. Eine Reihe von Aufführungen, besonders unter der Regie des frankfurter Weichert-Schülers Albrecht Joseph, zeugen dafür. Als Dramaturgen holte sich Elwenspoek Einen, von dem er aktuellste Erfassung der Dramaturgie voraussetzte, nämlich einen lebendigen Dramenschreiber. Die Stücke, die außer älteren auf dessen Veranlassung angenommen wurden, sind „Der arme Vetter", von Barlach, und die „Trommeln in der Nacht", von Brecht.

Es würde zu weit führen, wenn ich die Phasen des wütenden Offensivkriegs schildern wollte, den Schleswig-Holsteins Blüte gegen diesen Willen zur Kunst, gegen diesen Kern eines Ensembles, gegen diesen Vormarsch zu Niveau und Qualität aufnahm. Die „Eunuchen"-Affäre ist eine seiner Sommeschlachten. Die Stellung Elwenspoek wurde nach gewaltigem Trommelfeuer zerstört. Nicht auf Grund des „Eunuchen". Sondern, weil er gegen den Willen seiner „vorgesetzten Behörden" einige von ihm als wertvoll erkannten Kräfte neu engagierte, mit deren Weggang das kaum begründete Ensemble junger Künstler auseinandergefallen wäre. Diese Tatsache sei nachdrücklich betont.

Aus der Mitte dieses Ensembles heraus entstand der „Eunuch", und das ist das Wesentliche an diesem Stück. Es ist direkt für die Bühne, für schauspielerische Persönlichkeiten, für ein Ensemble geschrieben, und das hat die deutsche Komödie gerade so nötig wie das deutsche Theater. Elwenpoek drückte mir eines Tages den von ihm ausgegrabenen Terenzschen Eunuchen in die Hand, der in der vorliegenden Übersetzung nur für Philologen interessant ist, aber ein echter, prachtvoller Komödienstoff voll Saft und Fülle. Es war mir sofort klar, daß eine Belebung dieses Stoffs für unser deutsches Theater nur möglich sei, wenn es mir gelingt, ihn restlos aus unserem Zeit- und Lebensgefühl heraus vollständig neu zu dichten. Dies geschah in einigen Nächten, befeuert von der Aussicht auf sofortige Umsetzung auf dem Theater. Mein Erfolg, den ich froh verzeichne, besteht darin, daß die wertvollen, begabten Schauspieler unseres Kreises das Stück und die Rollen mit einer seltenen Begeisterung aufnahmen und spielten. Daß sogar die durch allgemeine Verhetzung gegen die Sache eingenommenen Schauspieler in den für sie geschriebenen Rollen ausgezeichnet waren. Daß das Ganze für die paar Leute, auf die es hier ankommt, ein Theaterabend voll Freude, Erregung, Heiterkeit wurde.

Ich will Ihnen kurz, damit Sie wissen, welche Scheuel und Greuel den zartfühlenden Ohren der Kieler hier eingeblasen wurden, Einiges über den Stoff und Charakter der Sache andeuten: eine große Hetäre steht im Mittelpunkt. Ein verliebter Trottel schenkt ihr als Diener einen Enuchen. Der Bruder dieses Trottels, ein junger Kerl von Rasse und Feuer, läßt sich in den Kleidern dieses Eunuchen bei der Hetäre einschmuggeln, und wirkt dort wie der Marder im Hühnerstall. Die Situation ist von göttlicher Komik, wenn der „Enuch" dann die lesbische Jungfrau verführt und die Überlegenheit der grande cocotte Thais ins Wanken bringt. Eine Reihe köstlicher Typen spielen herein: ein verhetteter, renomierender General, (den ich natürlich direkt aus dem Großen Hauptquartier in der Etappe nahm), sein Tarasit, eine kleine überzart gebaute Kokott, die ihre Herrin Thais liebt und den Männern ausgepichteste Bosheiten sagt. All das in buntem Bewegungsspiel. Ich kann mit dem besten Willen keine Verletzung der öffentlichen Moral erkennen, wenn z. B. vom „Finger Gottes" geredet

wird, „den Zeus aus dem Leib des Mannes gezaubert hat, um seiner Schöpfung den Puls damit zu fühlen“, — und finde es nichts weiter als komisch, wenn der General und der Reserveleutnant, beide sternhagelvoll, sich im Kasernenhofidiom beschimpfen bis sie Beide umfallen. Aber vielleicht ist der Sinn für Humor wirklich sehr eng mit dem Sinn für Musik verknüpft, und ein altes Sprichtwort sagt, daß Holstein nicht singe. —

Gegen den Willen des Intendanten wurde nach der Generalprobe, die eine Art geschlossene Aufführung war, das Stück von der Theaterkommission abgesetzt. Ein Sturm im Wasserglas begann, der Kiel tagelang in lächerlichste Aufregung versetzte. Der ganze Kosmos der Bürgerseele war aus den Fugen. Entrüstungsschreie, Empörungstränen. Dabei: ein Sturm auf die paar vorhandenen Manuskripte, Angebote phantastischer Leihgebühren, um das Stück (heimlich!!) lesen zu können, widerliches Gezwinker fetter Herren, die Zotiges erhofften, peinlichstes Moralgemächte. Das traurigste daran: das die schlimmste Hetze von denjenigen Schauspielern ausging, die aus persönlichen Gründen unsrem jungen Ensemble abhold sind. Daß es geschehen konnte, daß Schauspielerinnen von seltner Qualität und Charakter, weil sie mit Überzeugung und Freude in diesem Stück mitgespielt hatten, den peinlichsten Angriffen ausgesetzt waren, ja, in einer Mitgliederversammlung mit dem (allerdings unsren Ohren nurmehr lächerlichen) Ausdruck „Dirnen“ beschimpft wurden, daß sich ein erschreckender Ungeist unter den Acteurs und mancherlei Geisteshelden dieser Stadt zeigte.

Leider bin ich doch keine smarter Geschäftsmann. Wenn ich sofort eine Massenauflage des „Eunuchen“ hier hätte drucken und an den Straßenecken verkaufen lassen, wäre ich fürs erste über alle Finanzschwierigkeiten hinaus. Aber ich ziehe es trotzdem vor, fürs erste noch nicht zum Lieblingsdichter der Stammtische und Herrenclubs zu werden, obwohl mich das Schicksal in diese Bahn zu drängen scheint.

Dem gewesenen Intendanten Elwenspoek geht es gut. Er sitzt in einer Bank und hat vorläufig keine „Kommission“ als vorgesetzte Behörde zu verzehren. Er freut sich, daß sein Ensemble hier fest steht und unentwegt weiterarbeitet. Vielleicht wird er nächste Saison Theaterkritiken schreiben. Auch das kann produktiv sein.

Mit ergebensten Grüßen

Carl Zuckmayer.

FRANZ HESSEL

DER VERLORENE SOHN UND DER STEINKLOPFER

Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen, und niemand gab sie ihm. Ev. Luc. 15, 16.

Steinklopfer: Mensch, hälst du meinen Schotter für ein Lotterbette, daß du so hineinplumpst?

Der verlorene Sohn: Du ruhst doch selbst in der Sonne an diesen Steinen. Laß mich dein Nachbar werden.

St.: Hast du keinen bessern Nachbar und kein besseres Lager?

V. S.: Hier ist nicht Stadt noch Dorf, nur Straße. Niemand kann mich wegjagen, wenn du mir erlaubst, neben dir zu liegen.

St.: Du bist ein hübscher Junge. Du hast eine Mädchenhand. Die hat wohl noch nicht viel gearbeitet?

V. S.: Hat sie nicht noch gestern die Mistforke gehalten, diese Hand?

St.: Und der Bauer hat dich weggejagt?

V. S.: Der Großknecht hat mich weggejagt. Erst wollt er mir wohl, und mir gefiel bei Tische die Demut seines Rückens. Ich freute mich, sein Genosse zu werden in Dung und Dunst. Des Nachts aber, als wir in der Kammer lagen, schlich die Magd, die sonst bei ihm gelegen haben mag, zu mir. Sie wimmerte, weil ich sie nicht wollte; daß mißverstand er wohl und jagte mich weg. weg.

St.: Möchtest du nicht selbst Weib haben, Vieh und Acker? Acker?

V. S.: Ich bin doch der, der nicht besitzen darf. Und die da besitzen, dauern mich.

St.: Beim Bauern ist gut sein, Mensch und Tier hat Nahrung.

V. S.: Ja, ich liebte es, in die Schüssel zu langen, wenn die Reihe an mich kam. Das ist ein gutes Schicksal, fast so gut wie das des Viehs. O wenn die Schweine heimgetrieben in den Stall drängen, die Welle ihrer Rücken. Eins dem andern, alle allen nahe, welches Glück! So sagt ich auch zu dem Knechte: Wenn du mich nicht magst in deiner Kammer und an deinem Tische, so laß mich bei den Schweinen wohnen und mit ihnen von den Träbern fressen. Aber da spuckte er und trieb mich fort.

St.: Wo warst du denn, eh du zum Bauern kamst?

V. S.: Eine Zeit war ich bei einem Schmiede, der Axtklingen glühte und im Wasser löschte mit der Rechten, während seine Linke den großen Blasebalg zog. Wie schön sind die Farben des Stahles, eine nach der andern, ein Regenbogennacheinander! Wie löschen war. Sein kleiner Bube saß zu seinen Füßen und spielte mit seinem Hämmerlein an den Stahlstücken und schliff sein Kinderwerklein am Wetzstein. Er hatte des Vaters Blick und Griff. Er vergaß nicht sein Werk über dem Wunderanblick von Flamme und Stahl.

St.: Wie du.

V. S.: Ja, wie ich. Ich kann nicht tun, wenn ich schaue. So war ich auch eine Zeit mit den Holzhauern im Walde. Aber die Wurzeln und Knorren unter meiner Axt schnitten mir seltsame Gesichter. Die Menschen haben mich ausgelacht. Nun lachst du auch. Aber dein Lachen tut mir wohl.

St.: Du solltest in die Stadt, da gibt es Arbeit für solche wie du.

V. S.: Aber ich liebe das Land, die Dörfer eingeschmiegt in die runde Erde, im Wald betautes Spinnweb, glitzerndes Spitzenwerk. Ach, wenn ich mit den Jägern ging durch Busch, Stoppeln, Wiese und Forst, das drehende, fließende, trocknende Land! Der Schiefer, darunter die Vipern hausen: beim Wirt, wo wir rasteten, das Weinfaß, darin wir die Trauben gähren hörten.

St.: Was bliebst du nicht bei den Jägern?

V. S.: Mittags faßte mich die große Stunde. Die schwere Weinbergerde haftete an meinen Schuhen, ich konnte nicht auf, blieb bei den blauen Steinen. Als die Jäger wiederkamen, nahmen sie meine Stille für Lauer und vertrieben mich als Wilddieb. In eine Höhle kam ich. Da wohnte ich wie ein Biber. Kinder kamen zu mir, ich mußte ihnen erzählen von meines Vater Reich.

St.: Bist du denn ein Königssohn?

V. S.: Wir sind doch alle Vaterskinder.

St.: Das ist unterschiedlich, Kamerad, ich zum Exempel habe nie einen Vater gekannt, nur die Mutter.

V. S.: Und ich die Mutter nie. Aber zuletzt, das weiß ich, komm ich zum Vater heim, zurück in die Zukunft, hinein ins Vergangene.

St.: Du sprichst wie ein Schriftgelehrter. Du solltest in die große Stadt, das Glück zu suchen.

V. S.: Ich war ja in der Stadt. Als ich an die große Brücke kam, war da unten ein Steindamm neben dem Wasser. Da bewegten sich zwei Alte, Mann und Weib, geschäftig in einem Haufen von Abfällen. Es stieg ein Geruch auf wie von einem Kartoffelfeuer. Ich mußte denken an ferne Zeiten, da wir viel Volk durch die Steppe ritten, und an den duftenden Schlummer im betäubenden Heu neben dem atmenden Gefährten. Weißt du noch den Kampfbruder, den Stärkeren, den reifen Helden, der dir seinen Geist einhaucht in die zagenden Glieder?

St.: Vom Lumpensammler wolltest du erzählen, Mensch.

V. S.: Ja? Wollt ich das? Ich vergesse immer das bißchen Letzte über all dem Früheren. Ja, also der alte Indianerhäuptling sah, daß ich ihn belauschte. Da richtete er sich auf und ging stolz, die Hand in die Hüfte gestützt, zwischen seinen Beutestücken. Ich konnte nicht zu ihm in das rauchende reiche Zeltlager, ging weg von der Brücke und in die Häuserinseln dieser großen Stadt.

St.: Nun und was triebst du dann in der Stadt?

V. S.: Ich hatte doch die zwei Säckel Goldes mit. Die leerten die Mädchen aus und bekamen für das Gold Seide und Gehänge und Duftbüchsen. Sie gaben mir aus ihren Bechern zu trinken. Ich roch nur am Glase. Ich liebe vom Wein wohl nur den Geruch.

Sie lachten mich aus, weil ich nur klirrte an ihren Ketten, nur flocht in ihren Locken. Die Eine, die immer an mir hing, die brachte Gold, als mein Säckel leer war. Das gab ich der andern, weil sie danach gierte. Da zeterten sie. Ich lief davon.

Nacht und Morgen lag ich am Tor ohne Obergewand. Die Bürger kamen und fragten, wo ich es gelassen habe. Ich erzählte ihnen von der Prinzessin, zu der mich der Flügelgeist getragen. Das nannten sie Traum. Mich dünkten vielmehr ihre pockennarbigen Gesichter Traum. Aber der Fischer kam herauf vom Flusse, er hatte nichts gefischt als einen toten Affen. Als er mich sah, rief er: „Halloh, du Blasser, du bist ein Buhler, du bringst Glück". Da mußt ich mit ihm zum Wasser, für ihn das Netz auswerfen und ziehen. Es kam ein prächtiger Fisch herauf. Den trugen wir zu des Königs Koch. Für den Erlös kaufte der Fischer eine Kiste voll Heimlichkeit, die man ausrief auf dem Markte. Die mußt ich schleppen. Sie war schwer. Ich mußte sie bewahren und bewachen in des Fischers Haus, als er fortging. Es klopfte an die Holzwand. Ich machte auf. Da war die Allerschönste darin. Sie warf Juwelen heraus und Tücher und glitt und kroch und stand in Seide zitternd. Sie floh mit mir in einen entlegenen Garten. Im sanften Grase legte sie sich schlafen in meine Arme. Aber um die Dämmerzeit stand vor uns ein Greis, der hatte unsere schlafenden Füße geknetet. Er sah auf das Weib wie vorher die Hure auf das Gold. Ich schenkte es seiner Gier. Meine Arme waren frei. Sie aber, die Schöne, rief mir nach. Sie wird mich suchen überall. Es sind wohl viele hinter mir her. Aber du verrätst mich nicht. Wer kann mich noch kennen? Es ist ja alles gleich vergangen, wenn wir es angesehen haben. Nun bin ich auf der Straße. O wie ich lief! — Nun bin ich bei dir. Du hast das Glück, das schwere einsame Glück.

Allen schenkt ich. Du armer bist der erste, den ich bitte: Gib mir ab.

St.: Ich muß nun wieder arbeiten. Mittag ist vorbei.

V. S.: Laß mich dir helfen.

St.: Das ist nicht leicht, Bursche, das will gelernt sein. Die Steine, die sind sehr verschieden. Es gibt granitharte und mergelige und bröckelige und dicke sandweiche, da will jeder seinen besonderen Hammerschlag.

V. S.: Wie tausendfarben sie sind, deine Steine!

St.: Auf die Farben kommt es nicht an. Wie sie splittern, darauf muß ich achten, daß ich beizeiten den Kopf drehe, eh es mir in die Augen spritzt. Das taugt nicht für dich. Geh weiter, du reicher Jüngling. Hier hast du ein Stück Brot, wenn dich hungert auf deinem Wege.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Maiwoche

Die griechische Mythologie erzählt von einem Gotte namens Hermes, der keineswegs der Gott des Weines war (dieser hieß Bacchus), sondern der Gott des Handels, des Wirtschaftslebens, der Finanzen, — ferner aber, sonderbarerweise, auch der Gott der Schwindler. Solche Zusammenstellung war nur in unzivilisierten Zeiten möglich, in unseren diffizileren Tagen würde man sich mit Recht dagegen verwahren, daß die leitende Persönlichkeit im Wirtschafts- oder Finanzleben irgend einer Firma, irgend eines Vereins oder gar irgend eines Staates, sei sie nun göttlich oder nicht, auch nur von fernher im Geruch stünde, an unlauteren, betrügerischen, schwindelhaften Transaktionen beteiligt zu sein. Gewiß ist auch heute nicht jeder Gott fleckenlos, gewiß ist auch heute nicht jeder Hermes nur das, als was er in weiteren Kreisen bekannt ist. Aber das Ungöttliche und in weiteren Kreisen Unbekannte ist heutzutage sicher nur mangelndes Wissen, mangelndes Talent, mangelnde Voraussicht, mangelnde Nerven, verbunden vielleicht mit einer überstarken, zuweilen ganz plötzlich explodierenden Beimischung unkritischen persönlichen Ehrgeizes, keineswegs aber irgend etwas, was auf dem Gebiete bewußter Täuschung, bewußter Schädigung Dritter zu suchen wäre. Der deutsche Reichsfinanzminister Hermes hat, als er gegen Ende des Krieges einen untergeordneten Ministerialratsposten antrat, noch nicht gewußt, was eine Devise ist; August Müller hat sich damals bemüht, ihm die primitiveren Zusammenhänge des Begriffs beizubringen. Bei so jugendlicher Vertrautheit mit einem der kompliziertesten Gebiete internationaler Finanzbeziehungen bedarf es keiner dramatischeren Begründung für die Rolle, die Herr Hermes in der seit Februar betriebenen, deutschen Devisenpolitik gespielt hat, als diejenige, daß er den Tiefgang seines Sachverstandes, die Durchschlagskraft der von ihm mit vertretenen Reparationsdiplomatie, die Interventionspotenz der zur Verfügung stehenden Kapitalien, den Kredit und die kursmäßige Wirksamkeit deutscher Ministerreden, — daß er, kurzum, alles Wichtige in schönem Selbst- und Gottvertrauen ein bißchen überschätzte. Das Resultat wird für den deutschen Steuerzahler freilich etwas drückend werden, — wie drückend: das wird sich erst zeigen, wenn es an's Begleichen der Rechnung geht. Aber es wäre doch gehässig, dem Finanzminister Hermes um solcher im Grunde doch nur finanzieller Nachteile willen allzusehr zu grollen. Man sollte stets auch das seelisch Erhebende an einem ganz gewiß ja auch zu seelischer Erhebung verpflichteten Minister anerkennen; in diesem Falle also nicht nur den Patriotismus, der Herrn Hermes die großartige Idee nahelegte, um Deutschlands willen Deutschland

zu riskieren, sondern vor allem auch seine zähe, trotzige, unerschütterliche Beharrlichkeit. Herr Hermes hat im Februar erklärt, die Stützungsaktion werde unbedingt bis zum guten Ende fortgeführt werden; damals stand der Dollar auf 21 000. Herr Hermes hat dasselbe im April wiederholt; damals stand der Dollar auf 32 000. Herr Hermes wird dasselbe mit unveränderter Unbeugsamkeit noch aufrechterhalten, wenn der Dollar auf 60 000 stehen wird und nicht mehr nur 200, sondern 1000 Millionen Reichsbankgold in's Ausland verschifft und lombardiert sein werden.

Stimmungsbildchen aus der Ära dieses Hermes: Zwischen Ende April und Anfang Mai hat es, dank Geldentwertungsgesetz und Vorauszahlungspflicht, größere Steuereingänge gegeben als je zuvor und größere, als für lange Zeit hinaus auf einmal erwartet werden können. Wie schnitt die Reichsfinanzverwaltung in diesen Wochen massierter Geldeingänge ab? Es ist ihr in der zweiten Maiwoche gelungen, den wöchentlichen Pump bei der Reichsbank auf 36 Milliarden herabzudrücken. Sie hat nicht geradezu Überschüsse erzielt, gewiß nicht, — trotzdem die Eingänge, wie gesagt, Vorauszahlungen für Monate waren. Aber sie hat ihren Pump auf 36 Miliarden reduziert. Vordem waren es 400 bis 600 Miliarden pro Woche. Die Leistung sticht blendend in die Augen.

Englands Antwort auf den deutschen Reparationsvorschlag ist eine furchtbare Enttäuschung gewesen. Von Frankreich hat wahrscheinlich sogar in den deutschen Ämtern niemand angenommen, daß es sich bereit erklären werde, auf der angebotenen Basis auch nur zu verhandeln; sicher hat Herr von Rosenberg persönlich das nicht angenommen. Aber was man erhoffte, war wenigstens ein moralischer Eindruck im nichtfranzösischen Ausland und, daraus folgend, ein gewisser Druck der öffentlichen Weltmeinung auf Paris. Die englische Antwort aber mußte als Gradmesser dafür angesehen werden, inwieweit es gelungen sei, sich die erstrebten Sympathien wirklich zu erringen. Betrachtet man die englische Note unter dieser Voraussetzung, so gibt es keine Rettung vor dem Schluß, daß unser Angebot genau das Gegenteil dessen erreicht hat, was von ihm erhofft worden ist. Ein diplomatisches Dokument von der Schroffheit dieses Curzon-Briefes ist Deutschland, von einer angelsächsischen Regierung, seit den Unterseebootnoten Woodrow Wilson's nicht mehr ins Haus gesandt worden, und auch die englische Presse verhielt sich ausnahmslos vollkommen ablehnend. Vielerlei Ungeschicklichkeit in der Formulierung hat sicher dazu beigetragen, aber es wäre falsch, immer nur von Ungeschicklichkeit zu reden; tatsächlich handelt es sich vor allem um etwas weit Unkomplizierteres, nämlich um die Ziffern-Differenz. Es war zu er-

warten, und es steht heute fest, daß als diskussionsfähiges Angebot nur eine Summe in Betracht kommt, die mindestens ebenso hoch ist, wie die Summe des englischen Januar-Projektes, — also rund 50 Milliarden Goldmark, — und die überdies durch größere Garantieen verbürgt ist, als Mr. Law in Paris verlangte. Nun sind Ziffern dehnbare Größen, und es besteht keine Schwierigkeit, die Rechenkunst noch weiter zu treiben als es schon diesmal geschehen ist und aus ungefähr derselben Substanz wie diesmal sogar zu einer Ziffer von 50 Milliarden zu gelangen. Tatsächlich geht in gewissen Zirkeln schon ein Raunen, daß man zu unpropagandistisch gewesen sei, daß man es noch einmal mit sozusagen inflationistischeren Figurationsmethoden versuchen müsse; und manche Bleistifte scheinen auf manchen Blättern schon Exempel anzustellen, wie man der gewünschten Summe durch allerhand Manipulationen mit Fristen, Zinsen und Amortisationen doch noch ein imposanteres Exterieur verleihen könne. Diese Versuche gehen von der Meinung aus, daß es vor allem der englischen Regierung gar nicht so sehr um den wirklichen Wert des deutschen Angebots zu tun sei, als vielmehr darum, daß es mindestens äußerlich dem entspreche, worauf sie sich vor ihrem und vor dem französischen Volke schon festgelegt hat. Es ist das eine alte Meinung und eine alte Theorie, — die Theorie, daß Regierungen eigentlich überhaupt nicht eine Sache wünschen, sondern nur den öffentlichen Anschein, als ob. Es steckt ganz allgemein ein gut Teil Perversität in dieser Theorie, aber im konkreten Falle ist für politisch Klarsehende sogar noch ein übriges getan, sie zu widerlegen, — nämlich durch die schriftliche Auseinandersetzung des englischen Schatzkanzlers Baldwin über den sogenannten „Gegenwartswert" des deutschen Angebots. Mr. Baldwin berechnet darin mit einer Kühle, die nichts zu wünschen übrig läßt, daß der Gegenwartswert des britischen Zahlungsplanes in Paris zwischen 2500 und 1775 Millionen Pfund Sterling lag, während derjenige des deutschen Angebots sich zwischen 1500 und 800 Millionen Pfund bewegt. Mit dieser ziemlich ungewöhnlichen Publikation ist offenbar auch ein Wink an Deutschland beabsichtigt, — ein Wink darüber, wie man jedes deutsche Angebot zu prüfen gedenkt. In der Reduktion auf den Gegenwartswert verflüchtigt sich jedes Rechenkunststück. Und Herr Baldwin teilt mit, daß diese Reduktion seine Prüfungsmethode sein wird.

Daß Deutschland dank Versailles keine Möglichkeit mehr hat, im Welthandel die Gegenseitigkeit zu beanspruchen, daß es genötigt ist, jedem der Siegerstaaten die Meistbegünstigung zu gewähren, selbst wenn seine eigenen Waren mit Höchstzöllen belegt sind, ist mörderisch, und der Kampf gegen diese barbarische Bestimmung gehört sicher zu den wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft. Aber immer wieder zeigt sich hierzulande eine

fast unglaubliche Verkennung der Kräfte und Mittel, mit denen Kämpfe ausgetragen werden können. Der Verband sächsischer Textilindustrieller, sicher ein leidenschaftlich patriotischer Bund, nicht unpatriotischer als jener „Verein zur raschen Niederkämpfung Englands", der während des Krieges so erhebliches zur Erringung des Endsieges beitrug, — dieser Verein hat sich kürzlich entschlossen, die Angelegenheit auf eigene Faust zu lösen und Zwangsmaßnahmen bis zur Wiedergewährung der Meistbegünstigung an Deutschland zu verhängen, — zunächst gegen Australien, von dem er sich bis dahin einfach keine Wolle mehr zu beziehen erklärte. Unglücklicherweise ist Deutschland, wie sogar die Deutsche Allgemeine zugibt, mit 60—65 % auf den Bezug der australischen Merinowolle unbedingt angewiesen, sie kann für feinere Garne einfach nicht entbehrt werden. Was also ist die sichere Folge des Boykotts? Es wird keine australische Rohwolle mehr in Sachsen gekauft, aber es wird aus England um so mehr fertiges Garn eingeführt, das seinerseits wieder aus australischer Wolle besteht. Das ist nicht ganz, was man erreichen wollte und wird auch nicht sehr drückend für die Australier sein.

In diesen Tagen, da die Handelsspalten der Blätter mit Notizen über Jahresabschlüsse und Dividendenvorschläge angefüllt sind, drängen sich mit besonderer Aktualität einige absolut skeptische Gedanken auf, Gedanken sowohl über die Form als auch über den Inhalt heutiger Bilanzen und Bilanzergebnisse. Das A und O jeder Überlegung ist nämlich, daß Bilanzen offensichtlich vollkommen aufgehört haben, das zu sein, was sie sein sollen: ein irgendwie stichhaltiger Überblick über die Prosperität und über den Status einer Unternehmung; und nicht nur dies, sondern, was noch viel wichtiger ist, daß die ausgewiesenen Ergebnisse fast regelmäßig auch der Situation widersprechen, die man mit gesundem Menschenverstand eigentlich erwarten müßte. Was die formale Seite anbelangt, so ist natürlich klar, daß die erzwungene Gleichsetzung von Mark gleich Mark in den Gewinn- und Verlustrechnungen zu absurden Ergebnissen führen muß; man kann nicht Januarmark mit Dezembermark addieren, die beiden sind so verschieden voneinander wie Marmor und Reisbrei. Aber mit dieser erzwungenen formalen Unstichhaltigkeit nicht genug, bemühen sich die Verwaltungen immer planmäßiger, den Währungsschleiern auch noch Tendenzschleier hinzuzufügen. Es mehren sich jene Zusammenschmelzungen von Einzelposten bis zu einem Punkte, an dem Bilanzen oder Gewinn- und Verlustrechnungen überhaupt nur noch aus drei oder vier Zahlen bestehen, — eine Parodie auf die Pflicht zu öffentlicher Rechnungslegung. Es mehren sich immer rücksichtsloser die Abschreibungen, Rückstellungen oder — Vergeßlichkeiten vor Feststellung des Rohgewinns, das corriger la fortune unter der Decke,

das Zurechtsubtrahieren bis auf ein Minimum. Dies nämlich ist die erstaunliche Folge all solcher Manipulationen, und dies ist auch ihre Bedeutung dem Wesen nach: daß es sonderbarerweise überhaupt kaum noch eine Bilanz mit halbwegs nennenswerten Gewinnen gibt. Und hier hört, wie gesagt, das Fassungsvermögen für den gesunden Menschenverstand einfach auf. Ein Beispiel: Die Höchster Farbwerke, eine der blühendsten deutschen chemischen Werke, die in der ganzen Hochkonjunkturzeit des Jahres 1922 mit Ordres überlastet waren, werfen eine Dividende von 60 Goldpfennigen aus! Die A.-G. für Anilinfabrikation rechnet ihren Gewinn in Dollar um und erklärt, er habe nur 174 000 Dollar betragen, gegen 1 144 000 Dollar im Jahre 1913; ihr Dividendenvorschlag beläuft sich demgemäß auf ungefähr 70 Goldpfennige; zugleich mit diesem Vorschlag und dieser Dollarrechnung aber wird festgestellt, das Jahr 1922 sei „ein Jahr des Fortschritts für die Gesellschaft“ gewesen, die Produktionsziffern und Umsätze hätten sich „in aufsteigender Linie“ bewegt. Nun kann man gerne zugeben, daß die Fabrikationsverhältnisse heute ungünstiger als in Friedenszeiten liegen, und daß die Verkaufspreise zuweilen hinter den Goldpreisen zurückbleiben. Aber um welche Differenzen kann es sich da handeln? Gerade die chemische Industrie, diese Großexporteurin kat exochen, ist im großen ganzen doch mit den Weltmarktpreisen mitgegangen, und die fehlende Differenz muß gut und gern von den Löhnen auskompensiert sein, die sich ja ebenfalls durchweg unter dem Weltstandard bewegten. Und wenn sogar noch die verminderte Arbeitsökonomie durch den Achtstundentag in Ansatz gebracht wird, oder die verminderte Arbeitsleistung pro Kopf und Stunde, — um welche Prozentsätze kann es sich bei alledem denn um Gotteswillen handeln? Um ein Viertel? Um die Hälfte? Um Dreiviertel? Jede Quote sei gerne zugestanden, keine kann dennoch aufklären, warum der Gewinn auf ein Zehntel, ein Zwanzigstel, ja ein Hundertstel oder Zweihundertstel seiner Friedenshöhe zurückgegangen sein soll. Dieses Rätsel soll erst noch jemand erklären! Niemand wird es phrasenlos entwirren können, und es ist einfach unmöglich, Bilanzen, die zu solchen Ergebnissen führen, irgendwelche ernsthafte Bedeutung zuzubilligen. In Wahrheit tut das auch kein Wissender mehr. Die Börsenkurse der Industriepapiere wären phantastisch, wenn es noch Menschen gäbe, die den armseligen Gewinnziffern der Industriebilanzen Glauben schenkten. Nein, — aus der allgemeinen Lage, aus Fülle und Geldbedeutung der vorhandenen Aufträge, aus dem Umfang der Expansionen zieht jedermann den Schluß, der gezogen werden muß, und es ist ein stillschweigender Kontrakt, ein agreement amongst gentlemen, daß man sich an diesen wahren, geflüsterten Status hält und sich wegen der paar krankgeschminkten Veröffentlichungen nicht böse wird.

GLOSSEN

TISCH MIT BÜCHERN

Johs. V. Jensen: Kolumbus. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin. 300 Seiten.) Schon einmal, im „Rad“, spricht Jensen von dem germanischen Kolumbus, er meint den Entdecker Amerikas als letzten Goten, der die germanische Mission nach Westindien trägt. Dieser neue Roman macht aus Porträt und Biographie ein ungeheuer weites und großes Spiel der Zeiten. Ich weiß nicht, ob schon einmal ein Dichter so große Radien um eine einzelne historische Figur geschlagen hat, daß das Einmalige und Persönliche verschwindet und Menschheitsgeschichte in ihren entferntesten Polen fühlbar wird. Das geht soweit, daß der heidnische Mythos sich im Naturmenschen Kolumbus erfüllt, die christliche Sehnsucht in den paradiesischen Gärten der Neuen Welt. Was dazwischen brennt, ist Größe und Leid des Entdeckers, des männlichen Urinstinktes, ist das Schicksal des seiner Erde verhafteten Menschen. Man braucht nur den Namen Jensen zu nennen, um anzudeuten, daß hier ein Gedicht von den Wundern der Erde geschrieben wurde; farbig und abenteuerlich, und daß das geistige Erlebnis des Menschen, der in die Welt aufgehen möchte im allerstärksten Beispiel gepackt ist.

Rudolf Borchardt: Walter Savage Landors imaginäre Unterhaltungen. (Ernst Rowohlt, Berlin. 128 Seiten.) Das ist Geschichte in eigenartiger Beleuchtung. Historische Figuren werden redend eingeführt, in Unterhaltung über Probleme ihres Wesens, Ideen ihrer Zeit, Handlungen ihres Willens. Das bei den Platonikern beliebte Dialogspiel öffnet hier die Möglichkeiten, einen historischen Zeitbegriff zu zerlegen, allseitig zu beleuchten, zu plastifizieren. Epiktet spricht mit Seneca, Sandt mit Bücher, Ludwig XIV. mit Père la Chaise. Es sind immer wenige Seiten, aber die ungeheure Fülle jedes Satzes steht beziehungsreich zu Zeit und Mensch und erhellt den Inhalt einer Epoche. . . . Landor, der Verfasser dieser Gespräche, ist in Deutschland ziemlich vergessen; in England schätzt ihn die Intelligenz, dessen Werk in den Tagen Byrons und Shelleys beginnt und in denen Swinburnes endet. Er war der erste, der einen historischen Menschen, eine Periode, so in imaginären Gesprächen zu packen wußte. Borchardt hat diese Profile in Schnitt und Farbe durchaus in seine eigene Welt versetzt, ohne die Elastizität der Sprache, die den Zeiten und Menschen gehört, zu verringern. So liest man das kleine Buch mit doppeltem Genuß.

Joachim Ringelnatz: Kuttel-Daddeldu. Mit Zeichnungen von Karl Arnold. (Kurt Wolff, Verlag, München.) Natürlich, man könnte eine Abhandlung schreiben, wie tiefgehend die soziale Bedeutung dieser Art Dichtungen sei, und man würde dann auf die Vorläufer

und Mitgänger dieses Ringelnatz hinweisen. Es hätte nur einen sentimentalen Sinn. Daß man nicht nur lachen soll über seine Verse, ist selbstverständlich, künstlerische Würfe sind keine Amüsierangelegenheit. Aber man soll sein lebhaftes Vergnügen haben an der unbekümmerten Kraft, mit der Ringelnatz den ruppigen und rüden Jargon eines Piloten dichterisch akzentuiert. Eigentlich tut er garnichts damit, er lockert nur die Kautabakmampfenden Zähne, da werden die Sätze etwas weiter und tiefer. Immer bereitet der Jargon neue Sprachbilder vor. Auch was des „Knaben Wunderhorn“ ausmacht, war einmal vulgär. Ringelnatz wird einmal in den ewigen Volksbüchern stehen, vielleicht mit dem wundervollen Satz: „Ich bin etwas schief ins Leben gebaut. Wo mir alles rätselvoll ist und fremd, da wohnt meine Mutter.“ *K.*

E u r o p e. Revue mensuelle. Rédacteurs en Chef: René Arcos, Paul Colin. (F. Rieder & Cie, Editeurs, Paris VI., Place St. Sulpice 7.) Da der politische Zank alles verdächtigt, was hinter den Vogesen zu Hause ist, besteht die größere Pflicht, keine europäische Regung außer Acht zu lassen, die uns hoffnungsvoll stimmen könnte. „Europe“, als Monatsschrift von René Arcos und Paul Colin, Mitbegründern der verewigten Clarté herausgegeben, ist im guten Sinne international, indem sie das Antlitz der Länder und der Gesinnungen in nicht-hetzerischen, sondern abstrahierenden und die künstlerische Front stark unterstreichenden Kräften hervorkehrt. Natürlich, man kann nichts Reaktionäres erwarten, sonst müßte man von vornherein auf das internationale Moment verzichten. Roland marschiert edel und menschlich an der Spitze, dann Duhamel und Gorki. Gleich im ersten Heft wird eine unbekannte Studie Gobineaus stark interesieren, die auf die Sterilität der weltpolitischen Kräfte Frankreichs hinweist, das seit dem stolzen „L'état c'est moi“ Ludwigs XIV. nur noch sich selber kannte. Man begegnet dann einer entzückenden Novelle des Vlamen Timmerman, einer anderen des Russen Bunin. . . . Die Haltung der drei bis heute herausgekommenen Hefte ist immer überlegt, überlegen, großzügig. Wem es wichtig ist, aus einer einseitig orientierten Publizistik herauszukommen, der schaue in diese Zeitschrift, die dem valutaschwachen Deutschland überdies mit ermäßigtem Preis angeboten wird.

L. W. R o c h o w a n s k i : D e r t a n z e n d e S c h w e r p u n k t. (Wien, Amalthea-Verlag.) Dieser Interpret kennt die Materie, aber er kennt sie nur einseitig. Der künstlerische Tanz als Ausdrucksform von heute ist eine wandelbare Sache. Die Wiesenthal war uns allen ein großes Erlebnis, denn damals fing das tänzerische Element an, wieder eine Bedeutung zu haben; und die Duncan und später Loheland haben ihre großen Verdienste. Aber immerzu: es geht weiter, der tanzende Schwerpunkt verschiebt sich von Augenblick zu Augenblick.

Rochowanski, mit sympathischem Temperament für den Tanz begeistert, hat leider den Schwerpunkt festlegen wollen, auf die Duncan und auf Loheland. Er übersieht merkwündigerweise die Wigman und die Schule Laban, die gerade für das theoretische Erfassen des Phänomens heute die letzten Schlüssel geben. Sonst aber ist zu sagen, daß er einer der wenigen ist, der wirklich fühlt, um was es beim Tanz geht. — Bei allen solchen Veröffentlichungen schaut man sich zuerst die Bilder an, in der richtigen Vermutung, daß selbst im starren Photogramm noch jener unsagbare Charme glimmt, der aus Erotik und körperlicher Beherrschtheit uns für den Tanz einnimmt, und daß eben das Figürliche des Tanzenden schon ein Teil seines Geistigen ausdrückt. Hier streben Bild und Text, Forderung und Beweis restlos auseinander, zum Nachteil der Worte.

K.

———

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

Weltgeist und Weltmann

Dem „Berliner Tageblatt" verdankt die Literaturgeschichte folgende Mitteilung:

> Der Drei-Maskenverlag hat das Aufführungsrecht von L u t z W e l t m a n n s „W i e e s E u c h g e f ä l l t" erworben.

Hatte schon vorher der Theaterverlag Felix Bloch Erben Revys „König Lear" und Heinz Hilperts „Lustige Weiber" gekauft? Nicht zu reden von Leopold Jeßners Bühnendichtung „Faust". Aber der Leipziger Hans R o t h e, der den großen Engländer nicht bloß dramaturgisch zer- und verschnitten, sondern mit schöpferischer Sprachkraft neu übersetzt und von den Entstellungen alter Bearbeitungen mühevoll entkrustet hat, dieser Ungeschickte gibt seine ebenso gewissenhaften wie mutigen Arbeiten (bei Meyer und Jessen) unter dem unzeitgemäßen Titel „Shakespeare-Übersetzungen" heraus. Kein Wunder, daß seine musikalische Übertragung von „Wie es Euch gefällt" der Berliner Kritik ganz entgangen ist, während die Provinzbühnen sich an diesen neuen Shakespeare zu binden anfangen. Dieser Rothe ist eben kein Berliner Weltmann, kein Weltmann von heute.

———

FILM

Sensations-Film

Sensationsfilme sind solche, in denen einige halsbrecherisch-akrobatische Attraktionen aufgeklebt sind einer langwierig-sentimentalen Handlung aus der Steinzeit des Films (d. h. aus der Zeit des Films, als er zum Steinerweichen primitiv war). Leute, welche den Film künstlerisch fördern wollen, meiden solche Filme; das Publikum, sagt man, liebt sie — noch. Nach einigen wüsten Amerikanern dieser Art sah ich „Die Schlucht des Todes" („Alhambra") mit Luciano Albertini, von dem man rühmt, daß er alle seine Sensationen selbst erfindet und ausführt (während die meisten Sensations-Stars nur deshalb nicht tot zu kriegen sind, weil sie

sich im kritisch-gefährlichen Augenblick durch einen Berufsartisten ersetzen lassen). Albertini blickt dem Tode ebenso mutig ins Antlitz wie den Dollars, die er allmonatlich erhält; er vollführt grandiose Kunststücke in freier Luft an Brücke, Baum und Fels, daß dem Zuschauer minutenlang das Herz bibbert wie ein Wackelpudding. Manchmal allerdings macht der große Sensationalist es sich unnötig schwer: z. B. ein Kind fällt von einer hohen Eisenbrücke und bleibt unterhalb an einer Stange hängen. Albertini nun klettert vom Fluß an der Eisenkonstruktion hoch, schwingt sich dann unter der Brücke von Gestänge zu Gestänge, daß Turnvater Jahn noch im Grabe jauchzt, bis er das Kind faßt. Und hätte doch nur gemütlich oben die Brücke entlang laufen, über das Geländer klettern und das Kind hochziehen brauchen . . . Albertini weiß, daß er ein glänzender Turner und Springer, aber kein Schauspieler ist, deshalb hält er sich im Spiel klugerweise sehr zurück. Seine Partnerin Lya de Putti aber weiß nicht, daß sie (noch) keine Schauspielerin ist und spielt sich deshalb so mutig durch alle Szenen durch, als wären es Sensationen.' Sie sieht aber so berückend schön aus, besonders mit verwuscheltem Haarschopf, daß man ihr wünscht: ach, spielte sie doch so schön, wie sie aussieht! Vielleicht ist das zu erreichen, wenn sie einen energischeren Regisseur hat, als diesmal Bertoni, der für das konventionelle Spiel seiner Leute durch stimmungsreiche Landschaftsbilder Entschädigung bot.

Wettlauf ums Glück

Die John Hagenbeck-Gesellschaft hat einen sehr rühmenswerten Schau-Film hergestellt, an der Hand eines sauber und einfach gearbeiteten Manuskripts von Franz Schulz, das sich damit bescheidet, Gelegenheit zur Entfaltung von drei Bereichen zu geben, die das Publikum aller Stände höchlichst interessieren: man sieht Bilder aus dem Leben der Chinesen, von wirklichen Chinesen bis in alle Einzelheiten (unter Leitung des vorzüglichen Asienkenners Wiese) ganz chinesisch dargestellt . . . man sieht

---

hinreißend schöne Landschaftsbilder aus winterlicher Gebirgswelt, weit vereiste Einöde, Schneestürme, phantastisch-ziehende Wolken in einer Photographie, die man mit allem Nachdruck als künstlerisch bezeichnen muß . . . man sieht drittens in dieser Natur Tiere sich bewegen: Wölfe, Pferde, Yaks. Es ist da auch eine Handlung unter Europäern: zwei Abenteurer — Jünglinge kämpfen in den Schneewüsten um Missionars schönes Töchterlein. Aber wir Europäer sind Europas so überdrüssig, daß uns alles an diesem Film interessiert, was nicht Europa ist. Und vielleicht würde uns auch dies verschneite Tibet-Gebirge kalt lassen, wenn wir sogleich wüßten, daß es unser Riesengebirge ist. Wir müssen zugeben, daß die beiden europäischen Jünglinge, die auch in der Wildnis Tibets so tip-top angezogen und so kavaliermäßig frisiert sind, zwar schönere Zähne haben als die chinesische Konkurrenz, aber unsere Wißbegier und unser Herz gehört in diesem Film doch den Tieren, der Landschaft und den chinesischen Schauspielern mit den breiten Gesichtsflächen, auf denen, ohne viel Mimik, so viel Ausdrucksfähigkeit lagert. Es ist insbesondere eine angehende chinesische Asta Nielsen zu sehen, namens Kock-Ling-Shin mit so demutsvollem Blick, daß wir viel stärker und menschlicher angerührt werden als von dem routinierten Augengeschmetter ihrer westlichen Kolleginnen. Diese chinesischen Schauspieler bleiben, trotz der europäischen Regie Bruno Zieners, so sehr sie selbst, daß wir sofort aus der Illusion stürzen, wenn z. B. eine tänzerische Orgie tibetanischer Pilgerinnen von europäischen Komparsinnen exekutiert wird. Während Europäer, wenn sie filmen, sich immer vorstellen, bleiben Tiere, Landschaft und Chinesen (übrigens ebenso Neger) auch im Film, was sie sind.

Kurt Pinthus.

ANEKDOTEN

Pumpgeschichten

1.

Der Schriftsteller Anton K. tritt nachmittags in das Büro des Prager Bankdirektors Sch. Er hat die Absicht, den Bankdirektor anzupumpen. Aber er ist noch unschlüssig, wie hoch der Betrag sein soll, um den er ihn erleichtern soll. Endlich sagt K.: „Ich bin in schrecklicher Verlegenheit, Sie müssen mir 2000 tschechische Kronen leihen."

Der Bankdirektor unterschreibt seine Post, er hat keine Zeit, blickt kaum auf, arbeitet weiter und zieht schließlich, während Anton K. sein Ansuchen ergreifend begründet, stillschweigend 1000 Kronen heraus, die er auf den Schreibtisch legt. Nach langer Überlegung greift K. zögernd nach dem 1000-Kronenschein. Er dankt und will sich entfernen. An

der Tür bleibt er stehen, offenbar in innerem Kampf. Dann tritt er einen Schritt näher zu dem in seine Arbeit vertieften Bankdirektor und sagt etwas beklommen: „Verzeihen Sie. Nur noch eine Frage. Ich könnte heute Nacht nicht schlafen, ehe Sie mich nicht beruhigten. Sagen Sie, wenn ich 4000 Kronen verlangt hätte, würden Sie mir dann 2000 gegeben haben?"

2.

Der Wiener Schriftsteller Anton K. trifft den Millionär A. B. und pumpt ihn, in plötzlicher Verlegenheit, um 200 000 Kronen an. B. greift in die Tasche und gibt ihm, was er dort findet, es sind 100 000 Kronen.

Anton K. steckt das Geld in die Tasche, sieht B. ins Auge und fragt: „Jetzt weiß ich nicht, Herr B., sind Sie mir 100 000 Kronen schuldig oder ich Ihnen?"

DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

Druckfehler berichtigen? Sie gehören zum heutigen Zeitungsdruck wie Wanzen zum italienischen Gasthof. Dennoch muß hier ausnahmsweise eine Berichtigung erfolgen. In der Glosse „Der Papierzwerg" der vorigen Nummer muß das Heimann-Zitat auf Seite 690 natürlich heißen: „Jedes Urteil beruht auf einem Vor-Urteil" und auf derselben Seite: „Dort liegen Krausens unbestreitbare lokale Verdienste". Die Berichtigung geschieht nur Herrn Kraus zuliebe, denn er nährt sich ja von Druckfehlern.

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 19):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Maiwoche

In Hamburg tagt ein internationaler Kongreß der Sozialisten. Er ist aus aller Welt beschickt und doch — wie schwach ist sein Echo. Die Welt ist ungläubig geworden und weder die zweite, noch die zweieinhalbte, noch die dritte Internationale hat großen politischen Kredit. Sehr brave, sehr sittliche, aber auch sehr machtarme Leute sind in Hamburg zusammengekommen. Zwar haben zweite und zweieinhalbte Internationale sich wieder vereinigt, aber 0·00002 plus 0·000025 — ach, die Rechnung ist noch immer nicht welt-erschütternd. Ja, eigentlich ist diese Internationale, der heute Minister, Kanzler, Deputierte angehören, machtloser als die ersten Kongresse, denen nur ein paar Dutzend würdelose Proletarier beiwohnten. Damals, vor dreißig oder vierzig Jahren, lag noch die große Illusion über der Welt-Internationale, die unbestimmte Hoffnung und damit der Kredit der Jugend. Inzwischen ist die Internationale eine behäbige und etwas schwer bewegliche Dame geworden mit mehr Vergangenheit als Zukunft. Dennoch — vielleicht geschieht das Wunderbare noch, vielleicht gibt es noch eine Weltbesinnung. Aber dann durfte der erste Kongreß der neuen Internationale nicht in Deutschland tagen, dann mußte er in Paris zusammentreten. Nicht Berlin, nicht Rom, nicht London muß erwachen — Paris, d. h. Frankreich muß aufgetrommelt werden! Gelingt es, die öffentliche Meinung Frankreichs zu erwecken, dann besteht eine Hoffnung auf die Vereinigten Staaten Europas. Übersiedelt nach Paris, Hamburger Schwärmer! Die Parole von morgen heißt: A Paris! A Paris! A Paris!

Will man Ludendorff als Feldherrn im Bürgerkrieg würdigen, dann muß man die Briefe lesen, die der deutschnationale General Alfred Kraus, einer der wenigen militärischen Führer Österreichs, die nicht verkalkt waren, über die Tätigkeit des Ludendorff'schen Famulus, des Obersten Bauer, in München veröffentlichen ließ. Dieser alte Unglücksrabe, der Oberst Bauer, begnügt sich nicht mit dem unbeschreiblichen Unheil, das er im Kriege in Ludendorffs Auftrag angerichtet hat, er spukt noch immer, als Ludendorffs Gehilfe, durch die Lande. Nachdem ihm

der Boden in Deutschland zu heiß geworden, geistert er (wenn man hier von Geist reden kann) durch Österreich. Er vor allem war und ist der Verbindungsoffizier zu den Madjaren, zu Horthys Mordbanden. Gleichzeitig lockt es ihn zu den österreichischen Legitimisten, Horthy ist ja Habsburgs Verweser, und sein Traum heißt Mussolini. In die praktische Politik übersetzt hieß das: Preisgabe des deutschen Burgenlandes an die Madjaren und Einsargung aller südtiroler Forderungen zu Gunsten eines wüst ausrodenden Faszismus. Doch man lese den Brief des Generals Kraus selbst, der, wie gesagt, ein Großdeutscher von reinstem Blute ist:

„General Ludendorff hat als Voraussetzung einer gedeihlichen Zusammenarbeit die Bedingung gestellt, daß General Kraus zu erkennen gebe, daß er den Kampf gegen den Bolschewismus als die wichtigste Aufgabe des Nationalverbandes ansehe. Ich weiß nicht, wie sich Exzellenz Ludendorff den Kampf gegen den Bolschewismus vorstellt, weiß aber, daß sich sein Vertreter in Wien, Oberst Bauer, die Aufgabe gestellt hat, alle, auch die ärgsten Feinde des Deutschtums zu vereinigen, um angeblich den Bolschewismus niederzuwerfen. Wer ihn dazu berechtigt, in Österreich derart aufzutreten, kann ich beim besten Willen nicht erkennen. Ich sehe nur, daß Oberst Bauer bereit ist, völkische Forderungen bedenkenlos zu opfern, um fragwürdige Hilfe zu erwerben. Ich sehe, daß er in völliger Unkenntnis von Personen und ihren Zielen sich an Feinde des Deutschtums bindet, glaubend, diese Personen und Kräfte rechtzeitig abschütteln zu können. So ist er Verbindungen mit Ungarn eingegangen und hat dafür in weiten Kreisen Deutschlands für die Preisgabe des Burgenlandes an Ungarn Stimmung gemacht. Er hat mit dem allgemein bekannten und berüchtigten englischen Spion Trebitsch-Lincoln trotz aller Warnungen Freundschaft geschlossen und mit ihm gearbeitet. Er hat mit Mussolini, der jetzt seine Feindschaft gegen das deutsche Volk offen bekundet, Beziehungen angeknüpft, er hat zusammen mit dem russischen General Biskupski versucht, Österreich für den Plan einer bayrisch-österreichisch-ungarischen Union unter Wittelsbach mit L o s l ö s u n g S ü d d e u t s c h l a n d s v o m R e i c h e und scheinbarem Eingehen auf die französischen Trennungspläne zu gewinnen, wozu eben Österreich auf das B u r g e n l a n d v e r z i c h t e n und vierhunderttausend kerndeutsche Bauern der weiteren Vermagyarisierung ausliefern sollte. Eine merkwürdige Betätigung deutschvölkischer Gesinnung! Er entwickelt mir einen Plan zur Zertrümmerung der Tschechoslowakei von abenteuerlicher Art, dessen ganze Haltlosigkeit jedermann sofort erkennen mußte. Er geht nunmehr in einer phantastischen, jeder realen Grundlage entbehrenden Weise gegen den Bolschewismus „von der Ostsee bis an die Adria" vor, indem er sich mit den inneren Feinden des Deutschtums in Östereich, den Klerikalen und Legitimisten, verbündet und in ihrem Solde alles, was an nationaler Arbeit geleistet wurde, zerstört oder in Gefahr bringt. Er will dazu eine Einheitsfront gegen „Not", also ein parteipolitisches Organ schaffen, das ausschließlich im Gegensatz zur Arbeiterschaft stehen und einen blutigen Bürgerkrieg herbeiführen müßte, wenn es wirksam würde. Ich muß auf Grund meiner Erfahrungen mit Oberst Bauer ihm jede Eignung für eine führende Tätigkeit in Österreich absprechen, weil er unsere Verhältnisse nicht kennt oder sie unrichtig beurteilt, sich von unfähigen Personen beraten läßt und so zum Werkzeug der deutschfeindlichen Kräfte Österreichs herabsinkt. Es ist wohl begreiflich, daß ich es ablehnen muß, mein Urteil und meine Überzeugung dem phantastischen Wesen Bauers, der doch den Kreis Ludendorffs vertritt, preiszugeben.

Den Herrn Obersten Bauer muß ich aber, meinem Gewissen folgend, als den größten Schädling des deutschen Volkes und Österreichs bezeichnen. Er hat uns in unserer völkischen Arbeit mehr geschadet als die anderthalbjährige Arbeit des Obergeometers Kanzler. Ich spreche daher auch auf die Gefahr hin, zu verstimmen, meine Überzeugung dahin aus, daß, wenn die Arbeit Bauers in Österreich auf den Namen Ludendorff noch lange andauert, dieser Name schwer geschädigt werden muß."

Immer dieselbe Feststellung: Ludendorff hat den Krieg noch nicht genug verloren, es treibt ihn, auch den Frieden zu verlieren. War Deutschland nicht mehr zu verkleinern, nun, so war wenigstens das deutsche Burgenland an Ungarn zu verlieren. Zum Glück hörten auch die Deutschnationalen in Österreich bald auf, den Oberst Bauer ernst zu nehmen. Ludendorff protestierte vergebens: „Der Bauer ist kein Spielzeug, behüt' uns Gott davor."

In München wird ein bayrischer Dichter gespielt. Der Augsburger Bertolt Brecht im Nationaltheater. Das Werk des jungen Poeten ist verwegen, aber wer sollte nicht verwegen sein, wenn nicht ein Dichter von siebenundzwanzig Jahren? Es ist ein phantastisches Werk, ganz fern von aller Politik und auch weit weg von großstädtischer Erotisierung. Aber es ist die Arbeit eines um seine Form ringenden Dichters und also den stumpfen, ermatteten oder mit Stirnbrettern ausgestatteten Hörern schon deshalb unerträglich, weil es ermüdeten Köpfen die Arbeit des Aufnehmens zumutet. Folge: Bei der zweiten Aufführung veranstalteten die Hitlertruppen mit Stinkbomben einen abscheulichen Skandal. Die Hitlerei hat in München ihren eigenen Poeten, den dicken Dietrich Eckardt, der zu Wilhelm II. Lebzeiten Ibsens Peer Gynt verschandeln durfte. Sturmtruppen müssen beschäftigt werden. Können sie nicht gegen Arbeiter aufmarschieren, nun, so werden die armen Jungen gegen junge deutsche Dichter abkommandiert. Aber Stinkbomben als kritisches Argument — man sollte meinen, daß sogar eine bayrische Regierung dagegen protestiert. Indessen hört man in der „Deutschen Zeitung" (die den schändlichsten Operettenschund lobt):

„Es muß wohl ein innerlich erbärmliches Stück gewesen sein, da bei seiner Uraufführung sowohl der anwesende Ministerpräsident Bayerns, v. Knilling, wie der bayerische Kultus- und Unterrichtsminister Matt, die Vorstellung inmitten des Abends voll Empörung verlassen haben!"

Bertolt Brecht schreibt innerlich erbärmliche Stücke, denn die bayrischen Minister verstehn sie nicht. Die Feststellung der teutschesten Zeitung, wonach Kunstwerke nach dem Beifall bayrischer Minister eingeschätzt werden müssen, ist aber nicht nur drollig, sie ist auch geistespolitisch wichtig. Beide haben demonstriert: Die Minister durch Verlassen des Theatersaals, die andern Hitlerleute durch Stinkbomben. Immerhin eine Einheitsfront der Ungeistigkeit. Und Hitler, der radikalere Ungeist, hat recht, wenn er diese Gemeinschaft durch heftiges Stinken feiert.

CHRISTIAN GEHEEB

FICHTE UND DER BEWAFFNETE WIDERSTAND

„Es ist unzweifelhaft, hätte ihn die Seuche des Krieges nicht so schnell dahingerafft, der Friede würde ihn zu seinem ersten Märtyrer gemacht haben," hieß es von Fichte in der Gedächtnisfeier des deutschen Nationalvereins am 19. Mai 1862. Denn Fichte war Demokrat, er galt den Machthabern, wie er selbst schreibt, als Jacobiner. Und allerdings hatte er in der Theorie republikanische Anschauungen. „Wenn man aus dem strengen Rechte heraus disputiert, wird man immer Recht behalten, daß die gebornen Herrscher kein Recht haben zur Herrschaft: denn Recht hätten sie nur, wenn sie nachweisen könnten, daß sie das menschgewordene Recht wären, zu welcher Beweisführung ihnen immer gar viel abgehen wird" — sagt er in seinem System der Rechtslehre. Indessen über die demokratische Gesinnung Fichtes gehen die tatendurstigen Haßprediger, die heute seinen Namen fortwährend im Munde führen, zur Tagesordnung über; sie sehen in ihm nur den Mann der „Reden an die Deutsche Nation", als hätte er darin die sofortige Erhebung und eine sizilianische Vesper empfohlen und kein anderes Heilmittel gekannt als Blut, Blut, Blut.

Und freilich war er für die Erhebung, freilich für die Befreiung, und für die kraftvolle Einigung des deutschen Volkes. Keiner je hat ihn an nationaler Begeisterung übertroffen. Aber daß er darum den Glauben an die Gewalt der Waffen, der menschenmordenden Waffen gehegt hätte, läßt sich bestreiten. Er wollte schon früh von der Waffenfreude der akademischen Jugend nichts wissen und bekämpfte leidenschaftlich die Duellwut. Auch später, als ihm Jahn und Friesen den Plan zur „Burschenschaft" vorlegten, der die Ausbildung mit Blank- und Schießgewehr vorsah, trat er dem als Rektor entgegen und warnte vor dem „nicht deutschen, sondern mittelalterlichen Rittergeist und falschen point d'honneur". Es gehörte Mut dazu, die Reden an die deutsche Nation zu halten, während Berlin von den Franzosen besetzt war und ihr Trommelwirbel oft von der Straße her die Stimme des Redners übertäubte und allgemein bekannte Aufpasser zu seinen Füßen saßen. Aber auch als er durch Gefahren nicht beengt war, ging sein Sinnen und Trachten nicht so sehr auf die Vernichtung von Menschenleben, wie auf geistige Erhebung und sittliche Wiedergeburt. Fichtes Sohn, der Herausgeber seiner Schriften, sagt von den Reden an die deutsche Nation, sie hätten nachträglich eine Anklage seltsamer Art veranlaßt: „Diese Reden sollen die Absicht, die versteckte Aufforderung enthalten, das vaterländische Bestehende umzustürzen, während sie sogar gegen die feindlich gewaltsamen Eingriffe des Auslandes nur die stille Wirkung einer allmählich umwandelnden Erziehung in Anspruch nehmen." An dieser Haltung ist er bis an sein Lebensende nicht irre geworden.

Fichte, der Sohn, berichtet, in den letzten Tagen des Februar 1813 wurde Berlin von einem schwachen französischen Heerhaufen in Besitz gehalten, der es sobald nicht verlassen zu wollen schien. Aber man wußte, das Anrücken der Russen und einige in die Stadt sprengende Kosacken reichten hin, alles in Verwirrung zu setzen. Man versuchte schon, einzelne zu entwaffnen, Pulverwagen in den Fluß zu werfen, Kanonen unbrauchbar zu machen. Ein Mann mit vielen Verbindungen entwarf den Plan, die französische Besatzung bei Nacht in den Häusern zu überfallen und ihre Magazine anzuzünden; durch dieses Beispiel des Mutes entflammt, werde das Volk überall in Aufruhr ausbrechen. Nebenabsicht war wohl, die Regierung mitzureißen. Alles war verabredet für eine der nächsten Nächte. „Nur ein junger Mann, der teil an der Beratung genommen, konnte in seinem tapfern Sinn den Gedanken des Meuchelmordes nicht ertragen, zu dem er aufgefordert worden." (Er erhielt später als Freiwilliger das Eiserne Kreuz.) Lebhaft beunruhigt, wollte er seinen Lehrer Fichte entscheiden lassen. Redete erst allgemein von Sittlichkeit und Religion, teilte zuletzt den ganzen Plan mit. „Fichte, entsetzt über einen so nutzlosen Frevel, weiß ihn vom Törichten und Unerlaubten des Entwurfs zu überzeugen; zugleich aber eilt er selbst zum Chef der Polizei, um ihm das Vorhaben zu entdecken. Es wurde beschlossen, jenen Mann und einige andere unter dem Vorwand von Aufträgen unbemerkt zu entfernen."

Zu dem Plan neuer Studentenvereine — in dessen Erörterung er den „Rittergeist" geradezu „Undeutschheit und Ausländerei" nennt, „welche auszurotten gerade einer der Hauptzwecke der Verbindung sein müßte" — sagt Fichte, wesentlich wäre es, daß dieser Deutsche Bund auf allen Universitäten das Grundgesetz halte, daß bewaffneter Widerstand im Falle der Annäherung oder des Einrückens fremder Truppen in eine deutsche Universitätsstadt durchaus nicht geduldet würde; nicht um der persönlichen Gefahr willen, „sondern weil der weit bedeutendere geistige Befreiungs- und Vernichtungskrieg die Erhaltung der Gesellschaft und der in ihr gebildeten Glieder erfordert". Diese Betrachtungen stammen aus dem Jahr 1811. Sie stimmen überein mit Sätzen in den Reden an die deutsche Nation, wo es heißt, der Kampf mit den Waffen sei beendet, „es erhebt sich, so wir wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten des Charakters". In dieser selben Rede führt Fichte aus, was wie für die heutigen Dolchstoß-Flunkerer geschrieben scheint: „Besiegt sind wir, ob wir zugleich auch verachtet sein wollen, wird von uns abhängen . . . Klagen wir uns nicht selbst, einer den andern, deutsche Stämme, Stände, Personen über unser gemeinschaftliches Schicksal an! Der ganze Geist der Zeit, die Irrtümer, Unwissenheit, Seichtigkeit, die ganzen Sitten der Zeit sind es, die unsere Übel herbeigeführt haben."

Am 25. Januar 1813 hatte Friedrich Wilhelm III. seine Residenz nach Breslau verlegt. Am 19. Februar brach Fichte die Vorlesungen

über seine Wissenschaftslehre ab. Was können die Freunde der Geistesbildung tun? Ihre Ruhe erhalten, durch nichts die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen: „Wir haben ein leuchtendes Beispiel dieses Betragens an denen, die wir als die Fortpflanzer der höchsten auf uns herabgekommenen geistigen Bildung betrachten müssen, an den ersten Christen." Wenn nun aber die Gesellschaft sich frei machen will? „Jetzt möchte es scheinen," antwortet Fichte, „als ob der, welcher nicht das Seinige tut, die Schmach abzuwälzen, gern geduldet hätte, nicht um höherer Zwecke willen, sondern aus Mangel an Mut. Doch so könnte es auch nur scheinen, und wer nur seines wahren Muts sich bewußt wäre, könnte auch den haben, über diesen Schein sich hinwegzusetzen . . . Um Mut zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: den weit höheren Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge treu zu bleiben seiner Überzeugung, mutet uns das Leben oft genug an." — Dem Reiche des alten Erbfeindes, dem Bösen überhaupt werde durch nichts mehr und sicherer Abbruch getan als durch die Ausbildung der Wissenschaft im Menschengeschlecht. „Die durch diese Waffen erfochtenen Siege erstrecken sich über alle Zeit, indem sie fortdauern durch alle Zeit und in jeder Folgezeit sich durch sich selbst vermehren. Wer einen einzigen lichten und tatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, tut dem Feinde größeren Schaden, als ob er hunderttausend Feinde erschlüge."

Das sind Worte Fichtes. Und in der Schlußvorlesung seines ersten Berliners Semesters hatte er vor „blindem Enthusiasmus und wildem Tatendurst" gewarnt. Dieser sei stets verderblich. „Planmäßige Arbeit allein ist sark, wilde Hitze und prahlende Kraft ist immer Schwäche."

Ob die wilden Männer angesichts dieser Aussprüche noch ferner, wenn sie verlangen, daß alle Franzosen und Belgier in Deutschland auf der Stelle aufgegriffen werden oder daß ähnliche „Taten" getan und zum Revanchekrieg geblasen wird, den Namen Fichte auf ihr Hakenkreuzbanner schreiben werden? Und die Monarchisten, deren Altvordern die „Reden an die Deutsche Nation" 1808 zum Teil, 1824 ganz verboten? Gewiß, hätte nicht der Tod Fichte während des Freiheitskrieges dahingerafft, der große deutsche Patriot, der Vaterlandsliebe mit Weltbürgersinn paarte, wäre der erste Märtyrer des Friedens geworden. Sein Name stand als erster auf der Liste der Zentraluntersuchungskommission seligen Andenkens, auf dem Index der „Demagogen", deren Person oder Werke zu unterdrücken seien.

Er kannte seine Leute, der Redner an die Deutsche Nation. Denn unmittelbar nach dem Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk" schrieb er einen Entwurf nieder, worin es heißt, daß es zu einem freien deutschen Volke garnicht kommen kann als durch Abtreten der einzelnen Fürsten.

Egon Erwin Kisch: „Soldat im Prager Korps“, Verlag der K. Andréschen Buchhandlung, Leipzig, Prag.

Der Journalismus des E. E. Kisch war immer Jagd auf Abenteuer. Er hat nie zu den Schreibtischmenschen gehört, nie zu den reflektierenden Trabanten der Zeitungsgeschichte; Journalismus bedeutete ihm nicht politisch-ästhetisches Richtertum, auch nicht Treppenwitz zu den Taten der Anderen. Journalismus, das war für Kisch stets eine erregende Jagd auf Erlebnisse. Untertauchen in die dunkle anonyme Welt an den Grenzen der Bürgerlichkeit, Entdeckungsreisen in schlecht beleuchtete Gegenden der sozialen Unterwelt. Er ist nie mit statistischen Tabellen, nie mit professoralen Gesinnungen, nie mit Bildungsballast beladen. auf seine nächtlichen Jagden gegangen, er war in seinen Beruf verliebt, er tauchte unter, um eines Tages an einem Schreibtisch wieder aufzutauchen, aber das Untertauchen schien ihm immer wichtiger als der Schreibtisch.

So ist er auch 1914 in den Krieg gegangen. Mit der ungeheuren Neugier seines jungen Wesens. Als er in Binz auf der Insel Rügen den Brief seines Bruders erhielt, er müsse zu seinem Regiment abgehen, da hat er nicht gejubelt, nicht geweint, sondern nur das große Gefühl gehabt: Dies wird die entscheidende Reportage deines Lebens. Und er hat sich als wichtigste Ergänzung seiner militärischen Ausrüstung ein Notizbuch angeschafft, in das er Tag für Tag stenographische Notizen eingetragen. Seine Kameraden lachten sogar, wenn er bei allen möglichen Gelegenheiten sein Büchel aus der Tasche zog. „Napiš to, Kischi!“ Schreib das auf Kisch! Das war die Frozzelformel, die ihn verfolgte. Während andere sich wuschen, gruben, kochten, schliefen, machte er, spätestens 24 Stunden nach dem Erlebnis, seine Eintragung. So ist das Buch entstanden, das jetzt den ehemaligen Soldaten des Prager Korps vorliegt: ihnen, als den Erlebnis-Kameraden, ist es gewidmet. Wir, die damals, 1914, um den Losgeher Kisch gebangt haben, wir, die wußten, daß er dem entsetzlichen Abenteuer nicht in irgendeiner Pressedeckung ausweichen, sondern ihm in verwegener Neugier eher nachlaufen werde, wir Zuschauer bekommen hier ein Buch, das in seiner Art ein Novum in der großen Kriegsliteratur darstellt.

Kriegsbücher sind entweder heroisierend, das militärische Erlebnis vergoldend, oder sie sind pazifistisch, eine nachträgliche Anklage oder eine Verleumdung des eigenen Erlebnisses. Dieses Buch, eben weil es nicht nachträglich frisiert wurde, sondern weil es im Erlebnis aufgeschrieben wurde, prunkt nicht mit starken Gesinnungen. Es ist von einer unbedingten Nüchternheit und Tatsächlichkeit. Egon Erwin Kisch erstattet allabendlich Bericht für sich selbst, vor sich selbst. Er macht sich nicht heldenhafter, macht sich nicht ge-

meiner, als er ist, er will einfach den Tag festhalten, wie er war. So ist ein Buch entstanden, das eine Art Naturgeschichte des einfachen Soldaten darstellt, eine Geschichte der alltäglichen Erlebnisse, sofern man das Ungeheure, das damals jedem widerfuhr, heute noch als Alltäglichkeit ansehen kann. Aber als solche Chronik des Normalsoldaten ist es für den künftigen Historiker von unschätzbarem Wert. Hier wird nicht Weltgeschichte verzapft, hier wird — meines Wissens, zum ersten Mal — ohne pazifistisches Pathos das Normalerlebnis des einfachen Frontsoldaten festgehalten.

Er marschiert im August mit dem Prager Regiment nach Serbien. Erlebt die Abschiedsszenen mit Freundinnen, steigt in den Wagen für „40 Männer oder 6 Pferde", fährt durch den unvergeßlichen August, hört die ersten Spionagegeschichten, besichtigt das erste Militärbordell (Taxe: Eine Krone), hört das erste Ping-Pang der Kugeln in Serbien, das erste Artilleriefeuer, erinnert sich mitten im Pfeifen der Geschosse an Frau Saftova am Obstmarkt in Prag, die so saftige Pflaumen verkauft hat, erlebt furchtbare Regentage im Freien, 14 Tage Frost, Hitze, Durst, Hunger, Müdigkeit, 14 Tage, ohne aus Kleidern und Stiefeln zu kommen, ganz gespenstische Nachterlebnisse des Infanteristen, Waten in durchweichten Straßen, Hinrichtungen, ein Kadett wird wahnsinnig — den ersten Rückzug der Österreicher. Dann kommen vierzehn Tage Grenzschutz. Diarrhöe, Magenkatarrh, Brechreiz, entsetzliches Frieren nachts. Diebstähle der Kameraden. Ein Schlammbad. Schließlich der entsetzliche Rückzug über die Drina. Die Schilderung dieser Flucht ist unvergeßlich: durchs Wasser, Schwimmer, an die sich Nichtschwimmer klammern, Ertrinkende, die sich an die Pontonwand krallen, Gewehrkolben, die auf rettungsuchende Hände erbarmungslos niederklopfen, Zurückplumpsen ins Wasser, Unmöglichkeit, mit dem Gewehr zu schwimmen, Schreie, Wimmern, dazu Schrappnelle, die im Wasser platzen. Endlich landet die Kolonne, nackte oder halbnackte Soldaten. Soldaten, nur in Zeltblätter gehüllt, Soldaten in Unterhosen, die Fallstaffsche Kolonne marschiert zu einer kleinen Kaserne am Ufer. Wenn von Kisch's Buch nichts übrig bleiben wird, dann wenigstens diese Schilderung, die hoffentlich in den Lesebüchern der Zukunft Aufnahme findet. Ein kleines Meisterstück der Berichterstattung: Der erste Tag auf österreichischem Boden! Das erste Bad nach drei Monaten Verdreckung! Die erste Rasur! Der erste Nachmittag im Kaffee!

Dies alles sind gar keine außergewöhnlichen Erlebnisse. Tausende haben sie durchgemacht. Aber wer hat sie mit dieser musterhaften Exaktheit aufgeschrieben? Der Philister, möchte man manchmal glauben, ist nur ein Faß, das Erlebnis gleitet durch ihn, ohne sich festzusetzen. Man kann von einem Erlebnisdurchfall des Normalmenschen reden. Dieser Egon Erwin Kisch erinnert sich für Hunderttausende.

I.

Abfahrt von Berlin.

Während mein Zug die letzten Vorortmiethäuser hinter sich läßt, wird mir schon das Folgende klar, daß als Geleit mit auf die Reise geht:

Es ist möglich, daß ein Dichter von Qualität verhungert. Es erscheint mir aber unmöglich, daß ein Theater von Qualität Pleite macht. Zwar behaupten Theaterleiter — und zu allen Zeiten — das Gegenteil, — aber gerade deshalb bleibt es wahr: das beste Theater ist das beste Geschäft. Der Dichter, der heute verhungert, wird vielleicht morgen Millionen einbringen. Das gute Theater muß es augenblicklich tun. Die Gründe liegen auf der Hand: die rein produktive Kunst kann einen Wert schaffen, der stärker im Zeitlosen als in der Zeit liegt. Der Sinn des Theaters aber ist es, das Zeitlose der Zeit zu vermitteln. Erst dann, wenn die Vermittlung gelingt, erhält es seine Mission.

Wann aber gelingt die Vermittlung? Wenn das Zeitlose durch die suggestive Kraft des Theaters eine Menge so erschüttert und bezwingt, als wäre es ein Gegenwärtiges.

Um es an einem eklatanten Beispiel aufzuweisen: Der Tasso des Goethe ist schwer zu vermitteln. Denn jene Realitäten, die am leichtesten zur „modernen" Existenz gemacht werden können, findet in ihm der Regisseur und Schauspieler beinahe gar nicht. Also ist der Tasso kein Zugstück. Plötzlich aber ist Kainz da. Realitäten, Atmosphären, Milieus braucht er nicht — er spürt im Worte selbst die Aktualität auf. Er spricht es so, daß es zum ersten Mal gesprochen wird, eben erst erlebt wird, Ausdruck eines brennendsten Ereignisses wird. Und siehe: es wandelt sich die Gestalt zu einer jetztzeitigen und deshalb erst zu einer wahrhaft goethischen: zu einem tatsächlichen Faktor der Gegenwart. Das schöne und langweilige Stück entpuppt sich als hinreißend und aufregend. Es geht alle an. Daher sollen alle es sehen. Es macht Kassa.

Der Regisseur, der nicht jedes Drama der Vergangenheit oder Zukunft zu dem einmaligen, augenblicklichen, brennend aktuellen Ereignis dieses Jahres 1923 zu machen vermag — ist ein Literarhistoriker mit einer unglücklichen Liebe zu den Brettern. Sein Theater wird, wenn er Goethe inszeniert, archaistisch — wenn er Reinhard Sorge inszeniert, experimentell bleiben. Beides hat mit Quatlität nichts zu schaffen.

Mein Zug läßt die letzten Vorgärten von Berlin hinter sich. Das vorüberschwebende Beispiel macht das oben Gesagte bildlich: Diese Institution der Schrebergärten ist von lebendigster Wirkung. Nicht die Rose, nicht die frischgestrichene Laube, auch nicht das Grammophon machen das Glück des Besitzers; sondern das Wissen, daß diese Welt, diese ihm als Stadtmenschen doch fremde Welt, daß sie dennoch und trotzdem seine Welt ist. So nützen dir — oh Berlin! — alle Gegenargumente nichts. Nicht der Rosen-Nar, nicht die frischgestrichenen Dekorationen — auch nicht die Musike machen es. Was fehlt, ist die Gegenwärtigkeit. Was fehlt, ist das Ereignis — das große und so selbstverständliche Ereignis — daß ein erdichtetes Stück dieselbe Intensität des Alltags wird wie das Mörderpaar Nägler oder Cunos Rede oder jener Invalide, der am Askanischen Platz seine Leier dreht. Hekuba bleiben die echtesten Tränen des Tragöden, wenn sich ihrethalben nicht die Taschentücher des Publikums in Bewegung

setzen. Und ein Gassenhauer, der uns zum Foxtrott zwingt, ist besser als die Mattheuspassion, die nur zu trockener Bewunderung anregt.

Berlin — als erste Stadt — hatte einst nach Jahren allgemein deutscher Stagnation wieder das Theater von Qualität geschaffen und damit die alte Wahrheit renoviert: daß Qualität das beste Geschäft ist. Nun ist das alles zuschanden geworden. Weil zur Qualität Intensität gehört. Weil Intensität nach Kunst auf die Dauer scheinbar zu unbequem wird. Weil Intensität nach Kunst sich in solche nach Geld verwandelt. Weil aber jene — nach Kunst — zwar Geld bringt, aber diese — nach Geld — niemals Kunst.

II.

Frankfurt und Richard Weichert.

Es wird an der Zeit, vom Theater außerhalb Berlins zu sprechen. Einst hatte Berlin die Manifestation „Qualität um jeden Preis" aufgestellt und blieb isoliert damit. Heute, da sie von Berlin vergessen wurde, hat das übrige Deutschland sie erst begriffen, — und ist Erbe geworden. Und so bleibt, wo Repertoire und Ensemble zerfallen sind, wo die Erinnerung Energien nicht mehr schafft und wo selbst Ansätze zu einem Neuaufbau sich nicht sichtbar machen — es bleibt der Trost, daß gerade jetzt andererorts um eine Geistigkeit gekämpft wird, die, wenn es die innere Entwicklung des Volkes will, nicht so schnell verraten werden soll, wie in der zentralen Hauptstadt. Va bene! Man erinnere sich, daß einst Reinhardt und Brahm die Auffrischung ihrer Truppen von auswärts besorgten. Ein Ähnliches wird in nicht allzu ferner Zeit sich wiederholen — aber in einem umfassenderen Sinn: Berlin wird nicht nur seine Stars, sondern den Begriff von Kunst, vielleicht auch den Willen zur Kunst aus dem Reich beziehen müssen.

In keiner anderen Stadt hat der Wille, ein reines Theater zu schaffen, so absolute Intensität erreicht wie in Frankfurt. Mit einem keineswegs zulänglichen Personal, mit keineswegs ausreichenden Mitteln, mit einem keineswegs entgegenkommenden Publikum wird gearbeitet —: Das Resultat ist selten Vollendung, aber immer eine Etappe zu dieser hin. Es gelingt, was den großen Ulimen der Reichshauptstadt nicht mehr möglich ist: jene Verzauberung durch Kulisse und Rampenlicht, die das Dasein für zwei Stunden verändert, umstellt, modifiziert, entrückt, ergötzt. In den besten Aufführungen ist eine Aktualität des Imaginären erreicht, die im Stande ist, die Aktualität des sogenannt Realen aufzugeben — und das ist das Beste, was gesagt werden kann.

Mit diesen Schauspielern, die zur Hälfte Anfänger oder sogar Eleven sind — mit diesem Publikum, das an Theaterbequemlichkeit krankt, mit diesem Aufsichtsrat, der an allen Ecken zur Sparsamkeit gezwungen ist — erweist sich das städtische Schauspielhaus: es besitzt ein mustergültig vielseitiges Repertoire, erneuert die Klassiker, uraufführt die jungen Autoren, entdeckt Schauspieler. In der bunten Reihenfolge von „Götz, Bunburg, Postamt, Die Freier, Wallensteins Lager, Demetrius, Der ewige Traum (Kornfeld), Mohrenwäsche" findet sich das Klischee einer üblichen Vorstellung in der Minderheit, der Anstoß zu einer außerordentlichen in der Mehrheit. Première folgt auf Première. Alle zehn Tage gibt man ein neues Stück. Man probt an zweien, an dreien zugleich: auf der Hauptbühne, auf der Probebühne, im Musikzimmer — vormittags und abends. Soeben sind die „Trommeln in der Nacht" gewesen; gleich nachher ereignet sich die

„Jungfrau von Orleans"; dazwischen ist ein Lustspiel schon in Vorbereitung.

Es bliebe die Leistung an Fleiß dieses einzigen Menschen Richard Weichert auch dann noch unfaßlich, wenn das Resultat geringere Quantität hätte: Intendanzbüroarbeit neben mindestens zehn eigenen Inszenierungen im Jahr, Reisen zwecks Ensembleergänzung, Sitzungen ebenso im Aufsichts- als Künstlerrat, Vorsprechen, Schule, Sprechstunden, gesellschaftliche Verpflichtungen —: Das ist alles e i n Mann. Das Stück von Brecht hat er zu Ende inszeniert, am nächsten Tag macht er die Stellprobe zur „Jungfrau". Ermüdung gibt es nicht.

Es ist notwendig, endlich von ihm zu sprechen, und es ist notwendig, es mit der Begeisterung zu tun, die ihm gebührt. Neben seiner Vehemenz, alles vorwärtszutreiben und niemals sich selbst zu genügen, steht die ungewöhnliche Regiekraft, die männlicher, heftiger und furioser im heutigen Deutschland nicht wirkt. Möge Anderen dieses und jenes eignen, das ihm fehlt — ihm bleibt die Selbstverständlichkeit einer ungebrochenen Männlichkeit. Was alle seine Inszenierungen bindet, das ist die Gewalt des Gefühls, verbunden mit einer subtilen Keuschheit, die nie dem Femininum eignet; eine nach Wien sondierende Sentimentalität bleibt ihm ebenso unbekannt wie eine gewisse, modisch gewordene, nordische Überhitzung. Die maskuline Weite seines Wesens bestimmt die Weite seiner Möglichkeiten. Er hat die Werke Goethes in wesentlicher Größe herausgebracht, der nichts mehr von Naturalismus anhing, und er hat vor Jahren in der Uraufführung von Hasenclevers „Sohn" die erste expressionistische Inszenierung der Deutschen gegeben. Er hat den Humor des Lukian ausgegraben und vom Staub gesäubert, aber ebenso den Ungarn Molnar auf eine ungarische Formel gebracht, die man so waschecht sich in Budapest wünscht. Er hat im „Tausch" von Claudel den pathetischen Stil des neuen Frankreichs — gereinigt von jeder Psychologie — für uns geschaffen und den „Vatermord" von Bronnen — unter manchem Anderen — uraufgeführt, was man in Berlin vergißt.

Der Vorwurf, der gegen Weichert erhoben wird: er hätte das herrliche Ensemble, das mit dem Weggang des Intendanten Zeiß sich zerstreut, bis heute nicht zu ersetzen gewußt, trifft stärker die nicht erfreulichen Finanzverhältnisse des Theaters als ihn selbst. Die Einnahmen des Theaters haben der Entwertung des Geldes nicht Schritt gehalten — (der Orchestersitz kostet heute noch sechstausend Mark!) —, daher auch die Gehälter der Schauspieler nicht. Es ist aber unmöglich, neue Kräfte zu gewinnen, wenn man erfahrenen und ersten Künstlern nicht viel mehr als die Mindestgage bieten kann. Es ist wahr und nicht abzuleugnen: Die primäre Schuld hat das Publikum. An seiner Plüschmöbelsattheit rieselt das heuer als eine laue Erwärmung ab. Denn — näher zugesehen — hat dieses Publikum dieselbe Konsistenz wie jenes von Wien: es lebt nicht auf der Welt, sondern in den Salons, und wäre erst brauchbar, wenn wieder eine Gesellschaft und daher auch Gesellschaftsstücke mit einer neuen Odilon existierten. Diese ist aber nicht in Sicht. Was also bleibt? Den Snobismus der Deutschen: die Intellektualität zu üben und sich einer härteren Kost gegenüber so zu gebärden, als munde sie. Die Sorge aber überläßt man den Stadtvätern. Mit einem Wort: Die Fleischspeise kostet fünftausend Mark; aber der mittlere Sitzplatz zu dreitausend ist zu teuer. Und so kämpft die Liga von Goethe bis Claudel, unter der Standarte Weicherts, stets nur mit relativen

Siegen. Kleine Privattheater in Hamburg, München und Breslau können auf größere Tageseinnahmen hinweisen als das große Frankfurter Haus.

Aber um so bewußter mußte dieser Hinweis geschrieben sein: Die Nöte der Zeit werden parallelisiert durch den hymmisch leitenden Willen. Man schafft Kunst, weil man an sie glaubt, wie man anderswo die Börse schafft, weil man an diese glaubt.

HANS REIMANN

RASSENVERHUNZUNG

Für Sybille Binder.

Vom Inderland ein christlich Krokodil
sah den Max Pallenberg als Zawadil
aus einer Loge ersten Ranges.
Dann kroch es wieder heim zum Ganges,
kroch schmunzelnd heim auf allen Vieren,
den Rappelkopf zu imitieren.
Man hielt das Biest für hirnverbrannt,
und nur ein grüner Elefant
mit arisch zweifelhafter Nase
fand Wohlgefallen an dem Spaße
und tat vor Wonne überschäumen.
Durch Zufall war das Kroko weiblich,
weshalb der Ele ohne Säumen
zu gründlicher Begattung schritt.
Die Folgen folgten unausbleiblich.
Frau Kroko stöhnte: „Gittigitt....",
indem daß ihre Nerven zuckten.
Ihr schauderte vor den Produkten,
die sie nach einem Vierteljahr
gebar.
Als was erschienen ihre Kinder?
(Was meinst du wohl, Sybille Binder?)
Als Eledil und Krokofant,
als Krokofand und Eledil!

Der Grüne hat sich abgewandt;
denn was zuviel ist, ist zuviel.
Wer wäre gern von Tinnef Tate?

Doch Pallenberg stand Pate.

Wenn über dem geschändeten Wald von La Varennes der rostbraune Abend hing, sein letztes Sonnenblut versickernd in die schwarzen Pulverschwaden über den Aschenfeldern, da schwiegen für ein paar Stunden die Geschütze und die Soldaten, hüben und drüben, lagerten sich in den Unterständen, trinkend oder rauchend, träumend oder schwatzend: rauchgeschwärzte, kotbespritzte, wildgemachte Tiere, welche seit drei Monaten zusammengetrieben, in den Erdhöhlen verstumpften; nun aber für ein paar Augenblicke zu gespenstischen Träumen entspannt waren. — — Sieben Stunden weit dehnten sich die wohlbefestigten Stellungen der Deutschen, umkreisten die drei von ihnen besetzten Dörfer Doutrepont, Aigles und Turenne, lehnten dann eine Stunde lang an den Rand des kleinen Turenner Wäldchens, darin kein Vogel mehr sang und durchzogen schließlich her und hin die weite Varennesebene mit einem Riesennetze von Laufgräben, Stollen und Gängen, die mit Bohlen ausgelegt und mit Zement vermörtelt, oft behaglich ausgebaut waren zu Unterstand und Schlafraum. An einer Stelle kam eine Sappe den französischen Gräben nahe bis auf 80 Meter, so daß die Mannschaften in der Nacht einander fluchen und singen hörten. Hier hatte man hüben und drüben aus Stacheldraht Zäune geflochten, aber in dem freien Felde zwischen den weitaufklaffenden Erdtrichtern lagen die Toten; denn man warf die Toten über die Drähte, damit sie nicht im Graben den Raum versperren und nicht die Luft verderben könnten. Bei Nacht aber — (das war seit Monden eine stillschweigende Übereinkunft von hüben und drüben) — krochen in der Feuerpause ein paar beherzte Leute aus den Grabenlöchern durch die Drähte und begruben auf dem Zwischenstück — man nannte es „das Totenfeld" — die gefallenen Kameraden: Franzosen neben Deutsche, Feind neben Feind. Über die Erdhügel knatterten dann ehrenvoll die Gewehre und im grellen Lichte des Scheinwerfers leuchtete noch lange das tannene Holzkreuz mit den Vogelbeeren, rot wie Blut, welches ein treuer Deutscher aufgepflanzt hatte für irgendeinen anderen Deutschen, der dort schlief.

An diesem Punkte der Stellung lag auch Sepp Stiglmeir, Landsturmmann aus Ingolstadt, der als ein guter Hornbläser am Abend den Zapfenstreich zu blasen pflegte, wonach die Mannschaft, wenn aus der Dreiviertelstunde entfernten ersten Etappe Ersatz gekommen war, sich für ein paar Nachtstunden in den geschützten Unterständen zur Ruhe legen durfte. — Darauf warteten nun alle. Aber an diesem Abend ertönte, obwohl die Ablösung zur Stelle war, immer noch kein Signal. —

Man lungerte derweil in den Erdkammern, die, vom Flugzeug aus betrachtet, sich ausnehmen wie riesige Wagenspuren oder wie Ackerfurchen, in denen ein schwarzes Geschlecht von Erdflöhen unermüdlich herumspringt. Durch den sterbemilden Abendfrieden kühlte herbei leise der Wind von Osten, heranwehend nächtliche Traumbilder aus der Heimat, welche still dahinschweben über uns an Tag und Licht Verblindete, als eine Karawane tröstlicher Seelen: ein Kirschblütenast pochend ans Fenster des Vaterhauses, der Jakobsquell beim Lindenbaum vorm Städtchen; die traumversunkenen Häuser am Rhein, das ferne niederdeutsche Großmuttergesicht oder schwach verdämmernd ein paar süße blonde Kinderköpfchen mit blauen Augen, — deutschen Augen.

Einige Gruppen hatten sich bereits wieder zusammengefunden zum unvermeidlichen Dreimännerskat. Einige tauschten Zigaretten, Rauchtabak und Schnupftabak. Manche besserten ihre Schuhsohlen, und zahllose derbe Fäuste bastelten, nieteten, hämmerten an den Brettern der Schießscharten oder montierten und putzten Bajonett und Gewehr. Denn diese Nacht — (das wußten alle) — mußte der große Sturmangriff losgehen, der das französische Grabenstück gegenüber dem „Totenfeld“ endlich säubern sollte vom Feind.

Dies also waren die letzten Stunden. Man konnte Briefe schreiben oder sein Testament machen, grübeln oder träumen, trinken oder beten. Jeder kannte seine Pflicht.

Aber wenn auch die großen Todesjungfrauen, die Walküren, über alle die treuen Männer dahinzogen und sicherlich schon manche das geheime Mal ihres Kusses trugen, wie die Bäume, welche vom Förster dazu bestimmt sind, morgen gefällt zu werden, — man war doch auch heute abend so ausgelassen wie an allen Abenden. Denn immer kam mit der Dämmerung diese wilde Unbekümmertheit, daß man lachte und konnte nicht sagen warum. War es, weil wieder ein stumpfsinniger Lebenstag vorüber und man dem Endziel näher war, so oder so? War es, daß man immer noch lebte und dem Tode auch heute lustig das Schnippchen schlug.

Als die Ersatzmannschaft zur Stelle war, stand man dicht gedrängt beisammen, dalberte, neckte, spuckte, fluchte, priemte und wartete auf das bekannte Signal des Zapfenstreichs.

Wie zu jeder Stunde schwirrten die stumpfsinnigen Soldatenworte durch die Luft, jene Redensarten, die durch Wochen und Monate sich einhämmern: Couplets, billige Operettenmelodien, welche Millionen und Abermillionen Male die Leute vor sich hinsingen, indem sie sich dabei verständnisvoll ansehen und grundlos lachen. Irgendeiner begann schon wieder den „deutschen Stiglmeirmarsch“. Und alsbald summte es den Graben entlang:

Ja das Leben in den Schützengräben
Ist durchaus kein angenehmes Leben;
Morgens gibt es blaue Bohnen eben
Und am Mittag gibt es auch nicht mehr.
Kommt der Abend mit der Abendröte
Setzt sich Stiglmeir an die Tete,
Dieser Mann macht Tätärätätäte
Wie kein zweiter Mann im deutschen Heer.

— — Plötzlich stockte das flotte Tempo. Einige liefen an die Schießscharten. Drüben auf dem „Totenfelde“, vor dem französischen Grabenmund schien Ungewöhnliches vorzugehen. Schon funkte hier und da ein Schuß. Aufknatterten die feurigen Bälle, grüßten einander in der Luft, überkreuzten sich als böse Schlangen und schlugen dann irgendwo in die Gräben oder hinter die Gräben.

Was aber war zu sehn? Auf dem „Totenfeld“, diesseits des französischen Stacheldrahts auf fünfzig Meter Entfernung, stand ein einzelner Mann, von Kugeln umflogen, mächtig gegen den grauroten Abendhimmel. Langsam stolperte er voran über die maulwurfswelligen Trichter. Einige wollten gesehen haben, wie sein Kopf mit der Sturmhelmspitze vorsichtig aufgetaucht wäre. Andere wußten zu melden, daß seine Hände an dem grauen Grabenrande sich eingekrallt hätten, bis er den aschigen Wall erkletterte. Zuletzt wollte einer gesehen haben, wie er auf dem Bauche unter den

Stacheldrähten durchkriechend, wunderlicherweise lebendig auf das gräßliche Totenfeld hinausgelangt sei: Ein Überläufer, ein Spitzel. Sicher ein Wahnsinniger.

Indem die Gestalt näher kam, erkannten die Ausspähenden deutlich einen zarten, kleinen Menschen, ohne Sturmhaube und Helm, ganz ohne Waffe, mit wildem, schwarzem, wehendem Haar und weitaufgerissenen, irren Augen, ein Irrsinniger klärlich, der unaufhörlich Zeichen gebend auf eine gewisse Stelle des Totenfeldes loszusteuern schien.

Nun sauste eine Handgranate. Der schlenkernde Arm des irren Menschen fiel schlaff herunter, und während man atemlos den Vorgang beobachtete und von einem fernen Ende des Grabens, wo man gleichfalls aufmerksam war, wieder ein paar Schüsse entsandte, sackte der blasse Mensch schon zusammen, so wie ein zuklappendes Taschenmesser und lag nun platt als ein farbiger Fleck auf dem fahlen Plane, indeß man glaubte, noch sein irres Gewimmer zu hören und sein rotes Blut sickern zu sehen ins graue Gestein.

„Den hat's!" sagten die deutschen Soldaten. Denn dies war die übliche Wendung, mit der man befriedigt feststellte, daß wieder einmal ein feindlicher Mann abgeschossen sei. —

Aber sieh! wie ein wilder Dämon raffte der Gefallene sich doch noch empor, mit bewußtester Kraft, schwankte voran, fiel wieder, kroch weiter über den Sturzacker, schrie, gestikulierte, winkte, während über und neben ihm die Kugeln flogen; winkte verzweifelt mit dem blutendem Armstumpf.

Jetzt hatten zwei Deutsche etwas anderes bemerkt.

An der Stelle des Totenfeldes, auf die der Unselige lostrieb, wie das Segel vor dem Winde, lag ein grauer Körper, der, wenn man durchs Fernglas blickte, deutlich sich fortzubewegen schien. Ja! — nun sahen schon mehrere es genau: auf dem Bauche fortrutschend, strebte auch dieser zweite Mensch zum Graben der Deutschen herüber, in beständiger Gefahr, in dem freien Felde von dieser oder von jener Seite getroffen zu werden. — War es ein Franzose? war es ein Deutscher? Die Leute, welche gute Augen hatten, bemerkten an der Uniform, daß es ein Deutscher sein müsse, und da er mählich näher herankam, bemerkten sie auch schon den grauen, bayrischen Waffenrock. Und plötzlich schrieen einige aufs Bestimmteste: „Es ist Stiglmeir!"

Der kleine Leutnant von Lieven, bleich, aufgeregt, tanzte rasend den Graben entlang, riß die Soldaten von den Schießständen und schrie unaufhörlich: „Nicht schießen! Nicht schießen! Nicht schießen!" Nun ward man auch in dem entfernteren Grabenstück hinter dem Waldrand aufmerksam. Nur hier und da dröhnte aus dem deutschen Gebiet nach ein ferner Schuß, der von den Franzosen nicht erwidert wurde. Schon turnten einige Mann auf dem Grabenrand. Aber die Besonnenen schrieen: Vorsicht! Herunter! Sie wollen uns aus dem Graben locken. Sie wollen uns im offenen Felde abfunken! . . . Allmählich wurde alles mäuschenstill. Die Leute hingen an den Ausgucklöchern und beobachteten angespannt den kriechenden Deutschen und den rätselhaften Franzosen, wie der sich aufraffte und hinfiel und immer wieder aufraffte, bis er schließlich landete bei der Stelle des Totenfeldes, wo der offenbar schwer verwundete Stiglmeir sich vergeblich abmühte und windete und wand, wie ein zerschnittener Regenwurm.

Nun aber sah man auch drüben überm Rand des französischen Grabens auftauchen allerlei verdächtige Gestalt: Käppis, Bärte, Gesichter, ganze Leiber. Schon saß ein Franzose rittlings auf dem grauen Erdwall und winkte und winkte. Nun wurde die Sache denn doch bedenklich. Dies war der Feind, den man in wenigen Stunden aufs Bajonett spießen mußte. Handelt es sich um eine List?, eine Falle? Sollte man etwa glauben, daß französische Soldaten in der vordersten Stellung nach drei Monaten Siegs ihren Kampf einstellten, um Sepp Stiglmeir aus Ingolstadt zu retten?

Auf der deutschen Seite holten die Unteroffiziere die Mannschaft zurück. Hier durfte nichts unternommen werden, ohne ausdrückliche Billigung der Vorgesetzten.

Da kam Hauptmann Krüger den Graben entlang, ein ruhiger, besonnener Mann; auch ein Bayer. Auf der Brust trug er die Tapferkeitsmedaille und im Knopfloch der Litewka, die er, aus dem Unterstand tretend, wohl rasch übergeworfen hatte, baumelte klirrend gegen die blanken Knöpfe das Eiserne Kreuz. Was ist?! fragte er ruhig. Und der Soldat an der nächsten Schießscharte stammelte wie von Entsetzen gelähmt: Der Franzose bringt Stiglmeir!

Der Hauptmann schob den Soldaten unwirsch bei Seite, überblickte kurz das Feld und sagte: Bück dich!, stieg auf den Rücken des Mannes und dann mit einem festen Satze, während zwei andere Mann nachhalfen, schwang er sich kräftig aus dem Graben und stand droben im freien Feld, preisgegeben den französischen Gewehren. Aber die französischen Gewehre schwiegen. — Nun ging der deutsche Hauptmann ohne Zagen voran.

Kaum aber hatten die Leute ihren Hauptmann droben gesehen, als sie nicht länger zu halten waren. Ein Gekletter und Geklimm begann ohne Gleichen. Die ganze Kompagnie stand bald auf dem Totenfeld. Inzwischen war der blutende, übel zugerichtete Franzose angelangt vor dem deutschen Graben; mühsam schleppte er den halbtoten Stiglmeir hinter sich her, wie einen schweren harpurierten Walfisch. Aber schon kamen ein paar deutsche Sanitäter zu Hilfe und übernahmen behutsam den schwer Verwundeten; der Stabsarzt öffnete mit einem festen Schnitt den Uniformrock und verstopfte mit Leinen Stiglmeirs Wunde. Von allen Seiten wimmelten nun auch Franzosen heran, und die beiden Mannschaften standen erstaunt einander gegenüber. Aber schon stand der deutsche Hauptmann fest und ruhig vor dem wagehalsigen Franzosen, der sich bleich und blutend kaum noch aufrecht hielt, aber in guter, dienstlicher Haltung den verstümmelten Arm an die Hosennaht legte und dem deutschen Offizier rapportierte: „François Dilloyer aus Rouen; Ouvrier."

Da, — seiner selbst nicht mächtig, eine ungeheure Wallung niederringend, doch nicht wissend, wie er das ausdrücken solle, was in ihm und mit ihm vorging, riß sich der deutsche Offizier sein Eisernes Kreuz von der Litewka, riß auch aus dem Knopfloch die Schleife und begann ungeschickt mit bebenden Händen das Kreuz anzuheften an den Waffenrock des französischen Arbeiters, aus dessen Augen ein bescheidener Stolz brach, während ein paar deutsche Sanitäter ihm aus dem Zeuge halfen, um seinen durchschossenen Oberarm zu verbinden. . . . .

„Einer aus Rouen! . . . . ein Arbeiter!" flogs nun von Mund zu Munde, und es bedurfte weiter keiner Erklärung; denn jeder ahnte, was geschehen war: wie dieser junge Franzose dort von seinem Grabenstück aus beobachtet hatte, daß unter den abtransportierten Toten ein noch Lebender lag,

daß dieser Lebende von beiden Seiten dem Kugelsturm ausgesetzt sei und auf dem gräßlichen Totenfeld vergeblich sich abzappelte, um zurückzukommen zur bayrischen Trupe. Da hatte der junge Dilloyer versucht, die Deutschen aufmerksam zu machen auf ihren Mann, aber als er die Aussichtslosigkeit dieses Versuchs einsah, nutzte er die abendliche Feuerpause, um sein eignes Leben daranzuwagen an den Versuch, den deutschen Mann vielleicht doch noch zurückzuschaffen zu seiner Truppe.

Dieses begriffen alle, und obwohl das Bravourstück ihnen allen so unglaublich erschien als sinnlos, überkam doch einem jeden der Wunsch, diesem Feinde gleich zu sein und etwas Freundliches bezeugen zu können einem der Fremden.

Es war das erste Mal, daß die hartgeprägten Männer, die seit drei Monaten in den Grabkammern gegeneinander lagen, einzig darauf bedacht, sich zu überlisten, zu verwunden, abzuschießen, Auge in Auge einander betrachten konnten, aus der Nähe. Beinah überraschte es sie, daß sie alle unter dem Schmutze ihrer Erdkruste dasselbe weiße Antlitz trugen, dasselbe abgezehrte, von Pulver oder Erde verschmutzte, von allen Teufeln des Hasses und der Rache geschändete menschliche Antlitz. Und nach einem kurzen, stummen Augenblick großen Erstaunens begannen sie plötzlich alle miteinander zu lachen. Unbändig lachten sie. Maßlos. Tränen lachten sie. Als wenn sie alle plötzlich Einblick bekommen hätten in eine ungeheure Weltkomödie und sich nun durch ein herzliches Lachen befreien könnten von des menschlichen Lasttiers banger Erdenlast, die plötzlich von ihren Herzen fiel. Und da sie die beiderseitigen Sprachen nicht verstanden, begannen sie sich treuherzig die Hand zu geben und ihre Namen zu nennen und bürgerlichen Berufe, wobei es denn wohl geschah, daß an der einen Stelle auf dem Totenfelde sich zwei Schneider begegneten, an einer anderen aber zwei Schlosser oder drei Schuster oder gar etliche Bauernsöhne, und nun aufs Lebendigste aufgeregt, sogleich einen Austausch vornahmen ihrer Erfahrungen oder Träume. Wie viele Kühe? wußte der eine auf Deutsch zu fragen, und der andere hub alle zehn Finger, um auf französisch zu erwidern, daß ihm zehn Kühe stünden daheim im Vaterstall. Sie nannten ohne weitere Vorreden auch die Namen ihrer Kinder und ihrer Herzallerliebsten und verstanden sogleich, um was es sich handle; sagten auch: „Du" und „Kamrad", als wären sie Genossen von altersher auf demselben gefährdeten Elendschiff. Sie merkten, daß drüben und hüben dieselben Gewöhnungen wuchsen. Schon tauschten sie Zigaretten, Schnupftabak und Rauchtabak und lachten, weil der eine zu dick sei und der andere zu hager. . . .

Indessen versank hinter den zerschossenen grauen Aschenfeldern die Sonne, und herüber von dem Wäldchen La Turenne klagte langgezogen und verwarnend das Signal des Zapfenstreichs, welches die deutschen Männer mahnte, zurückzugehen in die Unterstände. Denn nur noch wenige Stunden Schlafes waren ihnen beschieden; dann mußte der große Sturmangriff über das Totenfeld brausen, auf dem sie jetzt standen im traulichen Geplauder mit den Todfeinden der nahenden Nacht. Da erschraken sie. Denn der Schall brachte sie wieder zurück ins Bewußtsein des Krieges, und daß es Vaterlandsverrat wäre, wagten sie ein Wort zu sagen über das, wovon zu reden ihnen auch untereinander verboten war, und wovon sie doch alle wußten, daß es in dieser Nacht geschehen mußte.

Nur der kleine gedankenarme Leutnant von Lieven plapperte beständig auf französisch übersprudelnde unsinnige Worte, von einem Todfeind zum

andern springend, mit tränenüberströmten Gesicht; denn für ihn war dies die höchste Stunde seines jungen Lebens.

Kein Wort aber kam mehr über die Lippen des Hauptmanns. Der stand da wie ein steinerner Held. Nein! Wie ein armer ertappter Sünder. Sein schlichtes, braunes Haar schien plötzlich grau geworden zu sein und seine Gesichtsfarbe war so aschfahl, wie das gräßliche, zerschossene Totenfeld im späten Licht. Und plötzlich, sich zusammenraffend, gab er mit tonloser Stimme unerbittlich streng den Befehl: „An die Gewehre!"

Die Leute standen einen Augenblick unschlüssig, als hätten sie wohl große Lust zu meutern. Jetzt sahen sie sich wild und verbissen um. Dann aber gaben die deutschen Soldaten den französischen die Hand und sagten treuherzig: „Na, denn mit Gott, macht's gut, Kamraden, und auf Wiedersehn!" Aber plötzlich sich besinnend, was sie da gesagt hätten und sich allesamt ganz unwahrscheinlich und nur wie Masken in einer Komödie fühlend, lachten, grinsten, prusteten sie wieder los. Und dann kam ein kurzer Augenblick, wo herausgehoben aus Menschenwelt und Zeit, alle diese totgeweihten, mißbrauchten und nur dunkel ahnenden Seelen ihre schweren, müden Arbeitshände einander auf die Schultern legten und sich in die leeren sternenlosen Augen blickten mit einem ungeheurem Ernst, ja manche sogar einander küßten auf dem aschgrauen, samenlosen Totenfeld, darüber die ersten Sterne schon brannten.

Inzwischen aber hatte man Stiglmeir gut bandagiert und auf eine Tragbahre gebettet, um ihn abzuschieben in die hintere Etappe, und auch sein junger Lebensretter, der brave Dilloyer, war verbunden worden, denn die Amputation des verlorenen Arms mußte man den französischen Ärzten überlassen. Der kam nun, von seinen Kameraden halb getragen, halb gestützt, um sich beim Hauptmann zu verabschieden und zu bedanken für das Eiserne Kreuz. Aber der Hauptmann ruckte nur kurz den Kopf und sprach kein Wort. Nun kletterten alle hüben und drüben brav wieder in die Gräben, um ihre Pflicht zu erfüllen gegen das Vaterland. Schon begannen wieder die Geschütze zu spielen, denn hinten, in den entfernteren Stellungen, war man schon mißtrauisch geworden, und der nächste deutsche Major schickte Gefreite mit dem strengen Befehl, die Leute hätten unverzüglich in die Unterstände zurückzugehen und jedes Gespräch mit französischen Soldaten bei Todesstrafe zu vermeiden.

Dieses Grabenstück mußte geopfert werden. Die brave Mannschaft mußte heute Nacht für das Vaterland sterben. Hüben oder drüben? . . .

Vorerst legten sie sich zur Ruhe. Deutsche und Franzosen. Durch den sterbemilden Abendfrieden kamen leise die Winde von Ost und West, heranwehend die nächtlichen Traumbilder aus der Heimat, welche still dahinschwebend über uns Wunderblinde mitten im Wunder, als eine Karawane tröstlicher Seelen: ein Kirschblütenzweig pochend ans Fenster des Vaterhauses, der Jakobsquell beim Lindenbaum vorm Städtchen, die traumversunkenen Häuser an Loire und Rhein, das ferne niederdeutsche, ferne provencalische Großmuttergesicht oder schwach verdämmernd ein paar süße, blonde und schwarze Kinderköpfchen mit blauen Augen . . . schwarzen Augen . . . . deutsche Augen . . . . französische Augen . . .

Die Nacht war so bang und schwer. — Funkentelegramme durchliefen die Gräben: genau präzisierte Befehle vom allgewaltigen Generalstab. Der letzte Gruß des Kaisers an seine Totgeweihten. Ordonnanzen kamen. Ihre Laternen huschten. Schatten liefen unter der Erde. Über der Ebene schlu-

gen schwarze Flügel. Und von irgendwoher klang durch die Nacht aus der Ferne unheimlich ein Gelächter. In dem Hölzchen von La Turenne, darinnen man seit Monden keinen Vogel mehr gehört hatte, schrie um Mitternacht ein Käuzchen. Über dem Totenfelde schwamm eine bleiche Nebelmilch. Durch das Milchmeer segelte ein silberner Totennachen: der rätselhafte Mond, dieser große Leichnam im Weltenraum, blau zitternd vom Gletschereis. — — — — —

Nur wenige Deutsche sind aus dem Sturmangriff in dieser Nacht zurückgekommen. Hauptmann Krüger, der sie führte, war der erste, welcher fiel. Auch der kleine törichte Leutnant starb in dieser Nacht einen braven Soldatentod. Die wenigen aber, welche das Grabenstück vom Feinde siegreich gesäubert haben, verbreiteten eine kaum glaubliche Kunde. Sie sagen aus, daß kurz bevor der Befehl kam: „Marsch, Marsch! Graben hoch, Bajonett voran!“ von ihnen a l l e n wahrgenommen sei die Gestalt eines Mannes im Vollmond, wie er heraustrat aus dem Wäldchen La Turenne. Schleppenden Fußes wie jener Dilloyer, sei er hingeschritten über das Totenfeld, und sie hätten gesehen, wie er lange gestanden habe vor dem tannenen Holzkreuz mit den Vogelbeeren, rot wie Blut. Dann sei er in die Ferne geschwunden. Und da hätten sie auch bemerkt, daß auf seinem Haupte lag die Dornenkron.

PAUL NIKOLAUS

BÜRGERLICHER SPAZIERGANG

Spazierengehn an Sonn- und Feiertagen
Stärkt Seel und Leib, und auch dem Magen
Tut es nach fettem Essen gut.
Mit frohem Herzen und mit einem Stocke
Geht man, und angeknipst am Rocke
Hängt der Hut.

Man späht den Damen in den seidnen Fahnen
Wohlwollend nach; und lüstern Ahnen
Spielt um ihr Bein. —
Welch schöner Tag! Ja, selbst die Hämorrhoiden
Störn heute kaum. — Man summt zufrieden
Die Wacht am Rhein.

Man überlegt, was man am Abend wird beginnen.
Auch stößt man auf; und weiß nach kurzem Sinnen:
Dies war Kompott.
Dann bleibt man stehn: das Hündchen pinkelt;
Indes macht man beliebt sich durch ein Trinkgeld
Bei einem Bettler und bei Gott.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Maiwoche

Selbst in den wunderbar organisierten Stinnesbetrieben, selbst in der Redaktion der Deutschen Allgemeinen, deren Offizierskorps doch mit militärischer Strammheit zu denken und zu arbeiten gewohnt ist, selbst in diesem keineswegs testamentarischem Milieu unterläuft zuweilen jene testamentarische Schlamperei, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut. Im politischen Teil ist die Ruhraffaire ein Pappenstiel für Deutschland, wir halten es ewig aus, während Frankreich bekanntlich unmittelbar vor dem Erliegen steht, wegen des Mangels an Ruhrkoks, wegen des sinkenden Franken, wegen der Kosten der Währungsstützung, wegen der ausgeblasenen Hochöfen usw. Ebenso ist es im politischen Teil ausgeschlossen und unmöglich, daß Deutschland vorerst auch nur irgendwie nennenswerte Reparationen zahlt, selbst eine Jahreslast von einer Milliarde Goldmark (wie sie ungefähr aus dem letzten deutschen Angebot entstanden wäre) ist schon nahezu absurd, von mehr ganz zu schweigen. Dies, wie gesagt, im politischen Teil. Im Handelsteil schlüpft am Pfingstsonntag aber die defaitistische Offenheit durch, daß der Ruhrkampf „nach unverbindlichen Schätzungen der deutschen Wirtschaft bisher mindestens fünf Milliarden Goldmark gekostet hat". Wenn die Zahl richtig ist — und jeder Überschlag führt zu ähnlichen Ergebnissen — so sind diese vier Monate Ruhrkrieg also mindestens doppelt so teuer gewesen, wie alle bisher gezahlten Reparationen zusammen. Und wenn der Kampf, was der Himmel verhüten möge, noch fernere acht Monate währen sollte, so würde er in diesem einen Jahr 15 Milliarden Goldmark gekostet haben, also ebensoviel wie die fixierte Zahlungspflicht von rund sechs Jahren ausmacht, oder rund die Hälfte dessen, was Cuno als Gesamtleistung von Jahrzehnten anbot. Man hat die Wahl, ob man aus der Ziffer der Deutschen Allgemeinen (die sie, wenn andere sie genannt hätten, wahrscheinlich landesverräterisch nennen würde), Rückschlüsse auf den Nutzwert des Ruhrkrieges, oder auf seine Tragbarkeit, oder auf Cuno's Angebot oder auch auf die deutsche Leistungskraft ziehen will.

Nach Ankündigung der Dollarschatzanleihe wurde es an dieser Stelle als wahrscheinlich bezeichnet, daß der Börsenkurs der Stücke bald höher zu liegen kommen werde als der Kurs der Einzahlungsvaluten. Die Sachverständigen, soweit sie sich mit der Frage überhaupt befaßten, bestritten damals solche Möglichkeit, sie bestritten, daß eine Schuldverschreibung des deutschen Reiches und der deutschen Reichsbank gegenwärtig höher bewertet

werden könne als eine gleichartige Schuldverschreibung Englands oder der Union oder Hollands. Inzwischen ist das Bestrittene aber Wahrheit geworden, seit einiger Zeit übersteigt der Kurs einer deutschen Dollaranweisung den deutschen Dollarkurs tatsächlich ständig um einige Tausend Punkte. Verzinsung, Beleihbarkeit und vor allem die Tatsache, daß der Erwerb und Verkauf solcher Stücke, im Gegensatz zum Erwerb und Verkauf von Devisen, von keiner Sondergesetzgebung beschränkt ist, dies alles in Verbindung mit dem allgemeinen Heißhunger nach Festwertanlagen, mußten schließlich zu diesem voraussehbaren Punkte führen. Von ihm rückwärtsblickend, erkennt man aber drastischer als je, mit welch unbegreiflicher Torheit die Anleihe ursprünglich aufgezogen worden ist. Wir sehen heute — der Kurs dieses Typs beweist es ebenso, wie die rasche Überzeichnung der festwertigen Preußenanleihen — wir sehen, welch starke Publikums-Nachfrage nach Festwertanlagen besteht, vorausgesetzt nur, daß sie gegen Papiermark, wenn auch zum Tageskurs verrechnet, erworben werden können. Hätte die Reichsbank, so wie es dringend verlangt worden war, schon den Ersterbwerb von Dollaranleihen gegen Papiermark gestattet, da doch auch die Weiterveräußerung und der börsenmäßige Handel in Papiermark stattfinden muß, so wäre es zu vielfacher Überzeichnung gekommen. Denn es hat Sinn für den Papiermarkbesitzer, seinen Besitz in Festanlagen umzuwandeln, selbst wenn die Anlage nur vom Deutschen Reiche garantiert ist. Aber welchen Sinn hat es für denjenigen, der bereits effektiv stabile Werte besitzt, noch dazu vom Ausland garantierte, sie in immerhin nur fiktiv stabile Werte umzuwandeln, die obendrein nur das sehr viel zweifelhaftere deutsche Reichs- und Reichsbankgiro tragen? Es ist sinnlos — so sinnlos, daß sogar heute noch kein nennenswerter Erstabsatz von Dollarschatzanleihen stattfindet, obwohl doch heute ein leichtes Geschäft damit möglich wäre. Bekanntlich bietet die Reichsbank, neben den Beständen, die aus zweiter Hand am Markte schwimmen, noch immer Dollaranleihe zu den ursprünglichen Erstzeichnungsbedingungen an. An sich könnte ich also, wenn ich Dollar oder Pfunde besitze, bei der Reichsbank zum Normalkurse Dollaranleihe kaufen und die Stücke dann sogleich wieder, zum Übernormalkurse, am freien Markt veräußern. Ich hätte dann die Differenz zwischen dem Devisenkurs und dem Kurs der Dollaranleihe, so wie er sich jetzt herausgebildet hat, leicht und sicher eingeerntet — eine immerhin recht lohnende Operation. Aber ich hätte andererseits auch meinen Devisenbesitz in Mark umgewandelt, und dazu sind heute, wie der Kurs beweist, selbst mit Agio nur relativ wenige Menschen bereit. Die Börsenlage von heute hat die ursprünglichen Bezugsbedingungen faktisch also noch verbessert, trotz dieser Verbesserung aber findet sich niemand, der den Wunsch hegte, auf sie zurückzugreifen: — eine noch schärfere Widerlegung des ganzen Systems als schon durch das erste Zeichnungsergebnis.

um Kapitel I n t e r n a t i o n a l e A n l e i h e, das ebensogut natürlich auch die Überschrift Amerika tragen könnte, schreibt ein französischer Finanzmann in „L'Europe Nouvelle" einen Aufsatz, aus dem folgender nüchterner und erschöpfender Abschnitt wiedergegeben sei: „Die Vereinigten Staaten durchleben gegenwärtig eine Blüteperiode. Handel und Industrie, angeregt durch einen großen Binnenkonsum, sind in voller Entfaltung, die Geschäfte sind hoch aktiv und man kann sagen, daß das Land aus den herrschenden Verhältnissen große Gewinne zieht. Diese Prosperität scheint für den Augenblick denjenigen Parteien recht zu geben, die von einer Intervention Amerikas in Europa nichts wissen wollen und die behaupten, Amerika könne gedeihen, selbst wenn ihm der europäische Markt praktisch verschlossen ist. Auch ist es nicht zweifelhaft, daß die öffentliche Meinung sich immer weniger für europäische Angelegenheiten interessiert. Es ist ein Irrtum, von den Vereinigten Staaten irgendwelche Hilfe zu erwarten, sei sie politisch oder finanziell. Während der ersten drei Monate 1923 zum Beispiel sind auf dem New Yorker Markt für 1,655 Milliarden Dollar neue Aktien und Obligationen verkauft worden. In dieser Ziffer ist aber kein einziger Dollar enthalten, der für einen europäischen Staat oder für ein europäisches Unternehmen bestimmt gewesen wäre. Bis zu einer etwaigen neuen Ordre scheint der Amerikanische Markt demnach für jede wichtige Kreditoperation gesperrt, deren Nutzen Europa zufließen soll. Infolgedessen ist jedes Reparationsprogramm, das auf einer internationalen Anleihe großen Umfanges beruht, ein totgeborenes Kind, denn die Anleihe ist ohne volle Teilnahme der amerikanischen Kapitalisten und ohne Vermittlung der amerikanischen Finanz nicht zu verwirklichen und diese wiederum sind unerlangbar."

Das Pensionsschwein der Kriegszeit hat in dieser abwechslungsreichen Nachkriegszeit sein Pendant gefunden: die Pensionstrillion. Sie ist erfunden von der Reichsbank, die offenbar entschlossen ist, keine Periode der Geldknappheit mehr in Deutschland zu dulden und die darum, sichtlich auch von hohem Vertrauen auf den Erfolg ihrer anderweitigen Aktionen getragen, weit über den laufenden Bedarf hinaus bei öffentlichen und privaten Druckereien Billionen und Trillionen V o r r a t s g e l d drucken läßt. In letzter Zeit stellte sich aber heraus, daß sogar die riesigen Gewölbe in der Jägerstraße den Segen nicht mehr zu fassen vermögen und da man diese ganz besondere Ware immerhin nicht beim Spediteur unterstellen kann, war die Verlegenheit eine Weile hindurch groß. Schließlich gelang es, ein Abkommen mit privaten Banken zu treffen, wonach diese sich bereit erklärten, einen Teil ihrer Kellerräume für die Aufspeicherung des demnächst auf Deutschlands durstige Erde niedertröpfelnden Taues zur Verfügung zu stellen. Seit jenem Tag haben wir die Pensionstrillion.

GLOSSEN

TISCH MIT BÜCHERN

E. A. Poe: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Franz Blei. (München, Verlag Rösl & Cie. Sechs Bände.) Gesamtausgaben sind heute Trumpf. Man braucht garnicht einmal das Bildungsbedürfnis der nouveaux riches verantwortlich zu machen, das auch durchaus nicht im Vordergrund steht. Es sind von innen her treibende Faktoren. Die zeitgenössische Dichtung ist durch die politische und wirtschaftliche Konstellation stark erschüttert. Man findet im ausgereiften Werk Konzentration, Geschlossenheit, Übersicht und Anschauung. In dieser Hinsicht ist die Poe-Ausgabe eine Überraschung. Er wurde bisher einseitig gewertet als der Schilderer des Grauens, und man hatte immer gleich eine Kette von Vergleichen (E. T. A. Hoffmann, Barbey d'Aurevilly) zur Hand. Aber der Dichter aus ihm schrieb zarte, feine Rhythmen, Invokationen, an denen nichts haftet von den pathologischen Rätseln; er schrieb Essays und kritische Bekenntnisse zu Literatur und Zeit. In seiner Universalität ist der Sinn für das Okkulte nur der tiefste Pol. — Franz Blei hat für die von vielen Übersetzern besorgte Ausgabe ein seltsam aphoristisches Vorwort geschrieben, das in Wellenreflexen Poes Wesen zerbricht und mosaikartig zusammenfügt.

Alexander Koch: Das neue Kunsthandwerk in Deutschland und Österreich. (Mit vielen Kunstdrucktafeln. A. Koch, Verlag, Darmstadt.) Dieses Werk weckt zwiespältige Empfindungen. Man freut sich, daß in den kunstgewerblichen Betrieben Deutschlands und Österreichs trotz des Niederbruchs eine so außerordentlich erfolgreiche und im künstlerischen Sinne durchaus hochwertige Arbeit geleistet wird. Der Geschmack hat nicht gelitten, der Absatz aller die häusliche Bequemlichkeit und Schönheit erhöhenden Gegenstände scheinbar auch nicht. Die Münchener Gewerbeschau hat dafür 1922 schon einen bedeutsamen Beweis geliefert. Aber wie damals so muß auch hierzu geäußert werden: es gibt noch sehr wesentlich andere Diszipline der Produktion. Solange die allerbreitesten Schichten des Volkes von den paar Stinnesleuten finanziell an die Wand gequetscht werden und schuften müssen, um nur ein Stück Brot zu haben, ist es wichtiger, einen soliden Teller billig herzustellen, vor allem Wohngelegenheit zu erträglichem Preis zu schaffen. So sehr mein ästhetisches Gefühl von den Erzeugnissen des deutschen Kunstgewerbes angesprochen wurde, so peinlich berührt wurde mein menschliches Gewissen, hier in ungeheuren Quantitäten und Maßen nur das Luxusbedürfnis befriedigt

---

zu sehen. Und beim Blättern dieser Seiten erinnerte ich mich eines durchaus nicht chauvinistischen Franzosen, der die Münchner Gewerbeschau verließ mit den Worten: Und dieses arbeitsame, reiche, anpassungsfähige Volk sollte keine Reparationen zahlen können —?

Hans Reimann: Von Karl May bis Max Pallenberg in 60 Minuten. (München, Kurt Wolff Verlag.) Seit Möbius' literarischen Steckbriefen — und wahrscheinlich schon seit länger — ist die Gattung Parodien auf Dichter beliebt und gefürchtet. Blei's Großes Bestiarium war darin besonders gründlich. Reimanns einstündiges sarkastisches Kolleg trifft die Patienten an der empfindlichsten Stelle: er hat sozusagen das Effekt heraus, diesen kleinen gewissen Stoß, ihr Lächerliches vorzudrehen, ihre Tragikomik der Manier transparent zu machen. Eine einzige Schnoddrigkeit reißt das Wesen so eines armen Kerls schonungslos auf, ob er hochwertig Däubler, Becher oder — na, anderswie Ewers, Dinter oder Kurzschlußmahler heißt. Gewiß, Reimann ist witzig, man lacht Tränen, aber er ist es in besonderem Maße, weil er aus Fühlen und Wissen den ewigen Gernegroß im Menschen richtig packt. *K.*

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

Undeutsche Regung

Im „Berliner Tageblatt" erzählt ein Berliner Hoteldirektor von seiner Amerikareise. Am Schlusse seiner Impressionen heißt es:

> Direktor Kretschmar hat drüben eine überaus herzliche Aufnahme gefunden. Aus der gewaltigen Zuneigung und den Fragen der Reporter entnahm er, daß Amerika sehr mangelhaft über unsere Verhältnise unterichtet ist.

Oh!!! Aus der gewaltigen Zuneigung, die der Deutsche genoß, entnahm er, daß Amerika sehr mangelhaft über uns unterrichtet ist. Welche Bitterkeit! Diese giftige Bemerkung muß im „Berliner Tageblatt" stehen, in der Zeitung, die seit Cunos Regierungsantritt die allervaterländischste Zeitung Deutschlands ist.

Salzburger Idylle

Eine freundliche Leserin sendet dem „T.-B." diese kleine Annonce aus dem „Salzburger Volksblatt":

> Suche für ältere noch rüstige Frau, alleinstehend, passenden ruhigen Posten als Hausmeisterin in kleiner Villa, evtl. Wirtschafterin auf kleines Gütl in nächster Nähe einer Kirche. Zuschr. unter „Erfahrung 1662" an die Verw.

Hausmeisterin gleich neben der Kirche — das wäre eigentlich auch eine Stelle für unsern lieben alten Hermann Bahr.

FILM

Asta, Einzige!

Wer die stärkste Filmschauspielerin der Welt bewundern will, sehe sich den schlicht gezimmerten Film „Der Absturz" an, den der

pünktlich funktionierende Dichter Ludwig Wolff angefertigt hat. Das originelle Thema dieser Filmdichtung heißt: „Von Stufe zu Stufe“ oder „Das Ende der großen Sängerin“ oder „Von der Primadonna zur Gassendirne“. Die berühmte Dame wäre nicht so schnell herabgekommen, wenn sie nicht einen ersten Mann gehabt hätte, der ein Erpresser, Denunziant und Zutreiber ist. Als es der großen Sängerin noch sehr gut ging, erschien plötzlich der Schurke bei ihr und sagte: „Wir waren verheiratet. Ich weiß von dir zu viel“ (als ob Eheleute wirklich etwas von einander wüßten). Sie antwortet ihm nicht: „Und ich von dir“, sondern sie erbebt und sinkt eben von Stufe zu Stufe.

Aber wie die Nielsen sinkt! Wie launig, weltdamenhaft, siegerisch schreitend ist sie als Berühmtheit. Wie verschmitzt deutet ihr veredeltes Gamingesicht das erste Gefallen an einem Fischerjungen an. Wie spielt sie dieses herrische Nehmen eines dummen Jungen. Welche Komödien stehen in ihrem erlebnisreichen, veränderungsfähigen Gesicht. Wie elektrisierend kann sie an einem Mann vorbeigehen. Nur das Tragische scheint zuweilen überbetont. (Es ist wohl der Herr Dichter und Regisseur, der sie zu sarahbernhardthaft werden ließ. Dagegen sah er nicht, daß Asta für Großaufnahmen ihre Augenlider allzublau schminkt.) Und dann dieser letzte Akt, die grande dame als kleine Hure. Es gibt im europäischen Filmdrama nichts, was mit dieser schauer-erzeugenden Leistung zu vergleichen wäre. Entsetzlich die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der beiden Erscheinungen, furchtbar das kartenspielende Phlegma der Gesunkenen, bis auf den Grund erschütternd dann die vollkommen übersehene Asta, die von ihrem Fischerjungen nach zehn Jahren beim besten Willen nicht mehr erkannt wird. Hier hat der Verfasser der Nielsen die besten schauspielerischen Möglichkeiten gegeben und Asta weiß sie zu erfüllen. Dies Alleinstehen der vom Leben Entstellten — nie sind stärkere tragische, nie stärkere ethische Schauer vom Film ausgegangen. Wir beugen das Knie, Asta, Einzige!

URTEIL

4. B. 56/22. Im Namen des Volkes!

In der Privatklagesache des Schriftstellers Dr. Artur Dinter in Geschwenda, Landhaus Waldruh bei Dörrberg, vertreten durch Rechtsanwalt Justizrat Jänicke in Arnstadt, gegen den Schriftleiter Stefan Großmann in Berlin, vertreten durch Rechtsanwalt Wolfgang Heine in Berlin, wegen Beleidigung, hat das Schöffengericht in Arnstadt in der Sitzung vom 1. März 1923, an welcher teilgenommen haben: Amtsgerichtsrat Bachmann als Vorsitzender, Handschuhmacher Richard Krug, Maschinenbauer Alfred Kiesewetter als Schöffen, Justizsekretär Werner als Gerichtsschreiber, für Recht erkannt: Der Angeklagte wird wegen öffentlicher Beleidigung des Privat-

klägers zu 20 000 M. Geldstrafe, falls sie nicht beigetrieben werden kann, zu 4 Tagen Gefängnis verurteilt. Die Kosten des Verfahrens werden dem Angeklagten auferlegt. Dem Privatkläger wird die Befugnis zugesprochen, diese Verurteilung auf Kosten des Angeklagten einmal in der Zeitschrift „Das Tage-Buch“ unter der Überschrift Glossen, binnen einem Monat nach Rechtskraft des Urteils zu veröffentlichen.

gez.: Bachmann.

Ausgefertigt Arnstadt, den 14. Mai 1923. Der Gerichtsschreiber des Thüringischen Amtsgerichts, Abteilung IV. Sauer, Justizobersekretär.

*

Der Herr Dinter verzichtet darauf, daß die Begründung des Urteils veröffentlicht werde. Er weiß warum. So sei hier noch einmal zitiert, daß in der Urteilsbegründung von Dinters Romanen angenommen wird

„daß diese nach Ansicht des Angeklagten und selbst berufener Sachverständiger künstlerisch und wissenschaftlich nicht nur bedeutungslos, sondern auch moralisch angreifbar sind.“

Diese gerichtliche Feststellung ist das schönste Ergebnis des Dinter-Prozesses. Sie ist mir mehr als 20 000 M. wert. Ich werde sie als Motto auf meine Dinterbiographie setzen. *Gr.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 20):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN


WER IST'S



GRETE VON URBANITZKI

Maria Alborg

Ein Roman

Halbleinen Gz. M. 3.50 × Schlüsselzahl des Börsenvereins

Das Problem der Vererbung seelischer Verfassung und davon abzuleitender Schicksalsprädestination bringt Grete v. Urbanitzky in diesem formschönen Roman, wie immer meisterhaft, zur dichterischen Gestaltung. – Aus dem unsagbar beklemmenden, immer gegenwärtigen, doch immer ungewissen Ahnen und Suchen, dem Wehren, Getragen- und Niedergezwungenwerden im Seelenleben dieser Maria Alborg gestaltet sich ihr tragisches Geschick und klingt trostreich aus: „Mein Ziel brennt anderswo als in diesem Sein."

H. HAESSEL·VERLAG·LEIPZIG

Früher erschienen von GRETE VON URBANITZKI
im Verlag von H. Haessel, Leipzig:
DIE GOLDENE PEITSCHE (Der europäische Großstadtroman)
MASKEN DER LIEBE (Novellen aus psychologischen Grenzgebieten des Eros)

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juniwoche

Die zweite Note, die nun an Frankreich geht, wird von denkenden Deutschen mit einiger Resignation erwartet. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Cuno-Gläubigkeit in den letzten Wochen rapid hingeschwunden ist, hingeschwunden selbst in dem engsten Kreise um den Kanzler. Hermes, der Gott des Handels, wird immer mit Flügeln abgebildet, er besitzt jedenfalls eine außergewöhnliche Fähigkeit, in den letzten Szenen eines politischen Dramas ziemlich unsichtbar zu werden. Möglich, daß Cuno nun endlich seine letzte Kraft sammelt, möglich, daß er nun wahrnimmt, daß der Zeiger seiner Uhr — und nicht nur seiner — auf dreiviertel zwölf steht und daß er mit einer Entschlossenheit, die dem Liebenswürdigen, Allzugeschmeidigen, Ewigzögernden bis nun gefehlt hat, sich zu einer Tat aufrafft, die den unerbittlichen Notwendigkeiten der Stunde Rechnung trägt. Herr Cuno hat von dem Angebot der Industrie in einem halbamtlichen Kommuniqué Kenntnis genommen, in dem er mit achtenswerter Männlichkeit gelobt, das Angebot an Frankreich „führend zu bestimmen und unabhängig festzulegen". Es hat immer etwas leise Ergreifendes, wenn ein konziliante, nach allen Seiten geneigter Gesellschaftsmensch sich endlich zu dem tapferen Entschlusse aufrafft, ein Führer zu werden, „führend zu bestimmen, unabhängig festzulegen". Nur ist zwischen dem prinzipiellen Willen zur Führerschaft und dem angeborenen Wesen des wirklichen Führers ein kleiner Untschied. Bismarck (es ist unbarmherzig, seinen Namen zu nennen) hat es nicht nötig gehabt, in halbamtlichen Kommuniqués zu versichern, von morgen ab werde er „führend bestimmen" . . . An demselben Tage noch, an welchem Herr Cuno gelobt hat, ein männlicher Führer aus der Wirrnis zu werden, hat er dem „Auswärtigen Ausschuß des Reichsrates" die Richtlinien der Note zur Diskussion vorgelegt. Ist das die erste Probe entschlossenen Führertums? Von Bismarck zu reden ist, wie gesagt, unbarmherzig. Aber auch Josef Wirth, der keine autokratischen Röhrenstiefel trug, ist von so tapferer Vorsichtigkeit frei gewesen. Er hat diese unvermeidlichen Instanzen immer vor fertige Tatsachen zu stellen gewußt. Wie will der zur Führerschaft prinzipiell entschlossene Kanzler eine auch nur stilistisch geschlossene Note zustande bringen, wenn er vom Anfang zu vielfacher Vaterschaft — will sagen: wie viel Väter für ein schwaches Kindchen! — gewillt ist? Es ist zu fürchten, daß schon diese Beratung der Richtlinien durch bayerische, sächsische, badische Minister dem liebenswürdigen Führer die frische Farbe der Entschließung rauben wird.

Gestern waren die Landwirte bei Cuno, morgen wird Stinnes (mit ganz anderer Festigkeit) seine Befehle äußern und übermorgen werden die Gewerkschaften ihr sanftes Votum abgeben. Gewiß, ein kranker Staat muß alle Kräfte sammeln, aber der starke Sammler muß da sein! Einer cunotatorischen Natur rief einst Gottfried Keller zu:

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen.

Aber nun — ist Wartezeit. Und Cuno ist fest entschlossen, ein Führer zu werden. Er hat's gelobt. So wollen wir angstvoll warten.

Die Hinrichtung des Kaufmanns Schlageter ist ein umgekehrter Fall Cavell, nur daß es sich diesmal um einen Mann, nicht um eine Frau handelt. Als im Jahre 1917 die Krankenschwester Miß Edith Cavell von einem deutschen Kriegsgericht in Belgien wegen Spionage zum Tode verurteilt, als das Urteil vielfacher Interventionen vollstreckt worden war und als ein Wutschrei sondersgleichen nicht nur die alliierten, sondern auch die neutralen Länder durchtoste, antwortete man in Deutschland mit einigem Recht, wer Spionage treibe, setze sein Leben eben auf's Spiel wie jeder Soldat und erkläre sich bereit, die Risiken seines Heroismus zu tragen. Ob die anglo-chauvinistische Miß Cavell wirklich Spionage getrieben hat, ist objektiv noch heute ebensowenig festgestellt, wie es festgestellt ist, ob der Deutschnationale Schlageter wirklich die Aufwieglung und Sabotage begangen hat, die ihm zur Last gelegt worden ist. Aber vorausgesetzt, daß der Tatbestand in beiden Fällen wirklich so war, wie die Anklage behauptete, ist gegen beide Urteile aus der Kriegspsychologie heraus wenig einzuwenden, trifft die deutsche Erklärung für das deutsche Cavell-Urteil genau so auf das französische Schlageter-Urteil zu. Dem Andenken Schlageters mögen in Deutschland ebenso Denkmäler errichtet werden, wie dem Andenken der Cavell in London, — Denkmäler dem persönlichen Heroismus des einen wie der anderen, —: das Urteil, das gegen beide gefällt worden ist, wird dadurch — immer im Geiste des Krieges gedacht! — noch keineswegs zur Verfehlung wider geltendes Recht. Krieg ist eine eminent vernunftlose Sache; er führt fortgesetzt zu einer Lage, die sonst niemals eintreten kann: daß sowohl der Angeklagte als auch der Kläger objektiv im Recht sind, daß weder der Erschossene dem Erschießer, noch der Erschießer dem Erschossenen Vorwürfe machen kann.

Sollte man's für möglich halten, daß Staatsanwälte in dieser Blütezeit der Diebe, Räuber, Banknotenfälscher, Zeit finden, Jagd auf Künstler zu machen? Jeder von uns, der in den letzten

Jahren bestohlen wurde — und gab es einen Unbestohlenen? — weiß, mit welcher Eilfertigkeit die Justizmaschine arbeitet, wie viel Spitzbuben ungestraft und unverfolgt durch die Berliner Straßen wandeln. Jeder von uns Bestohlenen hört die stöhnende Entschuldigung der Gerichtsbürokraten, sie seien mit Geschäften überladen, sie könnten den Aktenberg gar nicht mehr bewältigen, sie seien dieser Überproduktion an Spitzbübereien bei angestrengtester Arbeit nicht mehr gewachsen. Und dennoch tun sie das Aller-Überflüssigste? Zwei jungen Zeichnern, Godal und Kobbe, werden Zeichnungen aus dem Ausstellungssaal konfiziert (man lese den Brief des Malers Kobbe im Glossenteil dieses Heftes), die jungen Künstler werden wegen Unzüchtigkeit vor sogenannte gelehrte Richter gestellt und Zeit und Arbeit von Anwälten, Richtern und Sachverständigen wird auf diese blödsinnigen Verfolgungs-Prozesse vergeudet. Selbst gegen George G r o s z, dem Berufene aus allen Ländern Geniehaftigkeit bestätigt haben, rühren sich wieder amtseifrige Juristen. Seine Mappe „Ecce Homo" ist einem böswilligen Unkünstler vor Augen gekommen. Ein anonymes Briefchen und der Staatsanwalt, der Dieben und Räubern nicht gewachsen ist, reckt sich vor dem gewaltigsten Zeichner des neuen Deutschland dräuend auf. Aus dem Prozeß gegen Godal und Kobbe erfuhr man, in wessen Namen Kunstwerke aus stillen Ausstellungssälen, Mappen aus dem kühlen Lager der Buchhändler geschleppt werden — im heiligen Namen des „Normalmenschen". Das alles, sagten die Richter im letzten Jagdprozeß, sind Kunstwerke, aber auf den Normalmenschen wirken sie unzüchtig. George Grosz sollte sich entschließen, einmal den vielzitierten Normalmenschen zu zeichnen. Es gibt ja nichts Anormaleres als diesen Homunculus. Der Normalmensch ist in keinem Bett und nicht auf dem höchst unzüchtigen Wege der Begattung erzeugt worden. Er ist die dürre Konstruktion bebrillter Juristen, die für ihre trockene Abstraktion ein Gerippe schaffen wollten. Mit diesem Normalmenschen ist jeder in die Zukunft gerichtete Künstler totzuschlagen. Als Goethes „Werther" erschien, schrieb der Hauptpastor Johann Melchior Goeze (Pastoren und Landgerichtsräte haben in widernatürlichem Umgang den Normalmenschen gezeugt): „Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zu behalten? Und kein Zensor hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans? . . . Ewiger Gott! Was für Zeiten hast du uns erleben lassen! Gehet es auf diesem Fuß fort, so werden wir bald Hymnen auf Sodom erleben. Gott erwecke doch unsere teure Obrigkeit!" Die teure Obrigkeit — sie läßt sich immer noch erwecken. Und ahnt noch immer nicht, daß der Normalmensch von heute das verhöhnte Gespenst von morgen wird und daß diese Richter über Werke, die ihre Armseligkeit überflügeln, nur einen Ruhm ernten können, den Ruhm beschämender Lächerlichkeit.

Sie machen ein Fragezeichen? Und ein Ausrufungszeichen? Wir werden sehen.

In der Tat haben neuerdings allerlei Unternehmer allerlei Gebilde mit dem Namen des Mannes bezeichnet, der einst die Reden an die deutsche Nation gehalten hat. Zum Exempel gibt es einen „Deutschen Fichte-Bund, der nach seinen ins Vereinsregister eingetragenen Beschlüssen vom 14. Juli 1919 „Deutsche beiderlei Geschlechts" aufnimmt, sofern sie „von christlichen Eltern abstammen und sich nicht durch eheliche Verbindung mit einer fremden Rasse gegen die germanische Rasse versündigt haben". Und eine „Fichte-Gesellschaft von 1914", zum Schutz der „Lebensbelange einer entschiedenen völkischen Kultur" mittels „Fichte-Hochschulen" und „Deutschvölkischer Arbeitsämter" und einer gleichartigen „Bühnenorganisation". Die Gründer und Leiter dieser „vaterländischen Verbände" und ihre geistesverwandten Kampfgenossen in der Presse scheinen von Fichte, seinem Leben und seinen Werken kaum mehr zu kennen, als was ihnen Herr Theodor Fritsch in seinem Handbuch der Judenfrage auf anderthalb Seiten unterbreitet. Das sind verstümmelte Stellen aus einer Jugendschrift des Philosophen.

Fichte hat im Jahr 1793 eine Arbeit veröffentlicht — nicht unter seinem Namen — „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution". Es ist eine Streitschrift ersten Ranges gegen die Mißwirtschaft in den monarchischen Staaten, eine Verteidigung des Rechts auf Revolution. Jedermann habe das Recht, „aus dem Staate zu treten, sobald er will". „Kann e i n e r aus dem Staate treten, so können es m e h r e r e." Und nun weist Fichte auf drei solcher Staaten im Staat hin. Als ersten nennt er das Judentum.

Er sagt dem Judentum — von 1793 — Übles nach; es sondere sich ab; es führe seine Ahnen höher hinauf, „als wir andern alle unsere Geschichte", sehe in einem alten Emir seinen Stammvater, „eine Sage, die wir selbst unter unsern Glaubensartikel aufgenommen haben" — diesen Satz hat Herr Fritsch weggelassen —, schließe sich durch seine Religion „von unseren Mahlen, von unserem Freudenbecher, von dem süßen Tausche des Frohsinns" aus, verdamme sich und werde verdammt zu — jedes edle Gefühl tötendem — Kleinhandel, plündere das Volk aus, hänge schwärmerisch am alten Vaterlande — und was er sonst noch auf das Konto der Juden setzt. Er steigert seinen Groll temperamentvoll, wenn auch nur in einer Fußnote, zu der Erklärung: ihnen Bürgerrechte zu geben, sehe er „kein Mittel als das: in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andern aufzusetzen, in denen auch nicht e i n e jüdische Idee steckt", oder man müsse ihnen ihr gelobtes Land erobern und sie alle dahinschicken.

Sie haben ihre Freude dran, Herr Theodor Fritsch und seine Nachtreter. Nur verschweigt Herr Fritsch, was Fichte an derselben Stelle sagt:

„Fern sei von diesen Blättern der Gifthauch der Intoleranz, wie er von meinem Herzen ist! Derjenige Jude, der über die festen, man möchte sagen, unübersteiglichen Verschanzungen, die vor ihm liegen, zur allgemeinen Gerechtigkeit-, Menschen- und Wahrheitsliebe hindurchdringt, ist ein Held und ein Heiliger."

Fichte kannte solche Juden damals noch nicht. Die Juden bildeten allerdings einen Staat im Staate; sie waren im Ghetto zusammengepfercht; sie wurden von der allgemeinen Bildung und von der Rechtsgemeinschaft ausgeschlossen, wurden gezwungen, ihre eigenen Schulen zu unterhalten, ihre Händel vor den Rabbiner zu bringen, dem selbst die Ehescheidung unterstand. Auf diesem Boden konnten nur zu leicht Übel erwachsen, wie sie dem Kritiker in die Augen fielen, starre Unduldsamkeit und einseitiger Handelsgeist und engherziges Fremdengefühl. Die Mehrheit der Juden war, wozu sie die Härte und Ungerechtigkeit des Staats gemacht hatte. Daß trotzdem eine Minderheit die „unübersteiglichen Verschanzungen" noch lange vor dem Emanzipationsgesetz von 1812 überwand, sollte Fichte bald erfahren. Immerhin sagte er schon in seiner Schrift von 1793, was wiederum Herr Theodor Fritsch verschweigt, von den Juden, Menschenrechte müßten sie haben:

„Denn sie sind Menschen, und ihre Ungerechtigkeit berechtigt uns nicht; ihnen gleich zu werden. Zwinge keinen Juden wider seinen Willen, und leide nicht, daß es geschehe, wo du der nächste bist, der es hindern kann; das bist du ihm schlechterdings schuldig. Wenn du gestern gegessen hast, und hungerst wieder und hast nur auf heute Brot, so gib's dem Juden, der neben dir hungert, wenn er gestern nicht gegessen hat, und du tust sehr wohl daran."

Doch das Judentum war ja nur der erste der Staaten im Staat, von denen Fichte redet. Daneben flicht sich, so fährt er fort, „ein ebenso fürchterlicher Staat durch militärische Monarchien: das Militär". Der roheste Halbbarbar glaube mit der Montur die sichere Überlegenheit über den Landmann anzuziehen. „Der Jüngling, der mehr Ahnen, aber nicht mehr Bildung hat, nimmt sein Degenband als einen Berechtigungsbrief, auf den Kaufmann, den würdigen Gelehrten, den verdienten Staatsmann höhnend herabzusehen." Auch hier werden die Worte Fichtes von ätzender Schärfe. Vollends leidenschaftlich zieht er gegen den dritten Staat im Staate vom Leder, gegen den Adel. Ihm geht er noch schonungsloser zu Leibe, als den Juden, ganze Kapitel lang. Von alledem erzählen Herr Fritsch und die Fichtebündler nichts.

Wie nun, hat Fichte an den Ansichten festgehalten, die er in jener Jugendschrift bekannte? Schon am 1. März 1794 schrieb er

an Professor Reinhold, er habe nicht geglaubt, daß Männer wie Reinhold einen Blick auf sie werfen würden; er habe sie schnell hingeworfen, um nur den Verleger zu befriedigen. „Beurteilen Sie sie aus diesem Gesichtspunkte.“ Manches würde er „jetzt gewiß ganz anders bearbeiten“. Noch bestimmter sagte er in seiner „Verantwortungspflicht“ von 1799 über jenes sein Buch, über die französische Revolution:

„Wenn ein junger Mensch, der sein Vaterland aufgegeben hatte ... von Unwillen hingerissen über die Übertreibungen, die sich damals die Verteidiger der gesetzlosen Willkür der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von seiner Seite ein wenig übertrieben hätte ..., wenn derselbe, seitdem zum Manne geworden, in einer reiferen, durchdachten Schrift über denselben Gegenstand alle Einseitigkeit vermieden ... wäre es dann billig und gerecht, jenen jugendlichen und unvollendeten Versuch des Jünglings noch immer zum Maßstabe der politischen Grundsätze des Mannes zu gebrauchen?“

Fichte verbittet sich also die Berufung auf jene Schrift, mit deren Stelle über die Juden die Hakenkreuzler krebsen. Aber schon ein halbes Jahrzehnt früher hatte er einen Juden zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift eingeladen. Am 16. August 1794 dankt ihm Salomon Maimon, ein polnisch-jüdischer Autodidakt, der mühsam die deutsche Sprache erlernt hatte, für das „angenehme Geschenk“, das ihm Fichte mit einem langen Brief gemacht hatte. Am 16. Oktober 1794 beginnt Maimon einen weiteren Brief an Fichte, wie folgt:

„Ihr Schreiben vom 30. September war mir höchst angenehm. Die Freundschaftsversicherung eines Mannes von solchem Scharfsinn und systematischem Geiste, wie Sie sind, ist mir sehr schätzbar. ... Sie fragen mich, ob ich nicht Lust hätte, Mitarbeiter an der A. L. Z. zu sein. Würdiger Mann, einem andern als Ihnen schämte ich mich, es zu sagen, daß dieses schon längst mein eifrigster Wunsch war. ...“

Endlich im Januar 1795 schrieb Fichte an Reinhold:

„Gegen Maimons Talent ist meine Achtung grenzenlos; ich glaube fest und bin erbötig, es zu erweisen, daß durch ihn sogar die Kantische Philosophie, so wie sie durchgängig und auch von Ihnen verstanden worden ist, von Grund aus umgestoßen ist. Das alles hat er getan, ohne daß es jemand merkt, und indes man von seiner Höhe auf ihn herabsieht. Ich denke, die künftigen Jahrhunderte werden unser bitterlich spotten.“

So war Salomon Maimon ein lebendiger Gegenbeweis gegen das allgemeine Urteil, das Fichte, ein Jahr und zwei zuvor, über die Juden gefällt hatte, ein unumstößliches argumentum ad hominem! Ein Mann, der nicht nach Geld gierte, sich nicht absperrte, nicht für

das gelobte Land schwärmte, nicht einmal in einem fremden Emir seinen Ahnherrn verehrte. So etwas gab es. Und Fichte wurde nachdenklich.

1799 kam Fichte nach Berlin. Am 20. Juli schrieb er an seine Frau, er gehe um 1 Uhr zu Veit, wo er Schlegel und Schleiermacher treffe. Bisweilen mache er mit Schlegel und seiner Freundin kleine Landpartien. Diese Freundin war Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelssohns, seit kurzem von ihrem Manne geschieden. Am 17. August schreibt er abermals: „Ich esse mittags bei Schlegels Freundin.“ Am 20. August, da Schlegel mit der Freundin, mit der er lebe, gen Jena reisen will, schreibt Fichte weiter: „Ich bin es der Veitin und Dir schuldig, dir diese Frau dringend zu empfehlen. . . .

„Diese Frau hat mir den Glauben, daß aus dieser (der jüdischen) Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse, bei wenig oder eigentlich keinem Glanze, völliger Prätensionslosigkeit, und viel Gutmütigkeit. Man gewinnt sie allmählich lieb; aber dann von Herzen. Ich hoffe, Ihr werdet Freundinnen werden.“

Verheiratet sei sie mit Schlegel nicht; er könne nicht mit ihr getraut werden, wenn sie sich nicht taufen lasse. „Die Widerlichkeit dieser Sache abgerechnet,“ habe sie noch eine Mutter und Verwandte, „denen sie durch diesen Schritt den Dolch ins Herz stoßen würde.“ Am 10. Oktober endlich erwähnt er sie wiederum. „Die Veit ist nun sicher bei Euch.“ Fünf Jahre später übrigens ließ sich Dorothea Veit taufen, und Friedrich von Schlegel trug kein Bedenken — um im Rotwelsch des Deutschen Fichte-Bundes zu sprechen — „sich durch eheliche Verbindung mit einer fremden Rasse gegen die germanische Rasse zu versündigen“.

Und Fichte schrieb seine epochemachenden Werke und hielt seine Reden an die deutsche Nation und verlangte die „Errichtung absoluter Gleichheit, der persönlichen sowie der bürgerlichen Freiheit aller in Ansehung des Rechtes und der Rechte“. Und legte als erster gewählter Rektor der Berliner Universität sein Amt nieder, weil der Senat die rohen Ausschreitungen einzelner teutonischer Jünglinge gegen einen jüdischen Studenten, Leyser Brogi, nicht streng genug ahnden wollte. Und gab in Achim von Arnims deutscher Gesellschaft in demselben Jahr spöttische Knittelverse zum Besten auf den üblichen Spott über das Judentum. Und schrieb im Frühjahr 1813, unmittelbar nach dem Aufruf des Königs „An mein Volk“, seinen Entwurf zu einer politischen Schrift nieder, der in der wiederholten Forderung für das Deutsche Reich als „wahrhaftes Reich des Rechts“ gipfelt und endet: „Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt.“ — — —

Im Januar 1860 veröffentlichte Ferdinand Lassalle seinen Panegyrikus „Fichtes politisches Vermächtnis und die neueste

Gegenwart". Am 19. Mai 1862, Fichtes hundertstem Geburtstag, hielt abermals Lassalle in der Philosophischen Gesellschaft die Festrede über Fichte und den deutschen Volksgeist. An demselben Tage veranstalteten die Berliner Mitglieder des Nationalvereins eine andere Fichtefeier. Dem Festausschuß gehörten als Vorsitzender M. Veit und neben anderen hervorragenden Männern die Juden Berthold Auerbach, Professor Kalisch, Julius Rodenberg. Die erste Festrede hielt Auerbach. Die zweite, aus der Feder Kalischs, verlas Franz Duncker. Kalisch war ein Schüler und Freund, zeitweilig Hausgenosse Fichtes, und hatte noch dessen letzten Geburtstag im Familienkreise mitgefeiert. Der dritte Festredner war Loewe-Calbe. Und das Schlußwort sprach der Jude Veit. — —

Und dieser also geschilderte, also gefeierte Johann Gottlieb Fichte soll ein Hakenkreuzler gewesen sein, soll verdient haben, von deutschvölkischen Bünden und Gesellschaften zum Schutzpatron gemacht zu werden? Nein, das Fragezeichen war berechtigt und das Ausrufungszeichen nicht minder. Er wird sich, wenn die Antisemiten ihm Lorbeeren darbringen, im Grabe herumdrehen. Das Denkmal auf diesem Grabe aber — auf dem alten Dorotheenstädtischen Friedhof — trägt die Inschrift aus dem jüdischen Buche Daniel (12,3):

„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

O. L.

EIN PAAR TAGE IN DER SCHWEIZ

Was hätte man aus Genf mit seiner wunderschönen Lage machen können, falls nicht puritanische Spießer- und Schönheitsfeindschaft es regiert hätten! Aus der prächtigen Reihe von Inseln mitten in der Rhone-Aorta, die das natürliche Zentrum der Stadt abgeben und mit Lustgärten und Springbrunnen, anstatt mit Maschinen und Elektrizitätswerken hätten geschmückt werden sollen. Doch Lust und Calvinismus passen nicht zusammen. . . . Nur eine Insel hat man nicht ganz ihrer Bestimmung enthoben: es ist die erste, die die aus dem See austretende Rhone umspült. Sie war von je in Genf mein Lieblingsplätzchen. Hier ist Frieden, tiefster Frieden. Die Insel selber aber ist dem Genius eines Mannes gewidmet, dessen Gedanken einst Europas größter Störenfried gewesen.

Da sitzest du vor mir, Jean Jacques Rousseau, citoyen de Genève! Heute nennt man dich so — und mit Stolz. Einst aber warst du, und gerade für deine Mitbürger, Auswurf und Catilina.

Und doch bist du einer von jenen, die man halb mit Recht verbrannt und gekreuzigt hat. Denn du bist der Vater des verlogenen Idealismus und des unverschämten Optimismus. „Der Mensch ist gut" — aus dieser, deiner These ist unsere ganze Misère entstanden. Kriege hat es immer gegeben. Unser Krieg aber hätte nie so entsetzliche Formen annehmen können, wenn nicht jeder in dem Feinde den Abfall von diesem heiligen Prinzip ahnden zu müssen geglaubt hätte. Die Enttäuschung über die eigene falsche Einstellung zur Europäischen Mitwelt war zu überwältigend. Als 1914 all die guten Menschen aufeinander losknallten und losheulten, da wußte man keine Erklärung für das Rätsel als jene ehrwürdige aus dem Mittelalter: „Der Gegner ist vom Teufel besessen". Den muß man natürlich austreiben, denn das ist ein christliches Werk. Damit wurde man überdies selber zum Engel, Kreuzfahrer, Paladin des Lichtes und der Wahrheit. So verschaffte man sich ein gutes Gewissen zu weiteren Morden. Man mordete jetzt für ein Prinzip. Man war selbstlos, Idealist, Schöpfer einer besseren Welt ....

So dachte nämlich die Entente, auf die Rousseau noch mehr wirkte, als auf die Deutschen. Aber auch die Deutschen sind Kinder Rousseaus — via Kant. Sie waren das Volk des kategorischen Imperativs, das keine selbstsüchtige Befriedigung kennt. Sie waren das moralische Volk des Kontinents: das ordentlichste, arbeitsamste, tüchtigste Volk Europas. Sie waren also ebenfalls gut und vollkommen. Der Ausdruck ihrer Vollkommenheit war ihr Staat, und dieser Staat war der sozialste Staat Europas. Nirgendwo sah man soviel praktisches Christentum, wie in diesem Deutschland. Ja, ja, der Mensch ist gut, besonders aber gut ist der Deutsche ...

Ja, ja, liebster Jean Jacques, du kannst stolz auf dich sein! Nie hat ein Schriftsteller mehr gewirkt als du. „The pen is mightier than the sword" sagt der Engländer, aber deine Feder hat nicht nur das Schwert besiegt, sondern es geschärft und in Gift getaucht.

Man versteht heute, warum Voltaire den Rousseau nicht leiden mochte. Die Literar-Historiker meinen, es wäre aus Eifersucht gewesen: Rousseau hätte den größeren Erfolg gehabt (so schwatzen sie heute von der Eifersucht Nietzsches auf Wagner). Es war aber mehr als das: es war die klare Erkenntnis, wohin der Erfolg führte. Rousseau hat die canaille gelehrt, mit großen Worten um sich zu werfen. Er ist der Vater von Northcliffe, Lloyd George und anderen Berühmtheiten von gestern und heute. Aber auch der der deutschen Philosophen von Kant bis Hegel und deren sämtlichen Epigonen bis auf den heutigen Tag ...

Und die Sonne scheint gerade so schön auf die sitzende Statue des alten Sünders. Ach, wer doch so objektiv, wie die Sonne sein könnte, so hoch erhaben über alles, so frei von Haß und Liebe! ... Einen Rousseau zu bescheinen, dieses Dreck-Genie unserer Epoche

— das erst ist die wahre christliche Liebe! Aber, werden wir es je zur christlichen Liebe bringen? Zur christlichen Liebe, zur echten Toleranz gehört ja die Verachtung, und wer seine Nebenmenschen verachtet, der ist schon kein wahrer Christ mehr . . . .

Ein Spatz hat sich soeben auf den Kopf des citoyen de Genève niedergelassen — ein Spatz, dem gerade etwas Menschliches passiert . . . Dreck auf das Dreckgenie! . . . Ich lächle mit Genugtuung. Ich werde nie ein wahrer Christ werden!

Ein Jünger Rousseaus war auch Woodrow Wilson. Einer, der den Rousseau ernst nahm — poor chap! Sonst wäre er ja nicht zusammengebrochen — zusammen mit seinem unrealisierten „scheme". Einer seiner intimen Freunde erzählte mir einst von einem Interview, das er mit Wilson in den Tagen von Versailles gehabt hätte. Mein Gewährsmann, selber Amerikaner und (damals) Gläubiger an eine „höhere Welt", bat den schwankenden Wilson flehentlich: „Mr. President, stick to your gun, don't listen to the opportunists („Herr Präsident bleiben Sie bei Ihrer Kanone, hören Sie nicht auf die Opportunisten!") Wilson wand und krümmte sich, schließlich rollten Tränen über seine Backe und er antwortete: „Oh Lord, why have you put such a burden upon my shoulders!" („Herr, warum hast du auf meine Schulter eine solche Bürde gelegt!") . . . Wilson war durch das allgemeine Wahlrecht des souveränsten aller Völker auf seinen Ehrenplatz befördert. Und die beiden Extreme, die absolute Monarchie, wie die absolute Demokratie berührten sich im Versagen . . . Welch ein Zusammenbruch aller Systeme!

Von Woodrow Wilson's „scheme" ist allerdings etwas übrig geblieben, nämlich „La Société des Nations". Sie residiert bekanntlich in Genf, das zunächst sehr stolz auf die neue Acquisition war. Sie paßte in die „Capitale du Monde", will sagen in das Rom der sittlichen Welt." Heute ist die Liebe, wie alle Liebe unter moralischen Leuten (ich glaube die Bösen lieben einander mehr, als die Guten!) bedeutend abgekühlt. Die Delegierten des Völkerbundes sind nämlich nach allen Regeln der Gastfreundschaft hochgenommen worden. Die Genfer glaubten zu diesem Hochnehmen ein Recht zu haben, gerade wegen der hohen Gehälter, deren sich diese Unmasse von höheren Beamten bis zu dem niedrigsten Tippfräulein herunter erfreute. Aber die neuangestellten Weltenretter protestierten. Sie wollten die Welt wohl retten, aber nicht zu exorbitanten Hotelpreisen. Sie schrieben an ihre Zeitungen, und eines Tages warnte die „Times" vor Genf, der Capitale du Monde, die aus diesem Titel zuviel Weltkapital schlagen wollte. Seit dieser Zeit herrscht eine gewisse Spannung zwischen dem Genius Loci und dem Genius Ligae.

Eigentlich — unter uns Skeptikern — kann man es den Genfern nicht gerade übelnehmen, wenn sie aus der Höhe ihrer Illusionen

gefallen sind. Mein Gastfreund nahm mich zu einer Versammlung der hohen Herren, im Hotel National, das die „Ligue des Nations" gemietet hat. Es ist ein stattlicher alter Bau am Quai du Mont Blanc gelegen, dort wo er schon ins Ländliche übergeht. Ich war erstaunt, als dieser Gastfreund mir diesen Besuch einst beim Nachmittagsbummel im Park „Mon Repos" vorschlug, und ich fragte ihn, ob er denn Eintrittskarten hätte. „Ist nicht nötig." Und so war es auch. Wir gingen einfach in das Hotel, durchschritten die Halle und gelangten in einen Saal, wo viele schwatzende und lachende Männlein und Weiblein zwanglos durcheinander auf ungeordneten Stühlen saßen. Es wurde allgemein geraucht. Ich fühlte mich durch den Tabaksrauch etwas belästigt und bat meinen Freund, mich doch jetzt in den richtigen Saal führen zu wollen, in dem die Beratungen stattfänden. „Wir sind ja schon drin," erwiderte der Freund, und deutete auf einen längeren Tisch an der einen Seite des Saales, an welchen etwa 10 bis 12 Herren saßen, die ebenfalls rauchten. „Das sind die Delegierten" und er begann, mir ihre Namen zu nennen: glänzende Namen, Namen von europäischem Klang. Einer der sitzenden Delegierten hatte uns den Rücken zugewendet und las mit monotoner Stimme den anderen ein Manuskript vor. Es war sehr wenig Feierlichkeit, gesucht wenig Feierlichkeit in dem Ganzen — wahrscheinlich aus Respekt vor der Demokratie. Es war auch sehr heiß, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Vorsitzende den Rock ausgezogen und in Hemdsärmeln weiter amtiert hätte. Die anderen Diplomaten würden ihm wahrscheinlich gefolgt sein, sowie sie einst Bismarck folgten, als er beim Frankfurter Bundesrat dem Österreichischen Vorsitzenden zum Trotze sich ebenfalls eine Zigarre ansteckte. Schließlich rauchte ja schon damals alles, wenn auch noch nicht öffentlich und mit Einschluß einer zahlreichen Zuschauermenge. Diese Zuhörerschaft und die Hemdsärmel wären dann nur ein weiterer Fortschritt unserer Zeit, die sich bekanntlich aus äußeren Formen nichts macht, weil für sie die Hauptsache der geistige Inhalt ist. Aber daß dieser reine Geist die Luft so verunreinigen muß! . . .

„Pfui, kommen Sie hinweg aus diesem Tabakskollegium", sagte ich zu dem Gastfreund. „Ich muß dabei an die schlechten Witze und das dicke Bier eines anderen Tabakskollegiums zu Königswusterhausen denken. Weiß der Himmel, welch gigantischer Witz und „practical joke" in solcher Atmosphäre ausgebrütet werden kann! Sie wissen, es sind Idealisten, bezahlte Idealisten allerdings, aber immerhin Idealisten, die etwas für ihre Bezahlung auch leisten wollen und werden . . . Ich habe Angst, kommen Sie, lieber Freund . . . Lassen Sie uns ein bißchen auf den herrlichen See spazieren fahren. Ganz weg von Genf nach der anderen Ecke zu, nach Montreux, wo man die zackige Gletschersäge der „Dent du Midi" den blauen Himmel zerkratzen sieht . . . Wie einst im Mai.

„Ach“, erwiderte mein Freund, „es ist zwar Mai, aber unsere Genfer Dampfer fahren noch nicht. Kein Fremdenverkehr, Sie verstehen. Wir leben nicht mehr in den schönen Zeiten des Krieges“.

So fuhr ich denn eines Tages mit der Bahn nach Montreux. Entsetzlich teuer. Dritter Klasse hin und zurück 14½ Schweizer Franken für eine Bahnfahrt von je 1½ Stunden. Aber nur nicht umrechnen! Do in Rome as the Romans do, d. h. rechne in der Schweiz mit Schweizer Franken, falls du sie nämlich hast. Ich kann mich trotzdem nicht enthalten, einem mir gegenübersitzenden Herrn mein Leid zu klagen und leite das Gespräch mit einem Glückwunsche zur Schweizer Neutralität im Weltkriege ein. „Ja, ja“, sagt dieser, „aber alles ist noch so teuer und Hotellerie und Industrie liegen darnieder. Übrigens wird es noch schlimmer kommen, denn unser Schweizer Franken ist auch nicht mehr so ganz hiebfest“. „Wieso?“ „Ja, einzelne Leute meinen, es wäre, weil wir Schweizer so viele ausländische Papiere gekauft hätten.“ „Warum denn das?“ „Ja, unsere Banken geben so wenig Zinsen . . . Das ist aber wahrscheinlich nicht der einzige Grund,“ fügt er hinzu. „Die Wahrheit ist: wir sind mit der deutschen Mark hereingefallen. Unsere Banken haben Milliarden davon liegen. Und am Schlusse des Weltkrieges, damals als Deutschland zusammenbrach, standen sie alle vor dem Bankrott. Da erteilte der Bundesrat, als letztes der Kriegsgesetze, den Banken die Erlaubnis, die Markposten auf 20 Jahre nicht zu dem wirklichen, sondern zum Friedenskurse in Rechnung zu stellen. Er hoffe natürlich, daß die Mark in zwanzig Jahren wieder lebensfähig sein würde. Er hat sich aber anscheinend geirrt. Unsere Banken aber geben seit dieser Zeit ungenaue Rechnungsberichte — mit staatlicher Erlaubnis . . . Wenn eine Privatperson das tut,“ so fährt mein Schweizer Grütlianer (Sozialist) fort, „on le met au violon“ (dann kommt er ins Loch) und hierbei machte er die bezeichnete Bewegung des Schlüsseldrehens . . .

„Der Staat ist der Vertreter Gottes auf Erden“, lehrte einst der deutsche Philosoph Hegel, der notabene ein vom Staate ausgehaltener Philosoph, d. h. Professor in Berlin war . . . Und „die Verkörperung der moralischen Idee,“ so fügte er noch hinzu. Heute fälscht dieser Gott Bankbilanzen — in der Schweiz. Von anderen Göttern und deren Benehmen ganz zu schweigen . . .

Die Riviera des Genfer Sees, von Vevey bis Territet, geht an chronischer Fremden-Anaemie zu Grunde. Nichts ist den einst so vollblütigen Hoteliers geblieben — außer dem Personal . . . In langer schwarzgold gekleideter Reihe stehen sie noch immer am Bahnhof zu Montreux, aber auf diese lange Portier-Leimrute läßt sich nur eine einzige Gastfliege nieder. Es ist tragisch.

Und doch ist die Schweiz ein glückliches Land. Um das zu konstatieren, brauche ich mir nur den Kondukteur anzusehen, der bei der Rückfahrt nach Genf mir mein Billet durchknipst. Zwei ver-

gnügt kleine Augen blinzeln über ein paar herrliche Borsdorfer Äpfel. Breitbeinig steht er da — fest fundiert auf dieser Erde — so fest wie (trotz allem) die Schweizer Valuta. Ein Beamter, zu dem man Vertrauen haben kann. Sicherlich besteht ein Zusammenhang zwischen festem Gelde und festem Charakter. Und die Lumpen- und Lappenwirtschaft macht uns alle noch zu Lumpen und Lappen . . . Ja die Schweiz ist gesund, so gesund, wie das Vieh auf ihren Triften und Almen . . . Selbst dem Mond, der in breiter Gewichtigkeit dort hinter dem Salève hervorkriecht, geht es gut. Wahrscheinlich nährt der alte Junggeselle sich auch von Schweizer Butter, die noch nach Butter schmeckt, und von Schlagsahne, in der der Löffel stehen bleibt. Und verschwenderisch wirft der Knallprotz auch noch einen langen flüssigen Silberstreif über den See, gerade direkt auf den einsamen Fahrgast im Abteil dritter Klasse, wie, als ob er diesem in Erinnerung bringen wollte, daß es in glücklicheren Ländern noch anderes Geld gäbe, als die Lumpen und Lappen in seiner Tasche. . . .

HANS REIMANN

MONUMENTA GERMANIAE

2. Blandine Ebinger.

„Wenn sie man bloß nich kaputt geht!" dachte ich, als ich Blandine das erste Mal sah. Und dann dachte ich: „Das arme Mähchen, das arme Mähchen . . ." Und war überzeugt, daß sie schwer leidend sei und allerhand Gebresten habe.

Ja, Kuchen! Die Ebinger ist stabiler und zäher als wir alle miteinander, diese Katze aus NN.

Nee, Katze ist wohl nicht ganz richtig; denn sie schaut aus wie eine Feldmaus, die sich zur Stadtmaus hinaufschmarotzt hat und demgemäß arrogant ist. Oder wie eine Herbstzeitlose . . . Doch (frage ich mit Recht): ist das ein Tier? — Die Herbstzeitlose ist kein Tier, und dennoch gleicht Blandine Ebinger einer Herbstzeitlose. Man wird mir das nachzufühlen nicht umhin können.

Auf dem Podium stellt Blandine die Jöhre dar; die leicht angebuffte, wurmstichige Jöhre.

Wenn sie das „Groschenlied" singt (singt? Du bist varrickt!), vereint sie in ihrer minderjährigen, sehr zur Notzucht geneigten Brust das Elend und den Kotz von tausend armseligen Existenzen, die nie die Sonne und dafür desto öfter die elektrischen Bogenlampen erblicken; meist aber das Dunkel. Blandine Ebinger mimt Jöhren, die im Kintopp geboren wurden — bei Kitschmusik und Mief. Wer sie genossen hat, darf sich einen Begriff von der sozialen Frage machen. Blandine ist die soziale Frage, Blandine ist aller-

letztes, vertiertes Hinterhaus. Blandine ist nicht von Käte Kollwitz, deren kranke Menschen eine Portion Kraft und Energie auf ihren Backenknochen spiegeln. Blandine ist von Zille entworfen und von Marquis de Bayros ausgeführt. Es lebe die Dekadenz! Blandine Ebinger (um es noch ein wenig schärfer zu formulieren) ist die gewordene Tochter des Freiherrn von Sade.

Manchmal markiert sie ein illegitimes Erzeugnis der Lotte Pritzel. Aber das mißlingt ihr. Sobald ihre Kurve in „grande dame" umbiegt, hört Blandine Ebingers Echtheit auf, und gewöhnliche Pose lagert sich hernieder.

Oder sie singt (gewissermaßen; denn Blandines Zuckerstimmchen tummelt sich auf dem Grad, wo die Stimme aufhört, Stimme zu sein) das berühmte Chanson „Und ich baumle mit de Beene . . .", was ihr Gelegenheit gibt, zuguterletzt richtig und wahrhaftig in Mondsucht hineinzufallen. Niemand macht ihr das nach. Außer Asta Nielsen. Doch die trällert keine Chansons. Gleichwohl; ich wüßte außer der Nielsen keine Frau, die den äußersten Grad von Schmerzlichkeit so ergreifend zu reproduzieren vermag, wie die Ebinger — jenen Schmerz, der sich in Mondsucht löst.

(Ha! Verzeihung! Die Rosa Valetti im Gerichtsakt der „Fremden Frau"! Das sei ihr unvergessen und unbenommen.)

Kaum ist der Vorhang unten, hoppelt die Ebinger wie eine meschuggene Gazelle auf der Bühne umher und herum. Und ehbevor der Vorhang aufgeht, hat sie Herzklopfen, daß die Bühnenarbeiter hinschmelzen.

Auf dem Podium das inkarnierte Lampenfieber, im Leben die personifizierte Unnahbarkeit. In beiden Fällen jedoch nur so lange, bis der Vorhang hochrauscht. Übrigens trägt sie als Berliner Jöhre die Unterhosen ihrer Großmutter, ein Paar sehr sentimentale Röhren.

Denn es wohnet der Blandine ein Mordstrumm Komik inne, und diesem Talent zur Komik laufen die großmütterlichen Unnerbuxen gewissermaßen parallel.

Ich hab einmal erlebt, wie die Blandine die Tänzerin Lena Amsel imitiert hat. Das war schöner als meine Parodie auf den Dinter.

Ihre stärkste Leistung scheint mir die Filissa zu sein, die Hauptfigur in Wedekinds nachgelassener, zweifellos nachgelassener Pantomime „Die Kaiserin von Neufundland".

Da ist sie, ein Aas, eine fleischfressende Pflanze, ein anämisches Gewächs mit genialer Geschlechtlichkeit. Die Pantomime streckenweise überpantomimend, lebt die den Beweis für die Überflüssigkeit jeglicher Umgangssprache.

Mit zehn Jahren hat sie (als Klein-Eyolf) auf der Bühne gestanden.

Sie wird mit achtzig noch auf dem Brettl stehen.

Es läßt sich hören, wenn heute einer behauptet, in Berlin werde gegenwärtig mehr Kunst gemacht als irgendwo. Gewiß, das muß festgehalten werden. Erstens ist es überhaupt schon ein Kunststück, hier zu leben. Aus diesem Kunststück heraus, ernstlich unternommen, kann sich Kunst entwickeln. Keine ganz luftige Kunst, keine mit Geschmack beschwerte. Manchmal zieht sie einem die Därme zusammen. Lustig ist sie durchaus nicht, dafür bitter, höllisch bitter und ausgehungert, von Ersatzmitteln genährt, aber zeitgemäß. In Berlin wird heute die unserer Epoche angemessenste Kunst gemacht. Das ist schon etwas. Deshalb wird Berlin noch nicht zur Kunststadt, noch lange nicht. Drolligerweise verhindert gerade diese hier gemachte Kunst Berlin, zur Kunststadt zu werden. Und das ist ganz in der Ordnung und schmälert nicht das Prestige der modernen Metropole. Berliner Künstler, die wissen, was Berlin ist und was man ihm schuldet, bieten uns Psychosen aller möglichen Art, lustige, ernste, tiefe, vertrackte, höchst merkwürdige Psychosen. Eins geben sie nicht: Blumen. Was hier dafür gehalten wird, ist künstlich. Natürliche Blumen werden nach wie vor von draußen bezogen, und da sich bei unserer Valuta der Import immer teurer stellt, werden die Blumen seltener, Gott sei's geklagt! Dies hat eine Kunststadt vor Berlin voraus: die natürliche Vegetation; Kunst nicht aus Energie, aus Übersteigerung, sondern Wachstum. Man schlendert durch eine Straße weit vom Zentrum, durch eine ganz belanglose Straße, womöglich eine, die gar keine richtige Straße, sondern eine Sackgasse ist, wie z. B. die keinem meiner Leser bekannte Rue Boissonade in Paris. Plötzlich sieht man da etwas blühen. Kein Mensch sah es vorher, aber keinen fällt es auf. Warum soll in so einer Straße nicht etwas blühen? Gerade weil es gar keine richtige Straße ist? In der Straße singt etwas. Drolligerweise paßt der Gesang zu dem Geräusch der Kunststadt, zu den Ausrufen der Fässer-Käufer und der Glaser und der Verkäufer des Futters pour les petits oiseaux. Und das Rot, das da irgendwo blüht, ist Rot vieler Lippen. Das Blau, das dort wuchert, leuchtet gleichzeitig aus tausend mirakulösen Steinen der Stadt, die das Licht trifft. Das Grün, das Lila, das Gelb und Orange flattern dir täglich in unzähligen Fahnen, wenn die Sonne scheint, entgegen. Eine Kunststadt hat nicht Kunst als wesentliches Merkmal, sondern Fahnen. Selbst wenn man nicht hinsieht und die Zeitung liest oder sich mit ekelhaften Sorgen quält, wehen Fahnen. Einmal sieht man doch hin und kann sich nicht, trotz aller Trübsal verkneifen, hinzunicken.

Man soll heute eigentlich nicht davon reden . . . dieser Poincaré und was sonst in den Zeitungen steht, all dieser entsetzlich Unfug vor Torschluß! Sie möchten am liebsten ihre Fahnen anstreichen,

die Idioten! Lachen soll aufhören, weiß soll schwarz werden. Es wird schon so ganz von selber kommen. Daß sie nicht abwarten können, die Idioten! Sie gießen Lauge über die Welt, wollen die Kunststadt bitter machen, die Idioten! Man soll nicht davon reden. Es ziemt sich, alle Erinnerungen an die Kunststadt wie einen faulen Blinddarm auszuschneiden. Die Idioten!

Neulich ging ich in Berlin durch eine Straße bei den Linden. Es gibt in der Nähe der Linden noch Reste eines Berlins, das die Psychose nicht ganz verbittert hat und das an die Kunststadt, deren Namen wir uns ausschneiden sollen, erinnert. Es gibt die Wilhelmstraße, die richtige Wilhelmstraße mit Palästen aus der guten alten Zeit. Und geht man über die Linden weg, kommt die Neue Wilhelmstraße mit kleinen netten Häusern. Da gibt es jetzt einen Kunstladen, wie in einer richtigen Kunststadt, ohne Klubsessel, ohne Apparat, zwei kleine gemütliche Räume. Diesen Laden hat sich Baladine für ihre Bilder ausgesucht. Wer Baladine ist? Vielleicht ein Mädchen, das lachend durch die Welt zieht. Vielleicht aus Versehen Mutter, denn viel Bilder handeln von Kindern. Alle sind kindhaft. Ich stelle sie mir dunkel vor, brünett, weil die Bilder so hell sind. Womöglich ist sie alt und häßlich. Dann müßte man sie anbeten. Ist sie aber jung und hübsch — o Baladine, Baladine! — Ihr Talent steckt nicht in den Farben, die bezaubernd sind, nicht in dem Vortrag, nicht in der leichten, huschenden Zeichnung, nicht in dem Geschmack, der tänzelnd das Richtige trifft. Ihr Talent ist das Lächeln. Gehe hin, Leidensgenosse, der eine bessere Welt gekannt hat und sich nicht zur Operation zu entschließen vermag. Du wirst Bilder sehen, die nicht aus Berlin sind, keine ernsten, tiefen, sauren Psychosen. Blumen wirst du sehen, Blumen aus der Bretagne und aus dem Süden, Blumen aus einer stillen Straße, die eigentlich gar keine Straße ist, wie die Boissonade; singende, blühende Dinge, von selbst entstanden. Von selbst, verstehst du! Das große Geheimnis der Kunststadt wird dir offenbar. Diese Dinge wurden nicht gemacht. Metaphysische Konstipationen blieben draußen. Ein Gruß der großen, längst vergangenen Kunststadt. O die Idioten! Es ist natürlich unmoralisch, auch nur fünf Minuten unser Elend zu vergessen, aber bekömmlich, ungemein bekömmlich. Im Zoologischen werden Brunnenkuren verabreicht. Man läuft mit seinem Becher in der Hand am Bärenkäfig vorbei und spart die Reisekosten. Die kleine Wilhelmstraße ist eine Filiale. Ein Prickeln geht durch das müde Gebein. Die verzerrten Falten der Visage glätten sich. Die Kohlensäure wirkt. Baladine nimmt dich leicht an der Hand. Nun mal kein Dollar, keine Krisis. Es gibt noch dies und das. On se balade.

Das Denken über ein Kunstwerk ist eine schöne Sache;
der Beifall muß vorausgehen und das Urteil folgen.

(Goethe an Zelter, 1830.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juniwoche

In der letzten Woche hat es sich ereignet, daß eine deutsche Aktiengesellschaft der Metallbranche, die im abgelaufenen Jahr ständig mit Aufträgen überlastet gewesen war, der Öffentlichkeit einen Abschluß unterbreitete, der, trotzdem der Reingewinn 24mal höher war als das gesamte Aktien-Kapital und trotzdem an unsichtbaren Abschreibungen schon Erhebliches vorweg subtrahiert worden sein muß, keinerlei Dividendenausschüttung an die Aktionäre vorsah. Der Fall ist nur ein besonders ins Auge fallendes Beispiel für Gebräuche, die heutzutage ziemlich allgemein gang und gäbe geworden sind, von denen aber gesagt werden muß, daß sie dem Ansehen der deutschen Kaufmannswelt alles eher als zuträglich sind. Konflikte zwischen Unternehmung und Aktionär gibt es, seitdem die Aktienform existiert, und vorurteilslose Kritiker sind generell geneigt, bei Auseinandersetzungen dieser Art für das Werk und gegen den Aktionär einzutreten. Unter normalen Verhältnissen pflegt darin auch Berechtigung zu liegen, denn es ist das Werk, das produktive Arbeit leistet, nicht der Aktionär, der meist gar keine innere Beziehung mehr zu „seinem" Unternehmen hat. Aber man wird zugeben, daß gar keine Ähnlichkeit mehr besteht zwischen den Konflikten, die wir in der Vorkriegszeit gewohnt waren und in denen es sich für gewöhnlich nur um Nüancen in der Gewinnbemessung handelte, und zwischen den Methoden, die gegenwärtig eingerissen sind — Methoden, die den Aktionär sozusagen als nichtexistent behandeln. Es werden allerdings — wofür fehlten je Begründungen? — eine Reihe von Argumente für die Berechtigung solcher Methoden ins Treffen geführt, aber keine einzige von ihnen hält bei näherem Zuschauen Stand. Zum Beispiel wird gesagt, die Einbehaltung der Gewinne bringe dem Aktionär zwar nicht auf dem direkten Wege der Dividenden-Ausschüttung, wohl aber indirekt, in Form von Kurssteigerungen, einen Nutzen, der mindestens eben so hoch einzuschätzen sei, wie der etwaige Nutzen am Coupon. Das stimmt anscheinend, aber es hätte auch schon im Jahre 1913 gestimmt und dennoch hätte damals kein Mensch den Mut gehabt, sich für diese Art von Entschädigung der Kapitalgeber einzusetzen. Es wird ferner auf die ungenügende Relation zwischen den Papiermark-Gewinnen, seien sie ziffernmäßig auch noch so hoch, und den Kosten der Werkerhaltung und -erneuerung hingewiesen. Darauf ist zu antworten, daß, wie die Dinge heute liegen, fast alle prosperierenden Unternehmungen ihre Sicherungen für die Werkerhaltung bereits in durchaus genügendem Maße getroffen haben und daß die wahre Lage der Unternehmen fast in allen Fällen unvergleichlich viel besser sein muß, als in den irreführenden Papier-Bilanzen ausgewiesen wird, in denen zum Beispiel Gewinne aus dem ersten

Quartal eines Jahres in der Beleuchtung desjenigen Wertes erscheinen, den die Mark gegen Ende des Jahres angenommen hatte, also um zehntausende von Prozenten kleiner, als sie in Wirklichkeit waren. Im übrigen: Selbst wenn die Werkerhaltung ungeheuerliche Beträge in Papiermark aufzehrt, so wäre es bei einem Gewinn, der das Aktien-Kapital um das 24fache übersteigt, immerhin doch noch möglich, wenigstens das einfache dieses Kapitals — — also 100 % — oder sogar nur die Hälfte davon — also 50 % — als Dividende auszuschütten und damit wenigstens eine Art Geste nicht zu verabsäumen, — eine Geste, die bewiese, daß man sich übernommener Verpflichtungen nicht einfach entledigen will. Dies nämlich ist ja das ursprüngliche Verhältnis zwischen Unternehmen und Aktionär: daß der Aktionär sein Geld in die Unternehmung gesteckt hat gegen das Versprechen, an den Erträgnissen zu partizipieren. Selbst wenn die Börse in einer vollkommenen Perversion der Begriffe für den Augenblick überhaupt nicht mehr an die Erträgnisse zu denken scheint und sich nur noch für die Zwischenverkaufskurse der Stücke interessiert, entbindet das den anderen Vertragspartner, das Unternehmen, nicht davon, mindestens seinerseits die Bedingungen einzuhalten, die er einmal unterschrieb. An Deutschland haftet ohnehin das Stigma der Vertragsbrüchigkeit. Die wichtigste Wiederaufbauarbeit, die zu leisten ist, ist der Wiederaufbau seines Rufes als wirklich „ehrbarer Kaufmann“, seines Rufes als gewissenhafter Vertragskontrahent. Aber was wird in dieser Hinsicht getan? Die Gleichgültigkeit, mit der gewisse Aktien-Unternehmungen, mit der fast alle Aktienunternehmungen gegenwärtig die Verträge brechen, die sie mit ihren Aktionären geschlossen haben, muß von soliderer Geschäftsgesinnung als Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß die Vertragsdemoralisation aus den Höhen des Kollektivlebens nun sogar schon bis in die Tiefe der privaten Wirtschaft vorgedrungen ist. Sie muß den entmutigenden Eindruck der Unstichhaltigkeit und der böswillig-vorsätzlichen Verschwommenheit verstärken, der allen Äußerungen über deutsche Wirtschaftsangelegenheiten vor den Augen der Welt ohnehin schon anhaftet und der, gerade je kunstvoller die Bilanzen aufgemacht werden, um so mehr die Behauptung der anderen verstärkt, daß es der deutschen Wirtschaft in Wirklichkeit bei weitem besser gehe, als die Veröffentlichungen, selbst die privaten, glaubhaft machen wollen.

Einundeinenhalben Monat nach dem Zusammenbruch der sogenannten Markstützungsaktion, die niemals eine ernstzunehmende Aktion, sondern nur eine wüste Vergeudung und ein kopfloser Durchhaltebluff gewesen war, hat der Reichstag sich bewogen gefühlt, das Schauspiel der großen Rettungsaktion noch durch das Schauspiel einer kleineren Redeaktion zu krönen, — er hat einen Untersuchungsausschuß eingesetzt, der die Gründe des

Zusammenbruchs vor der Öffentlichkeit erforschen sollte — vor einer Öffentlichkeit aber, die sogleich derart arrangiert wurde, daß es überhaupt keine Öffentlichkeit war. Hier saßen die Vertreter der Parteien und der Regierung fröstelnd zwei Stunden beisammen, gelangweilt in der Gewißheit, daß jede ernste Frage durch den Block Helfferich-Dernburg doch als reichsgefährlich suspendiert werden würde und gesichert durch die Vereinbarung, daß die Vorstellung mit möglichster Schnelligkeit wieder abgebrochen werden würde, (was man hierzulande, wenn es sich um Untersuchungsausschüsse handelt, Vertagung nennt). Herr Havenstein benutzte die Gelegenheit, sich bei Herrn Stinnes noch einmal demütig dafür zu entschuldigen, daß er am 23. April Bemerkungen gemacht hatte, die in der Presse so aufgefaßt worden seien, als habe er „einzelne Tatsachen" im Auge gehabt, — und verzichtete danach selbstverständlich darauf, sich noch einmal durch einzelne Tatsachen Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Allgemeinheiten, Banalitäten, Redensarten ohne jeden Versuch zur Präzision —: der Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags war damit zufrieden. Er mußte freilich damit zufrieden sein; denn ebenso banal und unpräzise wie die Antwort, die man ihm vorsetzte, war die Frage, die er selbst den Zitierten vorgelegt hatte. Warum die Stützungsaktion zusammengebrochen ist? Mein Gott, die Arme konnte gar nicht anders! Die richtige, die entscheidende Frage wäre gewesen: wieso die Aktion überhaupt begonnen werden konnte! Man kann sich mit Herrn Ludendorff vielleicht noch heute darüber streiten, ob das Massenopfer des Frühjahrs 1918 durch irgendwelche Erfolgsaussichten gerechtfertigt war. Aber daß das Massenopfer des Frühjahrs 1923 von vornherein vergeblich sein mußte, daß es mit einem Blutverlust ohnegleichen zwecklos enden mußte, das ist zwar der Öffentlichkeit vorenthalten worden (das Tage-Buch war das einzige nichtkommunistische Organ Berlins, das die Pflicht zur Wahrheit vom ersten Tage an höher einschätzte als die Pflicht zum Mitmachen), aber es war bis tief in die Reihen der Rechtsparteien hinein von allem Anfang an vollkommen klar. Wie konnte es dennoch zu dieser unglückseligen Unternehmung kommen? Der Untersuchungsausschuß hat die Frage nicht gestellt. Vielleicht ist er auch nicht die kompetente Stelle. Vielleicht wäre allein der Staatsgerichtshof zuständig. Aber keine Sorge: er wird sich nicht darum kümmern!

Inzwischen können wir die Trümmer besehen. Sie zeigen sich am drastischsten in einem kleinen Vorgang. In der vorigen Woche mußten 60 Millionen Goldmark an Belgien gezahlt werden. Ein Jahr lang haben wir allvierteljährlich hunderte von Millionen in die Reparationskassen zu zahlen gehabt und die Zahlungen konnten, wenn auch mit Anstrengung, in Devisen geleistet werden. Diesmal mußte Barrengold ausgeliefert werden! Der Beweis dafür, daß die Reichsbank ihr Devisenportefeuille vollständig geleert hat,

könnte nicht handgreiflicher sein. (Notabene auch der Beweis dafür, daß sie zu einer Wiederholung der Stützungsaktion, über die aus unkontrollierbaren Quellen Gerüchte umlaufen, gar nicht imstande ist.) Aber noch eine andere Angelegenheit wird schlagend beleuchtet: die Dollaranleihe, deretwegen Herr Havenstein sich in jener Sitzung des Untersuchungsausschusses ebenfalls rechtfertigte. Er verteidigte sich auf die Kritik, daß diese Anleihe nur gegen Devisenzahlung gezeichnet werden konnte, mit der alten Bemerkung, daß die Reichsbank, bei Papiermarkeinzahlung, Verpflichtungen übernommen hätte, die mit der Zeit ins Riesenhafte angeschwollen wären, ohne daß ihnen reale Deckungen gegenübergestanden hätten. Richtig — aber wie stehts heute, trotz Deviseneinzahlung? Es zeigt sich, daß die eingezahlten Devisen verausgabt sind und daß auch jetzt keine Deckung für die übernommenen Verpflichtungen vorhanden ist. Will Herr Havenstein erklären, inwiefern die Lage schlechter wäre, wenn man von vornherein Papiermark akzepiert hätte?

Wie es in Wirklichkeit mit allen Aktionen und Manipulationen zur Stützung der Mark steht, ist von Beginn des Ruhrkonfliktes an mit aller Deutlichkeit hier gesagt worden: daß nämlich gar keine andere Möglichkeit besteht, als daß die Mark, so lange die Ruhrbesetzung andauert, beständig schlechter wird. Jeder Versuch, das zu leugnen, ist zugleich ein Versuch, die Notwendigkeiten der Politik vor den eigenen Augen und vor den Augen des Volkes zu bemänteln. Mag selbst die devisenschaffende Ausfuhr des Ruhrgebiets, deren Deutschland unter der Ruhrbesetzung verlustig geht, von der normalen Einfuhr dieses Gebietes, die ja ebenfalls stockt, kompensiert werden, so bleibt doch immer noch der Ausfall jener Güter übrig, die Deutschland aus dem Ruhrgebiet bezog und die es jetzt im Auslande kaufen muß. Diese Ersatzimporte, über deren Quantitäten man sich nicht mehr näher auslassen muß, involvieren eine solche Verschlechterung der deutschen Zahlungsbilanz, daß schon aus dieser einen Quelle ein fortlaufender Verfall der Mark unvermeidlich ist. Wer denken kann, kann die politischen Notwendigkeiten, die sich hieraus ergeben, selber folgern. Ein Kampf bricht zuweilen zusammen, nicht, weil an der Front ein Knock-out-Schlag erteilt wird, sondern weil hinter der Front Dinge vor sich gehen, die die Widerstandskraft in ihren Wurzeln untergraben. Nur Idioten reden dann vom Dolchstoß. Wer Zusammenhänge versteht, sah die Niederlage auf ganz anderen Gebiet reifen, als im eigentlichen Kampfgebiet. Der Widerstand an der Ruhr mag bis in ewige Zeiten fortgeführt werden können (was er übrigens selbst in der Ruhr offensichtlich nicht kann) —: die unausbleibliche Verschlechterung der Mark bis zum Stande der österreichischen Krone und tiefer ist eine Entwicklung, die auf die Dauer unerträglich werden muß.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH".

Meine Unzüchtigkeiten

Ich stand gestern als Angeklagter vor dem Berliner Landgericht. Ich verlor meine Jungfraulichkeit, wurde wegen Unzüchtigkeit verurteilt. Darf ich ein Wort über meinen Prozeß hier sagen, darf ich vor allem gegen die Vernichtung meiner Zeichnungen protestieren?

Termin der 8. Strafkammer des Landgerichtes I, Berlin NW 52, Turmstr. 91, Zimmer 658, 3. Stock. 10 Uhr. 1 Vorsitzender, 4 Beisitzer, 1 Staatsanwalt, 1 Verteidiger, 3 Sachverständige und — — 2 Angeklagte. Im Publikum der gesamte Apparat der Presse. Diese Ansammlung von mehreren Dutzenden mehr oder weniger erwachsenen Menschen — von denen mindestens 6 den etwas peinlichen Anspruch machen, Normalmenschen genannt zu werden — fühlt sich bemüßigt, 6 (sechs) Stunden lang, ich weiß nicht zum vievieltsten Male, die geistreiche Frage zu erörtern, ob Kunstwerke unzüchtig, oder Unzüchtigkeit Kunstwerke sein können. Und besagte 6 Normalmenschen kommen zu dem Schluß, daß die vorliegenden Kunstwerke Unzüchtigkeiten und die vorliegenden Unzüchtigkeiten Kunstwerke seien. Nun weiß man also ganz genau die Lösung der schwierigen Frage — bis zum nächsten Fall. Und dann wird wieder 6 Stunden lang beraten und dann dasselbe Urteil gefällt. Denn es gibt ja noch kgl. preußisch-republikanische Richter in Berlin.

Darüber sich nun irgendwie aufzuregen, ist pedantisch. Das wissen wir nachgerade schon. Sind wir „NORMALMENSCHEN", so haben wir unsere helle Freude daran. Sind wir keine „N.-M.", so sind wir unerheblich: Schädlinge! Solchem Schädling ist es ganz recht, nach Ansicht des „N.-M.", wenn man ihm seine Arbeiten, die selbst der „N.-M." — und zwar autoritativ — als Kunstwerke und als Arbeit anerkennt, rauft und vernichtet. Also Wertvolles (selbst nach Ansicht des Vernichters) vernichtet!

Ich selbst „der Schädling" bin der Geschädigte. Ich will nicht von der „Strafe" reden. Mir nahm man ein Stück meines Selbst, meine Arbeit. Man wagt es dem, selbst nach Ansicht dieser 6 „N.-M." anerkannten Künstler nicht nur seine Bilder vor der Verhandlung zu zerknittern und zu zereißen, sondern man raubt ihm sein Werk auf immer.

Dies schrieb der nunmehr „vorbestrafte"
George G. Kobbe.

*

Der Bücherkrieg

Im T.-B. vom 19. Mai finde ich eine Glosse, die sich mit dem „Deutschen Bücherkrieg" gegen Österreich befaßt. Offenbar sympathi-

sieren Sie mit den Bestrebungen des Deutschen Buchhändlerverbandes, dem Auslande deutsche Literatur nur zu stark erhöhten Preisen zukommen zu lassen. Darf ich Sie als alter Auslandsdeutscher darauf hinweisen, daß die deutsche Politik, im Auslande den Bücherbezug zu erschweren und zu verteuern, vom Standpunkte des allgemeinen deutschen Interesses aus als schwerer Fehler erscheint? Heute ist die Situation die, daß Sie de facto weder in Holland noch in den Vereinigten Staaten deutsche Literatur finden, während Frankreich und England diese Länder mit ihren Büchern überschwemmen. Wenn Frankreich es durchgesetzt hätte, daß im sogenannten Frieden von Versailles die deutsche Bücherausfuhr, die als das vornehmste und wirksamste Propagandamittel gelten muß, verboten worden wäre, so würde jetzt ganz Deutschland und mit ihm der deutsche Buchhändlerverband darüber klagen, welche Ungeheuerlichkeit eine solche Bestimmung des Friedensvertrages sei. Diese Ungeheuerlichkeit aber bringen, da die Franzosen sie nicht fertig gebracht haben, deutsche Kaufleute zustande.

Ein deutsches Buch, das früher 3—4 M. kostete, würde in Amerika heute mit dem 200 prozentigen Exportzuschlag, Fracht, Buchhändlergewinn usw. auf ca. 5 $ kommen. Das ist ein Preis, den der amerikanische Buchhändler nicht erzielen kann, den der Amerikaner, außer vielleicht für wissenschaftliche Literatur, nicht zahlt, so daß die New-Yorker Buchhändler auf Befragen erklären, daß sie gänzlich darauf verzichten, deutsche Bücher überhaupt noch zu beziehen. Ist das deutsche „Kulturpropaganda“?

Die Hauptinteressenten für deutsche Bücher sind außerdem Auslandsdeutsche, die durchaus nicht alle glänzend situiert sind. Wenn Sie, in welchem Lande es auch sei, hören könnten, wie man bei diesen das deutsche Bücherausfuhrverbot und den Umstand, daß man überhaupt, um ein Buch zu bekommen, noch eine Ausfuhrerlaubnis braucht, beurteilt, würde Ihre Zeitschrift, die ja sonst nicht gerade für Rückständigkeiten eintritt, gewiß den Bücherkrieg mit Österreich nicht auf Seiten der deutschen Verleger, sondern auf Seiten der österreichischen Bücherkonsumenten mitmachen.

Dr. Regendanz,
Direktor der Österreichischen Creditanstalt.

———

TISCH MIT BÜCHERN

Die Erotik der Kabbala von M. D. Georg Langer. (Verlag Dr. Josef Flesch, Prag. 167 S.) Die Kabbala ist nicht, wie Unwissende meinen, geheimnisvolle Spielerei von Hirnen, die zu viel Zeit hatten. Sie ist in das Unendliche projiziertes Menschentum, Lebensmethaphysik, durchzogen und durchschüttert von Gläubigkeit und Liebe, von einem erregenden Schürfen nach den Geheimnissen des Daseins, durchpulst von letztem, kosmischem Erleben. Langer kennt die Materie nicht nur, er hat sie auch

erlebt; und so leuchtet aus allem Sachlichen eine fast unzeitgemäße Liebe und Vertiefung. Eros ist nicht nur Kernpunkt der Untersuchung, sondern (dem Autor) auch Keimpunkt der ganzen jüdischen Lehre; nur daß Eros nicht, wie den Griechen, der Furchtbare ist, sondern der alles Leben zeugende. Er übersetzt adonai („Herr“ im Sinne von Gott) mit: Der-alles-Sein-ewig-verursachende. Es ist nicht leicht, sich dem Einfluß des Buches selbst da zu entziehen, wo man nicht mitgehen kann. Bei aller Zustimmung bleibt zu sagen: es hat immer seine Bedenken, einen riesenhaften, aus Jahrtausenden gefügten Komplex auf Formel und Urbegriff rezuzieren zu wollen.

Fugger-Zeitungen. Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568—1605. Herausgegeben von Victor Klarwill. Mit 24 Bildtafeln. (Rikolaverlag, Wien.) Die Augsburger Fugger wußten durch eine sorgfältige Pflege weitverzweigter Beziehungen stets auf dem Laufenden über Weltgeschehen und -Zustände zu sein. Klarwills sehr schöne Publikation entwirrt das Netz, das diese Handelsherren über die damalige Erde gezogen hatten, um eine beständige Orientierung zu haben. Ihre Agenten, Korrespondenten, Vertraute und Handelsfreunde schrieben Briefe aus Polen, Peru, Ostindien, Dresden, Saragossa, Rußland — man kann schon sagen, daß damit Zeitungen von einem privaten, aber originalen Unterrichtetsein zustandekamen. Uns bedeuten die Stücke unschätzbare Urkunde aus erster Hand, Geschichtsschreibung von sachlich denkenden Handelsleuten, denen niemals etwas Schmockartiges anhaftet; amüsant wirkt dabei der Rest Mittelalter: das Hineinmischen von Greuelgeschichten, Hokuspokus des Aberglaubens in Staatsaktionen, Kriegsdepeschen, es geht von Tanz zu Pest und Tod, zu königlicher Hochzeit, Dolch und christlicher Mission. Man versteht, wenn man dies blättert, von welcher Kultur die Fugger gewesen sind, die ihren Emissären nicht nur ökonomische Aufträge gaben, sondern sie zu psychologischen Exkursen anregten. Der Wert dieser Veröffentlichung liegt in ihrer Unmittelbarkeit, die Wesentliches und Bezeichnendes zu einem vollen Bild zusammennimmt.

Das Pferdchen. Lettische Volksgedichte. Ins Deutsche übertragen und mit Handzeichnungen versehen von E. v. Medem. (Erich Reiß, Verlag, Berlin. 1923.) Das sind lauter ganz primitive Verse, oft nur ganz flüchtige Andeutungen, zwischen der Arbeit im Acker und im Hause zu singen, aber es ist doch die Größe und Inbrunst der Volkslieder drin, wie wir sie nur in des „Knaben Wunderhorn“ haben, jenes pointenlose, im Verschweben einen tiefen Zauber zurücklassende Sich-auflösen eines Gedankens, eines Gefühls.

Der Deutsche wird sie empfindsam annehmen und in ihnen eine Brücke finden in die Uferlosigkeit

des russischen Volksliedes. Gewiß war es reizvoll zu dieser Sammlung bunte Bilder beizusteuern, dem Freund solcher Lieder (was sie mehr sind als Gedichte) hätte zweifellos eine Beigabe von Singweisen noch größere Freude gemacht, denn ihr Geheimnis liegt zum großen Teil in ihrer Melodik. Wer je einen Roman von Eduard Keyserling las, der aus diesen Gegenden kam, weiß, wie sehr alles dort auf Melodik gestellt ist.

Das neue Buch. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.) Wir haben diese Serie hier bereits angezeigt. Es sind neue Bändchen davon erschienen, von Dostojewski der Erstlingsroman „Erniedrigte und Beleidigte", in dem schon die russische Liebe und die russische Demut so ganz karamasowistisch angeschlagen ist; dann Huysmans „Gegen den Strich", die Einsiedlerbiographie des paradoxen Herzogs des Esseintes; schließlich von Flaubert die Parodie des menschlichen Wissensdranges in „Bouvard und Pécuchet", eine Paraphrase von gigantischem Maß . . . Das Lob, das wir der Sammlung zollten, bleibt bestehen; man hat sie noch verbessert durch die Wahl eines zäheren Papiers. Das Ideal Napoleons: das hundert auserlesener Bücher, die er liebte, handlich für jede Reise parat zu haben, erfüllt sich hier für den gewöhnlichen Sterblichen.



Helmut v. Glasenapp: Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien. Mit 43 Tafeln. (Kurt Wolff, München.) Die historischen Neigungen des Deutschen haben für eine gründliche Erfassung der örtlichen Probleme sehr viel getan, wir sind in den Religionen und Sekten, in Kunst und Philosophie zwischen Bombay und Tokio ziemlich gut zu Hause. Glasenapps Buch macht uns überraschend klar, wie gering unser bisheriges Wissen vom gegenwärtigen Indien geblieben ist. Die wissenschaftliche Gründlichkeit seines Versuches wird glücklich durchblutet von seinem Vermögen, die vielfältigen Verästelungen indischen Wesens zusammenzunehmen. Der Generalnenner Religion bindet sie immer wieder; es ist sein Hauptbestreben, in sacraler und profaner Hinsicht die tiefe Verwurzeltheit des Inders mit seiner religiösen Tradition aufzudecken bis hinein in seinen politischen Kampf, in seine Berührung mit dem Okzident und die sozialen Neuschichtungen, die das Problem Europas ausmachen. Dieses Buch vermittelt Kenntnisse, die wegen der kommenden Auseinandersetzung zwischen östlicher und westlicher Welt über den Kreis der Spezialkenner hinaus bekannt gemacht werden müssen.

K.

FILM

Frühlings Erwachen

Immer krasser wird offenbar, was von Einsichtigen längst gepredigt wurde, wie falsch und verderblich für alle Beteiligten (Hersteller, Publikum und Autor) es ist, Stücke wirklicher Dichter zu verfilmen. Der Film „Frühlings Erwachen" wäre, wenn Wedekind niemals dies Stück geschrieben hätte, ein filmtechnisch und fotografisch sauber und sorgfältig gearbeiteter moralisierender Aufklärungsfilm, unterhaltsam und zugleich erzieherisch wirkend. Da aber der Film ausdrücklich seine Herkunft von Wedekind betont, so muß gesagt werden, daß das, was jetzt auf der Leinewand abrollt, nichts mit Wedekind zu tun hat. Ein Stück, dessen Wesentliches eine sehr zarte Atmosphäre, feinste Schwingungen, Atmungen, emporknospende Gefühle sind, ist natürlich nicht leicht zu verfilmen . . . aber es wäre nicht nötig gewesen, die Wedekindsche Atmosphäre, ja sogar das Milieu zu verkörpern und zu verschieben. Während Wedekinds Stück in der muffigen Gedrücktheit einer Kleinstadt spielt, wird im Film die Handlung nach Prag verlegt. Alle diese Spießbürger wohnen pompös wie Raffke; ja sogar die armselige Frau Bergmann (Frieda Richard spielte diese Rolle als einziger Mensch im ganzen Film in Wedekinds Sinn) wohnt in einer Villa mit großen Räumen, die entzückend mit Luxusmöbeln eingerichtet sind. Schauspielerisch wurde von den Schülern der Wiener Theaterschule — bis auf den Darsteller des Melchior — nur Geringes geleistet. Furchtbar aber mußte auf den Wedekindfreund die mit Fäusten in die Augen gehämmerte Moral wirken, die noch dazu von einem eigens eingefügten guten Lehrer in der Art von Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" aufklärerisch in Zwischentiteln zu lesen stand. Der vermummte Herr war zu einem Konfirmationsbild geworden, auf dem der Schutzengel in Mantel und Zylinder den Firmling ins Leben führt. Wenn man aber schon den gesamten rohen Inhalt von Wedekinds Stück hier den Vater-gewordenen Melchior Gabor seinem reifenden Sohn als warnendes Beispiel erzählen läßt, so wäre um so weniger Anlaß gewesen, diese zwanzig Jahre zurückliegende Jugenderinnerung im wohlbehäbigen Großstadtmilieu unserer Tage spielen zu lassen. Weder Angst vor der Zensur, noch vor dem Publikum, noch vor dem Auslandsexport rechtfertigt, daß man, wenn schon Wedekinds Namen auf die Leinwand muß, sich so sehr Wedekinds Atmosphäre und Wesen entzog. Oder man hätte eine derartige abschreckende und lehrhafte Geschichte einfach frei erfinden sollen.

Kurt Pinthus.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

Der Wiener Schriftsteller Siegfried Geyer, in Berlin ist er als Autor des Dramas „Lissi, die Kokotte" bekannt, schrieb früher Theaterkritiken, bis er selbst Theaterdirektor wurde und sich durch die Aufführung des Epilogs „Die letz-

ten Tage der Menschheit" dafür revanchieren konnte, daß Karl Kraus sein Genie entdeckt und ihn gefördert hatte. Seine Referate strotzten vor Bildung. So hatte er z. B. einmal vom „Bizet'schen Faust" gesprochen und wurde im Café damit geutzt. Geyer wurde ärgerlich und rief Alfred Polgar zum Schiedsrichter an, daß es sich nur um einen Schreibfehler handeln könne.

„Aber selbstredend hat Geyer gewußt, daß Faust von Gounod ist", entschied Polgar. „So etwas pratscht doch herum."

*

Als der Fackelkraus noch nicht der Fackelkraus war, sondern bloß darum bangte, daß ihm die Herausgeber der Neuen Freien Presse seine Buchreferate nicht abdrucken würden, versuchte er, sich durch Überbringen von Nachrichten bei der Redaktion Liebkind zu machen, auf die die Presse mehr Wert legte, als auf die Bücherrezensionen. Einmal soll ihn der alte Benedikt auf der Straße in einer Situation getroffen haben, die — wenn sie erfunden ist — furchtbarer erfunden ist als alle Angriffe, die Kraus gegen den Wiener Journalismus erhoben hat. Kraus soll nämlich in einer Straße gestanden und Kindern gewinkt haben, die oben in den Fenstern spielten. „Was machen Sie da?", fragte Moritz Benedikt.

Kraus, halb verlegen, voll stolzen Diensteifers:

„Ich winke den Kindern. Vielleicht springt eines herunter, und ich könnte Ihnen als erster die Nachricht bringen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 21):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten
G. m. b. H., Berlin

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juniwoche

Während dieses Heft gedruckt wird, schwitzt Cuno an der zweiten Note. Rosenberg sieht ihm über die Schulter. Und noch ein Dritter guckt ihm ins Konzept. Wer? Als die Note endlich fix und fertig war, mit bestimmten Summen, da kam über Cuno, so erzählen entsetzte Politiker, eine Inspiration. Auf einmal wollte er keine fixe Ziffer nennen. Ein geheimnisvoller Informator, dessen lange Ohren bis nach England reichen, habe es ihm im vorletzten Augenblick abgeraten. Wer kann der Einflüsterer sein? Zweimal schon hat Cunos edle Naivität zu kleinen Irrtümern geführt. Das erste Mal, als er Herrn Müller-Bonn zum Minister erwählte. Das zweite Mal, als er freundschaftliche Konversation mit dem tapferen Don Quichotte Roßbach führte. Sollte Cuno ein drittes Mal aufs Eis geführt worden sein? Angstvolle Gemüter fürchteten schon, Herr Trebitsch-Lincoln sei plötzlich mit verblüffenden Nachrichten aus London bei Cuno gelandet. . . . Hoffentlich war die Streichung der Ziffern Cunos vorletzter Entschluß. Ach, wann wird sein letzter, sein definitiv letzter, endlich gefaßt werden?

Es wird daran gearbeitet, Herrn Stegerwald zum Nachfolger Dr. Cunos zu machen. Stegerwald ist — als er vor zwei Jahren preußischer Ministerpräsident war — jeder klaren Entscheidung ausgewichen. Er, der Führer der christlichen Gewerkschaften, stellte sich damals zwischen die Schwerindustrie und die christlichen Arbeiter, pendelnd, coulant nach beiden Seiten, im Innern entschlossen, dem Stärkeren nachzugeben. Heute ist Herr Stegerwald nicht nur der Kandidat der Schwerindustrie, sondern der Zweideutigen überhaupt. Bezeichnenderweise tritt die „Deutsche Tageszeitung" für seine Kanzlerschaft ein. Sehr schlau, allzuschlau, hat er an dem unmöglichen Angebot der deutschen Industrie fast gar keine Kritik geübt und ist deswegen gerade aus den Kreisen der christlichen Gewerkschaftler heftig angegriffen worden. Wie sollte man von einem Kanzler Stegerwald erwarten, daß er der Schwerindustrie die notwendigen Zugeständnisse abringen könne? Welche Änderung zum Besseren sollte dieser zweite Cuno bedeuten?

In Leipzig wurde eine Heldentat vollführt: Das Café Felsche wurde gestürmt, Tassen, Gläser, Kannen zertrümmert, Kuchen erhascht und verschlungen. Gäste flohen oder wurden hinaus-

gejagt. Am Tage danach hielten Gassenjungen, die sich für sozialistische Jugend hielten, die Kraftwagen in den Straßen an, verprügelten die Insassen und zwangen die Autos zur Umkehr. So bunt ging's in Leipzig zu, ein paar Tage vorher gab es Volksvergnügen in Bautzen, die mit Todesopfern bezahlt wurden, und auch in Dresden zeigten sich Ansätze zu höchst dramatischen und höchst nutzlosen Zwischenfällen. In Dresden, das ja immer um einige Grade besonnener war als Leipzig, blieb es bei ein wenig Geschrei auf den Gassen. . . . Die Vorfälle in Sachsen verdienen einen Blick der Betrachtung, weil Sachsen von einer sozialistisch-kommunistischen Majorität regiert wird. Man hat bis heute von keiner schöpferischen legislatorischen Tat des sächsischen Sozialismus gehört; die Produktivität des sächsischen Revolutionarismus beschränkte sich seit je auf schaudererregende Vokabel. Das war schon so, als noch Paul Lensch in Leipzig blutrote Redensarten verzapfte. Der verlenschte Sozialismus hatte immer nur eine Steigerung: den Krawall. Blieben diese kleinen Befriedigungen des Pöbels ein sächsisches Lokalvergnügen, so brauchte man sie nicht lange zu beachten. Aber sie sind Wasser auf die Mühle aller Knillinge, Helfferiche und Wulle-Leute. Die dummen Jungen, die aus revolutionärer Leidenschaft Kaffeetassen zerschlagen, zertrümmern mehr als ein bißchen Porzellan. . . .

Im „Lokalanzeiger" ist ein Toter auferstanden: Herr von Tirpitz gibt seine Meinung über den Ruhrkrieg ab. Er schreibt: „Die Gefahr des Unterliegens lag nicht in der Front, sondern, wie im Krieg, daheim. Die Front war unerschüttert. . . ." Der gute Herr im Barte. Als er, von der Revolution so erschüttert, daß er sich sogar seinen Vollbart abnehmen ließ, seine Meinung noch nicht für die Öffentlichkeit zurechtfrisiert hatte, da schrieb er klarere Erkenntnisse nieder. Seinen Erinnerungen hatte Tirpitz unvorsichtigerweise die Briefe beigegeben, mit denen er die Kriegsereignisse der ersten zwei Jahre begleitet hat. Damals, am 20. Oktober 1914, schrieb Tirpitz: „Gestern abend beim Kaiser, der gänzlich unverändert ist und mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich das versuchte." Am 2. Januar 1915 gestand Tirpitz: „Die Schicht um den Kaiser ist zurzeit noch undurchdringlich. Es ist eben die Eigenart vom Kaiser, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen." Damals wußte er noch ganz klar, woran Deutschland scheitern mußte. Am 19. Januar 1915 schrieb Tirpitz: „Ein solches Manko an Persönlichkeit in den oberen Etagen bei einer so großartigen Leistung der Nation ist erstaunlich und zeigt doch schließlich eine schwere Wunde in unserem Staatsorganismus, die sich bitter rächen muß." Am 22. Januar 1915 stellt der erste Defaitist mit hellseherischer Resignation fest: „Je mehr ich sehe von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler, je mehr schwindet

meine Hoffnung." Und am 3. Januar 1915 schreibt Herr von Tirpitz, der jetzt den Dolchstoßschwindel aufwärmen will, als heimlicher Umstürzler lange vor Liebknecht: „Ich teile Deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen, an Stelle der Evolution." So erschüttert war die Front des Herrn von Tirpitz schon im ersten Kriegsjahr! Und nun hält er die Deutschen für so vergeßlich, daß er wieder den praeceptor Germaniae spielen will.

Dr. Stresemann in der Reichstagssitzung vom 13. Oktober 1918: „Die Geschichte aller Zeiten zeigt das Eine, daß es das Unglück der Könige und der herrschenden Schichten ist, wenn sie Konzessionen nicht zu richtiger Zeit darbringen, sondern sie sich später abringen lassen, wenn ihnen kein Mensch mehr Dank für das zollt, was sie gezwungenerweise in einem Augenblick tun, wo von keiner Freiwilligkeit mehr gesprochen werden kann." Wenn die Deutsche Volkspartei nur selbst wüßte, wer sie führt: Der wirtschaftlich denkende Politiker Stresemann oder der politische Dilettant Stinnes!

Jeder Marksturz ist begleitet von einer Überflutung mit Fremden. Wer heute vom Brandenburger Tor zum Kurfürstendamm fährt, fühlt das schon. Man hört nicht mehr bloß russisch, sondern auch schwedisch, dänisch, norwegisch reden. Morgen wahrscheinlich auch tschechisch, und da die österreichische Krone allmählich, an der Mark gemessen, zur Edelvaluta wird, wird es an wienerischen Lauten bald nicht fehlen. Die Hoteliers, die gestern noch geseufzt, atmen auf, die Luxuswirte strahlen und die Theaterbesitzer machen frohe Gesichter. Hier soll auch keineswegs fremdenfeindlicher Engherzigkeit das Wort geredet werden. Hat doch soeben auch der bayerische Handelsminister die Arme für die Fremden aus aller Welt ausgebreitet und sogar eine Revision der unerbittlichsten Fremdenpolizei-Vorschriften verkündet. Es blüht uns also, wenn die Mark weiter sinkt, im Sommer eine vollkommene Skandinavisierung der Ostsee und eine Überfremdung der bayerischen Berge. Nur muß der Staat, der fremdes Getreide mit ausländischen Valuten kauft, sich fragen, ob er es der deutschen Fremdenindustrie überlassen soll, Fremdentaxen zu bestimmen, die so hoch sind, daß daneben der deutsche Bürger, wenn er es im Juli oder August wagen sollte, sich für ein paar Tage ans Meer oder in die Berge zu flüchten, als scheel angesehener Gast zweiter Klasse behandelt werden könnte. Viele Deutsche werden in diesem Sommer dem Asphalt nicht entfliehen können. Wer wird den vereinzelten erholungsuchenden Deutschen davor schützen, als quantité negligeable behandelt zu werden? Keine Haß- und Paßpolitik gegen Fremde — aber wenn wir darum bitten dürfen: ein bißchen Schutz für den erschöpften Deutschen!

I.

Es ist noch niemandem geglückt, dem Wasser eine Form zu geben, ohne Maß. Fehlt das Maß, fehlt das Begrenzende, die Grenze, so hört der Kanal auf, Kanal zu sein, und der Strom Strom. Selbst das Meer würde seine Gestalt verlieren, mit der Küste. Dennoch gibt es einige Menschen, die ohne Küste, Grenze, Maß, Gesetz; ohne Form, nicht das Wasser, aber die Potenz des Wassers: Menschen, formen wollen.

Es ist die Schar der „Religiösen". Weil die „Religiösität" das Herz aller Religionen ist, glauben sie, es käme nur auf das Herz an. Weil die „Religiösität" sich wie ein roter Faden durch alle Religionen zieht, glaubt sie, man könne die Religion, das Tau wegwerfen, wenn man nur den roten Faden in der Hand hat. Aber die Folge ist, daß man in der einen Hand den roten Faden hat, mit dem man nichts beginnen kann, und in der anderen Hand — das kaputte Tau.

II.

Was der modernen Religiösität zu Grunde liegt, sind zwei Irrtümer, deren Wurzeln im 18. Jahrhundert liegen.

Erstens: der (rationale) Glaube, daß das Allgemeine (das Allen-gemeine) das Wesentliche sei. Zweitens: der (irrationale) Glaube, daß der Mensch „von Natur aus" nicht nur gut, sondern auch geformt, gebildet sei; daß er sogar nicht nur das Maß in sich trage, sondern, „von Natur aus", auch das gleiche Maß mit allen Menschen — also, daß alle Menschen in allen Fragen, vom Rhythmus bis zum Tempo, vom Vermaß bis zum Maß der Arbeit, von der Gestaltung des eigenen Lebens bis zur Gestaltung des Zusammenlebens, sich „im Grunde" einig seien. — Es ist die letzte Auswirkung der (modifizierten) Lehre Rousseaus.

Faßt man jedoch die gesamte europäische Erfahrung der letzten fünfzig Jahre in einen einzigen Satz zusammen, so lautet er: daß wir 250 Jahre nach dem Tode Rousseaus am anderen Ende seiner Lehre stehen und uns fragen: was im Leben nicht Erziehung, Produkt ganz bestimmter Formen, Rhythmen, Maße ist.

Man hat daher nur die Möglichkeit — zugleich mit der „Religiösität" — die Ausübung der religiösen Formen, der Grundformen aller Rhythmen, Maße und Gesetze, bedingungslos zu bejahen, d. h. die positive Religion zu bejahen — oder zu verneinen. Man hat nur die Möglichkeit: von rechts her antiliberal zu sein, d. h. orthodox — oder von links her, d. h. antireligiös. —

Der Versuch, auf die „Rasse" zu vertrauen, und alte Formen, Rhythmen, Maße durch „Rassenreinheit" zu bewahren, ist nichts anderes, als ein Kompromiß zwischen der orthodoxen und der liberalen Ansicht. Man ist in fünfzig Jahren so klug geworden, die

Formen nicht wie die alten Liberalen zu verneinen, man glaubt nicht mehr an die gleiche Religiösität bei allen Menschen — aber man glaubt immer noch an die „Religiösität“ (diesmal der „Rassen“) und an die Form, die „von Natur aus“ jedem Germanen oder Juden mitgegeben sei. Man wälzt also die Verpflichtung, sich und andere bestimmten, unwandelbaren Formen zu unterwerfen (d. h. nicht „religiös“ zu sein, sondern Religion zu üben) auf die „Natur“ ab und wo man sich im besten Falle, festen Formen unterwirft — sind es keine religiösen.

III.

Bereits Lessing hat die Orthodoxie gegen eine „gewisse schielende“ in Schutz genommen und Friedrich Heinrich Jacobi zog vor hundert Jahren das Facit seines Lebens mit dem Satze: daß „wer die Religiösität der Väter wolle, auch die (positive) Religion der Väter wollen müsse“. Die Schleiermacherei, die dann rund fünfzig Jahre später bei uns herrschte, hat diese Erkenntnis wieder weggeschwemmt. Erst seit dem völligen Zusammenbruch des Liberalismus (Nietzsche) tauchte hier und da ein Kopf auf, der den Mut besaß, gegen eine Religiösität ohne Religion zu protestieren. Katholiken, deren Lehre im 18. Jahrhundert nur gerettet worden war, weil Menschen von tiefer Einsicht, Jesuiten, mit unbeirrbarer Sicherheit die religiösen Formen übten, wurden führend. Die Idee der Form, des Maßes, des Gesetzes siegte.

Sie siegte sonderbarerweise nur nicht bei den Juden — obgleich es neben dem Katholizismus keine Religion gibt, die die Idee der Form, des Maßes, des Gesetzes so tief erfaßt hat, wie die ihre.

IV.

Sie siegte nicht — bis gestern. Denn seit gestern gibt es ein Buch in dem die Sätze stehen:

„Wenn es wahr ist, daß Auflösung das Zeichen nicht nur unserer Zeit, sondern auch in ganz erschütternder Weise unseres westlichen und auch schon östlichen Judentums ist, gibt es da noch einen anderen Weg, als den, zurück zur — Orthodoxie? . . . Gesetzestreu . . . ein klares Wort, einseitiger als alle und darum auch ermutigender als sie. Ich lege hier mit lauter Stimme das Bekenntnis ab, daß es heute keine Richtung in unserem Judentum gibt, der so meine Ehrfurcht, und so meine werbende Liebe gilt. Sie, die Gesetzestreuen, haben bis heute immer noch mehr als die anderen. Sie haben die Thora . . . sie haben sie als offenbartes Gesetz . . . sie haben sie als Überlieferung . . . Wenn sie Thora sagen, sagen sie mehr, als wenn die Liberalen vom Wesen des Judentums, der Mission Israels oder dem Prophetismus, die Zionisten vom Nationaljudentum, die Tatsüchtler vom heiligen Wege reden.“

Es ist — endlich — der Strich unter die jüdische „Religiösität“ der letzten dreißig Jahre — und der ihn zog, heißt Emil Cohn.

Sein „Judentum“ (G. Müller, 1923) ist nach vielen Jahren das erste Buch über jüdische Probleme, das frei ist von schiefen Theorien, dunklen „Weisungen“ und unerträglichen Lyrismen. Es ist das Buch eines Menschen der dritten Stufe. Denn die Wissenschaften haben, nach einem Worte Pascals, zwei Endpunkte, die sich berühren: der eine ist die natürliche Unwissenheit des Kindes, und die andere, die weise Unwissenheit, die sich selbst kennt. Die zweite Stufe der „Klugheit“ ist überwunden. Es ist das Buch eines Orthodoxen — aber eines Schon-wieder-Orthodoxen. Diese Tatsache gibt dem Buch seinen Wert.

V.

Also — zurück zur Orthodoxie?

Es gibt für die, die an Gott glauben, nach diesem Buche keine Wahl mehr. Wer dagegen nicht an Gott glaubt; wer nicht glaubt, daß Gott sich offenbart hat, wer folglich nicht glaubt, daß die Thora eine Offenbarung Gottes ist — dem wird auch mit diesem Buche nicht geholfen. Er wird die jüdische Religion und damit das Judentum, trotz aller Wünsche, trotz aller Liebe, letzten Endes, für unrettbar halten, wie jede Religion und folglich auch jede Kultur, die auf Offenbarung gegründet ist.

Dennoch: es ist viel, sehr viel, daß man nur diesen einzigen Einwand gegen das Buch erheben kann, der noch dazu jenseits aller Diskussion steht. Denn die Gottesfrage ist zwar von entscheidender Bedeutung, wenn man eine vorhandene Religion bewahren will, aber sie ist nicht entscheidend — für eine neue. Entscheidend aber ist, auch für eine neue: die Unterwerfung unter ein Gesetz und die Ausübung strenger Formen.

Zum Aufbau einer fernen Zukunft hat der reaktionäre Emil Cohn daher mehr beigetragen, als der Troß der liberalen Schwätzer und mancher Revolutionär, der „aufzubauen“ — wähnt.

STEFAN GROSSMANN

GLÜCKWUNSCH

Wie soll man Sie begrüßen, Hermann Bahr? Soll man Sie als Sechzigjährigen anreden, weil der Kalender es will? Soll man Sie als junge Seele preisen, in Ihrer erquickenden Wandelbarkeit und Frische? Sie haben sich in sich nie etwas dreinreden lassen, Sie kannten immer die Kunst der Überraschung, Sie sind imstande, heut' zu dekretieren: ich bin kein Jüngling mehr.

Wir haben so viel kleine Scherze und Neckereien gegen Sie gewagt, selbst als Sie mit Ihrem schönen grauen Bart dem lieben Gott ähnlich wurden. So lassen Sie uns heute ein ernstes Gesicht machen und Ihnen mit nachdenklicher Miene sagen, warum wir Sie lieben.

Nun, wir lieben Sie vor allem, weil Sie nie langweilig waren. Es gibt einige Tugenden, die Ihnen abgehen. Eine besitzen Sie: die Tugend der guten Laune. Was immer Sie im Leben waren, Deutschnationaler, Marxist, Naturalist, Symbolist, Katholik, Sie waren es immer mit heiterem Herzen. Es gibt nur ganz wenig Schriftsteller und öffentliche Menschen in Deutschland, die ohne Runzeln im Gesicht auftreten. Sie, Hermann Bahr, sind noch nie gravitätisch geworden. Sie hatten immer die Heiterkeit des spielenden Menschen. Niemand sah Sie je im pathetischen Bratenrock. Ihr ganzes dramatisches Schaffen war ein einziger, fast hoffnungsloser Versuch, auf der deutschen Bühne mit nicht plumpen Mitteln Heiterkeit zu erzeugen. Anderswo hätte man diese Versuche, das Leben ein bißchen fröhlicher zu machen, mit Dankbarkeit hingenommen. Hier hat man es Ihnen schwer gemacht, daß Sie das Leben leichter machen wollten. Wir Deutschen sind noch nicht lustspielreif. Und da wir jetzt mindestens fünfzig Jahre an unserer politischen Tragödie laborieren werden, so sind Sie unzeitgemäß geworden. Soll für die nächste Generation wirklich Heiterkeit verboten sein? Ach, wir werden Sie, Hermann Bahr, in den nächsten düsteren Dezennien dringender brauchen als je.

Ihre zweite Tugend: Sie waren immer ein Ja-Sager. Nie kannten Sie die kleinliche Lust der Demolierer. Immer waren Sie willig, sich dem Eindruck hinzugeben. Sie hatten die Courage, sich selbst zu widersprechen. Immer wollten Sie lieber Verkünder als Zerstörer sein. Es gibt, glaube ich, ein Gefühl, daß Sie ihr ganzes Leben lang nicht gekannt und nicht begriffen haben: den Neid. Kam irgend ein Talent in Ihre Nähe, so empfanden Sie das nie als dumpfe Bedrückung oder gar als Vorwurf und noch viel weniger als verwirrende Unbequemlichkeit. Sie hatten immer ein Ohr für den Unbekannten und Sie griffen immer gerne zur Posaune. Wieviel Namen haben Sie mit einer Kraft, die über Deutschland, ja über Europa schallte, hinaustrompetet: Hofmannsthal, Hugo Wolf, Klimt, Andrian, Nadler. Nie war es Ihr Ehrgeiz, fürchterliche Musterung zu halten. Immer war es Ihre Freude, sich dem schöpferischen Menschen hinzugeben und ihn zu verkünden. In Preußen hat der Kritiker immer ein Rohrstäbchen in der Hand, Sie, Hermann Bahr, hatten immer eine große Trompete in der Rechten und wie konnten Sie blasen!...

Dritte Tugend: Sie sind immer einsam geblieben. Sie sind nie irgendwo Vorsitzender geworden. Sie hatten nie Talent zum Vereinsmitglied. Sie sind aus jedem Stammtisch ausgebrochen. Überall, wo Sie gelebt haben, in Berlin, in Paris, in Rußland, in München, in Wien, überall fanden Sie auch Ihren Kapuzinerberg, auf dem Sie ganz allein wandelten. Und die letzte Quelle Ihrer Veränderungen war nie der Trubel, nie die stürmische Versammlung, sondern jener stille Spaziergang, auf dem Sie zu sich selbst kamen. Deshalb waren Sie auch in Ihrer Entwicklung von einer eigensinnigen Unbeeinflußbar-

keit, und deshalb ist Ihr Weg, will man ihn heute schon überblicken, ein Kreis gewesen. Im Österreichischen, in Linz begonnen, führt er nach Österreich, ins Stifterland zurück. Sie haben mit Beharrlichkeit behauptet, daß das Österreichische eine eigene Sprache ist. Sie haben sich durch die Gleichheit der Vokabeln nicht täuschen lassen, und die Geschichte ist im Begriffe, Ihnen Recht zu geben.

Man wird Ihren Geburtstag kein halbes Jahr lang feiern. Sie werden nicht neben dem Präsidenten der Republik photographiert werden, aber wie schön ist diese Stille um Sie und wieviel Fruchtbarkeit liegt in der Isolierung. Nur ein paar Hände strecken sich Ihnen entgegen, aber ihr Druck wird umso fester sein.

HERMANN BAHR

EINZUG IN BERLIN

Aus dem schönen Erinnerungsbuch, das Bahr zu seinem 60. Geburtstag den Deutschen schenkt. Es wird bei S. Fischer erscheinen.

Noch heute kehrt mir, bei der bloßen Erinnerung, das Herzklopfen wieder, mit dem ich, April 1884, im Anhalter Bahnhof ausstieg: in derselben Stadt zu sein wie Bismarck, dieselbe Luft atmen zu dürfen mit Bismarck! Zum Essen bei Semiramis oder Alexander dem Großen eingeladen zu sein, wäre mir nicht phantastischer vorgekommen. Hier also wandelte Bismarck, Bismarck!, leibhaftig unter den Menschen herum! Die Steine dieser Stadt schienen mir geheiligt und ich wunderte mich nur, wie wenig doch eigentlich den Leuten von ihrer Seligkeit anzumerken war: von jeder Stirne hätte sie strahlen müssen! Ich war noch unerfahren und wußte nicht, daß Größe zur vollen Wirkung Ferne braucht. Nach Jahren kam ich einst in Marokko mit einem Beduinen ins Gespräch, der mich fragte, woher ich wäre, mit meiner Antwort aber durchaus nichts anzufangen wußte, denn Wien, Östereich, Kaiser Franz Joseph, Deutschland, Berlin, das war ihm alles leerer Schall, er schüttelte nur immer verwundert das edle Haupt, all diese Namen sagten ihm nichts, bis mir einfiel, das große Wort auszusprechen: Bismarck. Da fing sein dunkles Antlitz zu leuchten an und dem Landsmann Bismarcks gab er bewundernd die Hand. Die richtige Ferne bringt erst volles Maß. Vielleicht wird Bismarck nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden einst, wenn sein Werk längst verweht, sein Volk zerstoben ist, von der Wisenschaft dann, die ja Wunder gern reduziert, bis der Verstand an ihre Schulter reicht, als mythische Gestalt gedeutet werden, ein Symbol für das Schweifende maßloser Germanensehnsucht, ein anderer Name für Wotan. Mir aber ist es einer der großen Glückfälle meines Lebens geblieben, daß ich mit jugendlich reinen, von Unglauben, Neid oder Enttäuschung noch ungeschwächten Augen den weltgeschichtlichen Mann erblicken durfte, den einzigen seines Jahrhunderts, der sich im Plutarch sehen lassen könnte.

Ich schlief die erste Nacht in Berlin vor Erregung kaum und konnte tags darauf die Stunde garnicht erwarten, wo zur Wachablösung der alte Kaiser im Eckfenster erschien. Bebend stand ich im Gedränge, mir in-

dessen das Denkmal des alten Fritz betrachtend, nicht ohne leisen Widerspruch meines irgendwo tief drin insgeheim doch immer noch östereichischen Empfindens. Schon aber scholl Trommelschlag, die Wache zog auf, der Kaiser trat ans Fenster, der Kaiser, der den Traum der Nation erfüllt hatte, der Kaiser des neuen Reichs, und siehe da war's aber ein ganz einfacher alter Herr, fast ein bißchen verlegen und unbeschreiblich rührend anzusehen: ich biß die Lippen zusammen, ich hätte sonst aufgeheult; die Augen wurden mir naß. Darauf war ich doch nicht gefaßt gewesen: das war noch was ganz anderes als Größe, das war viel mehr. In sein gewaltiges, von ihm selber sichtlich als unverdient, ja fast beschämend empfundene Schicksal gebückt, stand der alte Herr, sein ganzes Pflichtgefühl aufbietend, um standzuhalten, mit der Fassung, die sein Amt ihm gebot. Und so, den ehrwürdigen Greis im Fenster vor mir, den Ahn im Hermelin mit Dreispitz und Krückstock hoch zu Roß hinter mir, ward ich mir der Unvergleichlichkeit von sittlicher Vollendung in Demut mit dem bloßen Genie zum erstenmal erschauernd bewußt. Nachdenklich, fast andächtig ging ich fort und von solcher Gewalt war dieses Bild leidender Ergebung in ein übermächtiges, nur durch das Eingeständnis der eigenen Nichtigkeit erträgliches Los, daß es auf meiner Wanderung durch die fremde Stadt tagelang nicht von mir wich; ja sie selber schien eigentlich auch nur ein einziger großer Spiegel, aus dem mich immer wieder des alten Kaisers ahnungsvoll banger Blick traf. Auch die Stadt selber schien ja von allem, was über Nacht mit ihr geschehen, was unversehens aus ihr geworden war und was sie nun notgedrungen noch alles werden mußte, weit über sich empor, die Stadt selber schien nicht eben angenehm überrascht davon und wenn sie sich ohne Zögern entschloß, ihre Pflicht zu tun und was sie sich jetzt als Hauptstadt des neuen Reichs schuldig war, standesgemäß zu leisten, man sah ihr doch den stillen Neid an, mit dem sie der eigenen Vergangenheit gedachte, von der es jetzt scheiden hieß. Ich lernte das alte Berlin kennen, als Abschied von sich nahm. Es war damals das gerade Gegenteil großstädtischen Schwindels: eilends wachsend, aber unwillig, ohne sich's merken lassen zu wollen, ja mit zärtlich zurückgewendetem Blick, sich durchaus nicht entwachsen wollend und nur der Pflicht gehorchend, doch stolz auf alles das gerade, was es im Grunde garnicht mehr war, was zu sein es gar kein Recht mehr, was zu vergessen es das Gebot und doch auch schon einen unwiderstehlichen Drang in sich selbst hatte. Seltsam, wenn ich unwillkürlich die beiden Städte verglich! Wien war doch viel älter, aber es tat ja damals um jeden Preis neu. Berlin war schon viel größer, aber es gab sich noch klein. Berlin war auch schon viel reicher, aber noch hielt es Armut in Ehren, ja es posierte fast auf arm und ich erinnere mich heute noch meines sprachlosen Schreckens, als ich einen alten General, einen von den großen preußischen Generälen, leibhaftig in einer humpelnden Droschke zweiter Güte zum Hofball fahren sah: der jüngste Leutnant der österreichischen Armee war damals in einem Einspänner undenkbar, er wäre vom nächsten Wachmann arretiert und standrechtlich degradiert worden. Noch war Berlin damals seines alten märkischen Sinns, seiner alten märkischen Kraft so gewiß, daß es den schon in seinen Eingeweiden lauernden Dämon niederhielt: den „Betrieb".

Ich sah bald, daß es hier vor allem galt, mich umschalten zu lernen. An Begabung dazu hat's mir ja nie gefehlt. Alles Äußere ganz unwillkürlich immer als Sinnbilder meiner selbst, als Stationen der inneren Ent-

wicklung zu nehmen war ich gewohnt, ich ließ alles mit mir geschehen und gab mich, ganz unkritisch, allen Eindrücken hin, mit einem seltsamen Vertrauen, schließlich schon noch zum Rechten durchzufinden; ich fühlte mich von Jugend auf geführt und gehorchte der Führung, tief bei mir merkwürdig sicher, was immer mir auch begegnen möge, mein eigener Genius stecke dahinter; nur in dieser Verkleidung durfte mir Gottvergessenem ja damals mein Schutzengel herein. So ließ ich mich bald willig entwienern, die Vorliebe des Berliners fürs „Rüde", vor der unsere Wehleidigkeit zunächst erschrickt, fand ich erfrischend und verdroß es mich anfangs, daß er einem in einem fort ungefragt die Wahrheit oder was er dafür hält, ins Gesicht sagen muß, so war ich auch damit versöhnt, als ich merkte, daß er doch ebenso gern bereit ist, sie sich auch selber sagen zu lassen. Er ist nicht, was wir taktvoll nennen, aber ich wurde bald dankbar gewahr, wie viel man doch gerade von taktlosen Menschen über sich selbst erfährt. Der Berliner kann auch Nein sagen, aber dafür war ein Ja hier dann wirklich Ja. Das ist nicht immer angenehm, enthebt einem aber die Mühe, nun immer erst nach dem Ton, mit dem etwas bejaht wird, abzuhorchen, ob damit eigentlich Ja gemeint ist oder ein Nein maskiert wird. Auch der meiner Heimat ungewohnte Begriff der Zeit ging mir hier jetzt allmählich auf: ich merkte, daß es im Norden bei Verabredungen für vier Uhr nicht Brauch war, erst gegen sieben zu kommen. Und an der Eile, mit der ich mich an derlei Pedanterien gewöhnte, ward ich mit Entsetzen gewahr, welcher Philister offenbar schon in mir stak. So begann Berlin an mir, was später Paris volendete, die beiden Städte verhalfen mir erst zu mir selbst, sie haben, so grundverschieden, mich dasselbe gelehrt: die bürgerlichen Tugenden der Arbeit, der inneren Ordnung, der Ehrlichkeit gegen das eigene Wesen, des Widerstands gegen Launen, gegen Ungeduld, gegen Ermüdlichkeit, der Selbstbeherrschung, des Haushaltens mit der eigenen Kraft, des Gehorsams und der Treue zu mir selbst; und so verdank ich es ihnen, wenn ich die rechte Verwaltung meiner Gaben zwar lange noch nicht ausüben, aber doch fortan immer wieder anstreben lernte: mein Gewissen haben mir diese beiden Städte geweckt. Beide nämlich, das Berlin der Achtziger wie das Paris der Neunziger Jahre, hatten, so wenig sie sonst einander glichen, doch dies gemein, daß hier wie dort, hier nach Überwindung des zweiten Empire von neuem, dort noch aus alter Zeit her, das geistige Leben in derselben Menschenschicht wurzelte: von Abkomen kleinen Bürgertums war es beherrscht, die sich, in Armut geboren, unter den Augen der Not aufwachsend, in Sorgen erzogen. Entbehrung, Elend und Enge von klein auf gewohnt, auf sich selbst angewiesen, jeden Schritt aufwärts hart erkämpfen hatten müssen und wenn sie spät einen dürftigen Wohlstand erreichten, der meistens doch eigentlich auch kaum viel mehr als gerade nur sicherer Schutz vor Hunger war, ihn nun auch zu genießen keine Kraft mehr übrig fühlten, sondern ihren Stolz lieber in Entsagung, Verzicht und Genügsamkeit: das Wappen ihrer Herkunft setzten. Spuren dieser Abstammung aus dieser notgedrungen ehrbaren, mit Tüchtigkeit, Bescheidenheit und Lebensernst erwachsenen Menschenschicht trug auch ich im Blut. Sie waren mir im Ringstraßenwien fast vergangen in der lauen Luft seines von zynischen Bureaukraten gezüchteten, nun doch durch Börsenspiel abenteuerlich eregten Leichtsinns. Jetzt aber erwachten sie langsam wieder.

Vor einigen Jahren berichtete der englische Forschungsreisende Sidney P. Powell das erstemal über die Phyterotik der Mardi in Zentralceylon. (In den Proceedings of er. scienc.) Die interessanten Schilderungen Powells sind kaum über den engsten Kreis der Fachgenossen hinausgedrungen —, und doch werfen sie ein ganz neues, man möchte sagen, aufwühlendes Licht auf die Gattung Mensch, auf das Geschlechtsleben, auf wunderbare Zusammenhänge der Natur und nicht zuletzt auf das, was wir Sitte nennen.

Phyterotik, eine Wortbildung Powells (Phyton griech. die Pflanze) bedeutet Pflanzenerotik oder deutlicher ausgedrückt: Geschlechtsverkehr mit Pflanzen. Ich lasse hier einige Bruchstücke aus der Beschreibung Powell's folgen und werde versuchen, sie möglichst genau aus der gedrungenen und gehämmerten englischen Sprache in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

„In acht Tälern südwestlich des mächtigen, 2380 Meter hohen Kirigallpolla fanden wir endlich den Stamm der Mardi. In den Ebenen Ceylons und selbst noch im Berglande sprach man von diesem Stamme wie von einer Sage. Alle Erzählungen der Eingeborenen bekamen, sobald nach den Mardi gefragt wurde, einen gewissen poetischen Beiklang. „Täler des weißen Friedens", die „Blumenschläfer" waren meistens die schmückenden Worte, die wir hörten, leider aber auch die einzigen Angaben, die gemacht werden konnten. Wir gelangten allmählich zu der Überzeugung, daß die Täler der Mardi nichts anderes seien, als eine indische Wiedergabe der christlichen Legende vom Paradiese, das ja — man könnte sagen mit Recht! — von vielen zugleich mit der Urheimat des Menschen nach Ceylon verlegt wird. Wie groß war also unsere Überraschung, als wir, von unserer geologischen Untersuchung des archaischen Gesteins zu den verborgensten und unwegsamsten Hängen des Kirigallpolla gelockt, nun plötzlich diese acht paradisischen Täler entdeckten und in ihnen die — Mardi . . . ."

„Die Mardi sind sicherlich die schönsten Menschen, die unsere gestaltenreiche Erde trägt. Die Singhalesen Ceylons, die ein wunderbarer Menschenschlag sind, werden an Schönheit noch weit von den Mardi übertroffen, in denen gewiß wie bei den Singhalesen eine Mischung von Hindu und den Ureinwohnern Ceylons, den Drawida, vorliegt. Es will uns aber scheinen, daß bei den Mardi die Ingredientien in einem anderen, noch glücklicheren Verhältnisse als bei den Singhalesen gemischt wurden. Sie sind etwa 165—172 Zentimeter groß, also von jenem harmonischen Längenmaße, das den aufrechtgehenden Menschen am „künstlerischsten" in die natürliche Kulisse von Tier und Pflanze stellt, und den ästhetischsten Zusammenklang von Masse (Fleisch) und Form ergibt. Die Hautfarbe ist das getönte Braun eines feinen Kupferstichs, jene magische Farbe, die das Entzücken der tiefsten und graziösesten Künstlergenerationen gebildet hat. Es ist schwierig, die Vollkommenheit des Körperbaues der Mardi zu beschreiben, wenn man nicht zu den Requisiten des Dichters greifen will. Es war uns leider nicht erlaubt, photographische Aufnahmen zu machen, unsere Tabellen geben zwar Maße aber kein Bild. Beim Anblick dieser schlanken und doch vollen Körper wurden wir fast unwillkürlich zu dem — vielleicht voreiligen — Satze gezwungen: daß alle Kunst Proportion ist, Kunstgenuß Lustgefühl durch Proportion (Pythagoras). Ich kenne keine Form in der Natur, die sich an Schönheit mit den länglichen Schenkeln der

Mardimädchen messen könnte, ja, nur vergleichen ließe. Es gibt kein Wort, das imstande wäre, die edle äußere Linie dieser Schenkel anzudeuten, keines, die unerhörte Weichheit der innern, dort wo die beiden Schenkel sich wie Lippen berühren, wiederzugeben. Welch herrlich gebogene Fläche ist die Bauchdecke! Die Brust läßt sich weder mit Apfel noch Zitrone noch sonst einer Frucht vergleichen — sie ist die platonische Idee einer Frucht; dieser herrliche Schnitt der begrenzenden Kurven in der Spitze ist von keiner Frucht der Erde erreicht . . . . Die straffe Elastizität dieser braunen Haut, dieses edel Schwellende, erweckte in uns die Vorstellung, als ob darunter ein reines, gesundes, man möchte sagen, duftendes Leben weben müßte . . . .“

Nachdem Powell eingehend die paradisische Natur der acht Täler geschildert hat, Hütten, Haustiere, Stammeseinrichtungen und Sprache, fährt er fort:

„Sind schon alle diese Stammesgewohnheiten selbst auf dieser seltsamen Insel sonderbar und im höchsten Maße außergewöhnlich, so muß man das Geschlechtsleben der Mardi schlechterdings märchenhaft nennen. Da sich alles in paradisischer Unschuld abspielt, hatten wir hinreichend Gelegenheit, genau zu beobachten.“

„Die Mardi werden etwa mit neun Jahren geschlechtsreif. Die Mädchen, deren Busen in diesem Alter eine leise knospende Wölbung ist, vielleicht ein wenig früher. Nach der großen Regenperiode werden nun alle Kinder dieses Alters vom Singapriester auf dem großen Platze des zweiten Tales versammelt, Mädchen und Knaben gesondert. Um die Mittagszeit legen sich die ebenmäßigen, braunen Gestalten in langer Reihe nebeneinander auf die Erde, Arme und Beine auseinandergebreitet. So liegen sie etwa eine halbe Stunde unter den breitesten Strahlen der Sonne, die ihre Haut fast zum Glühen, ihr Blut zum Kochen bringt. Nach dieser Zeit erscheint der Singapriester und geht zuerst zu der Reihe der Knaben. Mit beiden Händen hält er nach Art einer Wünschelrute einen blühenden Magnolienzweig (Magnolia glauca L.). Vor jedem Knaben bleibt er stehen und führt den Zweig parallel zum Körper des Liegenden in etwa 1 Meter Abstand vom Kopfe bis zur Symphyse. Ist das Kind geschlechtsreif, so senkt sich — unglaublicherweise! — die Spitze des Zweiges gegen den Körper. Noch märchenhafter (ich muß das Wort wiederholen) aber ist die Tatsache, daß sich die geschlossene Magnolienblüte leise öffnet. Bei Knaben, die die Reife noch nicht erreicht haben, zeigen sich keinerlei Veränderungen am Zweige. Aber auch der reife Knabe reagiert auf den Zweig. Schon wenn der Priester den Zweig das zweitemal in der angegebenen Richtung bewegt, verengt sich die Augenspalte des Knaben, die Atmung wird rascher und tiefer, die Venen schwellen merklich an, die bis dahin locker gelagerten Beine werden krampfartig angespannt. Wenn diese Erscheinungen eintreten, unterbricht der Priester sofort das Bestreichen, der Knabe wird ausgesondert.“

„Auch die Mädchen werden in gleicher Körperlage einer ähnlichen Prüfung unterzogen. In diesem Falle benützt der Singapriester jedoch einen Zweig des Sandelbaumes (Santalum album L.) mit den kleinen roten Blüten und den eiförmigen, unten bleibenden Blättern. Bei den Mädchen kommt es, wie uns gesagt wurde, fast nie vor, daß die Reaktion nicht eintritt. Man kann übrigens bei den weiblichen Kindern schon nach Ablauf der halben Stunde Sonneliegens in der geschilderten Lage eine merkliche ge-

schlechtliche Erregung beobachten. Beim ersten Bestreichen bereits schlägt der Zweig stark nach abwärts aus, die von den Blüten gebildete Rispe biegt sich nach unten, die einzelnen Blüten pressen sich eng und starr aneinander, sodaß die Rispe fast das Aussehen eines Zapfens annimmt. Bei den Mädchen beobachtet man gleichfalls eine schlitzförmige Verengung der sonst großen Augenspalte, der Mund öffnet sich, die Brustwarzen stellen sich auf, die Bauchatmung wird äußerst schnell, über die Haut der Schenkel läuft ein schnelles Zucken."

„Oberhalb des großen Priesterhauses befindet sich auf einer Art Terrasse des Berghanges ein großes Blumengeviert. Es mag wohl eine Seitenlänge von 1000 Fuß haben. Diese quadratische Fläche ist in zwei Teile geteilt, von denen der eine rot, der andere dunkelgelb leuchtet. In langen Reihen sind hier mannshohe Sträucher gepflanzt, die mit einer unabsehbaren Zahl prangender Blüten bedeckt sind. Der Zwischenraum zwsichen den einzelnen Reihen ist so gering, daß sich Blätter und Blüten gegenseitig berühren; beim Durchschreiten öffnen und schließen sich die Zweige mit einem gewissen Widerstand. Die gelben Blüten gehören einer duftenden Magnolienart an, die bisher noch nicht beschrieben wurde. James Ch. Brown, unser Botaniker, hat an anderer Stelle genauere Mitteilungen über die neue Art dieser herrlichen Dickotiledonen gemacht. Ich will nur erwähnen, daß die Blätter eine ungemein feine Behaarung aufweisen und im Gegensatze zu anderen Magnolienarten ziemlich lang, sehr elastisch und fest am Zweige sitzend sind. Die Mardi behaupten, daß die Blüten Insekten essen, wir konnten jedoch nichts beobachten, was diese Angabe bestätigt. Die Sträucher mit roten Blüten gehören einer Art an, die bisher überhaupt noch nicht bekannt ist und den Hochtälern Ceylons ganz und gar eigentümlich zu sein scheint. Ich verweise wieder auf Browns Abhandlung. Brown hat diese Pflanze Bacchantia Mardi genannt. Die Blätter des Strauches, die in der Hand zerrieben, aber auch schon bei starker Sonnenbestrahlung, einen Geruch ausströmen, der an den der falschen Akazie erinnert, sind lanzenspitzenartig geformt und mit kleinen, glatten Höckern besetzt. Die Blüten, in langen Dolden, stehen den Labiaten nahe und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß ihre Staubgefäße gut 2 Zoll lange Fäden aufweisen und schwere, unverhältnismäßig große Pollen tragen."

„In diese Blumenfurchen werden nun die reifen Kinder geführt, die Knaben in die gelben, die Mädchen in die roten. Jedes Kind wird in eine Furche zwischen zwei Sträucher gebracht. Vor jeden Knaben stellt sich ein erwachsener Jüngling, vor jedes Mädchen ein erwachsenes junges Weib. Außerhalb des Blumengevierts ist der übrige Stamm versammelt, der auf eigenartigen Instrumenten (die später beschrieben werden sollen) eine sonderbare, und wie wir uns gestehen mußten, höchst aufreizende, wenn auch einförmige Musik ausführt. Nun beginnen die Erwachsenen, gefolgt von den Kindern, zwischen den Sträuchern vorwärts zu schreiten. Es ist schwer, die seltsamen Bewegungen, die von den Kindern nachgeahmt werden, zu beschreiben. Die Körper werden durch Drehung der Hüften, durch eigenartige Stellung der Schenkel, durch Wenden der Brust, durch Vor- und Rückdrücken der Lenden, in eine sonderbare spiralförmige Bewegung versetzt. Man erkennt deutlich die brennende Sucht, jeden Teil des Körpers mit Blüte und Blatt der Sträucher in eine streichende, leise anstoßende Berührung zu bringen. Die Arme werden nach abwärts, aber nach außen gekehrt, hinter den Körper gehalten, sodaß besonders die Innenflächen von

den Zweigen bestrichen werden. Ebenso werden die Schenkel ersichtlich nach außen gedreht, um auch hier die Innenflächen zur Berührung zu bringen. Man hat den Eindruck, als ob jeder Teil des Körpers als Erregungszone gleichwertig wäre. Die Bewegungen der Frauen sind etwas anders, als die der Männer . . . . . ."

„Je weiter nun diese Menschen in den Furchen fortschreiten, umso willensvergessener werden ihre Bewegungen; man hat schließlich die Überzeugung, daß von einem gewissen Zeitpunkte an der Wille ganz ausgeschaltet und alles Instinkt ist. Die Bewegungen müssen nun so sein! Ein jeder Mensch, der eine Zeitlang zwischen diesen Sträuchern nackt vorwärts schreitet, muß sich so verhalten. Die Gesichter sind in einem vom äußersten Lustgefühl gespannten starren Zustande, der Mund leicht von Speichel benetzt, die Bewegungen schließlich krampfartig. Man hört ein stoßhaftes, von einer Art Seufzen begleitetes Atmen. Zum Schlusse ist es nunmehr ein Taumeln auf einer Stelle. Die Erregung scheint sich aus dem ganzen Körper, der nun fast bewegungslos starr ist, in die Lendengegend zusammenzuziehen. Das wunderbarste aber ist in diesem Zustande das Verhalten der Sträucher. Während zu Beginn des exstatischen Weges die Zweige die ganzen Körper bestrichen hatten, werden sie durch irgendeine unbekannte Anziehungskraft späterhin immer mehr in die Gegend der Lenden gezogen. Schließlich sieht es so aus, als ob die Zweige beider Strauchseiten wie von einem Magneten in der Lendengegend des Menschen vereinigt wären; die nackten Körper ragen unberührt über die Büsche, die alle ihre Zweige an die Lenden des Stehenden gelegt haben. Man wird unwillkürlich an die Kraftlinien eines Magneten erinnert, der in Eisenpfeilspäne eintaucht. In diesem Momente bleibt der oder die Mardi stehen — seltsamerweise alle in ziemlich gleicher Entfernung vom Ausgangspunkte —; ein lauter, fast schmerzlicher Schrei kommt über die Lippen, die Augen werden verdreht, die Fäuste krampfhaft eingepreßt, dann strecken sich die Arme aus, greifen in die Büsche, lassen sie wieder los, und fast leblos sinkt der Körper auf den Rücken zu Boden. Bis zum Boden senken sich wie Saugarme Zweige, Blätter und Blüten."

„Ich hatte Gelegenheit, bei einem Kinde kurze Zeit nach diesem Vorgange Temperatur, Puls, Blutdruck und Sensibilität zu prüfen. Ich fand die Temperatur um 0,6° gegen das Mittel erhöht, Puls 121, Blutdruck normal, Sensibilität stark erhöht . . . ."

„James Ch. Brown hat, wie bereits erwähnt, die beiden Straucharten genau untersucht! Beide Arten kommen in den Tälern der Mardi auch wildwachsend vor, jedoch sind die wilden kleiner. Die Mardi behaupten, daß die Sträucher durch Verpflanzen in die Tilasingas (Liebesgärten der Priester) und durch Berührung mit Menschen ein ungeheures Wachstum erlangen. Tatsächlich konnten wir feststellen, daß die Magnolienblüten in diesen Gärten einen Durchmesser von gut 18 Zoll haben, während die wilde Art kaum 6 Zoll aufweist; auch die Blätter sind größer, die Zweige saftstrotzender. Dasselbe gilt von der Bacchantia. Hier strotzen und wuchern die roten Dolden in unglaublicher Fülle, während die wilde Art nur einen spärlichen Bestand kleiner Blüten trägt. Höchst sonderbar ist auch, daß die Tirasingapflanzen einen ganz anderen, ein wenig tierischen Duft ausströmen. Die Bacchantia sezerniert außerdem in den Blüten einen eigenartigen Saft, in dem die gelben Pollenkörner unter dem Bilde der Molekularbewegung taumelnd schwimmen."

„Die Mardi sind gleichsam Vegetarianer der Liebe. Sie enthalten sich untereinander jedes Geschlechtsverkehrs bis auf die drei Tage der Herbstgleiche, die weiter unten beschrieben werden sollen. Und auch an diesen Tagen ist die Vereinigung zwischen Mann und Weib mehr eine Orgie zwischen zwei Menschen und vielen Blumen. Wir hatten das sichere Gefühl, daß die Mardi eine heftige Abneigung gegen alles Fleischliche haben und gleichsam nur aus „Staatsinteresse" eine fleischliche Vermischung vornehmen. Aber auch hierbei werden die Körper, soweit es überhaupt möglich ist, durch Zwischenlegen von Blumen voneinander getrennt."

Diese wenigen Ausschnitte aus der Arbeit Powells mögen genügen, um dem deutschen Leser die Bekanntschaft mit einer der eigenartigsten Erscheinungen des wundervollen Indiens zu vermitteln. Es sei mir erlaubt, einige Betrachtungen allgemeiner Natur daran zu knüpfen.

Das, was mich beim Lesen der Powellschen Berichte am meisten erschüttert hat, war das überwältigend in mir aufsteigende Gefühl von der Verwandtschaft alles Seins. Diese Vermischung von Pflanze und Mensch, dieses gegenseitige Zueinandergezogenwerden, dieses sich zueinander Sehnen, diese Gemeinsamkeit der Lust, also der höchsten Potenz des Lebensgefühles, schien mir unwiderlegbar darzutun, daß alles, was ist, „Blut von meinem Blute, Fleisch von meinem Fleische ist", — ein Gedanke, dessen Geburtsland ja Indien ist. Als Naturforscher wurde ich zu der Annahme getrieben, daß allen Zellen eine geschlechtliche Anziehung zueinander innewohnen muß, daß also eine derartige Anziehung nicht bloß zwischen Zellen der verschiedensten Art vorhanden ist. Das erotische Empfinden scheint genau so wie das „Gedächtnis" (Ewald Hering) eine allgemeine Eigenschaft der Zelle zu sein, gekennzeichnet besonders durch die Sucht nach Berührung mit anderen Zellen, gleichviel welcher Art. Wir sehen ja bei den Mardi, daß anfänglich die Zellen des ganzen Körpers die Berührung der Zweige suchen und erst zum Schlusse besonders dazu entwickelte Zellen die größte Anziehungskraft ausüben. Das Verhalten der Pflanzen im Berichte Powells wäre nach dieser Auffassung gar nicht unwahrscheinlich, es wäre sogar zu erwarten. Gerade die Angaben über die Erotisierung der Pflanzen sind das interessanteste im Berichte Powells. Denn daß Menschen durch Pflanzen erotisch beeinflußt werden, ist in der Literatur längst bekannt. Ich erinnere nur an das Satirikon des Petronius, wo die Zeugungskraft des einen Abenteurers durch Bestreichen mit Rutenbündeln wieder geweckt wird. Anklänge an den Eros in der Pflanze finden wir vielleicht in den Dryaden und Oreaden der alten Griechen. Seltsamerweise sind hier die Pflanzen immer weiblich, auch der Umstand, daß die Baumnamen im Lateinischen alle weiblich sind, läßt darauf schließen, daß die Alten die Bäume als geschlechtlich weiblich empfanden. Dagegen berichtet Powell, daß man in den Hainen der Mardi zur Mittagszeit, der Liebesstunde dieses Volkes, oft Mädchen antrifft, die an die glatten Stämme der Sandelbäume eng angedrückt, diese mit Armen und Beinen umklammert halten und sich in erotischer Verzückung befinden.

Nun möchte ich noch ein kleines Wagnis unternehmen. Mein Gedankengang will mich verlocken, bei der Geschlechtsverwandtschaft und dem „erotischen Empfinden" der Zelle nicht stehen zu bleiben, sondern nach Art des Empedokles „Liebe" als allgemeine Eigenschaft der Materie anzunehmen, wobei ich allerdings eine Art geschlechtlicher Liebe verstanden haben möchte. Da nämlich eine geschlechtliche Anziehung zwischen

Mensch und Tier (Sodomie), Mensch und Pflanze (Phyterotik) nunmehr feststeht, scheint mir auch eine Anziehung mit dem dritten Naturreiche, mit den Mineralien nicht unwahrscheinlich zu sein. Bekannt ist ja, daß gewisse geschliffene und edel geformte Gesteine eine Erotisierung bei manchen Menschen hervorrufen, daß bei einer schönen Marmorstatue nicht bloß die Form, sondern auch das Material „körperlich" wird. Die Sage von Pygmalion und Galathea ist hier recht bezeichnend. Wunderbar wäre es nur, wenn man auch am Mineral (durch Änderung der Kristallformerhöhung der Temperatur infolge von Molekularbewegung usw.) einen erotischen Einfluß bemerken sollte. So phantastisch dies auch scheinen mag, wer die elektrischen und dielektrischen Phänomene, die durch Bestreichen von Kristallen hervorgerufen werden, kennt, wird dennoch einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit darin finden.

Nicht unerwähnt will ich schließlich lassen, daß Powell erzählt, einige seiner indischen Träger (Singhalesen) hatten die Phyterotik der Mardi angenommen. Es soll sich durch diese Leute späterhin eine geheime Sekte in Ceylon gebildet haben, die der Phyterotik ergeben ist. Powell fordert die englische Regierung auf, bei Zeiten gegen diese Bewegung, die ärger als Sodomie ist, einzuschreiten, da ein Übergreifen auf Europa nicht ausgeschlossen ist. „Im modernen Staate," sagt Powell, „hat jeder Bürger nur bis zu einer gewissen Grenze ein Recht auf seinen Körper. Der Staat hat die Pflicht, darüber zu wachen, daß die Würde des menschlichen Körpers gewahrt wird."

STEFAN GRÜNBERG (Moskau)

MEIERHOLD

Der Diktator des technischen Gedankens auf der Bühne.

Am 2. April wurde das fünfundzwanzigjährige Bühnenjubiläum von Wsewolod Meierhold gefeiert. Meierhold, der revolutionärste Regisseur der Epoche bekam den Titel eines Volkskünstlers. Dies trotz der Opposition im rechten Flügel. Hier wählte sich die „linke Front" ihren Führer.

Wsewolod Meierhold ist der bedeutendste und eigenartigste Regisseur des gegenwärtigen Rußlands. Er fing mit Stanislawski zu arbeiten an, dem er immer seine Achtung und Anhänglichkeit bewies. Er nahm an der Gründung des alten Moskauer Künstlertheaters teil. Bald jedoch trennten sich seine Wege von denen Stanislawskis. Meierhold befand sich noch als Schauspieler des Künstlertheaters in Opposition zu seinem Lehrer. Er machte den Versuch, mit dem künstlerischen Realismus zu brechen und offen die Bedingtheit des Realismus auf dem Theater, zum Prinzip zu erheben. Meierhold wendet sich noch im Jahre 1906 gegen die Schule der Meininger, die damals das Künstlertheater stark beeinflußte. Außerhalb des Kreises naturalistischer Möglichkeiten damaliger Epoche (sowohl im modernen als auch im historischen Drama) sucht Meierhold die Linie des neuen Theaters:

„Das naturalistische Theater weiß nichts vom Wunder der Plastik, vernachlässigt den Training des Körpers." Und er erzählt in seinen Tagebüchern von einer Begegnung mit Anton Tschechow bei einer Probe der „Möwe": „einer der Schauspieler erzählte, daß hinter der Bühne Frösche quaken, Hunde bellen werden. — Wozu das, fragte Tschechow. Realismus, — antwortete der Schauspieler. Realismus . . .? wiederholte lächelnd Tschechow — und nach einer Pause — Theaterspiel ist Kunst. Bei Kramskij sah ich ein Genrebild, auf dem verschiedene Gesichter besonders deutlich und sorgfältig gemacht waren. Was, wenn man aus einem solchen Bild die gemalte Nase herausschneiden würde und statt ihr eine wirkliche einsetzen würde. Die Nase wäre zwar natürlich, aber das Bild wäre verdorben."

Was Meierhold endgültig vom Künstlertheater abstieß, waren aber schließlich nicht Erwägungen ästhetischer Ordnung, sondern das Prinzip der Ästhetik selbst, das in diesem Theater herrschte und es immer mehr vom Leben trennte, indem es Psychologie statt Erlebnis setzte und den Raum zwischen Rampe und Prospekt heilig sprechen wollte; was sich auf dieser Bühne vollzog war „harmonisch, schön und erhaben", durch den Zusammenschluß aller Kräfte und Isolierung des Bühnengeschehnisses vom Leben eine ästhetische Einheit geworden. Nur bestimmte Seiten der Wirklichkeit, nur besondere Funktionen des Daseins konnten hier geformt werden. So wuchs zwischen Leben und Kunst die Wand eines fetichistischen Ästhetismus empor. Sie niederzubrechen, darin sah Meierhold seine erste Aufgabe. Und seine Losung war: nicht Kunst oder Leben, sondern Kunst für's Leben.

Schon damals war Meierhold unbewußt ein Revolutionär und Marxist und als solcher viel zu sehr Dialektiker, als daß er die gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen der gegebenen Form des Lebens und dem künstlerischen Wesen nicht wahrgenommen hätte. Und als diese Form des Lebens von einer anderen, im Keime schon revolutionären Form abgesetzt wurde, war für Meierhold die Zeit gekommen.

Es schwebte ihm die Errichtung eines dem Erlebnis der Masse Ausdruck gebenden Theaters vor, eines Theaters, dessen Wurzel im Leben und dessen rauschende Wipfel im Himmel standen, bei dem Wirklichkeit ganz (und nicht nur teilweise wie bei dem obenerwähnten Bild) die Vorstellung ersetzte. Aber, und das ist das Kriterium seines künstlerischen Schaffens: er, der dem Proletariat seine Kunst schaffen wollte, hat wenig Ohr für die künstlerischen Bedürfnisse der Masse. Hier ist er nicht Aesthet, aber doch Künstler. Zuweilen auch nicht so sehr Künstler als Lehrer. Meierhold stellt Forderungen auf und verlangt, daß das Leben sie erfüllt. Theater wird somit Wille — Wirklichkeit Funktion. Und besteht hier nicht die Gefahr, daß, wenn seine Forderungen sich lange nicht erfüllen, Theater wieder für's Theater sein wird, wie es einmal schon war?

Heute diktiert er für's Theater Technik, Technik und nur Technik. Es schwebt ihm die Schaffung (von der Bühne?) eines technisch durchorganisierten Lebens vor. Wie sieht diese Forderung in seiner künstlerischen Verwirklichung aus. Vom ersten bis zum letzten Akt steht dieselbe Konstruktion auf der Bühne. Sie gibt dem Schauspieler Möglichkeit, sich exzentrisch zu entfalten. Er erlebt nicht mehr bühnenbegrenzte Konflikte, die im Krach zusammenstürzender Kulturen schon ohnehin illusorisch wurden. Er spricht direkt in's Publikum. Von Zeit zu Zeit flammt der Projektionsapparat auf und wirft auf hingespannte Leinwand das Schlagwort hin: „die Kämpfer für die Kunst den Kämpfern für die Revolution". Oder Tschitscherins Ausspruch: „wir brauchen Maschinen, Brücken, Elektrizität". Das Spiel bis auf's äußerste ökonomisiert. Die Bewegungen der Schauspieler haben alle nur einen Zweck: das Publikum mitzureißen. Eine heiße, Pulver gesättigte Luft füllt das Theater. Die Projektionsapparate, Menschen, Geschehnisse, flammen für Sekunden auf. Im Parterre brodelt die Menge. Ein Automobil mit Bewaffneten saust durch das Parkett auf die Bühne. Ein Mensch spricht. Wer hört ihn? Salven knallen. Ein Toter wird aufgebahrt. Ein Monarch befriedigt sein Bedürfnis in einer Ecke des Gebäudes. Ein General knallt mit einer Kinderpeitsche. An einer Dreschmaschine knäullt sich eine Wahnsinnige zusammen:

„Die Erde bäumt sich" nach der „Nacht" von Martiné, bearbeitet von Tretiakoff.

Eigentlich: „Theater bäumt sich", von . . . . . ? Der Peitschenhieb der Revolution saust auf hinrasende Körper. Aus dem Knäuel der Gestalten wächst die des Diktators der Technik aus der Bühne empor — Meierhold. Er gibt nicht nur Ausdruck der wilden Kämpfe um die repräsentative Theaterkunst der Revolution. Er selbst ist schon mehr als ihr Fürsprecher. Er ist Handelnder, weil er als Regisseur nicht selten in die Handlung eingreift. Er ist beinah schon Mythos. Wie jeder Regierende, wie jeder Diktator.

Meierhold hatte nie Erfolg gehabt. Er war Anreger, Herrscher aber nie Erfüller. Aber das ist nur der Tadel eines Banausen. Meierhold ist der größte Förderer der neuen revolutionären Kunst.

Gewöhnlich ist der Jubilant ein erfolgreicher Spießer. Lorbeerkranz ist wie Würstchen mit Kraut. Man hat Koupons abgeschnitten, das Kapital gut angelegt. (Man kann auch im Revolutionsgeschäft sein Kapital gut anlegen.)

Meierhold hat sein Werk noch nicht vollendet. Er hat nichts für sich zurückgelegt. Er hat sich ganz für die revolutionäre Kunst aufgeopfert.

Andere werden die Prozente einstecken. Andere wird man feiern als die Erfüller, Vollender. Spießer werden diesen die Hände drücken als ihren erfolgreichen Mitbürgern.

Für Wsewold Meierhold ist sein heutiges Jubiläum kein Schlußstein, Denkmal, Abschluß. Es ist bloß das Datum seiner fünfundzwanzigjährigen Bühnentätigkeit. Sonst nichts.

Wie sagt der Rabe bei Morgenstern? Km zwei ein. Diesem windigen Philosophen zu merken: der Weg geht weiter und auch Meilensteine hören einmal auf. Der Weg, den dieser geniale Regisseur zurückgelegt, ist nicht mit Metermaß zu messen.

OTTO ZOFF — DIE THEATERREISE

III

Hartung.

Will man sich summarisch den Unterschied des Provinztheaters von heute zu dem von gestern klarmachen, so muß man vor allem eine größere Exaktheit in der schauspielerischen Darstellung konstatieren. Sie ist da, oft vielleicht unbewußt, meistens aber als ein bewußtes Prinzip. Gewiß: Die schauspielerische Zufälligkeit sowohl in Diktion als Geste wirkt noch in der älteren Generation, ja, sie gilt dieser als Intuition, Phantasie und Wahrheit. Die jüngeren Kräfte aber bemühen sich redlich, sowohl die Schlamperei eines nicht mehr erlebbaren Meiningertums (das sich in beliebig angewandten Opernallüren dokumentiert) als die Schlamperei eines leergelaufenen Naturalismus (der die Eigenarten großer Mimen dieser Epoche zu sich räuspernden und schlenkernden Unarten verwildert) zu überwinden. Die Entartung war ja überall ins Maßlose gediehen. Ein und derselbe Schauspieler repräsentierte beide Epochen in ihren Auswüchsen, je nachdem, ob er Geßler oder den Hjalmar zu spielen hatte, oder noch ärger: er ließ beide Stilarten an ein und derselben Figur, an ein und demselben Abend sich produzieren: Der Geßler sprach im Brustton des Helden der Gründerjahre, wobei er mit seinen Fingern die Asche von einer Zigarette abzustreichen schien.

Der Wille zur Exaktheit, der sich nun heute allerorten durchsetzt, ergab sich aber nicht aus einer neuen Schulung des Schauspielermaterials, sondern aus einer Beeinflussung durch die Literatur. Hier ereignete sich etwas Seltsames. Vorerst wurde das Manifest einer neuen Exstase für jeden Dramatiker aufgestellt. Man hatte das Pathos der Alterswerke Strindbergs erlebt, man hatte Claudel entdeckt, man griff mit guten Gründen sowohl auf den jungen Schiller wie auf Lenz zurück. Während sich aber diese Generation um die Form der neuen Exstase bemühte, um Pathos und große Geste, nahm sie — neben Strindberg — ebenso intensiv Wedekind zum Patron, dem zwar Pathos eignete, niemals aber die weite Allüre. Im Gegenteil: sein Reiz war es, daß er eine gesteigerte Gefühlswelt in sprödesten und reduziertesten Äußerungen gab. Die Antithese, gleichsam der Kontrageist von Inhalt und Form —: das war das Neue seiner Dichtung, und das war es, was ihn vom Beginn an zu dem eindeutig sich ergießenden Strindberg in Feindschaft setzen mußte.

So geschah es, daß mit den Jüngern und Nachahmern Wedekinds (die zahlreicher sind als man annimmt) zwar die Gesteigertheit des Gefühls da war, gleichzeitig aber eine Sucht nach der mathematischen, sachlichen Exaktheit. Der Schauspieler, der diese Stücke zu spielen, der Regisseur;

der sie zu inszenieren hatte, — sie sahen sich vor einer Aufgabe, die ihnen weder das klassische Drama noch das Drama Hauptmanns gestellt hatte: Sätze von einer geradezu puritanischen Kargheit so zu bringen, daß hinter ihnen dennoch der ganze Reichtum einer höchst überschwenglichen Welt leuchtete.

Der Erfolg Hartungs, schon als Regisseur in Frankfurt und später als Intendant in Darmstadt, ist vor allem der Erfolg einer neuen Exaktheit, die beinahe zum Selbstzweck erhoben scheint. Seine Domäne: Der Präzision selbst jene Wirkungen abzuringen, die bisher bloß durch die Größe und Echtheit der schauspielerischen Empfindung verursacht wurden. Seine Erreichung arbeitet mit den Scheinwerfern nicht anders als mit dem menschlichen Material, mit maschinellen Geräuschen nicht anders als mit dem Wort. Das technische Können und die Steigerung desselben bis an die Peripherie des gefühlten Daseins —: das ist die Domäne seiner Regie. Er beglaubt und demaskiert sich gleichzeitig in seiner berühmt gewordenen Inszenierung des „Kean". Die Kampfszene in der Boutigne gehört im Emporhetzen des Presto, in der logischen Konzentration auf den Höhepunkt, in der uhrwerkpräzisen Bewegung der Massen wohl zum besten, zum erstaunlichsten und packendsten dieser Art. Aber wehe, wenn ein darauffolgender Dialog anstatt der Bewegung die Sprache, anstatt des Körpers die Seele verlangt. Maskiert und kostümiert reden Puppen aneinander vorbei: die Worte schnellen aus ihrem Mund, wie Pfiffe aus einer Lokomotive, wie Schüsse aus einer Pistole. Die Seelenlosigkeit wird Trumpf.

Im Dienste einer gleichartigen Literatur gibt diese Regie einen vollen Einklang. Aber es kann nicht verwundern, wenn ebendeshalb gerade die Literatur einseitig und abseitig auf seinem Theater erscheint. In der Auswahl alter Stücke beweist er seltenen künstlerischen Takt, viel Geschmack und Abwechslung, in der Auswahl moderner Werke eine beinahe bizarre Herzens- und Sinneskälte. Was wieder gleichbedeutend ist mit Theaterfremdheit. Wo er, auf sich selbst angewiesen, wählen muß, dringt sein Urteil nicht in wesentliche Tiefe, sondern hängt sich — beinahe verzweifelt — an Schlagworte, seien es nun politische oder sogenannte künstlerische. Und wenn ein Schlagwort im Theater seine Wirkung nicht verfehlt, so ist ihm der Trugschluß, dies sei Theaterwirkung gewesen, schnell zur Hand. Die dominierende Stellung Unruhs und Edschmids als Beeinflusser seines Spielplans besagt alles. Dort eine ideologische Abstraktion, hier ein Gehirnpathos. In beiden Fällen ist Vieles zur Stelle; nur das Leben nicht. So verliert sich eine starke, überraschende, originelle, temperamentvolle Begabung an Aufgaben, die mit der so realen Welt zwischen Prospekt und Proszenium nichts zu tun haben, verliert sich in Leistungen, vor denen man zwar den Hut respektvoll abnimmt, von denen aber weder Glück noch Bereicherung ausgeht.

Immerhin: Die Persönlichkeit ist eine so energievolle, daß sie einer theatralisch verrotteten Stadt wie Darmstadt Leistungen abgezwungen hat, die es in die erste Reihe der deutschen Bühnenstädte rücken mußte. Und so übernimmt Darmstadt die ehemalige Mission Mannheims: es ist heute das beste süddeutsche Theater Süddeutschlands, wie es früher Mannheim unter Hagemann war. (Frankfurt, die weitaus überragendste Bühne, zählt zum Westen.) Mannheim hat seine dominierende Stellung rasch verloren. Nach dem Weggang Hagemanns war zuerst unbedingter und ratloser Tiefstand. Seit einem Jahr ist ein neuerlicher, obgleich nicht bezwingender

Aufstieg unverkennbar. Er hat seine Ursachen. Neben dem öden Oberregisseur Artur Holz (noch vom Burgtheater her im mittelmäßigsten Angedenken) wurde der junge Eugen Halber berufen und mit Arbeiten überschüttet. Eugen Halber kommt aus München, wo er ein Theater der Volksbühne geleitet hat. Man kann nicht behaupten, daß seine Direktion eine übermäßig glückliche gewesen; aber inmitten der unaktiven Münchner Verhältnisse wirkte er tätig, wollend, begeisternd, jugendlich. Der Enthusiasmus seiner Schauspieler, die mit märchenhaft knappen Gagen Gorki, Nestroy, Kaiser und alles spielten, setzte sich ins Publikum um — und so nahm man Ansätze, die an jeder andern Stelle versagt hätten, hier als Vollendung. In Wahrheit ist diese nicht zu ermüdende Aktivität, die fortreißt, das Beste an Eugen Halber. Er macht die Stücke mit der Besessenheit. In einer Zeit nun, in der man diese Stücke mit keiner anderen Beglaubigung als mit seinem Besitz an Besessenheit schreiben konnte, reichte es aus. Heute, da die Forderung nach Gestaltung neu erwacht, hat sich die Regiekraft Halbers unwiderleglich noch nicht erwiesen. So weit man ihn schon abzuschätzen vermag, fehlen seiner theatralischen Gewandtheit bezwingende Faktoren: die überragende theatralische Intelligenz und das Element. Er besitzt nicht genügend Kultur, um uns emporzuheben; und nicht genügend Natur, um uns niederzuwerfen.

Immerhin: es ist festzustellen, das sein Engagement für das Mannheimer Theater binnen Jahresfrist wesentlich wurde. Es kann keine Rede von der Bekundung eines bestimmten Programms, es kann auch keine Rede von einer Aufbesserung des Ensembles sein: das erstere würde seine Persönlichkeit, selbst wenn man es ihr anvertraute, wohl nicht leisten — das zweite, das er aufs beste zu leisten imstande wäre, ist ihm — als zweiter Regisseur — versagt. Aber es kann die Rede von Einzelleistungen sein, die jede in ihrer Art einfach Niveauhebung sind. Sie sind ohne Schablone, sind nicht selten wesentlich, sind immer eine Schulung der Schauspieler. Eine Aufführung von „Morgens bis Mitternachts" ist nicht frei von Vorbildern, aber männlich und in Crescendo gehalten, ein „Ackermann aus Böhmen", ein „Wintermärchen", ein „Gotteskind" (von C. A. Herrmann) müssen genannt sein. Im Gegensatz zu der viel stärkeren Persönlichkeit Hartung ist hier eine viel selbstverständlichere Verschmolzenheit mit dem Werk gegeben. Die Regie Halbers ist ohne Literatur, aber voll Komödientum, manchmal voll Schmieren-Bohème. So ist sein Georg Kaiser gewiß von seinem Nestroy (dem er mit dem „Talisman" Erfolg brachte) vollends unterschieden —: aber in Beiden setzt sich das unverbildete, phantastische, sich selbst erfreuende, im Tragischen noch heitere Komödiantentum gleicherweise durch.

Diesem tüchtigen Regisseur fehlt nichts anderes, als daß er von einem Meister seines Faches einige Zeit lang kontrolliert werde. — damit er selbst Meister werde. Eine bewußtere Beherrschung seines Metiers (wie sehr fehlt ihm musikalische Kontrastierung der einzelnen Szenen, Rhythmisierung des Dialogs, Tempoführung aus den Situationen und manches andere) —: und er könnte die Errettung Mannheims aus zweitklassiger Provinz unternehmen. So gut, so sauber, so begeistert dort seit einem Jahr wieder gearbeitet wird — die Vergangenheit war dennoch besser. Man darf nicht vergessen: Der Bürgerausschuß hat mit allen Stimmen schon vor Wochen den neuen Etat glatt bewilligt, der ungefähr hundert Millionen Defizit vorsieht. Das ist eine Summe, auch heute noch beträchtlich.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juniwoche

Am 5. Juni ist der Teuerungsindex des Statistischen Reichsamts pro Mai veröffentlicht worden. Spät kommen sie, diese Reichsindexe — so spät, daß sie für einen großen Teil des Zweckes, dem sie dienen könnten und sollten, praktisch unverwendbar werden. Aber sogar das verspätete Erscheinen verziehe man leichter, wäre wenigstens die Ziffer selbst über jede Kritik erhaben. Das ist leider keineswegs der Fall. Der Mai-Index z. B. zeigt ein Erhöhen des Kostenniveaus um nur 29,2 %, obwohl doch jedermann am eigenen Leibe erfahren hat, daß die Preise während des vergangenen Monats tatsächlich um 60—70 %, wenn nicht um 100 % gestiegen sind. Woher die Unstimmigkeit? Teilweise aus der Methode der Stichtage, deren letzter nicht einmal der Monatsultimo ist, teilweise wahrscheinlich aber auch aus der fortgesetzten Umgruppierung, will sagen Verschlechterung, der Warenklassen, die der Berechnung zugrunde gelegt werden. Wozu und in wessen Interesse diese Methode verwendet wird, bleibt unerörtert. Aber klar ist wozu sie führen muß. Der Lebenshaltungsindex des Statistischen Reichsamtes könnte, so lange uns ein fester Währungsmaßstab fehlt, der Korrektivmaßstab sein, der es dennoch gestattet, die soziale Lage im Gleichgewicht zu halten. Aber einem Index, der für den April eine Steigerung von 3 % und im Mai eine Steigerung von 29 % auswies, kann diese justierende Funktion nicht mehr zugesprochen werden.

Umsomehr ist verständlich, daß aus den Kreisen der wirtschaftlich Schwachen, aus den Kreisen der Gehalts- und Lohnempfänger, immer vernehmlicher die Forderung erhoben wird, auf Goldeinkommen gestellt zu werden. Die Berechtigung dieser Forderung liegt auf der Hand, wen man sich vergegenwärtigt, daß — abgesehen von einer gewissen Marge allgemeiner Verarmung — der Kern aller sozialen Ungerechtigkeiten dieser Tage, jener nur allzu bekannte Kontrast zwischen verelendenden Schichten und der Schicht sogenannter Neureichen, in den Differentialgewinnen liegt, die zwischen goldnahen Warenpreisen und goldfernen Gehältern und Löhnen ersteht. Auf die Dauer muß der Tatbestand dieser Differentialgewinne, die ein Zusatz sind zu den an sich schon erregenden Mehrwertgewinnen, entweder zu einer neuen Revolution führen oder aus der Welt geschafft werden. Hätten wir wirtschaftsführende Instanzen, die in Phantasie und Energie nur halbwegs den Ansprüchen entsprächen, die ein ringendes Volk in Zeiten außerordentlichster Umwälzungen an die Lenker seines Schicksals stellen darf, so setzte man sich im Reichswirtschaftsministerium

nicht für Abstoppung, sondern im Gegenteil für Beschleunigung der Lohnbewegung ein, und in der Reichsbank stemmte man sich nicht verzweifelt gegen die Entrechtung des Markbegriffs, sondern man führte, endlich, Goldkonten ein und beförderte planvoll alles, was über den grauenhaften Markrechnungsschwindel hinausheben könnte.

Zur Rettung der Mark werden neue Projekte erwogen, wiederum scheint man zu glauben, mit technischen Mitteln irgendetwas Wesentliches leisten zu können. Der groteskste aller Vorschläge ist der eines Zwangsbuches für Auslandsdevisen. Die Devisenkurse sollen täglich zweimal von der Reichsbank festgesetzt werden und jeder Deutsche soll verpflichtet sein, nur zu diesen Kursen zu kaufen und zu verkaufen. Also eine neue Art von Höchstpreisen — obwohl wir doch Kriegserfahrungen genug haben, die beweisen, daß unter heutigen Wirtschaftsverhältnissen jedes Höchstpreisdekret nur zwei Folgen hat: erstens, daß die Ware vollends vom legitimen Markt verschwindet; und zweitens, daß sie im illegitimen Handel noch teurer wird. Ein Höchstpreis für Devisen wäre übrigens auch theoretisch nur dann denkbar, wenn der freie Markt, der Aufeinanderprall von Angebot und Nachfrage, überhaupt beseitigt und wenn ein Zustand vollkommener Handelsmonopolisierung geschaffen würde, dergestalt, daß nur eine Devisenzentrale kaufen und verkaufen dürfte — eine Regelung, die offenbar nicht beabsichtigt ist, und die wahrscheinlich ebenfalls nicht effektiv durchführbar wäre. Und sogar, wenn sie das wäre, und sogar wenn das Höchstpreissystem irgendwelche Autorität erwürbe — wie sollen die Höchstpreise dann beschaffen sein? Wird der Markkurs nur in Deutschland gemacht, wo die Reichsbank eventuell noch dekretieren kann, wird er nicht ebensogut in Amsterdam, London und New York fixiert? Beobachtet man diese Spielereien, die ernsthaft, als handle es sich um vernünftige Dinge, in den Zeitungen erörtert werden, so möchte man an der Intelligenz dieses Landes verzweifeln. Ist noch immer nicht klar genug, was den Marksturz herbeiführte, was ihn herbeiführen mußte, und was durch keine Manipulation und Transaktion technischer Art kompensiert werden kann? Die Ruhrbesetzung wirft die Mark, aus inneren und äußeren Gründen, und ferner die ungeregelte Reparation. Das sollte man langsam wissen, das hätte man sogar vorhersehen müssen, und wenn bei uns wirklich, wie man es von der anderen Seite verlangt, nur sachlich-wirtschaftliche, nicht gefühlsmäßig-politische Dinge den Ausschlag in allen Erwägungen gäben, so hätte man sich, ehe man in ein (vermeidbares) Abenteuer hineinstolperte, eine Bilanz der voraussichtlichen Gewinne und Verluste aufgemacht, die wahrscheinlich zu anderen Entschlüssen geführt hätte, als zu denjenigen, deren Folgen jetzt ächzend wieder beseitigt werden sollen.

Eine große deutsche Aktiengesellschaft hat in der vorigen Woche ihren Geschäftsbericht veröffentlicht. Sie teilte mit berechtigtem Stolze mit, daß ihre Produktion den Friedensstand jetzt um 10 % überschritten habe. In der Bilanz aber weist sie einen Gewinn aus, der noch nicht 2 % des letzten Friedensgewinns beträgt. Eine unerhört seltsame Erscheinung. Die Waren dieser Branche waren im ganzen Jahre durchweg in nächster Nachbarschaft der Weltmarktpreise, der seinerseits mindestens 30 % höher als im Frieden liegt. Die Löhne und tarifarischen Kosten waren auch in dieser Branche durchweg weit unter Friedensstand. Die Gewinne jeder einzelnen Transaktion sind nicht in Geld liegen geblieben und dadurch entwertet worden, sondern sie sind sicher sofort in Waren angelegt worden und haben die Steigerung mitgemacht. Daneben hat die Firma, wie jede andere, auf dem Wege des Wechsels sicher noch Entwertungsgewinne erzielt. Und dennoch soll der Gewinn nur 1/50 des Friedensgewinnes gewesen sein, bei 10 % höherer Produktion? Es ist bezeichnend für den Stand der Verwahrlosung alles privatwirtschaftlichen Denkens in diesem Lande, daß man sich solche Bilanzen widerspruchslos vorservieren läßt!

Deutschland befindet sich in einem Zustand rapider Malthusianisierung. Es liegen jetzt die Geburtenziffern des 1. Quartals 1923 vor. In 46 Großstädten entfielen auf je 1000 Einwohner im 1. Quartal 1921 22,1 % Geburten, im 1. Quartal 1922 19,2 % Geburten und im 1 Quartal 1923 16,8 % Geburten. Diese Ziffern sind niedriger, als die entsprechenden der größeren französischen Städte!

Der sozialistische Abgeordnete Dr. Hertz hatte 4½ Monate nach Beginn der Ruhrbesetzung, einen Einfall. Er hatte den Einfall, das Reichsfinanzministerium zu fragen, ob an Amtsstelle bekannt geworden sei, daß Firmen, denen zur Fortführung ihres Betriebes Mittel aus den Reichs-Ruhrkrediten zur Verfügung gestellt worden sind, diese Gelder zum Ankauf von Devisen und Effekten benutzt haben, und ob an Personen, die mit der Ruhraktion nichts zu tun hatten, hieraus Mittel gegen einen höheren Zinssatz als den der Reichsbank geliehen worden seien. Der Vertreter des Reichsfinanzministeriums antwortete, seinem Ressort sei kein einziger positiver Fall solch mißbräuchlicher Verwendung zur Kenntnis gebracht worden. Darauf ist zu sagen, daß die Kenntnisse des Reichsfinanzministeriums offenbar geringer sind als diejenigen irgend eines aufmerksamen Durchschnittsbeobachters.

GLOSSEN

THEODOR DÄUBLER ERZÄHLT

Sie nennen ihn eine Lawine. Sie wollen so die Gewalt seiner menschlichen Erscheinung malen. Gut, er rollt, statt zu gehn, und die Erde scheint zittern zu müssen unter seiner fortbewegten Last. Aber eine Lawine zerstört, begräbt. Dieser Mensch jedoch trägt Frucht. Nennt ihn darum lieber einen Berg. Der ins Wandeln gekommen ist, der auf dem Saum seines Kleides die weißen Häuser südlicher Dörfer mitschleppt und die spitzen Kirchen alter Mittelmeerstädte. Darüber ist er bewachsen mit dem Silber der Ölwälder, mit dem starkduftigen Gebläu der Weinberge, höher hinauf mit den schwarzen Nadeln der Zypressen, den verträumten Welten der Platanen und Eichen; Buchenwälder sind sein Bart und Haar, zwei unbekannte Bergseen seine Augen. — In einem Dachraum, daraus ein Maler sich eine Werkstatt gemacht hat, sitzt er hingestreckt auf einer kahlen Matratze. Trotzdem draußen Nacht ist, schwült hier noch die Tagglut gefangen. Theodor Däubler ist von Schweiß überströmt wie von Bergbächen. Er öffnet den Rock, läßt den Wald der Brust sehn, wolig atmet er in dem brüderlichen Feuer der Luft. Um den Berg herum, der hier zur Ruhe gekommen ist, liegen Frauen und Männer, wie seltsames Getier in seinem Schatten. Das Kerzenlicht, das nicht von einem Luftzug, sondern vom mächtigen Atem Theodor Däublers bewegt ist, verteilt wechselnd gelbes Licht und violette Schatten auf die Gesichter rundum. — Das ist die Stunde, da er zu erzählen beginnt. Das Wort blüht aus seinem Leib heraus wie Frucht. Eine Stimme des Geheimnisses kommt aus dem Wald seines Bartes, und man ist verwundert, wenn der Wald sich öffnet, weiße menschliche Zähne zu sehn. So sitzen im Orient die Märchenerzähler, halb in sich versunken, halb die Worte berechnend und mit listigen Blicken nach der Wirkung auf den Gesichtern der Zuschauer ausspähend. So saßen die Hirten in Griechenland, unter den rauschenden Hufen der Ziegen, erzählten und hörten zu. Es gibt nicht Norden und Süden und tausend wechselnde Landschaften, es gibt nicht Steinzeit der Menschen und zwanzigstes Jahrhundert, es gibt nur den Punkt zwischen ehemals und zukünftig, da Schönheit und Einfachheit unter den Menschen dasselbe war, die hohe Zeit der Griechen. Sie ist überall und immer, wo Theodor Däubler ist. Daher kommt der Berg, aus jenem verklungenen Jahrtausend, und wo er Halt macht für eine Stunde und sich ausbreitet, ist Griechenlands Himmel gegenwärtig und die süße Wucherung seiner Seele. — Was er erzählte? Gleichviel: es bleibt nur die selbstbeglückte Heiterkeit dieser Stimme,

die mit einem Strahlenbündel als Pinsel jedes Wort farbig umrandet, es bleibt die helle Spannung der Gesichterkette ringsum, auf die die Worte hingemalt werden und auf denen die Bilder der Geschichten bald ablesbar entstehen. — Und manchmal kommt aus dem Berg ein heimlich rollendes Lachen, wenn der Erzähler selbst voll Spannung wird, wie seine Geschichte sich entwikkeln werde, oder wenn er plötzlich die Menschen seiner Geschichten losgelöst von sich als Wesen eigenen Lebens redend und hantierend vor sich sieht: dann glaubt man einen Berg des Mittelmeers von einem Erdbeben erschüttert zu hören, zu sehen. Wird man je wieder vorm Vesuv stehen, so wird man gar keine Furcht empfinden, denn man weiß nun, daß Erdbeben da unten nichts als Gelächter der Berge sind.

Wilhelm Schmidtbonn

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Die Berliner Alt-Macher

Lieber Herr Großmann! Sie kennen mich seit den Tagen, da ich im Wiener Konservatorium studierte. Sie wissen, daß ich von der Theaterschule weg nach Mannheim, von dort sogleich nach Dresden und von Dresden nach kurzem Aufenthalt ins Deutsche Theater in Berlin kam. Mein ganzes bißchen Theaterspielen ist noch nicht gar so lange her, ich bin heute, hier mein österreichischer Paß, achtundzwanzig Jahre.

Und nun wende ich mich an die Beschwerdestelle des T-B. Sehen Sie sich einige Berliner Besprechungen an, die meinem Auftreten im „Grafen von Charolais" (Deutsches Theater) galten. Da findet ein Kritiker, ich sei doch für die Desirée nicht mehr achtzehnjährig genug, ein Anderer sagt, man hätte eine unreifere Darstellerin wählen müssen. Der unwissende Zeitungsleser muß glauben, ich sei eine ältere Schwester der Sarah Bernhardt, die sich im Matronenalter an jugendliche Rollen heranwagt. Es ist schade, daß Sie im Tage-Buch keine Photographien bringen, denn eigentlich müßte dieser Protest illustriert erscheinen.

Sie wissen, verehrter Herr Großmann, ich beuge mich ehrfurchtsvoll vor der Kritik, ich weiß so gut wie Sie, daß ihre Sprüche unfehlbar sind, es ist mir bewußt, daß die Kritik nie grausam, nie leichtfertig, nie ungerecht waltet. Aber dieser kleine Rekurs muß mir gestattet sein: Ich brauche mich nicht älter machen zu lassen als ich bin.

Ich weiß, daß ich nicht die Erste bin, der diese Unbill in Berlin widerfährt. In anderen Städten, in denen liebenswürdigere Sitten gesellschaftliches Gesetz sind, begeht man den umgekehrten Fehler. In Paris hat niemand der Réjane die mit fünfzig Jahren die entzückend-

ste Amoureuse spielte, nachrechnen wollen, daß sie das nicht sein könne. In Wien, so erzählte mir mein Vater, der von der Zunft war, hat man die Kunst der Stella Hohenfels so verehrt, daß kein Kritiker historische Betrachtungen anstellte, seit wie viel Jahrzehnten sie die Franziska spielte. Die Künstlerinnen in diesen Städten blieben jung, weil die Kritik sie nicht alt machte! In Berlin muß eine geniale Künstlerin wie Fritzi Massary ihren Geburtsschein in der Handtasche tragen, weil fortwährend irgendein griesgrämiger Herr sie älter schminken will als sie ist. Deshalb, weil Sie, Herr Großmann, mich von der Schule her kennen, weil Sie meinen Weg (meinen Anfang, möchte ich heut' noch sagen) kennen, deshalb bitte ich Sie um Ihren Beistand. Sie kommen ja auch aus einer liebenswürdigen Weltgegend. Aber Sie sollen nicht galant sein, nur gerecht. Und mir deshalb helfen, mein statistisch nachweisbares Recht auf Jugend gegen eine Kritik zu verfechten, die einer Frau Runzeln andichtet, die sie nicht hat.

Mit Dank und Gruß Ihre südwärts fliehende

Maria Fein.

FILM

Die Rätsel Afrikas.

Die schlabbrige Alltagsruhe der Abenteurerfilme wird manchmal mit dem scharfen Aroma von Raubtieren gewürzt. Ein solches amerikanisches Film-Monstrum aus älterer Epoche hatte in der Alhambra am Kurfürstendamm einen herzlichen Lacherfolg. Im Norden und Osten Berlins würde er einen wirklichen Erfolg erlebt haben wie einst im Westen der U.S.A. Schlank und hübsch tätigte Mary Walcamp, mehr Akrobatin und Tierbändigerin als Schauspielerin, ihre Sensationen mit Mannesmut und Teufelsgewandtheit als eine von Menschen und Tieren in Innerafrika gejagte Engelsunschuld. Ob von Beduinen als „Tochter der Sonnengöttin" entführt, ob als „Blüte des Harems" von einem europäerfeindlichen Bey auserwählt — vielfach geraubt und vielfach entfliehend — immer entkommt sie unbeschädigt an Leib und Unterleib. Löwen springen über sie hinweg, als wäre sie nicht vorhanden; sie stürzt von den Schlingpflanzen eines Baumes in einen Abgrund gerade auf den Rücken eines Elefanten, der sie mit seinem Rüssel durch den Dschungel schleppt. Bestien in Tier- und Menschengestalt hetzen sie durch Stadt und Wald und Fluß . . . sie reitet, boxt, klettert, springt, schwimmt . . . ihr kann nichts geschehen. Nur als sie auf der Flucht in das Netz eines edlen Löwenjägers stürzt, worinnen grade ein gefangener Löwe tobt, und als der Jäger sich kopfunter ins Netz hängt, sodaß sie an ihm wie an einer Strickleiter in die Höhe klimmt — da ahnt man (es wurden erst zwei Teile vorgeführt), um courths und mahlerisch zu sprechen, „daß dem tollkühnen Raubtierfänger

diesmal wirklich ein seltenes Edelwild ins Netz gegangen war, und daß das tapfere Mädchen, das bisher so erfolgreich allen Nachstellungen der bösen Männer- und Tierwelt getrotzt hatte, nun dennoch verloren war an einen Mann, der auch über ihr künftiges Geschick sieghaft seinen starken Männerarm ausbreiten wird".

Die Sensationsszenen sind forsch und flott gemacht, mit schönen Tier- und Naturaufnahmen. Die verzwickte Kolportagehandlung aber ist politisch, ethnographisch und filmdramaturgisch barer Blödsinn, sodaß selbst der geduldige Zuschauer wie das Dschungeltier die Bäume und Wände hochklettern möchte.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Pierre Loti: Im Lande der Pharaonen. Mit 16 Bildern. (Opal-Verlag, Dresden.) Ein wenig blasiert war Loti immer, voller Bewunderung über den eigenen Artismus; in den Romanen wird es zuweilen unerträglich, blendend aber bleibt seine Darstellung in den Reisebüchern. Was er sah, beherrscht er mit allen Manualen in Farbe und Ton; soweit er bei dem Modell seiner Landschaft bleibt, entwickelt er eine Phantasie von erstaunlich sicherem Tiefgang, die den ganzen Umkreis ihrer Geschichte, Kunst, Kultur, ihres sozialen Lebens und Vergehens lotet. Das macht den geradezu idealen Reiseschilderer aus. Unser Augenblick ist bewegt von den Erfolgen der Carnavon'schen Ausgrabungen; Lotis Land der Pharaonen mag da ein descriptives Geschenk sein, das uns schmerzlich Entfernte mit dem Sinn und Zauber des ägyptischen Landes, ohne kleinliche Abschilderung, erfüllt; es ist das Ägypten von heute ebenso wie von vor 3000 Jahren: Die darstellerische Mischung konnte nur einem Dichter gelingen.

Friedrich Nietzsche: Jugendschriften 1858—1868. (Musarion-Verlag, München.) Es ist immer von besonderem Reiz, die Anfangswege des Genies zu verfolgen. Bei Nietzsche kommt hinzu, daß die Persönlichkeit sich sehr anders anließ, als sie sich vollendete. Das Pendel schlug zunächst stark ins Philologische aus. Schon die Schulaufsätze, die man hier ans Tageslicht holt, offenbaren eine erstaunliche Fertigkeit in der Kompilation und einen sicheren Blick für Wesentliches wie für Persönliches. Mit Vergnügen wird man z. B. eine aus dem zeitgenössischen Tatsachen-Material zusammengefaßte Charakteristik Napoleons III. lesen, die einen klaren, bedeutenden Zug hat. Manche von den Gedichten wären besser in den Archiven geblieben. Man gebe sich nicht gründlicher als Nietzsche, der in einer peniblen Auffassung seines Könnens und Wissens die Grenzen dessen, was man veröffentlichen sollte, scharf zog.

K.

BAHNHOFSTRAGÖDIE

Wilhelms ermäßigte Erinnerungen

Ich muß alle vier Wochen nach Arnstadt in Thüringen fahren. Es ist mein Freund Arthur Dinter, der mich ruft, der Dichter jener Sünden-

Romane, gegen die man so schwer ankämpfen kann, weil man über die ersten dreißig Seiten nicht hinauskommt. Auf dieser Fahrt muß ich immer in einer thüringischen Stadt umsteigen. Da wandle ich, des edeln Dinter voll, über den Bahnsteig und vor lauter Langerweile studiere ich die im Kiosk ausgestellten Bücher. Sie werden von Woche zu Woche rußiger. Was entdecke ich da? Wilhelm des II. Erinnerungsbuch, im Verlage Köhler in Leipzig erschienen. Fein gebunden. Mit goldener Krone auf dem Umschlag. Es kostete vor zwei Monaten einundzwanzig Tausend Mark. Damals war sein Einband strahlend weiß, die goldene Krone glänzte. Vor einer Woche wandelte ich wieder über den Bahnsteig. Es war schon etwas schmutziger, die Krone auf dem Umschlag war matt geworden, aber Wilhelms II. „Ereignisse und Gestalten" kosteten nur mehr sechzehntausend Mark. Vorgestern war ich wieder bei Freund Dinter. Wieder auf dem kleinen Bahnhof. Wilhelms Erinnerungen standen noch immer in derselben Ecke, nur ein bißchen mehr verschmutzt und auf der Krone lag schon schwarzer Ruß. Inzwischen sind alle deutschen Bücher dreimal so teuer geworden und Wilhelms Erinnerungen müßten von Rechtswegen 60 000 Mark kosten. Aber der kleine Preiszettel meldete bescheiden: „7 500 Mark, sehr preiswert!" Nun, 7 500 Mark sind wirklich kein Geld. Trotzdem kaufte ich Wilhelm nicht. Noch nicht. Ich komme ja bald wieder nach Arnstadt und dann bekomme ich wahrscheinlich eine kleine Prämie, wenn ich mich entschließe, das verrußte Buch zu erwerben. Man muß die günstige Stunde abwarten können. Ausharren ist alles.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 22):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN



RENÉ SCHICKELE

WIR WOLLEN NICHT STERBEN

Broschiert Mark 3,—, in Halbleinen gebunden Mark 5,—

Viele Herzen werden dankbar sein, weil Schickele das Beste in ihnen ausspricht: Wille zum Leben in Menschlichkeit. Kein Kampf für irgend eine Politik, sondern für die Liebe, keine Duselei, sondern ein Bekenntnis an die Welt, für die hier Farben von berückendem Glanz gefunden werden. Zwiebelfisch.

Ein eminent politisches Buch, wenn man Politik als die Kunst begreift, den Menschen aus den Knebeln des Zeitunfugs zu lösen. Dies und Wells „Hoffnung auf Frieden" lassen uns dennoch, dennoch, dennoch Optimisten sein. Das Tagebuch.

FRÜHER ERSCHIEN:

HEINRICH MANN

MACHT UND MENSCH

Broschiert Mark 2,—, gebunden Mark 3,—

Ein glänzendes Buch. Es ist wegen seines Geistes und seiner Gesinnung, seiner Gefühlssicherheit und inneren Logik in allen Zungen zu loben. Neue Rundschau.

Ich muß gestehen, daß ich das Buch für das schlechthin Vortrefflichste halte, was in dieser Form in den letzten Jahren entstanden ist. Die Kritik.

Zwei Dichterbücher, in denen der Gedanke des neuen Europas am besten zum Ausdruck kommt. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Diese Preise sind Grundpreise und werden mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler multipliziert.

KURT WOLFF VERLAG / LEIPZIG

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juniwoche

Nun jährt sich der Tag, an dem Walther Rathenau ermordet wurde. Ein Jahr? Den allzuschnell Lebenden ist er tief begraben. Aber wir wären ein Volk ohne Zukunft, wenn diese Schnell-Lebenden, eigentlich gar-nicht-Lebenden, unser Wesen bestimmten. Ein Volk ohne Erinnerung das bedeutet auch: ein Volk ohne Hoffnung. Wer mit dem Gestern nicht seelisch verknüpft ist, wie soll er's mit dem Morgen sein? Innere Stumpfheit ist der schlimmste aller Tode und zuweilen scheint es, als wäre uns dies grauenhafte Schicksal beschieden. Als gedungene Mörder Rathenau niederschossen, da brach ein Schrei aus der Seele Deutschlands. Ein kurzer Schrei. Es gelang die kleinen, dummen Nebentrabanten der Mordbande zu fassen, die Mörder selbst, und schlimmer, die fürstlichen Auftraggeber entkamen dem Richter. (Mit Bedacht wird hier gesagt: die fürstlichen Auftraggeber.) Das Dunkel über der Organisation C ist noch immer nicht gelichtet. Trotz dem Republikschutzgesetz. Beiläufig: Rathenaus Mord war immerhin noch der letzte in der Reihe. Wie viele wären noch hingestreckt worden ohne das Schutzgesetz? Die Mordserie war ja erst begonnen. Guten Demokraten vom Schlage der Siemens und Koch sei diese Frage zur Überlegung vorgelegt. Ein aktiveres Volk als es die Deutschen sind, hätte vielleicht auf ein Schutzgesetz verzichten können, weil eine Elementarbewegung aus dem Volke selbst den Mördern Halt geboten hätte. Aber elementare Bewegungen unter den Deutschen währen, ach, so kurz. Uns fehlt die Verbissenheit der Engländer, die rage der Franzosen, wir werden schnell wieder gleichmütig, zu schnell wieder gemütlich. Wie war es möglich, daß die Wunde, die

Rathenaus Tod schlug, so schnell vernarbte und daß die Narbe heute nicht mehr brennt? Haben wir denn im Handumdrehn einen Nachfolger für ihn gefunden? Fehlt er uns nicht an jedem Tage, an dem wir mit Europa verhandeln müssen? Wo ist der Deutsche, der uns im internationalen Konzert vertritt? Hätte Rathenaus Nüchternheit uns nicht den ganzen Ruhrkrieg erspart? War Rathenau nicht der Gegenspieler des Monarchen Stinnes, der seit 1915 (zuerst über Nikolai, Bauer und Ludendorff), nun über Hugenberg, Siemens, Becker) Deutschland regiert? Und dennoch, obwohl er uns an jedem Tage fehlt, ist Rathenau für Deutschland nicht bloß gestorben, sondern tief begraben. Ach, an manchen trüben Tagen fragt man sich, diese Erstorbenheit der deutsche Seele mit Schauder gewahrend, ob Deutschland selbst nicht noch gestorbener ist als Walther Rathenau?

Herr Reichskanzler Cuno, zu dem gewöhnliche Sterbliche nicht leicht vordringen können, hat unlängst Zeit zu einer Begegnung mit Ludendorff gefunden. Als kürzlich ein Abgeordneter einen Minister des Kabinetts fragte, wie Cuno den tapferen Bandenführer Roßbach empfangen konnte, da erwiderte der Minister: „Er kannte ihn nicht, er hatte nie von ihm gehört", und als der Abgeordnete den Minister mit verwunderten Augen ansah, da erwiderte Cunos Kollege: „Ja, er beschäftigt sich noch nicht lange mit Politik." Da der Herr Reichskanzler ein lyrisches Gemüt ist, kann er in Unterredungen leicht umgestimmt werden, darf man also die Frage vorbringen: Weiß Cuno wenigstens, wer Ludendorff ist? Cuno wird erwidern: Ludendorff ist der ruhmreiche Heerführer. Aber damit wäre die Frage nicht präzise beantwortet. Ludendorff ist, seit dem Zusammenbruch, der Dalailama der Verschwörer. Er ist nicht Vorsitzender der verschiedenen Nationalverbände verbitterter Offiziere, er ist auch nicht Präsident der Stahlhelmverbände und es ist anzunehmen ,daß er auch nicht eingeschriebenes Mitglied der Organisation C. ist. Aber zufällig hatte er gerade in der Reichskanzlei zu tun, als der Kapp-Putsch ausbrach, zufällig ist er in München am Siegestor, als Hitler zur Rache an den Franzosen schrie. Wenn man alle Besucher photographierte, die im Münchener Hause Ludendorffs verschwinden, wäre das geschlossene

Material zu einem Verschwörer-Archiv gesammelt. Berufen sich nicht alle kurz denkenden Politiker, denen der passive Widerstand mongolisch, nur der aktive germanisch scheint, auf Seine Exzellenz? Sind die jungen Kriegsführer auf eigene Faust, die nach dem Ruhrgebiet geeilt sind — es sind nicht wenige Explosionisten dort! — von irgend einem autoritären Mann gewarnt worden? General Ludendorff weiß besser als ein isolierter Zeitschriftenschreiber, in wieviel Offiziershirnen der Gedanke an eine Art Guerillakrieg im Ruhrgebiet spukt. Es ist anzunehmen, daß auch Ludendorff die Hoffnungslosigkeit und die tiefe Schädlichkeit dieser Kriegsamateure einzuschätzen weiß. Hat man je ein Wort der Abmahnung gehört? Wenn irgend jemand von der verbrecherischen Nutzlosigkeit dieses aktiven Widerstandes abraten könnte, so wäre es Ludendorff, der damit einigen Schlagetern das Leben, den Westfalen französische Drangsale und allen Deutschen eine entsetzliche Vergiftung des Ruhrkrieges ersparen könnte. Es ist leider nicht anzunehmen, daß in der Unterredung Cuno auf Ludendorff abgefärbt hat, wahrscheinlich ist der Reichskanzler, sensibeler, wie er ist, ein wenig verludendorfft worden. Der aufmerksame Hörer wird in der Cunorede, die in Münster gehalten wurde, leise Ludendorff-Accorde herausgehört haben. Ja, es wird Zeit zum aktiven Widerstand — im Reichstag!

In einer Wiener Zeitung las man vor einigen Tagen:

> Journalistisches. Doktor Leo Lederer, der frühere Wiener Korrespondent des „Berliner Tageblatt" und Herausgeber der Wirtschaftszeitung „Der Weg zum Osten", wurde von Camillo Castiglioni als „Pressereferent" engagiert. Es obliegt Doktor Lederer die Aufgabe, einerseits den „Abwehrkampf" gegen die Zeitungen, die Castiglioni unangenehm sind, zu organisieren, anderseits die Verbindung Lederers zu den linksstehenden Organen im Interesse Castiglionis zu verwerten.

Die Flucht aus dem Stande der Zeitungsschreiber zeitigt überraschende Ergebnisse. Die Zeitungskrise, welche das Entstehen neuer frischer Blätter beinahe verhindert und dadurch die Verkalkung der Bestehenden garantiert, muß zur Abwanderung aus dem Journalistenstande führe. Aber von allen Fluchtversuchen deprimierter Zeitungsschreiber scheint dieser hier der allertraurigste.

Sehr geehrter Herr Großmann! Rathenau stand im Beginn einer wahrhaft großen staatsmännischen Laufbahn. Darin bin ich ganz Ihrer Ansicht. Dieser Beginn war markant und sogleich in der gesamten politischen Welt spürbar. Des blinden Hödur's Geschoß hat ihn niedergestreckt. Es wird sogar nach seinem irdischen Schatten weiter geschossen. Rathenau war Jude: dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, Deutschland seiner unersetzlichen Kraft zu berauben. Aber nicht nur fanatische deutsche Christen (es gibt bekanntlich auch italienische, französische, englische usw), sondern auch deutsche Juden haben ihn fanatisch bekämpft, und ich habe in München einen solchen gesprochen, der eben dieselbe Ansicht vertrat, die zum Morde Rathenaus geführt hat. Es gibt Männer, die Rathenaus Vorleben, seine Bücher und Flugschriften gegen ihn als Staatsmann ausspielen. Sie meinen, ein Schriftsteller sei verpflichtet, sein eigenes literarisches Werk wie einen unterschriebenen Vertrag aufzufassen und diesen Vertrag Punkt für Punkt abzuleisten. Ein solches Verfahren würde weder die in dem Werk enthaltenen guten Absichten, noch seine Wahrheiten, noch gar seine Irrtümer vertragen. Starres Vertreten einer guten Absicht, ohne Rücksicht auf die Forderungen der Stunde, hat Unheil zur Folge. Keine Wahrheit ist so geartet, daß sie neues Denken und neue Gedanken überflüssig macht. Ein Irrtum aber mit Dauer und Konsequenz wächst zur verheerenden Lawine des Irrtums an. Der Staatsmann Rathenau beginnt mit dem Tage, als er das hohe Staatsamt auf sich nahm. Mit diesem Zeitpunkt war er verpflichtet, eine vollkommen freie, durch Gestriges nicht gebundene Intelligenz in den Dienst derjenigen Aufgaben zu stellen, deren Lösung das Vaterland von ihm verlangen mußte. Das hat er getan. Und wenn irgend etwas Gutes unter der traurigen Oberfläche unseres augenblicklichen politischen Zustandes im Verborgenen harrt, keimt und zum Lichte drängt, so sind es nicht zum wenigsten die von ihm gestreuten Saatkörner.

Ihr

Gerhart Hauptmann.

OSCAR MÜLLER

ZUM GEDÄCHTNIS WALTHER RATHENAUS

Es war kurze Zeit nach der Ermordung Rathenaus. Der Kampf um die Leiche tobte. Im Reichstag hatte der Freund und Kanzler gegen die papierenen Mörder jene zornige Anklage geschleudert, die das beschämend objektive Deutschland nicht vertrug. Das Schutzgesetz gegen die Anstifter und Finanziers politischer Morde, das den Namen Lex Rathenau hätte tragen sollen, um die allzu vergeßlichen Deutschen länger an seinen zwingenden Anlaß zu erinnern, war in Vorbereitung. Das feindliche Ausland wies unter politischen Nutzanwendungen auf die teutonische Wildheit der Tat; die große ausländische Gemeinde des Toten und die wenigen Freunde Deutschlands draußen rangen die Hände über die sinnlose Selbstverstümmelung, die hier vollbracht worden war. Eine Weltstunde lang schwang der Name Rathenaus als Oberton über dem dumpfen und wirren Geräusch der Welthändel. — —

In dieser Zeit äußerte sich in einer Berliner Gesellschaft zwischen Fisch und Braten eine Dame zum Fall etwa folgendermaßen: Wenn Rathenau sehen könnte, welches Aufsehen seine Ermordung macht und mit welchem Pomp er beerdigt wurde, so würde er zu sich selbst sagen: Bravo, das habe ich gut gemacht!

Die christliche Frau sagte dies mit jener hohen scharfen Stimme, mit der man in der norddeutschen Tiefebene einen Menschen zum Tode verurteilt oder ihm die Ehre abschneidet oder ihm bedeutet, daß er nicht gleichberechtigt sei.

Das Gefühl nationaler Scham und menschlichen Ekels kroch um den Tisch und manifestierte sich in der Bemerkung eines neben mir sitzenden Franzosen, daß er sich wundere, welche verschiedenartige und merkwürdige Äußerungen über die Tat er in Deutschland zu hören bekomme.

Aus dem Mund der Dame hatte das geistige Deutschland und ein früherer Freundeskreis Rathenaus gesprochen. — — — — — —

Die Ermordung Rathenaus gehörte zu den großen Prüfungen, die uns Gott geschickt hat, um uns nicht ungewarnt und unversucht in das gänzliche Nichts fahren zu lassen. Er suchte sich dazu einen Mann aus, an dem sich alle Dürftigkeiten des deutschen Menschen und jede Verbohrtheit deutscher Politik erweisen konnte: den Juden, den geistig Überragenden, den von Phrasenschlacken gereinigten Patrioten, den Minister und Bekenner der Republik, den vom Protest zur Tat Strebenden. Und siehe: es zeigte sich die deutsche Welt des flegelhaften Antisemitismus, des Neids und des selbstgenügsamen geistigen Mittelmaßes, des wortberauschten untüchtigen Nationalismus, der politischen Unbelehrbarkeit mit nach rückwärts gerichtetem Kopf, der sterilen Bankerotteure.

Man muß heute, ein Jahr nach dem Tode Rathenaus, sagen: Deutschland ist durch sein Blut nicht gereinigt worden, und es muß

froh sein, wenn ihm noch weitere Prüfungen vergönnt werden. Beweise: der rastlose Kampf gegen die Verteidigungsgesetze der Republik auch in bürgerlichen Parteien der Mitte, die Gründung und Organisation der völkischen Partei, die nationale Disziplinlosigkeit in Ansprachen und Reden alter Generale in schwierigen Augenblicken der auswärtigen Politik, kurz das unbeirrbare und eigennützige Verharren in jenem Denken und Handeln, welches das öffentliche Wirken Rathenaus wirkungslos machte und dann seinen Tod verschuldete. Rathenaus Schatten, der zum beweinten, aber versöhnenden Symbol eines geeinigten Deutschlands hätte werden können, wird so zum blutigen Ankläger, sein Tod statt eines notwendigen Opfers zu einem lichtlosen Geschehnis deutscher Anarchie. — — —

Wenn es nach diesen trostlosen Feststellungen den Manen Rathenaus noch genehm sein kann, Worte des Gedenkens in deutscher Sprache zu vernehmen, so mögen sie in diesem Heft gerechtfertigt sein, das noch einmal die Gestalt Rathenaus und die Tat an ihm den Deutschen mahnend in die Erinnerung rufen will. Es ist dabei ganz gleichgültig, wie man zu einzelnen seiner menschlichen und geistigen Züge steht, gleichgültig auch, ob man seine einzelnen politischen Handlungen gebilligt hat oder nicht. Er war als Mensch zu einsam und zu geheimnisvoll, als daß viele um ihn wußten, und er wurde als Politiker zu früh gefällt, als daß der große endgültige Maßstab des Erfolgs oder Mißerfolgs angelegt werden könnte. Seine Leistung im Kriege war groß und anerkannt; aber sie ging unter in dem fruchtlosen Vertun aller deutschen Kraft. Für das neue Deutschland beginnt seine Rolle, als er nach pathetischem Aufbäumen gegen den listigen Betrug des Waffenstillstands und gegen die offene Gewalt des Friedensvertrags sich im Frühjahr 1921 in wiedergefundenem Positivismus entschloß, in das Kabinett Wirth einzutreten. Die Männer, deren Drängen er damals nachgab, hatten den richtigen Instinkt für das, was der deutschen Politik der Nachkriegzeit gefehlt hatte: der lange Krieg und die moralische Blockade des Versailler Vertrags hatten fast alle Beziehungen zum Ausland gelöst. Die politischen Führer der Republik mußten nach dem Gesichtspunkt ausersehen werden, ob sie geeignet seien, die schwere Gefahr der inneren Zersetzung des Reiches zu meistern. Sie waren weder nach Erfahrung, noch nach Herkommen und geistiger Einstellung, mochten sie auch Berührung mit einzelnen sozialistischen oder katholisch-politischen Strömungen des internationalen Lebens haben, geeignet, dem neuen Deutschland den Eintritt in die nach dem Krieg völlig veränderte politische Weltatmosphäre zu erkämpfen. Dies sollte nach dem Sinn und Willen der ihrer Grenzen bewußten Männer, die um Rathenaus politische Tätigkeit warben, sein Werk, seine Aufgabe, seine Mission sein. Nicht seine allein. Denn, so hoch man seine Fähigkeiten ein-

schätzen mochte, der klare, instinktiv den Augenblick ergreifende, aus dem Primitiven des Tatmenschen schöpfende eigentliche politische Führer war er nicht, konnte es bei der starken Mischung seiner werktätigen, aus dem Ingenieurberufe gestärkten Anlage mit Ästhetizismus und grüblerischer Philosophie nicht sein. Aber er gab dem Kabinett und seinem mit starkem Wollen und linearem politischen Instinkt begabten Führer den Berater aus einer weiter in die Welt blickenden Geistes- und Lebensebene, den in Deutschland seltenen oder einzigen Typus des modernen Großkaufmanns, der nicht Nachahmer des Amerikanismus war, sondern in dem noch alle Seelenkräfte europäischer humanistischer Bildung blühten, den ideenreichen Anreger und den auch in den Sprachen des Auslands denkenden und redenden Gestalter der Ideen. Die Bezeichnung „Kabinett Wirth-Rathenau" war der Ausdruck nicht nur für das politische Freundschafts- und Zweckbündnis der beiden Männer, welche die undankbare Aufgabe auf sich genommen hatten, Deutschland auf der nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags logisch und zwangsläufig sich ergebenen Linie zur Freiheit und Sicherheit zu führen; sie umschloß auch jene gewollte Verbindung von Tat und Rat, von politischem Instinkt und geistiger Befruchtung, von Arbeit aus dem deutschen Gegebenen mit Reflexion auf die Weltwirkung und Weltmöglichkeit: ein Zusammenfassen zweier Menschen und Kräfte zu einem Ziel in einem an Köpfen wie an Naturen gleich arm gewordenen Deutschland, das nicht aufhört, nach dem starken Befreier zu rufen und dem man nun, da der eine sich nicht fand, wenigstens diesen einen in zweien zu geben hoffen durfte.

Wie aber hat Deutschland diesen Versuch aufgenommen? Ich möchte hier keine Geschichte des Kabinetts Wirth-Rathenau schreiben, dessen äußere Daten und Geschicke alle erlebt haben, dessen innere Brüchigkeiten aber zu subtil sind, als daß sie ohne Schaden besprochen werden könnten. Nur das auf Person und Amt Rathenaus Bezügliche sei, ohne sachliche Einzelheiten, in prinzipiell wichtigen Erkenntnissen verzeichnet: Zwei Kräftekreise in Deutschland mußten, wenn anders man dem Versuch seiner politischen Betätigung mit Verständnis und zum Ziele eines Wiederaufbaues der deutschen Ruine entgegenkommen wollte, in dem öffentlichen Auftreten dieses singulären Mannes einen Anreiz zur Hilfsstellung erblicken: das geistige und das wirtschaftliche Deutschland, diejenigen, die über die geistige Öde des parlamentarischen und politischen Betriebs und über die dilettantische Beziehungslosigkeit der Politik zur nationalen Wirtschaft klagten. Endlich hatte sich ein Mann gefunden, der als Gelehrter und Künstler soviel gelten durfte, daß er auf der Bildungsebene stand, die der Deutsche als Voraussetzung willig gewährter Autorität irrtümlich auch in politischen Dingen fordert, und der zugleich als

Leiter eines der größten deutschen Industrieunternehmens und als Kenner moderner kapitalistischer Organisation von der Industrie nicht als weltfremder Theoretiker oder als utopischer Beglückungsapostel abgelehnt werden durfte. Statt dessen, ohne Weiterungen, zwei sprechende Symptome: die Presse, immer noch, wenn auch nicht mehr mit innerer Berechtigung, die Vermittlerin von geistiger und politischer Persönlichkeit zu dem großen Reservoir der öffentlichen Meinung, begegnete Rathenaus Auftreten mit derselben nörgelnden Krittlichkeit und mit derselben parteipolitischen Schablone, wie wenn es sich um einen beliebigen Parteifunktionär gehandelt hätte, an den sein eigener Maßstab, das Programm und seine geläufigen Ausdrucksweisen, anzulegen erlaubt wäre. Als er in seiner ersten Reichstagsrede das von jedem öden Kegelbruder laut kritisierte Niveau deutscher Parlamentsrethorik überschritt und von Beethoven zu sprechen wagte, ließen die Journalisten auf der Reichstagstribüne und in den Berliner Büros, welche die Resonanz des deutschen Parlaments in den Händen haben, durch ihre Berichte ein mitleidiges und kleines Lächeln über das Gesicht Deutschlands gehen als erste Reaktion des Auftretens eines Mannes, der Redeblüten von anderer als der gewohnten Art zu zeitigen fähig war. Eine Kleinigkeit vielleicht, aber bezeichnend für die Dürre Deutschlands, in der auch das Keimfähige vergehen muß. Das wirtschaftliche Deutschland aber schickte ihm den Scheidebrief — in wörtlichem Sinne verstanden — als er es, einer der Ihrigen, wagte, dem Staat zu dienen, den sie aufgegeben und in dem sie sich unter Verbrämung ihres Egoismus als einzig lebensfähige Keimzelle einer unklar erhofften Zukunft einzukapseln entschlossen war. Die geistige Sterilität, auf die Rathenau stieß, bereitete den politischen Mord vor, die versagte „diskontfähige Unterschrift" der Wirtschaft beschränkte seine Arbeit auf den Versuch, für die Lebensforderungen Deutschlands im Ausland jene psychologischen Grundlagen zu schaffen, nach denen jede positive deutsche Politik Umschau halten muß. —

Die öffentliche Laufbahn Rathenaus in ihrer letzten Epoche ist nicht ohne Irrtümer, die dem tragischen Verlauf entgegenkamen. Als nach dem Rechtsbruch der Entscheidung des Völkerbunds über Oberschlesien der Führer des Kabinetts vor der Wahl stand, seine Politik weiterzuführen oder sie in die Abgründe eines ziellosen Protests versinken zu lassen, verließ Rathenau — ob aus Gehorsam gegen den Fraktionsspruch der demokratischen Partei, ob aus innerer Erkenntnis, daß sein Sachleistungsabkommen mit Frankreich ohne entscheidenden Wert bleiben werde, nachdem es mißlungen war, die gesamte Reparationsfrage auf den Weg des Moratoriums und der Anleihe zu bringen, wage ich nicht zu entscheiden — das Kabinett und sein Amt als Wiederaufbauminister. Die Konsequenz dieser an sich verständlichen und unschädlichen

Resignation hätte sein müssen, der Führung der Politik das eigentlich Wichtige und Wertvolle seiner Persönlichkeit zu erhalten. Er war als Minister des Wiederaufbaus nicht als Leiter dieses nur im Zusammenhang mit der gesamten Reparationsfrage wichtigen Ressorts von Bedeutung, nur als Berater des Kanzlers und als internationaler Unterhändler großen Stils von Wert gewesen. Diese Aufgabe konnte er ohne Ministerportefeuille vielleicht noch besser erfüllen. Der moralische Erfolg seines Auftretens in Cannes und seine Werbung in London um eine wirtschaftliche Auffassung des von Frankreich politisch vergifteten und entstellten Reparationsproblems flossen nicht aus seiner Eigenschaft als Minister, sondern aus seiner persönlichen Stellung zum Kanzler und aus seiner eigenen Gesamtpersönlichkeit. Wie sehr sich auch seine Widersacher bemühten, seine Tätigkeit in London durch Erzählung politischer Kolportage zu verkleinern — es blieb unanfechtbar, daß in ihm zum ersten Male nach dem Kriege ein Deutscher an das Gewissen des Auslands gerührt und daß er als erster deutscher Botschafter — nicht mit den amtlichen, aber mit den geistigen und autoritären Insignien dieses Amtes versehen — in London die schweren Türen des englischen Verstandes und Willens aufgestoßen hatte. Die Morgendämmerung schien gekommen, ein Licht war in der Finsternis gefallen. Er selbst war kühl genug, um dies nicht zu überschätzen; aber er glaubte an eine stetige Fortentwicklung der Tagwerdung und erhoffte aus der Genueser Konferenz den letzten und endgültigen Anbruch einer neuen Zeit. Hierbei mitzuwirken und an sichtbarer, äußerlich entscheidender Stelle mitzuwirken, schien ihm vielleicht Pflicht, war in Wirklichkeit Verlockung, der er verfiel. Kühlere, ferner stehende und nicht mit persönlicher Leidenschaft in die Verantwortung verstrickte Beobachter erkannten die innere und äußere Gefahr, wenn Rathenau, der von den Interessenten gehaßte, von Tollköpfen verfehmte Propeller einer von Deutschland noch unverstandenen Politik, als Minister des Auswärtigen in das von allen Spießerinstinkten bewachte und umlauerte Auswärtige Amt einzog und die Italienfahrt wagte, von der er nur als Sieger oder als toter Mann heimkehren konnte.

Mit der Ernennung Rathenaus zum Außenminister war es entschieden, daß er für eine lange Epoche der deutschen Schicksale und für ihre nächsten schwersten Stunden nicht zu konservieren war, daß der große Wert seiner Persönlichkeit und Eigenart einmal in dem großen Tiegel der inneren Kämpfe oder des internationalen Spiels verschmelzen würde, in dem immer Minister geopfert werden müssen, nur Persönlichkeiten verschont bleiben können. Ein Berliner Journalist, dem alle Winde um die spürige Nase wehen, schrieb, als Rathenau zur Heimreise von Genua rüstete: „Alle nicht, die wiederkehren, mögen sich des Heimzugs

freuen, an den häuslichen Altären kann der Mord bereitet sein." Diese Kassandra des Zeitungsbrettls wußte nicht, wie schaurig sich ein Monat später alles erfüllen sollte, aber es steckte in dem Zitat die richtige Erkenntnis, daß Rathenau nach dem Ausgang der Genueser Konferenz als ein Opfer der Politik fallen werde, für die er als Diener und Priester sich hätte bewahren sollen. Schon in Genua umgaben ihn die Schatten seines politischen, nicht seines physischen Todes. (Daß der Abschluß des Russenvertrages in Rapallo, für den er nicht, oder doch nur widerwillig verantwortlich war, den Dummköpfen den Entschluß schärfte, die Maschinengewehrpistole gegen den Bolschewisten und „Schwager Radeks" zu laden, nuanciert nur die Tat ins Fratzenhafte.) Was Lloyd George in Cannes und London an Rathenau interessierte, den frei beweglichen Interpreten des deutschen Kanzlers und der deutschen Vernunftsgründe, das konnte der gefesselte Beherrscher der Weltkonferenz unter den argwöhnischen Augen Frankreichs in dem deutschen Außenminister Rathenau nicht mehr sehen. Die lockeren und deswegen fruchtbaren Aussprachen waren nicht mehr möglich zwischen dem Leiter der englischen Politik und dem offiziellen Gegenspieler, wenn auch die drückende Einsamkeit des entwerteten Mannes durch den frischen und loyal gewährten Kredit des Kanzlers gemildert wurde, in dessen parlamentarischer Stellung der englische Premierminister verwandte und unmittelbar verwendbare Legitimation achtete. So war es schon in Genua klar, wie auch die letzten Ergebnisse der Konferenz sein mochten, ob der dort schon sich anzeigende Sturz Lloyd Georges und damit der Sieg der politischen Betreibung der Reparation durch Frankreich sich ergeben werde, daß Rathenau seinen Lauf, in den begonnenen Bahnen wenigstens, vollendet hatte.

Seine Entwertung für die deutsche Politik wäre ein großer Verlust gewesen; aber der Lebende hätte nach neuer Sammlung und unter neuen Umständen seine Bedeutung wieder gewonnen. Sein gewaltsamer Tod tilgte in den Augen des Auslandes den politischen Fehler, den er selbst gemacht hatte, und wurde gänzlich zu Lasten Deutschlands verbucht. In dem jähen Sinken des Glaubens an Deutschland nach Rathenaus Tod dokumentierte sich noch einmal der aktive Wert seines Namens und seiner Persönlichkeit. Ein neuer grausiger Zug wird dadurch in den Mord getragen, daß er dem Ausland den Toten als eine mutwillig zerstörte politische Hoffnung erscheinen ließ, die der Lebende vorläufig nach dem Lauf der Dinge nicht mehr hätte sein können. Aber schon das Symbolische seines Namens genügte — und das ist der letzte Wertmesser für den großen Menschen auch in der Politik — um die Welt zu erschüttern und die Schalen unseres Unglücks zu füllen.

In Notizbüchern, verstreut, fanden sich diese Aphorismen und Leitsätze. Sie sind aus dem Nachlaß-Berge Rathenaus ein kleiner Teil.

Mittleren Menschen mag man den Mut loben, Edlen die Besonnenheit.

*

Sieg setzt Gegner und Krieg voraus. Wer sich nicht wehrt, ist nicht zu besiegen, aber auch nicht zu vergewaltigen. Es kommt nicht auf Entstehung von Recht und Kodifikation an, sondern auf Entstehung vom B e g r i f f des Rechten und Unrechten im Völkerdasein.

*

Der Krieg reift die Erkenntnis, daß Wirtschaft nicht Sache des Einzelnen, sondern Sache Aller ist. Das wird im Rahmen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbaues seine weitesttragende und fruchtbarste Wirkung sein. 4. 12. 1916.

*

Zweifaches hat sich geändert. Nicht jedes Volk braucht jedes, aber jedes braucht alle.

*

In dem Augenblick, wo die geringste geistige Fernwirkung erwiesen ist, ist das Reich des Geistes als wahrhafte Welt wissenschaftlich etabliert.

*

Die Gefahr der neuen Tragödie: Bilder statt Handlung, Ekstase statt Leidenschaft.

*

Jede Zeit hat zwei kontrastierende menschliche Ideale: das Zeitsymbol und sein Gegenteil, Friedrich und Werther, Bismarck und Parsifal, Napoleon und Romantik.

*

Das tiefe Wort ist nicht stark.

*

Kein Mensch kann vernünftigerweise wünschen, daß seine Individualität erhalten bleibe: er müßte denn sich seiner Entfernung vom Weltenzentrum freuen und der Liebe ermangeln.

Fortdauer können wir nur unserer reinen Essenz wünschen, die sich schon irdisch im Ewigen manifestiert hat.

*

Die Form des Kristalls ist unabhängig von der Größe. Folglich muß das Molekül die Form des Kristalls haben.

Noch immer ist es das Ideal der Sozialpolitik, Unfreie frei und Unzufriedene zufrieden zu machen. Das ist aber sinnlos und unmöglich. Das Ziel muß sein: die Selbstbestimmung der Menschen zu fördern (und somit die Quelle berechtigter Unzufriedenheit zu stillen), erstens durch Erziehung, zweitens durch Beseitigung falscher Erblichkeiten.

*

Die wirtschaftliche Erziehung der Völker: Wirtschaftsstaaten.

*

Individualität ist Einheit des Schmerzes.

*

Selbst das Chritentum beruht noch auf dem Vorstellungskreis des Opfers; freilich des intellektuellen. Eine Religion der Zukunft kann nur von dankbar Genießenden begriffen werden.

*

Zweifellos ist die Demokratisierung des Geistes. Alle arbeiten mit; für Könige ist kein Platz mehr. Noch Goethe konnte sich rühmen, daß er die Erbschaft der ganzen Literatur angetreten hatte, und er besaß das geistige Monopol von einem Dutzend Wissenszweigen. Heute ist kein Zollbreit mehr unbearbeitet; die Mechanik des Denkens ist halb entschleiert. Wenn dennoch die Welt arm bleibt, so geschieht es, weil die wahren Probleme nicht Probleme des Denkens sind.

*

Gäbe es einen Moment, wo wir Gott ganz und durchaus lieben könnten, so bräche die Welt zusammen.

*

Wer nicht glaubt, fühlt und weiß, daß tausend lebenrauschende Arterien und Nerven uns an die Gottheit knüpfen und heften: der ist kein Physiker, Philisoph und Poet.

*

Das überzeugende Recht und die hinreißende Kraft, die Jugend zu unseren Idealen von Glauben, Vaterland und Staat hinzuführen, ist uns gewonnen, sobald wir Glauben, Vaterland und Staat zur unverkümmerten geistigen und seelischen Heimat eines jeden, wes Standes und Bekenntnisses er sei, geschaffen haben. 4. 8. 1917.

*

Alle Ethik lautet: Halte dein Herz rein und folge deinem reinen Herzen. Schließe die Augen und du wirst auf einer Schnur wandeln, sofern du nicht von Furchten und Absichtlichkeiten beirrt wirst.

Analyse der Liebe aus der Psychologie des Verlustes.

*

Alle Materie (Energie) ist manifestierter Geist. Aber nicht aller Geist ist manifestiert in Materie oder Energie. Beweis: die Entwicklungsfähigkeit eines menschlichen Individuums, das ohne materielle entsprechende Vermehrung mehr und mehr Geist bis zur Gewaltaktion des Genies binden kann.

*

Ewigkeit der göttlichen Essenz. 19. 1. 07.

*

Kein Elend, Blutvergießen und Pestilenz kommt der grausamen Torheit gleich, die darin besteht, daß die Gesellschaft jährlich Tausende von Intelligenzen und Talenten unerkannt und ungenutzt verwelken läßt.

*

Nach dem Gesetz vom Grunde müßten alle Funktionen sich in symmetrischer, reiner Form abspielen. Selbst die Bewegungen der Gestirne, die Oberfläche der Erde folgen diesem Gesetze nicht, noch weniger die kleineren, am wenigsten die kleinsten Funktionen.

Ursachen können nur sein: Urstörungen, Mischungen von Welten. Vielleicht ist die Verschiedenheit der Elemente ein Zeugnis dieser Weltenmischung.

*

Gegenstand künftiger Betrachtung: Individuum als Staat und Staat als Individuum in unendlicher, auf- und absteigender Reihe.

*

Je konzentrierter die Materie, desto schwächer der Geist; je konzentrierter der Geist, desto subtiler die Materie (Mineralgehirn).

*

Viele Menschen — die Furchtmenschen alle — werden, wie die alten Fabelwesen des Wassers und der Luft, ohne Seele geboren. Nur wenigen ist es beschieden, eine Seele sich zu erwerben. — Um Erkenntnis, Freiheit, Liebe.

*

Die Seele schafft die Natur und lernt aus der Natur sich selbst erkennen. Höhere Seelen schaffen höhere Welten.

*

Wer die Ewigkeit der Seele will, der muß Sinnenschmerz und Sinnenlust vernichten. Sind diese beiden aus der Welt, so schmilzt die Menschheit in eine Seele der Ewigkeit zusammen.

Nur die Liebe ist stark, die mit Haß gemengt ist.

*

Die Erwiderung ist der volle Strom des Unfaßbaren.

*

Zwei Wassertropfen, im Strome getrennt, werden sich nimmermehr finden. Aber sie finden beide den Weg zum Meere und sind mehr als vereinigt.

*

In Gott bleibt das Abbild, die Erinnerung, die Wirkung und die Liebe: dies ist die einzige Unsterblichkeit.

Dr. JOSEF WIRTH EIN BRIEF

Der Reichskanzler a. D. Dr. Wirth hat dieser Tage aus Anlaß der Wiederkehr von Rathenaus Todestag an einen seiner vertrauten Mitarbeiter ein Schreiben gerichtet. Hier wird es — mit Genehmigung des Absenders und Empfängers — veröffentlicht.

Wie das Milieu, in dem wir Rathenau zum letzten Male sahen: sein Arbeitszimmer im Grunewald; ein hoher Raum mit spärlichen, strenglinigen Möbeln ausgestattet, auf dem Bücherschrank ein antiker Kopf, auf dem Schreibtisch neben der nach nächtlicher Arbeit abgelegten Brille politische und philosophische Werke — so war Rathenau ,der Mensch, der Politiker, die Persönlichkeit. Wie dieser Raum etwas Asketisches an sich hatte ,etwas, das an die Studierzelle eines Mönches gemahnte, so hatte auch Rathenau in seinem Wesen etwas Priesterliches; die Persönlichkeit hatte sich eine, ihrem innersten Kern entsprechende Umgebung geschaffen.

Die Vielseitigkeit dieser überragenden Persönlichkeit darzustellen ist eine Aufgabe für sich; aber alle, die den Vorzug hatten, ihn näher zu kennen und in seine Vorstellungswelt eindringen zu dürfen, haben den Wunderreichtum dieser Natur geahnt.

Rathenau war ein Sehender. Auch wenn es ihn noch so schmerzlich bewegte ,er verschloß seine Augen vor der Wirklichkeit nicht. Klar und deutlich erkannte er die Katastrophe unseres Volkes und trug auch in seinem Denken dem Unvermeidlichen Rechnung. Das schien uns, wenn wir über den verderblichen Wandel der Zeiten sprachen, immer das Mißliche unserer politischen Lage zu sein, daß die Gegner Rathenau's dem was wirklich ist und was unvermeidbar ist, keine Geltung zubilligen wollten. Es war für mich immer ein Erlebnis großen Stils, mit Rathenau Letztes in Politik, Wirtschaft und weltanschauungsmäßigem Denken zu besprechen. Wir hielten uns treue Freundschaft, verbargen uns nichts und sagten

uns in der Politik immer Absichten und Ziele. Ich bin so einer der Wenigen geworden, dem seine politischen Gedanken und Ziele zuflossen. Wenn wir so manchmal beisammen saßen in seinem Hause im Grunewald wie im gastlichen Heim seiner von ihm über alles geliebten Mutter, so hatte man auch Gelegenheit, Rathenau von der wahrhaft menschlichen Seite und in seinen letzten Gedankengängen kennen zu lernen. So wie er zu Hause war, aufmerksam und gütig gegen seine Mutter, wie gegen alle, die ihn umgaben, so war er auch wohlwollend und verständnisvoll gegenüber seinen politischen Mitarbeitern und Beratern. Wir haben 2½ Jahre politisch zusammen gearbeitet, und niemals ist über die Lippen Rathenau's ein Wort gehässigen oder lieblosen Charakters über seine Gegner gekommen. Er sah um sich herum, wie das in der Politik zu allen Zeiten und in allen Zonen üblich ist, manches Unzulängliche und viel Intrigantentum. Aber er dachte nie an persönliche Gegnerschaft und war der Auffassung, daß wenn Gegensätze vorhanden seien, sie durch Vornehmheit in Gedanken und Gesinnung zu überwinden wären. Rathenau war sachlichem Rat und Widerspruch immer zugänglich. Manches, was seinem großen geistigen Reichtum entströmte und was aus seinen feinen Händen kam, war zu hoch gedacht und gesehen, um auf dieser krummen und buckligen Erde wirksam zu werden, oder sein Gedankenflug eilte der politischen Verwirklichung um Jahre oder gar Jahrzehnte voraus. Er nahm es aber immer ruhig hin, wenn man ihm die politischen Realitäten, die auch die Volksvertretung umfassen, darlegte.

Ich bin wiederholt gefragt worden, wie er sich zum nationalen Gedanken stellte. Man muß sich natürlich zuerst fragen, was diese Frage eigentlich für einen Sinn hat. Will man damit fragen, ob das Eigenleben des deutschen Volkes, seine Einheit und Zusammengehörigkeit und die Wiedervereinigung der getrennten Brüder seinem Streben und Denken Ziel und Richtung gab, so kann ich aufrichtig und ernsthaft bekräftigen, daß für Rathenau die Freiheit der deutschen Nation und die Wiedergewinnung einer freien wirtschaftlichen Betätigung in der Welt dauernd Gegenstand des Denkens gewesen ist.

Er hatte vom Dienst am Staat, am Volke die denkbar idealste Vorstellung. Die Fragen des Gemeinwohls standen bei ihm stets im Vordergrund und der Mann ,der über die Probleme des Individuums nachsann, wandte seine Erkenntnisse auf die Problematik, mit der sein Volk während und nach dem Kriege belastet war, in reichstem Maße an. Darin lag gerade der Reiz, der von seiner Persönlichkeit ausging, daß diese Einheit seines ganzen Menschen und diese rückhaltlose Hingabe an die Aufgabe, die er sich selbst stellte ,in jedem, der mit ihm in Berührung kam, bewußt und lebendig wurde.

Die Vergangenheit der deutschen Nation und ihre Zukunft im europäischen Völkergemisch war oft Gegenstand langer Gespräche zwischen uns. Rathenau schätzte die Individualität des Menschen und ihr Ausreifen zur Persönlichkeit über alles. In der Ausbildung zur Persönlichkeit, die in der Kultur aufstrebt, die sich des Gedankenreichtums der menschlichen Geistesgeschichte bemächtigt, sie immer neu formt und weiter bildet und sie auch wertet und ausprägt im Zeitalter der Maschine, die das Leben entseelt und in seiner Selbständigkeit bedroht, fand er nicht nur sein eigenes Ziel, sondern er sah darin auch die Voraussetzung nationaler Entwicklung und Mission. Neben der Individualität und Persönlichkeit des Einzelmenschen stellte er in seine politischen Betrachtungen immer wieder die Nation. Sie war für ihn einer der Werte, ohne die die Geschichte der Menschheit sinnlos erschiene. Aber Nationen können vergehen, wenn sie der allgemeinen Entwicklung der politischen Kultur nicht Rechnung tragen, wenn sie geleitet von verstiegenen, allein nur auf Macht gestützten Zielen daherschreiten. Rathenau sah seit Jahren schon vor dem Kriege die europäische Katastrophe nahen. Er sah die Größe und Bedeutung des Krieges und wendete seine gewaltigen organisatorischen Geisteskräfte der Verteidigung des deutschen Volkes zu. Oft sprach er mit mir darüber und erzählte von den bedeutsamen Besprechungen, die er im Kriege gehabt hatte. Wir unterhielten uns aber nicht, um historische Betrachtungen anzustellen; jeder Besuch bei ihm hatte einen politischen Sinn und jedes Gespräch eine Nutzanwendung auf gegenwärtige oder zukünftige Probleme. Über viele seiner politischen Gedanken und Ziele ist aus begreiflichen Gründen Zurückhaltung geboten. Seine Gegner haben darüber Zerrbilder geschaffen, die jeden verständnisvollen Menschen mit Abscheu erfüllen müssen. Er hat manches gelesen, was ihm böswillige Menschen zugeschickt haben. Aber vornehm und ruhig legte er es auf die Seite und meinte, daß solche Torheiten politisch doch unwirksam seien. Er übersah immer, daß nicht nur das Gute und Erhabene das Leben in der Politik beeinflußt, sondern daß auch die antisozialen Werte und sogar antilogische Gedankengänge tiefe politische Wirkungen auslösen können. Auch die Politik entbehrt des „Dämonischen“ nicht. Ich sah Rathenau wiederholt in tiefstem Schmerz, wenn ihm die Welt reiner Negation oder gar das Reich des Hasses begegneten. Die Kampfansage, die er von industrieller Seite seinerzeit erhielt, hat er nie ganz überwinden können. Daß man seine Wiesbadener Verhandlungen mißverstehen konnte und daß man darin einen Verrat am deutschen Volke und an seiner Wirtschaft sah, war ihm schlechthin unverständlich. Die Sitzung des Auswärtigen Ausschusses im Reichstag, in der er seine Arbeit als Wiederaufbauminister glänzend verteidigte, und die wegen Wiesbaden gegen hn gerichteten Angriffe haben Walter Rathenau nicht nur politisch tief bewegt, sondern sie haben

seine Seele getroffen. Er wußte wohl, was Enttäuschungen sind. Daran aber, daß im politischen Leben so unerhörte Zwiespalte entstehen können zwischen dem, was ein Mann in ehrlicher Arbeit erstrebt und was die Gegner darin sehen wollen, hatte er vor dem Eintritt in die Politik wohl nie gedacht. Rathenau übte in der Politik eine Kunst, die selten ist: Er konnte alles Bittere in sich verschließen und nicht mehr davon sprechen. Aber das hinderte nicht, daß die Leiden, die ihm die Politik brachte, ihn schwer trafen. Trotzdem erwachte auch in ihm in unserem kleinen vertrauten Kreise immer wieder eine gewisse Lebensfreude. Wenn er unter Menschen war, die es wirklich gut mit ihm meinten, so konnte er fröhlich werden und heitere Dinge erzählen. So war es vor Genua wie nach Genua, und gerade während des Aufenthaltes in Genua hat er manchmal dazu beigetragen, entstandene politische Spannungen und Verdrießlichkeiten durch seine überlegene geistige Art überwinden zu helfen. Eine Fahrt mit ihm durchs deutsche Land gehörte zum Köstlichsten, was ich erlebt habe. Er schilderte mir unter anderem auf einer Fahrt seinen siebenjährigen Aufenthalt in Bitterfeld, wo er angefangen hatte, seine theoretischen Kenntnisse auf chemischem Gebiet mit Hilfe von aufgenommenen Krediten durch Gründung und Ausbau von Fabriken zu verwirklichen, und er zeigte mir auch von fern ein turmartigesl Gebäude, in dem er Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Dann war er nicht mehr der verschlossene einsame Mann, wie er so oft in den letzten Jahren geschildert worden ist; er war einigen seiner Mitarbeiter gegenüber ein aufgeschlossener, offen denkender Politiker. Wir durften auch Zeuge kindlicher reiner Äußerungen seiner gütigen Seele sein. Wer mit ihm am Tische seiner von ihm so verehrten Mutter zusammen gesessen hat, wo er sie mit heitersten Gesprächen unterhielt, wo er mit ihr scherzte und lachte und wo kleine Unvollkommenheiten des Lebens von ihm geschickt benutzt wurden, um ein fröhliches Tischgespräch in Fluß zu bringen, der weiß, daß er trotz aller Einsamkeit seines Geistes im Reiche des Wirklichen und des rein Menschlichen sich wohl gefühlt hat.

Rathenau wollte den Wiederaufbau, den Wiederaufbau Deutschlands und Europas. Schon bald, nachdem ich die Leitung des Finanzministeriums übernommen hatte, wurde Rathenau mir ein treuer Berater. Bei dem Umfang seiner Kenntnisse und der geistigen Weite seiner Persönlichkeit mußte er für die großen Fragen der deutschen Politik praktisch herangezogen werden. Oft wurde er von uns gerufen, und dieser Ruf genügte, um es ihm als seine Pflicht erscheinen zu lassen, zu kommen und seinen Rat zur Verfügung zu stellen.

Es war nicht verborgen geblieben, daß Rathenau zu meinen Beratern gehörte, und da er für viele unter der Firmierung „Geist“ existierte, genügte dies, um den Verdacht und Widerstand gewisser

Kreise hervorzurufen. Trotzdem gelang es mir, die Heranziehung Rathenau's zu der Konferenz von Spaa durchzusetzen. Auf den einsamen Höhen von Spaa, auf den Spaziergängen durch die weiten Wälder öffnete sich uns der ganze Weitblick dieses Mannes. Die Lage der deutschen Delegation war schwierig und gefahrvoll, die Atmosphäre war so tief beunruhigt, daß das Reparationsproblem nicht einmal berührt wurde. Rathenau hatte geraten, das Reparationsproblem schon in Spaa anzufassen und mit einer großen Geste den alliierten Staatsmännern über den Tisch hinweg ein großzügiges deutsches Angebot zu machen — ein Schritt, zu dem es leider nicht gekommen ist. Denn Rathenau's Politik war die Politik des Zuvorkommens und der praktischen Leistungen, weil er der Auffassung war, daß nur durch praktische Leistungen eine Pazifizierung Europas herbeigeführt werden und nur durch tatsächliche Leistungen die Notwendigkeit einer Milderung der deutschen Verpflichtungen evident gemacht werden könnte.

So blieben die Verhandlungen in Spaa auf die Kohlenfrage und die Frage der Entwaffnung beschränkt, beides Lasten und Forderungen von tragischer Bedeutung. Aber auch hier hat Rathenau der deutschen Sache gute Dienste geleistet, und er war es auch, der in der Stunde der Entscheidung durch seinen Rat und Einfluß bei der deutschen Delegation die Gefahr der Invasion des Ruhrgebiets zu beseitigen geholfen hat. Ihm war der Gedanke einer Katastrophenpolitik im Sinne von alles oder nichts fremd, weil von einem Volk noch weniger als von einem Individuum gelten darf, daß es sich selbst aufgibt.

Nach dem Londoner Ultimatum versuchte ich, Rathenau für die Übernahme einer verantwortlichen Stellung als Minister zu gewinnen. Es schien mir unmöglich, daß einer der besten Köpfe Deutschlands, ein Mann, der wie kein zweiter die Zusammenhänge der nationalen Wirtschaft und der Weltwirtschaft kannte und der im Ausland Kredit besaß, der Regierung nur als Berater nahestehen, nicht aber als verantwortliches Mitglied angehören solle. Es war für Rathenau ein schwerer Entschluß, ein Amt zu übernehmen; ich glaube zwar, daß ihm der Eintritt in die Regierung an sich lag; an einen Menschen seines Ausmaßes mußte einmal über kurz oder lang die Frage der Übernahme einer politischen Verantwortung herantreten. Aber die Loslösung von der ihm lieben Welt, der mehr kontemplativen Tätigkeit, ist ihm nicht leicht gefallen.

Er schien mir bei seinem starken Vermögen der konstruktiven Erfassung der Probleme der berufenste Wiederaufbauminister zu sein, und wenn er das Amt übernahm, so dachte er wohl auch dabei, von dieser Stelle aus die gesamte Außenpolitik zu beeinflussen, ja ihr sein geistiges Gepräge zu geben. An dieser Stelle darf wohl auch angefügt werden, daß Rathenau vor Übernahme des Amtes sich der

Zustimmung seiner industriellen Freunde versicherte. Er legte Wert darauf, auch als der Repräsentant der großen deutschen Industrie in das neue Amt zu gehen, weil er gewillt war, bei seinen Amtsfunktionen dem Ausland gegenüber seine industrielle Vergangenheit für das Vaterland fruchtbar zu gestalten.

Er erkannte die Bedeutung der Industrie als eines politischen Faktors an; leider hat er nach dem Wiesbadener Abkommen bei der deutschen Industrie starken Widerstand gefunden und mußte das unpolitische Verhalten der deutschen Industrie in seiner ganzen Tragik kennen lernen. Die heftigen Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, waren eine große Enttäuschung in seinem Leben. Er hat selten darüber gesprochen, wie tief ihn dieser Widerstand traf, aber das Gefühl, mißverstanden und verkannt zu werden ,verleidete ihm seine politische Tätigkeit. Dies war wohl der innere Grund dafür, daß er sich nach der verhängnisvollen Entscheidung über Oberschlesien wieder in seine wirtschaftliche Wirksamkeit zurückzog.

Seine Freunde und jeder, der die Tätigkeit Rathenau's in der Regierung kennen gelernt hat, wußten, daß dieser Rücktritt nur ein provisorischer sein würde. Rathenau selbst hielt seinen Schritt wohl für etwas Endgültiges und war für den Wiedereintritt in das neue Kabinett erst dann zu gewinnen, als er selbst die Überzeugung hatte, daß das ihm zugewiesene Amt eine volle Auswirkung seiner Persönlichkeit zuließ.

Meinem Drängen gab er endlich nach und übernahm das Außenministerium, das objektiv für ihn die Stelle war, von der aus er alle seine Fähigkeiten entfalten konnte. Für den Posten des Außenministers brachte er wie keiner die nötigen Vorbedingungen mit: Große Kenntnis des Auslandes und der in ihm maßgebenden Personen, Einfühlung in fremde Mentalitäten, universelle Betrachtungsweise, wirtschaftliches Prestige, persönliche Würde. Mit wahrem Feuereifer warf er sich auf seine Ministergeschäfte; und es ist typisch für seine ehrliche und ethische Arbeitsweise, daß er sich in der ersten Zeit sämtliche Eingänge vorlegen ließ, um auch in die Maschinerie eines großen Amtes schnell einzudringen und sie zu beherrschen. Der Tag hatte keine Grenzen für ihn, und man konnte fast sagen, daß er wie ein Gelehrter arbeitete, wenn man nicht wußte, daß er darüber den großen freien Blick und die Gebärde des Weltmannes nicht verloren hat. Das Große dieser Persönlichkeit zeigte sich besonders in Cannes, wo er die Lage Deutschlands vor dem internationalen Forum in selbst von den Gegnern anerkannter, hinreißender Rede improvisiert darstellte, zeigte sich aber vor allen Dingen in Genua, wo er das zum ersten Mal nach dem verlorenen Kriege im Völkerkonzert vertretene Deutschland würdig repräsentierte; seine Person gehörte zu den wenigen Aktiva der deutschen

Politik in Genua. Wer diese Konferenz mitgemacht hat, weiß, was dies bedeutet. Ich brauchte nur an die Reaktion zu denken, die in manchen Kreisen der Konferenz durch den Rapallovertrag ausgelöst wurde, eine Reaktion, deren Wirkung Rathenau mit unerschütterlicher Würde und Ruhe und zuletzt mit voller Wirkung parierte. Jeder Teilnehmer der Konferenz wird an jene denkwürdige Schlußsitzung denken, in der Rathenau seine bekannte, mit dem Ruf „Pace, Pace!" schließende Rede hielt, die begeistertsten Beifall auslöste und selbst Widerstrebende in ihren Bann zwang. Jeder deutsche Teilnehmer hatte das Gefühl des Stolzes, Deutschland so würdig vertreten zu sehen.

Rathenau war sich der Schwierigkeiten der deutschen Außenpolitik wohl bewußt und niemals hat er geglaubt, daß die Entwicklung in Europa in kurzer Zeit in eine andere Richtung gedrängt werden könne. Aber eines war mit seiner Hilfe erreicht worden: eine allgemeine politische Entspannung, ein Wachsen der Erkenntnis vom guten, ehrlichen Willen Deutschlands! Er wußte, wie wir alle, die wir uns mit diesen Dingen beschäftigen, daß man nur Schritt für Schritt vorwärtskommen kann, und daß es eine langwierige Aufgabe ist, Deutschland politisch und wirtschaftlich frei zu machen. —

Ich hatte, als sich sein tragisches Schicksal schon der Erfüllung zuneigte, ihn auf manches aufmerksam gemacht, was ihm schaden könnte. Ich erinnere mich noch an einen Abend, an dem ich ihm mit aller Aufrichtigkeit sagte, daß seinem Leben Gefahr drohe. Ich schilderte ihm kurz die Gefahr und bat ihn, nun doch endlich die Maßnahmen über sich ergehen lassen zu wollen, die notwendig seien, um ihn zu schützen. Meine Mitteilungen waren ernsthaft. Eine Minute lang stand der Mann wie versteinert vor mir; er stellte an mich nur eine kurze Frage. Ich gab ihm aufrichtigst Antwort; dann versank er in ein kurzes Nachdenken. Dann plötzlich mit der heitersten, gütigsten Miene, indem er mir beide Hände auf die Schultern legte ,sagte er mir, er danke für die Mahnung und die Warnung, aber er glaube nicht daran.

Seinen Optimismus und Glauben an die Menschen hat er mit dem Tode bezahlt. Unbegreifliches Geschehen, daß dieses Gehirn, das Deutschland noch so viel hätte helfen können, daß dieses Herz, das voll Liebe zum Vaterland schlug, von Kugeln aus der Hand politisch Unmündiger zerfetzt werden mußte, die selbst wiederum ein Opfer der geistigen und sozialen Verwirrung sind, in die Deutschland seit dem Kriege geraten ist.

Die Kugel hat seinen lauteren Absichten und seinem starken Können ein frühzeitiges Ende gemacht. Seit seinem Tode liegt ein Schatten über Deutschland und der Welt, und man hat den Eindruck: bereits zurückgelegte Strecken müssen wieder von vorn begangen werden.

Schon jetzt steht fest, daß alle Juden, welche mit Ernst machendem Leben der Indogermanen in Berührung kommen, demselben unterliegen. Bisher ist noch kein Jude, der griechische Philosophie, deutsche Geschichte, deutsche Musik von Herzen studiert hat, Jude geblieben, und keiner der so dem Judentume Entfremdeten darf behaupten, daß ihm nicht alle wirklich deutsche Herzen freudig und dauernd warm entgegengeschlagen hätten: selbst dann schlugen sie ihm entgegen, wenn er als eine andere Kordelia das von einem neuen Lear geforderte Wort, allerdings zu seinem äußeren Tode, nicht sprach. Judenknaben entwickeln sich in einer deutschen Schule, falls ihnen ein sie liebender deutscher Lehrer gegenübersteht, und die Klasse von deutschen Kindern einiger Begabung und einiger Sonnenhaftigkeit besucht ist, allemal sogar in ihrer äußeren Erscheinung vom Judentume weg, das in ihnen erst dann wieder die Oberhand gewinnt, wenn sie als Erwerbende in den Kreis ihrer Nation zurücktreten oder in reiferen Jahren von ihnen fremden Deutschen zurückgestoßen werden. Mischehen liefern deutsche Nachkommenschaft, sowie der deutsche Teil der Ehe mehr als preußische Durchschnittsware und der deutsche irgend einem nicht spezifisch jüdischen Lebensinhalte zugewandt ist, so deutsche Nachkommenschaft, daß die nicht Wissenden gar nicht daran denken, in diesen Mischlingen nicht rein deutsche Kinder vor sich zu haben.

Nicht jeder Jude ist begabt genug, mit indogermanischer Wissenschaft und Kunst auf Du und Du zu kommen: und mancher, der begabt genug dafür wäre, kommt mit jenem garnicht in Berührung. Aber mit einzelnen Deutschen kommt jeder Jude in Berührung. Sind wir so leuchtend wahrhaftig, so warmer Liebe voll, so ruhig besonnen, so emporatmend zu der großen Heimat droben, wie wir sein können, tragen wir das Herz in den Augen; es wäre nicht gut, wenn unter dem tauben Gesteine, unter dem verschüttet die Judenseele ächzt, sie uns nicht spüren, von sich selbst nicht frei, nicht unser werden sollte. Es ist das Glück guter Menschen, daß sie durch ihr bloßes Dasein einen Tempel um sich bauen, in dem der Stumpfeste andächtig, der Härteste weich wird. Meint Ihr wirklich, daß, wenn Deutschland solcher Menschen voll wäre, nicht auch Israel anbeten, nicht seinen Adonai, der uns ein Götze ist, sondern unsern Gott anbeten würde?

Deutschland ist nun einmal das Herz Europas. Können die Konservativen Preußens in der angegebenen Weise die Aufgabe, das Judentum zu zerstören, für Preußen lösen, so ist sie für Europa gelöst. Und gelöst muß sie werden, sonst wird Europa zu einem Totenfelde.

In dem Maße, in welchem wir Wir werden, werden die Juden aufhören, Juden zu sein. Wir können aber nur dann Wir werden,

wenn das preußische Unterrichtswesen mit seinem Gregarinentume, dies Unwesen, nicht Wesen ,welches nur darum allezeit mit der unchristlichen Christlichkeit buhlt, weil es heidnisch ist, und aus Feigheit in einer von dem Evangelium beschienenen Welt die Farbe der Gegend anzunehmen sucht, mit Stumpf und Stiel ausgerottet sein wird, wenn wir an die Stelle von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit die drei anderen Prinzipien gesetzt haben werden: das Recht zu werden, was zu werden Gott uns aufgab, Ungleichheit, welche allein einen polyphonen Satz ermöglicht, Gotteskindschaft.

(Aus Paul de Lagarde: Deutscher Glaube
Verlag Eugen Diedrichs, Jena.)

HERMANN STEHR

ERINNERUNG AN WALTHER RATHENAU

An diesem Tage, da zum erstenmal
das Jahr sich zu dem Grabe wieder schwingt,
in das das Schicksal blutig dich gestürzt,
trägt das Erinnern einen Traum mir zu,
mit dem mich, Schlafbefangnen, in der Nacht
der Geist der Freundschaft ahnungsvoll berührte,
eh' du von Mörderhänden schuldlos fielst.

Denn tiefer lebt das Leben seine Wahrheit
im Traumesspiel der Nacht oft, wenn die Flucht
des äußern Daseins stille steht und leise
der körperlose Tanz vor unsrer Seele,
die Schlaf nicht kennt, den Gang zukünft'ger Zeit
mit schwankenden Gestalten rätselnd deutet.

Ich ward' vom Traum aus einem übersonnten
Gebüsch in einen kleinen, kahlen Raum
geführt, der niedrig war und wenig Licht
von einem engen Fenster, mehr schon Spalt,
erhielt, daß alles drin in halbem Dämmern,
wie in der Zeit des tiefen Abends schwamm.
Und eh' ich durch die niedre Tür mich bückte,
griff ich besorgt hinauf nach meinem Scheitel,
als müßt' ich von dem Schimmer einen Hauch
mir in dies gnadenlose Dunkel retten.
Der Schatten übertäubte meinen Blick,
daß ich die Augen senkte, nicht zu fallen.
Und als ich sie erhob, sah einen Mann
ich auf dem einz'gen rohen Bänklein sitzen,
der mit den Armen auf die Knie sein Haupt
so stützte, wie der Schmerzbelad'ne sich
dem tiefen Kummer gramvoll überläßt.

Er hatte einen Kopf, doch nicht zu sehn,
wenn auch vorhanden, und sein Leib
war ebenso nur schemenhafte Luft,
in meinem Geist gewisser als von mir.
Nur Arm' und Beine traten, angestrengt
und stählern, so ins Auge, als ob sie
an übermenschenschwerer Last sich mühten.
Ihn sehn und schreckhaft wissen, wer es sei,
war eins. Und eben wollte sich der Ruf
mir von der Zunge schnellen: Lieber Freund,
bist du's, der sieghaft sonst und lächelnd eilte
durch dieses Daseins feindesvolle Gassen?!

Da hob er sich empor und mit dem Antlitz,
das nicht war, betrachtete er bitter
und durch und durch mißtrauisch prüfend mich,
der zagend an der Tür noch stand, daß ich
die Stirne wieder senkte vor dem Gram,
der in den geisterhaft gehauchten Zügen
lag wie die Nacht in düsterem Gewölk.
Nachdem er eine Weile so mit Blicken
augenlos und Ausdruck ohne Antlitz
geprüft mein Wesen, fing er an zu reden:
„Ich steh und kämpf' auf dem gestürzten Wall
des trümmervollen Vaterlands, der Feinde
Vernichtungswillen vor mir, hinter mir
Argwohn, ja Mißmut jener, die mich riefen:
und du sitzst still und sinnst in deiner Klause
mit einem Herzen, das mir mäkelnd folgt
und mit Vertrauen, das auf halbem Weg
zu mir umkehrt wie ein enttäuschter Bote."
Und nun sprach er von Not und Mühe seiner
Arbeit, von seinem Werk der Hoffnung, von
dem Glauben an den Wiederaufstieg Deutschlands,
von seinem Ziel, das nicht die Sucht nach Ruhm
und Reichtum, sondern nur die Pflicht der eignen,
der tiefsten Seele, ihm gesetzt, und immer
ward unterbrochen der beschwingte Strom
der Worte von dem trauervollen Ausruf:
„Und du, mein Freund, sitzt still und fern
und wägst mein Tun in zweifelhafter Brust!"

Da ließen sich mein aufgewühlter Geist,
bedrängte Treu und Liebe nicht mehr halten,
und was die Mannesscham mir nie erlaubt
im Leben hätte, brachte ich im Traume fertig,

ich ließ ihn in den Falten meines Herzens
die Schrift des Glaubens und Vertrauens lesen,
die seine Taten sich dort eingezeichnet,
und schloß beteuernd, daß nicht etwa blinde
Freundschaft mich unter die Verehrer führe
der Taten seines mutvoll scharfen Geistes,
daß vielmehr mit mir die besten Deutschen
ihn als den kund'gen Fährmann durch das Chaos
der wilden Zeit in Dankbarkeit begrüßten.

Doch als ich so geendet, saß er noch
gebeugt und blickte schweigend, in Gedanken
zu Boden sinnend, um schwermütig dann
und bitter vor sich hinzumurmeln: „Ja . . .
ja, ja! Allein, mein Freund, ich bin ein Jude!"

„Ein großer Jude ist ein großer Mensch, und vor
dem höchsten Auge gibt es Christen nicht
und Heiden nicht, noch Juden. Rief die Seele
dich, dann wisse, hat dich Gott gerufen!"

Kaum hat ich dies zu ihm gesprochen,
so sprang er auf wie einer, der zum Letzten
entschlossen ist und packte glücklich mit
der großen, warmen Rechten meine Hand
und preßte sie von Herzen und ergriffen.
Da wars auf einmal licht um uns. Verschwunden
war das gnadenlose, dunkle Zimmer
und wir standen in der Weltallsweite.
Kurz wie ein Blitz ging dies Erhellen auf
und sein Erlöschen riß den Traum jäh fort
in die gestaltenlose Nacht des Schlafs.

Als ich am andern Morgen spät erwachte,
ging noch mein Herzschlag stürmisch-flutend,
und meines Freundes lebenswarme Hand
fühlt' ich leibhaftig noch in meine liegen.

Zwei Stunden später sank zerfleischt er unterm
Granatwurf seiner Mörder in den Tod.

— — — — — — — — — — —

Ein Hauch ist unser Leben zwar, der über
den Spiegel unsrer ew'gen Seele huscht;
doch wehe den, die hassen! Ihnen baut
der Fluch den Weg und Schande setzt ihr Denkmal.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juniwoche

Wie kam es zum letzten Marksturz? Der „Tag" vom 12. Juni, Nachtausgabe, weiß es seinen Lesern in Fettdruck zu erklären. Es waren „Markabgaben auf französisches Diktat von Moskau her, die zu einer neuen Markflaute führten." Zu dieser Mitteilung ist nur noch hinzuzufügen, daß der Börsenkommissionär, der die Markabgaben auf französisches Diktat von Moskau her durchführte, Scheidemann hieß und daß damit nur wiederum ein Passus aus dem bekannten Geheimtestament des Weisen von Zion, Walther Rathenau, vollstreckt wurde.

Frage aus dem Leserkreis: Warum enthaltet Ihr Euch jedes Wortes über die letzten deutschen Reparationsangebote und über die Garantieofferten der deutschen Industrie? Antwort: Es gibt Lagen, in denen Reden nur schadet! Das deutsche Angebot ist ein fait accompli, sein Schicksal ist nur noch von Pariser, Londoner und Brüsseler Erwägungen abhängig, nicht mehr von irgendwelcher innerdeutschen Auseinandersetzung. In diesem Augenblick kann Kritik nichts mehr ändern, nichts mehr bessern, nichts mehr nützen, sie wäre höchstens dem Vorwurf ausgesetzt, der Gegenpartei Argumente geliefert zu haben. Nicht anders steht es, vorerst, mit den Garantieofferten, die faktisch trotz allem einen integrierenden Bestandteil des deutschen Angebots ausmachen. Hier sind sie nicht erwähnt, im Gegenteil: in der Note und in mancher parallelen Verlautbarung ist erklärt, die Garantie werde gesetzmäßig stipuliert werden, was ja nichts anderes heißen will, als daß sie auch über die sogenannten freiwilligen Anerbieten der beteiligten Kreise hinausgehen könne. Aber bei dem Einfluß, den die deutsche Industrie tatsächlich auch auf die Gesetzgebungsmaschine ausübt (— ein Einfluß, der von den Deutsch-Völkischen bis zu den Demokraten ziemlich alles beherrscht —) wird auch ein Gesetz schließlich nicht viel anders aussehen können, als das freiwillige Angebot — dieses Maximalangebot wird also überall in der Welt auch als Maximum dessen angesehen werden, was in der Praxis maximal dekretiert werden könnte. Das Garantieangebot ist somit, obwohl in dem Regierungsmemorandum nicht erwähnt, ja, fast dementiert, de facto doch ein Bestandteil des Memorandums. Damit ist es auch für den Augenblick der Debatte entrückt und es bleibt höchstens ein Wort über den Zustand zu sagen, der dahin geführt hat, daß Industriewillen und Gesetzgebungswillen hierzulande tatsächlich als identisch betrachtet werden müssen. In einem Hefte, das dem Namen Walter Rathenaus gewidmet ist, läßt sich diese Erscheinung sehr präzise in die Formel fassen, daß sie den vorerst endgültigen Sieg des Politikertyps Stinnes über den Politikertyp Rathenau dar-

stellt. Es ist kein Zweifel, daß wir Wirtschaftskenner, Wirtschaftspraktiker, Wirtschaftsvorausschauer, ausgerüstet mit dem Wissen um alle ökonomischen Verflechtungen und Abhängigkeiten, ausgerüstet mit hundertfältigen persönlichen Beziehungen, in der politischen Leitung brauchen. Aber was wir ferner brauchen, ist, daß diese Wirtschaftspolitiker von dem Augenblicke an, in dem sie Politiker werden, nur noch objektive, nicht mehr subjektive Wirtschaftler sind, daß sie zwar ihre Erfahrungen, nicht aber ihre Interessen in die Politik herübernehmen. Rathenau ist das letzte Beispiel für den Typus eines Menschen, der, am Gipfel industriellen Machterbes angelangt, mit dem Augenblicke seines Eintritts in die Politik alle Erwägungen, Verkettungen und Egoismen seines bisherigen Tätigkeitsgebietes nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich abstreifte, der in keinem Bezug mehr Milliardär, Elektromagnat, AEG-Herrscher bleibt, sondern sein Handeln und Unterlassen nach völlig anderen Gesetzen als denjenigen geschäftlichen Eigenvorteils und privatwirtschaftlicher Interessenreste orientiert. Stinnes (dessen überwältigender Einfluß auf die Gesetzgebungsmaschine schon aus der einen Überzeugung erhellt, wieviele Abgeordnete sich eigentlich in wirtschaftlicher Abhängikeit von ihm befinden!) — Stinnes ist das Gegenbeispiel, er ist so-ziemlich der klarste Typus eines Menschen, für den Politik und Privatwirtschaft ein einziges Konglomerat bilden, in dessen Organisation das politische Kontor nur auf dem nämlichen Flur liegt, wie die Büros soundsovieler anderer Zweigverwaltungen. Es ist der Fluch der deutschen Politik von heute, daß sie faktisch beherscht wird von einigen Mächten, für die sie nichts anderes ist, als ein Neben- und Hilfsrad im größeren Uhrwerk ihrer Konzern„belange". Der Typus Stinnes, daran ist kein Zweifel, hat über den Typus Rathenau vorerst absolut gesiegt. Aber man wird ja sehen (oder hat schon gesehen!), wie er sich, dessen neuestes Produkt das Garantieangebot ist, in der politischen Praxis eines machtentkleideten Volkes bewährt! Und wenn man es genugsam gesehen und teuer genug gezahlt haben wird, wird man schließlich vielleicht doch noch die Kraft aufbringen, sich diese furchtbare Perversion nicht mehr gefallen zu lassen.

Der „große Unbekannte" ist für jeden Kriminalisten ein Zeichen, daß die Sache nicht stimmt. An die Sache mit dem großen Unbekannten wird man erinnert, wenn man die geheimnisvollen Erklärungen liest, die aus Kreisen der P h ö n i x - Verwaltung über die holländische Transaktion dieser Gesellschaft offiziell und offiziös den Blättern übergeben werden. Das Tage-Buch steht dem Problem der sogenannten Überfremdung seit jeher anders gegenüber als die Mehrzahl der deutschen Wirtschaftspolitiker, es ist überzeugt, daß der Einstrom fremden Kapitals in die deutsche Wirtschaft sich gegenwärtig gar nicht vermeiden läßt, daß diese Form

der Bereinigung unseres Passivsaldos weniger gefährlich ist, als die Form der Markverkäufe, daß eine Überfremdung übrigens auch in Form ungeregelter Aktienkäufe fortwährend stattfindet, und daß diese, von niemandem gehinderte und auch unhinderbare Form viel geringere Gewähr für den Einstrom halbwegs äquivalenter Gegenwerte in die deutsche Wirtschaft bietet als die Abstoßung geschlossener Anteilspakete auf dem Wege der Verhandlung. Unseres Erachtens also ist der Einstieg ausländischen Kapitals in ein deutsches Unternehmen für gewöhnlich ein Faktum, daß nur die Gesellschafter dieses Unternehmens, nicht aber die große Öffentlichkeit angeht, für das also keine populären Rechtfertigungen notwendig sind. Zu solch nüchterner Auffassung darf man sich ohne Gefahr aber noch immer nicht bekennen, man hilft sich also, indem man die nüchternen Tatbestände mit romantischen Geschichten derart verbrämt, daß sie auch den romantischeren Gemütern schmackhaft erscheinen. Die Phönix` läßt also herummunkeln, es sei irgend etwas mit unnennbaren französischen Absichten los gewesen und rechnet damit, daß der Franzosenschreck allein genügen werde, das fälschlich Unpopuläre dennoch populär zu machen. Als dies nicht genügt, deutet sie „gewisse Schwierigkeiten aus der gegenwärtigen politischen Situation“ an, für den Fall, daß man den Kredit der Holländer nicht durch Aktienüberlassung, sondern durch Hypothekeneintragung gesichert hätte. Auch über die Konsequenzen der Transaktion spricht man sich aufmunternd aus, sie seien ungewöhnlich interessant, aber leider sei es unmöglich, sie „in der Öffentlichkeit gegenwärtig ausführlich zu beleuchten“. Der große Unbekannte, meine Herren, von dem seit hundert Jahren bekannt ist, daß er in Wirklichkeit niemals existiert. Aber wozu das alles, wozu die Maskierung? Wäre es nicht besser, endlich einmal ganz offen von der Vulgär-Phrase abzuweichen und sich dazu zu bekennen, daß wir ausländisches Kapital brauchen, daß Industriebeteiligungen nicht schlimmer sind als die Auslandsanleihen, nach denen wir schreien, und daß es auf nichts anderes ankommt, als auf den Preis, der bezahlt wird? Hier allerdings scheint bei der Phönix der Hase im Pfeffer zu liegen —: der Preis für die Holländer scheint wirklich zu billig. In dieser Hinsicht aber wird der große Unbekannte, der im vorigen Zusammenhang nur ein wenig albern war, direkt eine Zumutung und eine Rechtswidrigkeit. Denn da es ein Aktienrecht gibt und da die Teilhaber einer Unternehmung, hier Aktionäre genannt, einen Anspruch darauf haben, zu wissen, was mit ihrem Unternehmen vorgeht, kann es einen großen Unbekannten in dieser Hinsicht nicht geben. Entweder man ist willens, ein Aktienrecht mit der Pflicht zur Verantwortung anzuerkennen, dann kann kein großer Unbekannter entgegengenommen werden; oder man ist willens, den großen Unbekannten zu akzeptieren, dann kann man nicht mehr vom Aktienrecht reden. Man muß sich, gerade weil solche Fälle sich häufen, entscheiden.

GLOSSEN

ANNA WITTE

Anna Witte verkauft Papier und Schreibgeräte in der Hardenbergstraße 42, in der Nähe der technischen Hochschule, in einem bescheidenen, aber reichlich mit Waren versehenen Laden, den man einen „gutgehenden" nennen kann. Sie packt Papier, Reiszeug, Umschläge, Bleistifte, Stahlfedern und Ansichtskarten in alte Nummern der „Deutschen Zeitung", der „Deutschen Tageszeitung", bestenfalls der „Deutschen Allgemeinen Zeitung".

Also hängt an der Glastür ihres Ladens eine schwarz-weiß-rot umrandete Einladung zu einem Vortrag des Herrn Jürgen von Ramin; also sind im Schaufenster Ansichtskarten nationalen Charakters zu sehen, angefangen vom Bild einer patriotischen Alt-Heidelberg-Ruine bis tief hinunter zur Photographie des Kronprinzen. Der ist übrigens in verschiedenen Situationen vorhanden: wie er zum Beispiel das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend am Strande sitzt und auf das Meer sieht; und wie er, in schlichtem Zivil, mit redlichem Aug' in eine von Rosner komponierte Wirklichkeit blickt, durch Memoiren geläutert und Republikanern der Deutschen Volkspartei sogar sympathisch. Anna Witte verkauft auch Photographien von Prinzessinnen, rührenden Hohenzollernkindern, rheinischen Bergwerken, deutschen Flugzeugen und im Heeresbericht der Kriegsjahre genannten Flugzeugführern. Die Gesinnung der Meßter-Woche erfüllt das Schaufenster der Papierhändlerin Anna Witte.

Sie arbeitet redlich von neun Uhr früh bis sieben Uhr abends — mit einer mittäglichen Unterbrechung von anderthalb Stunden. Ich sagte: redlich — weit und breit fand ich keinen Papierhändler, der Faberstifte noch zu 350 M. verkaufte. Die meisten Papierhändler haben sich an die neuen Preise rascher gewöhnt, als an die neue Staatsform. Wenn Beschränktheit die Voraussetzung reaktionärer Gesinnung ist — Anna Witte entschuldigt zumindest der Mangel kaufmännischer Pfiffigkeit, schließlich ist sie eine Papierhändlerin.

Frauen dieser Art tragen immer diese Kleidung: ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid mit Potsdamkragen, einfach geglättetes Haar und eine freie Sittlichkeitsstirn. Es ist eine betonte Abkehr von Eitelkeit und den Torheiten weiblichen Wesens. Es ist ein Protest gegen die sündhafte Verirrung der modernen Frau und die Tendenz, sozusagen ein nicht leuchtendes Beispiel deutscher Frauentugenden zu sein. Nur die Prinzessinnen dürfen Abendkleider mit Ausschnitt tragen. Der schlichten Bürgerin ziemt der Stehkragen. Solche Frauen kenne ich: ich sah sie in den Vortragssälen, in denen Professor Brunner sprach, in den Sonntag-Nachmittagsaufführun-

gen der Calderon-Gesellschaft und manchmal in den Zügen, die nach Potsdam fahren. Nur in Deutschland sieht man diese Kleider, diese Frisuren, diese Moral auf Kosten des guten Geschmacks.

Es stecken meist anständige Menschen in diesen Kleidern. Sie haben nur das Unglück, auf Grund unseliger Verwechslungen unsympathisch zu sein. Sie glauben, Rückständigkeit wäre deutsche Treue; Stolz auf eigene Untertänigkeit wäre nationaler Stolz; Antisemitismus wäre Vaterlandsliebe; ein nationalistischer Mörder wäre ein Siegfried.

Und so geschah es mit der Papierhändlerin Anna Witte. Sie sammelte für den Rathenaumörder Ernst Werner Techow. Sie wurde verurteilt, und sie wird wahrscheinlich vom Präsidenten Ebert begnadigt werden. Denn sie ist eine Papierhändlerin, sie lebt von den Ansichtskarten, von den Hörern der technischen Hochschule, sie liest die „Deutsche Zeitung“, sie trägt eine entstellende unweibliche, antiweibliche Mode — sie ist bestraft genug.

Gewiß tat ihr der junge Techow leid, der zu ihren Stammkunden zählte. Sie ist eine einsame Frau, sie hat sich nie vorteilhaft angezogen, ihre Moral hat sie immer gezwungen, Propaganda gegen ihre eigene Weiblichkeit zu treiben. Sie hat nicht viel Liebe erlebt, spät und ganz anders entwickelten sich ihre Gefühle für die Hörer der benachbarten technischen Hochschule. Eine späte, karge Romantik. Sagen wir: es war Mütterlichkeit.

Sie spricht nicht viel, sie ist mißtrauisch gegen fremde Besucher, sie lebt mißtrauisch und verbittert, beschränkt und ehrlich, arbeitsam und enge in dieser neuen Welt. Man lasse sie weiter, zur Strafe, Ansichtskarten des Kronprinzen verkaufen. Einen Vortrag des Jürgen von Ramin ankündigen. Und an dieser falschen Romantik zehren, die heute die deutsche Studentenschaft mit schäbigem Glanz umhüllt.

Josef Roth.

BERLINER KARIKATURISTEN

Wenn man durch das Bahlsen-Haus (Kurfürstendamm 243) hindurchgeht, gelangt man in ein Gartengebäude; da befindet sich im ersten Stock der deutsche Offiziersbund und im Erdgeschoß wimmelt es von Zeichnungen, die vom Dr. Kreitner offiziell und gratis zu allgemeiner Betrachtung ausgestellt sind.

Heinrich Zille wird wahrscheinlich nur deshalb von der zünftigen Kritik nicht für voll und ganz genommen, weil er an Witzblättern mitarbeitet. Das ist typisch deutsch. Wer nicht unentwegt in pathetischem Ernst macht, ist eo ipso zweitrangig. Dösköppe. Schon der Name Karikaturist schließt eine ernste, sachliche Wertung aus. Gottseidank. Hoch Knackfuß, Thoma, Doepler, Stassen, Zumbusch, Wilhelm! Bei Zille wird nicht Spalier vor der Gesinnung gebildet, sondern Mütter stillen (sieben Stück auf einem Blatt) und Kinder zeigen ihren Nackjen oder machen Huckepack und Frauen sind welk und morbid und von Reizwäsche

keine Spur. Wo viel drauf ist, wird er schwach. Und eben dies ist die Stärke Fritz Wolffs, der dort schwach wird, wo wenig drauf ist. Die Rückkehr von der Parade oder Das Ostseebad Klein-Kleckersdorf sind Wolffs artigste Leistungen. Mit Abeking kann ich nicht viel anfangen; er ist mir zu konstruktiv und zu trocken. Zum Exzentrik langts nicht, und für amerikanischen Geschmack hinwiederum ist er zu primitiv (weil nicht primitiv genug). Sein Gegenpart heißt Fritz Koch-Gotha, und repräsentiert derselbe die gute alte Zeit, vaschtehste. Eigentlich wird ihm alles unter der Hand zum Idyll. Eine „Homer-Stunde" weckt sehnsuchtsbange Zähren nach verflossenen Zeiten, wiewohl sie bestimmt ironisch gemeint ist. Aber über die sanft verklärende Ironie kommt Koch nicht hinaus; und sogar Themen, die nach satirischer Erledigung lechzen, schrumpfen ihm zu behaglichen Stillleben ein. Ferner ist Mühlen-Schulte vertreten, der Meister der knappen Geschichtchen. Er wirkt ganz und gar als schmissiger Autodidakt, und was er leistet, ist nett und lustig. Walter Trier haut ihn tot. Die von Kurt Pinthus zur Reichspräsidentin gekürte Henny Porten, Einstein und Pipindranath, Knasta Pielsen und Chopin alias Chaplin und der arrogant aufgeputschte Knallfred Err zieren die Wände. Doch das Leckerste ist eine Wagner-Phantasie vermittels Guido Thielscher und Fritzi Massary. Und mag man das alles längst in den „Lustigen" gesehen haben — hier erblickt man's zum ersten Male. Denn die Originale allein atmen persönlichen Duft.

Den Clou schießt George Grosz ab, der hier als Monumentum Germaniae gesondert erscheinen wird.

Vor einem knalldeutschen Männerkopf des George Grosz (System: „Die Fresse der herrschenden Klasse") stand eine Dame und sprach zu ihrem Begleiter (wo weiße Gamaschen nicht ohne Anstand tragen tat): „Hier atmet doch jeder Strich deutsche Energie!"

So ist's. *Hans Reimann.*

TISCH MIT BÜCHERN

L o t h a r B r i e g e r : D a s G e n r e b i l d. D i e E n t w i c k l u n g d e r b ü r g e r l i c h e n M a l e r e i. Mit 195 Bildern. (Delphin-Verlag, München.) Die zünftige Meinung über das Genrebild ist immer mit einem leichten Achselzucken begleitet, weil das Hervorkehren des Anekdotischen ihm etwas Spielerisches, auf Witz, Pointe und Spießigkeit Zugeschnittenes gibt. Brieger zeigt aber den Revers auf, das wahrhaft künstlerische Antlitz einer Gattung, die durch ihre krassen Außenseiter lächerlich gemacht wurde. Das Genrebild ist ihm Ausdruck einer bürgerlichen Kunst, die das Wirkliche zum Idealen glorifiziert. Der historische Weg, den er einschlägt, überzeugt davon. Vor allem bringt sein gescheidter und feiner Excurs einen

Einblick in die Wandlung aus religiöser in profane Kunst, aus Göttlichkeit in die Umwelt, aus Aristokratischem ins Bürgerliche — das bedeutet nichts anderes als im Künstlerischen das Erlebnis aller historischen Wandlung zu reflektieren.

Ivan Bjarne: Freudenhaus. Aus dem Schwedischen von Hugo Greinz. (E. P. Tal & Co.-Verlag, Wien.) Sie täuschen sich: es sind keine Enthüllungen fesselloser Orgien, keine Schmökereien, die einem Arteriosklerotiker das entschwundene Reich seiner Lüste wieder hervorzaubern sollen. In einem halben Dutzend Novellen geht der Reigen von Frauen vorüber, der ein russisches Bordell belebt, aber Frauen in ihrer menschlichen, seelischen Zeichnung — so wie sie in dieses Haus kommen, wie sie noch Gedanken und Träume für eine andere Zukunft haben, wie sie mit fremdem Schicksal sich verflechten, ins Gleichgültige abgleiten, wie sie Beglückung in eine kleinstädtische Dumpfheit bringen, etwas Blühendes für einen Knaben bedeuten und klanglos ins Nichts verschwinden. Die Typen haben Farbe, Umriß, Bewegung. Das macht zusammen eine Welt für sich aus, in der ein stiller Humor gilt. Natürlich kann es anderswo anders sein, brutaler, gemeiner. Aber Bjarne will wohl sagen, daß hier genau soviel Anstand, Leben, Moral oder Unmoral herrscht wie allenthalben.

K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 23):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

UPTON SINCLAIR - JOHN DOS PASSOS - ANNA MEYENBERG - JOHN DOS PASSOS

UPTON SINCLAIR • ANNA MEYENBERG • JOHN DOS PASSOS • UPTON SINCLAIR • ANNA MEYENBERG • JOHN DOS PASSOS

WERKE VON UPTON SINCLAIR

Übersetzt von Hermynia zur Mühlen

DAS BUCH DES LEBENS

Band I: Das Buch des Geistes
Band II: Das Buch des Körpers u. der Liebe
Band III: Das Buch der Gesellschaft

à Band: Halbleder 8,50, Ganzleinen 4,80, Pappband 2,50

Das Buch eines Menschen, der lange und viel gelebt hat und jene Sprache spricht, die jedem vertraut und allen verständlich ist. **„Die Aktion.“**

Es wäre ein Glück, wenn alle zu diesem Werke greifen würden. Es ist ein zeitgemäßes, weises und ehrliches Buch. **„Der Hausarzt.“**

HUNDERT PROZENT

Roman mit 10 Lithographien von George Grosz, Geschenkbd. 8,50, Pappbd. 4,50

Sinclair ist der heldenhafteste Publizist der 200 000 000 Amerikaner. **„Volk“, Jena.** Sinclair weiß seinen Gedanken eine intensive Lebendigkeit zu geben. Seine Gestalten sind Blut- u. Fleischmenschen ohne literarische Schnörkel. Die messerscharfen Zeichnungen sind würdige Illustrationen zu den aufrüttelnden Kapiteln. **„Temesw. Volksbl.“**

MAN NENNT MICH ZIMMERMANN

Geschenkband 8,—, Halbleinen 5,50, Pappband 3,20, broschiert 2,50

Die schlichte Sprache des Romans wirkt stark u. strömt die wahre Lebensatmosphäre aus. **Manfred George i. d. „B. Z.“** — Der Roman kann nur mit der Phantasie des genialen Malers James Ensor verglichen werden. **„Kölner Mittagsblatt.“** — „Man nennt mich Zimmermann“ ist für uns Europäer von größtem aktuellen Interesse, zeigt es doch Amerika von heute, so wie es ist und wie man es sich gewöhnlich nicht vorstellt. Man kann ihn den amerikanischen Zola nennen. Das Buch ist mit so großartiger Einfachheit dargestellt, daß es mit zu den besten Dichtungen in ganz großem Format gehört. **„Volkswacht.“**

JOHN DOS PASSOS / DREI SOLDATEN

Übersetzt von Julian Gumperz.

Geschenkband 8,—, Halbleinen 7,50, Pappband 4,50, broschiert 3,50

This novel gives to Amerikan literature a document as pitiful and vivid as those which Barbusse and Latzko have been giving to Europe. **„The Nation.“** — Für die künftige amerikanische Literaturgeschichte wird der Roman von Dos Passos eine Art von Grimmelshausen'schen Simplicissimus sein. **„New Yorker Staatsztg.“** — Der Rekord der amerikanischen Romanliteratur. **„Prager Tageblatt“, Prag.** — Der amerikanische Barbusse, er heißt John Dos Passos. Man wird sich diesen Namen merken müssen. **„8 Uhr Abendblatt.“** — Ein wundervolles Kunstwerk, geschrieben in unvergleichlicher Technik, in einer klaren, knappen, trefflichen Sprache. Man liest das Buch, in guter deutscher Übersetzung präsentiert, zweimal, dreimal und ist stets wieder ergriffen, entzückt, fortgerissen. **„Berliner 12 Uhr-Blatt.“** — Nun ist Julian Gumperz' ausgezeichnete Übersetzung herausgekommen. Die Lektüre bestätigt, daß die Sensation, die das Werk in Amerika erregte, berechtigt war. **„Das Tagebuch.“**

ANNA MEYENBERG / VON STUFE ZU STUFE

Geschichte einer Frau. Geschenkband 11,—, Ganzleinen 9,—, Pappband 4,50

Ein Buch, das in der Frauenwelt ein ungeteiltes und brennendes Interesse finden wird. **„Die Welttribüne“, Hamburg.** — Wenige Bücher hinterlassen einen derart starken Eindruck beim Lesen wie die Geschichte dieser Frau. **„Westfälische Allgem. Ztg.“** — Ehe sie sich versah, war meine Frau ganz an das neue Buch „Von Stufe zu Stufe“ gebannt und wenn ich nicht nach Stunden gemahnt hätte, morgen ist auch noch ein Tag, so hätte die Mitternachtsstunde sie noch lesend im Bett gefunden. **H. Leid in der „Hamburger Volkszeitung“.**

Grundzahl × Buchhändlerschlüssel = Ladenpreis.
Ausland 1 Grundmark = 70 Schw. Cent.

DER MALIK-VERLAG / BERLIN W 9

ANNA MEYENBERG • UPTON SINCLAIR • JOHN DOS PASSOS • ANNA MEYENBERG • UPTON SINCLAIR • JOHN DOS PASSOS

UPTON SINCLAIR - JOHN DOS PASSOS - ANNA MEYENBERG - UPTON SINCLAIR


CARUSO

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juniwoche

Wäre Europa nicht so grauenhaft zerspalten, so hätte der 19. Juni 1923 bei allen Völkern unseres Erdteils als Nationalfest begangen werden müssen. Denn an diesem Tage waren es 300 Jahre seit der Geburt von Blaise Pascal, den Nietzsche als den „einzigen logischen Christen" bezeichnete und der — ein Fixstern — am Himmel der Philosophie leuchtet und nicht der Philosophie allein. Die Franzosen verehren in Pascal den Schöpfer ihrer Prosa. Uns anderen Europäern bedeutet er mehr. Denn daß es in diesem armseligen Erdteil überhaupt so etwas wie einen „gemeinsamen Geist" gibt —, dieses Wunder ist das Werk Pascals. In die nebelverhangene Zukunft Europas nehmen wir sein Wort mit: „Die Gegenwart ist niemals unser Ziel. Vergangenheit und Gegenwart sind unsere Mittel. Unser Ziel ist einzig die Zukunft."

Die New Yorker Zeitschrift „Nation" erzählt, daß der Kannibalismus bei den Papuas nun ausgestorben sei. Und in Europa?

Schon bei den ersten Nachrichten über die bulgarische Militärrevolution mußte man stutzig werden. Sie kamen sämtlich aus Italien. Anscheinend waren dort bereits unmittelbar nach dem bulgarischen Putsch alle Einzelheiten bekannt. Nachher zeigte sich wirklich, daß der Nachrichtendienst der italienischen Presse — besonders der fascistischen — trefflich gewesen war. Neuerdings erfährt man, daß in der Genesis dieser jüngsten Revolution italienisches Geld eine große Rolle gespielt hat. Der kleinbäuerlich-sozialistische „Erfüllungspolitiker" Stambulijski hatte die Herstellung freundnachbarlicher Beziehungen zu den alten Feinden Griechenland und Serbien erreicht, nachdem er mit der Abrüstung Ernst gemacht und auf eine Unterstützung der mazedonischen Irredenta verzichtet hatte. Eben deshalb war er den mazedonischen Bandenführern und den auf die Straße gesetzten Offizieren verhaßt. Eben deshalb war er auch dem Fascisten und Italiener Mussolini zuwider. Freilich, die einseitig kleinbäuerliche Politik Stambulijskis allein hätte nicht genügt, Mussolini in Bewegung zu setzen. Mussolini ist denn doch zuvörderst Italiener, dann erst Fascist. Da aber Italien auf keinen Fall eine Entlastung der serbischen Ostfront wünscht, so benützte Mussolini die Miß-

stimmung der Mazedonier und der entlassenen bulgarischen Offiziere, um das Regiment Stambulijski zu beseitigen. Mit Bewunderung sehen unsere deutschen Fascisten auf den neuesten Streich ihres Maestro Mussolini. Nur vergessen sie, daß er der einzige Ententeminister war, der in öffentlicher Kammersitzung Deutschland zur Beseitigung des passiven Widerstandes aufforderte. Es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

In Haus Doorn empfing Wilhelm II. einen Trupp Leipziger und Marburger Werkstudenten, die in holländischen Städten deutsche Mysterienspiele aufgeführt hatten. Der lange verhaltene Redequell sprudelte wie vor dreißig Jahren, als wir herrlichen Zeiten entgegengeführt wurden:

„Sie kennen doch von Goethe den Faust? Glauben Sie, daß ich schon einmal eine befriedigende Darstellung gesehen hätte? Vor allen Dingen der Mephisto wird total falsch aufgefaßt. Immer sieht man in ihm eine Art Harlekin und Zirkusclown. Sonderbar, daß gerade dieser große Geist so mißverstanden wird. Die Berliner Bühnen haben da noch nichts geleistet. Habe oft selbst die Absicht gehabt, den Faust zu inszenieren, leider fehlten mir meist die rechten Schauspieler."

Wie schade! Wären die rechten Schauspieler da gewesen, so hätte Wilhelm II. den Faust inszeniert, und Georg von Hülsen hätte inzwischen mit seinem dicken „Silbastrahl" das Deutsche Reich regiert. Was hätte aus Max Reinhardt, was aus der Berliner Bühnenkunst überhaupt werden können, wenn man Wilhelm II. und seine Theaterpläne richtig verstanden hätte! Immer sieht man in ihm eine Art Harlekin und Zirkusclown. Sonderbar, daß gerade dieser große Geist so mißverstanden wird.

Die Deutsch-Völkischen verbreiten das Märchen, die Elberfelder Kriminalpolizei habe die rechtzeitige Befreiung Schlageters dadurch verhindert, daß ein Leutnant Heinz — der die Befreiung ausführen sollte — im Elberfelder Gefängnis zurückgehalten worden sei. Dagegen ist zu erinnern: Alle Erzählungen über Schlageters Ende stimmen darin überein, daß er nicht aus der französischen Haft befreit werden wollte, damit seine französischen Wächter nicht für seine Flucht bestraft würden. Wie reimt sich das zusammen: „Schlageter wollte nicht befreit werden" und: „Schlageter konnte nicht befreit werden?" Ist es in Deutschland bereits so weit gekommen, daß man, nur um der Hetze gegen einen mißliebigen Minister willen, in einem Atemzug von ein und derselben Sache sagen darf, sie sei weiß, aber sie sei schwarz —, ohne daß auch nur einige Millionen Menschen den logischen Widersinn merken? Nun erklärt aber der Leiter der Elberfelder Kriminalpolizei, Leutnant Heinz hätte ihm nichts über einen Befreiungs-

versuch für Schlageter gesagt. Dagegen habe Heinz seine eigene Freilassung gefordert, indem er drohte, von gewissem Material Gebrauch zu machen, das der Reichsregierung unangenehm sein würde. Mit dieser Drohung ist — nach dem Wortlaut des Gesetzes und nach der Praxis des Reichsgerichts — der Tatbestand einer strafbaren Beamtennötigung gegeben. (§ 114 Reichs-Straf-Gesetzbuch und Band 46, 106 der Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen.) Darf man fragen, ob die Staatsanwaltschaft von Amtswegen die Anklage aus § 114 erhoben hat? Und wenn nein: Was gedenkt der Herr Justizminister in dieser Angelegenheit zu tun?

In gewissen Blättern wird immer lauter die Umwandlung des passiven Widerstandes in aktiven gefordert. Immer wird dabei an 1813 erinnert, obwohl heute sämtliche Voraussetzungen fehlen, die damals gegeben waren. Ist die Hoffnung unbescheiden, daß bei „aktivem Widerstand" die Herren Ludendorff, Wulle, von Graefe, Henning und ähnliche in vorderster Linie Auge in Auge gegen die Franzosen kämpfen würden?

Bei der zweiten und dritten Beratung des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind im Reichstag so viel unfreiwillige Lächerlichkeiten zum Besten gegeben worden, daß ein Übelwollender das Reichshaus mit einem Kabarett hätte verwechseln können. Einige weibliche Abgeordnete der Volkspartei — nicht der Deutschen, sondern der Bayerischen natürlich — hatten beantragt, die Prostitution überhaupt zu bestrafen. Wir wollen nicht so indezent sein zu fragen, woher diese Damen ihre Kenntnisse über die Prostitution genommen haben. Daß sie niemals etwas Ernsthaftes darüber gelesen haben, daß ihnen weder Parent-Duchatelet noch Iwan Bloch bekannt wurden —, ist sicher. Denn sonst hätten unsere weiblichen Abgeordneten wissen müssen, daß jeder Versuch, die Prostitution durch Bestrafung der Prostituierten auszurotten, zu allen Zeiten gescheitert ist — sogar damals, als Ludwig XI. von Frankreich den Prostituierten die Nase abschneiden ließ, um ihnen die Ausübung ihres Gewerbes „abzugewöhnen". Immerhin wissen wir so viel, daß bisher alle Apostel der Keuschheit das Laster erst aus tiefster Kenntnis des Lasters verdammten. Und der keuscheste von ihnen, der heilige Aloysius, hatte immerhin die Hölle des Fetischismus durchschritten, ehe dieser Heilige ein Heiliger wurde. Es hieße, unsere weiblichen Abgeordneten tödlich beleidigen, wollte man ihnen unterstellen, daß sie die Tugend aus tiefster Kenntnis des Gegenteils propagieren. Aber da es sich um sehr fromme Damen handelt, darf man sie vielleicht fragen, ob sie einmal darüber nachgedacht haben — wofern die Ausübung ihres Mandats Zeit dazu ließ —, warum Christus den Pharisäern sagte: „Die Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn Ihr."

Am 18. Mai hat das deutsche Volk die Jubelfeier in der Frankfurter Paulskirche begangen zum ehrenden Gedächtnis des ersten deutschen Parlaments; am 17. Juni jubilierte die fünfundsiebzigjährige Kreuzzeitung. Noch im Jahre 1908 bezeichnete dieses Blatt den 30. Juni als seinen Geburtstag. An seiner Spitze hieß es damals: „Die Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung blickt heute zurück auf 60 Jahre des Kampfes unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes mit dem Wahlspruch: Vorwärts mit Gott für König und Vaterland." Damals zählte sie vom regelmäßigen Erscheinen an. Heute von der Ausgabe der ersten der drei Probenummern an, die ihm vorangingen.

Unter dem angegebenen Wahlspruch ist die Kreuzzeitung nicht ununterbrochen erschienen. Am 12. November 1918, nachdem der Thron zusammengebrochen war, hatte sie ihn durch die Worte „Gott mit uns" ersetzt. Der König war verschwunden. Erst am 20. Februar 1921 nahm sie den alten Wahlspruch wieder auf. Graf Westarp, ihr Redakteur, einer der deutschnationalen Parteiführer, hat erklärt, sie habe an der Monarchie festgehalten und in den ersten Tagen der Gewaltakte gegen nationale Organe die Änderung nur vorgenommen auf Grund einer Meldung des Schlußredakteurs. In derselben Nummer vom 20. Februar 1921 erschien ein Protest des Betriebsrats der Druckerei gegen Behauptungen, als sei die Redaktion vom Setzerpersonal zu der Änderung gezwungen worden:

> „Sämtliche Setzer der Druckerei und auch die derzeitigen Mitglieder des Arbeiterausschusses versichern auf das Bestimmteste, daß von den Setzern ein solches Ansinnen niemals gestellt wurde, auch nie der Versuch gemacht worden ist, einen Einfluß auf die redaktionelle Leitung der Zeitung zu gewinnen."

Dazu bemerkte die „Kreuzzeitung", in den Revolutionstagen 1918 habe ihr damaliger technischer Schlußredakteur dienstlich gemeldet, „nach der Haltung eines Teiles des technischen Personals sei bei Fortbestehen der Widmung „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland" das Erscheinen unseres Blattes in Frage gestellt." „Da unser Schlußredakteur die Richtigkeit seiner Auffassung auf das Bestimmteste behauptete . . . so entschlossen wir uns zur Weglassung der Initialen . . . Wenn Graf Westarp und zwei andere Reichstagsabgeordnete im Reichstag schlechthin von den Setzern gesprochen haben, so hatte dies seinen Grund wohl darin, daß den Herren bei ihren Äußerungen die technischen Einzelheiten eines Druckereibetriebes nicht gegenwärtig waren. Verlag und Schriftleitung nehmen gern und mit Genugtuung von der loyalen Erklärung der Setzer Kenntnis. Es scheint also, als ob unser damaliger Schlußredakteur, der allein in persönlicher Verbindung mit dem technischen Personal unserer Lohndruckerei stand, unter dem Eindrucke

einer, aus den Zeitumständen freilich nicht unerklärlichen, Erregung gestanden und seine dienstliche Meldung auf Grundlagen aufgebaut hat, die nicht mit genügender Sachlichkeit geprüft waren."

Aber, woher kommt es, daß Verlag und Schriftleitung zu dieser sachlichen Prüfung die ganze Zeit vom 13. November 1918 bis zum 20. Februar 1921, zwei und ein Viertel Jahre, brauchten? Erst nach mehr als siebenundzwanzig Monaten fand die „Kreuzzeitung" die Zivilkourage, das — wie Graf Westarp preist — „sachlich niemals preisgegebene Panier" wieder auszuhängen.

*

Zuerst ausgehängt wurde es im „tollen Jahr". In den Aufzeichnungen Ludwig von Gerlachs, des alten Rundschauers und bedeutendsten Mitarbeiters der „Kreuzzeitung", ist schon vom Juni 1847, also noch vor der Revolution, zu lesen: „Plan eine konservative Zeitung durch Wagner schreiben zu lassen, weshalb dieser nach Berlin." Später hat Gerlach hinzugefügt: „Erster Keim der Kreuzzeitung. Wagener seit dem März in Magdeburg beim Oberlandesgericht und Konsistorium." Hermann Wagener war Assessor, Gerlach Erster Präsident des Oberlandesgerichts in Magdeburg, Bruder des diensttuenden Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. Unter dem 19. Juli 1847 erwähnt Gerlach ein gedrucktes Rundschreiben, worin Fürst Radziwill, O. Bismarck (der spätere Kanzler) und Herr von Werdeck zur Zeichnung von Aktien zu einer „ständischen Zeitung" auf der Basis religiöser Neutralität auffordern. Am 26. März 1848 schreibt Gerlach einen flammenden Aufruf gegen die Revolution für Bismarck, worin die Benutzung der Presse befürwortet wird. Am folgenden Tage notiert er: „Verhandlung mit Wagener wegen Übernahme des Volksblattes — zuletzt Anstoß an seinem Irvingianismus." Bismarck verlangte für den Aufruf den Zusatz: „Keine Reaktion", während Gerlach darauf bestand, daß es gerade auf Reaktion ankomme. Ebenso wollte Bismarck die „Bereitwilligkeit großer Opfer" in den Aufruf aufgenommen wissen. Weniger als Ludwig von Gerlach erwärmte sich für die Zeitungsgründung sein Bruder Leopold, der General. Worte würden nicht helfen; mehr als tausend Taler werde er nicht geben. „Jede Zeitung bringt neue Übel." Aber am 22. April schreibt Ludwig Gerlach bereits: „Bei Leopold in Potsdam, im Gasthof zum Bären, definitive Verabredung der Zeitung." Ludwig Gerlach hatte den Titel „Das eiserne Kreuz" und die Devise „Mit Gott für König und Vaterland" vorgeschlagen. Aber das eiserne Kreuz wurde als Titel zu auffallend gefunden und als Vignette beliebt. „Daraus ist", so setzt Gerlach hinzu, „die lähmende Inkonvenienz entstanden, daß die Zeitung, über welcher mit fetter Schrift „Neue Preußische Zeitung" steht, gleich darunter immer wieder hat bitten müssen, man möge sie aber doch nicht so nennen, sondern Kreuzzeitung."

Wagener siedelte nach Berlin über und übernahm die Leitung des Blattes. Und Gerlach schreibt weiter: „Mit dem 1. Juli erschien die Kreuzzeitung. Nr. 1 eröffnete sie mit einem Artikel von mir, welcher darlegte, wie der nunmehrige Premier Hansemann selbst in einer früheren Schrift den Unsinn der Kopfzahlwahlen bewiesen habe. Zugleich erschien in den ersten Tagen der Kreuzzeitung die erste meiner Rundschauen, die dann monatlich bis Juli 1853 und von da ab vierteljährlich von mir fortgesetzt wurden."

Eingehende Mitteilungen über die Gründung der Kreuzzeitung hat auch Hermann Wagener in seinem Buch „Erlebtes" gemacht. Er erzählt, daß er durch Gerlach nach Magdeburg kam, durch seine Mitarbeit am „Rheinischen Beobachter" als Journalist bekannt wurde und im April 1848 mit den Gerlachs verhandelte. Beteiligt waren an der Gründung und dann „leitendes Komitee" neben den Gerlachs die Grafen Voß und Finckenstein, Baron Senfft von Pilsach und Herr v. Bethmann Hollweg, der spätere Kultusminister Wilhelms I. In der Einladung zur Beteiligung wurde eine Summe von insgesamt zwanzigtausend Talern als nötig bezeichnet, aufzubringen durch Aktien zu hundert Talern. Im Programm des Blattes wurde ausgesprochen, „daß wir nur in der Stärke und Macht Preußens die Einheit und Selbständigkeit des deutschen Gesamtvaterlandes nach Innen wie nach Außen gesichert sehen." Also grundsätzlich gegen „dreifarbige Begeisterung"; schlechthin schwarz-weiß. Und zugleich reaktionär bis auf die Knochen.

*

Unter Wagener war Redakteur des Teils, der unter der Überschrift „Zuschauer" erschien, Hermann O. Fr. Goedsche. Wagener berichtet von ihm, daß er mancherlei royalistische Plakate verfaßt, die Demokratie lächerlich gemacht, später vielgelesene Romane geschrieben habe — „ein sehr gewandter Schriftsteller". Der Historiograph der Kreuzzeitung, Paul Alfred Merbach, war in einem Aufsatz vom 1. April 1923 ehrlich genug, zu bekennen, daß Goedsche in seinen Romanen „reichlich skrupellos" war und ganze Teile aus andern Büchern einschaltete, ohne die Quelle zu nennen, daß Heinrich Leo, der Hallenser Professor und fleißige Mitarbeiter des Blattes, in einem Brief an Varnhagen von Ense von dem „Troß im Zuschauer, dieser queue de canaille" sprach, und selbst Ludwig von Gerlach notierte: „Der Zuschauer war unter den treffenden Witzen oft so gemein und boshaft, daß es mich ganz unglücklich machte, mein Bruder Otto mit dem ganzen Blatt nichts zu tun haben wollte und Hengstenberg, der Herausgeber der (stockkonservativen) „Evangelischen Kirchenzeitung", Erklärungen dagegen in Aussicht stellte . . ." Varnhagen kommt in den Tagebüchern öfter auf den Zuschauer zu sprechen, er findet ihn langweilig, plump, frech, gemein, garnicht mehr zu lesen, und bemerkt noch im Juli 1855, daß Goedsche eigentlich nur für die unsaubere Arbeit angenommen ist."

Merbach gibt selbst zu, daß Goedsches Rolle im Prozeß Waldeck „nicht völlig einwandfrei" war, daß seine Arbeit unter die Zensur des Redakteurs Beutner gestellt wurde und Mitte März 1851 vorübergehend ganz aufhörte. Damals war eine gepfefferte Flugschrift gegen ihn erschienen, die, nach Merbach, „doch wohl manches Wahre enthalten wird." Es gehe daraus hervor, daß Goedsche (früher Postbeamter) sich nicht mit seiner Kreuzzeitungs-Stellung begnügte, sondern als Inhaber eines Spirituosengeschäfts einen einträglichen Handel betrieb und daneben noch als Sekretär des Vereins für König und Vaterland sowie als Inhaber eines Norddeutschen Theaterbureaus tätig war." Demnach ist in Merbachs Aufsatz zu lesen, daß Goedsche „erst Ende 1874 seine Beziehungen zur Kreuzzeitung löste."

Unter den Mitarbeitern anderen Kalibers steht in der ersten Reihe Otto von Bismarck-Schoenhausen, der dazumal nicht ahnte, daß er einst, von der Kreuzzeitung beharrlich angegriffen, das Anathema gegen sie schleudern würde. Graf Westarp erzählte am Tag der Wiederaufrichtung des alten „Paniers", in den Geschäftsräumen der „Kreuzzeitung" werde noch das Schreibpult aufbewahrt, an dem der Junker von Bismarck „in den allerersten Jahren ihres Bestehens bei ihr mitgearbeitet hat."

*

Was war das mit Goedsches Rolle im Prozeß Waldeck? Der Geheime Obertribunalrat Waldeck, Mitglied des höchsten Gerichtshofs, Führer der Demokratie in der preußischen Nationalversammlung, wurde verhaftet, sechs Monate in Unterschungshaft gehalten, des Hochverrats angeklagt und vom Geschworenengericht freigesprochen. Der Vorsitzende Taddel nannte den Prozeß „ein Bubenstück, ersonnen, einen Mann zu verderben." Wer hatte es ersonnen? Die Hauptbelastungszeugen waren Ehren-Goedsche und sein Busenfreund Ohm, ein Handlungsgehilfe, der bei einer Haussuchung einen Brief des Abgeordneten d'Ester der Polizei in die Hände gespielt hatte. Dieser Brief war eine so dumme und plumpe, selbst unorthographische Fälschung, daß der Untersuchungsrichter sie sofort erkannte. Der Brief sollte an Ohm gerichtet sein als den teuersten Freund d'Esters und enthielt, in roter Tinte geschrieben, allerlei dummes Zeug über Waldecks angebliche Verschwörerei. Ohm ließ den Brief in seinem Schlafrockärmel finden und sich getrost anklagen. Nach Waldecks Freisprechung erhielt Ohm, der Polizeiagent, Geld von einem „Unbekannten" und verschwand. Vorher aber hatte sein Verteidiger, weil ihm schien, die Anstifter wollten seinen Klienten im Stich lassen, drohend gesprochen von den „unenträtselten Unbekannten, die wie Geister durch dieses Drama schweben." Wagener erzählt in seinem Buch, daß er einmal von einem Offizier v. M. in Uniform überfallen und blutig geschlagen worden sei. Er schreibt den Namen nicht aus. In Wahrheit war

der Täter ein im Prozeß Waldeck fälschlich genannter Leutnant von Mauschwitz, der auf das Bureau der Kreuzzeitung ging und die unenträtselten Unbekannten enträtselte. Alle Welt sah dort den Ursprung des Bubenstücks. Die Kreuzzeitung aber erklärte, daß nur die schlechte Leitung des Prozesses an dem „höchst parteiischen Schluß“ schuld sei. Bei richtiger Leitung hätten alle Entlastungszeugen „mit auf die Anklagebank gebracht werden müssen“. Der Geheime Justizrat Taddel und der Oberstaatsanwalt Sethe wurden gemaßregelt, der König schrieb an den Ministerpräsidenten v. Manteuffel: „Lieber Otto, ich brauche einen Gerichtshof, der verurteilt,“ die politischen Prozesse wurden den Schwurgerichten entzogen, und Herr von Gerlach, selbst Oberlandesgerichtspräsident, eiferte für die Absetzbarkeit der Richter. Denn „das Benehmen des Gerichts ist über alle Begriffe ... und daß er (Waldeck) nun sofort im Obertribunal seinen Sitz einnimmt, ist doch mehr, als man ertragen kann,“ hatte Bruder Leopold an den Rundschauer geschrieben. Worauf der höchste Gerichtshof des Landes sich so weit erniedrigte, Waldeck das Ausscheiden aus dem Amt anzusinnen.

*

Eine Anzahl der „Rundschauen“ Gerlachs sind auch in Buchform erscheinen; sie sind ein Zeugnis für die Taten der „kleinen, aber mächtigen Partei“, die sich um die Kreuzzeitung gesammelt hatte. Jeder Einheitsdrang, jeder blasseste Liberalismus galt als Revolution. Die Schmach von Olmütz wurde verherrlicht als Gipfel höchsten Glanzes seit den Hohenstaufen. Vor dem Selbstherrscher aller Reußen kroch die Kamarilla mitsamt der ganzen Vendée knechtselig im Staube. Den Prinzen von Preußen, der öffentlich erklärte, er werde sich nie zur Kreuzzeitung bekennen, denunzierte das Blatt — wie Gerlach von der Tribüne — als Freimaurer, was so viel wie Revolutionär und Feind des Christentums bedeutete. Denn freilich, der Prinz war für die Annahme der Kaiserkrone gewesen, die dem König aus der Paulskirche entzgegengebracht wurde; er hielt es bei der Orientkrisis mit den Westmächten; er schwamm nicht, wie die Kreuzzeitung, im Fahrwasser unduldsamer, verfolgungssüchtiger Orthodoxie in Kirche und Schule. Die Kreuzzeitung war derart anmaßend, daß selbst der König gelegentlich über sie in Zorn geriet — denn für sie galt das Wort „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut“ — und daß Hinckeldey, der Polizeigewaltige, sie mit Beschlag belegte. Etliche Male. Auch wurde ihr mit Entziehung des Postdebits gedroht. Die Konflikte häuften sich so, daß Wagener von seiner Stellung zurücktrat. Aber er blieb Mitarbeiter, bis, wie er selbst berichtet, Herr von Nathusius-Ludom die Redaktion übernahm. Das war 1872. Die ganze Reaktionszeit blieb er ihre Seele ,im innigen Einvernehmen mit Gerlach, Leo, Hengstenberg, Stahl. In der Tat Stahl. Der getaufte Jude

aus Bayern war der geistige Führer des preußischen Junkertums, der die Reaktion in ein System brachte, der grundlegende Theoretiker des „christlichen Staates". Nach ihm nannte sich die äußerste Rechte im Herrenhaus, wo sie seine Marmorbüste aufstellte. Unter dem 12. Dezember 1852 schreibt Ludwig von Gerlach in sein Tagebuch: „Diner Stahl zu Ehren, dem ein Tafelaufsatz mit einer Säule übergeben wurde, welche die Inschriften trug: „Autorität, nicht Majorität" und „5. März" (Tag von Stahls Rede . . .)." Überflüssig, zu sagen, daß die Kreuzzeitung darum nicht weniger in Antisemitismus machte und einen Juden suchte, der die Autorschaft einer Schrift wider die Juden übernehmen sollte. In diesem Punkt ist sie sich nicht immer ganz treu geblieben. Zwar hielt sie ihre Überlieferungen so ziemlich die drei Vierteljahrhunderte aufrecht, war für das Tivoliprogramm der Konservativen von 1892, das den Antisemitismus dogmatisierte, war mit Stöcker ein Herz und eine Seele, machte aber doch einmal einen rollenwidrigen Seitensprung, um die Wende 1910, wo sie schrieb, der antisemitische Passus im Programm lasse sich nicht mehr rechtfertigen:

„Sind doch auch im Judentum konservative Kräfte lebendig und wirksam, wie uns die erfreuliche Tätigkeit zahlreicher jüdischer Männer im praktischen Leben, in Wissenschaft und Kunst täglich zeigt, während die im Judentum so auffallenden destruktiven Kräfte sich leider in ihrem Maße auch bei rassereinen Deutschen entwickelt haben."

Doch diese Anwandlung von Schwäche ging schnell vorüber; die Kreuzzeitung kehrte zu ihrer Jugendliebe zurück, ist heute für den verschärften Antisemitismus der „deutschnationalen" Partei und wie von 1848 an die Bannerträgerin der rücksichtslosesten Kontrerevolution und Reaktion.

*

Ihre eigentliche Bedeutung allerdings liegt im Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch des Absolutismus, wo sie Nebenregierung oder Überregierung war. Damit war es vorbei, als der Prinz von Preußen an Stelle des geisteskranken Königs an die Herrschaft kam. Die Kreuzzeitung suchte die „Regentschaft" kraft eigenen Rechts zu verhindern; der Prinz sollte nur die „Stellvertretung" führen nach den Absichten des Königs; sie bekämpfte die „Krönung" Wilhelms I. mit der vorbehaltlosen Beeidigung der Verfassung und wollte nur eine mittelalterliche „Huldigung" der „Stände". Aber ihre Stimme verhallte in der „neuen Ära" ungehört. Sie wurde auch nicht wieder allmächtig, als Herr von Bismarck-Schoenhausen, ihr alter Mitarbeiter, Ministerpräsident wurde. Er war nicht mehr der alte. Nicht einmal in der Zeit des Verfassungskonfliktes. Gerlach fand früh, daß sein Freund sich gewandelt hatte. Wagener begann sich mitzuwandeln. In die

Kreuzzeitung verirrte sich ein Artikel zugunsten des allgemeinen Kopfzahlwahlrechts; Gerlach nennt Wagener als Verfasser. 1866 sind Gerlach und Kreuzzeitung die heftigsten Gegner Bismarcks, des „Revolutionärs", der die „Legitimität" mißachtet. Die „kleine, aber mächtige Partei" von ehedem zersetzt sich; sie rümpft 1870 die Nase über das deutsche Kaisertum und will nur von preußischem Königtum wissen; die früheren Weggefährten erheben den Heerschild gegen ihren ehemaligen Parteigenossen im Kulturkampf, bei der Verwaltungsreform, beim Arnimprozeß, bei anderen Anlässen; die Kreuzzeitung verunglimpft ihn als Träger schmachvoller Korruption, läßt die Artikel über die „Ära Bleichröder" gegen ihn los, er zeiht sie der Lüge und Verleumdung und fordert die anständigen Leute auf, sich von ihr loszusagen, sich nicht durch Abonnement mitschuldig zu machen. Die „Deklaranten" ziehen auf, „verschmähen" es, sich von Bismarck über Ehre und Anstand belehren zu lassen, vermehren sich täglich wie Falstaffs Steifleinene — das Tischtuch ist zerschnitten. Doch — die Beziehungen Bismarcks zur Kreuzzeitung sind ein weites Feld und erfordern eine gesonderte Behandlung. Heute nur die Überschriften der letzten Kapitel. Hammerstein: Stöckers Bündnis zu Bismarcks Sturz. Waldersees Darlehn von 100 000 Mark an Hammerstein. Wilhelms II. Bannstrahl gegen die Kreuzzeitung, ihre Ausweisung aus den königlichen Schlössern.

*

Aber sie erlitt noch andere Unglücksfälle, peinlicher Art. Ihr Gründer und erster Leiter, Wagener, nachmals erster vortragender Rat im Staatsministerium, wurde als Erzgründer von Lasker entlarvt und stürzte vom Olymp in den Acheron; ihr später schneidigster Leiter, Freiherr von Hammerstein, der Judenfresser, wurde nicht nur der zärtlichsten Beziehungen zu der galanten Jüdin Flora Gaß überführt, sondern auch des Betrugs, der Unterschlagung, der Wechselfälschung, wurde flüchtig, verhaftet, verurteilt, zu sieben Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust.

*

Und die Kreuzzeitung hatte, wiewohl immer noch das Beiblatt des ostelbischen Adels, längst aufgehört, auch nur das führende Organ der Konservativen zu sein. Diese Führung war an agrarische Blätter übergegangen von kleinerem Format und größerem Leserkreis. Der Begriff „Kreuzzeitungspartei" ist darum nur ein historischer, selbst wenn Graf Westarp mitunter an dem Schreibtisch sitzt, den einst Bismarck benutzt hat. In der Geschichte Preußens, des Deutschen Reichs, des Parteiwesens allerdings bleibt die jetzt jubilierende Kreuzzeitung reichlich eingetragen, zu dauerndem Gedächtnis, aber auf der Kehrseite.

Nur dieser Teil der deutschjüdischen Staatsbürger, der sich bewußt ins deutsche Volkstum einwachsen will, kann eigentlich als deutsche Judenschaft angesprochen werden; er ist — freilich um die Zahl jener aufs übelste vermehrt, die nur um äußerer Dinge willen ihr Gewand wechseln wollen und ihre Taufe lediglich als Eintrittsgeld betrachten — weitaus der größere Teil, während der Zionisten, die sich im völkischen Konflikt für ihre eigene Herkunft entscheiden, nur wenige sind. Es bleibt aber die beträchtliche Zahl derer, die den dritten der möglichen Wege versuchen, die einer Entscheidung zwischen Volk und Volk ausweichen, indem sie sich übervölkisch, international einstellen.

Wenn es keine Russen, Deutsche, Franzosen, Engländer, nur noch Menschen und Weltbürger gibt, die je nach den Zufälligkeiten ihrer Herkunft russische, deutsche, französische oder englische Staatsbürger sind: so ist der Jude mit einem Schlag überall beheimatet; er braucht weder nach Zion zurück, noch muß er in fremdes Volkstum versinken. Mehr als dies: er ist damit der berufene Pionier einer neuen Lebensauffassung, die das völkische mit all seinen Schranken und Engen überwinden und aus der Erde die Wohnung der Menschheit machen will.

Das ist ohne Zweifel in der Idee die konsequenteste Lösung der Judenfrage; sie macht aus der Not eine Tugend, d. h. sie dient nicht nur sich selber, sondern auch der Menschheit. Wenn wir jetzt eine Völkerkarte von Europa zur Hand hätten mit den eingezeichneten Grenzen ihrer angeblichen Befreiung im Frieden von Versailles: dann hätten wir ein Bild dessen, was uns als nächste Geschichte bevorsteht. Man hat es die Balkanisierung Europas genannt; und daß wir Deutschen mit unserer Versprengung im Osten und der Abschnürung im Westen zunächst die Leidtragenden sein und bleiben werden, dies dürfte gewiß sein. Müssen wir darum nicht alles begrüßen, was mit dem Haß der Nationen aufräumt? Und kann der Internationalismus einen besseren Sachwalter haben als das Judentum, das in Paris und New York gleichviel zuhause, doch nirgends völkisch verhaftet ist?

So widerspruchsvoll es klingen mag, damit Volkstum sein kann, muß der Nationalismus nicht durch den Internationalismus abgelöst, sondern in ihm erlöst werden. Niemals kann dies der Sinn der Menschheit sein, daß die Völker wie Raubtiere einander das Futter belauern. Da viele Völker auf Erden sind, genügt es nicht, daß jedes seinen Staat, d. h. seine gefestigte Ordnung habe, weil die einzelnen Ordnungen gegeneinander doch wieder in Gefahr wären, zur Unordnung, d. h. zum Chaos zu führen. Hierfür war der Weltkrieg, der in sich geordnete Staaten in die Hölle seiner

Unordnung brachte, die grausame Lehre. Aus den einzelnen Ordnungen muß sich eine Gesamtordnung bilden, die entweder durch die Hegemonie einer Macht oder durch eine vernünftige Vereinbarung aller Mächte gewährleiset ist. Auf dem einen Wege lagen die Weltreiche der alten und neuen römischen Kaiser wie jedes Imperium seitdem, die alle am Nationalismus scheitern mußten, wie auch das britische Weltreich daran zu scheitern im Begriff ist. Denn nicht gegen den Nationalismus, sondern nur auf ihm, aus ihm kann der Internationalismus seine Stärke und Ordnung erlangen. Der Nationalismus ist, wie wir sahen, entfesseltes Volkstum; seine Bändigung erfolgt im Staat, seine Auswirkung in jener Überordnung, für die wir heute den unzureichenden Namen und die viel unzureichendere Tatsache des Völkerbundes haben. Einem so verstandenen Internationalismus als äußere Ordnung der Menschheit Pionierdienste zu leisten, ist die Tugend aus der Not der heutigen Judenschaft. Damit wird das mißhandelte Volk Träger einer weltgeschichtlichen Mission, damit wird sein grausames Schicksal gesegnet.

Wenn aber schon die äußere Ordnung der Menschheit nicht gegen den Nationalismus, sondern nur aus ihm geschehen kann, so läßt sich die innere Ordnung der Menschheit gewiß nicht anders als aus dem Volkstum gewinnen. Dieselbe Zeit, die uns die Idee des Weltbürgers brachte, gab uns auch die „Stimmen der Völker in Liedern". Eine Menschheit, die lediglich aus Menschen als Einzelwesen besteht, ist eine Gedachtheit, wie schon ein Staat, nur aus Staatsbürgern bestehend, eine Gedachtheit ist. Auch die alte Schicksalsgemeinschaft der Eidgenossenschaft hat es nicht vermocht, die Deutschen und Welschen so zu verschmelzen, daß sie bei volkstümlichen Fragen lediglich Eidgenossen sind; der Weltkrieg hat es bewiesen. Die Natur der Menschheit ist, daß sie aus Völkern besteht. Selbst in der innigsten Internationale, die es gibt, in der katholischen Kirche sammeln sich die Gläubigen aus ihren Völkern: ein Katholik aus Palermo ist nicht der Katholik aus Trier.

Wer also den Internationalismus, der schon im Staat, in der äußeren Ordnung nicht anders als aus dem Nationalismus hervorgehend gedacht werden kann, aus der Menschheit zurück gegen die Tatsache der Volkstümlichkeit anwendet, wie es der internationale Jude in seinem Eifer gern tut, rührt an die Menschennatur. Ein solcher Internationalismus setzt stillschweigend voraus, daß Mensch, Volk und Menschheit nur Gedachtheiten wären. Wenn wir nur aus Verstand beständen, wenn der Menschengeist nur Intellektualismus wäre, hätte er Recht; wie denn die Wissenschaft tatsächlich international ist. Es gibt naturforschende Deutsche, aber deutsche Naturforscher in jenem Wortsinn wie deutsche Maler, deutsche Musiker, deutsche Dichter gibt es nicht. Alle Ge-

dachtheiten des Menschengeistes können wir in ein gemeinsames Buch schreiben; alles andere, was mit Gefühl und Willen belastet ist — wie alle Dinge der Kunst und der Religion — kann Menschheit nur werden, indem es Volkstum bleibt.

Wie es die Kunst der Griechen etwa oder der Japaner für unsere deutschen Augen sichtbarer macht als die eigene, ist Kunst offenbartes Volkstum. Nur wo seine Quellen fließen, können ihre Sinnbilder entstehen. Denken müssen wir nach den Gesetzen der Logik, aber fühlen können wir nur nach unserem Blut. So hoch ein Künstler sein Sinnbild ins allgemein Menschliche zu steigern fähig ist; wenn es nicht naturnah und blutvoll bleibt, wird es ein Schemen. So sehr gilt dies, daß Kunst und Gedachtheit sich ausschließen. Die größten Künstler waren die stärksten Naturen, die sich die Kraft ihres Instinktes zu bewahren wußten, und alle waren darum tief volkstümlich. Wenn also jemand, wie es Worringer in seiner Münchener Rede über den Expressionismus tat, unserer Zeit den Instinkt und damit die Fähigkeit zur großen Kunst abspricht und ihr das Altenteil der Resignation, die intellektuelle Nachempfindung zuweist: so sagt er nicht mehr oder weniger, als daß wir aus produktivem Volkstum in unproduktiven Internationalismus verfallen seien.

Die Blüten der Menschheit gedeihen nicht im internationalen Treibhaus des Intellekts, sondern auf der Gefühlswiese des Volkstums; da hilft kein Spötteln. Wer es an der Kunst nicht sehen will, möge es an ihrer Schwester, der Religion, begreifen. Wir brauchen nur an die Mystiker, an Franziskus, Luther, an die Pietisten, Tolstoi und die Quäker, an Moses, Buddha und Mohamed zu denken, um überall den Herzschlag bestimmter Völker zu spüren. Jesus von Nazareth trägt seine völkische Herkunft so stark an sich, daß allen Christen mit seiner Lehre auch das Bilderbuch der jüdischen Bibel überliefert wurde. Wo Religion Macht wird, ist sie Macht der Seele, nicht des Geistes; der Geist will die Dinge erklären und als Wahrheit nachweisen, die Seele will sie fühlen und glauben; der Geist ist letzten Grundes vom Lebensboden frei, oder er möchte es doch sein, die Seele bleibt ihm unlösbar verbunden; der Geist ist Ungläubigkeit und Internationalität, die Seele ist Gläubigkeit und Volkstum.

Also auch für die Religion bedeutet Schwächung und Zerstörung des Volkstums Schwächung und Zerstörung ihres Lebensbodens, weshalb denn auch die Aufklärung eine bewußt internationale Angelegenheit ist. Alle guten und großen Menschen haben ihr das Eigenschaftswort flach beigegeben: nicht nur, daß sie untief ist, sie will auch die Fläche, will ausgleichen und glätten. Die geheimnisvollen Tiefen der Kunst im Volkstum und die Abgründe der religiösen Inbrunst sollen mit sauberen Straßen fahrbar gemacht,

die Kunst soll aus dem mystischen Helldunkel der steigenden und sinkenden Dämmerung, aus dem erschreckenden Wechsel von Tag und Nacht in das gleichmäßige Licht einer zuverlässigen Kohlenstiftlampe gebracht werden.

Sagten wir nicht, daß die Juden, von denen wir hier sprechen, aus der Not ihrer Heimatlosigkeit die Tugend des Internationalismus gemacht hätten; nun sehen wir, daß es zugleich die Not des Intellektualismus ist. Sie haben die Gefühlwiesen ihres Volkstums verloren — die in der Bibel für die Menschheit blühten — und leugnen oder mißachten den Lebensgrund, den sie nicht mehr besitzen, auch für die anderen. Sie bestreiten das Volkstum und wollen die Menschheit; sie sind der moderne Menschengeist, d. h. der logische Mensch schlechtweg und hassen alles aus dem Instinkt, aus dem unklaren Gefühl der Völker Kommende. Das ist an sich kein Verbrechen, sondern eine geistige Entscheidung und — wie wir sahen — eine Konsequenz ihres Schicksals. Zu einer Gefahr könnten sie damit für uns Deutsche nur werden, wenn sie uns entscheidend beeinflußten. Dies aber geschieht durch das Metier, in dem sie die unbestrittenen Meister sind.

Um die großen und kleinen Dinge der Dichtung, Kunst und Wissenschaft innig angewachsen, ist bekanntlich das Lebensgebiet der Literatur, das die Gesamtheit der Schriftsteller eines Volkes umfaßt und beschäftigt. Es ist der eigentliche Ausdruck des geistigen Lebens und letzten Endes dieses selbst; denn der Schriftsteller, zwischen dem schöpferischen Menschen und dem Bürger als Vermittler stehend, ist durchaus nicht der Mann, das zu schreiben, was der Bürger denkt oder gern lesen will. Im Gegenteil, er nimmt die Dinge mit der Lust eines Kämpfers, und es ist kein Paradoxon etwa zu sagen, daß der Schriftsteller als Hecht im Karpfenteich des Bürgers letzten Endes auch der Herr der öffentlichen Meinung sei. Er sagt nicht, was der Bürger sagt. Er kann garnichts anderes sein: er ist Tendenz, und zwar eigenster Herkunft. Nehmen wir nun einmal die Übertreibung an, daß der einflußreichste Teil unseres Schrifttums kraft ihrer Beweglichkeit, ihres Eifers, ihrer Voraussetzungslosigkeit, ihres unleugbaren Geschicks, mit einem Wort ihres Geistes von intellektuellen Juden ausgeübt würde: nehmen wir dies an, und wir hätten in unserem geistigen Leben eine gegen unser Volkstum gerichtete Tendenz.

Diese Übertreibung ist der Wirklichkeit sehr angenähert; und die Lebensgefahr für unser Volkstum, die sie bedeutet: das ist die deutsche Judenfrage in freier Belichtung, zu der ich sie aus der Kellerluft der Hakenkreuzler hinausführen möchte. Da sehen wir Deutsche, nachdem unser Volkstum Jahrhunderte lang unter der Eisdecke der lateinischen Bildung auf den Frühling wartete, nachdem das Franzosentum unserer Fürstenhöfe und der anhängenden

Adelsherrlichkeit das Deutschtum Luthers in die muffigen Kleinbürgerstuben des Pietismus zurück drängte, aus welcher Bedrängung es erst wieder durch unsere Dichter und Denker befreit wurde: uns durch den angeblichen Geist des guten Europäers in eine dritte Kur genommen.

Ich sagte: in eine Kur; und damit möchte ich allen Postsekretären, Handlungsreisenden und Friseuren mit dem Hakenkreuz — es könnten auch Staatssekretäre, Bierbrauer und andere Schaumschläger sein —, die mich für ihren Antisemitismus etwa gebrauchen wollten, in aller Entschiedenheit sagen, daß ich die Kur für notwendig halte und darum begrüße. Ich wagte das Wort, daß wir anfangs des 20. Jahrhunderts ohne die deutschen Juden kaum noch von einem geistigen Leben in Deutschland sprechen konnten; nun bekenne ich, auch heute davon erst wieder Anfänge zu sehen, unter denen die Jugendbewegung der hoffnungsreichste ist. Der eigentliche Grund dieses traurigen Zustandes war, daß wir wie alles in unserem Wohlleben auch die Bildung nur noch genießen wollten. Bildung bedeutet aber, daß sich etwas bilden, d. h. zur Form kommen will, und diese Form kann für uns nur der deutsche Mensch sein. Ein Mensch wächst aber wie jedes Geschöpf nicht aus seiner Nahrung allein, sondern aus der Entfaltung seiner Kräfte, die durch das Geheimnis der Geburt in ihn gelegt sind. Und Kräfte bedürfen der Anspannung, um zu wachsen. Weil wir jede Spannung verloren hatten in unserm geistigen Leben, sind wir verkümmert. Das Leben ist Kampf und nicht Genuß. Wer mir im tiefsten Innern als Feind erwächst, der ist mein wertvollster Freund, weil seine Gegnerschaft mich endlich selber auf den Plan bringt. Dies tut der intellektuelle Jude, wenn er seinen Internationalismus gegen mein Volkstum stellt. Darum grüße ich ihn, wie ehemals die Kämpfer auf Tod und Leben einander grüßten, aber nicht mit den Schimpf- und Prahlreden, wie sie die homerischen Helden gebrauchten und wie sie nun den weder homerischen noch heldenhaften Judenrausrufern gebräuchlich sind.

Wie überall, so segne ich auch hier das Schicksal. Es hat uns schweren und trägen Karpfen diesen flinken Hecht in den deutschen Teich gesetzt, daß unser Geist nicht faul werde. Und dies scheint mir der Humor Gottes zu sein, daß gerade der Teil der deutschen Judenschaft, der sich am schärfsten gegen uns stellt, sich in der Tiefe uns am innigsten verbindet. Wer aber sich von den Weisen Zions narren läßt, den hat sich der Teufel erkoren, damit auch er seinen Humor habe.

Dieser Aufsatz des österreichischen Dichters ist auf die Bitte der New-Yorker Revue „The Freeman“ geschrieben worden, er erscheint hier zum ersten Mal in deutscher Sprache.

Als wir in diesem Sommer im Rahmen der Salzburger Festspiele ein Stück von mir in der Inszenierung von Max Reinhardt auf die Bühne brachten — genauer gesagt war es eine Kirche, die den Schauplatz unserer Aufführungen bildete: und das Stück war eine Art von Mysterium, ein Spiel mit einer sozusagen synthetischen oder symbolischen Handlung und Elementen von Allegorien — da war es, daß einige von den amerikanischen Zusehern, die wir hatten, mir zuerst den Namen von O'Neill nannten und mich sehr neugierig machten, indem sie mir den Inhalt von „Emperor Jones“ und „The hairy ape“ erzählten.

Ich habe später diese beiden Stücke gelesen, dann auch „Anna Christie“ und „The first man“, aber natürlich nur für mich und ohne eine andere Absicht, als diese dramatischen Arbeiten kennen zu lernen, deren Erfindung stark genug gewesen war, daß sie in der eiligen Nacherzählung schon als echte dramatische Anekdoten in meiner Phantasie haften blieben, und an ihnen zu lernen: denn man lernt stets an der Arbeit eines Zeitgenossen, und wir laufen alle nach dem gleichen Ziel.

Ganz überraschend aber kam mir die Einladung, meinen Eindruck und meine Gedanken nach dieser Lektüre in einen Aufsatz zu formulieren der für amerikanische Leser bestimmt sein soll. Aber man soll nie einen Auftrag abweisen, der uns zwingt, über eine Frage unseres eigenen Handwerks in dem Maß von Klarheit vorzudringen, das eine öffentliche Äußerung verlangt.

Ich begreife vollkommen, daß diese Stücke und einige, die vorher kamen, Herrn O'Neill die Stellung des ersten unter den lebenden Dramatikern Amerikas gegeben haben. Alle diese Stücke sind durch und durch und von der Wurzel aus, Theater. Sie haben einen scharfen Umriß und eine solide Konstruktion auch in den Fällen, wo sie nicht, wie „The Emperor Jones“, auf einer neuen und frappierenden Erfindung beruhen. Ihre konstruktive Stärke und Durchsichtigkeit wird noch verstärkt durch gewisse Methoden, die zur Arbeitsweise dieses Autors (und ich darf vielleicht vermuten, zum Geschmack der amerikanischen Rasse) gehören: die rhythmische Wiederholung, sei es der Situation, sei es gewisser Worte oder Motive — — wie jenes Motiv des „belong“ in „The hairy ape“, das von Szene zu Szene stärker werdend, das Gefälle der geradlinigen Entwicklung so deutlich akzentuiert — dann die Vorliebe für eine starke eindrucksvolle Antithese wie jene zwischen dem Seeleben und dem Landleben in der „Anna Christie“ oder die zwischen kleinbürgerliche Enge und freierer Moral im „First man“. Der Erfindung ist immer viel von dem visuellen Element beigemischt, das das Theater — und vielleicht besonders das moderne Theater —

verlangt. . . . Der Dialog ist wirklich stark, manchmal sehr direkt, manchmal von einem gewissen brutalen und pittoreskem Lyrisme. Aber dies vorausgeschickt, scheint mir die Art, wie Herr O'Neill seinen Dialog handhabt, Anlaß zu einiger Reflexion ganz allgemeiner Art zu geben. Nämlich — die primäre Wichtigkeit der dramatischen Erfindung der Anekdote ,des plot zugegeben — ist es doch der Dialog, an welchem das eigentlich Creative des dramatischen Autors zur Offenbarung kommt. Wenn ich dies sage, meine ich nicht die lyrische Qualität eines Dialoges noch seine rhethorische Stärke — keines dieser Elemente kann für sich allein den Wert eines dramatischen Dialoges entscheiden — noch seine Qualität als Literatur überhaupt (wofern wir uns auf diese Scheidung der Begriffe Literatur und Theater einlassen wollen), sondern den Dialog, der alle diese Elemente vereinigt und noch eines dazu, das vielleicht das Wichtigste von allen ist: das Mimische. Ein wahrhaft dramatischer Dialog enthält nämlich nicht nur die Motive, von denen eine Figur bewegt wird — und zwar sowohl diejenigen, welche die Figur zu enthüllen willig ist, als die, welche sie zu verschweigen strebt — sondern er enthält auch, und das Wie davon ist eben ein schöpferisches Geheimnis, die Suggestion der Erscheinung dieser Figur und zwar nicht nur den visuellen Teil ihrer Erscheinung, sondern auch den andern, gleichsam metaphysischen — das wodurch ein Mensch im Augenblick, da er ins Zimmer tritt, sympathisch oder Furcht einflößend, aufregend oder behaglich wird und wodurch er die Luft um uns trivialer oder feierlicher macht. Je stärker ein dramatischer Dialog ist, desto mehr von diesen Spannungen der Atmosphäre wird er mit sich tragen und desto weniger wird er den Bühnenanweisungen anvertrauen. Shakespeare — man soll aber vielleicht diesen gigantischen Schatten, der uns alle zu Pygmäen macht, nicht oft beschwören und höchstens für einen Augenblick — gibt fast nichts in den Bühnenanweisungen und alles im Dialog; und irgendwie gibt er darin das rein Visuelle — ohne es zu erwähnen: aber wir wissen, daß König Lear ein hagerer hochgewachsener, und daß Falstaff ein fetter aber nicht kleiner Mann ist.

Ein meisterhafter dramatischer Dialog gleicht in seinen Wendungen den Bewegungen eines hochrassigen Pferdes: sie sind sparsam und zielbewußt, aber zugleich und ohne es zu wollen verraten sie einen solchen Reichtum von Leben im Blut, daß sie niemals wie die Ausführung einer Absicht, sondern immer wie die Verschwendung eines unerschöpflichen Überflusses erscheinen. Dies erreicht der Dialog von Strindberg in seinen besten Arbeiten, der von Ibsen in seltenen Momenten, der von Shakespeare freilich immer und mit der gleichen Gewalt in den Schrecken von Macbeths Mordanschlägen als inmitten der scheinbar albernsten Wechselreden seiner Clowns. Gemessen an diesem Ideal — und ich kritisiere nicht, sondern ich reflektiere — scheinen mir die Figuren in den Stücken von O'Neill ein wenig zu direkt nur das zu sagen, was sie

gerade sagen wollen; sie scheinen mir zu fest in ihrer augenblicklichen Situation zu stecken; zu wenig umwittert von der eigenen Vergangenheit, die uns alle in der Form des Halbbewußtseins ständig umgibt wie ein feiner Nebel, und gerade darum, durch eines jener Paradoxa, welchen das geistige Schaffen unterliegt, auch wieder nicht fest genug in der Gegenwart. Manches, was sie sagen, erscheint mir gar zu aufrichtig und dabei nicht überraschend genug; denn die letzte Aufrichtigkeit, die aus einem Menschen herauskommt, ist immer sehr überraschend. Ihr Schweigen überzeugt mich nicht immer, und es ist mir oft nicht beredt genug, ihr Übergehen von einem Thema zum andern oder Zurückkommen auf das Hauptthema erscheint mir nicht genug absichtslos, mit ihren Ausrufungen und Flüchen gehen sie mir zu verschwenderisch um und machen mich dadurch ein wenig kälter gegen das, was aus ihrem Mund kommt und in den Wiederholungen sehe ich jenes „Insistieren", das — auch in der szenischen Erfindung — bis zu einer gewissen Grenze eine Stärke, von dieser Grenze an aber eine Schwäche des dramatischen Stiles bildet. Das Wesen des Dramatischen ist Bewegung, aber es ist gehemmte Bewegung. Ich würde nicht wagen, zu entscheiden, ob die motorischen oder retardierenden Elemente eines Dramas die wichtigeren sind, aber jedenfalls ist es erst die Durchdringung dieser beiden Elemente, welche den wahrhaft dramatischen Dialog schaffen. In Shakespeares Stücken ist keine Verszeile, welche nicht irgendwie dem Ablauf des Stückes diente: aber wenn wir den Text eines Stückes daraufhin durchgehen, so dienen sie dem Ablauf auf eine höchst indirekte Weise: indem sie sich zum Schein ihm entgegenstellen. Neun Zehnteile des Textes einer Tragödie oder Komödie von Shakespeare sind Abschweifung, Einschiebung, Brechung des direkten Strahles, kurz retardierende Motive jeder Art und sie sind es, durch welche die Plastizität des Geschehens hergestellt wird und durch welche der nackte Ablauf der Handlung in die Atmosphäre gehüllt wird, die das eigentlich Zusammenhaltende in diesen Dramen ist. Man versuche die Kette der Geschehnisse in „Antonius und Kleopatra" ablaufen zu lassen, indem man jene unsagbare Atmosphäre von Prunk und Trauer, erfülltem Geschick und vernichtetem Stolz, Orient und Okzident, Einsamkeit und Menschengedränge, die der Dialog gebiert, wegließe: Was übrig bleibt ist ein verworrener und inkoherenter Film. So sind Hauptmanns beste Stücke recht pedantisch und dabei ungenau charakterisiert, wenn man sie als Exempel des Naturalismus bezeichnet. Die dramatischen Ausgeburten des doktrinären Naturalismus, etwa die Dramatisierungen von Romanen der Goncourts, die man vor vierzig Jahren versucht hat, haben schulmäßig, ich meine für die Geschichte des Theaters, eine gewisse Bedeutung, aber sie haben keine Leben und hatten keines, als sie frisch waren: es fehlt ihnen völlig an der Luft, wogegen in Hauptmanns Stücken diese Lebensluft das Ganze zusammenhält,

die Lebensluft, die sich geheimnisvoll einstellt, sei es in einem Drama, sei es auf einer gemalten Leinwand durch den Reichtum genau richtiger und zueinander stimmenden Farbschwebungen, durch das was die Malerei le rapport des valeurs nennt. Und was Strindbergs Stücke zusammenhält, ist gleichfalls nicht die erzählbare Anekdote, sondern ihre Atmosphäre zwischen Wirklichkeit und Traum. Das europäische Theater ist eine alte Institution, und sie ist beladen mit den Erfahrungen und voller mißtrauischen Wachsamkeit eines alten, aber noch kräftigen Wesens. Wir wissen, daß das motorische Element des Dramas ein ehrgeiziges Element ist und immer wieder danach strebt, sich zu emanzipieren. Aber wir wissen auch, daß das höhere Drama im Ineinander des motorischen und statischen Elements seine Kraft hat und immer gehabt hat — von Äschylos an bis auf unsere Tage — und darum sind wir mißtrauisch gegen diese Emanzipationen. Das neunzehnte Jahrhundert hat ihrer mehrere gesehen, und sie haben jedes Mal das dramatische Hervorbringen erniedrigt und auf einen toten Punkt gebracht. Immer wieder besteht die Gefahr, daß das rein motorische Element — einmal verkleidet als Idee, als These, als Problem, ein anderes Mal unter der Bezeichnung Intrige oder ganz einfach als Virtuosität des Sceneariums — den Sieg davontrage über die zarte und schwierige, aber unerläßliche Vereinigung von Treibendem und Beharrendem, oder um es mit einem anderen Wort zu sagen, über das untrennbare Ineinander von Gestaltung und Handlung. Sardou, hierin der Erbe von Scribe, Sardou hat das Theater geschaffen, das in seinem absoluten Sieg des männlichen, des Handlungselementes über jenes andere Mildere gleichsam weibliche Element durch 20 Jahre alle europäischen Bühnen beherrschte — und in seinen Nachfolgern, einem Sudermann, einem Henri Bernstein, einem Pinero noch viel länger als 20 Jahre — das die Bewunderung der internationalen Bourgoisie war und den wilden Haß der Künstler erregte. Es war ein Theater, in welchem richtig, aber ohne jeden irrationalen Überfluß gezeichnete Figuren den Ablauf eines scharfsinnig ausgedachten Scenariums mit mechanischer Präzision herbeiführten, und zwar in einem völlig luftleeren Raum. Sardou hatte für seinen Stil das Wort geprägt: la vie par le mouvement und ihm setzten die anderen das Schlagwort entgegen: le mouvement par la vie. Die anderen, das waren alle Künstler, denn es gehörte Zola dazu, ebenso wie Villiers de l'Isle-Adam, und zu ihren Ausläufern gehörte noch der junge Strindberg, aber ihr stärkster Repräsentant als Mann des Theaters war Antoine. Für einen Augenblick hat dann vielleicht das Pendel der europäischen Entwicklung zu sehr nach der andern Seite ausgeschwungen, und es mag dies der Grund sein, weshalb eines so starken Dramatikers wie Hauptmanns Stücken der Weg über die Bühnen außerhalb Deutschland versperrt bleibt. Denn im deutschen Publikum ist der Sinn für das statische Element sehr

groß und die Geduld für das retardierende Spiel der psychologischen, charakterisierenden und lyrischen Motive fast übermäßig entwickelt. — Hauptmanns Arbeiten sind in dieser Beziehung vielleicht das gerade Widerspiel der Stücke von O. Neill. Wo O. Neill sich ganz der Einheit seiner ersten Emotion anvertraut und der daraus entspringenden Kette von starken einprägsamen Bildern — die freilich gegenüber der Vielfalt der Welt einen fast balladenhaft vereinfachten Aspekt bieten — legt Hauptmann alles auf die Plastizität der Figuren an, die er aus einem tausendfach getönten Halblicht hervortreten läßt, durch ein ruhiges Nebeneinandersetzen kleiner und kleinster Lebenszüge, die aber alle wahre und zuweilen nie vorher gesehene valeurs sind. Seine Handlung kommt dabei nicht sehr stark vorwärts und seine Szenen sind auf den ersten Blick weder bildhafte noch motorische Einheiten, sondern fast konfus. Aber was sie stark macht und sie rythmisiert, ist eine durchgehende, niemals intermittierende Beseelung. Das ganze ähnelt der Methode von Rembrandts Radiernadel.

Aber indem er dieser Arbeitsweise treu bleibt und sich um den Zuseher so wenig bekümmert, daß er fast in Gefahr kommt, ihn zu verlieren, sammelt er einen solchen Reichtum von innerem Leben in seinen Figuren an, daß seine letzten Akte dann sehr stark sind, erfüllt von einer fast explosiven Gewalt ohne irgend einen Zusatz von maschinellen Spannungen; ein ähnliches Beispiel, auf einer ähnlichen Arbeitsweise begründet, bildet der letzte Akt der Wildente von Ibsen, dem Meister, von dem Hauptmann am meisten gelernt hat. Bei O. Neill dagegen scheinen mir die ersten Akte das Stärkste zu sein, während seine Stücke gegen den Schluß hin, ich will nicht sagen zusammenbrechen, aber unleugbar schwächer werden. Der Schluß von „The hairy ape“ sowohl als der von „Emperor Jones“ haben etwas allzu richtiges, allzu erwartetes; für unser complexeres europäisches Gefühl ist es ein wenig enttäuschend, daß der Pfeil so genau dorthin trifft, wohin wir ihn die ganze Zeit haben fliegen sehen und der Schluß von „Anna Christie“ wieder ebenso wie der von „The first man“ haben etwas Ausweichendes, ein wenig Unsicheres. Der Grund scheint mir eben darin zu liegen, daß in allen diesen Stücken der Dialog sich mit Lebensmotiven nicht so vollgesogen hat, daß der Dichter ihn zum Schluß wie einen vollen Schwamm einfach auszudrücken brauchte. Aber ich habe einem Autor vom Rang dieses Dramaitkers keine Ratschläge zu geben, alles dieses ist mehr bei Gelegenheit von O. Neill gesagt als über ihn, nicht Kritik, sondern ganz allgemeine dramaturgische Reflexion, angeregt durch die Betrachtung seine Werke. Seine Qualitäten als Dramatiker sind heute schon sehr groß, aber er wird ohne Zweifel noch viel weiter vorwärts kommen, wenn sich im Laufe der Jahre bei ihm wie bei jedem schöpferischen Menschen eine noch größere Freiheit gegenüber seiner Materie, ja gegenüber dem eigenen Talent, einstellen wird.

Wer heute, von Westen kommend, durch das besetzte Gebiet Deutschland zu erreichen sucht, der tut eine Reise, von der er was erzählen kann. Die Strecke Wiesbaden—Frankfurt ist besonders interessant. Die Franzosen haben den Autoverkehr verboten, und so die Deutschen veranlaßt, mit den von ihnen geführten Regiezügen zu fahren. Da das deutsche Personal noch streikt, so fahren nur wenige Züge. Die Nebengeleise sind ganz verrostet, die Schlagbäume, wie in Nordamerika, nirgends heruntergelassen. Der Zug fährt ziemlich schnell, doch wird uns keine Station geschenkt. Nach 1½ Stunden sind wir in Griesheim, einige Kilometer von Frankfurt, wo französische Paß- und Zollrevision ist. Alle Deutschen, Ein- und Ausreisende, müssen spezielle Erlaubnis der Franzosen haben. Gut kommen nur die Ausländer und die Neutralen weg. Sie brauchen nicht stundenlang zu warten, um sich den Stempel „Circulation" auf den Paß drucken zu lassen, wie die Deutschen, (falls ihnen nicht ein mit den Behörden befreundeter Mittelsmann die Sache hinten herum besorgt). Ich schrieb Ihnen neulich, der deutsche Paß sei ein Unglück im Auslande. Er ist auch ein Unglück im Inlande. Stolz wie die heiligen Affen von Benares — und aus ähnlichem Grunde, nämlich wegen ihrer Unverletzlichkeit — passieren neben uns Leute mit Pässen aus der Tschechoslowakei, Persien, Polen und der Freien Stadt Danzig. Sie alle sind privilegiert den Deutschen gegenüber: sie können ins besetzte Gebiet gehen und kommen, wann sie wollen und ohne erst die Behörden zu befragen. Nur der Deutsche ist in seinem eigenen Lande der Mensch zweiter Klasse, er, den sein Kaiser einst als „das Salz der ganzen Erde" gepriesen und von dem sein Philosoph Fichte einst erklärte, er würde „das Reich der vollkommenen Freiheit" begründen. Aber „der Herr erhöhet ein Volk, der Herr erniedrigt ein Volk: der Name des Herrn sei gepriesen!" sagt die Bibel irgendwo und ungefähr. . . .

Die Bibel hat noch andere hübsche Sprüchlein, die dem Wehe besiegter Völker beredten Ausdruck verleihen. . . Eines von diesen fiel mir ein, als wir nach einer Fußwanderung von 10 Minuten auf der Chaussee nach Frankfurt wieder vor einem trikolorigen Schilderhause standen, allwo eine Menge Lastautos auf Befehl halten mußten und ein französischer Offizier mit vier Marokkanern wiederum die Pässe revidierte. Wieder standen wir da im langen Queue, eine geduldig wartende Herde, die auf Kommando ihre Papierchen aus der Tasche ziehen mußte, umgeben wiederum von den selbstbewußten Ausländern, und „waren geachtet wie die Schlachtschafe" (Psalm 44). . . . Und auch das Ende dieses Psalms, des schönsten Volks-Stoßseufzers der Weltliteratur, fiel mir ein: „Erwecke Dich, Herr, warum schläfst Du? Warum verstoßest Du uns und läßt uns zu Schanden werden? Warum verkaufst Du Dein Volk für ein Spottgeld? Warum machst Du uns zur Schmach

unserer Nachbarn; zu Spott und Hohn denen, die um uns her sind? Warum machst Du uns zum Sprichwort unter den Völkern, daß die Völker das Haupt über uns schütteln? Oh, daß wir die Schänder und Lästerer hören und die Feinde und Rachgierigen sehen müssen! Wache auf, o Herr, und verstoße uns nicht auf immer! Warum vergaßest Du unseres Elends und unserer Drangsal? Denn unsere Seele ist gebeuget zum Staube und unser Bauch klebet am Erdboden. . . ."

Wie die Kerls dichten konnten! Was wollen dagegen die giftigen Leitartikel des „Lokal-Anzeigers" und die witzigen des „Berliner Tageblatts" sagen? Nach dreitausend Jahren dröhnen einem noch die Trommelfelle, und doch ist es nur eine Übersetzung, die sie in so lebhafte Schwingungen versetzt.

Aber fürchten Sie keine religiösen Anwandlungen von mir. Ich bin zu mißtrauisch gegen alle Religion geworden, und selbst die Religion in schönster poetischer Form kann mich nicht mehr in den alten Stall zurückbekehren. Was haben alle diese Liebes- und Haßgesänge der alten Religionen genützt? Die Welt ist nach tausendjährigem Bibelglauben bitterer denn je geworden. . . Es muß doch irgendwie an der Bibel liegen, und nicht an uns armen Menschenkindern. . . . Im übrigen sind wir jetzt frei, oder (wie ein Journalist sagen würde) „dem Reitpeitschenregimente entronnen" . . . Da steht auch schon die Tram, die geradenwegs auf die Türme von Frankfurt zufährt. Und ich habe zwei amerikanische Rhodes-Scholars neben mir sitzen, denen ich als Dolmetscher behilflich sein muß. Sie sind Studenten aus Oxford, die eine kleine Reise nach Deutschland unternehmen wollen. Ihr Ziel ist, wie das meinige, Eisenach.

Die Amerikaner erzählen mir von Cecil Rhodes und ihren Scholarships, die leider nicht mehr genügend hoch seien, um das nach dem Kriege noch kostspieligere Oxforder Leben zu bestreiten. Sie erzählen mir von den Hoffnungen dieses großen Philantropen: „Er meinte es gut, aber der Weltkrieg hat alles über den Haufen geworfen." Ich erwiderte lächelnd: „Das Schlimmste, was man von einem Manne sagen könnte, sei das Wort, ‚er meinte es gut'." „Nun ja," erwiderte der eine Oxford-Student, „er meinte es gut: es ist doch schön, wenn solch ein businessman solch edle Ideen hat. Haben sie sein Testament gelesen?" Ich verneinte. „Es ist ein sehr lesenswertes Dokument, eines, das dem Herzen seines Verfassers alle Ehre macht. Er meinte dadurch, daß er junge Studenten der leitenden nordischen Nationen in Oxford, der heiligen Stätte alter Gelehrsamkeit, zusammenführte, er zur Verständigung und Versöhnung dieser Völker beitragen würde. Eine schöne, weil religiöse Idee!" . . . „Sie nehmen es mir nicht übel," erwiderte ich, „aber das ist der Traum eines Geschäftsmannes, die bekanntlich, wenn sie sich von der Realität und dem Schmutze der irdischen Dinge erholen wollen, sich gerne in dem himmlischen Äther der

reinsten Utopie ergehen. Je praktischer, desto mystischer, das habe ich oft gefunden ... Und Oxford? Was halten Sie von Oxford?" ... „Nun", sagte der zweite Amerikaner, „Oxford ist ein wunderbarer Platz, ganz still, verträumt, romantisch, klösterlich — ein Idyll aus dem Mitteltalter. Für uns Amerikaner ein Eldorado, gerade das Gegenteil zu unserer Hypermodernität. Unser hastiges Herz beginnt dort ruhiger zu schlagen. Aber Oxford als Mekka — daran glaube auch ich nicht. In dieser Universität geht ein Scherzwort herum: „Deutsche Philosophien, die sterben wollen, gehen nach Oxford" („German Philosophies, if they wish to die, go to Oxford"). Aber noch nie ist eine echte Philosophie dort geboren worden" ... „Und gar erst eine Religion, wie Ihr Wohltäter einst erhoffte", war meine Antwort ... „Die Herren werden es mir nicht übelnehmen, aber weder Rasse noch Ort sind der Geburt einer neuen Religion günstig. Ihr Angelsachsen habt mancherlei Vorzüge vor uns, ihr seid die besten Politiker, die besten Polizisten, die besten Geschäftsleute, die besten Kolonisten — nebenbei noch die Erfinder der Lokomotive, des Lawn Tennis und des Wasserklosetts — aber zur Religion braucht es andere, mehr träumerische, mehr metaphysische, und, wenn Sie wollen, donquichotischere Völkerschaften ... Deutsche, Juden, Inder sind religiös begabte Völker ... Es ist ihnen darum auch immer schlechter gegangen als Ihnen. Eine reiche Phantasie geht mitunter fehl, Eurem common sense passiert so leicht kein Unglück ... Sehen Sie um sich, meine Herren, Sie sind unter einem Volke, das von seiner Phantasie und seiner Philosophie verführt wurde und nicht, wie Sie meinen, von seinem bösen Herzen und seinem Willen zur Macht".

Ich erzählte ihnen das in dem Abteil, in dem wir zusammen nach Eisenach fuhren. Es waren noch drei andere Herren zugegen — Deutsche, und auch eine deutsche Dame. Bei der heute in Deutschland herrschenden Xenophobie war es mir zunächst peinlich, in einer fremden Sprache zu konversieren, besonders, da die Deutschen reichlich nervös aussahen: wahrscheinlich war wieder eine Katastrophenhausse an der Börse, oder eine bestimmt erwartete war ausgeblieben — beides gleich gefährlich für die Nerven und die Nachbarn dieser Nervösen. Aber meine Befürchtungen waren durchaus unbegründet. Meine jungen Freunde hatten in Oxford etwas gelernt, was vielleicht das einzig Wertvolle ist, was man dort lernt, nämlich Manieren. Und für Manieren hat der Deutsche ein faible. Merkwürdig, daß gerade das Formloseste aller Völker dieses intensive Gefühl für schöne Formen hat! Die Jusquauboutisten des Patriotismus erzählen uns, das käme von der kritiklosen Bewunderung alles Fremdländischen, der leider der Deutsche weit mehr als andere Völker verfallen sei. Bismarck z. B. klagte darüber, daß alle Prinzessinnen, die sich ins Ausland verheirateten, totsicher verwelschten, während die zu uns kommenden ausländischen Frauen an ihren Sitten festhielten, ja zu Gesandten ihres Vaterlandes bei uns

würden. Die Ausländerei ist also nicht nur im Volke vorhanden, sondern grassiert in allen Kreisen. Aber eine so allgemein in Deutschland verbreitete Manie muß doch einen tieferen Grund haben als bloße deutsche Charakterlosigkeit . . . Und dieser Grund ist die Abwesenheit des schönen Vorbildes, das ein kultivierter Adel einem Volke stets zuteil werden läßt. Viele andere Völker — die Engländer, Franzosen Italiener und Polen haben einen solchen Adel gehabt: den Deutschen aber hat er gefehlt, oder er ward ihnen ersetzt durch Junker und Beamte, Militärs und Professoren. Schönheit verführt stets zur Nachahmung: die Nachahmung aber vererbt sich dem Blute. Denken Sie an Sprache und Geste des modernen Italieners, herunter bis zum Gondoliere Venedigs und dem Bettler Neapels . . . Wo aber nichts ist, da hat ein Volk sein Recht verloren und ahmt, faute de mieux, nur die Ausländer nach, selbst wenn auch diese nur noch schlechte Kopien der alten verlorenen Meister sind.

Zu den Imponderabilien, die Deutschland den Weltkrieg verlieren halfen, gehörte sicherlich auch der Mangel des savoir faire, de savoir dire, des savoir represénter. Mein englischer Freund Sidney Whitman, der das schöne Buch über Bismarck schrieb und vielmals dessen Gast in Friedrichsruh gewesen, sagte mir schon zu Anfang des Krieges: „I will tell you, why Europe will never allow the Germans to boss us: they do not appeal enough to our imagination" („Ich werde Ihnen sagen, warum Europa den Deutschen niemals die Vorherrschaft gestatten wird, sie appelllieren nicht genügend an unsere Phantasie").

Bismarck — dieser echte Deutsche und Diplomat en sabots — hatte übrigens auch seine Attacken von Ausländerei. Einst vergaß er sogar so weit seine Holzschuhe, daß er meinte, wenn er wieder auf die Welt käme, so möchte es als englischer Landedelmann sein. Et tu, Brute?

Ein Denkmal Bismarcks — „Bismarck, the ubiquitous", wie meine Amerikaner ihn nannten, fehlt übrigens in Eisenach (oder haben wir es nur nicht gefunden?) Aber bei Eisenach ist ja die Wartburg, zu deren Besuch meine jungen Freunde gekommen waren. Merkwürdigerweise war es auch die erste Visite in meinem Leben, einem Reiseleben, das mich bis an den Fuß des Fujiyama, des heiligen Berges der Japaner, geführt hatte. Aber der heilige Berg der Deutschen war mir bisher fremd geblieben — wozu in die Nähe schweifen, sieh' das Gute ist so fern! (damals war es allerdings noch nicht so fern wie heute, wo man nicht fern genug von Deutschland, und sei es bei den Japanern, sein Gut plazieren kann!) In Wahrheit hatte ich immer etwas Angst vor jenem mystischen Patriotismus, dessen Erinnerung sich an den heiligen Berg knüpfte; an die schweren Tugendausbrüche mit Biergenuß, an die tausendstimmigen Pereats mit Rapiergeklirr, an verbrannte Weiberkorsetts mit Männerschwüren, die einst von der Wartburg

in den ach! so geduldigen Himmel stiegen respektive loderten ... Sie wissen, ich bin Anti-Fanatiker bis zum Fanatismus ... Der Patriotismus der Deutschen hat aber immer etwas Religiöses gehabt: nicht mit Unrecht trägt der höchste Turm der Burg ein weit ins Land scheinendes goldenes Kreuz. Deutschland ist und bleibt eine Schöpfung des Kreuzes und des kreuzgläubigen Luthers ... Jetzt kam ich zum ersten Male hierher, gerade zu einer Zeit, wo dieses Kreuz und diese Schöpfung ins Wanken geraten waren. Und mit mir, — es war gerade Sonntag — eine unzählige Schar von frommen Pilgern. Es war sicherlich nicht der schlechteste Teil von Deutschland, der hier an heiliger Stätte noch einmal sich Trost für die Gegenwart und vielleicht Rat für die Zukunft holen wollte. Manch gläubiges Gesicht darunter, still, eckig und verträumt, wie ein mittelalterliches Bild; aber auch viel verzweifelte, deren Augen unruhig die großen Burghöfe und -hallen durchmusterten ... Lange Schlangenlinien von Schulklassen mit ihren Lehrern an der Spitze, jenen Schullehrern, die die beiden Schlachten an der Marne verloren und dazu uns Älteren einst gepredigt hatten: „Die Weltgeschichte sei das Weltgerichte". (NB. Welche Blasphemie!) Und immer neue Scharen zogen den Berg heran ... Wie Tauben, die den zerstörten Schlag nicht vergessen können und immer wieder und wieder zu ihm zurückkehren müssen ...

Ich sagte vorhin, daß ich Bismarck's Denkmal in Eisenach vermißt hätte. Es gehört auf den Karlsplatz, dicht neben das von Luther: zu dem geistigen der politische Schöpfer Deutschlands. Die Beiden sind die wirklichen Großen dieses Landes. Die Deutschen rechnen zwar zu diesen Großen noch den zweiten Friedrich und den Wolfgang Goethe, aber die haben mit Deutschland, wie es schließlich geworden ist, blutwenig zu tun. Der Goethe konnte den Luther nicht leiden, und der Bismarck verstand den Goethe nicht — ist das nicht auch eine Tragik bei diesem tragischen Volke, daß sich seine großen Männer nicht versanden haben? Und weil der Voltairianer Friedrich und der Spinozist Goethe nicht verstanden wurden, darum ist Deutschland ein so einseitig christliches Land geworden ... Denn sowohl Luther wie Bismarck waren fromme Christen. Und wie Christen und als Christen erlitten sie auch ihre große Enttäuschung: das Christentum ist ja eine so weltfremde Religion! Beide, Luther wie Bismarck, wurden vom Schicksal mit verbundenen Augen vorwärts geführt, ohne die leisteste Ahnung, welche Stürme zu entfesseln sie im Begriffe standen. Aber beiden kam die prophetische Einsicht am Ende ihres Lebens. Luther erwähnt in seinen Tischgesprächen, daß, hätte er eine Ahnung gehabt von der Welt und ihrer fleischlichen Auffassung aller geistigen Dinge, er geschwiegen und nie mit dem Papst seinen Zank angefangen hätte. Und wie ein Luther vor den Schwarmgeistern und aufständischen Bauern, so erschrak der hellsichtig gewordene Bismarck über die abtrünnigen Sozialisten und die Vaterlands-Berserker. Er erschrak

vor letzteren wie vor seiner eigenen Karrikatur; er wußte, daß diese Karrikaturen den Weltkrieg heraufbeschwören würden; im Wachen wie im Träumen litt er am „cauchemar des coalitions" („Albdruck einer Koalition gegen Deutschland"). Was müssen Luther und Bismarck am Ende ihres Lebens ausgestanden haben! Und wird für diese gigantischen Hamlets, (von denen der eine in Deutschland noch heute als Realpolitiker gilt), sich je ein Shakespeare finden? Und werden die Deutschen aus dem Schicksal ihrer Großen eine Lehre ziehen, wie man ihrer Schöpfung neues Leben einflößen kann?

„Die Deutschen sind a pigheaded people" (ein hartnäckiges Volk) meinte der eine Amerikaner — dafür sind sie bei uns bekannt. Wenn sie einmal auf einer Bahn sind, so sind sie nicht leicht davon abzubringen . . ." „Das haben sie von Luther, Sie wissen doch: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen".

„Aber Politik kann doch nicht mit solcher Unnachgiebigkeitkeit gemacht werden", meint der andere Amerikaner. „Da heißt es doch: do ut des, Leben und leben lassen, Mittelweg und Verständigung suchen, falls man sich nicht in die Haare geraten will . . . Compromise, compromise, compromise — das ist die dreifache Wurzel der angelsächsischen Politik. Denken sie doch, wie wir uns mit England, oder noch besser, wie England sich mit uns in der Flottenfrage verständigt hat. Das Wettrüsten zwischen beiden Völkern ist so vermieden. Mit Deutschland war nie so eine Verständigung möglich. Fragen Sie die Engländer. Sie boten Ihnen dreimal ein Bündnis an — vergebens!

Wir waren aus dem Weinlokale, in dem diese Unterredung stattfand, herausgetreten und wanderten in lauer Maiennacht um den Karlsplatz. „Sehen Sie", fing der eine wieder an — „der Bildhauer hat dem Luther einen mächtigen Bauernschädel aufgesetzt. Das scheint mir ganz richtig. Aber was ist der Zweck eines dicken Bauernschädels à la Luther und à la Bismarck? Ihre Besitzer rennen ihn sich blutig. Denken Sie an die entsetzlichen Folgen der Reformation für Deutschland, und jetzt wieder an die des Weltkrieges" . . .

„1517 und 1914 gehören in der Tat zusammen," war meine Antwort. „Aber über das erste sollten sie sich als Calvinisten, d. h. als Mitstreiter und Gefolgsmänner des deutschen Bauernschädels, schon heute nicht mehr beklagen. Ihre Auswanderung nach Amerika geschah einstmals unter dem Banner der Reformation, Ihre Unabhängigkeitserklärung von England ist ebenfalls vom Geiste der Reformation durchtränkt. Während Deutschland blutete und sich zerfleischte, strichen Sie also schon damals den Profit ein: You were the profiteers of this Reformation! Und 1914 haben Sie auch nicht schlecht abgeschnitten: „Kommen Sie, gentlemen, nehmen Sie den Hut ab vor dem braven Dickschädel da oben, dem Wohltäter Ihres Volkes und aller anderen Völker, mit Ausnahme des eigenen. . ."

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juniwoche

Wertbeständige Löhne

Nach fünf Jahren Markentwertung und fünf Jahren Lohnkämpfen hat man in Deutschland jetzt entdeckt, daß es eine Markentwertung und ein Lohnproblem gibt. So lange dauert es bei uns, bis man einen Buchstaben im zeitgenössischen Wirtschafts-ABC hinzulernt! Auch jetzt hätte man sich nicht die Mühe gemacht, in der Fibel weiterzublättern und das jahrelang geschwänzte Pensum nachzuholen, hätte man sich nicht plötzlich vor der nahen, der allernächsten Gefahr einer unabsehbaren Explosion gesehen, mit der verglichen alle vorangegangenen Revolutionen, Krawalle, Plünderungen und Putsche vielleicht nur als Präludium erscheinen würden. Jetzt also, fünf Minuten vor dem Ausbruch, sucht man rasch die Ventile einzusetzen, um deren Konstruktion sich jahrelang kein Verantwortlicher kümmerte, und die demgemäß auch nicht zur Hand sind, — obwohl die kleinste Dosis sozialer Voraussicht, ja, sogar das primitivste Interesse für Beispiele in Nachbarländern ausreichend hätten sein müssen, mindestens die gedanklichen Vorbereitungen so weit zu vollenden, daß nichts weiter notwendig gewesen wäre, als die Übertragung eines fertigen Planes in die Praxis. Es ist grauenhaft, das nämliche absolute Versagen, die nämliche Indolenz immer wieder und auf jeglichem Gebiete bei uns betrachten zu müssen. Dieses Land scheint bar jeder biologischen und konstruktiven Phantasie. Man sieht nicht und läßt sich nicht sagen, was werden muß, man sieht nicht und läßt sich nicht sagen, was geschehen muß. Im kritischen Augenblick steht man dann mit keinem anderen Notbehelf da als der krampfhaften Verkündung, daß man „in Erwägungen eingetreten" ist; und wenn die Erwägungen, übers Knie gebrochen, sogar wirklich zu Ergebnissen führen, sind es notwendigerweise zusammengeschusterte, zusammengestoppelte, faule, brüchige Ergebnisse, die vom zweiten Tage an durch so viel Nachträge, Zusätze, Ergänzungen und Streichungen korrigiert werden müssen, daß man sich, ehe man sich überhaupt noch auskennt, schon nicht mehr auskennt. Das Problem der Goldlöhne, der Festmarklöhne ,der wertbeständigen Löhne oder wie immer man es nennen will, war, wenn nicht praktisch, so doch theoretisch, seit vielen Jahren zu lösen. Wer im mindesten über den Tag hinaussah, wußte es und sagte es. Jetzt soll, jetzt muß, was in Jahren versäumt wurde, binnen acht Tagen nachgeholt werden? Deutschland, das Land der Denker, ist zu einem Lande der Improvisatoren geworden! Darf man wenigstens hoffen, daß diese Improvisation um eine Spur talentvoller ausfalle als die vorangegangenen?

Eines ist klar und derb vorauszuschicken: das Lohnproblem ist ein Markproblem, das Markproblem ist ein politisches Problem. Wer die Lohnfrage gelöst wissen will, muß sich vor allem auch um die Lösung der politischen Fragen kümmern. Was aber hier geschieht, ist sogar nicht mehr Improvisation zu nennen, es ist die blanke Anarchie. In dieser Anarchie, in dieser phantastischen Haltlosigkeit, Geistwidrigkeit und Tatsachenblindheit der politischen Direktion für irgendwelche wirtschaftliche Regelung Halt zu gewinnen, irgendwelche wirtschaftliche Ordnung aus dem Geist zu entwerfen, irgendwelche wirtschaftliche Entwicklung mit Tatsachen in Einklang zu bringen, ist eine Aufgabe, an der ein Solon scheitern müßte. Deutschland hat eine Mark und eine Cunosche Politik. Der Fortbestand der einen ist mit dem Fortbestand der anderen nicht zu vereinbaren. Man muß wählen zwischen den beiden, und man muß schleunig wählen!

Der Kern des Problems ist eine Banalität: die Lohnempfänger, die Gehaltsempfänger wollen nicht mehr länger dulden, daß ihr Reallohn, ihr in Gold oder Kaufkraft ausgedrückter Lohn trotz aller Nominalerhöhungen ständig fällt. Es handelt sich gar nicht mehr um das Maß dieser fortgesetzten Beeinträchtigung; es handelt sich um das Prinzip schlechthin. (Es handelt sich übrigens auch keineswegs nur um Arbeiter- oder Sozialistenforderungen; selbst der streng antisozialistische Verband der leitenden Angestellten, der am weitesten rechtsorientierte Verband Deutschlands, hat soeben eine Resolution gefaßt, deren Inhalt keine lauwarme Interpretation gestattet.) Aus dieser Forderung, die eine berechtigte ist, ergibt sich, daß mit Künsteleien von der Art, mit der sich das Arbeitsministerium aus der Debatte ziehen zu können glaubt, nichts mehr getan ist. Das Arbeitsministerium, das in dieser Hinsicht nur ein Echo gewisser Verbände scheint, hat kundgetan, daß es gewiß für gerechte Entlohnung und Anpassung an die Geldentwertung sei, daß es aber eine feste Bindung des Lohnes an den Index oder den Goldstand oder ähnliches nicht billigen könne. Herr Arbeitsminister, hier gerade liegt der Hase im Pfeffer! „Anpassung" hatten wir schon bisher, aber es war eine Anpassung, die mit der Markentwertung tatsächlich nicht Schritt hielt. Wollen Sie, daß das hinfort geschehe, so gibt es eben nichts anderes, als die Bindung an irgend einen fixen Maßstab. Wollen Sie die nicht, so wollen Sie auch nicht die wirkliche Anpassung. Es gibt keinen Ausweg aus dieser Alternative, — man kann nicht zugleich für (mindestens!) Aufrechterhaltung des jetzigen Realeinkommens und dennoch gegen den fixen Maßstab seiner Bemessung dieses Realeinkommens sein. Das Problem heißt: Stabilisierung des Realeinkommens oder nicht. Wie die Stabilisierung zu erreichen sein soll, wenn ein genereller, verläßlicher Bewertungs-

maßstab abgelehnt und wiederum alles auf den Weg freier Vereinbarung verwiesen wird, ist rätselhaft.

Eine Reihe von Gründen werden gegen den wertbeständigen Lohn angeführt. Der eine, mehr psychologisch-moralischer Natur, wird leidenschaftlich vor allem von einer großen und jedem Verdacht antisozialer Gesinnung weit entrückter Zeitung vertreten. Er lautet: wenn wir auch auf diesem Gebiete das Denken in Mark vollständig abschaffen, so geben wir damit der Währung den Todesstoß, sie wird sich überhaupt nicht wieder erholen können. Es ist nicht möglich, sich über dies Argument hinwegzusetzen, aber man sieht sofort, daß es aus der Wunsch-, nicht aus der Tatsachensphäre stammt. Man überwindet die Geldentwertung nicht dadurch, daß man sie als nichtexistent behandelt, man überwindet sie nicht dadurch, daß man sich weigert, von ihr Notiz zu nehmen und Gegenmittel gegen ihre Folgen anzuwenden. Daß auf diesem Wege etwas zu retten sei, ist ein Glaube, dem wir vielleicht vor drei Jahren noch anhängen konnten, — damals, als wir meinten, daß das innerdeutsche Preisniveau durch organisierte Wirtschaft vom Niveau des Weltmarktes relativ unabhängig zu machen sei, daß es gelingen könne, die Wirkung der äußeren Markentwertung auch vom Preise der Güter, nicht nur vom Preise der Dienste fernzuhalten. Diese Hoffnung ist gescheitert, die Preise der Güter haben sich der Markentwertung angepaßt, und das einzige Gebiet, auf dem der Kampf für Aufrechterhaltung des Markdenkens sich einigermaßen durchsetzte, ist das Gebiet der Löhne gewesen. Die Weigerung, eine Geldentwertung offiziell anzuerkennen, hat die Einkommen der Abhängigen ruiniert, ohne doch die Mark zu retten. Sollen wir trachten, den Zustand zu verewigen, indem wir für die Markrechnung noch eintreten, nachdem sie praktisch nur noch in diesem einen Bezirk, in dem sie so kraß antisozial wirkt, aufrecht erhalten wird? Hier schlägt die soziale Absicht in ihr Gegenteil um.

Wiederum wird behauptet, die Wirtschaft sei nicht in der Lage, Goldlöhne zu zahlen. Dies ist ein Argument, das in Abgründe führt. Wäre die Rechnungslegung unserer großen Privatunternehmungen, die als Beispiel für die Tragfähigkeit unserer Industrie dienen können, wirklich richtig, so müßte man der These beipflichten. Aber es ist gar nicht denkbar, daß es wirklich so schlecht um die deutsche produktive Wirtschaft bestellt ist, wie aus den Bilanzen ihrer repräsentativen Unternehmungen hervorzugehen scheint. Die Tatsache besteht, daß fast alle Güter, die in Deutschland hergestellt werden, zur Zeit den Weltmarktspreis erreicht haben. Die Unternehmungen müssen daher, — ein anderer logischer Schluß ist nicht möglich, — einerseits, solange sie nicht auch Goldlöhne zahlen, sehr große anormale Gewinne erzielt haben, sie müssen ande-

rerseits, sobald sie zum Goldlohnsystem übergehen, in der Lage sein, diese Löhne aus dem Ertrag ihrer Produktion wirklich zu bestreiten. Es gibt nur zwei Alternativen für die Relation zwischen Warenpreis und Arbeitspreis: entweder der Preis der Ware bestimmt den Preis der Arbeit; oder die Arbeit bestimmt den Preis der Ware. Einen Zustand, in dem der Preis der Arbeit den Preis der Ware bestimmte, hatten wir bisher nachweisbar nicht, es muß daher möglich sein, daß der Preis der Ware faktisch den Preis der Arbeit bestimmt, es muß möglich sein, daß die Löhne auf derselben Paritätshöhe gehalten werden wie die Güter, die sich dem Goldstandard fortgesetzt anpassen. Dies war übrigens sowohl in Österreich wie auch in Rußland durchführbar. Es war in Rußland sogar durchführbar, neben dem Zahlungsmittel „Rubel" das Rechnungsmittel „Tscherwonetz" einzuführen, — ein wertbeständiges Fiktivrechnungsmittel, dessen Einführung vielleicht den Papierrubel noch mehr entwertete, der russischen Wirtschaft aber sicher auf die Beine half.

Freilich wird gerade von Österreich immer wieder behauptet, der Indexlohn habe dort zu Katastrophen geführt, man habe ihn bald wieder abbauen müssen. Diese Behauptung ist richtig und ist doch falsch. Sie ist richtig, weil der Indexlohn in Österreich tatsächlich abgeschafft werden mußte; sie ist falsch, weil sie eine Notwendigkeit, die sich erst nach Stabilisierung der österreichischen Krone ergab, als Beispiel für einen Zeitpunkt gelten lassen will, in dem die Mark noch weit von der Stabilisierung entfernt ist. Wenn die Geldentwertung beendet ist, wenn Preise und Löhne den Goldstandard erreicht haben, so sind Veränderungen des Index nicht mehr Veränderungen aus dem Geldwert, sondern aus der Konjunktur. Zu den Verschiebungen, die unter solchen Verhältnissen das Gleichgewicht der Konjunktur wieder herstellen, gehören auch Veränderungen des Lohnes, der somit unmöglich an einen durchweg nur aus der Konjunktur stammenden Index gebunden werden kann. In einem Lande dagegen, in dem die Geldentwertung noch in vollem Fluß begriffen ist, haben Konjunkturänderungen überhaupt keinen wesentlichen Einfluß auf den Index; und wenn man die Löhne mit dem Index verkoppelt, verhindert man nicht die Ausbalancierung von Konjunkturschwankungen, sondern verhindert nur das Abgleiten der Löhne in immer tieferes Realwertniveau. Niemand soll den Abbau des österreichischen Index als beispielgebend für unsere deutschen Verhältnisse hinstellen. Wir werden den Index in demselben Zeitpunkt abbauen müssen, in dem es für Österreich notwendig war, nämlich in dem Augenblick, in dem die Stabilisierung erfolgt ist. Wir werden ihn aber auch in demselben Zeitpunkt, in dem das klügere und beweglichere Österreich es tat, einzuführen haben, nämlich in dem Augenblick, in dem die Geldentwertung zu immer unerträglicheren sozialen Folgen führt.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH“

Gronau/W., den 8. Juni 1923.

An das
Oberlandes-Gericht
Hamm/W.

Das Anklagebänkchen.

Ich war wegen einer Kleinigkeit vor dem Schöffengericht in Hannover angeklagt. Die schwierige Frage sollte entschieden werden, ob eine Schinkenwurst einen höheren Zusatz von Wasser erhalten darf. Das ist eine Frage, die in Fachkreisen ununterbrochen diskutiert wird. Jedenfalls handelte es sich um keine schreckenerregende Tat.

Als meine Sache zur Verhandlung kommen sollte, betrat ich den Raum nahe der Angeklagtenbank von dem Richtertisch. Es wurde weder gefragt, ob ich der Angeklagte sei, noch kam über die Frage selbst etwas zur Sprache. Kaum erschienen, wurde ich in einem herrischen und brutalen Tone von Hern Amtsrichter Lutterbeck aufgefordert, die Angeklagtenbank zu betreten. Der Ton, in dem ich aufgefordert wurde, war herrisch und aufreizend. Ich erlaubte mir daraufhin zu bemerken (ungefähr wörtlich): „Meines Wissens ist neuerdings vom Justizminister eine Verfügung erlassen worden, die bestimmt . . . .“ Weiter ließ der Herr Amtsrichter mich nicht kommen, vielmehr wurde ich in einem noch dringenderen und wütenderen Tone aufgefordert, sofort mich auf die Angeklagtenbank zu setzen. Dabei war es meine Absicht gewesen, das Gericht daraufhin zu verweisen, daß das Justizministerium nach dieser Richtung hin Erleichterungen durch die oben erwähnte neue Verfügung hat schaffen wollen, und gleichzeitig zu bitten, daß man davon absehe, mich auf die Angeklagtenbank zu setzen.

Auf die zweite Aufforderung versuchte ich noch einmal einen Antrag zu stellen, daß man davon absehen wolle, mich auf die Anklagebank zu setzen. Aber ich kam überhaupt nicht zu Wort und bei der dritten, ebenso prompten wie herrischen Aufforderung, sofort mich auf die Angeklagtenbank zu setzen, wurde ich gleichzeitig mit einer dreitägigen Haftstrafe bedroht. Daraufhin lehnte ich es ab, dieser Aufforderung Folge zu leisten, worauf denn „Im Namen des Volkes“ zu Recht erkannt wurde, daß ich mit einem Tage Haft zu bestrafen sei.

Es gibt Richter, die auf das Anklagebänkchen nicht verzichten wollen. Nehmen sie sich sonst auf dem Richterstuhl nicht würdevoll genug aus? *M. B. Teutenberg.*

Die Not der deutschen Studenten und der Buchhändlerbörsenverein.

Es ist reichlich viel über die Not der Studierenden gesprochen worden, weniger getan. Aber immerhin gibt es Aktionen, die hilfreich den durch die wirtschaftliche Notlage Deutschlands wankenden Akademien und ihren Mitgliedern unter die Arme greifen. Das problematische Thema ist immer Beschaffung von Buch oder Zeitschrift, die — zwar nicht teurer als andere Artikel — dennoch unerschwinglich sind für einen Studenten, der sich mit lächerlichen Summen durchschlagen muß. Einige Studierende wandten sich nun an den Verlag der buchkritischen Schriftenfolge, „Die Neue Bücherschau“ (Herausgeber: Gerhart Pohl), um dieses besonders für Neuphilologen wichtige Blatt ermäßigt zu erhalten. Nach langen

Erwägungen entschloß sich der Verlag, den Bitten der Studierenden nachzukommen und gewährte allen vollgültig an deutschen Hochschulen Immatrikulierten deutscher Staatsangehörigkeit 30 Proz. Ermäßigung. Um eine Kontrolle zu haben, wurden die Sekretariate um Sammlung der Abonnentszettel gebeten.

Der Rektor der Universität Hamburg fühlte sich anscheinend durch dieses Angebot in seiner akademischen Würde verletzt und übergab „den Fall“ dem Hamburger Buchhändlerverein. Dieser verklagte den Verlag beim Buchhändlerbörsenverein, der — diktatorisch — die sofortige Annulierung dieses Vorzugsangebotes forderte, weil es „gegen die Verkehrsordnung verstoße“.

Man frage sich: Wo bleibt die Kulturarbeit, von der gerade der Buchhandel so viel mit großen Worten redet, wenn seine Spitzenorganisation sich zu Maßnahmen hinreißen läßt, die als kulturfeindlich schärfste Ablehnung finden müssen? *E. G.*

TISCH MIT BÜCHERN

Rétif de la Brétonne: Revolutionsnächte. Man weiß nicht, ob Rétif mehr Bücher erzeugt hat oder mehr uneheliche Kinder. Jedenfalls war er auf beiden Gebieten ein Massenproduzent. Als „Rousseau du ruisseau“ bezeichnete ihn ein Zeitgenosse und die Nachlebenden, sofern sie überhaupt noch etwas von ihm wissen, kennen ihn als Schuhfetischisten und nichts verschweigenden Führer durch Pariser Bordelle. Die „Revolutionsnächte“ sind ein Teil seines Werkes: „Nuits de Paris“. Bei Ausbruch der Revolution war Rétif schon ein alter Mann. Er kandidierte zum Konvent, wurde aber nicht gewählt. Die Revolution zerstörte seine Druckerei und machte ihn zum Bettler. Er hat also keinen persönlichen Anlaß, mit der Revolution zu sympathisieren. Aber seine Aufzeichnungen schließen doch mit dem Ruf: „Es lebe die Republik! Es lebe die Bergpartei!“ Ist es Überzeugung? Oder ist Rétif einer von denen, die sich immer rechtzeitig, „auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen“? Er ist nur ein Mitläufer, aber deshalb kein Feigling. Man hat manchmal den Eindruck, daß ihm der tiefere politische Zusammenhang der Ereignisse nicht immer klar ist. Er beurteilt die Dinge, wie die öffentliche Meinung des Tages sie beurteilt haben mag. Gerade deshalb sind seine Erinnerungen wertvoll, aus denen man über die Außenseite der Revolution Einiges lernen kann. Rétif bedauert die Opfer, hält aber den Terror für berechtigte Notwehr des Volkes. Sein Programm ist: „Wir müssen vor allen Dingen Menschen sein ...“ ... „Da ich überzeugt bin, daß die Menschen weder Gutes noch Böses schaffen können, lasse ich die Dinge gehen, wie sie gehen ...“ Ist er weise oder nur müde? Ihm bleibt das Greisenglück: die Handlungen der anderen zu betrachten. Er flaniert durch Cafés und Theater; im „Palais Royal“, wo die jungen Leute sich am Wortfeuerwerk berauschen, ist er häufiger

Gast. Er sieht Krawalle und Gemetzel und die Karren, die zur Guillotine fahren, überall ist er dabei. So hat er uns ein Bilderbuch der Revolutionsjahre hinterlassen.

Ein auffallend gutes Nachwort von Kurt Kersten ist bemüht, hinter der Maske des Pornographen den Gesellschaftskritiker und Menschenfreund Rétif erkennen zu lassen.

Paul Mayer.

Der Bauernzorn. Dramatische Dichtungen von Eduard Reinacher. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin. 1922. Die Dichtungen Reinachers sind aus Blut und Temperament geschrieben und mit zartestem. Romantisch ausgedrückt: mit Mondstrahlen übergossen. Sie verraten ein starkes eigenartiges Talent, und wer gern dramatische Dichtungen liest — jedermanns Sache ist das ja so ohne weiteres nicht —, dem mögen sie Freude bereiten.

cl. h.

Ernst Weiß: Atua. Drei Erzählungen. (Kurt Wolff Verlag, München.) Weiß war, ehe er zur Literatur kam, Arzt. Das Sezieren ist ihm geblieben. Mit einer gewissen schmerzlichen Verbissenheit vollzieht er es. Aber er hat auch das Andere, das Hoffnungsvolle, das Wiederzusammenfügen, er läßt wachsen und erkennt den Trieb, die Zelle, den mystischen Organismus an. Seine Novellen haben etwas Dunkles, Schweres, sie sind verknüpft mit allen unseren Leiden, ganz satt an unserem Blut, aber man muß doch sagen, daß sie selbst in den trostlosesten Stücken über den Gewissensappell hinaus voll lauter Sehnsucht nach Freude und menschlichem Beglücktsein schwingen. Was bei Vielen seiner Generation zur Manier erstarrte, das Zersprengen der Form und das Komprimieren der Farben und Exaltationen, hat sich bei ihm auf das Leben zu verfestigt: er ist mit jedem Wort nicht nur gewollte Anschauung, sondern heftiges, vitalstes Da—sein.

K.

Emil Ludwig: Am Mittelmeer. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.) Es ist die Reise, die vor dem Krieg der gebildete Mitteleuropäer im Frühjahr oder Herbst machte, und die damals eigentlich eine gesellschaftliche Angelegenheit war. Heute bedeutet sie für uns fast schon wieder etwas Exotisches, und man greift mit melancholischer Freude nach einem solchen Buch, der Kenner, um Erinnerungen zu schmecken, der Neuling, um wenigstens etwas zu kosten. Ludwig hat eine recht glückliche Hand. Obwohl er fast nur die Säume des alten Kulturbeckens streift, gibt er doch volle Extrakte: Sizilianisches, Tunesisches, Griechisches, Türkisches; ich meine die kulturellen Beziehungen, das historische Relief, die ungefähre Atmosphäre, die alle heterogenen Teile eines Landes zur Einheit macht, und die aus dem Landinnern, gerade im Süden, nach der Küste drängen und sich voll anbieten. Aus den

Schlendertagen wird ein Begriff, die Farbe zeigt Phosphorescenz und Laune, die Architektur den gesamten Charakter des Volkes und Landes, und mit Kult und Leidenschaft kommt eine große Bewegung in die vorgestellten Menschen. Was an Bildern dem Buche beigegeben ist, hat man angenehmerweise auf das Knappeste beschränkt und ebenso typisch wie schön gewählt. *K.*

Die komische Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Fränger. (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.) Das Komische als kunstphilosophisches Objekt ist merkwürdig spät entdeckt worden, vielleicht bedurfte es erst der vollen drückenden Schwere dieses Augenblicks, der Ausschau halten läßt nach elementaren Kunst- und Lebensgeistern. Jedenfalls ist die Idee, das Komische in der Kunst aller Zeiten zu kristallisieren, eine ganz ausgezeichnete und Fränger, ein Mann von Witz, Wissen, Laune und Tiefe, unbedingt der richtige Interpret. Seine Einführungen sind ebenso treffend wie skurril. Aber er hat den sicheren Takt, das Motiv selber sprechen zu lassen; er gräbt aus und stellt alte Bilder und Texte wieder her, so das für den Laien rätselhafte Sprichwortbild Breugels, dann die verschollene Erstlingsarbeit Dorés, die kühne, freche und graziöse Persiflage auf die Taten des Herkules. Schließlich Baudelaires Studien „Vom Wesen des Lachens", mit einer Reihe famoser Charakteristiken bedeutender Karikaturisten, zu denen Fränger ein gesiebtes Bildermaterial ausbreitet, das den Text abrundet. Das Schöne an seinen Büchern ist, daß man allenthalben auf Neues stößt, auf überraschende Gesichtspunkte und Auffassungen, nirgends auf Schablonen und Wiedergekautes; und wo er Bekanntes heranzieht, bekommt es stets eine neue Perspektive, wird es zu einer förmlichen Entdeckung. *K.*

Alessandro Manzoni: Werke. Herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. (Theatiner-Verlag, München. Bisher erschienen: Bd. 3—4: Die Verlobten; Bd. 5: Schriften zur Philosophie und Ästhetik.) Richard M. Meyer schrieb: „Mit Boccaccio sei der italienische Name in der Weltliteratur erloschen, Manzoni werde nicht mehr gelesen". Das scheint mir nicht bewiesen. Jedenfalls kennen selbst literaturfremde Kreise in Deutschland wenigstens „Die Verlobten". Sein Gesamtwerk, hängend in einer starken Katholizität, entspricht etwa dem des protestantischen Thomas Mann von heute, dank der Mischung aus romantischen, philosophischen, kritischen, sozialen Bezügen. Für Italien sind die „Verlobten" von großem, nationalem Belang, wie ihn breithin kein entsprechendes Werk in Deutschland hat. Die überaus weitschichtige, von Glauben und Spekulation gleichmäßig getragene philosophische Persönlichkeit gehört zu den kultiviertesten der internationalen Geistigkeit, was im Hinblick auf die hervorragenden Köpfe katholischer Prägung besonders viel heißen will.

Ich sehe deshalb in dieser z. T. erstmaligen deutlichen Veröffentlichung einen wichtigen Beitrag zu unserer ästhetischen Literatur, eine bedeutsame Streckung unseres geistigen Horizontes.

Der Abenteurer in Purpur. Roman von Hans Roselieb. Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet, München. Verlagsabteilung Kempten. Wer gern dicke Bücher mit historischem Hintergrund liest, der mache sich an diesen Roman. Das Abenteurerleben eines Adeligen, der bald ein Bettler, bald ein „König" ist, der bald ernst und bald als Narr genommen wird, ist zwar nicht gerade auf die zwingendste Art hier angepackt, doch gelingt es dem Autor Stimmung, Farbe und Charakter der Renaissance-Epoche in geschickten Bildern aufleuchten zu lassen. Ein Buch, das Vätern und Söhnen, überhaupt einem gesamten Familienkreis empfohlen werden kann. *cl. h.*

Das Abenteuer. Von Emil Scholl. Rikola-Verlag, Wien-Berlin, Leipzig-München. 1921. Süß — „süaß" — möchte man sagen, ist die süße Poldi, die charmante Heldin von dem Ganzen. Und das Ganze unecht „echt weanerisch" — Honig auf Zucker. Die Erzählung dürfte (ich sage „dürfte", mich dem Österreichischen anpassend) von allen süßen Mädchen und allen dazugehörigen Jünglingen nur so verschlungen werden. *cl. h.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro April bis Juni: in Deutschland 12 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Juniwoche

In München ist der Alarmruf ausgestoßen worden: Kronprinz Rupprecht will bayerischer Staatspräsident werden. Hat man ihn im übrigen Deutschland nicht vernommen? Die Sache wäre wichtig genug, um wichtig genommen zu werden. Warum hängen die monarchistischen Bayern so zäh an dem Plan und Gesetzentwurf, der ihnen einen eignen Staatspräsidenten sichern soll? Um des Herrn von Kahr willen? Der ist seinerzeit von seinen eignen Partei fallen gelassen worden, der sture Intrigant hat nicht einmal unter seinen Freunden Anhänger. Nein, Rupprecht, der nicht mit Maschinengewehren, sondern mit weißgekleideten Jungfrauen einziehen will, mag noch nicht ins Königsschloß; weil ja in einer Epoche niedergehender Wirtschaft keine Zeit für den Aufstieg eines Königs ist, aber er hält sich parat, er folgt dem napoleonischen Prinzip, er wird Staatspräsident, weil die Strecke zum Thron dadurch kleiner wird. Möglich, daß im letzten Augenblick auch noch eine Umbesetzung sattfindet, möglich, daß Rupprecht vorerst einen Platzhalter auf den Sitz des bayerischen Staatspräsidenten entsendet. Man ist der französischen Aufnahme (trotz Monsieur Richert, den Minister Schweyer so rücksichtsvoll fliehen ließ, derselbe Schweyer, der immer „vom angestammten Herrscherhaus" redet!) doch nicht ganz sicher. . . . Wird, kann, soll sich die deutsche Republik mit einem königlichen Freistaat Bayern vertragen?

Ein Staatsmann kann Unwillen erregen, das kann schlimm sein, ein Staatsmann kann zum Widerspruch reizen, das kann störend sein. Aber das schlimmste Schicksal des Staatsmannes ist, wenn er nur mit halbem Ohr gehört wird. Herr Reichskanzler Cuno hat in Königsberg eine Rede gehalten. Da hat er, eingewickelt in eine Menge patriotische Watte, einige sehr heikle Dinge ausgepackt. Er hat zum ersten Mal erklärt, daß das deutsche „Nein", das Poincaré zugeworfen wurde, nur bedingte Geltung habe, nämlich nur solange es im Interesse des deutschen Wirtschaftslebens und der deutschen Souveränität notwendig sei. Das ist nach dem starren System Cunos ein Fortschritt. Politik, die nicht elastisch ist, wird hilflose Schulmeisterei oder unproduktives Pathos. Eine Ahnung von politischer Politik ist Michaelis-Cuno endlich auf-

gedämmert, als er den deutschen Aktivisten (freilich ohne den vollen Mut zur Adresse) zurief: „Die idealste Politik ist fruchtlos, wenn nicht die Macht, sie zu verwirklichen, hinter ihr steht.“ Endlich, nach einem halben Jahre der Passivität — ach, der passive Widerstand eines Volkes schlösse durchaus nicht die geistige Aktivität eines Staatsmannes aus — rafft der Reichskanzler sich zu der Erklärung auf, er stehe auf dem Boden der Tatsachen, er verfolge eine Politik der praktischen Erwägung. Er hätte es nicht sagen müssen, wenn das Selbstverständliche selbstverständlich wäre. . . . Und nun geschah das Bittere: Cunos erste wirklich politische Rede fiel unter den Tisch. Sie wurde, bitterstes Los des Staatsmannes, nur mit halbem Ohr gehört. Sie fiel schon in Deutschland halb unter den Tisch, einmal, weil ihre Wichtigkeiten in allzu viel vaterländische Watte umgewickelt waren. Cunos Reden brauchen einen Redakteur, der unerbittlich streicht, streicht, streicht. (Am besten v o r dem Versammlungstag.) Er redet mit einer Weitschweifigkeit, die anno 1887 statthaft war, jetzt wird Leser und Hörer ungeduldig und wartet nicht bis zu dem Moment, in dem Cuno zum Wesen der Sache gelangt. Dank dieser unerträglich banalen Weitschweifigkeit verschwand die Königsberger Rede sogar für die deutsche Presse (übrigens war ihre technische Verwertung auch blamabel). Die Rede, am Sonntag gehalten, wurde am Sonntag nicht vom Wolffbüro ,sondern von der Telegraphen-Union und von einigen Königsberger Privatberichterstattern ausgegeben. So überwucherte das Drum und Dran; vor lauter Sauce sah man gar keinen Braten. Selbst das „Berliner Tage-Blatt“, das mit ergreifender Treuherzigkeit zu Cuno aufblickt, gab der Rede nur ganz wenig Raum. Und so geschah es, daß die einzige politische Rede, die Cuno seit einem halben Jahr gehalten hat, auch kein richtiges Auslands-Echo fand. Sie wurde überhört! Was war also der Ertrag dieser Cuno-Rede? Er überzeugte einige Aussteller in Königsberg von seiner Kunst, den Text einer vorbereiteten Rede richtig ablesen zu können, und er hatte einen triftigen Vorwand gefunden, ebenso wie Ebert, der Gedächtnisfeier für Rathenau demonstrativ fernzubleiben. Auch das ist ein Ergebnis, aber ein bescheidenes.

Die „K r e u z z e i t u n g“ fordert auf eine geschickt verschleierte Weise zum a k t i v e n W i d e r s t a n d im Ruhrgebiet auf, beruft sich dabei auf Goethes sämtliche Aussprüche über die Tat und den tätigen Menschen und krönt ihren Goethehymnus mit dem Faustzitat: „Im Anfang war die Tat“. Wir freuen uns, daß sich nach 75jährigem Bestehen die „Kreuzzeitung“ endlich dem Weimarischen Geiste etwas angenähert hat. Unseren Dank für diese Wandlung des reaktionären Blattes sagen wir mit Goethes Worten: „Großer Dünkel und allgemeine Begriffe sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten“.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 23. Juni befindet sich ein interessantes Inserat:

> **Ratgeber u. Vertrauensmann**
> eines der deutschen
> **Finanzgenies**
> auf volks- und privatwirtschaftlichem Gebiet, Dr. rer. pol. und Vollchemiker, mit allen Mängeln und Möglichkeiten **der derzeitigen Gesetzgebung,** die zwischen Gold und Papier orakelt, **vertraut, würde seine Tätigkeit** bei gleichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen tauschen. Anfragen unt. 504 an die Exp. d. Bl.

Finanzgenie? Ratgeber eines Finanzgenies, das zwischen Gold und Papier orakelt, ein Techniker, der mit allen Mängeln und Möglichkeiten der derzeitigen Gesetzgebung zu jonglieren versteht — dieser Unentbehrliche flieht durch das Tor des Stinnesblattes. Finanzgenie? . . . Soll am Ende Stinnes selbst verwaist und weinend an der Pforte der Inseratenabteilung seiner Zeitung übrig bleiben?

An die Leser und Freunde des „T.-B."

Der Abonnementspreis des T.-B. muß das nächste Vierteljahr

25 000 Mark

betragen, wobei wir uns, wenn Druckkosten und Papier weiter steigen, eine Nachzahlung vorbehalten müssen.

Wir bitten, die hier beiliegende Zahlkarte zur raschen Einzahlung zu benutzen. Abonnenten, die verspätet einzahlen, werden wir mit Rücksicht auf die Geldentwertung, nach dem 15. Juli, mit einer Mahn- und Geldentwertungsentschädigung belegen müssen. Hingegen sind wir bereit, geistigen Arbeitern, denen der lieb gewordenen Bezug des Tage-Buches durch ihre Not unmöglich würde, Erleichterungen zu gewähren — aus unserem Hilfsfonds für geistige Arbeiter, auf den wir die Aufmerksamkeit unserer begüterten Freunde ausdrücklich wieder lenken wollen.

Redaktion und Verwaltung des T.-B.

Henry **F o r d** kandidiert als Präsident der Vereinigten Staaten. In der „Nation" malt Oswald Garrison Villard das Bild des „reichsten Mannes der Welt" und protestiert mit der Kraft seiner menschlichen und politischen Erfahrung gegen die Möglichkeit, daß der reichste Fabrikant Amerikas sein politischer Beherrscher werden soll. Das Problem ist, wie man sieht, überall in der Welt das gleiche: Hie Stinnesierung, dort Fordisierung. Daß Ford, von dem unsere dankbaren Deutschvölkischen nur mit tiefer Verbeugung sprechen, das Urbild des launischen Emporkömmlings ist, wird seine Chancen im Wahlkampf gewiß nur erhöhen. Die Welt ist fügbar geworden — auch drüben, jenseits des großen Wassers.

Einer, der ihn in der Nähe sah.

„Meiner Ansicht nach könnte er seinen höchsten Ehrgeiz erfüllen, wenn er bloß das Beispiel eines guten Schusters befolgte und bei seinen Leisten bliebe, das heißt, bei den Problemen der Menschlichkeit und Produktion in der Industrie, und wenn er nationale, internationale und Rassenprobleme in Frieden ließe."

So äußert sich Dr. Samuel S. Marquis über die politischen Bestrebungen des Henry Ford. Niemand kann Mr. Ford besser kennen als der Mann, der jahrelang sein warmer Freund, sein Berater und sein Angestellter war. Innerhalb der drei Jahre, während der Dr. Marquis der Vorsitzende der volkswissenschaftlichen Abteilung der „Ford Motor Company" war, hat er die Innenseite dieser erstaunlichen Organisation so klar gesehen wie wenige andere, und das Resultat dieser Beobachtungen über Henry Ford als Menschen, als Fabrikanten und als Unternehmer hat er in einem Band von gesammelten Artikeln: Henry Ford, eine Interpretation, — niedergelegt; das Werk ist soeben bei Little, Brown u. Co. erschienen.

Es ist ein Buch von besonderer Wichtigkeit für diese Zeit, aber es ist auch, abgesehen davon, bewundernswert wegen seiner außerordentlichen Objektivität und seiner erfrischenden Aufrichtigkeit, beide so selten in Biographien dieser Art. Sollte Mr. Ford zum Präsidenten ernannt werden, so müßte dieses Buch in die Hand jedes Wählers gegeben werden. Denn beinahe jede Seite enthält überzeugende Gründe, warum er nicht geeignet ist, ins Weiße Haus gesandt zu werden.

„Ich kenne kein Studium, das mich mehr beschäftigen könnte, als das der Psychologie Fords," schreibt Dr. Marquis. „Es ist fraglos fesselnd. Kein anderer Mann, außerhalb des politischen Lebens stehend, hat so sehr die Bewunderung und die Phantasie der Amerikaner erregt, denn kein anderer Mann ist so schnell von der Armut in die Höhe gestiegen wie er, nämlich der reichste Mann der Welt zu sein. Keine andere Persönlichkeit ist so sehr „en vue" und so selten analysiert worden.

„Sagen Sie uns, was für eine Art von Mensch ist Henry Ford?", ist die Frage, die so oft denjenigen gestellt wird, die ihn kennen,

oder an die Journalisten gerichtet wird, von denen man annimmt, daß sie einen Schlüssel zu dieser komplexen, paradoxen Persönlichkeit besitzen. Dr. Marquis kennt ihn, „eine erstaunliche Mischung von entgegengesetzten Naturen". Es tobt in ihm, so sagt dieser Boswell, „ein endloser Konflikt zwischen Idealen, Gefühlen und Impulsen, die so verschieden sind wie Tag und Nacht — ein Kampf, der einem zeitweise das Gefühl gibt, daß in ihm zwei verschiedene Personen um die Oberhand ringen, wovon keine einen endgültigen Sieg erlangen kann. So ist eskein Wunder, daß Ford-Geschichten die beste Art von Material zum Auswattieren der amerikanischen Sonntagsblätter sind. Es ist nicht nur das Staunen über den Mann selbst und seinen wunderbaren Aufstieg. Seit die New Yorker Zeitungen die Bilanz der Ford - Gesellschaft für das Jahr 1922 sahen, mit ihrem erstaunlichen Posten: „Kassenbestand **151 000 000** Dollars", nannten sie ihn alle den reichsten Mann der Welt. Das genügt, um mehr als eine Anekdote anzubringen, aber auch das genügt ihm noch nicht. Sein Ehrgeiz, Präsident zu werden, würde schon den meistbesprochenen Mann der Welt zu weitschweifigen Mitteilungen veranlassen.

Denn es sind wirklich ernsthafte Ambitionen, und sie dürfen nicht deshalb gering geschätzt werden, weil Mrs. Ford einen Reporter gegenüber geäußert hat: „Wenn Henry ins Weiße Haus geht, so geht er ohne mich." Dr. Marquis fühlt die Drohung, die in dieser Kandidatur liegt, während seines Studiums dieser Persönlichkeit, und am deutlichsten, als er die Ungeeignetheit Henry Fords für die Präsidentschaft hervorhebt. Jeder objektive Beobachter, der die Laufbahn Henry Fords studiert hat und der die Anforderungen kennt, die die höchste Amt in diesem Moment der Weltgeschichte stellt, muß erschaudern, wenn er denkt, daß dieser Mann zu entscheiden haben soll über unser nationales Schicksal. Es ist nicht deshalb, weil er ein ungebildeter Mann ist und ein Wörterbuch braucht, wenn er seinen Emerson zur Hand nimmt. Es gibt ungebildete Menschen, die gesunden Menschenverstand haben und denen man in jeder Stellung vertrauen würde. Sie haben die angeborene Weisheit und Geduld von Lincoln; sie haben eine Einsicht in die menschliche Natur erlangt; sie haben jenes göttliche Mitgefühl, das der Schlüssel zu so vielen menschlichen Problemen ist, und sie sind festgewurzelt in unerschütterlichen Grundsätzen. Wenn so ein Mann, mag er nun Jackson, oder Johnson oder Lincoln heißen, ein hohes Amt erlangt, so sehen wir darin den Triumph der Demokratie; wir haben davon einen Gewinn für die Nation.

„Ihm fehlt die Güte und die Geduld"

Aber Henry Ford gehört nicht zu diesen, trotz seiner erstaunlichen Erfolge. Die wahre menschliche Güte besitzt er nicht, mag er auch wohltätig und philanthropisch sein. Er besitzt nicht die Charaktereigenschaften, um die Lücken seiner mangelhaften Bil-

dung damit auszufüllen. Er ist ohne diese Geduld, die zugleich Weisheit und eine unschätzbare Eigenschaft ist. Er hat keinen philosophischen Überblick über die Welt, worauf er eine Weltanschauung aufbauen könnte. „Er hat," so sagt Dr. M., „die vielen Menschen eigentümliche Anschauung, daß er eine wirkliche Aufgabe auf dieser Welt zu erfüllen, einen wirklichen Dienst der Menschheit zu leisten hat." „Er möchte gerne," so sagt Ford selbst, „die Welt durch sein Dasein etwas verbessert haben." Aber trotz dieser lobenswerten Bestrebungen hat er nicht gelernt, sein Ich zu lenken und zu bändigen oder Dinge bis ans Ende durchzudenken oder seinen Geist klar und geordnet zu erhalten: „Er hat in sich das Zeug zu einem großen Mann, doch liegt das Material in mehr oder weniger großem Durcheinander umher. Wenn er nur in seinem Inneren das täte, was er in seiner Fabrik getan hat."

Politischer Dilettantismus.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem Henry Ford sein „Friedensschiff" ankündigte, nicht nur, weil ich dabei war, und mich weigerte mitzufahren, sondern weil diese Episode so deutlich die geistige Schwäche dieses Mannes zeigt. Ich bin ganz der Ansicht des Dr. Marquis, daß die Motive dieses Unternehmens lobenswert waren. Richtig gehandhabt, hätte es einen großen Fortschritt in den Friedensbestrebungen aller Menschen bedeutet und wäre vor allem für die Männer in den Schützengräben, die von ihren verdorbenen oder schwachen Regierungen dort festgehalten wurden, ein wahrer Segen gewesen. Ich gab den Rat, den Wahlspruch dieses Unternehmens: „Wir wollen unsere Leute zu Weihnachten zu Hause haben," entweder abgeändert oder weggelassen werden sollte. „Warum?", fragte mich Mr. Ford mit Mißtrauen. Ich erklärte, daß, da das Schiff nicht vor dem 4. Dezember abfahren, in Holland also nicht vor dem 15. eintreffen könnte, die Zeit von da bis Weihnachten zu kurz wäre, um auch nur mit den Kriegführenden verhandeln zu können, und es kaum möglich sei, ihre Antwort vor dem 25. Dezember zu bekommen. Garnicht zu reden von der technischen Unmöglichkeit, die Millionen von Menschen in zehn Tagen übers Meer zu bringen. Meine Anstrengungen hatten nur den Erfolg, daß der Spruch dahin abgeändert wurde: „Wir wollen unsere Leute zu Weihnachten aus den Schützengräben heraus haben." Es war die Geistesverfassung eines eigensinnigen Kindes, mit der wir es zu tun hatten; ein Geist, ohne den nötigen Hintergrund von geschichtlichen und menschlichen Erfahrungen, um seinen Weg durch die wichtigsten Begebenheiten eines solchen umfassenden menschlichen Problems durchzufinden. Es fehlte ihm auch der nötige Instinkt. So starteten er und seine Gäste auf dem „Oskar II.", ohne daß er auch nur den Geschäftssinn gehabt hatte, nachzuforschen, ob diejenigen, die ihn zu diesem Unternehmen gebracht hatten, auch wirklich versichert waren, daß

ihre Botschaft bei den neutralen und kriegführenden Völkern willkommen sein werde. Als er verkündete: „Wir haben das Schiff, Leute!“, fragte ihn ein Journalist, welche Ermunterung er von den ausländischen Staaten empfangen habe. Er versicherte, daß er Einladungen habe. Aber wenn die Berichte wahr sind, so war er erst in der Nähe der norwegischen Küste durch eine Art von Meuterei auf seinem Schiff dazu zu bringen, die Briefe zu lesen, — um zu finden, daß sie zwar höfliche Versicherungen des guten Willens enthielten ,aber über diesen allgemeinen Inhalt auch nicht im geringsten hinausgingen. — Man erschrickt, wenn man denkt, daß einem solchen Kopf die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten anvertraut werden könnte.

Umgang mit Angestellten.

Wir finden in Henry Ford Züge, welche zu den schlechtesten gehören, die Woodrow Wilson während seines Aufenthaltes im Weißen Hause zeigte. Dr. Marquis geht so weit, zu behaupten, daß, wenn Ford Präsident wäre, man sich viele Kosten ersparen könne, da er es ohne Kabinett und andere Ämter machen würde. Ebenso wie Wilson sich mehr und mehr zurückzog, so sagte Ford zu einem Angestellten: „Sie kennen mich zu gut. Von nun an will ich darauf sehen, daß niemand mehr mit mir so intim werden soll.“ Dieselben Worte wurden von Wilson gesagt, die Marquis verwendet, um Ford zu beschreiben: „Die Vereinsamung und Isolierung Henry Fords ist eine nahezu vollkommene. Aus diesem Grund verläßt ihn nie sein Vertrauen auf Erfolg, auch wenn er in andere Sphären des Geistes und der Tätigkeit kommt; denn fremde Kritik erreicht ihn allenfalls, dringt aber niemals ein.“

Beide Männer hatten dieselbe grausame Art gegen Untergebene, die sie beleidigt haben. Dr. M. bedauert die Tatsache, daß Ford beinahe alle bedeutenden Männer, die mitgeholfen haben, seinen Erfolg aufzubauen, entlassen hat. Manchmal artete der Streit mit diesen Menschen sogar in einen Prozeß aus. Manchmal wurden sie ohne weiteres hinausgeworfen. Manchmal in einer Art und Weise, die eine sehr gefährliche Seite von Fords unkontrolliertem Charakter sehen läßt.

Eine dieser Entlassungen ist wert, näher erzählt zu werden. Es handelt sich um einen außerordentlich befähigten Menschen, der besonders in der schwierigen Kriegszeit Besonderes geleistet hatte. Auf die Vorstellungen des Dr. Marquis hin äußerte Ford den Wunsch, den Mann wieder in sein Amt einzusetzen. Zu diesem Zwecke ging Dr. Marquis zu einem Beamten, um mit diesem die Sache zu besprechen. Das Folgende geben wir in Dr. Marquis eigenen Worten:

„Ich sagte dem Betreffenden, daß er sehr unrecht daran getan habe, diesen Mann zu entlassen.“ „Wie können Sie wissen, ob die

Entscheidung von mir ausgegangen ist?" war die Antwort. „Wieso wissen Sie, ob es nicht der Chef gewesen ist?" Ich antwortete, daß ich den Chef nicht für fähig hielte, so etwas zu tun. Während dieses ziemlich hitzigen Gesprächs kam Ford ins Büro. Er hörte unserem Gespräch eine Weile zu und sagte dann: „Ich hab' es getan. Ich entließ den Mann, und er wird auch nicht zurückkommen." Das geschah innerhalb einer Stunde, in der er zweimal gesagt hat, daß er ihn zurücknehmen würde. „Was sagen Sie nun?" sagte der Beamte. „Ich sagte Ihnen, daß Sie den Falschen beschuldigten." „Ich habe das zu sagen," antwortete ich, „was ich schon vorher gesagt habe. Die Entlassung war nicht verdient, und die Art und Weise, in der sie vorgenommen wurde, war weder höflich noch fair." Darauf sagte Ford: „Bringen Sie den Mann morgen in mein Büro, und wir werden die ganze Sache noch einmal durchsprechen." Aber Mr. Ford hielt die Verabredung nicht ein. Das war das Ende der Sache."

Fords Grundsatz heißt: „Behandelt sie schroff." Er durchzieht seine ganze Organisation. Mehr als achtzig Arbeiter einer Abteilung gingen, ohne nähere Mitteilungen zu erhalten, eines Abends nach Hause. Sie kamen am nächsten Morgen zur Arbeit und fanden ihre Plätze weggeräumt und die Stühle aus ihren Zimmern entfernt. Man überließ es ihnen herauszufinden, daß sie entlassen waren. Das Verlangen, den Leuten auf eine artige Weise mitzuteilen, daß man ihre Dienste nicht länger mehr gebrauche, begegnete der Weigerung der Vorgesetzten

Ja, einige der Leute fanden sogar ihre Pulte mit der Axt zerschlagen in einer Anwandlung von Rache, die sich in keiner Weise mit dem Gerechtigkeitsgefühl und der Selbstbeherrschung vertragen, die man bei dem Menschen voraussetzen muß, der 115 Millionen Amerikaner beherrschen soll.

Fords „leidenschaftliche Stürme".

Wie soll solch ein Mensch die auswärtigen Angelegenheiten leiten? Außerdem ist er auch das Opfer „leidenschaftlicher Stürme", die über ihn kommen, so plötzlich wie sie über die Tropen hereinbrechen. Nein, die amerikanischen Arbeiter mögen gebannt sein durch die materiellen Erfolge dieses Mannes, aber sie würden irren, wenn sie ihn durch ihre Stimmen zum Herrscher über sich erwählen.

Es würde natürlich nicht gerecht sein, Ford nur nach den oben erwähnten Dingen zu beurteilen. Es ist außer allem Zweifel, daß er in seinem Tätigkeitsfeld ein genialer Mensch ist, und auch sein Wunsch, mehr für die Menschen zu tun, kann ihm nur positiv angerechnet werden. Die Tatsache, daß seine Werke weiter blühen, trotzdem er alle seine früheren Mitarbeiter verloren hat, zeugt davon, daß er Herr in seinem Betrieb ist.

Er ist der einzige Mensch, der Dinge tun kann, die andere Kapitalisten sofort ruinieren würden, und trotzdem vorwärts kommt.

Seinem geschäftlichen Weiterkommen scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. Der ganze Süden schreit nach ihm, daß er das Untiefenprojekt durchführen soll, im Glauben, daß er mit seinem Zauberstab noch nie gesehene Erfolge herbeiführen werde.

Ohne allen Zweifel ist Mr. Ford Philanthrop — er gibt Geld her. Es gibt ein Spital, auf welches er Millionen verwendet hat, und zweifellos hat er viele private Akte der Wohltätigkeit vollbracht, obwohl er meines Erachtens nie das Glück des großzügigen Gebens empfunden hat. Mir ist ein Fall bekannt, in welchem er offiziell ankündigte, da ßer 10 000 Dollars für eine bestimmte Sache geben wolle und daß er dann schacherte, weil er sich über ein Interview, das von einem Mitglied dieser Unternehmung in die Zeitung gegeben wurde, ärgerte. Aus diesem nebensächlichen Grund weigerte er sich, der Organisation Ausgaben, die nach seinem öffentlichen Versprechen gemacht worden waren, zurückzuzahlen. Auch eine westamerikanische Schule macht ihm ähnliche Vorwürfe — wieder ein Zeichen seiner Unfähigkeit, seine Gefühle zu beherrschen. In keinem dieser Fälle hat man erlebt, daß Mr. Ford je Momente von Reue oder daß er etwas zurückgenommen hätte. Er hat zu sehr das Gefühl, daß e r kein Unrecht tun kann. Er betrachtet jeden mit Mißtrauen und sogar Haß, der es wagt, sich ihm entgegenzustellen. Auch hat er nie ein Bedauern über seine Unbildung ausgesprochen. Er ist bereit, wie die „Friedensschiff-Affaire" zeigt, als erfolgreicher Geschäftsmann sich mit allen Fragen abzugeben, ohne sich genügend vorbereitet zu haben. Man denke sich solch einen Menschen bei der Behandlung einer Frage wie des Chester-Abkommens. Die geographische Unkenntnis von Lloyd George und Wilson ist in Paris genug belacht worden. Geographische Unkenntnis kann natürlich dadurch aufgehoben werden, daß die Unwissenden sich mit Menschen umgeben, deren Kenntnisse sie verwenden. Aber wenn es sich um tieferliegende ökonomische Probleme handelt, kann man nicht bloß einfach die Gehirne der anderen ausnützen, ohne Gefahr zu laufen, schwer geschädigt und betrogen zu werden.

Man nehme Henry Fords Kreuzzug gegen die Juden. Ich schreibe ihn nur seiner vollkommenen Unkenntnis zu. Ich bin überzeugt, daß er nur deswegen nicht an den Ritualmord glaubt, weil man ihm nicht genug Glaubwürdiges darüber erzählt hat.

Dr. Marquis verweist öfter auf die „periodischen Erschütterungen in der Ford-Gesellschaft.

Die Agitation für Ford.

Doch ist kein Zweifel, daß die Stimmung für Ford sehr stark ist, und angesichts Dr. Marquis' Zeugnis für die politischen Ambitionen seines früheren Chefs, ist es unmöglich, die Interviews mit der Behauptung, „Ford sei kein Kandidat", ernst zu nehmen. Man lasse nur irgend einen Interessierten mit den Ford-Agenten

sprechen, man lasse beobachten, was in einzelnen Staaten für seine Kandidatur getan wird. Man zeige ihm die Fordschen Hauptquartiere in den verschiedenen Städten, und dann lasse man ihn die Mitteilung lesen, daß, wenn das Publikum Henry Ford zum Präsidenten wählen würde, es ihn mit Gewalt herschleppen müsse!

Wo immer man reist, Osten, Westen, Norden oder Süden, der Reisende wird durch irgend etwas an Ford erinnert werden. Das einfache Volk ist überzeugt, daß er einer von denen ist, die den Haupttreffer gemacht haben, daß er einer derjenigen Sterblichen ist, der im großen Glückspiel am meisten auf seine Seite bringen konnte. Sie lieben ihn, weil er, obwohl reich, doch Wall Street haßt, und sich weigert, hineingezogen zu werden. Sie lieben ihn, weil sein Privatleben so musterhaft ist, weil er noch immer dieselbe Frau hat und seinen vielversprechenden und tüchtigen Sohn bewundert. Sie kümmern sich nicht darum, ob er Fords fabriziert und selbst im Rolls-Royce fährt und daß er in einem großen und besonders häßlichen Hause wohnt. Sie sind alle müde der Politiker in der Art von Harding, mit dem Typ eines Universitätsprofessors. Sie brauchen einen erfolgreichen Mann aus ihrer Mitte, um die Regierung zu leiten und ihr ein Leben zu geben.

Die Farmer schreien nach ihm. Sie hätten ihn gern, um ihre Probleme zu lösen.

Daher kommt es, daß die bestunterrichteten Politiker sagen, daß Ford, wenn er durch die demokratischen Wähler zur Regierung käme, er das Land ausfegen würde.

Es gibt viele, die glauben, daß er, selbst ohne die Unterstützung einer der beiden Hauptparteien, bei einer dritten Wahl gewählt werden kann. Wenn dies der Fall sein sollte, würde das Resultat verhängnisvoll für Henry Ford und für das Land sein. Es mag leicht das vollkommene Versagen der Regierungsmaschinerie mit sich bringen. Es würde den Triumph der Untauglichkeit darstellen. Es würde wahrscheinlich den letzten Versuch im amerikanischen politischen Leben darstellen, die Theorie zu realisieren, daß jeder Amerikaner, unbeschadet seiner Erziehung, seiner Erfahrungen, seiner Talente, gleichwertig ist, wenn es sich um die „Kleinigkeit“ der Lösung der Unmenge von verschiedenartigsten Fragen handelt, wo man doch eher daran zweifeln müßte, ob überhaupt ein Mann mit allen nötigen Eigenschaften für einen Präsidenten der Vereinigten Staaten gefunden werden kann.

Ich habe politische Zustände in den Vereinigten Staaten seit mehr als dreißig Jahren beobachtet und darüber geschrieben. Es ist meine Ansicht, daß während dieser ganzen Zeit noch n i e ein so ungeeigneter Kandidat für das Weiße Haus aufgestellt worden ist wie Henry Ford.

Alles nur ausdenkbare Unheil kann der Republik zustoßen, wenn er gewählt werden sollte.

Im Folgenden wird der Versuch gemacht, von einer Begebenheit Zeugnis abzulegen, die in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni sich abgespielt hat und die, ungeachtet sie alle Maße irdischen Lebens aus den Angeln zu heben scheint, eine ruhige, nüchterne Aussprache um so gebieterischer verlangt. Weder soll das Pathos der eigenen Erregung allzu tief in den Bericht über die Vorgänge jener Nacht eindringen, noch soll ihnen eine verwegene, persönliche Deutung unterschoben, am wenigsten aber an der Erörterung okkulter Dinge ein allgemeiner Streit zwischen Religion und Skeptizismus angezündet werden. Der hier berichtet, ist kein Geisternarr und kein Gelehrter; er weiß von der Materie nicht mehr, als Durchschnittsbildung zu verleihen vermag; worüber er sich vernehmen lassen will, ist nur für ihn neu, nicht auch für die Wissenschaft oder ihre Leugner, denn es ist vordem schon von Zuständigeren geschildert worden. Aber es mag so alt oder so neu, so weltwichtig oder so ephemer sein wie es wolle: er hat es gesehen, und sein Zeugnis, ohne die Punze historischer Bedeutsamkeit zu verlangen oder zu verdienen, ist immerhin das Zeugnis eines arbeitenden, wahrheitliebenden Mannes.

Wir fuhren am Montag, den 11. Juni, gegen 8 Uhr abends, nach einem Pavillon des Steinhofes hinaus, wo in der Privatwohnung des Primarius Dr. H., eines leitenden Anstaltsarztes, eine Sitzung mit dem berühmten Medium Willy Sch. stattfinden sollte. Außer der Gattin und dem Bruder des Psychiaters betraten die Wohnung noch ein mir befreundeter zweiter Arzt, ein Apotheker, ein Kaufmann und der Unterfertigte, sodaß wir im ganzen unser sieben waren. Hier muß ein Wort über die Art dieser Persönlichkeiten eingeschaltet werden. Der Hausherr, behandelnder Arzt von dezennienlanger Erfahrung, Psychiater strenger Observanz, macht durch seine sachlich-nüchterne Weise von vornherein jeden Verdacht einer Unlauterkeit zunichte; seine Frau und sein Bruder, in die Studien des Mannes mit Leidenschaft mitversenkt, übertreiben den Ehrgeiz nach lückenloser Kontrolle der Vorgänge so weit, daß ihr Mangel an Empfindlichkeit gelegentlich fast beschämend wirkt. Die übrigen Teilnehmer, bis au fmich schon geschult in Beobachtung, — ernste Leute ohne jedwede Hysterie, — werden nur durch ihr sachliches Interesse und durch die Beschäftigung mit der einschlägigen Literatur hierhergeführt. Ich selbst endlich, neugierig und skeptisch zugleich, entschlossen, jedes fadendünne Endchen einer Machenschaft triumphierend aufzugreifen, bringe dem Kreise keinen Fond an Leichtgläubigkeit, dafür aber die alten, unbequemen, hundertmal gestellten Fragen zu.

Zuerst wird die Wohnung untersucht. Kann sich eine Person ungesehen hier verbergen? Kann sich von außen her ein Fremder einschleichen? Kann durch irgendeine Öffnung ein Gegenstand zu-

gereicht werden? Nein. Gibt es Spiegel, die die Vorgänge umkehren, Bilderrahmen, deren Metallglanz optische Täuschung ermöglicht? Die Stühle, der Tisch, das Tischtuch, das Sofa, die Kissen, die Weckuhr, der Bücherschrank — enthalten sie ein maskiertes doppeltes Gehäuse, in dessen Magen vielleicht Werkzeuge der Taschenspielerei bereitgestellt sind? Wir haben uns gerade von der rettungslos bürgerlichen, unmetaphysischen Natur des Raumes handgreiflich überzeugt, als die Tür sich öffnet und das Medium Willy Sch. eintritt. Der 20jährige Mensch, durch die Versuche des Münchener Arztes und Forschers Schrenck-Notzing rasch zu einer Art von Weltruf gelangt, stammt als Sohn anständiger, arbeitsamer Leute aus Braunau am Inn, ist seines Zeichens Zahntechniker und übt gegenwärtig diesen Beruf mit vielem Fleiß, mit Enthusiasmus aber seinen Lieblingssport, das Fußballspiel, aus. Er ist ein netter, ruhiger, wohlerzogen-gutmütiger Junge, harmlos, gesund, keineswegs „interessant", bescheiden, von nur durchschnittlicher Intelligenz, ohne die Spur komödiantischer Ziererei und mit einem Wort in jedem Zuge das Gegenteil jener Vorstellung, die sich an den Begriff varietétauglicher Sensationen knüpft. Willy sitzt nieder, Primarius H. ergreift seine beiden Arme, während seine Beine durch selbstleuchtende Ringe in jedem Augenblick verfolgbar, von dem Nebenkontrollor am Ortswechsel verhindert werden; nun nehmen auch die übrigen Gäste im Kreise Platz, wir schließen eine Kette mit unseren Händen, und nachdem das Weißlicht abgedreht ist, fließt ein matter, gedämpft roter Schein mäßig leuchtend durch den Raum. (Noch ehe ich hieran meine erste „Entlarvung" zu knüpfen versuche, klärt mein ärztlicher Freund mich darüber auf. Erfahrungsgemäß hemmt und zerstört nämlich Weißlicht die Emanation medialer Kräfte — wie zum Beispiel auch die photographische Platte in der Dunkelkammer nur bei rotem Licht entwickelt werden kann. Übrigens ist es trotz des roten Lichtes jetzt so hell im Zimmer, daß man ohne Anstrengung einen Brief lesen könnte, und von Minute zu Minute paßt sich das Auge dieser Beleuchtung ungehinderter an.) Noch geht ein harmloses Gespräch hin und wider, an dem auch Willy Sch. sich beteiligt — da fährt eine Art elektrischen Schlages schütternd durch seinen Körper, das von ihm gesprochene Wort reißt inmitten einer Silbe ab, und auf die Sekunde genau um ein Viertel nach Neun, das ist die im vorhinein für den Versuch festgesetzte Stunde, verfällt er automatisch in den Trancezustand.

Was Trance bedeutet, werden die meisten — auch in Hypnose unbewanderten — Leser wissen. Willy Sch. vermeint sich in diesem Zustande als Gefäß zweier bei ihm wechselnder „Personifikationen": die eine heißt Mina und stammt aus seiner Knabenzeit, die andere Otto, sie ist jüngeren Datums. Diese beiden Platzhalter betragen sich auf ihre Weise verschieden, äußern besondere Wünsche, sprechen eine verschiedene Sprache; Otto, den sich das Medium als

Italiener vorstellt, radebricht ein eigenartiges, drolliges Romanisch-Deutsch. Der Versuchsleiter geht auf diese geisterglaubende, „spiritistische" Einstellung des Mediums nachsichtig ein, da sie den jungen Menschen bei Laune hält und die Experimente erleichtert, ohne ihrem Forschungsergebnis irgendwie Abbruch zu tun. „Bist du da, Mina?" Eine horizontal schlagende Bewegung der Hände verneint die Frage. „Dann bist du es wol, Otto?" Heftiger Druck der Hände als Ja. „Wirst du das Medium bitten, uns heute neue Versuche sehen zu lassen?" Ja. Nachdem fünf bis sechs Minuten eines vollkommen lethargischen Zustandes vergangen sind, in welchem das Medium nichts hört, nichts spürt, nichts äußert, beginnt mit jäh gesteigertem, keuchendem Atem, mit schlagartigem Zucken der Arme, mit Vornüberneigen des Kopfes, mit Schütteln und Pressen jener vorbereitende, kräftesammelnde, den Laien irgendwie mitleidsvoll ergreifende Akt, für den Schrenck-Notzing das plastische Bild „mediumistische Wehen" gefunden hat. In der Tat: an einen Gebärakt in Schmerzen und Hoffen gemahnt dieses Suchen, Ballen und Ausschleudern geheimnisvoller Energien, die nach und nach von irgendwo (aus dem Körper des Mediums?) hervortreten werden, unsichtbar zuerst, dann sichtbar, meßbar, um unsere Kenntnisse von Chemie, Mechanik und Physik, aber auch von der Psychologie und ihren Nachbargebieten um ein nächtig-tiefes, phantastisch-großartiges, dem kommenden Jahrhundert zugehöriges Kapital zu bereichern. Ein und ein halbes Meter von dem völlig eingeschlossenen, gesicherten Medium entfernt, beginnen die Vorhänge sich zu bauschen; wie ein Wirbelsturm reißt jetzt mit einem Mal eine unsichtbare Kraft von Sekunde zu Sekunde an ihren Falten. Die Kissen, in deren Nähe keine menschliche Person sich aufhält, erheben sich vom Sofa und werden im Zimmer umhergeschleudert; auf dem Schoß der Hausfrau finden sie ein Ziel. Jetzt steigt eine Weckeruhr von der Erde in die Luft, senkrecht, von keinem Finger gehalten, hebt sie sich höher, sie schwebt über dem Tisch, macht Kehrt, legt sich in die Horizontale, beginnt in der Luft zu schellen, wird abgestoppt, fällt auf Befehl des Versuchsleiters klirrend zu Boden. Über eine herrenlose Guitarre geht, weitab vom Medium und von uns, saitenzupfend, musizierend dieses Unsichtbare, Unnennbare, bisher Unerforschte, für das die Gläubigen und die Ungläubigen einen anderen Namen suchen. Bücher blättern sich auf und werden zugeklappt. Leuchtnadeln, vorher in eine Falte der Portiere gesteckt, springen aus dem Stoff, tanzen flirrend durch die Luft und gleiten nieder. Während diese Sensationen der Fernbewegung ,man nennt sie telekinetische, vor sich gehen, spricht der schlafende Willy (oder nein: Otto) gleichförmig flüsternd zu dem Versuchsleiter, äußert seine Wünsche, verlangt eine Art gedämpfter Konversation von den Anwesenden. deren allzu stummes Hinstarren ihn körperlich peinigen würde, entfaltet in manchen Bemerkungen Humor und Ironie, mischt die Verblüffung oder Erschütterung

unserer Augen mit einem versöhnenden menschlichen Laut und überzeugt bei jedem noch so leise geäußerten Verdacht seinen Nachbarn sofort ehrgeizig von der unveränderten ,im übrigen ja durch die Leuchtringe ununterbrochen kontrollierten Gliederlage. Dann verlangt er selbst Weißlicht, und nachdem ein paar heftige Schläge seinen Körper durchzuckt haben, erwacht er langsam dämmernd in das Bewußtsein zurück: um den Satz, den er vor Beginn des Trancezustandes unterbrochen hatte, jetzt genau an der gleichen Stelle fortzusetzen und zu vollenden..

Wir treten in das Nebenzimmer, zünden uns eine Zigarette an. Sekundenlang spricht keiner ein Wort. Einige versuchen zu lachen. Einer erzählt krampfhaft gleichgültige Dinge. Unsinn! Wer wird an Wunder glauben! Wehren sich auch all diese anderen, deren Gesicht um einen Ton blasser geworden zu sein scheint? Oder legt sich nur mir allein eine Art peinigender Klammer um die Brust? Weg mit den Gespenstern! Rationalismus vieler Schul- und mehrerer Lebensjahre — nun komm hervor und streite! Entweder dies alles, was gewesen ist, ist nicht gewesen — oder, wenn es gewesen ist, ist es Humbug! Hat man nicht von Fakiren gehört, die vor den Augen hingegebener Zuschauer Blumen in die Luft steigen ließen, Schlangen und Vögel — und die photographische Platte, als sie das „Wunder“ festhalten sollte, blieb leer? Autosuggestion. Hirnbilder, von zuckenden Nerven auf die gegenüberliegende Wand geworfen. Aber wie: kann ich nicht ruhig mein Wort dafür verpfänden, daß ich nicht während einer einzigen Sekunde irgendwie „bezaubert“ gewesen bin? Saß ich im heißen Wüstenwind, inmitten flagellantischer Beter — oder gingen die Versuche im Zimmer eines Arztes vor sich, nüchtern, ohne jede Stimmungsmache, in fast polizeilich kalter Beobachtung? Nicht mitzuglauben, mitzuzweifeln, kam ich doch hierher; Autosuggestionen ehrgeiziger „Entlarver“ aber haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Und dann auch müßten ja alle sieben Anwesenden vom gleichen Wahn überwältigt worden sein; denn nun tauschen sie alle schon ihre gleichen, fast haargenau übereinstimmenden Eindrücke aus — nein, nicht diese sieben, sondern alle fünfhundert Zeugen der vorangegangenen sechzig Wiener Sitzungen wären besessen oder närrisch, nein, nicht diese fünfhundert, sondern ohne Ausnahme die Tausenden, die im Laufe von Jahren den Münchener Sitzungen Schrenck-Notzings angewohnt und nicht mit einem einzigen Wort eine Leugnung der Tatsachen versucht haben. Gut denn, was zu sehen war, mag gewesen sein; aber da es Wunder doch nicht gibt, läuft alles auf Taschenspielerei hinaus, auf manuelle Geschicklichkeit, auf Zirkuszauberstücke. Allein angenommen, ein junger Mensch vermöchte derlei hinreißende, entzückende Zaubereien: würde er dann nicht in den Varietés beider Welten gegen fürstliche Honorare auftreten, anstatt seine Jugend, seine Gesundheit im dunkeln Winkel einer ärztlichen Versuchskammer auf das Spiel zu setzen? Und die Kontrolle des

Mediums hat ja doch keine Sekunde ausgesetzt — wer von uns also war denn eigentlich der Cagliostro? Um Gaukeleien von solcher Fülle überfallsartig in Szene zu setzen, ohne Vorbereitung, ohne Spiegel, ohne Apparat, ohne eine einzige verdächtige Hantierung: wie vieler Mitverschworener bedürfte es hiezu? — Während ich in stummem Selbstgespräch den Kopf an die Fensterscheibe drücke, tritt Primarius Dr. H. neben mich und legt mir lächelnd die Hand auf die Schulter. „Sie machen jetzt die gleiche Krise durch," sagt er, „wie jeder, der als Saulus gekommen ist und als Paulus ging. Nein, seien Sie gewiß, daß Sie sich nicht getäuscht haben und daß auch kein Betrug mit im Spiele war. Nur . . . die Natur hat uns alle ihre Geheimnisse noch nicht entschleiert." Ich frage, in einer Erregung, die ich verbergen möchte; und er antwortet. Die eine Erklärungsform, die spiritistische, die an das Erscheinen Verstorbener glaubt (und von der ein Teil des Rituales bei den Versuchen allerdings noch beibehalten wird), weist der Arzt von sich; es wäre ja bequem, alle unerforschten Vorgänge Gespenstern zuzuschieben, aber der exakte Wissenschaftler hat mit Geist, nicht mit Geistern zu schaffen. „Bemerken Sie übrigens auch," sagt er, „daß der angebliche Geist lauter Dinge verrichtet, die nach Art und Phantasie sehr wohl in den Intelligenzkreis Willys passen, nicht darüber, nicht darunter." Also entsendet das Medium die Kräfte wirklich aus sich selbst? „Es gibt frühe Tierformen, die als Hinweis dienen können; Wurzelfüßer des Meeres, die aus ihrem Körper Gliedmaßen ohne Zahl entwickeln, um mit ihnen Nahrung an sich zu ziehen und sie dann wieder in ihren Leib zurückzuholen. An solche Scheinfüße, Pseudopodien, muß man denken, wenn das Medium mit unsichtbaren Armen entfernte Dinge ergreift, hebt, fallen läßt." (Wie definiert Grillparzer die Wissenschaft? Als einen Versuch, etwas Unerklärbares durch etwas noch Unerklärbareres zu erklären.) „Dabei", sagt der Hausherr, „haben Sie aber nur erst die einfachste Seite der Phänomenologie kennen gelernt. Daß die entströmten Kräfte des Mediums sich abseits von ihm zu Körpern ballen, die sichtbar, photographierbar sind, daß materialisierte Hände und Füße als Endigungen der ausgesandten Greifglieder erscheinen oder daß vollkommene menschliche Figuren aus dem Medium heraustreten, sich bewegen, sich neigen, verschwinden (Phantome) — endlich, daß das Medium nicht nur fremde Gegenstände auf meterlange Distanz ohne Berührung erhebt, sondern auch selbst in die Luft steigt und ohne Stützpunkt lange frei in der Luft schwebt (Levitation): ist Ihnen dies bekannt geworden?" Ich habe zu wenig gelesen, kenne nur ein paar Bücher aus dieser Rätselecke: Flammarions „Unbekannte Naturkräfte" etwa und die „Philosophie der Mystik" von du Prel. Dr. H. schreibt mir eine ganze große Liste bedeutender Werke auf, aus denen auch hervorgehe, daß die scheinbar so seltenen medialen Kräfte bis zu einem gewissen Grade in jedem Menschen oder doch in vielen von uns schlummern, daß sie erweckt, erzogen, gesteigert

werden können. Er erwähnt zauberhafte Versuche von englischen Gelehrten, so des William Crookes, der sein Medium auf eine selbstregistrierende Dezimalwage setzte — und als weitab davon ein Tisch in die Höhe ging, zeigte sich das Körpergewicht des Mediums um das Gewicht des Tisches vergrößert, womit bewiesen war, daß das Medium selbst mit einem unsichtbaren Greifarm seines Körpers den Tisch gefaßt hatte, hielt und emporstemmte. „Aber wir wollen nun nicht mehr schwatzen, sondern lieber arbeiten," setzt er abschließend hinzu, „vielleicht, wenn Willy ausgeruht ist, daß Sie dann einen Einblick in die ungeheure Welt der Materialisationen bekommen . . ."

Diesmal spreche ich den Wunsch aus, zugleich mit dem Hausherrn die Aufsicht zu führen. Willy, mit der ihm eigenen Kontrollfreudigkeit, stimmt zu. Mein Sessel wird Kante an Kante gegen den seinen gestellt, seine Beine sind fixiert, ich halte seine beiden Hände in den meinen; vielmehr, er umklammert meine Hand mit seinen zehn Fingern, und so oft er in der Folge Kräfte für ein teleplastisches Gebilde sammelt, wird der Druck seiner Finger so hart und schmerzhaft, daß mein unwillkürlicher Wehlaut jeden Zweifel an seiner Anwesenheit beseitigt. Rasch in Trance fallend, setzt er diesmal fast sogleich mit den Phänomen ein: was sich in den nächsten vierzig Minuten begibt, ist so ungeheuerlich, so über jedes beschreibende Wort hinaus grauenhaft niedagewesen, daß man in der Tat es erlebt haben muß, um nicht einem aprioristischen Nein zu erliegen. Unter dem Tisch hervor, weitab von Medium und Gästen, langt eine körperhafte, fleischfarbene Hand, eine Hand mit Daumen und irgendwie ungestalten Fingern, hell im Rotlicht, eine Hand, die sich bewegt, spreizt, in den Vorhang klammert, eine Hand, die jetzt mit blitzartiger Geschwindigkeit von der Erde hinauf über den Tisch fährt, die zugleich oben und zugleich unten sichtbar ist, eine Hand, immer plastisch, immer materiell, die die Glocke vom Boden holt und kräftig schwingt, die mit geballter Faust gegen das Tischbein poltert, einen Band des Konversationslexikons herbeiholt, um darin zu suchen und ein eingelegte Papier herauszuschleudern, eine Hand, die fahlerwerdend bald nur einem Stumpfe gleicht, nein, einem aufgeblähten Handschuh, nein, einem Tierfuß, eine Hand, die griesigwolkig zerschwimmt, in Luft, in leuchtenden roten Nebel zergeht — um zwei Minuten später, unter keuchenden Wehen des Mediums, sich aus dem Nichts, aus dem Nebel wieder zurückzubilden, rotfleischig, armlos, von nichts umgeben, nur in sich selbst ruhend. Ein Gedanke geht mir durch den Kopf: wenn ich für diese Beobachtungen Zeugnis ablege, wird man mich nicht für verrückt halten? Das Medium ist wie mit Klammern fixiert, an Armen und Beinen von mir selbst gehalten; die Teilnehmer schließen eine lückenlose Kette, indem jeder zugleich seine Nachbarn kontrolliert und von ihnen kontrolliert wird; durch die versperrte Tür des Zimmers

konnte kein Fremder eintreten. Und aber die Hand? Diese Nichtshand . . . weitab von uns allen?! Ich sage dem Versuchsleiter etwas ins Ohr. „Lieber Otto," spricht er das Medium Willy daraufhin an, „würdest du den Herrn, der zum ersten Mal in unserem Kreise ist und der begreiflicherweise zweifelt, mit dem Handgebilde berühren?" Das Medium umpreßt meine Finger zum Zeichen des Ja. Ohne seine Hände mit meiner Linken loszulassen, erhebe ich mich und halte den rechten Arm wagrecht fort, näher in das Lichtfeld der Rotlampe. Eine Sekunde geschieht nichts. Dann legt sich die fremde Hand auf meinen Handrücken. Es ist eine unbeschreibliche Empfindung. Durchaus körperhaft, fleischlich rührt sie sich an, etwas kühler vielleicht als sonst menschliche Gliedmaßen, wie von Tau überfeuchtet, indessen mit deutlichem Hervortreten der Anatomie, der Finger, Fleischpolster und Muskulaturen. Ein paar Sekunden liegt dieses Gebilde ruhig auf meiner Haut, so über jede Frage hinaus dreidimensional, so plastisch lebend, daß, wollte ich an seiner Gegenwart zweifeln, ich ebenso gut meinen Hals, die Lampe, den Tisch und das Haus wegleugnen müßte. Dann hebt sich das Gebilde von mir weg etwas höher, das Endorgan scheint jetzt auch aus einem Arm hervorzuwachsen, Hand und Arm bewegen sich schreibend, mit unbekannten Hieroglyphen, in der Luft. Ein unbezähmbarer Wunsch nach Klarheit überwältigt mich, jäh packe ich den schreibenden Arm: da ist mir, als ob ich gegen eine Mauer stieße, harter Wiederstand drück mich zurück, das abseit sitzende Medium schreit in zuckendem Schmerz laut auf — und die teleplastischen Körperformen sind in der gleichen Sekunde verschwunden. Man weckt Willy, Weißlicht wird eingeschaltet, Raum und Menschen zeigen keine Spur eines verdächtigen Gebarens. Wieder mangelt dem Medium, das sich schlaftrunken die Augen reibt und ganz langsam zum Leben zurückkehrt, in völliger Amnesie die Erinnerung oder das Bewußtsein dessen, was geschehen ist.

Es ist Mitternacht, da ich aus dem Hause trete. Stumm liegt die Stadt der Irren da, unter einem wolkigen Mond, der die Konturen der Mauern weicher umzubiegen scheint. Durch die Büsche um die weißen Pavillons geht der Nachtwind und bewegt ihr Laub, daß es aussieht, als schüttelten sich um bleiche Gesichter schwarze Locken. Ein unnennbares Gefühl treibt mich zu raschem Schritt. Wahn und Erkenntnis — wo liegt die Grenze? Sind diese da irr, die Kranken, die nicht mehr wissen — oder wir, die wir immer aufs neue in den Brunnen der Schöpfung hinuntersteigen, um tief unten, an der letzten Steinplatte, uns die Stirnen wundzustoßen? Was ich in dieser Nacht gesehen habe, wer wird es mir erklären? — Der Arzt, mein Freund folgt mir nach. „Für Erklärungen ist es noch zu früh", sagt er, indem er nach seiner Gewohnheit auf unausgesprochene Gedanken antwortet. Vielleicht, daß er recht hat: die okkulten Dinge gehören erst dem morgigen Tage. Dennoch, in

trägem oder übermütigem Abkehren Tatsachen zu verkleinern oder gar zu leugnen, die sind, — geht auch heute nicht mehr an. Kein frecher Scherz, keine hochmütige Kameraderie wird hinwegtun, daß hier eine Revolution unserer ganzen Irdischheit sich ankündigt, die der Erforschung so leidenschaftlich bedarf wie seit Jahrhunderten kein neuer Abschnitt der Biologie. „Die kühnste Brücke, die man je über den Strom des Todes zu schlagen gewagt hat" nennt Maeterlinck in seiner Studie „Über das Leben nach dem Tode", diese Durchleuchtungen des okkulten Rätsels der Welt. Vielleicht übertreibt er, weil er ein Dichter ist — vielleicht hat er eben darum recht. Welche neuen, bisher nur geahnten Kräfte steigen da aus dem Kosmos herauf? Was bindet unsere Seele mit dem leiblichen Gefäß zusammen, wohin stürzen beide in der Stunde des Abschiedes? Bis wohin reicht die formende, schöpferische, gottähnliche Kraft unseres Willens? — Menschen ohne exaktes Wissen, wie ich, können nur erschauernd fragen. An den Wissenden aber ist es, eine Antwort zu suchen.

KURT PINTHUS

FILM-ELEND IN DEUTSCHLAND

Frühzeitig fühlend, wie wichtig der Film für das Volk und gerade für das deutsche Volk als psychisches Movens wie als wirtschaftliches Element werden konnte, wandte ich mich, aus ganz anderen Bezirken der Künste und Wissenschaften kommend, bereits vor Jahren als kritischer Liebhaber dem Film zu, um zu fördern, was aus trüben Anfängen mit vielen Mitteln eine Art neuer Volkskunst und Volksbeglückung zu werden anstrebte. In diesem Blatt (und anderswo) versuchte ich, die charakteristischsten Filme der letzten Jahre jedesmal in wenigen Sätzen so zu beleuchten, daß Prinzipielles für Wesen und Möglichkeiten des Films offenbar werden sollte. Auch in Blättern des Auslands schrieb ich zusammenfassend und werbend für den deutschen Film, so daß z. B. Pariser Blätter auf Grund eines solchen Artikels den deutschen Film der französischen Industrie als Musterbeispiel zusammengeraffter Energie der Boches vorhielten.

Jetzt suche ich seit vielen Wochen in den Berliner Kinos nach einem Film, über den es sich lohnt, auch nur ein paar Worte zu sagen. Weder in den großen Uraufführungstheatern des Ufa-Konzerns, noch in den Einzelgänger-Kinos ist ein neuer Film von Belang zu sehen. Überall werden alte Filme aufgeführt, die man bereits vor Jahren sah; es laufen da etwa zu gleicher Zeit die Lubitsch-Filme: Die „Austernprinzessin", „Romeo und Julia im Schnee", Kohlhiesels Töchter" und „Der Galeerensträfling". Der beste nordische Film „Erotikon" ward zum dritten Male hervorgeholt, und im Ufa-Palast wird bereits seit vier Monaten das verfälschte Edelwild Fridericus Rex unter schädlichsten Folgen für die politische Verdauung der Deutschen langsam zu Tode gehetzt. Es ist zwar ganz nützlich, sich gute alte Filme wieder mal anzusehen;

man erkennt dann, welche fruchtbringenden Ansätze einst vorhanden waren; man erkennt die Wichtigkeit des Filmregisseurs für die Manuskriptgestaltung, für die Erarbeitung der Film-Schauspielkunst; die Notwendigkeit der Gegenhandlung, der nie aussetzenden Bewegung und dennoch immer bleibenden Bildmäßigkeit, man erkennt, was noch fehlte: den Sieg des organisch aufgebauten Films, des rythmisch eingeteilten Filmstreifens über die versprengten Einzeleinfälle des Regisseurs. Solcher Rückblick ist lehrreich . . . aber das dauernde völlige Fehlen neuer guter Filme, trotz der Aufnahmefähigkeit des Publikums, veranlaßt den kritischen Liebhaber zur bekümmerten Feststellung, daß da etwas nicht in Ordnung ist, daß Stagnation und Niedergang in die noch vor kurzem so zukunftsträchtige deutsche Film-Industrie einbrach.

Was bleibt, wenn man auf den abgeflossenen Filmwinter zurückblickt? Es bleibt die Erinnerung an Bergers graziöses, künstlerisch durchgefühltes „Glas Wasser", an die Winterstimmungen und chinesischen Schauspieler des Hagenbeck-Films „Wettlauf ums Glück", an die grandiose schauspielerische Leistung der Nielsen in dem sonst mäßigen Film „Der Absturz". Von Auslandsfilmen sah man nur abgespielte Amerikaner aus verschollenen Entwicklungsepochen des Films. Die Behauptung, daß wir „ein armes Volk geworden seien", haben wir uns an unseren letzten noch erschwingbaren Schuhsohlen abgelaufen. Diese Ausrede gilt nicht, denn wir wissen, daß für den Film jede Geldsumme zu haben ist . . . und auch bezahlt und verbraucht wurde. Es sind zu jeder Zeit teure Filme hergestellt worden — und es hat sich in jedem Fall gelohnt: die guten, wie die schlechten sogenannten Großfilme sind sämtlich ins valutastarke Ausland verkauft worden, wenn auch nicht alle gerade nach Amerika.

Aber immer noch wird unverständlicherweise der traurige Tatbestand verschleiert, daß wir gerade die interessantesten neuen deutschen und ausländischen Filme in Deutschland nicht zu sehen bekommen. Es ist Tatsache, daß uns seit anderthalb Jahren kein Film von Deutschlands immer noch bestem Regisseur Lubitsch, kein Film mit Deutschlands immer noch bestem Filmspieler Jannings vorgeführt wurde. Es ist Tatsache, daß von diesem Lubitsch der besonders liebevoll gearbeitete Film „Die Flamme" seit dreiviertel Jahren, daß seit Monaten Joe Mays Film „Tragödie der Liebe", Jannings „Peter der Große", Jakobys historisches Lustspiel „Napoleons kleiner Bruder" fertiggestellt sind. Es ist Tatsache, daß die Ufa vor Monaten diese Filme gekauft hat. Es ist Tatsache, daß die meisten dieser Filme bereits seit Monaten im Ausland laufen.

Warum hält die Ufa diese Filme zurück? Die Männer der Ufa pflegen zu sagen, sie wollten gerade diese Filme nicht in toten Monaten herausbringen. Aber die Ufa hat sie weder in den bestbesuchten Wintermonaten, als ihren Kinotheatern bereits die guten Filme ausgingen, vorgeführt, noch in den letzten Wochen, während

deren diese Kinos überhaupt nichts mehr zu zeigen hatten. Wir werden also bestenfalls im nächten Winter Filme sehen, — die bereits veraltet sind, wenn sie neu herauskommen; Lubitsch's Technik in der dann anderthalb Jahre alten „Flamme“ wird überholt erscheinen, Kleider und Milieu des großen Gesellschaftsfilms „Tragödie der Liebe“ werden schon bei der Premiere lächerlich unmodern und glanzlos wirken. Die Ufa hat eine Art Monopolstellung mit ihren großen Uraufführungstheatern im Berliner Westen. Es wäre an sich kein Unglück, wenn die wichtigen neuen Filme nicht allesamt gerade in diesen westlichen Theatern Berlins herauskämen. Aber da fast alle großen Erfolge in Deutschland von diesen Theatern ihren Ausgang nahmen, so scheuen sich die herstellenden Firmen, in anderen als diesen Kinos ihre besonders wertvollen Filme uraufführen zu lassen. Es scheint, so muß jetzt auch der Wohlwollende schließen, daß alle Filme zurückgehalten werden, durch welche die Geringwertigkeit der eigenen Produktion der Ufa-Gesellschaften (ich nehme die Decla-Produktion hier aus) enthüllt werden könnte.

Aus ähnlichen Gründen, scheint es, wird uns von den Filmbetrieben die gesamte neue Produktion des Auslands vorenthalten. Die Kontingentierung des Filmimports, die man als Entschuldigung anführt, müßte doch gerade dazu reizen, die besten die geschäftskräftigsten Auslandsfilme statt der verregneten Ladenhüter zu erwerben. Auch die Ausrede, daß der Ankauf der ausländischen Filme zu teuer sei, stimmt nicht. Der Film „The Kid“, in dem die beiden menschlich-hinreißendsten Filmschauspieler der Welt als Vater und Adoptivsohn zusammen auftreten: Charles Chaplin und Jacky Coogan, ist überall der größte künstlerische Erfolg und das größte Geschäft gewesen, in den U. S. A. sowohl wie in Österreich. Dieser zugleich rührendste und lustigste Film ist, so erzählen mir Wiener Freunde, in Wien in Dutzenden von Kinos zugleich wochenlang täglich von 3 Uhr mittags bis 11 Uhr nachts hintereinander ohne jedes Beiprogramm vorgefüht worden. Und dieser Film wurde nach Österreich zu einer Zeit gebracht, als die deutsche Mark noch auf ragender Höhe über der Krone strahlte. Hier ist anscheinend der filmgemäßeste, erschütterndste Film, der je gedreht wurde . . . und eine Möglichkeit, die angeblich ausgedörrten Kassen der Verleiher und Theaterbesitzer und zugleich das Glücksquantum unseres armen Volkes in einfachster Weise zu bereichern. Wir bekamen bisher weder einen der großen qualitätstrotzenden Griffith-Filme zu sehen noch die Strohheim-Filme, noch die neue Pickford- und Fairbanks-Filme, noch einen Kammerspielfilm wie „Todesangst“ (mit 4 Personen). In Frankreich hat sich ein Dichter zum Film bekehrt, Abel Gance; er ward Filmregisseur und stellte den Film „J'accuse“ her. Alle, die diesen Film sahen, versichern: ein Film voll Phantasie und raffinierter, geschmackvoller Ausnutzung technischer Möglichkeiten; der

erste geglückte Versuch, einen Film in den Dienst einer großen Idee zu stellen; ein Film der Humanität. Gance mußte nach diesem Film Frankreich verlassen; in Italien wurde „J'accuse“ wegen seiner pazifistischen Tendenz verboten. Ein mir befreundeter französischer Filmschriftsteller, der lange in Deutschland lebte, schreibt mir, er könne es nicht fassen, daß Gance, „ein Poet, ein Träumer, überzeugt von einer besseren Zukunft der Menschheit“ in der deutschen Filmindustrie „als Nationalist und erbitterter Feind Deutschlands erachtet werde“. Es wäre eine edle Rache gewesen, nachdem „Fridericus Rex“ in den romanischen Ländern als Propaganda für die unveränderte kriegerische und rohe Gesinnung der Deutschen mißbraucht wird, den J'accuse-Film als Dokument versöhnlicher Gesinnung des nationalistisch überreizten Frankreich vorzuführen.

Ich setze diese Tatsachen und Fragen simpel und nüchtern hierher, ohne aus ihnen eine feuilletonistische Omelette oder ein rethorisches Anklagestück zu formen. Und ebenso sachlich sei geschlossen: Wir wissen, daß wir in Deutschland augenblicklich aus wirtschaftlichen Gründen schwieriger und seltener als in allen anderen Ländern der Erdoberfläche gute Filme herstellen können. Wir wissen, daß wir nicht nur arm an Substanz, sondern auch arm an wertvollen und volkstümlichen Manuskripten sind, daß wir nicht einmal einen internationalen weiblichen Filmstar haben (die Nielsen ist für das große Publikum nicht „süß“ genug). Aber es darf nicht geschehen, wie es bereits in einigen Industrien, und wie es beklagenswerterweise bereits im wertvollsten Zweig der deutschen Filmindustrie, im Kulturfilm, geschieht: daß neuerdings unsere interessantesten Filme nur für den Export gearbeitet werden, und daß aus allerlei durchsichtigen und undurchsichtigen Gründen der Hersteller, Verleiher und Theaterbesitzer gerade diese fortgeschrittensten deutschen Filme zurückgehalten werden, während ganz Deutschland mit schlechten und alten Filmen überschwemmt wird. Deutschland ist von außen her hinreichend blockiert; will es seine Armseligkeit (ach so arm und so gar nicht selig!) freiwillig steigern, indem es sich selbst noch von innen blockiert?

HANS SCHIEBELHUTH

Lied

Ich weiß Dein Walten
Leicht, leis,
Dich hüten, halten
Heischt ein Geheiss:
Geheimnis im Nachten
Wundern im Licht,
Traumträchtig Trachten,
Selig Gesicht
Blühgütig Wollen,
Vielstufig Versterktsein,
Taumeltief Tollen,
Lächelnd Gerecktsein,
Schwärmen und Schweifen
Rauschgeregt,
Zärtlich Begreifen
Allherzgehegt
Gibst Du, nimmst Du,
Das bewegt, das beruht,
Schweigst Du, schwimmst Du,
Blume im Blut.

Die kriegerische Niederlage, die wir weniger unseren tapferen Heeren als unserer elendiglichen damaligen Staatsführung zu verdanken haben, hat sich leider nicht nur auf uns Deutsche im Inland erstreckt. Sie hat sich auch für die vielen Millionen Deutsche, die außerhalb unseres Vaterlandes wohnen, ausgewirkt und tut es noch heute und in die Zukunft hinein. Insbesondere die zahlreichen Deutschen, die in Amerika, das heißt in den Vereinigten Staaten, ansässig geworden sind, haben schwer unter dem Zusammenbruch und der Vereinsamung Deutschlands gelitten und tuen es noch immer. Schon gleich im Kriege fing die Marterzeit für sie an. Wer nicht in jenen Jahren in Nordamerika gelebt hat, ahnt nicht, mit welcher ausgeklügelten Niederträchtigkeit eine von englischem Geist und Geld beeinflußte und geleitete Presse gegen deutsches Wesen und deutsche Art gekämpft hat. Die Unterwühlungsarbeit gegen Deutschland und das Deutschtum hatte ja bereits vor dem Ausbruch des Krieges eingesetzt. Die Überheblichkeit Kaiser Wilhelms des Zweiten und seiner Schranzen, die das englische Volk wie seine Leiter bei jeder Gelegenheit vor die stolzen Langschädel stieß, rächte sich in einer immer heftigeren Abschüttelung, die uns von Seiten unserer Vettern jenseits des Kanals widerfuhr.

Auch auf Amerika dehnte sich diese von Lord Northcliffe geschickt vorbereitete und nun glänzend ausgestaltete Deutschenfeindschaft nach Beginn des Krieges im Nu aus, so daß von vornherein eigentlich Amerikas Neigungen nicht für uns waren. Leider erwiesen sich die Deutschen in der amerikanischen Versprengung damals vielfach als ebenso wenig geschickt, wie ihre Brüder und Schwestern im Mutterland. Einige fielen sogleich mit mehr oder minder lautem Getöse von der deutschen Sache ab. Wobei kennzeichnenderweise die früheren wildesten Hurrahschreier, die sich drüben als „Deutschlands Eichen" aufspielten und bei Kaisers Geburtstag die dicksten Töne redeten, vielfach den Anfang machten. Andere wieder stellten sich zu offensichtlich heraus und feierten im fremden Land und Staat die deutschen Erfolge wie auch die Scheinsiege mit einem Lärm, der unserer Sache mehr schadete als nützte. Und andere wieder, und leider waren es sehr zahlreiche, verkrochen sich gänzlich und vergruben ihre Abstammung und Sprache wie etwas Unehrenhaftes und Gefährliches, mit dem sie und ihre Kinder und Kindeskinder nichts mehr zu tun haben wollten.

Das Ergebnis dieser verschiedenen Haltungsweise war auf allen drei Seiten das gleiche: Ein ungeheures Abflauen und Sinken des deutschen Wesens und Einflusses in Amerika. Und das unglückliche Ende des Krieges, das auf das kindliche ursprüngliche Volk drüben einen starken Eindruck machte, tat das seine, Deutschlands Stellung und Bedeutung zu schmälern. Besonders das junge, von Deutschen abstammende, Geschlecht in Amerika wandte sich mehr

und mehr von den Überlieferungen seiner Eltern ab, sodaß man heute unter der deutsch-amerikanischen Jugend, sofern man sie überhaupt noch als solche ansprechen darf, wenige mehr findet, die die Sprache ihrer Väter beherrschen. Die unglaubliche Hetze gegen alles Deutsche in den Schulen trug dazu bei, die Kinder störrisch zu machen und dem verhaßten Land und Wesen ihrer Vorfahren zu entfremden. Man muß heute jedenfalls mit einem sich leider stetig noch mehrenden Schwinden des Deutschtums in den Vereinigten Staaten rechnen. Selbst in früher kerndeutschen Städten, wie in Chicago und Milwankee, kann sich nur mit Mühe und nur zeitweise noch ein deutsches Theater halten. In New York ist es mit dem Kriege verschwunden und wird wohl auch so bald nicht wieder seine Augen dort aufschlagen.

Was können wir von unserem arm gewordenen Vaterland aus nun für die Erhaltung des Deutschtums in Amerika noch tun? Diese wichtigste Frage beantwortet sich am schnellsten mit einem Schlagwort: Kulturpropaganda. Die Pflege französischer Bildung und Sprache, wie sie von Frankreich, besonders im Morgenland, nach seinem verlorenen Krieg 1870 gefördert wurde, hat seinem Volk ebenso genützt, wie sein heutiger Militarismus ihm schaden wird. Das Geld, das wir vordem für unsere Flotte, die uns nur zum Verderben gereicht hat, und für unsere äußere Repräsentation geopfert haben, wir täten gut daran, es wenigstens teilweise zum Besten unserer innerlichen Vertretung auszugeben, indem wir gewandte Sprecher und tüchtige Künstler und Männer des Geistes nach Amerika entsendeten, die Deutschlands Bedeutung für die Welt zum Ausdruck bringen könnten. Nicht nur nach Art unserer früheren deutschen Austauschprofessoren, die den Leuten drüben in patziger Form die Überlegenheit der wilhelminischen Weltmacht klar zu machen suchten, sondern als Vermittler zwischen dem Lande Washingtons und Whitmans und dem Kants, Schillers und Schoppenhauers und der beiden in manchem so verwandten Völker, die solche Schöpfer hervorgebracht haben. Auf solche Weise würden sich die amerikanische und die deutsche Republik einander wieder nähern und die Macht und das Ansehen unserer Landsleute drüben wachsen.

Man beschimpfe solche Vorschläge nicht von vornherein als verstiegene Träumereien oder Faseleien, wie das von unseren Botschaftereien, die nach Wilhelm noch nicht viel besser geworden sind, mit Behagen geschieht. Wie viel das gesprochene oder geschriebene Wort vermag, das sollten wir Deutschen doch aus dem letzten Kriege gelernt haben. Ein Beispiel nur für meine Behauptung: Als ich vor kurzem in Philadelphia vor Deutsch-Amerikanern redete, weilte dort gerade ein junger Türke, der, ohne die Fehler seines Staates zu beschönigen, gleichwohl im fließendsten Englisch für die Daseinsberechtigung seines Volkes eintrat und seinerseits durch sein kluges und weltmännisches Verhalten hier ebenso viele

Erfolge errang wie sein Kemal Pascha in Kleinasien. Der beste Kern des Deutschtums in Nordamerika, das sind noch heute die Nachkommen jener 1848 herübergeflohenen deutschen Volksmänner, die auf das Wort schwören und ihm Treue hielten. Und was an starker deutscher Überlieferung noch drüben lebt, das schreibt sich meist von jenen dort ansässig gewordenen Freiheitskämpfern her. Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat der Zustrom tüchtiger Menschen von hüben nach drüben mehr und mehr nachgelassen. Deutschland war so reich und mächtig geworden, daß es kaum noch gute Menschenkräfte herzugeben brauchte. Das Gefühl für ihre Herkunft und ihre Art ist einerseits bei den länger dort drüben Weilenden etwas eingeschlummert, anderseits bei den geistig nicht so hervorragenden Leuten, die letzthin vor dem Krieg herübergekommen sind, nicht stark entwickelt. Beide bedürfen des Zuspruchs und des geistigen Nachschubs von der Heimat.

Gewiß, die in Deutschland geborenen und die dem Deutschtum getreuen Amerikaner sind sich in der jüngsten Zeit wieder mehr ihrer Bedeutung bewußt geworden. Nachdem die Welt zum Teil eingesehen hat, daß die Deutschen doch nicht allein die Kriegsschuldigen und doch nicht allesamt „Hunnen" waren, durften auch die in der nordamerikanischen Verstreutheit lebenden Deutschen auf ihr Germanentum pochen. Man hat neben manchen anderen Zeichen einer Wiederauflebung des Deutschtums die Steuben-Gesellschaft gegründet, benannt nach dem preußisch-amerikanischen General, der am siebenjährigen Kriege teilnahm und dann, als ihn kleinliche höfische Machenschaften übers Meer getrieben hatten, unter dem ihm befreundeten Washington der eigentliche Einrichter des amerikanischen Heeres wurde. Unter dem Namen dieses deutschen Lafayette, der für Amerika mindestens ebenso viel geleistet hat als jener republikanisch gesonnene Marquis, hat sich das deutsche Element drüben neu zusammengeschlossen, und beginnt schon bei den Wahlen seine wichtige Rolle zu spielen. Daß sie heutzutage mit ihrer alten Heimat noch viel mehr verbindet, als in den Zeiten des Kaisertums, das wird den Leutchen drüben erst allmählich klar. Jedenfalls schadet unsere augenblickliche Verfassung ihrer Geltung in den Staaten weniger, als das monarchistische Gepränge, das früher wohl zu Kaisers Geburtstagen drüben entfaltet wurde. In politischer Hinsicht tun wir gut daran, die zu amerikanischen Bürgern gewordenen Deutschen sich selber und ihrem Vaterland zu überlassen. Jeden Eingriff auf diesem Gebiet würde man uns schwer verargen. Was man uns aber kaum verübeln wird, ist dies, wenn wir ihnen auf dem Boden der Bildung beistehen und die lebendige geistige Verbindung in den Wissenschaften und Künsten mit ihnen aufrecht halten. Den Verkehr und Austausch mit uns auf diesen Wegen wird man ihnen nicht wehren. Und es muß an uns liegen, ihn möglichst wertvoll für die unsrigen drüben zu machen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Juniwoche

Die neuen Markstützungsmaßnahmen der Reichsregierung sind gewiß noch nicht ideal, aber sie sind, isoliert betrachtet, doch besser als irgendein vorangegangener Versuch, insbesondere als jene schmähliche Komödie, die vor vier Monaten aufgeführt wurde. Das macht: sie beschränken sich nicht auf leere Intervention, (von der, auf finanziellem Gebiet, dasselbe zu sagen ist, wie vom Belagerungszustand auf politischem: mit Interventionen kann jeder Esel stabilisieren, — notabene — solange der Interventionsfond reicht) — sie beschränken sich also nicht auf platte Intervention mit Geldmitteln, sondern sie intervenieren auch mit marktbeengenden Regulationen, sogar mit solchen, die das Arbitagegeschäft, das bisher als sakrosankt galt, zunächst unterbinden. Aber wenn die neuen Maßnahmen einen gewissen Erfolg für sich beanspruchen können (— mit der Einschränkung, von der weiter unten die Rede sein wird —) so wird um so unbegreiflicher, daß die Mark erst auf den Wert eines Sechstausendstel eines Dollars sinken mußte, ehe man sich dazu aufraffte, oder ehe man gestattete, daß der Weg beschritten werde, den man nach jahrelangen Kampagnen nun doch, wenn auch noch schüchtern, einzuschlagen gezwungen ist. Es ist das ewige deutsche Lied: Die Lage muß schon verzweifelt sein, ehe man die Phantasie, die Tatkraft oder den Opfermut zu Schritten aufbringt, die, früher unternommen, vielleicht noch Rettung gebracht hätten. Als der Dollar nach dem Rathenau-Mord auf 300 stieg, erließ die Regierung Wirth, — spät genug! — eine Devisenordnung, die nur Bruchstücke dessen erhielt, was jetzt verfügt worden ist. Aber erinnert man sich des wütenden Feldzuges, der gegen jene Verordnung damas geführt worden ist, und erinnert man sich, wer der oberste Anführer der Saboteure war? Es war derselbe Dr. Becker, der heute im Amte des Wirtschaftsministers sitzt, derselbe Dr. Becker, der die neuen, unvergleichbar weitergehenden Bestimmungen nicht zum wenigsten mit zu verantworten hat. Der Fall liegt so kraß, daß er in einem gesünderen politischen Organismus nicht nur zur sofortigen Abstoßung eines derart kompromittierten Mannes, nicht nur zu schonungsloser nachträglicher Abrechnung mit einer Regierung und ihren Seitentüren führen würde, die sich gegen die nunmehr von ihr selbst als aussichtsvoll betrachteten Löschmittel so lange wehrte, bis das Haus afst abgebrannt war, — er würde auch als eindringlichste Mahnung empfohlen werden, daß das Unvermeidliche mit Sicherheit ja doch kommen muß, er würde zur Revision aller möglichen Taktiken inbezug auf Währung, Reparationen, Steuern und dergleichen aufrufen. Aber Deutschland ist zerrüttet, weniger am Körper als am Geist. Es vermag keine Er-

fahrung mehr zu apperzipieren, es lebt sein Schicksal, ohne Lehren daraus zu ziehen.

Zöge es solche Lehren, so begriffe es sogleich, warum sogar die neuen Maßnahmen, von denen zuvor gesagt wurde, daß sie, isoliert betrachtet, besser seien als irgend ein vorangegangener Versuch, im großen Zusammenhang der Geschehnisse doch unwirksam bleiben müssen. Diese Maßnahmen, noch etwas versteift, wären vielleicht erlösend gewesen, wenn man sie vor zwei Jahren oder sogar noch vor sieben Monaten durchgeführt hätte. Sie müssen ein Fehlschlag sein oder können höchstens bremsenden Wirkung ausüben, solange das Ruhrabenteuer und insbesondere die Art, in der es heute finanziert wird, fortdauern. Jedermann, der die Zusammensetzung auch nur andeutungsweise übersieht, weiß das; aber der geistige Terror in diesem Lande und in diesen Zeitläufen ist so furchtbar, daß selbst von den Wissenden kaum einer gelegentlich davon zu sprechen wagt. Um so zwingender die Pflicht, an den paar Stellen, an denen freie Meinungsäußerung heute möglich, ohne Unterlaß die Wahrheit auszusprechen. In diesem Hefte ist es oft genug geschehen. Aber da man das Urteil eines einzelnen Menschen für befangen halten mag, seien zwei andere Sachverständige zitiert. Arthur Feiler schreibt in der Frankfurter Zeitung:

> „Der Ruhrkampf hat die 50 Millionen Deutschen im unbesetzten Gebiet vor die Aufgabe gestellt, die 10 Millionen Deutschen im alt- und neubesetzten Gebiet, die zu einem großen Teile in ihrer wirtschaftlichen Arbeit gelähmt sind, zu eben diesem Teile für die Dauer des Ruhrkampfs zu erhalten. Wir aber haben zur Erfüllung dieser Aufgabe lediglich die Notenpresse in Funktion gesetzt! . . . Wir finanzieren, um es kurz zu sagen, den Ruhrkampf auf dieselbe Weise, in der wir unter Herrn Doktor Helfferich den Weltkrieg finanziert haben. Aber die neue Zerstörung der Mark ist die Antwort darauf. Sie legt eine Inflationssteuer von riesigem Umfange gerade auf die Schichten, die am wenigsten imstande sind sie zu tragen."

Hier ist gesagt, was der Kern alles Übels ist: Wenn der Ruhrkrieg schon geführt werden muß, so kann und darf er nicht so geführt werden, daß die Aufbringung seiner Kosten auf spätere Zeiten verlegt wird, dann müssen, wie es in England während des Weltkrieges geschah, Mittel und Wege gefunden werden, die Kosten — die riesigen Kosten, von denen sich das Publikum gar keine Vorstellung macht! — sogleich und Schritt für Schritt auf dem Steuerwege wieder hereinzubringen. Geschieht das nicht, — und noch ist nicht das leiseste Anzeichen dafür sichtbar, — so kann keine noch so rigorose Devisenverordnung der weiteren Markzerstörung Einhalt gebieten. Wie hoch aber belaufen sich die Kosten? Ludwig Quessel, der bekannte Wirtschaftspolitiker, gibt in den „Sozialistischen Monatsheften einen kurzen Überblick:

„Durch die passive Resistenz, die den ganzen Eisenbahnbetrieb im alt- und neubesetzten Gebiet stillgelegt hat, ist das Defizit der Reichseisenbahn so gewaltig gewachsen, daß es schon im Mai die gesamten Reichseinnahmen verschlang. Das Reich steht also nach Deckung des Defizits der Reichsbahn völlig mittellos da. Und dieser aller Einnahmen beraubte Staat verkündet in seinen Noten dem Ausland, daß er sich stark genug fühle, den passiven Widerstand fortzusetzen, das heißt 10 Millionen Menschen durch Banknoten während der Reparationsverhandlungen, die ihrer komplexen Natur nach erst nach Monaten abgeschlossen werden können, zu unterhalten. Man begreift, daß selbst das deutschfreundliche Ausland, soweit es Zahlen zu lesen versteht, zu glauben beginnt, daß das Kabinett Cuno hilflos der Ruhrkriegspsychose erlegen ist . . . Es ist jetzt nach den schnell aufeinander folgenden Markkatastrophen vollkommen sicher, daß die Billion Papiermarkkredit, die die Ruhrindustrie von der Reichsbank erhalten hat, in völlig entwerteter Papiermark, also nur zu einem Bruchteil ihres ursprünglichen Werts, zurückgezahlt werden wird. Steckten hinter einem Kredit von 1 Billion Papiermark bei einem Dollarkurs von 20 000 rund 200 Millionen Goldmark, so zahlen die Kreditnehmer, wenn sie mit der Abtragung ihrer Schuld warten, bis der Dollarkurs 200 000 erreicht haben wird, nur noch 20 Millionen Goldmark zurück. Wie die Kredite der Ruhrindustrie so sind aber auch Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit im besetzten und unbesetzten Gebiet Folgen des Ruhrkriegs. Alle Erwerbslosen, Kurz- und Kreditarbeiter zusammen werden mit ihren Angehörigen im Juni wahrscheinlich schon mehr als 10 Millionen Köpfe umfassen. Fügt man zu der Summe, die der Unterhalt dieser Riesenarmee dem Reich nimmt, noch die Kosten der Wiederherstellung der infolge der passiven Resistenz mit Dynamit gesprengten Brücken, der in den Kanälen versenkten Kohlenschiffe, der zerstörten Stellvorrichtungen und Rangieranlagen hinzu, so kommt man zu dem Schluß, daß der Ruhrkrieg einer der kostspieligsten Kriege ist, die die Weltgeschichte kennt. . . . Arthur Feiler tut Helfferich in gewissem Sinne unrecht, wenn er dessen Finanzpolitik auf dieselbe Stufe stellt wie die des Kabinetts Cuno. In den ersten Jahren des Weltkrieges wurden die Ausgaben immerhin zu einem erheblichen Teil durch innere Anleihen (Kriegsanleihen) finanziert, wozu dann subsidiär die Inflationssteuer trat. Der Ruhrkrieg kennt aber überhaupt nur eine Form der Finanzierung: eben die Inflationssteuer. Diese jedoch reißt selbst der Arbeiterwitwe, dem hilflosen Altersrentner brutal und herzlos das letzte Genußmittel, das letzte Stück Brot vom Mund weg."

Hier ist die Lage so geschildert, wie sie ist. Ein Krieg, der mehr Goldmilliarden kostet, als die wildeste Reparationsforderung in Jahren kosten würde, wird wie in Umnachtung ohne Kriegsbesteuerung, ohne Kriegssparwirtschaft, ohne Kriegsanleihen und ohne die Aussicht, die Herr Dr. Helfferich vor Jahren in die Worte kleidete: „Unsere Kriegskosten werden unseren Feinden noch auf Generationen hinaus als Bleigewicht an den Füßen hängen!," lediglich durch Schatzwechselbegebung und Papiergelddrucke geführt, — und man bildet sich ein, trotz alledem dem Markverfall Einhalt gebieten zu können.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

1.

Die vernichtende Gemütlichkeit

Ich möchte nicht für Georg Fuchs um Gnade flehen, auch nicht in der Öffentlichkeit. Er hat dem Monsieur Richert 100 Millionen abgeknöpft und er hat, mit noch größerer Schlauheit, in der Verhandlung den Kronprinzen Rupprecht zu erwähnen und rasch wieder zu decken gewußt. Er hat nicht nur für Monsieur Richert gearbeitet, er hat auch um Rupprecht Verdienste. Kein Zweifel, daß Georg Fuchs in der Verhandlung sehr intelligent geschwiegen hat.. Im übrigen war er, was wir in München einen „G'schaftelhuber" zu nennen pflegen. Ein Dilettant, dessen Phantasie zum Dichter zu dürftig, zum Politiker zu reich war. Er wäre ein vornehmer Cognacreisender gewesen, etwas lügnerisch, aber für Qualitätscognacs ehrlich begeistert. Wie merkwürdig es im Schädel des Georg Fuchs aussah, mögen Sie an einem kleinen Detail erkennen: Während der Staatsanwalt plädierte — er verlangt lebenslängliches Zuchthaus für Fuchs — saß dieser an seinem Tisch und zeichnete ganz ruhig Figuren auf ein Blatt Papier. Manderle-Zeichnen nannten wir diese gleichgültig-hingegebne Beschäftigung.

Doch dann trat der Gerichtshof heraus, und der Vorsitzende erklärte, auch in aller Gemütlichkeit: Das Urteil wird am 10. Juli verkündet! Das geschah am 20. Juni.

Da schrak Georg Fuchs zusammen. Aus dem Zuschauerraum stieg ein furchtbarer Seufzer auf, wahrscheinlich von einer Angehörigen eines Angeklagten. Der Kohlenhändler Munk blickte ganz entsetzt zu den Richtern, und Graf Pestalozza, der Verteidiger, packte mit stiller Verbissenheit seine Papiere zusammen. Vom 20. Juni bis zum 10. Juli — das sind drei Wochen! Drei Wochen entsetzlichen Wartens, drei Wochen qualvollster Vorstellungen, drei Wochen entsetzlicher Unsicherheit.

Die Münchener Richter haben den Prozeß in höchst urbanen Formen geführt. Selbst Herr Haß, der Vorsitzende des Fechenbachprozesses, war hier als Beisitzer lange nicht so gierig. Es verzog sich alles ohne unnötige Aufregung. Und dann: drei Wochen qualvollster Wartezeit! Man braucht nur an die Frauen der Angeklagten zu denken, um diese höllische Strafverschärfung in ihrer ganzen Grausamkeit zu würdigen. Zwanzig schlaflose Nächte für diese armen Frauen. Und diese unnötige Qualverhängung geschah in aller Gemütlichkeit

Ein Schuldiger hat sein Recht auf Strafe. Aber hat er eine Pflicht, in Hangen und Bangen drei Wochen zu taumeln? Ist es nicht sittliches Gebot, einem Angeklagten nach Schluß des Beweisverfahrens schnellstens sein Urteil einzuhändigen? Mußten drei Wochen entsetzlicher Warte-Pein als Vorstrafe hinzugefügt werden? War das Beweismaterial nicht bequem in ein paar Stunden zu würdigen? Besteht bei dreiwöchiger Unterbrechung nicht vielmehr die Gefahr, daß die lebendigen Vorgänge der Verhandlung sich im Gedächtnis verwischen? Sind drei Wochen Beratung und Ausfertigung, drei Wochen, in denen die Richter Operetten besuchen oder Biertrinken oder Liebesgeschichten erledigen oder sich mit andern Akten einlassen, sind diese drei Wochen Entfernung vom Thema nicht ein Urteil zur Rechtsverschlechterung? Man sage nicht, daß die Ausführung des umfangreichen Urteils so viel Zeit erfordere. Das Urteil im Fechenbach-Prozeß, das auch in einer längeren Zwischenfrist ausgefertigt wurde, strotzt, wie alle Juristen zugeben, von beschämendsten Irrtümern — vielleicht gerade, weil Herr Haß, der Richter, sich in aller Gemütlichkeit seinen Denkfehlern hingeben konnte.

Die Herren Richter wollten in aller Gemütlichkeit das Urteil vorbereiten und fällen. Das ist das echt bayerische: Grausam in aller Gemütlichkeit!

2.

Kameraden

Der Kapellmeister Machaus, der durch Selbstmord geendet hat, ist der Offizierskamerad der Herren Mayer, Friedmann, Kauffer gewesen, die im Münchener Gerichtssaal als seine unerbittlichsten Belastungszeugen auftraten.

Diese Offiziere, alte Kameraden des Machhaus, hatten es in der Hand, den ganzen Hochverrat des Regimentsfreundes zu verhindern! Sie waren, lange ehe der Staat einschritt, von den Unternehmungen des Machhaus unterrichtet. Einer von ihnen hätte in einer Anwandlung von ein bißchen Güte bloß dem Kameraden die Hand auf die Schulter legen und sagen müssen: „Du, komm zur Besinnung, du spielst mit deinem Leben wie du mit deinem Vaterland spielst." Es ist den Herren Mayer, Friedmann, Kauffer nicht eingefallen. Sie nahmen als Gegenverschwörer an den Beratungen teil, sie ließen den Kameraden immer schuldiger werden, sie nahmen ihm das französische Geld ab und führten 70 Millionen nationalen Zwecken zu (was alles mag nationaler Zweck heißen) und sie deckten sich und die Geschichte erst im letzten Augenblick auf: Der Fuchs sitzt in der Falle und Kamerad Machhaus desgleichen. Der Verteidiger nannte diese Methode „menschlichen Hochverrat".

Ich erzähle die Geschichte dieser Kameradschaft nur, weil diese Offiziere, die in aller Kaltblütigkeit den

Kameraden schuldig werden ließen, sich als besonders deutsche Männer fühlten. Einige von ihnen stehen in der Organisation C und fühlen sich als einzige Pächter lichtesten Deutschtums . . . *—n.*

3.

Eine Rathenau-Gesellschaft?

Geehrter Herr Großmann! Ich besuchte am Freitag die von der bürgerlichen Presse totgeschwiegene Rathenau-Feier der Liga Junge Republik und bitte Sie, als den Ausdruck eines aufrechten ehrlichen Menschen meinen persönlichen Dank für diese wunderbar tiefen Worte, die Sie für Rathenau fanden, entgegennehmen zu wollen. Das Erlebnis des Abends war die nicht nur interessante sondern wichtige Parallele zwischen Rathenau und de Lagarde. Bereits 1903, also lange bevor ihn Diederichs neu edierte, kam ich zu Lagardes Schriften und sagte mir, damals schon Sozialist, wenn auch mehr durch Kropotkin als durch Marx, daß dieses Deutschtum das einzig Mögliche sei. Durfte man das aber damals vor Sozialisten und Demokraten auszusprechen wagen?

Dieser Hinweis auf Lagarde enträtselt sehr viel von dem, was an Rathenau dem Außenstehenden, zu denen ich natürlich gehörte, ganz unerklärlich war. Erklärt aber auch seine im Umkreis der Plutokratie so merkwürdig berührende Einstellung für Einfachheit der Lebensführung. Und hier wieder glaube ich, verehrter Herr Großmann, auch die Erklärung für die Einstellung zu gewinnen, die Sie im Tage-Buch gewissen scheinbar abseits liegenden und doch so ungemein wichtigen Fragen einräumen. Ich entsinne mich nicht, von einem Angehörigen des großen deutschen Schrifttums so bedeutsame Worte über das außerordentlich ernste Alkoholthema gehört zu haben als von Ihnen im Tage-Buch. Man gilt — merkwürdig genug in einer Zeit des Zusammenbruches — als Sonderling wenn nicht gar schlimmeres, wenn man derartige Fragen, die ja längst wisenschaftlich behandelt und gelöst worden sind, ernst nimmt.

Nach dem Tode Rathenaus wurde mir von begisterten jungen Sozialisten der Vorschlag gemacht, eine Gesellschaft zu begründen, die sich der Pflege seines Andenkens widmete. Ich war natürlich dafür, aber an die Ausführung konnte ich aus inneren Gründen nicht gehen, weil ich seinem Wesen noch zu fern stand. Sie haben ihn und sein Wesen mir näher gebracht. Vielleicht haben Sie die Möglichkeit, eine Gemeinschaft, wenn nicht eine kleine unsichtbare Gemeinde zu sammeln, zu der ich sehr gerne stoßen würde. *E. W. Trojan.*

TISCH MIT BÜCHERN

Dr. C. R. Hennings: „Deutsche in England". (Ausland und Heimat Verlags - Aktiengesellschaft. Stuttgart 1923.) Das Buch „Deutsche in England", verfaßt von Dr. C. R. Hennings, erweckt in dem Rezensen-

ten, der ebenfalls ein Deutscher in England war, eine traurige Erinnerung. Eine Erinnerung an die entsetzliche Hilflosigkeit der Hunderttausende von Deutschen, damals, als England ihrem Vaterlande den Krieg erklärte. Gesandter und Konsuln hatten das Land verlassen, und die Deutschen standen da, verwaist wie elternlose Kindlein. Ein Fürsprecher, ein Leiter, ein Mann mit Zivilcourage fand sich nicht unter ihnen. Es war anscheinend nicht einmal einer da, der Beziehungen zur englischen Presse gehabt hätte und in ihr (die selbst in Kriegszeiten nicht ganz ihre traditionelle Freiheit verloren hatte) für sein verleumdetes Volk und Land eingetreten wäre. Wie eine Hammelherde, wahn-, wort- und willenlos, ließen sie sich in die Konzentrationslager treiben.

Dr. Hennings, der auf nationalistischem, wenn auch gemäßigt nationalistischem Boden steht, erwähnt des öfteren das mangelnde Rückgrat der Deutschen im Auslande. Aber es mangelte an ganz Anderem als an Rückgrat und an Patriotismus. Es mangelte das, wodurch Patriotismus erst wirksam wird — im Inland, wie im Ausland — nämlich der Geist. Die Deutschen waren ohne Führung und Fühlung, weil sie wilhelminische Deutsche waren. Ein paar Finanzleute, Profesoren, Ärzte und Ingenieure tuen es eben nicht. Der deutsche Spezialist ist überhaupt der letzte, der sich in ein ganzes anderes Volk hineindenken kann und der bei Fremden sich jenes Ansehen erwürbe, ohne welches der Patriotismus zur bloßen Schwätzerei wird.

Daß Deutschen nicht immer der Geist und die geistigen Beziehungen im Auslande abgegangen sind, beweist Hennings' schönes Kapitel über die 48er in England. Gotfried Kinkel, Arnold Ruge, F. Freiligrath, Karl Schurz, Lothar Bucher, Malwida von Meysenbug, Karl Marx, Friedrich Engels: einst war der Deutsche selbst im Auslande etwas! Es waren meist arme landesflüchtige Leute, (Rezensent kannte noch einige von ihnen), sie waren ganz und gar nicht „schneidig" und „zielbewußt" — aber man hatte selbst in England, und gerade in England, Achtung vor dem Geiste dieser Flüchtlinge, die Kerker und Exil der Aufgabe ihrer Ideale vorgezogen hatten. Was ihren reich gewordenen Enkeln abging, war gerade das, was die 48er besaßen. Es fehlte diesen Epigonen nicht etwa der Patriotismus — ich erinnere den Verfasser an den in England florierenden deutschen Flottenverein: abwesend war nur der Geist in diesem Patriotismus, wie eben gerade die Gründung eines Flottenvereins

unter der Nase des flottenbedürftigen Englands beweist. Patriotismus ohne Takt und Talent ist eben eine sehr gefährliche Sache!

Die gänzliche Isolation — eine noch mehr geistige als politische Isolation — in die das Reich Bismarcks und Wilhelms geraten war, hat auch das Auslandsdeutschtum gelähmt und es zu jener Starr- und Stummheit verurteilt, die mich damals in England entsetzte und die selbst nach dem Kriege anzudauern scheint. Wieviel englische Bücher sind allein über Ruhleben erschienen!

Das Henningssche Buch ist also schon deshalb zu begrüßen, weil es dieses pathetische Schweigen der Auslandsdeutschen bricht. Der Verfasser hat Jahrzehnte lang in London gelebt und die engsten Beziehungen zur deutschen Kolonie unterhalten. Der Ausbruch des Krieges überraschte ihn in England, das er erst nach Friedensschluß wieder verließ. Was er über Nationalität und Naturalisation, über Internierung und Repatriierung, über deutsches Eigentum in England etc. etc. sagt, ist also schon deswegen beachtenswert, weil es ein Mann „on the spot" ist, der hier seine eigenen Erfahrungen gibt und meist recht gesunde Schlüsse aus ihnen zieht. Daß das Buch in einem zwar anspruchslosen, aber darum um so gemeinverständlicheren Stile geschrieben ist, macht es doppelt empfehlenswert. *O. L.*

Der Zensor. Erzählungen von Egon Frey. 1922. Gebrüder Enoch, Verlagsbuchhandlung, Hamburg. „Freys Gestalten sind gesteigerte Typen, sie sind besser und böser als der Durchschnitt . . ." So kündet der Waschzettel an. Ich bin nicht ganz der Ansicht dieses Waschzettels, eher möchte ich sagen: es sind ein wenig verstiegen ausgefallene Typen. Obwohl das ehrliche Wollen des Autors unverkennbar ist, kommt das, was er angestrebt hat, nicht stark genug zum Ausdruck. Er verpulvert sich, ohne zu zünden, alles wirkt ein wenig krampfhaft. Begabung unverkennbar, aber es fehlt das, was das Buch

über — sagen wir den „besseren" Durchschnitt — hinauszuheben vermöchte. *cl. h.*

Graf de Viel-Castel: Der Karneval des zweiten Kaiserreichs. Deutsch von Max Adler. (Opal-Verlag, Paul Aretz, Dresden.) Für Deutschland sind diese Erinnerungen eine Entdeckung, sowohl durch die abgerundete Darstellung eines noch garnicht so weit entfernten Zeitabschnittes, wie durch die erstmalige Übersetzung. Ihr Schreiber stand, ohne Ehrgeiz auf eine erhabene Stellung, dem Hof der letzten Napoleoniden nahe. Er war Konservator am Louvre, ein distinguierter Herr, in seinen künstlerischen Urteilen ziemlich rückwärts gewandt, aber sonst von großer Objektivität. Er hat das Kaiserreich freudig begrüßt, aber doch bemäntelt er die gesellschaftliche Zersetzung mit keiner Zeile, und es bleibt, als er im Herbst 1864 sterbend die Aufzeichnungen abschließt, eigentlich nur noch die Frage, wie wird diese Orgie sich auflösen? Der Krieg von 1870 war ein Abschluß von außen her; aber die Hohlheit des dynastischen Gebäudes, das diesen Stoß nicht mehr vertrug, wird hier an den persönlichen Erlebnissen schrecklich offenbar. Im Mittelgrund steht Eugenie, die Kaiserin, ehrgeizig, klug, in politischen Eingriffen ebenso scharf und eigensinnig wie langweilig und gleichgültig in ihren geselligen Neigungen. Die Einzelzüge sind bemerkenswert und können manche in die deutsche Geschichte übergegangenen Irrtümer korrigeren. *K.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Za la mort

Der Film aus dem Zwielicht

Regie / Manuskript / Titelrolle

Emilio Ghione

Der weltbekannte italienische Apachendarsteller

Die raffinierte Frau:

Fern Andra

Die Apachin:

Kally Sam

Hergestellt von der F. A. J.

für die

National-Film A.-G.

